This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1799.

ZWEYTER BAND.

APRIL, MAY, JUNIUS.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der churfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition.
1799.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 1. April 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

Dessau, im Verlage der chalkographischen Gesellschaft: *Auswahl antiker Gemälde aus den vom Grafen Caylus nur in wenigen Exemplarien ausgegebenen Werke*, mit Erläuterungen begleitet von *August Rode*. In drey Heften im gröfsten Folio auf dem besten Schweizerpapier, jeder mit 8 colorirten Kupfertafeln und einem erläuternden Texte. (Der Preis jedes Heftes 20 Rthlr.)

Der herrschende Geschmack an antiken Zimmerverzierungen, Meubles und Kleidungen, der, alle lächerlichen Abartungen und Zwittergattungen davon abgerechnet, gerade nicht zu den schlimmsten Zeichen unserer Zeit gerechnet werden kann, brachte natürlich öfter als vormals die Frage in Anregung: wie malten die Alten? Sind uns noch Muster ihrer Malerey übrig? Der Natur der Sache nach konnten nur Wandgemälde in verschütteten Gebäuden und Grotten übrig bleiben, und darin sind wirklich von den *sette sale*, die Raphael benutzte, bis auf die herculanischen Gemälde und die Ausgrabungen der Prinzen *Chigi* zu Porcigliani seit 1787 eine Menge Entdeckungen gemacht, und zum Theil durch kostbare Kupferwerke auch diesseits der Alpen verbreitet worden. Aber unter allen, was bis auf *Mirri* herab in diesem Fache versucht worden ist, bleibt doch das Unternehmen, das der kunsterfahrne Graf *Caylus* mit *Mariette* verbunden unter seinen Augen ausführen liefs, nach dem Urtheile der Kenner das zuverlässigste und vorzüglichste. Caylus fand durch einen Zufall das ächte Exemplar der Zeichnungen alter Gemälde, was der Cardinal Legat *Camillo de Massimi* in Spanien besessen hatte, in den Händen spielender Kinder. Es hatte dem allmächtigen Kriegsminister *Louvois* gehört, und war eine gute Prise seines Kammerdieners geworden, von welchem es nach und nach bis in eine Kinderstube herabgestiegen war. Mariette stach nun die Umrisse sauber in Kupfer, und Caylus liefs sie nach dem Muster der colorirten Zeichnungen, die *Petro Sante* — und *Francesco Bartoli* in Rom gemacht hatten, und die bis auf unsere Tage in der vaticanischen Bibliothek gezeigt wurden, durch Frauenzimmer coloriren. So entstand das Werk, was unter dem Titel: *Recueil des peintures antiques trouvées à Rome*, Paris 1757. in gr. fol. mit Caylus Vorrede und Mariette's Erklärungen zu den 33 Kupfertafeln erschienen, aber überhaupt nur in 31 Exemplaren vertheilt worden ist. Am Ende befindet sich der berühmte Mosaikfufsboden von Palästrica nebst Barthelémy's Erklärung. Natürlich wurde dies Werk gleich anfänglich eine aufserordentliche Seltenheit, und nur wenigen Liebhabern glückte es in ihrem Leben, es auch nur zu sehen. Man bezahlte in der Auction von *Outard* für ein Exemplar 2270 Liv. (nicht, wie in unserm neuen Werke angegeben ist, 2500). Nach Caylus Tode fanden sich die Mariettischen Platten im königl. Cabinette. Man kratzte sie auf, und die Verleger *Molinet* und *Lamy* liefsen 100 Exemplare (eine beträchtliche Zahl für so feine Umrisse!) abdrucken, wovon jedes 900 Liv. zu stehen kam. Man vermehrte die Gemälde, die Caylus gehabt hatte, mit den neuen Zeichnungen, wovon 7 die Pyramide des Cestius, 12 die Bäder des Constantins, und die übrigen die Aldrobandinische Hochzeit vorstellten, zusammen 55 Kupfertafeln, in zwey Foliobänden, wozu der Abt *Rive* einen mit Citaten prahlenden, aber äufserst geschmacklosen Commentar herausgab. Das beste war, dafs man wenigstens in der Colorirung die alten Muster vor Augen behielt, so gut sie *Carloni* in Rom nach dem Vaticanischen geben konnte. Indefs machte sich auch dieses zweyte Werk bald so selten, dafs Liebhaber gern 1200 Liv. dafür zahlten, und es doch kaum erhalten konnten. Die meisten Exemplare hatten sich gleich bey der ersten Subscription im Jahre 1782 in die Privatbibliotheken reicher Engländer verloren, *unde nulla redemtio*. Da sich nun aber seitdem die Liebhaberey antiker Wandverzierungen immer mehr ausbreitete; so mufste auch die Nachfrage nach ächten Mustern aus dem Alterthume immer dringender werden. Man weifs, wie unendlich oft die sogenannten herculanischen Tänzerinnen, wovon gleich anfänglich *Giuseppe Gherardi* zu Neapel colorirte Tafeln abzustehlen gewufst hatte, in den Zimmern und Landhäusern unserer Reichen nachgemalt und zu den lächerlichsten Carricaturen nach Zeichnung und Farbengebung verunstaltet worden sind, und wie man nun auch die Attituden der Lady Hamilton von *Rehberg* und sogar die Tischbeinischen Contorni altgriechischer Vasen zu ähnlichen Zwecken angewandt hat. Gewifs war es also eine sehr dankenswürdige Bereitwilligkeit, womit Hr. v. *Erdmannsdorf* in Dessau sein kostbares Exemplar jener Caylusischen Sammlung der dortigen chalkographischen Gesellschaft zu einer Auswahl der vorzüglichsten daraus darbot, und es ihr dadurch möglich machte, die zum Anfang genannte Sammlung in drey Heften zu veranstalten. Da der Künstler, der hier die zarten Umrisse nachzuzeichnen, und den ganzen artistischen Theil zu besorgen erhielt, Hr. *Langenhöffel* in Dessau, selbst in

diesem Fache ein geübter Kenner ist, wie unter andern seine auch auf Kosten jener Gesellschaft gestochene Bacchantin beweiset; und da ein verdienstvoller Ausleger, Hr. *Aug. Rode*, der Uebersetzer des Vitruvs, ganz neue Erklärungen dazu geliefert hat: so ist sie sowohl den Decorationskünstlern, die nun diese leichter zu erhaltenden Muster nachahmen oder auch nur verständig copieren können, als Archäologen gewiss eine sehr willkommene Erscheinung. Dabey ist auch die ganze äussere Einrichtung so glänzend und zierlich, dass Besitzer schöner und ausgesuchter Büchersammlungen und Kupferstichcabinetter sich es kaum versagen werden, auch diese Seltenheit unter ihren Kostbarkeiten aufzustellen. Wir gehen nach dieser allgemeinen Einleitung zur genauern Anzeige der einzelnen Hefte selbst über, wovon jeder seinen eigenen Titel hat, und auch als ein kleines für sich bestehendes Werk besonders gekauft werden kann. Der erste Heft führt den Titel:

Die Pyramide des C. Cestius zu Rom und ihre antiken Gemälde — mit Erläuterungen begleitet von *A. Rode*. Dessau. 1798.

In einer kurzen Vorerinnerung erzählt Hr. *Rode* die Geschichte dieser in Mittelalter als *Meta Romuli* gekannten, in den neuern Zeiten als Bezeichnung des Begräbnisses der in Rom gestorbenen Protestanten oft genannten und besungenen Pyramide des Cestius, wozu auch die ersten drey Kupfertafeln, als Grundriss, Ansicht und Durchschnitt der Pyramide, und Ansicht und Durchschnitt des innern Begräbnisszimmers gehören. Nach dem Gesetze einer hier sehr billigen Sparsamkeit hätten die ersten zwey Tafeln füglich erspart und mit ein paar interessantern aus den Peintures vertauscht werden können. Wer hat nicht diese Pyramide in Kupferstich gesehn, und die hier gegebene Bildung kömmt der bey *Piranesi Ant. Rom.* T. III. tav. 40 — 48. bey weitem nicht bey. Um so nothwendiger war der Durchschnitt des innern Zimmers und des Tonnengewölbes, weil man dadurch allein in Stand gesetzt wird, sich eine Vorstellung von dem Zwecke und der Anordnung der Figuren zu einen Hauptpuncte, oder von der Idee zu machen, von welcher der Maler dieses Begräbnisszimmers ausging. Hr. *Rode* begnügt sich, die Meynungen des *Falconieri* und Abbé *Rive* anzuführen, ohne sich selbst für etwas genauer zu bestimmen. Und doch bleibt das Ganze eine unenträthselte Hieroglyphe, oder ein bedeutungsloses Bildspielwerk, wenn man der Idee des Künstlers, wodurch er dies alles zu *einem* Ganzen belebte, nicht auf die Spur kommen könnte. Freylich fehlt uns gleichsam das Wort zum Räthsel, da schatzgräberische Habsucht; schon ehe der Pabst Alexander VII die Pyramide säubern und wiederherstellen liess, das mittelste Deckengemälde durchbort und völlig zerstört hatte. Auf dies beziehen sich offenbar alle übrigen Figuren in einer schön geordneten Aufeinanderfolge. Dies zeigen schon die vielen sorgfältigen, sich immer enger schliefsenden Einfassungen des mittelsten Deckengemäldes. Uns dünkt es indefs so schwer nicht zu errathen, was in ihm vorgestellt gewesen. Der Epulo Cestius schmauste hier selbst mit den Göttern, für deren Appetit er bey Lebzeiten so pflichtmäfsig gesorgt hatte. Von den Göttern zur Tafel gezogen werden, heifst in der ganzen Sprache des Alterthums selbst ein Gott seyn. S. *Mitscherlich* zu Horaz T. II. p. 41. Und ein Freund des Agrippa, dem seine Erben eine *solche* Pyramide errichten lassen, ist auf keinem Fall eine so unbedeutende Person, dass der Künstler ihm nicht eine Art von Apotheose geben könnte. Man denke nur an Cicero, der seiner Tullia *fanum fieri vult*, (Ep. ad Att. XII, 12 seqq. vergl. *Lanzi's den Remarks on the Antiquities of Rome* p. 120.) auf das *fanum Regillae*, dem wir die Tripischen Inschriften verdanken, und mehrere Beyspiele der Art. Dies vorausgesetzt, wird alles übrige nicht allein deutlich, sondern auch zu einem wahren Cyclus gerundet. An den vier Ecken des Mittelstücks in der Decke, das die Apotheose enthielt, fliegen vier Victorien mit einem Kranz fürs Gastmahl und einem Bande, wodurch er noch mehr geschmückt wurde, *lemniscus*. Die *infula*, die Hr. Rode hier anführt, gehörte nur zu Opfern und Supplicationen. Aber die *lemnisci* wurden auch vom Kranze vereinzelt, wie beym Livius XXXIII, 33. „*populus coronas lemniscosque facit*" vergl. *Wesseling de Archont. Ind.* p. 18. Und wo war eine Apotheose im Alterthum ohne Siegsgöttinnen? Man erinnere sich wenigstens an die bekannten Apotheosen-Cameos. Diese Victorie wird in unserer Sammlung auf der IV. Tafel vorgestellt. Nun kommen die Figuren an den untern Zimmerwänden. Die zwey schmalen Seiten des ablangen Zimmers sind blofs mit einer Art von Arabesken verziert, die aus einer Zusammensetzung von Candelabern besteht, wie man am besten aus der vierten Kupfertafel zum Falconieri an *Nardinis Roma* p. 528. ersieht. Selbst diese Candelabern gehören ganz eigentlich zu einem Lectisternium, oder Göttermaal. Die zwey breiten Seiten hatten eine jede vier Felder. In den zwey mittelsten ist allezeit eine sitzende und gehende Figur. (*Bartoli's* Vorstellung in den *Sepolchri antichi* ist völlig unstatthaft), in den zwey äussern Feldern in jedem eine Vase. Um bey den Vasen anzufangen, so ist hier nicht, wie von andern geschehen ist, an Aschenkrüge, noch auch an Opfergefäfse zu denken. Es sind nichts als kostbare Trinkgeschirre, wie sie die Alten auf ihren Buffets (*abacis*) zur Pracht ausetzten, und sie beziehn sich auf das Gastmal, was da oben gehalten wird. Nun kommen die zwey gehenden Figuren auf der vorliegenden Sammlung Taf. VI. VII. Beide haben augenscheinliche Beziehung aufs Gastmal. Während die eine Früchte und Gebackenes (*bellaria et tragemata*) in der einen, und ein Giefskännchen (man denke nur dafs hier von *epulis lautissimis* die Rede ist) in der andern trägt, hält die zweyte eine Doppelflöte zur Tafelmusik. Denn wo wurde je im Alterthum ein fröhliches Mahl ohne eine Flötenspielerin begangen? Man erinnere sich nur z. B. an die Bacchischen Lectisternia auf ihren

griechischen Vasengemälden. Den Beschluss machen die sitzenden Figuren Taf. V und VIII. Wie nun, wenn diese den Uebergang des Sterblichen zum Unsterblichen andeuteten, wenn es die Schicksalsgöttinnen in fröhlicher Jungfrauengestalt wären? Warum sollten sie immer als alte Mütterchen erscheinen? Das Alterthum hatte auch hier vergnüglichere Bilder. Die eine Taf. VIII. liefst offenbar auf einer Tafel. Man kennt die diamantenen Verhängnisstafeln oder Rollen aus den alten Dichtern und Reliefs, z. B. *Append. ad Donii Inscript.* Tav. XII. *Admir. Rom.* Tav. 81. und so wäre die gegenübersitzende Figur Taf. V. die spinnende Parce. Denn was sie da zwischen den Füßen hat, und mit den Händen dreht, ist kein Tischchen, wie die verwischten Züge den Beschauern und Zeichnern glauben machten, sondern der Rocken des Lebensfadens. Man wird diese Muthmaßung weniger unwahrscheinlich finden, wenn man den geschnittenen Stein des Stoschischen Cabinets in Winkelmanns Beschreibung Nr. 358. nach der schönen Abbildung in *Schlichtegrolls Sammlung* Nr. IV. Taf. 47. vergleicht. Auch da sitzt eine jugendliche schöne Parce spinnend, und den hinter ihr stehenden Rocken würde man gerade für ein solches Tischchen halten, wie aus Mifsverständniss hier erscheint. So wäre denn die Erklärung dieser zwey sitzenden Figuren sehr gut durch die Verse Claudians XV, 202. ausgedrückt — „*voces adamante notabat Atropos et Lachesis jungebat stamina dictis*" Und nun lasse man noch einmal die ganze Idee in ihren Theilen vor sich vorübergehn: dies stille Gemach ist einem Entschlafenen geweiht. Die Parce hat seinen Faden gesponnen; die Parce hat sein seliges Geschick auf ihrer Tafel gelesen. Er ist zu den Göttern erhoben. Festliche Schmäuse, die er ihnen lebend bereitete, sind sein Antheil geworden. Da kommt eine holde Flötenspielerin, dort eine Kanephore mit den Geräthen der Schmauser, die auch in den Geschirren und Candelabern uns überall umringen. Und oben vollendet sich die Seligsprechung. Vier Victorien fliegen von allen Seiten mit Kränzen herbey. Und in der Mitte ist er selbst unter den Unsterblichen gelagert — *purpureo bibit ore nectar.* — Wie zart und lieblich schliefst sich dieser Cyclus! Wie schön ist das Aufsteigen von den sitzenden zu den schreitenden, von den schreitenden zu den fliegenden Figuren! Wie ist alles so kunstreich einander entgegengesetzt, und doch auch wechselseitig verschlungen und auf einander bezogen! Der zweyte Heft führt die besondere Ueberschrift:

Antike Gemälde aus den Bädern des Titus zu Rom — mit Erläuterungen begleitet von *Aug. Rode.* Dessau 1798.

In der Vorerinnerung, worin sich der gelehrte Herausg. zugleich gründlich gegen die Meynung erklärt, dafs die Alten dergleichen Figuren *al fresco* gemalt hätten, wird bemerkt, dafs hier von den Wandgemälden die Rede sey, die 1668 in dem Theile der Bäder des Titus, die nach dem Coliseo zu liegen, in einer Gallerie von kleinen Zimmern, die für die Badenden bestimmt zu seyn schienen, entdeckt worden sind. Gleich die erste halb verschleyerte Matronenfigur mit dem Zeigefinger an der Lippe und dem Stabe in der Hand ist sehr räthselhaft. Hr. Rode möchte die *Juno Matrona* darin erkennen. Allein man darf nur das obere Ende des Scepters oder Stabes ansehen, um daran das berüchtigte Tau, jenes phallische Symbol der ägyptischen Weihungen (S. *Visconti* zu *Pio-Clement.* T. II, 16. p. 86 ff.) zu erkennen, und nun ist auch der Stillschweigen gebietende Gestus des Harpocrates leicht erklärt. Taf. II und III. stehen offenbar in Verbindung mit einander, und waren wahrscheinlich da wo sie ursprünglich hingehörten, einander gegenüber gestellt. Der weichlich *ruhende* Bacchus (dies zeigen der über den Kopf gelegte Arm und die übergeschlagenen Füsse) von einer Scena, die mit einen Auläum verhangen ist, beschattet, sieht einem Reigen dreyer Mänaden, die Mariette lächerlich genug sogar für Grazien gehalten hat, mit voller Zufriedenheit zu, während zwey andere Mänaden, eine ihm zur Rechten, die andere zur Linken, den Tamburin schlagen, und die phrygische krummgebogene Doppelpfeife blasen. Selbst in dieser Nachbildung, in welcher der geübte Künstlerblick noch manches zu tadeln finden mag, wird die liebliche Gegeneinanderstellung der hohen Ruhe des Gottes mit der mänadischen Regsamkeit und die Grazie in den verschiedensten Bewegungen dem empfänglichen Zuschauer eine nieversiegende Quelle der Lust. Antiquarisch dürfte der auf dem Erinel der blasenden Bachante eingewirkte Halbmond mit seiner goldenen Einfassung nicht unwichtig seyn, da sie uns einmal belehrend machen, was der Grieche σφενδόνη, Plinius *tesseres* auf den Gewändern nennt. S. *Saumaise* zu den *Script. H. Aug.* T. II. p. 851. 860. — Tafel IV und V. sind die mit Arabesken eingefafsten Mittelstücke aus den Wänden eines corinthischen Saales, der 1682 unweit der *sette sale* aufgegraben wurde. Die sich selbst kränzende fliegende weibliche Figur auf der vierten Tafel ist so lieblich anzuschauen, dafs man gern darüber die zu nichts führenden Deutungen der Ausleger vergifst, welche Hr. Rode mit vieler Behutsamkeit mustert. Hätte er nur selbst auch hier Deutung versucht! Ein noch zarteres Phantasiespiel sind die zwey schwebenden Figuren der folgenden Tafel, wovon die hinterste den Rosenvorrath der vordern sich anmafst, und dafür den Granatblüthkranz sich abgenommen hat. Der Granatapfel und seine Blüthe (das durch die Münzen der Rhodier berühmte *balaustium*) hatten in der symbolischen Sprache des Alterthums, besonders in der Liebe, mancherley Bedeutung. Statt diese himmlischen, schwebenden Figuren zu benennen, wäre also hierüber vielleicht etwas beyzubringen gewesen.

Der dritte Heft hat 10 Tafeln und ersetzt also die zwey, welche an dem zweyten fehlen und nun noch zu diesem gerechnet werden. Seine besondere Ueberschrift ist:

Antike Gemälde aus den Bädern des Conſtantin in Rom. Deſſau. 1798.

In der Vorerinnerung wird bemerkt, daſs die Bäder Conſtantins im vorigen Jahrhunderte bey Gelegenheit der Anbauungen im Pallaſt Mazarini, ſpäter Roſpiglioſi genannt, entdeckt und die Zeichnungen der dort gefundenen Wandgemälde zuerſt in die Bibliothek des Cardinals Al. Albani gekommen, (auch im Pallaſte Roſpiglioſi wurde eine Sammlung davon aufbewahrt. S. *Lumisden's Remarks* p. 229.) dann aber von *Cameron* in Kupfer geſtochen, zuletzt im Jahre 1780 von *Carleni* colorirt herausgegeben worden wären, woraus ſie eben in die letzte Pariſer Sammlung der *Peintures antiques* gekommen ſind. Zur Rechtfertigung der Wahl, die ſonſt mit Recht darum getadelt werden könnte, weil man die Bilder aus ſo ſpäten Zeiten genommen habe, könnte auch noch angeführt worden ſeyn, daſs man hier Copieen weit früherer Kunſtwerke annehmen müſſe. Denn aus eigenem Geſchmack hätten die Künſtler unter Conſtantin wohl ſchwerlich ſo etwas hervorgebracht. (Man vergleiche nur über die Selbſterzeugniſſe jenes Zeitalters *Heyne's* Vorleſungen im XI. und XII Theil der *Comm. Gott.*) Sehr grazios ſind gleich die zwey erſten Figuren, zwey auf zarten Blumenſtengeln gewiegte ſchöne weibliche Figuren, in welchen Hr. Rode mit Recht eine Art von Arabeske, ein Product ſpielender Künſtlerphantaſie erkennt. Er hätte dabey an die auf den obern Einfaſſungen vorzüglich ſchöner Vaſen vorkommenden Glockenblumen erinnern können, aus welchen die Büſte eines ſchönen Knaben oder eines ſchönen Mädchens hervorquillt. S. *Böttigers griechiſche Vaſengemälde* I, 96. f. Die IIIte und IVte Tafel, wovon die erſtere den Apollo mit Pfeil und Bogen, die zweyte mit der Lyra, beide ganz nackend, und von hinten nur mit der Chlamys bedeckt, vorſtellt, ſind als Seitenſtücke merkwürdig, und der ſchönſte Commentar zu den Horaziſchen (II, 10.) „*quondam citharae tacentem Suſcitat Muſam, neque ſemper arcum Tendit Apollo.*“ Der Apollo mit der Lyra Taf. IV. ſollte wohl eigentlich nicht *citharoedus* genannt werden, da dieſe Benennung nicht jedem Apollo, der eine Lyra hat, ſondern nur dem zukommt, der im langen Talar *ganz* bekleidet erſcheint, wie ihn auch Tibull in der zu dieſer Abbildung nicht paſſenden Stelle ſich dachte. Bey den noch folgenden Figuren von Trommel-, Cymbel- und Citherſchlägerinnen werden die Gewänder beſonders der Unterſchied des innern und äuſsern Untergewandes von dem Ausleger gut unterſchieden. Es verdiente aber wohl noch eine eigene archäologiſche und artiſtiſche Unterſuchung, wie dieſe Mänadenfiguren noch in ſo ſpäten Zeiten ſo lebendig und in ſo groſser Mannichfaltigkeit gebildet werden konnten? Denn eine genauere Betrachtung wird uns bald ſelbſt überzeugen, daſs hier nichts weniger als bloſse ſklaviſche Nachahmungen früh bewunderter und in den ſchönſten Zeiten der Kunſt geſchaffener Urbilder ſtatt fanden. Die Sache erklärt ſich durch den bis tief ins 4te Jahrhundert nach Chr. Geb. herab gehenden Geſchmack an pantomimiſchen Tänzerinnen auf dem Theater, von welchen uns der heilige Chryſoſtomus und andere Kirchenväter ſo viel zu ſagen wiſſen (man ſehe die fleiſsig geſammelten Belege in *Müllers* zweyten Abhandlung *de genio ſeculi Theodoſiani*). So wie nun der Zaubertanz einer Vigano in unſern Tagen die ſchönen Umriſſe eines *Schadow* belebte: ſo war es ſelbſt in den Zeiten des geſunkenen Geſchmacks bey Griechen und Römern mit den damaligen Pantomimentänzerinnen. — Den Beſchluſs der ganzen Sammlung macht ein *Jupiter Tonans*, der dort ganz zahm mit dem Donnerkeil an die Seite geſchmiegt, und ans Scepter gelehnt da *ſteht*. Der in ſtiller Majeſtät ſitzende nach dem groſsen Urbilde zu Olympia, oder der Gigantenverderber auf dem Donnerwagen einherſtürmend ſind freylich in einem ganz andern Geiſte gedacht. Indeſs hat ſelbſt in dieſer unvortheilhaften Stellung der durch Tradition auf die ſpäteſten Künſtler jener Periode fortgepflanzte Charakter des Gottes nicht ganz vertilgt werden können, und Hr. Rode hat, als treuer Ausleger, dies dem Beſchauer in Rechnung zu bringen keineswegs vergeſſen. Zum Schluſs verdient auch noch der Fleiſs, der auf die Erfindung geſchmackvoller, im Geiſte der Antike gedachter Arabeskeneinfaſſungen bey den meiſten dieſer Gemälde verwandt worden iſt, ſo wie überhaupt die ſaubere und helle Colorirung eine dankbare Erwähnung.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften, *Meiſsen*, b. Erbſtein: *Der Poſtumus des römiſchen Dichters Martial.* Eine Antike gefunden nebſt mehrern andern und mit Erläuterungen begleitet von *Johann Georg Carl Klotzſch*, Prof. der Philoſophie in Wittenberg. 1798. 60 S. 8. (4 gr.) Wer hier eine hiſtoriſch-antiquariſche Unterſuchung über die Perſon des beym *Martial* öfters vorkommenden *Poſtumus* zu finden glaubt, wird ſich in ſeiner Erwartung ſehr betrogen ſehn. Das Ganze iſt ein platter Scherz, eine verfehlte Ironie auf über-ſcharfſichtige Erklärer der Alten; ja vielleicht nicht einmal ſo viel, ſondern nichts weiter als ein froſtiger Einfall, der mit Studentenwitz und in einer oft niedrigen Sprache durch mehrere Bogen durchgeſchleppt wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 2. April 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HALLE u. LEIPZIG, b. Ruff: *Freymüthige Unterſuchung über Jeſum den Sohn Gottes.* 1798. 184 S. gr. 8. (14 gr.)

Der Rec. des 7ten Stücks von *Paulus* Memorabilien in der *Biblioth. zur Kritik und Exegeſe des N. T.* St. 1. S. 149. verſprach bey der Anzeige der Schrift von *Ilgen: de notione tituli filii Dei etc.* eine eigne Unterſuchung über denſelben Gegenſtand, welche wir wahrſcheinlich hier vor uns haben. Er hat anonym bleiben wollen, um eine deſto unparteyiſchere Beurtheilung zu veranlaſſen. In der kurzen Einleitung rühmet er zwar, daſs die proteſtantiſchen Dogmatiker ſeit einem Jahrzehend durch ihre ſtete Hinſicht auf reine Bibelexegeſe ſehr glückliche Fortſchritte gemacht hätten, wovon man ſich überzeugen werde, wenn man nur die dogmatiſchen Schriften eines *Döderlein*, *Griesbach*, *Ammon*, *Niemeyer*, *Morus*, *Eckermann*, *Henke* z. B. in der Lehre vom *Sohne Gottes* unmittelbar hintereinander durchlaufe; aber er behauptet auch, daſs man gerade in dieſer Lehre von *Jeſu dem Sohne Gottes* nach *Koppe's* groſsem Vorſchritte zu wenig exegetiſch nachgearbeitet habe, und dogmatiſch, ſelbſt nach *Henke's* Rieſenſchritte, zu ſehr zurückgeblieben ſey. Wie konnte aber der Vf. *Jeruſalem* (im erſten Theile ſeiner nachgelaſſenen Schriften S. 139—264.) und *Löfflern* (in ſeiner Entſtehungsgeſchichte der Lehre von der Dreyeinigkeit) überſehen? von denen insbeſondere der Erſte in mehrern Hauptpuncten mit dem Vf. übereinſtimmt. — Was man exegetiſch und dogmatiſch zurückgelaſſen habe, das ſoll gegenwärtige Schrift zu erſetzen ſuchen. Dieſe zerfällt demnach in einen *exegetiſchen* und einen *dogmatiſchen* Abſchnitt, denen noch ein *hiſtoriſcher* vorangeht. — Wenn die vertraute Bekanntſchaft mit den heiligen Schriften des A. und N. T. und mit allen Hülfsmitteln zu ihrer richtigen Auslegung; wenn Unparteylichkeit in der Unterſuchung, die keine ſchwierige Stelle übergeht, keine, für eine vorgefaſste Meynung günſtige Erklärung erſchleicht, keine bisher gültige Meynung durch Machtſprüche niederſchlägt; wenn eine gute, lichtvolle Ordnung bey einer auf ſo unzählig viel einzelnen Stellen beruhenden Unterſuchung; wenn Freymüthigkeit in Darlegung der gezogenen Reſultate — eine Schrift empfehlen können: ſo verdient die gegenwärtige gewiſs eine der erſten Stellen unter denen, die bibliſche Dogmatik zum Gegenſtande haben. Da dieſelbe, ungeachtet ihres geringen Umfanges, wichtig für die Wiſſenſchaft iſt, und wir deswegen den Gang der Unterſuchung und die Reſultate anzuzeigen haben; ſo iſt in unſern Blättern kein Raum zu einer ins Einzelne gehenden Beurtheilung. Doch wird das Urtheil des Rec. ſchon aus der Art, wie er den Inhalt des Buches darlegt, erhellen.

Erſter hiſtoriſcher Abſchnitt. Kap. 1. *Urſprung der Benennung „Sohn und Söhne Gottes.“* Wenn man, heiſst es S. 7., dem Urſprunge des Ausdrucks *Sohn und Söhne Gottes* vernünftig nachforſchet: ſo kann man ihn nicht anders, als dem Zeitalter zuſchreiben, wo die Gottheit noch wenig von der Menſchheit verſchieden, zwar über den Menſchen, aber übrigens ganz menſchlich und körperlich gedacht wurde, und folglich Söhne haben konnte. Jeder Vorzug, den ein Menſch vor andern ſeines Gleichen hatte, der nicht bloſs körperlich, ſondern mit einer Geiſteskraft verbunden war, machte ihn dann zu einem Götterſohne; und die übrigen waren gewöhnliche Menſchen. *Solche Söhne Gottes* hatte man auch ſehr frühzeitig in der Bibel. 1 B. Moſ. 6, 1. 2. vergl. 4, 26. Als ſich ſpäterhin der Begriff der Gottheit mehr reinigte, und es nur *einen Gott*, und von dieſem kein Bild weder im Himmel u. ſ. w. gab; ſo gab es auch keinen *Sohn Gottes* in eigentlicher Bedeutung. Aber wenn man dem einzigen wahren Gotte diente, ſo war man ſein Sohn. So nennt Moſes 5 B. 14, 1. alle Iſraeliten *Söhne Gottes*. Das iſt aber überall nicht im moraliſchen Sinne zu nehmen, ſondern bezeichnet nur Diener, Geweihete des Jehovah, die keinen andern als ihn für Gott erkennen. Nun kann auch *Iſrael* als *ein Volk*, das *einen Gott* allein und zuerſt verehrt, der *Erſtgebohrne* Sohn Gottes heiſsen 2 B. Moſ. 4, 22. — Nachdem das Iſraelit. Volk einen König bekommen hatte, der nicht nur an ſich Verehrer Gottes als Iſraelite, ſondern eifriger Diener deſſelben war, der ſeine Vorgänger weit übertraf, der ein Orakel für ſich hatte, daſs er nach Gottes Willen König ſey, und der bereits Proben genug von ſeiner Tapferkeit gegeben; ſo konnte er in dieſen Hinſichten von einem Dichter in der Begeiſterung wohl *Sohn Gottes* genannt werden. Pſ. 2. und 89. — Kap. 2. *Geſchichte des Begriffs: „Sohn Gottes“ nach der Bibel.* David wird zuerſt als ein einzelner Menſch, *Sohn Gottes* genannt, aber uneigentlich und dichteriſch. Pſ. 2, 7. Gott hat ihn gezeugt, er iſt ſein Sohn, d. h. er iſt der, trotz alles Widerſpruchs, von Gott beſtellte König über Iſrael. Nach Davids Tode trägt Salomo, als vorzüglicher König, den Namen Sohn Gottes in dem Orakel 2 Sam. 7, 12. Nach Davids und Salomo's Zeit

folgt ein schlechter König auf den andern, und keiner ist Sohn Gottes. So blieb nichts übrig, als zu wünschen und zu hoffen, dass die Wurzel Jesse wieder ausschlagen und ein Sohn Davids dem Reiche aufhelfen möge. Tritt daher ein etwas besserer König auf, so ist er das grünende Reis, an das sich alle frohe Hoffnungen knüpfen. Das ist z. B. der Fall bey Hiskias. Jes. 9, 5. ff. — Gegen das Babylonische Exil zu werden die Juden mit der chaldäischen Philosophie und besonders mit der Engel- und Satans-Lehre bekannt. Die Gottheit hat einen ganzen Senat von höhern Geistern um sich, mit denen sie berathschlagt. Diese Engel werden nun die Söhne Gottes. Dan. 3, 25. sieht der vierte Mann im Feuerofen, nach Nebukadnezars Aussage, einem *Sohne der Götter* ähnlich, und ist im V. 28. *der Engel*, den der Gott Sadrachs u. s. w. gesandt hat. Kurz vor Christo, heisst es S. 25., muss sich der Ausdruck: *Söhne Gottes*, moralisch genommen, für fromme Gott ähnliche Menschen gebildet haben. (Der Vf. hätte die Data dazu im B. d. Weisheit finden können.) So ist also der Ausdruck: Sohn Gottes unter David *dichterisch* und giebt eine Königsidee — wird im Babylonischen Exil *philosophisch*, und steht für eine höhere Classe der Geschöpfe, als Menschen sind — und zuletzt *moralisch* für tugendhafte Menschen. Endlich ruhet der Ausdruck: Sohn Gottes, auf Jesu, dem Sohne Mariens aus, gleichsam als ob er sich ganz in ihm erschöpfte. Solch einen Sohn Gottes hat es nie gegeben; er ist der Einzige in seiner Art. Daher heisst er im N. T. 1) Sohn des Höchsten, des gepriesenen, des lebendigen Gottes. Darum hat er 2) noch andere Prädicate, die ihn von allen andern Söhnen Gottes unterscheiden. — Kap. 3. *Vater und Sohn sind an sich und nach der Bibel blosse Verhältnissbegriffe.* Es ist ein ganz falscher Begriff, wenn man den *Vater* durch den definirt, der einem andern sein Wesen mittheilt. Das kann an sich gar nicht geschehen, ohne das Wesen selbst zu theilen oder zu schwächen, übersteigt auch die Kraft des Menschen, der nicht Wesen bilden und schaffen, sondern nur *zeugen* (gleichsam zeigen) den Keim wecken, zum Anschauen bringen kann; und widerspricht selbst Gott, der zwar ausser sich Dinge schafft und Wesen hervorbringt, sich selbst aber nicht verdoppeln kann. In physischer Bedeutung heisst daher Vater der, welcher zum körperlichen Seyn des andern *etwas* (nicht alles, denn auch die Mutter hat den Sohn) beygetragen hat; und *Sohn* derjenige, der einem Manne als Gelegenheitsursache, sein körperliches Daseyn zu verdanken hat. Uneigentlich und geistig heisst derjenige *Vater*, der zu der *Art des Seyns und Wirkens* des andern etwas besonders beyträgt, auf den andern Einfluss hat; und *Sohn* der, der dem andern in seiner Art zu seyn und zu wirken etwas zu verdanken hat. So ist nichts gewöhnlicheres, als die Anrede eines Lehrers an seinen Lehrling: mein Sohn! — Kap. 4. Auch der Ausdruck: Sohn Gottes ist in der Schrift ein Verhältnissbegriff. Gott ist Vater und [illegible]t einen Sohn, kann nach der Lehre des N. T. wo Joh. 4, 24. Gott ein Geist ist, nicht physisch und leiblich verstanden werden, wenn wir nicht zu den ersten armseligen Vorstellungen zurückkehren wollen, sondern muss uneigentlich und geistig genommen werden. Und das wieder auf eine doppelte Weise. Entweder weil Gott bey einem Vaterstelle vertreten, d. h. durch seine Allmacht das bewirkt hat, wozu sonst auf natürlichem Wege der Vater gehört. Dann würde er ihm aber nicht sein göttliches Wesen mittheilen, sondern es träte nur das natürliche Verhältniss eines Sohnes zu seinem Vater ein. Hiervon findet man ausser Luc. 3, 38. nur das einzige Beyspiel Luc. 1, 85. wo Jesus deswegen Sohn Gottes heisst, weil ihn die göttliche Allmacht in der Maria als Mensch erzeugt habe. — Oder weil Gott mit einem andern in besondern Verhältnissen steht, welche Verhältnisse sich aus den Umständen der Zeit, des Ortes und der ganzen Lage ergeben, wobey aber immer der Sohn oder die Söhne Gottes schon für sich existirende Wesen (Menschen, Engel, auch vernunft- und leblose Dinge) sind. Auch *Sohn Gottes* von Jesu gebraucht, ist nur Verhältnissbegriff, oder ein Prädicat, das an dem Menschen-Jesu, (abgerechnet seine ungewöhnliche Zeugung) haftet. Denn 1) nach seiner eignen Erklärung Joh. 10, 34. nennt er sich Sohn Gottes, weil ihn Gott nach einem besondern Plane, zu einem besondern Zwecke an die Menschen gesandt hat. 2) Wird er nie vor seiner Geburt (als Mensch) Sohn Gottes genannt. Nur als er geboren werden soll. Luc. 1, 35. — 3) Wenn Jesus sich, oder andere ihm jenes Prädicat beylegen; so geschieht es immer in Rücksicht seiner durch etwas Göttliches sich auszeichnenden Menschheit Luc. 9, 22. Mark. 12, 6. Joh. 10, 36. — 4) Selbst wenn er noch nach seiner Erhöhung im Himmel *Sohn Gottes*, genannt wird, geschieht es in Rücksicht seiner, in ihrer Erhöhung, durch göttliche Wirkungen sich auszeichnenden Menschheit 1 Kor. 15, 28. vergl. Philipp. 3, 21. — 5) Auch wenn er eingeborner, einziger, einziggeliebter, erstgeborner, eigner Sohn, ja Schoossohn Gottes genannt wird, ist es immer in Rücksicht seiner in der Menschheit verrichteten Thaten. Joh. 1, 14. 18. und gar nicht in Rücksicht eines besondern göttlichen Wesens. 6) Noch eine Hauptstelle ist 1. Joh. 4, 14. Ueber Gott, als seinen *Vater*, hat sich Jesus sehr deutlich erklärt und gezeigt, dass man Gott nicht als seinen leiblichen Vater, und ihn nicht als ein besonderes göttliches Wesen ansehen, sondern Gottes Vaterschaft und seinen Sohns-Charakter geistig und verhältnissartig verstehen solle. Stellen, die in jeder andern Rücksicht schwer sind, in dieser allein verständlich werden. Joh. 5, 19. 8, 18. 19. und 38. vergl. mit 44. Am merkwürdigsten Joh. 14, 6—11. Kap. 5. *Einige allgemeine Sätze von Jesu dem Sohne Gottes.* 1) Erklärung der Stellen, welche der Behauptung: Sohn Gottes ist ein Prädicat des Menschen Jesu, entgegen zu seyn scheinen. 2) Der Sohn Gottes im Menschen Jesu hat nicht vor der Geburt Jesu als solcher praexistirt. Erklärung der hierher gehö-

gehörigen Stellen. 3) Die Schriftsteller des N. T. suchen mehr Jesum, den Sohn Gottes menschlich darzustellen, als übermenschlich. Denn sie stellen ihn a) zum Muster anderer Menschen auf b) nennen ihn in einem Athem Mensch und Sohn Gottes c) bestreiten zum Theil Gegner, die die Menschheit Jesu leugnen. 4) Es ist auch Bibellehre, dass dieser Sohn Gottes als solcher einst aufhören, oder seine von Gott übertragenen Geschäfte und Herrschaft im Himmel zurückgeben werde. 1 Kor. 15, 24 – 28. — 5) Resultat aus den vorigen Sätzen noch weiter erwiesen: Sohn Gottes drückt bey Jesu keine eigne göttliche Natur, kein göttliches Wesen aus. — Zweyter exegetischer Abschn. *Was ist Jesus als Sohn Gottes nach der Schrift?* Kap. 1. *Wie erklärt sich Jesus hierüber selbst?* Jesus neunt sich während seines Lehramtes am häufigsten den *Menschensohn* (ein historischer Ausdruck für Messias, nach den jüdischen Erwartungen, aus Dan. 7, 13. vergl. Joh. 12, 34.) Wenn er sich *Sohn Gottes* nennt; so hat es Bezug auf die Menschheit und zwar 1) in Rücksicht auf die Sendung von Gott als Weltlehrer Joh. 3, 16 — 19. 20, 33 — 37. u. a. m. 2) In Rücksicht seiner Lehre, mit der er von Gott an die Menschen gesandt, und die also in dieser Rücksicht göttlich ist. Matth. 11, 25. ff. vergl. Luc. 10. 22. ff. Joh. 8, 28. — 3) In Rücksicht seiner Thaten Joh. 5, 17. ff. 36. — 4) In Rücksicht seiner Erhöhung in den Himmel, wo ihm Gott zur Belohnung für seine Thaten auf Erden den Genuss seiner edeln Handlungen gönnt, und die besondere Macht ertheilt, zur Ausbreitung seiner Lehre über den ganzen Erdboden mitzuwirken, die Menschen nach seiner Lehre zu richten, und denen, die derselben gemäss gelebt haben, ewige Glückseligkeit zu ertheilen: Joh. 17, 1. ff. 5, 21. Matth. 28, 19. — Kap. 2. *Wie erklären sich hierüber die Evangelisten in ihren Erzählungen?* Die Evangelisten führen ausser Jesu in ihren Erzählungen andere auf, die ihn *Sohn Gottes* nennen. 1) Eine Stimme vom Himmel erklärt ihn zweymal für den geliebten Sohn Gottes. Diese Stimme reisst den Sohn Gottes nicht von dem Menschen Jesu weg; sondern am Jordan sagt sie: dieser (Mensch Jesus) ist mein geliebter Sohn, der mein ganzes Wohlgefallen hat, d. i. dieses ist der rechte Lehrer für die Menschen, der ganz nach meinem Plane handeln und verfahren wird. Denn die Stimme erschallt bey der Einweihung zu seinem Lehramte. Bey der Stimme auf dem Berge steht sogar dabey: *den höret.* 2) Jesus erklärt sich nach Luc. 2, 49. in seinem zwölften Jahre für einen Sohn Gottes nach dem Zusammenhange auch hier schon als Weltlehrer. 3) Luc. 1, 32 – 35. wird Jesus von dem Engel Gabriel als Sohn Gottes angekündigt, aber nicht, dass er vor seiner Geburt schon sey, sondern erst in der Folge werde. 4) Johannes der Täufer nennt Jesum Sohn Gottes 1, 34. 3, 34 — 36. weil er alle Anlagen und Vorzüge besitze, Weltlehrer zu seyn, und darin ihn bey weitem übertreffe. 5) Manche Schüler Jesu haben vor Ausgiessung des Geistes noch einen rohen jüdischen Begriff vom Sohn Gottes, sie verstehen nämlich darunter einen Messias und weltlichen König. Joh. 1, 50. vergl. Matth. 20, 21. Apgsch. 1, 6. Gereinigter denkt Petrus Joh. 6, 68. 69. Matth. 16, 16. ff. Andere Zeitgenossen und Zeugen von Jesu Lehren und Thaten nennen Jesum auch Sohn Gottes, aber jeder nach dem Maasse seiner Kenntnisse und Empfindungen. 7) Auch der Verfasser erklärt Jesum für einen Sohn Gottes, und versteht darunter einen solchen, der von Gott die Macht erhalten hat, Wunder zu thun. Kap. 3. *Wie die Evangelisten und Apostel in ihren Urtheilen?* Sie bleiben nach der Ausgiessung des Geistes in ihren Urtheilen den Erklärungen Jesu über sich selbst treu, nur dass sie dieselben weiter entwickeln und erhabene Beschreibungen von ihm entwerfen, die sie jedoch nicht ausser seiner Menschheit setzen, sondern ihr selbst beylegen. Sie nennen ihn einen Abglanz, ein Bild Gottes, einen Schöpfer, einen Herrscher über alles. — Dass diese Vorzüge Jesu, die zusammengenommen und rein gedacht, ihn zum eingebohrnen Sohn Gottes machen, nichts ausser der Menschheit Jesu noch besonders existirendes sind, oder keine besondere Natur und Wesen ausmachen, kann man noch aus drey Gründen darthun. 1) Weil das alles einem Menschen zugeschrieben wird. 2) Weil sich Jesus das alles auch als Menschensohn oder Mensch zuschreibt. 3) Weil das alles auch auf Jesum den Christ zurückgeführt, Christus aber soviel als Messias ist, und wir diesen Christum durchaus nicht von Jesu dem Menschen trennen sollen. (Christus ist der Weltretter Joh. 4, 42.) Kap. 4. *Von der Präexistenz Jesu.* Da der Sohn Gottes vor und ausser der Menschheit nicht existirt, so entsteht die Frage, was denn von Jesu dem Sohn Gottes nach der Schrift überhaupt präexistirt habe? 1) *Was sagt Jesus selbst darüber?* — Wir können unmöglich die hierhergehörigen und hier und in den folgenden Unterabtheilungen vortrefflich: und zum Theil ganz neu erläuterten Stellen, auch nur anzeigen, sondern müssen uns mit Angabe der Resultate begnügen. — Aus Jesu Aeusserungen geht nicht mehr hervor, als: seine *Bestimmung* von Gott als Weltlehrer von *Ewigkeit*, und sein *Erscheinen* als Gesandter Gottes mit einer göttlichen Lehre in *der Zeit*. 2) Johannes der Täufer scheint sich auch über die Präexistenz Jesu zu erklären, aber genau betrachtet, spricht er blos von dem Vorzuge, den er, der Messias, vor ihm, dem Täufer habe, weil er selbst nur auf das rechte Licht vorbereite. 3) *Eine Musterung der Stellen, worinn sich die Apostel über Jesu Präexistenz erklären*, lehret, dass sie mit Jesu Aeusserungen vollkommen übereinstimmen. (Hierbey eine sehr wohl durchgeführte Erklärung von Joh. 1, 1 — 14. aus 1 Joh. 1, 1 — 3). Kap. 5. *Von der Göttlichkeit Jesu, nebst Resultaten und Zusatz.* Jesus Christus der Sohn Gottes ist göttlich 1) nicht seiner Präexistenz nach, denn vor dem Menschen Jesu existirte nichts als Gott selbst (man möchte wohl wünschen, dass der Vf. hier und in andern Stellen etwas präciser in seinem Ausdrucke wäre) und die Lehre in Gott, ohne von Gott unterschie-

den zu seyn; die Jesus in der Zeit lehren, und dadurch sich als Sohn Gottes zeigen sollte. Also keine göttliche Natur, keine göttliche Person, kein göttliches, von Gott selbst verschiedenes Princip. 2) Nicht seiner ewigen Dauer nach 1 Kor. 15, 28. — 3) Strenge Ewigkeit, ein Hauptrequisit der Gottheit, fällt also, nach der Schrift, beym Sohne Gottes weg. Aber göttlich ist er und bleibt er in Rücksicht seiner Vorherbestimmung als Weltlehrer, Weltretter, Weltbeglücker von Gott. Dessen kann sich kein Mensch, kein Prophet, kein Engel rühmen. Ferner in Absicht seiner Sendung von Gott mit einer göttlichen Lehre, u. s. w. wie oben. Er ist göttlich, in so fern er Sohn Gottes d. i. der Christ, der rechte Messias ist; und wer das von Herzen annimmt und sich zu Nutze macht, der hat das ewige Leben. Joh. 17, 3. — Es fragt sich noch, ob Jesus der Sohn Gottes in der Schrift *Gott* heisse? Wenn er auch so hiesse; so würde er doch nicht deswegen ein göttliches Wesen. Denn *Gott* steht in der Schrift oft uneigentlich. Er hat sich selbst nicht so genannt; er heisst an keiner Stelle der apostolischen Schriften ausdrücklich und unbezweifelt Gott. Sollte es wenigstens hier und da *zweifelhaft* bleiben, ob er nicht *Gott* genannt werde; so müsste man es doch nur als Synonym von *Sohn Gottes* gelten lassen, damit nicht die Schrift mit sich selbst in Widerspruch geriethe. — Kann er von uns *Gott* genannt werden? Man thut nicht wohl, wenn man ihm diesen Namen giebt, weil man sehr uneigentlich, und nicht biblisch spricht, nicht so, wie er selbst sprach. Man ehrt Christum dadurch nicht mehr, der als Sohn Gottes göttliche Ehre hat. Hebr. 1, 4—12. — Der Zusatz betrifft den Unterschied dieser exegetischen Resultate von der Kantischen Vorstellung vom Sohne Gottes, als der personifizirten Idee des guten Princips. — Dritter dogmatischer Abschnitt. Fast unsere ganze kirchliche Dogmatik wird durch diese schriftmasige Lehre vom Sohne Gottes verändert. Den Einfluss dieser Lehre auf die Dogmatik zeigt der Vf. im dritten Abschnitte in Thesen, Antitheseu und Beantwortung der letztern. Hiervon lässt sich kein kurzer Abriss geben, sondern wir müssen den Leser auf das Buch selbst verweisen. Das gilt ebenfalls von dem Schlusse, der eine Vergleichung der *Morusschen* und *Henke'schen* Theorie über den Sohn Gottes mit den exegetischen Resultaten des Vf. enthält, aus welcher allerdings einleuchtet, dass die Dogmatik der Exegese noch nacharbeiten muss. — Der Vf. hätte diesem dritten Abschnitte noch einen vierten können nachfolgen lassen, einen philosophischen nämlich, in welchem untersucht worden wäre, ob die schriftmäfsige Lehre, dass Jesus zwar nicht ein Gott-Mensch, aber doch auch nicht ein bloser Mensch, sondern ein *göttlicher Mensch* ist, von der Vernunft als wahr und gültig anerkannt werde? Ob, wenn sie nicht mit den Grundsätzen der Vernunft zu vereinigen sey, — eine äufsere Legitimation uns nöthige, sie anzunehmen? Ob *schriftmäfsig* und *allgemeingültig* Synonyme seyen, und alles Schriftmäfsige in die allgemeine Religionslehre gehöre? — Vielleicht hat der Vf. aber weise gehandelt, diesen Abschnitt wegzulassen, da das Verketzern, wovon am Ende des Buches die Rede ist, immer dann erst angeht, wenn man sich darüber äufsert, was die Vernunft zu dieser oder jener Lehre saget. Der Vf. mag nach dem vollen, ausgedehntesten Sinne seiner Behauptung Recht haben: „der Exeget thue nur erst an seinem Theile das Seinige, das Uebrige wird sich nachher von selbst finden."

* * *

Nürnberg, b. Weigel u. Schneider: *Rosenblätter, Lehr- und Lesebuch für die Jugend und ihre Freunde.* 4tes Bändch. Neue verm. Aufl. m. K. 1798. 116 S. 8. (16 gr.) — Auch unter dem besondern Titel: *Angenehme Unterhaltungen und moralische Erzählungen aus dem Schauplatz der Jugendwelt für Erwachsene und Kinder.* Mit Kupfern.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Leipzig*, b. Grieshammer: *Gespräch des Pastors Ehrenreich in Weidenhain mit einigen Bauern aus seinem und einigen benachbarten Dörfern über die Einführung neuer Gesangbücher von K—b—r.* 22 S. 8. (2 gr.) Der Vf. meynt es recht gut, sieht auch richtig ein, worauf es hier ankommt. Jedoch hätte die S. 6. dem Pastor in den Mund gelegte, freylich bekannte Bemerkung, („wollte man alle Neuerungen blofs darum verwerfen, weil sie *neu* wären, so hätten die Juden die Gesetze Mosis nicht befolgen, niemand die Lehre Jesu annehmen, die Lehre der Apostel anhören und die Reformation D. *Luthers* unterstützen dürfen.; denn alle diese Männer machten grofse Neuerungen") mehr ins Licht gesetzt, dem, was S. 17. aus Luthers Schriften angeführt worden ist, noch einiges daraus beygefügt, auch anstatt eines und des andern dem Bauern minder geläufigen Wortes, z. B. *Vervollkommnung*, ein demselben bekannteres und verständlicheres gebraucht werden sollen. Mit dem Dialog darf es nach dem Zwecke des Vf. nicht so genau genommen werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. April 1799.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

BREMEN: *Der Arzt für Freudenmädchen und ihre Kunden;* ein neues Noth- und Hülfsbüchlein. 1799. 138 S. 8. (16 gr.)

Der Titel sowohl als die Anonymität des Vfs. und Verlegers, könnten ein Vorurtheil gegen diese kleine Schrift erregen, das sie nicht verdient. Obgleich der Vf. *con amore* seinen Gegenstand erforscht und behandelt hat, so würde man ihm doch Unrecht thun, wenn man glauben wollte, er hätte in der Absicht geschrieben, den Buhldirnen und ihren Kunden, denen er sein Werk dedicirt hat, das Handwerk leicht zu machen. Es leuchtet vielmehr der lebhafte Wunsch hervor, die Unsittlichkeit im Umgange der beiden Geschlechter mit einander eingeschränkt zu sehen, und nur in der Voraussetzung, dass bey der gegenwärtigen Lage der Dinge, die aussereheliche Befriedigung des Geschlechtstriebes nicht unterbleiben werde, ist er bemüht, solchen, die sich ihr ergeben, die Gefahren bekannt zu machen, denen sie sich aussetzen, und zugleich die Mittel, durch die sie einigermaßen sicher gestellt werden können; keineswegs aber kündigt er sich ihnen als einen solchen Freund an, zu dem sie in allen ihren Nöthen sicher fliehen, und durch eine Handvoll Recepte, Ungestrafftheit ihrer Sünden zu erhalten hoffen können. Dass unter dieser Einschränkung dieses kleine Werk verdiene unter die Volksbücher gezählt, und ein Noth- und Hülfsbüchlein genannt zu werden, darüber wird mit dem Vf. niemand zanken, der zumal in grösern Städten Gelegenheit gehabt hat, von der Allgemeinheit des Verderbens, dem es entgegenzuwirken bestimmt ist, sich zu überzeugen. Die Rechtmäßigkeit seiner Erscheinung beruhet zum wenigsten auf eben so guten Grundsätzen, als die sind, wodurch verschiedene Staaten bewogen worden sind, Bordelle in ihrer Mitte zu errichten und zu dulden, die man als Ableiter eines moralischen Uebels betrachten muss, dem man auf andere Weise nicht zu steuern weiss. Eben sowohl wird es erlaubt seyn müssen, sagen zu dürfen, wie man auf andere Weise gegen venerische Ansteckung sich verwahren könne, vorausgesetzt dass kein Scharlatan mit trüglichen Mitteln das Publicum zu täuschen wage. Von welchem Gesichtspuncte der Vf. ausging, mögen seine eigenen Worte darthun, die wir zugleich als Apologie desselben hier hersetzen:

„Es soll Feinheit des moralischen Gefühls beweisen," sagt er, „von allen Vorbauungsmitteln gegen „die venerischen Krankheiten verächtlich zu sprechen. Das ist aber nur Grimasse, und am unrechten Orte" (weil man nach aller Erfahrung dadurch doch nicht von der Gefahr abschreckt.) „Ohne allen Werth (?) ist die Keuschheit, die aus Furcht vor „der Ansteckung nicht sündigt. Wollte man nach „dieser Maxime consequent seyn, so müsste man „auch verschweigen, dass Quecksilber die Lustseuche „heile. Arcana feilzubieten, oder zweydeutige Arzneymittel als allgemeine und zuverlässige Mittel „anzupreisen, charakterisirt den Scharlatan. Ein solcher zu scheinen, braucht der wahre und menschenfreundliche Arzt nicht zu fürchten, wenn er „nach seiner Ueberzeugung hiervon spricht, und „nicht mehr und nicht weniger erwarten lässt, als „er verantworten kann."

Die Abhandlung selbst entspricht diesen geäusserten Grundsätzen vollkommen, und empfiehlt sich überdem durch eine angemessene Vollständigkeit und Gründlichkeit, die einen nicht ungelehrten Vf. vermuthen lassen. Um sich den Weg zu der für seine Absicht sehr passlichen Frage zu bahnen: wie entstand zuerst der Lustseuchenstoff? berührt er zuförderst die Geschichte dieser Krankheit, und stellt folgendes kürzlich anzugebendes Resultat auf, welches näher zu prüfen, hier um so weniger der Ort ist, da der Vf. seine Quellen nicht angiebt. Zu allen Zeiten, sagt er, herrschten gewisse Krankheiten, die Folge der Ausschweifungen in der Wollust waren; eine Lustseuche *eigener* Art. Die Lustseuche von 1493 war von einer ganz eigenen Constitution, und weder rein westindischen, noch rein maranischen Ursprungs, sondern aus diesen und noch mehrern andern Krankheitsconstitutionen zusammengesetzt, deren mehrere sich anjetzt wieder von ihr getrennt, und sie in ihrer ersten ursprünglichen Gestalt, wie sie zu allen Zeiten Statt gefunden hat, mehr oder weniger zurückgelassen haben. Wahrscheinlich entsteht die Lustseuche nicht durch äussere Ursachen, z. E. den Biss von gewissen Insecten (*Girtanner*) auch nicht in einzelnen Subjecten, sondern durch Vermischung beider Geschlechter unter gewissen, uns noch unbekannten Umständen. (Deren sich doch verschiedene, namentlich: grosse Unreinlichkeit bey warmer Jahrszeit, oder in heissen Climaten anführen lassen.) Mithin kann noch jetzt und in künftigen Zeiten die Krankheit ursprünglich und ohne eigentliche Ansteckung entstehen. Das Gift ist eigener Art, nicht flüchtig, sondern fix und zwiefach (nach *Todd*) Trippergift, und das im engern Sinn sogenannte Lustseuchengift, welches letzte immer erst

Localzufälle, und wenn diese nicht gründlich gehoben werden, die allgemeine Lustseuche hervorbringt, deren Charakter verminderte Reizbarkeit, und deren Sitz das lymphatische System ist. (Es klingt widersprechend, wenn der Vf. wie andere, das Wesen der Krankheit in verminderte Reizbarkeit setzt, und doch immerfort vom Reiz spricht, den das Gift im Körper hervorbringt. Wird dann die Reizbarkeit etwa durch den Reiz des venerischen Gifts erschöpft, und entsteht also Browns indirecte Schwäche? Oder raubt das Gift der Lymphe ihren natürlichen Reiz auf die festen Theile, und ist folglich der Zustand der, welchen Brown directe Schwäche nennt? Im letzten Fall kann nicht gesagt werden: das venerische Gift reize, und im ersten Fall kann nicht das Wesen der Krankheit selbst, worunter man doch wohl die *fortdauernde* nächste Wirkung der Krankheitsursache denken muss, als verminderte Reizbarkeit angegeben werden. Die Beschreibung des Verlaufs der Krankheit ist genau und abschreckend, enthält aber nichts Unbekanntes, und eben so die Angabe der Bedingungen und der Wege, unter welchen und auf welchen das Gift sich mittheilt. Wenn aber der Vf., gleich andern, bestimmt behauptet, die Milch venerischer Mütter oder Ammen stecke nicht an, so fühlt Rec. sich verpflichtet, aus Erfahrung zu widersprechen, und diese Behauptung fernerer Prüfung zu empfehlen. Nachdem der Vf. die Ursachen noch bemerklich gemacht hat, welche die Ansteckung erleichtern, kommt er endlich auf die Mittel, welche die Ansteckung verhüten sollen. Er theilt sie in zwey Classen, in *Privatmittel* und in *Staatsanstalten*, und die ersten wieder in *natürliche* und *künstliche*. Mit Recht zählt er unter die natürlichen Verwahrungsmittel vor der venerischen Ansteckung, zuförderst die Vermeidung einer unreinen Berührung, und ist sehr genau in der Angabe der Merkmale, woran unreine Personen beiderley Geschlechts erkannt werden können, deren ekelhaftes Detail man bey ihm selbst nachsehen mag. Schlaue Buhler und Buhlerinnen möchten dennoch das Examen, welches schwerlich jemals so rigoros seyn wird, als der Vf. es haben will, zu eludiren wissen. Die Wahrheit ist also, da der Vf. der zweyten Classe von Verwahrungsmitteln, den *künstlichen*, die Zuverlässigkeit vollends abspricht, dass es überall kein *ganz* sicheres Mittel der Art gebe. Was weiterhin über die Staatsanstalten zur Verhütung der venerischen Ansteckung, und namentlich über die zweckmässigere Einrichtung der Bordelle gesagt wird, ist sehr vernünftig und höherer Aufmerksamkeit würdig. Wäre die bürgerliche Gesetzgebung eben so thätig, sagt der Vf., als die Aerzte es seit drittehalbhundert Jahren gewesen sind, das Uebel zu bekämpfen, es würde bald ganz ausgerottet werden können!"

Zum Beschluss macht der Vf. seine Leser umständlicher mit den venerischen Localzufällen bekannt, und empfiehlt dawider, ausser den diätetischen Vorschriften und andern Vorsichtsregeln, einige leicht anzuwendende Mittel, deren nähere Bestimmung er jedoch dem *Arzt* zu überlassen räth.

SCHÖNE KÜNSTE.

Nürnberg, b. Frauenholz: *Malerisch radirte Prospecte aus Italien*, von *Dies*, *Reinhart* und *Mechau*, dermalen in Rom. *Eilftes Stück*. 1795. *Zwölftes Stück*. 1798. (jedes Heft von 6 Blättern 3 Rthlr.)

2) Ebendaselbst: *Aussichten von Hohenheim*. *Dritte Lieferung*. 1797. *Vierte Lieferung*. 1798. royal Fol. (jede Lieferung von 6 coloritten Blättern nebst Text, 6 Laubthaler.)

Mit dem 12ten Hefte ist nun das von so vielen Seiten schätzbare Werk der römischen Aussichten geschlossen. An innerm Kunstwerthe dürfen die darin gelieferten zwey und siebenzig Blätter unstreitig zu den ersten Sammlungen dieser Art gezählt werden. Im Fach der Aetzkunst hat weder Deutschland noch das Ausland in diesem Jahrhunderte etwas aufzuweisen, was den Foderungen der Kenner und Liebhaber so Genüge leistete. — Das Werk ist zugleich ein ehrenvolles Denkmal für drey treffliche deutsche Künstler, und hat jetzt und in jeder Zukunft auch von dieser Seite ein entschiedenes Interesse für die ächten Freunde deutscher Kunst. Unser grosses Publicum lässt sich, um ein Werk von diesem Kunstwerth ganz schätzen zu können, noch zu willig, und jetzt mehr wie jemals, mit den niedlichen englischen und französischen Fabrikaten, den bunt mit Farben geschminkten Blättern mit Figuren aller Art beladen, welche das Auge für die Ansicht höherer Kunstwerke abstumpfen und den Geschmack verderben. Daher der reissende Abgang vieler solchen übertünchten Sudeleyen, deren Regenbogenfarben dem verwöhnten Auge schmeicheln, und dagegen die nur sparsame Unterstützung von Unternehmungen, wie das gegenwärtige ist.

Folgende treffliche Ansichten sind in diesen letzten Heften enthalten. Von *Reinhart*. 1) Brücke im Thal von Tivoli (*Ponte aquoro*). 2) Ruinen der sogenannten Bibliothek in Hadrians Villa. 3) Mauer- und Gewölbestück eines antiken Gebäudes neben dem *Circus Caracallae*. 4) Ein *Columbarium* aus den Ruinen der etrusc. Stadt Falerium (jetzt *Fallari*): — Von *Mechau*: 1) Der Velino-Katarakt bey Terni. 2) Brücke bey *Civita Castellana* (*Ponte Terano*). 3) Altes Thor von *Falerium*. 4) Ansicht bey Albano. — Von *Dies*: 1) Ein altes Grabgewölbe bey Tivoli. 2) Tempel des olympischen Jupiters in der Hadrianischen Villa. 3) Die grosse Kaskatelle bey Tivoli. 4) Lage des Tempels der Vesta in Tivoli, mit seinen Umgebungen. — So hölzern diese Barracken des Städtchens Tivoli, da oben dem herrlichen Tempel zur Seite, auch in dieser Ansicht sind, so wird doch bey vielen, die dort waren, der Anblick des Häuschens, ihres braven Wirthes Francesco da oben, und die

die Rebenlaube, welche zu dem Tempel hinführt, wie bey Rec., manche schöne Erinnerungen wecken.

Die beiden vorliegenden Lieferungen zu dem zweyten Werke, enthalten zwölf Ansichten aus dem Park zu *Hohenheim*. Auch hier, wie in den ersten Lieferungen, sind die Standpuncte der Ansichten gut gewählt, und die colorirte Ausführung ist im Ganzen brav, nur hie und da sind die Farben etwas hart und zu stark aufgetragen. — In den meisten dieser Gebilden einer üppigen Phantasie zeigt sich der ausschweifende Hang zur Verschwendung, zum Sonderbaren und zur Hervorbringung erzwungner stark abstechender Kontraste des Stifters dieser Anlagen. Hier sieht man eine antike Curia für Rathsversammlungen und im Innern dieses ehrwürdigen Gebäudes — eine Gallerie von Gemälden hübscher Mädchen; — einen auf einen wasserarmen Platz hingezauberten See mit einem feststehenden — Bucentoro auf dem Wasserspiegel; — ein kleines Wirthshaus: zur Stadt Rom! angelehnt an kolossale Schwibbogen von Nero's goldnem Hause; — einen ernsten Sibyllen-Tempel, — bunt vermalt, mit prächtigen Sälen und „allerliebsten Zimmerchen" drinnen; — leichte Brückenstege über (erkünstelte) „tiefe Schlünde" und Felsentrümmer; — ein fingirtes Schulhaus an das Stück einer römischen Stadtmauer gedrückt, mit allem *Apparat* der modernen Pädagogik; — eine ganze Casernen-Strasse für die prächtige Garde-*Legion des Herzogs*; — eine gothische Kirche und die Anlage zu einem Karthäuserkloster; — niedliche Zimmerchen hinter verwitterten Wänden sybaritische Boudoir's unter armseligen Strohdächern u. dgl. m. Unwillkürlich drängt sich einem bey allen diesen *Sonderbarkeiten*, die Erinnerung an die Monstrositäten der stygischen Schlösser unsers Zeitgenossen des *Prinzen von Palagonia* bey Palermo auf, welcher allerdings auf einer viel höheren Stufe des Grotesken und Ungeheuern stand, und das ihm nicht streitig gemachte Vorrecht, toll zu seyn, ungebührlich übertrieb.

Im einfach ländlichen Geschmack sind die Anlagen des Gärtnerhäuschens, der Mühle etc. in dem Hohenheimschen Park gedacht.

In derselben Kunsthandlung ist erschienen:

Principes du Dessein, d'après les Gravures qui ont été publiées d'après les antiques statues, par Jean Volpato et Raphael Morghen: Premiere Livraison 1798. 9 Blätter Royal-Folio (2 Rthlr. 45 Kr.)

Unverstand und Gewinnsucht haben zeither eine Menge schlechter Anleitungen zum Zeichnen, Zeichenbücher u. dergl. zum Schaden des guten Geschmacks und des angehenden Kunsttalents zu Wege gebracht. Die Erscheinung eines so vortrefflichen Werkes wie dieses ist, wodurch Herr Frauenholz sich als Herausgeber ein wesentliches Verdienst erwirbt, kann daher den Freunden der Kunst nicht anders als höchst willkommen seyn. Ausser dem Preisler'schen Werk, wovon die Platten durch das öftere Aufkratzen nunmehr verdorben sind, kennt Rec. kein besseres als das gegenwärtige ist, welches in 4 Heften erscheinen wird. Um ihm den höchsten Grad der Vollendung zu geben, hat Hr. F. unsern grossen *Müller* in Stuttgard für die Revision desselben zu interessiren gewusst; ihm werden die Platten, vor deren Abdruck, zum Retouchiren überliefert. — Die neun Blätter dieser ersten Lieferung sind nach den besten Antiken gezeichnet und enthalten, theils in blossen theils in schattirten Contouren, einzelne Theile des Kopfes; dann die Köpfe der Barberinischen Juno, des Florentinischen Alexanders und der Niobe, des Capitolinischen Jupiter und Ajax, des Vatikanischen Bacchus, die Füsse der Mediceischen Venus und andere antike Hände und Füsse.

Bamberg, in der Lachmüllerschen Kunst- und Hofbuchhandl.: *Gedichte*, von *Joh. Chrysostomus Cautor*, Benedictiner zu Banz. Erster Theil. 1798. 135 S. 8. broch.

Rec. glaubt nicht schonender mit diesem Büchlein umgehen zu können, als wenn er sich gar nicht auf das einzelne einlässt, und den, wahrscheinlich noch sehr jungen Vf., nur warnt, die Uebereilung, ohne Begriffe von Poesie, ja ohne gehörige Kenntniss der Muttersprache, dichten zu wollen und diese Gedichte in die Welt zu schicken, doch ja nicht zu wiederholen, und bis er sich wenigstens mit den Werken unserer besten Dichter vertraut gemacht hat, auch allen poetischen Uebungen zu entsagen. Die bisherigen so sehr misglückten verdienten nur wegen der Seltenheit des Falles, und der Betrachtungen, welche der Stand des Vfs. veranlasst, erwähnt zu werden. Die klösterliche Einsamkeit scheint der poetischen Begeisterung so günstig, und diese gewährt einen so unschuldigen Ersatz für manche Entsagungen, dass Rec. gern nicht glauben möchte, was ihm ein würdiger katholischer Geistlicher versicherte; ein junger Mönch, der Anlage und Neigung zur Poesie merken lasse, setze sich der Gefahr aus, übel behandelt und zurück gesetzt zu werden. So dachte man ja in Italien, wo Mönche, mit Begünstigung ihrer Obern, sogar die Malerey und andere Künste häufig übten; und auch in Deutschland wurde im vorigen Jahrhundert ein *Jacob Balde* seines dichterischen Geistes wegen von seinem Orden und seiner Kirche gewiss vorzüglich geehrt. Das Klosterleben kann sich nicht besser rechtfertigen, als dadurch, dass es sich mit der Entfaltung der edelsten Talente verträgt; und warum sollte man nicht darauf bedacht seyn, die Poesie zur Verherrlichung des katholischen Glaubens anzuwenden? In vielen, demselben eigenen, Ansichten des Evangeliums, kirchlichen Ueberlieferungen und Geschichten der Heiligen liegt der Keim einer so schönen sinnlichen Mystik, dass der protestantische Dichter dem katholischen diese Gegenstände beneiden muss, und versucht seyn würde, sie selbst zu behandeln, wenn ihn in seinem Kreise eine gleich ansprechende Stimmung entgegen käme.

Halle, b. Kümmel d. Aelt.: *Journal für Prediger.* 30ter Bd. 3. 4. St. 31ter Bd. 1. 2. 3. 4. St. 32ter Bd. 1. 2. 3. St. 1790. 4. St. 33ter Bd. 1—4. Stück. 1797. 34ter Bd. 1. 2. St. 1798. 8. (jedes Stück 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 104.)

Ebend., b. Ebend.: *Neues Journal für Prediger.* 10ter Bd. 3. 4. St. 11ter Bd. 1—4. St. 12ter Bd. 1—3. St. 1796. 4. St. 13ter Bd. 1—4. St. 1797. 14ter Bd. 1. 2. St. 1798. 8. (jedes Stück 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 104.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Neubrandenburg*, gedr. b. Korb: *Beschreibung eines, nemlich bey Neubrandenburg gefundenen wendischen Monuments* mit historischen Erläuterungen zur nähern *Bestimmung des alten Rhetra*: von *J. C. P. Kortüm*, Pastor prim. in Neubrand. 1798. 45 S. 8. — Bey dem Umgraben eines Platzes in Neubrandenburg, auf dem ein Haus niedergerissen war, und der nun zu einem Garten eingerichtet werden sollte, entdeckten die Arbeiter, ungefähr in der Tiefe eines halben Fusses, eine Art von Gewölbe und in demselben ein Loch. Das Ganze stellte einen Brenn- oder Schmelzofen dar. Er stand in einer Tiefe von sieben bis acht Fuss in lockerm Sande, dessen Länge etwa acht, die Breite aber zwey bis drey Fuss betrug. Die Mündung stellte einen von Backsteinen spitz zugewölbten Schwibbogen dar, und ein ähnlicher befand sich am Ende des Herdes. Die gemessene Höhe der Schwibbogen war zwey, die Länge des Herdes drey Fuss. Am Ende desselben unter dem hintersten Bogen zeigte sich eine kleine Vertiefung, die mit zu dem eigentlichen Ofen gehörte und unmittelbar an die hintere Aussenwand des Gewölbes grenzte. Oben durch die Decke war wahrscheinlich ein Loch gegangen, um den Luftzug zu befördern. Vor der Mündung des Ofens und weiter rückwärts fand sich eine, von Feldsteinen ausgemauerte, zirkelförmige Mündung in gleicher Höhe mit dem Herde des Ofens, die mit demselben in Verbindung stand und in der wohl ein ziemlich grosser Braukessel stehen konnte. Bey dem Aufräumen fand man, theils zerstreut, theils neben einander, einzelne rothgebrannte und grün glasurte Scherben, unter denen zwey halbe Schilder von gebranntem Thon, mit grünen, ziemlich gut modellirten, Figuren männlicher Körper bis zur Brust waren; einzelne Stücke gegossenen Eisens; in der ausgemauerten Mündung vor dem Ofen Scherben von Urnen, und, ausser Kohlen, Fischschuppen u. dgl. Ribben und Wirbelknochen, wahrscheinlich von einem Pferde; eine mittelmässige, breite, vorn schräg zugespitzte, Schneiderschere und ein Stückchen eines durchsichtigen, seidenem Flore ähnlichen, sehr wohl erhaltenen, Gewebes; endlich ein Stück von einem behauenen Feldsteine, in der Form eines Beils. Der Vf. hält diesen Ofen für einen *ächt wendischen Schmelzofen*, der vielleicht auch zum Brennen oder zur Austrocknung der Urnen gebraucht worden. Nach seiner Ueberzeugung war er zum Schmelzen des Metalls bestimmt, und es wurden darin alle Götzenbilder, die in dem Tempel zu Rhetra aufgestellt wurden, und alle heiligen Geräthe gegossen; denn das bestrittene *Rhetra* habe am *Ende* der Tollensee, wo der eigentliche Fluss, die Tollense, ihren Anfang nimmt, gelegen, folglich in der Gegend, *wo Neubrandenburg steht*, und man müsse den Tempel, wenn nicht auf eben der Landzunge, auf welcher der Ofen gefunden worden, doch wenigstens nicht gar zu weit von demselben suchen. Die zu Prillwitz ehemals gefundenen, von *Masch* beschriebenen, Alterthümer haben nicht da eigentlich zu Hause gehört, sondern seyen zur Zeit der Kriegsunruhen dahin gerettet und vergraben. Rec. will die Gründe für diese Behauptungen nicht ausheben, zumal da die Abhandlung selbst klein, folglich wohlfeil ist, und da er aus vielerley Ursachen Bedenken trägt, an dem unlängst wieder (in der *Monatsschrift von und für Mecklenburg*) erneuerten Streite über die Lage von Rhetra Theil zu nehmen. Doch glaubt er, einen Grund hier anzeigen zu müssen, den der Vf. erst nach dem Abdrucke gefunden und in einem Schreiben an die Herausgeber dieser Zeitung angeführt hat. Dieser ist von „einem, in der herzoglichen Sammlung wendischer Alterthümer befindlichen Feldsteine, etwa zwölf Zoll lang, fünf breit, sechs hoch, hergenommen. Auf demselben ist ein Büffelskopf, mit dem Vogel des Radegast oben darauf, eingehauen. Unter demselben hat ein kleines metallenes Schild gelegen, das, wenn ich nicht irre, (sagt er) auch in der Potockischen Reise abgezeichnet worden, mit der Aufschrift: *Crive. Radegast. Rhetra.* Diese Stücke sind etwa vor zwanzig Jahren hier auf dem neubrandenburgschen Felde beym Umpflügen gefunden worden, und reden sehr stark für jene Hypothese." (Gegen die (S. 31.) angegebene Ableitung des Namens: *Rhetra*, von dem plattdeutschen Worte: *Reet, Riet*, (Rohr, Schilf,) als wenn er Rohr- oder Schildorf, Rohrstadt etc. bedeute, muss Rec. bemerken, dass jenes Wort gewiss nicht, wie der Vf. meynt, Wendisch gewesen, und aus dieser Sprache in der Niedersächsischen beybehalten worden sey. Dieser Schluss ist überhaupt äusserst trüglich. *Hreod* hiess schon in dem alten sächsischen Dialekte das, was der Engländer *reed*, der Plattdeutsche *Reet*, *Riet*, der Holländer *riet* etc. nennt: und in den Ueberbleibseln des Dialektes der ehemaligen Wenden in der Grafschaft Dannenberg finden sich für: *Schilf* nur die drey, unter sich verschiedenen, Benennungen: *czelpič*, *rudegisenik* und *rêsen*; für: *Rohr* aber *draßinatz*, *drußöye*, und für: *Sumpf*, *Morast*, das Wort: *poró*.) Der Schluss enthält die Nachricht, dass die von *Masch* beschriebenen und bisher zu Ratzeburg aufbewahrten wendischen Alterthümer, auf Befehl des jetztregierenden Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, nach Hohenzieritz gebracht worden sind, und dass die edelsten, gehaltreichsten, entscheidendsten Stücke darunter noch fehlen, indem sie sich in engem Gewahrsam des Hn. Sponholz zu Neubrandenburg befinden. (Dieß, oder wenigstens viele davon, hat der Graf *Potocki* in seinem *voyage dans quelques parties de la Basse-Saxe* (s. A. L. Z. 1798. Nr. 327.) beschrieben und in Kupfer abbilden lassen.) Wir haben also über die Wirklichkeit dieses, fast unbegreiflichen, Umstandes jetzt einen Zeugen mehr: aber Hr. Kortüm lässt sich zur des Rec. Bedauern eben so wenig, als vor ihm Potocki, über die Gründe des Besitzers zu einer solchen Sperre aus. Man merkt bloss aus den Worten: „*ex infernis nulla redemtio*," und: „nur die kommende Generation darf sich „die Erfüllung dieses Wunsches versprechen," wie unbillig strenge sie seyn müsse.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. April 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

BATH, b. Cruttwell und LONDON, b. Dilly: *The history of the Puritans*, or *Protestant Non-Conformists, from the Reformation to the Act of Toleration in the Reign of King William, in the Year* 1688., containing an account of their principles, their attemts for a further reformation in the Church, their sufferings, and the lives and characters of their principal Divines, by *Dan. Neal*; a *new edition*, revised, corrected and enlarged by *Joshua Toulmin*, D. D. Vol. I. 1793. 63 u. 524 S. Vol. II. 1794. 32 u. 574 S. Vol. III. 1795. 17 u. 534 S. Vol. IV. 1796. 32 u. 652 S. Vol. V. 1797. 16 u. 132 u. 218 S. 8. (15 Rthl.)

Die Kirchenverbesserung im 16ten Jahrhundert nahm in England einen ganz andern Gang, und führte daher auch zu etwas andern Resultaten, als in andern Ländern, welche den Protestantismus angenommen haben. Sie begann während der langen Regierung des despotischen und grämlichen Heinrichs VIII., dessen wunderliche Launen oft wechselten. Er beraubte zwar den Pabst seiner bisherigen Macht und alles Einflusses in England, indem er sich selbst zum einheimischen Pabst, oder wie er es nannte, zum Haupt der Kirche von England machte, und auf diesen Titel stolzer und eifersüchtiger, als auf keinen andern, war; aber in der hierarchischen Kirchenverfassung, in dem Ceremonienwesen, und selbst in der Lehre gestattete er nicht leicht eine Veränderung, wofern er nicht irgend einen Vortheil davon für sich selbst hoffte. Auf jeden Fall blieb alles der Willkühr des Despoten überlassen, von welcher der Gegner der Messe eben so viel als der Zweifler an dem kirchlichen Supremat des Königs zu fürchten hatte. Sein minderjähriger Nachfolger Eduard war zwar der protestantischen Lehre mit Wärme ergeben, und that für ihre Verbreitung sehr viel; aber das Recht der Krone, in Sachen der Kirche und Religion alles nach ihrer Willkühr anzuordnen, ward auch hier behauptet. In andern Ländern erklärte sich zuerst das Volk und die Geistlichkeit für die neue Lehre, und dann erst traten die Regenten hinzu, um die Majorität des Volks bey der von ihm angenommenen Lehre gegen die Anmafsungen der Hierarchie zu schützen. In England hingegen ward die Reformation unter Eduard von oben herab verfügt, ungeachtet der grösere Theil des Volks und selbst der Clerisey noch nicht dafür stimmte, und wirklich noch keine Empfänglichkeit dazu hatte. An die Rechte des Privaturtheils und der Gewissensfreyheit ward noch weniger als anderwärts gedacht, und der Kirchenglaube nebst der Form der äufsern Religionsübung ward aufs genaueste mit der Politik verwebt. Nach dem Modell, welches die Machthabenden, ihren eignen Einsichten gemäfs, aufstellten, sollte jedermann sich formen, und wer über die vorgezeichnete Grenzlinie der Reformation einen Schritt hinausging, ward eben sowohl für einen strafbaren Uebertreter der Gesetze des Staats angesehen, als welcher einen Schritt hinter derselben zurückblieb. Allgemeine Einförmigkeit war der Zweck, auf den man hinarbeitete. Die Strenge, mit welcher man selbst bey minderwichtigen Dingen, z. B. bey der Amtskleidung der Geistlichen, auf Gleichförmigkeit drang; veranlafste zuerst den Unterschied zwischen Conformisten und Nonconformisten. Man war zwar damals Willens, in der Folge wohl noch zu einigen weitern Reformen zu schreiten; aber die Regierung wollte selbst das Signal zu jeder geben, und den Punct bestimmen, wie weit sie greifen dürfte. Hätte der junge König länger gelebt, so wäre wahrscheinlich noch vieles Gute eingeführt wordon, obgleich freylich nicht auf dem Wege, den die ächten Grundsätze des Protestantismus vorzeichnen. Weil nun das Volk und selbst die Anhänger der Reformation durch eine solche Behandlung gewöhnt worden waren, über ihre religiösen und kirchlichen Angelegenheiten Befehle der Regierung zu erwarten, und diesen mit aller Resignation sich zu fügen, so ward es nach Eduards frühem Tod der bigotten Maria desto leichter, durch ihre blutdürstigen Diener das kaum angefangene Werk in kurzem beynahe zu vernichten, und die Autorität des Pabstes nebst allen Lehren und Gebräuchen der römischen Kirche wieder herzustellen. Sie hatte ja nur zu befehlen; und da die Ungehorsamen nicht nur Ketzer, sondern auch schlechte Unterthanen und Rebellen waren, so empörte es desto weniger, wenn man sie zum Scheiterhaufen führen sah. Gleichwohl schlug Elisabeth, die blutdürstige Grausamkeit abgerechnet, denselben, wenigstens den von Eduard betretenen Weg ein, als sie endlich dem Protestantismus ein entschiedenes Uebergewicht verschaffte und sicherte. Sie machte ihr kirchliches Supremat durchaus geltend, brachte alle Bischöfe und Geistliche in Abhängigkeit von der Krone, liefs nach ihrem Willen, und oft nach ihrer individuellen Einsicht oder Neigung, über die Artikel des Kirchenglaubens, die Liturgie, die Ceremonien und die Verwaltung der Kirchenzucht Ge-

fetze geben, und gebot, dafs jedermann sich hiernach richten und eine vollkommene Gleichförmigkeit in den kirchlichen Formularen, Gebräuchen, Amtskleidern u. dgl. beobachten solle. Dies fanden viele unleidlich, die in der Schweiz und anderwärts eine simplere Form des Cultus und eine Kirchenverfassung ohne Bischöfe kennen gelernt hatten. Ihnen schien vieles, was in der englischen Kirche gesetzlich vorgeschrieben war, unnütz, zweckwidrig, abergläubisch und wenigstens, wegen seiner Abstammung aus dem Pabstthum, verdächtig. Sie verlangten eine *reinere* Form des öffentlichen Gottesdienstes, und eine Kirchenverfassung, die sich dem Muster des *reineren* christlichen Alterthums mehr nähere. Davon bekamen sie den Namen *Puritaner*. Ihre Anzahl wurde sehr beträchtlich; sie spalteten sich aber wieder in mehrere Partheyen.

Die Geschichte dieser Puritaner ist allerdings in mehreren Hinsichten merkwürdig. Nicht nur ihre religiösen Grundsätze und kirchlichen Einrichtungen verdienen gekannt und mit denen der bischöflichen Kirche verglichen zu werden, sondern auch ihre abwechselnden Schicksale, das Entgegenstreben der getrennten kirchlichen Partheyen gegen einander, und das in verschiedenen Perioden verschiedene Benehmen der Episcopalen gegen ihre puritanischen Halbbrüder, gewähren dem aufmerksamen Beobachter mannichfaltige Belehrung. Und da die Puritaner gemeiniglich die politische Freyheit eben so eifrig vertheidigten, als die kirchliche, und auch hierin gewöhnlich Antipoden der durch ihre Grundsätze und ihr Interesse näher an die Krone gebundenen Episcopalen waren; so ziehen sie selbst auch des Politikers Augen auf sich.

Das vorzüglichste und ausführlichste Werk über die Geschichte der Puritaner überhaupt, (denn über die Geschichte der einzelnen Partheyen, der Baptisten u. s. w. giebt es deren mehrere,) ist bis jetzt unstreitig das vor uns liegende von Neal, welches zuerst in den Jahren 1732 bis 1738 in vier Octavbänden erschien, und sich durch seine Reichhaltigkeit und Genauigkeit, und durch die liberale Denkart und Mafsigung seines Vfs. vortheilhaft auszeichnete. Hr. *Toulmin*, der aus mehreren Schriften als ein heller Kopf, freydenkender Mann und fleifsiger Schriftsteller schon bekannt ist, liefert hier eine neue in einigen Stellen verbefserte und mit vielen Zusätzen bereicherte Ausgabe, bey deren Anzeige wir uns, da das Werk selbst weit aufserhalb unserer Grenzen liegt, blos auf eine Vergleichung mit der ersten Ausgabe einschränken müssen. — Jeder der drey ersten Bände enthält in der neuen Ausgabe gerade eben so viel als in der alten, ausgenommen, dafs die jedem einzelnen Bande beygefügt gewesenen Beylagen hier alle miteinander für den letzten aufgespart wurden. Dagegen füllt der vierte Band der ersten Ausgabe hier zwey Bände, theils aus der nur eben angezeigten Ursache, theils auch, weil die dort jedem Bande angehängten Register hier in ein allgemeines Register, das einen beträchtlichen Theil des fünften Bandes füllt, zusammengeschmolzen sind. Sonst ist die Einrichtung des Textes unverändert geblieben, aufser dafs die auf jeder Seite der alten Ausgabe oben neben dem Columnentitel gesetzte Jahrzahl weggelassen ist, (woraus aber zuweilen einige Dunkelheit entstanden ist, wie z. B. B. I. S. 10, wo der 19te September ohne Angabe des Jahrs vorkommt,) dafs die freylich aus der Mode gekommenen Marginalien in Inhaltsanzeigen, die vor jedem Bande stehen, verwandelt sind, und dafs einige Stücke, die Neal in den Text eingeschaltet hatte, eine bequemere Stelle in den Beylagen bekommen haben. So sind in der neuen Ausgabe die erste und fünfte Beylage entstanden, die in der alten Edition Vol. I. p. 158 und 525. im Texte standen. Weggelassen ist, so viel Rec. bemerkt hat, nichts, aufser die ziemlich lange und nicht uninteressante Nealische Vorrede zum dritten Bande der ersten Auflage; welches vermuthlich nur ein Versehen ist. — Die Toulminischen Zusätze kommen in verschiedenen Formen vor, und haben einen mannichfaltigen Inhalt. Einige sind in den Text selbst, zumal am Ende einer Erzählung von gewissen Begebenheiten, eingerückt, und durch Klammern kenntlich gemacht, z. B. Vol. I. p. 76 und 518. Andere bestehen in ganzen Abschnitten, welche neu hinzugekommen sind, als Vol. III. p. 513 — 534. Vol. IV. p. 272 — 287, p. 469 — 528. p. 627 — 652 und Vol. V. p. 99 — 131. Andere, und zwar die meisten, stehen in Form von Noten unter dem Texte, über welche, zur Bequemlichkeit der Leser, ein eigner Conspectus oder eine Inhaltsanzeige jedem Bande vorgesetzt ist. Endlich sind die Beylagen 3. 9. 11 und 12. neu, so wie auch Neals Lebensbeschreibung, welche vor dem ersten Bande stehet, jetzt erst hinzugesetzt ist. Was den *Inhalt* der Zusätze betrifft, so sind es theils Bestätigungen und Vertheidigungen der Nealischen Angaben und Urtheile, gegen die von Maddox, Warburton, Grey und andern dagegen gemachten Einwendungen, theils Berichtigungen des Textes und der Citate, theils biographische Nachrichten von manchen in der Geschichte genannten Personen, theils eigne Urtheile des Herausg. über Begebenheiten, Handlungsweisen und Charaktere der handelnden Personen, wo ihm Neal nicht unbefangen oder nicht kräftig genug für die Sache der religiösen oder politischen Freyheit gesprochen zu haben schien, theils endlich ausführlichere Nachrichten von einigen dissenterischen Partheyen, besonders von den Baptisten und Quäkern, welche Neal, weil er eine Geschichte nicht einzelner Partheyen, sondern der Puritaner oder Nonconformisten überhaupt liefern wollte, nur kurz und beyläufig berührte, über welche sich aber Hr. *Toulmin* viel weitläuftiger verbreitet und ihre Vertheidigung mit Eifer übernimmt. Indessen haben wir doch in den Zusätzen, welche diese Partheyen betreffen, nichts Neues und bisher Unbekanntes bemerkt, und Hr. T. gestehet selbst, dafs er vornehmlich aus *Crosby's history of the english Baptists*, (Robinson scheint nicht gebraucht zu seyn,) und aus *Gough's*

Gough's history of the Quakers geschöpft habe. Es wird aber doch gewifs manchem lieb seyn, das Ganze der Geschichte der protestantischen Dissenter in England, selbst nach seinen einzelnen Theilen, nun vollständiger, als in der ersten Ausgabe geschehen konnte, zu übersehen. Ueberhaupt hat das Werk durch Hn. *T.* Bearbeitung unleugbar gewonnen, obgleich zu wünschen gewesen wäre, dafs er nicht blos neuere Hülfsmittel zu Rathe gezogen, sondern seine Aufmerksamkeit mehr auf die Quellen selbst und auf ältere Schriftsteller gewendet hätte. Noch wünschenswerther aber ist, dafs die Fortsetzung des Werks, wozu in der Vorrede Hoffnung gemacht wird, und welche die Geschichte vom Jahr 1688 an bis auf unsere Zeiten fortführen soll, bald erscheinen möge, wodurch eine in der That beträchtliche Lücke in der englischen Kirchengeschichte ausgefüllt werden würde. Uebrigens ist die neue Ausgabe mit fünf Portraits von *Neal*, D. Henry *Jessey*, D. Alex. *Leighton*, D. *Dod* und dem Herausg. D. *Toulmin*, geziert, von denen aber die beiden letzten in dem Exemplare, welches Rec. vor sich hat, fehlen.

Rome, à la porte du Vatican. (Paris): *Lubies Théologiques. Ouvrage posthume du Compère Matthieu.* 162 S. 8. (14 gr.)

Den gröfsten Theil dieser theologischen Grillen des Compère Matthieu (Dulaurent) füllt eine ziemlich platte Parodie der biblischen Geschichte: die andere Hälfte enthält vorzüglich einige Todtengespräche, in denen die Wunder des neuen Testaments auf gut Bahrdtisch erklärt werden. Was diesem Werke an Witz gebricht, ist durch eine Menge plumper Obscönitäten ersetzt; so wie es überhaupt ganz das Ansehen hat, als ob das Vorgeben in der Einleitung — *la faim fait sortir le loup du bois; il me faut des pages* — etwas mehr als Scherz sey.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Nützliche Bemerkungen für Garten- und Blumenfreunde*, gesammelt von *J. H. Albonico*, Rechtsconsulent und Rathssyndic. zu Döbeln. 6tes *Heft*. 1798. Von Bogen Gg bis Nn incl. und 7tes *Heft*. 1798. Von Bogen Oo bis Tt incl. 8. (12 gr.)

Das sechste Heft enthält folgende Abhandl.: I. *Noch etwas über Blumen und besonders Nelkenstellagen.* — Der Vf. erklärt alle *Gestelle*, so gut sie auch eingerichtet seyn mögen, für unvollkommen, und schlägt ein kleines Gebäude vor von 6 Quadratellen und 4 Ellen hoch, mit zwey Eingängen 2 Ellen breit, dessen er sich selbst mit gutem Erfolg bedienet, und hier ein Kupfer davon beygefüget hat. — II. *Von der Obstorangerie.* — Sie wird von dem Vf. aus Erfahrung vertheidiget, und er hat Recht. — III. *Fuchsia coccinea, die hochrothe Fuchsia.* — Eine Beschreibung dieser schönen Blume aus Chili und ihrer Erziehung. — IV. *Gold und Silber im Pflanzenreiche.* — Eine Beschreibung der *goldfarbigen Mittagsblume, Mesembryanthemum aureum*, deren unterste Seite der schmalen Blumenblätter eine glänzende Goldfarbe hat, und in der Sonne dem polirtesten Metalle gleicht. Ferner der *Silberbaum; Protea argentea.* Seine Blätter werfen bey einigem Sonnenschein einen blendenden Silberglanz von sich. — V. *Kritische Beschreibung des Gräflich Lindenauischen Gartens zu Machern, ohnweit Wurzen.* — Eine ungünstige Kritik, in welcher vieles übertrieben, und manches Gute übersehen worden ist. — VI. *Vom Anbau der Teltower Rübchen ausser ihrem Vaterland.* — So wenig diese Abhandl. ihrer Ueberschrift entspricht, so angenehm ist sie doch zu lesen. —

Das siebente Heft besteht aus folgenden Abhandl.: I. *Können wir nicht ohne Veredlung unsere Obstbäume erziehen?* — Die lesenswürdigen Anmerkungen des Herausg. widerlegen gröfstentheils die irrigen Hypothesen des Vfs. Da aber diese Anmerkungen bey der dritten Frage: warum soll man von der bisherigen Gewohnheit (des Veredelns der Bäume) abgehen? — aufhören; so kann Rec. nicht umhin, die vorgegebene Mühsamkeit des Veredlungsgeschäftes, (des Copulirens, Oculirens, Pfropfens etc.) sowohl, als das so seltene Gerathen der Veredlungsarten zu verneinen, da es nicht nur einem Gartenfreund viel Vergnügen, sondern auch die Uebung den Meister macht, so, dafs oft von zwanzig ja funfzig veredelten Bäumchen kaum eins fehlschlägt. Was er von der mehrern Dauerhaftigkeit eines aus dem Kern erzogenen Baums sagt, ist nicht ganz unbedingt richtig. Wir haben Tausende von gut veredelten Bäumen, die hundert und zweyhundert Jahre alt sind. Dauern aber manche veredelte Bäume nicht so lange, als manche wilde Obstbäume; so wird doch ein edler Obstbaum mehr Vergnügen und ungleich mehreren Nutzen in 50 Jahren hindurch bringen, als ein saurer Holzapfelbaum in 100 ja 200 Jahren. — II. *Zwey Worte über die Veredlung der Bäume und das Schneiden der Veredlungsreiser im Winter.* — Auf die erste Frage wäre zu antworten: dafs der Baum zu der Zeit, wenn er seinen Saamen gereifet, (der erste Endzweck der Natur bey Zeitigung der Früchte) und zur Fortpflanzung tüchtig gemacht, auch seine Knospen oder Augen für die künftige Zweige dazu bereitet hat, obschon die Vegetation des Baums im Winter, (vorzüglich aber nur in warmen d. i. gelinden Wintertagen,) nicht ganz aufhört; auch hindert diese kleine Vervollkommnung nichts, die Reiser zu ihrem Endzweck auch vor Jenner, und auch wohl vor Winter zu brechen. Das alles bestätiget auch die beständige Erfahrung. Und dieses beantwortet auch gewissermafsen die andere Frage. — III. *Künstliche Vermehrung in der Saamenschule.* — Obschon nicht zu leugnen ist, dafs *bisweilen* eingesteckte Reiser auch von Aepfeln und Birnen wurzeln, so ist doch diese Vermehrung nicht allgemein anzurathen, weil sie *selten* gelingt, viel Sorgfalt und Begiefsen erfodert, und die Wurzelkrone doch selten und

langsam nach Wunsche sich bildet. — Die Vermehrung durch *Absenker* ist vorzüglicher als jene, jedoch steht sie auch dem Veredeln weit nach, und ist nur bey einigen Obstgattungen und Obstgesträuchen mit Nutzen anwendbar. — IV. *Dodecatheon meadia, die Meadische Schlüsselblume, auch Göttergabe, Götterblume genannt,* (fr. *Giroselle* oder *Primevere de Virginie:*) — ihre Beschreibung und Erziehung. — V. *Browallia elata, geradestehende Browallie.* — Eine Sommerblume aus Peru. Ihre Beschreibung. — VI. D. *J. G. Zinn's*, Prof. der Arzneygel. zu Göttingen, *Abhandl. von dem Schlafe der Pflanzen.*

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Der ehrliche Baum- und Küchengärtner:* oder vollständige und deutliche Anweisung, alle Geschäfte im Baum- und Küchengarten auf eine zweckmäfsige und vortheilhafte Weise zu besorgen, als: Bäume zu erziehen, zu veredeln und von Krankheiten zu heilen: gutes und schönes Gemüse zu erziehen: den Saamen zu gewinnen: das Gartenland zu bearbeiten und zu verbessern: die schädlichen Thiere abzuhalten oder auszurotten etc. — Nebst einem *Anhang*, wie man aus Obst einen sehr guten Wein, und selbst aus faulem Obst einen guten Essig, auch aus Möhren einen süfsen Syrup verfertigen soll. — Zunächst für den Bürger und Landmann, aber auch für jeden Liebhaber und Anfänger des Gartenbaues, von *C. Fried. Schmidt.* 1798. 246 S. 8. (12 gr.)

Das Ganze dieses Werks zerfällt in vier Theile. Im Iten Th. Iten Kap. ertheilt der Vf. *allgemeinere Lehren über die Natur der Pflanzen*, ihren Bau und die Vegetation derselben. Im IIten Kap. *wie ein Gartenland beschaffen seyn müsse, und wie man seine Fehler verbessern könne.* Im IIIten Kap. handelt er *vom Düngen des Landes.* Das IVte *vom Graben, Hacken, Behäufeln und Rigolen.* Vte Kap. *vom Unkraut, und wie es vertilgt wird.*

IIter Th. *Vom Gemüsebau.* Ites Kap. *Vom Saamen der Küchengewächse.* IItes Kap. *Vom Säen und Legen der Gewächse.* IIItes Kap. *Vom Pflanzen und Umlegen der Gewächse.* IVtes Kap. *Von der eigenen Art und Natur einiger Küchenpflanzen insonderheit.* Vtes Kap. *Von der Pflege und Wartung der Küchenpflanzen.*

IIIter Th. *Von dem Baumgarten.* Ites Kap. *Wie man sich junge Stämme erziehen kann.* — Dafs der Vf. die Wurzelausläufer von Pflaumen, ja von Quitten und sogar von Johannisstämmen zur Anzucht verwirft, ist offenbar übertrieben. Und woher wollte er denn Johannis- oder Paradiesstämme für seine Baumschule bekommen? — IItes Kap. *Von Veredlung der Bäume durch Copuliren, Pfropfen und Aeugeln.* — Bey dem Copuliren erwähnt er nicht der Art, ein dünneres Reis auf einen dickern Wildling zu bringen, und scheint die neuern Gartenschriften nicht gelesen zu haben. Bey dem Pfropfen redet er blos vom Pfropfen in den Spalt, da doch das Pfropfen in die Rinde vorzüglicher ist. Uebrigens aber sind seine Anweisungen richtig, nur für den Anfänger allzukurz abgefafst. — Das IIIte Kap. *Von der übrigen Behandlung und Wartung der Bäume*, ist gut ausgeführt. Bey dem Versetzen der jungen Bäume hat der Vf. wohl recht, dafs sie nicht zu grofs und zu stark seyn sollen, nicht sowohl wegen der zurückbleibenden Wurzeln beym Ausheben, und wegen des schweren Angewöhnens an sein neues Erdreich, sondern auch wegen des nöthigen, starken Verschneidens der Kronäste, welches um so unthunlicher wird, wenn dieselbe nicht alle Frühjahr gehörig zurückgeschnitten worden, und man viel Tragholz aufkommen lassen. Hat aber ein solcher Baum geringe Holzäste, und fast lauter Fruchtholz, so wird nimmermehr ein schöner Baum daraus werden. Doch ist das noch nicht die schicklichste Stärke eines zu versetzenden Baums, wenn er in der Mitte des Schaftes einen guten Finger oder Daumen dick ist, sondern er kann unten bey der Wurzel eines Karstes oder Hackenstiels Dicke haben und nach Verhältnissen der Krone drey Finger dick seyn: aber immer kommt dabey die Beschaffenheit der Kronäste in Betracht. — IVtes Kap. *Welche Arten von Obst man vorzüglich pflanzen soll.* = Warum der Vf. statt *Kalvil* stets *Kalvill*, und statt *Passe pomme*, *Passpaun* schreibt, ist nicht abzusehen: *Raneklol* statt *Reneklod* (*Reine Claude*) und *Miralelle* statt *Mirabelle*, sind wohl Druckfehler.

IVter Th. *Von den Thieren, welche dem Küchen- und Obstgarten nachtheilig sind.* — Darunter sind denn auch die schädlichen Insecten begriffen. Aber neuentdeckte bewährte Mittel wider ihre mancherley Schäden, findet man hier nicht.

Erster Anhang: Wie man einen Garten durch lebendige Hecken schützen soll. — Dabey wird erstlich des *Weisdorns* gedacht: dann des *Mehlbeerstrauchs*, des *Saurachs* und der *Corneliuskirsche*. Allein die Belehrung darüber auf fünf Seiten ist für den Layen zu kurz und zu wenig unterrichtend; und da weder Linnéische Namen noch die mindeste Beschreibung von einem jeden Material beygefügt ist, so wird solches in vielen Ländern, da es anders benennt wird, verkannt und gar nicht verstanden. — *Zweyter Anhang: Kurze Anweisung, wie man aus seinem Obst einen guten und wohlfeilen Wein, und einen scharfen Essig gewinnen, und aus den Mohrrüben einen Saft erhalten könne, welcher die Stelle des Zuckers vertritt.* — Ein Apfel für den Durst! wie man zu sagen pflegt. Da der Vf. hiebey *Christ's* Handbuch über die Obstbaumzucht und Obstlehre benutzt hat, so hätte er doch seine Anweisung vollständiger und brauchbarer vortragen sollen. Denn der Vf. selbst scheint nie Obstwein gemacht, und die Sache nicht inne zu haben, da er sonst nicht lehren würde, die eingetragenen Aepfel bis *vier* Wochen lang auf Haufen liegen zu lassen, und alsdann erst zur Kelter zu bringen, vielweniger das Obst durch ein *Stampfeisen* zum Pressen zu bereiten. Der Wein von Stachelbeeren hätte für den hiesigen Landmann ganz wegbleiben können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 4. April 1799.

PHILOSOPHIE.

Halle, b. Gebauer: *Kritische Abhandlungen zur philosophischen Rechtslehre* von *Joh. Christian Gottlieb Schaumann.* 1795. 288 S. mit dem Register. 8.

Des Vf. Art zu philosophiren ist bekannt. Eigentlich philosophischen Geist, helle Blicke in das Reich der Wahrheit, neue und treffende Bemerkungen, sucht man in den Schriften des Vf. vergebens. Dagegen sind Philosophie aus Worten, spitzfindige und fruchtlose Begriffsbestimmungen und Unterscheidungen die Haupteigenschaften, an welchen man alle Producte des Hn. *S.* erkennen kann, und welche wir auch in diesen Abhandlungen, (von denen wir eigentlich nicht begreifen können, wie sie den Beynamen: *kritisch*, verdienen) zu unserem Bedauern wieder finden. — I. *Abhandlung. Ueber Freyheit und Willen.* Der Vf. ist der Reinholdischen Theorie von der Freyheit des Willens zugethan, verwechselt Willen und Willkür, Willkür und Freyheit und wird aus dem Kritiker ein Dogmatiker, indem er auch einen Willen annimmt, der sich selbstthätig (mithin als *freye* Willkür) *für* die Uebertretung des Gesetzes bestimmt. Der Grund, aus welchem wir *eine Freyheit* annehmen müssen, begründet nur das Daseyn eines Vermögens, sich *für* das Gesetz zu bestimmen und durch Natururſachen *nicht necessitirt* zu werden. Blos in Beziehung auf das Gesetz ist also die Freyheit *positiv*, in Beziehung auf Natururſachen und die Uebertretung des Sittengesetzes ist sie *negativ*. — Hier kommen auch folgende Begriffe vor. §. 4. „Das was den *bewegenden* (thätigen) Grund *lebendiger* Veränderungen (giebt es auch todte Veränderungen?) des Subjects enthält, nennen wir einen Trieb.“ §. 8. „Die in einem Gegenstande enthaltene Lust schöpfen (in sich aufnehmen), heisst *geniessen.*“ — II. *Ueber Moralität.* Der Vf. bestimmt hier den Unterschied zwischen Legalität und Moralität, und stellt den Satz: *dein Wollen sey gewissenhaft;* als allgemeine Formel des moralischen Gesetzes auf. III. *Ueber Verbindlichkeit und Pflicht. Verbindlichkeit* ist dem Vf. §. 3. die Bestimmung einer Person, dass ihr eine freye (von ihrem Willen abhängende) That von dem Gesetze, als nothwendig, vorgestellt wird: *Pflicht* hingegen (§. 4.) die Bestimmung einer Person, dass ihr eine freye That von dem *moralischen* Gesetze, als nothwendig vorgestellt wird. — *Obliegenheiten* sind die Verbindlichkeiten und Pflichten in so ferne, als uns durch sie und mit ihnen von Gesetzes wegen etwas *auferlegt* ist. (!!) Hierauf werden die verschiedenen Arten der Verbindlichkeiten nach den vier Momenten der Categorien auseinandergesetzt. Am besten hat uns die Bestimmung der verschiedenen Kriterien der vollkommnen und unvollkommnen Pflichten gefallen. — IV. *Ueber das Recht überhaupt.* Der Vf. unterscheidet folgende Bedeutungen des Worts Recht. 1) Recht im *weitesten Sinne* ist etwas so ferne es irgend einem Dinge gemäss ist, 2) Recht im *engeren* Sinne, was *moralischen* Gesetzen gemäss ist, was so ist, wie es *seyn soll* und *darf.* 3) Recht im *engsten* Sinne, was den moralischen Gesetzen gemäss, *möglich* ist. Wer sieht nicht, dass Hr. *S.* hier das *Recht* (jus) mit dem rechten (recto) verwechselt? Er sagt zwar §. 18. „Mit gutem Grunde macht man unter Recht im *objectiven* und *subjectiven* Sinne einen Unterschied und versteht unter dem ersteren (ersten) das, in Betreff dessen man darf: unter den letzteren (letzten) aber, das *Dürfen*, das *Vermögen* zu dürfen selbst. Dieses ist es, welches man auch *ein Recht* (jus) nennt“ etc. Allein unter seinem Recht im weitesten Sinne ist doch auch, wie er selbst bemerkt, das *physisch*-rechte enthalten, d. i. dasjenige, was Naturgesetzen gemäss ist. Wer kann nun wohl diese physische Möglichkeit *ein Recht* nennen? Eben dies gilt von dem sogenannten moralisch-rechten. Was den moralischen Gesetzen gemäss ist, ist zwar *recht;* aber noch gar nicht ein Recht, dieses wird nur durch äusere Gesetze bestimmt. Höchst sonderbar kommt es uns noch vor, dass Hr. *S.* sogar das Physisch-*Nothwendige* als Unterart des Physisch-Rechten; und das Moralisch-*Nothwendige* (Pflicht, Sollen) als Unterart des Moralisch-Rechten aufstellt. Weder recht noch Recht hat die *Nothwendigkeit* einer Handlung zum Merkmal. Nothwendigkeit ist nur das Merkmal des Gesetzes; recht aber bedeutet immer nur den Nicht-Widerspruch gegen eine gesetzliche Nothwendigkeit, mithin sowohl im physischen als im moralischen Sinne, eine gesetzliche *Möglichkeit.* — Ueberhaupt können die Bestimmungen und Unterscheidungen dieses Aufsatzes wohl dem Grammatiker, aber nicht viel dem Philosophen nützlich seyn. V. *Ueber die verschiedenen Arten des Rechts.* Hier werden die Rechte, so wie in der 3ten Abhandlung die Verbindlichkeiten, nach den 4 Momenten der Categorien unterschieden. VI. — *Ueber die auf Recht und Unrecht sich beziehenden Willenstrichtungen.* Dieser Aufsatz gehört nicht zur Rechtslehre, sondern zur Moral. Es sollen hier die Begriffe der allgemeinsten Tugenden und Untugenden aus Principien bestimmt werden. Die Cardinaltugend ist dem Vf. die

Rechtschaffenheit, welche in der Richtung des Willens besteht, nach welcher man *ausschliessend* an dem Gesetze der Sittlichkeit hält. Die erste Folge der Rechtschaffenheit ist die *Gerechtigkeit*, welche in die *ächte* oder *unächte* Gerechtigkeit zerfällt, je nachdem sie die vollkommnen Verbindlichkeiten aus Pflicht und Gewissen, oder aus heteronomischen Gründen erfüllt. Die zweyte Folge der Rechtschaffenheit ist *Güte*. Alle Untugenden vereinigen sich in der *Schlechtigkeit*, d. i. derjenigen Gesinnung, nach welcher man weder das vollkommne, noch unvollkommne Recht achtet. VII. *Ueber das Fundament des Naturrechts in einem Schriftwechsel zwischen Hn. Heydenreich und dem Vf.* — Hr. *S.* hatte Hn. *Hs.* Naturrecht in der staatswissenschaftlichen und juristischen Literatur recensirt und hier die Gültigkeit der relativen Deduction bezweifelt. Hr. *H.* erhob sich dagegen in den Originalideen 2ter Bd. und Hr. *S.* sucht sich nun hier wieder zu rechtfertigen. Klage, Replik und Duplik findet man zusammen abgedruckt und wir gestehen, dafs wir in den Erinnerungen *gegen* jene relative Rechtsdeduction im Wesentlichen völlig einstimmig denken. — VIII. *Ueber den Grundsatz des Naturrechts.* Der Vf. geht hier von dem Satz: *ich lebe*, als dem höchsten Princip der Transcendentalphilosophie aus. „Der höchste Grundsatz *aller* Philosophie, sagt der Vf. §. 10. ist der Satz des *Seyns* — der *theoretischen* der *Satz des Bewufstseyns* — der *praktischen* der *Satz des Lebens.*" *Leben* heifst ihm aber (§. 14.), nach der Realisirung von Vorstellungen streben, weswegen er denn (§. 15.) 1) ein Vermögen zu *Vorstellungen* und 2) ein Vermögen, nach der *Realisirung* von Vorstellungen zu *streben*, (*Begehrungsvermögen*) als Bedingungen des Lebens aufstellt. Hierauf kommt der Vf. zu dem Sittengesetz, dessen Formel §. 25. so lautet: *du sollst dein Leben, unabhängig von Lust und Unlust, dem Gesetz gemäfs, formen*, oder: du *sollst dein Leben nach Recht und nicht nach Lust formen.* (!!) Der oberste Grundsatz des Naturrechts heifst §. 34.: *du hast ein vollkommnes Recht, als ein freyes Naturwesen in der Sinnenwelt zu existiren.* Dieser bestimmt 1) den Grundsatz des absoluten Naturrechts: *du hast ein vollkommnes Recht, als ein freyes Naturwesen in der Sinnenwelt zu leben; also auch die Befugnifs, allen Einschränkungen deiner Freyheit entgegen zu streben*, 2) das hypothetische Naturrecht: *du hast ein vollkommnes Recht, die Sinnenwelt deiner Freyheit gemäfs zu bestimmen.* Dieser bestimmt wieder a) den Grundsatz des Sachenrechts: *du hast ein vollkommnes Recht, den nicht freyen Theil der Sinnenwelt deiner Freyheit gemäfs zu bestimmen*, (zu formen) b) des Personenrechts: *du hast ein vollkommnes Recht, den freyen Theil der Sinnenwelt deiner Freyheit gemäfs, auf eine seiner Freyheit nicht widerstreitende Art zu bestimmen.* — Am Ende dieses Aufsatzes freut sich der Vf. aufserordentlich, in dem Sprichwort: *Leben und Leben lassen*, einen Bestätigungsgrund jener *strengen*, transcendentalen Untersuchungen gefunden zu haben. X. *Ueber Publicität und Preffheit.* Enthält nichts neues und der Bemerkung werthes. Denn ein paar neue Worte und Formeln sind doch wohl der Wissenschaft ziemlich gleichgültig. Aber das ist eine ganz neue Erfindung des Hn. *S.* durch den blofsen *Accent* Begriffe zu unterscheiden. Der Vf. unterscheidet nämlich §. 4. *Press*-Freyheit und Press-*Freyheit*. Unter *Press*-Freyheit versteht er das Vermögen, Begebenheiten und Urtheile durch den Druck bekannt zu machen; unter Press-*Freyheit*, das Vermögen, durch den Druck bekannt zu machen *was man will.* X. *Ueber die natürliche Gültigkeit der Testamente in Beziehung auf Hn. Heydenreichs Testamentenlehre.* Die Gründe, mit welchen Hr. *S.* hier die natürliche Gültigkeit der Testamente bestreitet, sind weder an sich richtig, noch klar auseinandergesetzt, und das eigentliche πρωτον ψευδος in der Heydenreichischen Vorstellungsart wird ganz unberührt gelassen. XI. *Einige Gedanken über den Zweck des Staats und die Verfassung politischer Volksschriften.* Hr. *S.* zeigt, dafs nicht Glückseligkeit, sondern Sicherheit der Rechte Zweck des Staats sey, und dafs eine Volksschrift, welche Zufriedenheit mit der bestehenden bürgerlichen Ordnung verbreiten solle, folgende Eigenschaften haben müsse: sie müsse den Leser aus allgemein gültigen Principien über seine Menschenrechte und Menschenpflichten belehren; müsse die Nothwendigkeit der bürgerlichen Gesellschaft zur Beschirmung der Menschenrechte entwickeln; das Ideal eines Staats entwerfen; und endlich durch eine treue Beschreibung des Staats *quaestionis* zeigen, dafs derselbe jenem Ideal, so weit es Menschen möglich ist, entspreche. Die drey letzten Puncte könnten vielleicht zu den Eigenschaften einer solchen Schrift gezählt werden. Dafs man aber den grofsen Haufen aus *allgemeingeltenden* Principien, (die eben darum philosophische und strengerwiesene Principien seyn müssen,) über seine Rechte und Pflichten belehren solle und *könne*, davon wird sich Niemand überzeugen, der aufser der Schule auch noch Welt und Menschen kennt. Der Pöbel hat nicht die Kraft sich zu solchen Gedanken zu erheben, und jene Principien können sich nicht zu seiner Schwäche herablassen, ohne aufzuhören, philosophische und allgemeingültige Principien zu seyn. Wäre aber auch beides möglich, so werden doch diese Grundsätze auf seine Neigungen und seinen Willen keinen Einfluss haben, welches doch gerade die Absicht solcher Schriften seyn sollte. Durch Begriffe und Grundsätze hat noch Niemand den grofsen Haufen gelenkt. In seinem Gefühl, seinen Neigungen und seinen Vorurtheilen liegen die Triebfedern zu seinem Handeln. Wer aber über diese Triebfedern erhaben und der wohlthätigen Wärme reiner Wahrheit fähig ist; der gehört nicht zum grofsen Haufen und der bedarf *dieser* Schriften nicht, um sich selbst kennen zu lernen, und die bestehende Ordnung seines Staats zu lieben. XII. *Grundlage zu einer Theorie der bürgerlichen Strafen.* Einem Streben entgegenstreben heifst *zwingen* im *weitesten* Sinne des Worts. Zwingen im *engsten* Sinn, heifst einem *willkürlichen Streben* entgegenstreben. Dieser

Zwang

Zwang ist *innerlich*, sofern das Ich sich selbst seiner Willkür zuwider (??) bestimmt; *äusserlich*, in wiefern ein Nicht-Ich das Ich seiner Willkür zuwider bestimmt. *Züchtigung* ist Zwang zur *Zurechtweisung* der Willkür, und ist entweder eine *positive* oder *negative*, je nachdem sie entweder die Willkür nicht blos dazu bestimmt, dass sie von dem bezüchtigten Streben abstehen, sondern sich auch zu einem andern Streben bestimmen, oder nur darauf geht, dass das bezüchtigte Streben ferner nicht sey. Die Züchtigung durch *Anregung* heisst *Rüge;* die Züchtigung zur blossen *Abschreckung* ist Strafe. — Dies ist die Hauptsumme dieser Theorie, die Hr. *S.* in der Vorrede der prüfenden Aufmerksamkeit empfiehlt, welche sich aber weder durch Bündigkeit noch durch Neuheit auszeichnet. Denn schon lange vor Hn. *S.* hat man dies Strafe genannt, ob man gleich nicht von einer Züchtigung — zur Abschreckung, sondern nur von der Zufügung eines Uebels zur Verhütung künftiger neuer Verbrechen (vermittelst der Prävention) gesprochen hat. — Unter der Eintheilung der Strafe findet sich auch eine Eintheilung in *problematische* und *assertorische* Strafen, von welcher wir den Nutzen im geringsten nicht begreifen können. Unter einer *problematischen* Strafe versteht der Vf. eine Strafe, welche zu irgend einer Zeit zur Abschreckung züchtigen kann; unter assertorischer aber, eine solche, die zu einer bestimmten Zeit dies wirklich thut! — In dem zweyten Abschnitte dieses Aufsatzes, welcher die Theorie der *bürgerlichen* Strafen enthalten soll, haben wir auch nicht das geringste, was einer Theorie ähnlich sehe, gefunden. Der Vf. affectirt hier den Orator gegen das Elend der Zuchthäuser, der Gefängnisse etc. und diese Declamationen machen mit den dürren Begriffen, neben welchen sie stehen, einen ganz sonderbaren, beynahe lächerlichen Contrast. XIII. *Ueber die Todesstrafen.* Der Vf. bemerkt, dass man bey dem Streit über die Rechtmäfsigkeit der Todesstrafen den eigentlichen Streitpunct unbestimmt gelassen und nicht darauf gemerkt habe, dass in derselben von Strafe die Rede sey. Das Recht, aus dem Grund der Nothwehr einem Verbrecher das Leben zu nehmen, sey allerdings gegründet; aber nicht das Recht mit dem Tode zu *strafen*. Dass man das Recht der Zufügung eines Uebels aus dem Vertheidigungsrecht, von der Zufügung desselben, aus einen Strafrecht unterscheiden müsse, ist allerdings gegründet. Allein jene Vertheidiger oder Gegner der Todesstrafen, welche Hr. *S.* meynt, waren darin vollkommen consequent, dass sie ihre Argumente auf die *Vertheidigung* vor dem Verbrecher richteten, da sie fast insgesammt (wie *Schall*, *Feder*, *Runde*, *Barkhausen* und viele andere) das Strafrecht überhaupt, von dem Vertheidigungsrecht nicht unterschieden zu können glauben. Uebrigens sind die Gründe, aus welchem Hr. *S.* die Rechtmäfsigkeit der Todesstrafen leugnet, in dem Satze S. 250. enthalten. „Wenn ich das unverlierbare und unveräufserliche Recht habe, als ein *freyes* Wesen (Person, Selbstzweck) auf dieser Sinnenwelt zu existiren; so habe ich auch ein *unverlierbares* und *unveräufserliches* Recht auf die erste *Bedingung* dieses Rechts, *mein Leben*." Der Schluss ist falsch. *Wer existirt*, ist freylich als vernünftiges Wesen nothwendig *frey:* aber darum ist es noch nicht rechtlich nothwendig, *dass man lebe*, um frey zu seyn. Ist dieser Schluss richtig; so ist alle Aufopferung des Lebens selbst für die edelsten Zwecke der Tugend eine Verletzung der Gesetze der Gerechtigkeit und mithin sowohl innerlich als äusserlich unrecht. Auch ist jenes Argument viel zu weit und aus ihm müsste nicht blos auf die Rechtswidrigkeit der Todesstrafen, sondern aller Strafen überhaupt geschlossen werden. Hr. *S.* appellirt ausserdem noch an den gesunden Verstand und an das *reine Gefühl*. „Man versetze sich nur, oder gehe hin an die Richtstätte, wo Galgen oder Rad einen Menschen zum Spiel des Windes und zur Beute der Vögel gemacht haben, und frage sich im Angesichte dieses Schauspiels, ob es wohl *recht* sey, den *Herrn der Schöpfung* zu einer *Speise der Raben* — eine über alles erhabene *Person* zu der niedrigsten *Sache* — zum Scheusal der Menschen — zum Spiel der Thiere — zu machen?" Hr. *S.* wählt hier zur Erforschung des *reinen Gefühls*, eine Aussicht, bey welcher es wohl am wenigsten *rein* seyn kann. Das natürliche Gefühl von Recht und Unrecht bedarf keiner exaltirten Phantasie eines solchen Anblicks, und alles, was sich unter solchen Bedingungen in uns regt, muss wenigstens für höchstverdächtig gehalten werden. Wie wenig aber überhaupt der gesunde Verstand der Theorie von der Unrechtmäfsigkeit der Todesstrafen das Wort rede, sieht man schon daraus, dass noch kein Verbrecher sich aus natürlichem Gefühl gegen ein durch das Gesetz ihm zuerkanntes Todesurtheil erhoben hat: obgleich hier der Selbstliebe und so vielen ihr untergeordneten Triebfedern die entgegengesetzte Theorie widerspricht. Die Verbrecher suchten nur dem Gesetz sich zu entziehen; nie aber es selbst für ungerecht zu erklären. Man frage einen Mörder, der nun nach dem Gesetz mit dem Tode bestraft werden soll; ob er nicht diese Strafe für gerecht halte? Und er wird ohne Bedenken gestehen, dass ihm *sein Recht geschehe*. XIV. *Ueber die Rechtsverhältnisse zwischen Aeltern und Kindern.* Das eigne und neue in diesem Aufsatz besteht aus Mikrologieen und Spielereyen mit Einfällen, die, weil sie mit philosophischer Mine vorgetragen sind, ziemlich lächerlich werden. So wird es §. 11, unter die vollkommnen Pflichten des Vaters gezählt, *Sorge für die Stätte* zu tragen, wo die Mutter gebähren und das Kind liegen kann; so wird §. 11. die Mutter, welche nicht ihr Kind säugen will, für *undankbar* gegen das Kind erklärt, weil sie durch dieses von einer mühseligen Bürde und von den Wehen erlöst worden ist. Der Einfall des Vf. der Beyträge zu Ber. d. U. d. P. etc. dass die Rechte des Kindes mit dem *ersten Weinen* anfingen, wird §. 13. mit allem Ernste widerlegt. Für seine Meynung, dass das Kind als berechtigtes Subject betracht werden müsse, sobald die *erste Spur*

von seinem Leben im Mutterleibe wahrgenommen wird, führt er auch das als einen Beweis an, dafs „die Natur dafür gesorgt habe, dafs durch die Dehnung des mütterlichen Schooses das Daseyn eines Menschen in demselben *der ganzen Welt* kund werde.“ Nach §. 16. haben die Aeltern darum ein *ausschliefsendes* Recht auf ihre Kinder, weil sie die rechtliche Präsumtion für sich haben, die Rechte des Kindes, (in der Zeugung, Empfängnifs, Geburt) occupirt zu haben. XV. *Philosophisches Fragment über den politischen Despotismus.* — Hier werden die Begriffe und die Kriterien des Despotismus festgesetzt.

Halle, in der Rengerschen Buchh.: *Beyträge zum Naturrecht.* Erste Sammlung 1794. 80 S. Zweyte Sammlung. 1794. 94 S. 8.

„Die Philosophen konnten bisher zum positiven Recht nicht herunter, die Juristen zum Naturrecht nicht hinaufkommen, und zwischen beiden war eine Lücke, deren Ausfüllung nach gerade unter die unauflösbaren Probleme des menschlichen Verstandes gesetzt werden wollte. Ich schmeichle mir, dies Problem nicht nur gelöst, sondern auch das Naturrecht sowohl auf das, was es nur ist, zurückgebracht, als auch auf das, was es mit ist, verbreitet, sein Daseyn a priori in dem Reiche der Wissenschaften begründet, und a posteriori durch die Untersuchung der Natur anderwärtsher nicht erklärbarer Gegenstände bewiesen, seinen Daseynsgrund, seinen Erkenntnifsgrund und Grundsatz gefunden, und endlich seine Uebereinstimmung mit den Grundbestandtheilen alles positiven Rechts dargelegt zu haben.“ — So erklärt sich der Vf. selbst in der Vorrede über diese Beyträge, welche nur einstweilen die Materialien zu dem grofsen Gebäude liefern sollen, mit dem er in Zukunft das Publikum zu beschenken verspricht. Die Versprechungen sind allerdings sehr grofs, und ihre Erfüllung wäre äufserst wichtig. Allein ein Schriftsteller, der so volltönig von der wirklichen Erfüllung solcher Verheifsungen spricht, mufs schon darum, weil das gröfste Verdienst immer auch das bescheidenste ist, ein sehr ungünstiges Vorurtheil gegen sich erwecken. Und dieses Vorurtheil hat sich uns denn auch bey Lesung dieser Schrift so sehr bestätigt, dafs wir in allem Ernste verflucht waren, diese Product für *Schönbergerische* Weisheit zu halten. Von der Vereinigung des natürlichen Rechts mit dem positiven haben wir nirgends auch nur die geringste Spur gefunden. Das Ganze besteht aus abstrusen, halbverdaueten Speculationen, die in einer barbarischen, philosophischen Tiefsinn affectirenden Sprache vorgetragen, sowohl die Vernunft als den guten Geschmack beleidigen. Manchmal stöfst man auf einige gute, oder doch halbwahre Gedanken, die aber viel zu unbedeutend und zu selten sind, als dafs sie dieser Schrift auch nur den Rang eines mittelmäfsigen Products verdienen könnten. — Die Abhandlungen, welche hier vorkommen sind folgende: I. *Skizze eines Systems der reinen Vernunft.* II. *Vom Daseyn.* III. *Von der Freyheit.* IV. *Von der Moral.* V. *Von den Verhältnifslehren.* VI. *Vom Recht unter den Menschen.* VII. *Vergleichung der Moral, der Verhältnifslehren und des Rechts unter den Menschen.* VIII. *Ueber Recht und Unrecht.* IX. *Allgemeine Beschaffenheit des Naturrechts und der daran grenzenden Wissenschaften.* X. *Analyse des positiven Rechts.* XI. *Von der Entäufserung.* XII. *Von der Zueignung.* XIII. *Von den Verletzungen oder vom Unrecht.* XIV. *Ueber den Büchernachdruck.* XV. *Von den Gegenverletzungen, oder vom Recht.* XVI. *Von den Verträgen, zufolge des äufsern reinen blofsen Rechts.* XVII. *Skizze des äufsern reinen blofsen Rechts unter den Menschen.*

Bey der Moral, sagt er, müsse ein objectives und subjectives Principium unterschieden werden. „Ihr eignes inneres Principium das objective moralische Principium bestehe in der reinen höchsten Vernunft.“ Das höchste subjective Principium sey die Vervollkommnung, welche durch den Satz ausgedruckt werden könne: unvollkommnes Wesen suche dich zu vervollkommnen oder der höchsten Vernunft zu nähern. Von diesem Princip müfsten die Principien der *Verhältnifslehre* unterschieden werden. „Die Erwägung der Beschränkung unsers Subjects in Form überführt uns, dafs wir nicht selbstständig, und nicht Selbstursache unsers Ichs seyen. Dies erzeugt die Vorstellung einer anderweitigen Ursache, und aus dem Bezogenwerden desselben auf das Geschöpf, entspringe der Begriff ihres Verhältnisses zu einander.“ Daher nun die Verhältnifslehre, welche folgende Grundsätze aufzuweisen hat: 1) *handle der Abhängigkeit von deinem Schöpfer gemäfs*, 2) *befördere das Wohl alles einzelnen in der Schöpfung*, 3) *handle den gegebnen Verhältnissen gemäfs.* Der Grundsatz des Naturrechts wird S. 41. Erste Samml. folgendermafsen deducirt und bestimmt. „Aus dem Begriff der Gleichartigkeit entspringt, wenn sich zwey gleichartige Dinge in ihren Wirkungen auf einander, besonders aber zwey gleichartige, körperlich aufeinander wirken könnende, Dinge in ihren von uns näher erkennbaren, körperlichen Wirkungen auf einander beziehn, nicht die Vorstellung eines obern Einflusses des einen auf das andere, sondern vielmehr die Vorstellung einer zwischen ihnen statt findenden Ruhe (*quod erat demonstrandum*), und der Begriff der Ruhe zwischen gleichartigen Dingen, und also auch insbesondere zwischen Menschen, ist der Erkenntnifsgrund des Rechts, und zwar der eigenthümliche Erkenntnifsgrund, weil er aus dem eigenthümlichen Daseynsgrunde hergenommen worden, und in der That sowohl alle Gegenstände des Rechts mit umfafst, als auch die einzigen Gegenstände des Rechts nur umfafst.“ Aus diesem Erkenntnifsgrunde entspringt nun die Regel: 1) *diese Ruhe ist zu erhalten.* 2) *Diese Ruhe ist nicht zu stören.* 3) *Gestörte Ruhe ist wieder herzustellen.* — Dies wird hinreichend seyn, unser obiges Urtheil zu rechtfertigen und uns einer ausführlichen Kritik zu überheben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 5. April 1799.

PHILOSOPHIE.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Annalen der Rechte des Menschen, des Bürgers und der Völker.* Herausgegeben vom Professor *Schmalz* in Königsberg. Erstes Heft. 88 S. Zweytes Heft. 181 S. 1795. 8.

In einer Periode, wo eine Wissenschaft von so vielen Köpfen und mit so grosem Interesse Gegenstand der Untersuchung wird, wie in unsern Tagen das Naturrecht, ist eine periodische Schrift, welche ihren Untersuchungen offen steht, gewiss ein sehr dringendes Bedürfniss. Nicht alle haben die Musse oder die Fähigkeit, sich über das Ganze oder wichtige Theile desselben mit Glück zu verbreiten; sind aber doch glücklich genug, durch einzelne Beyträge, auf welche sie ihr Nachdenken leitete, an dem Gebäude der Wissenschaft arbeiten zu können. Auch bieten sich ja dem, welcher die ganze Wissenschaft umfasst, gar oft Bemerkungen, Berichtigungen, vielleicht auch blos Einfälle dar, die zur Ausbildung des Ganzen wenigstens beytragen, oder auch auf Entdeckungen führen können; aber doch nicht von dem Umfange sind, dass sie in einer besondern Schrift dem Publicum vorgelegt werden könnten. Mangelt es nun an einem solchen Gedankenarchiv; so gehen entweder diese Gedanken verloren, und dies ist ein Verlust für die Wissenschaft, oder es muss um jener paar Gedanken willen ein ganzes System aufgebaut werden, und damit ist denn der Wissenschaft nicht viel gedient. Vorliegende Annalen waren daher schon in dieser Rücksicht der Aufmunterung des Publicums werth, und verdienten sie noch mehr wegen ihres Gehalts und ihrer Form, durch welche sie billig auf ein grösseres Publicum Anspruch machen konnten. Mannichfaltigkeit der Aufsätze, Gründlichkeit verbunden mit Popularität und gefälliger Darstellung machen sie zu einer eben so unterrichtenden, als unterhaltenden Lectüre. Um so mehr ist es zu bedauern und zu verwundern, dass sie schon mit diesen zwey Stücken geschlossen sind. — Die Aufsätze zerfallen in drey Rubriken und haben entweder die Untersuchung der Menschheitsrechte, oder die Geschichte derselben, oder die neueste Literatur des Naturrechts zum Gegenstande. Es sind folgende: — *Bemerkungen zur Beantwortung der Fragen über das Verhältniss der Politik zur Moral.* — Die Fragen über die Moral des Staats, ob auch ihn die Gesetze der Vernunft, wie den Privatmann verbinden? ob nicht hier die Moral selbst von ihren eigenen Gesetzen Ausnahmen nothwendig mache, und das Wohl des Staats und die Pflicht dieses zu erreichen und zu befördern selbst die Gesetze der Gerechtigkeit verändere? Alle diese, sowohl für die Theorie, als für die Praxis äuserst wichtigen Fragen, konnten vor der Kantischen Moralreform unmöglich befriedigend beantwortet werden. Wie unendlich und wie verwickelt sind nicht hier die Schwierigkeiten, sobald man was immer für ein heteronomisches Moralprincip annimmt, und hieraus jene Probleme zu lösen versucht! Man muss dann entweder geradezu die Moral der Politik unterordnen und das *utile* zum Maasstab des *honesti* erheben; oder man muss, wie *Garve*, eingestehen, dass ein völlig befriedigendes und entscheidendes Resultat noch nicht gefunden, und auch nicht leicht zu finden sey. Nach der reinen Moral ist die Entscheidung sogleich gegeben. Die Gesetze der Vernunft sind von den Regeln der Klugheit und das Gute von dem Nützlichen unterschieden. Was nicht als allgemeines Gesetz bestehen kann, ist unerlaubt, und wenn es auch noch so nützlich wäre. Der Staat ist nun aber auch ein verpflichtetes Subject, so wie er ein berechtigtes Subject ist: denn er ist eine moralische Person, eine durch den gemeinen Willen vereinigte collective Einheit von physischen Personen; für ihn haben daher auch die Vernunftgebote dieselbe Gültigkeit und Nothwendigkeit, ob sie gleich hier oft eine andere Materie haben. Dies ist auch im Ganzen die Art, wie Hr. *S.* diese Frage beantwortet. Sehr scharfsinnig setzt er die Natur der mystischen Persönlichkeit auseinander, und macht dann den sehr richtigen Schluss, dass die Behauptung, der Staat habe keine Pflichten, nichts anders heisse, als die *einzelnen Glieder* desselben überhaupt wären, in *Hinsicht ihres gesammten Willens*, von jenen Pflichten entbunden. Irrig aber ist es, wenn der Vf. dem Staat nur vollkommne Pflichten auflegt, und behauptet „dass Staaten, wie alle moralische Personen, gegen einander keine *unvollkommnen* Pflichten haben." Die Gründe, womit Hr. *S.* diese Behauptung unterstützt, sind keine andern als die: dass die Nation einem *Regenten* nur die Wahl der Mittel zum Zweck des Staats übertrage, und mithin dieser nur das Recht und die Pflicht habe, den Zweck seiner Gesellschaft, keineswegs aber die Zwecke der Auswärtigen zu befördern. — Dies ist allerdings richtig, so weit es von dem *Regenten* gilt; aber es ist ja hier von dem *Staate* die Rede, der in den durch den gemeinen Willen vereinigten Einzelnen selbst besteht, und auf welchen von dem Regenten in dieser Rücksicht gar kein Schluss gültig ist. Der Regent, der nur Repräs-

fentant des Staats in Hinficht auf die Wahl der Mittel zu dem Gefellfchaftszwecke ift, darf daher freylich nicht für die Zwecke auswärtiger Staaten blofs aus oberherrlicher Macht die Kräfte des Staats verwenden. Aber der Staat felbft ift dazu wohl berechtigt, und auch, fo weit dies ohne Verletzung des Rechts gefchehen kann, verpflichtet, eben weil der Gemeinwille der vereinigte Wille der *Einzelnen* ift. — *Ueber das Recht der Stimme bey neuen Conftitutionen des Staats.* Der Vf. fucht hier zu zeigen, dafs die Grundeigenthümer allein bey der Verfertigung einer Conftitution das Recht der Stimme haben, und zwar weil fie urfprünglich allein den Staatsvertrag gefchloffen *haben* (wo ift das hiftorifche Document, aus dem wir diefes beweifen?) weil fie allein Herren des Territoriums find, und weil fie allein die Laften des Staats tragen. Die Hauptbafis jenes Satzes ift, wie man fieht, das phyfiokratifche Syftem und die bekannte Behauptung des Vfs., auf die wir fchon (A. L. Z. 1798. Nr. 243.) Rückficht genommen haben, nämlich dafs Grundeigenthum zum Wefen des Staats gehöre, und daher nur der Grundeigenthümer Bürger feyn könne. Wir holen zur Würdigung diefer Behauptung nur noch die Bemerkung nach, dafs zu dem Wefen des Staats nur die abfolut nothwendigen Bedingungen eines rechtlichen Zuftandes aufgenommen werden können; fonft verirren wir uns aus dem Staatsrecht in das Gebiet der Staatspolitik. Wir können daher und müffen die fogenannten Gewalten zum Wefen des Staats rechnen; weil, fobald wir diefe Gewalten aufheben, auch fogleich der Staat aufgehoben ift, und ohne fie die Errichtung des rechtlichen Zuftandes nicht gedacht werden kann. Aber werden wir nicht offenbar Politiker, wenn wir, wie Hr. *S.* §. 11. argumentiren: „Nur der Ackerbau knüpft Menfchen an einen väterlichen Boden, und indem er ihnen ein Vaterland giebt, macht er auch, dafs dem Wortbruch an der Gefellfchaft fchnell feine Strafe folgen könne. Denn der Eigenthümer der Aecker kann der Strafe diefes Wortbruchs nicht ohne Verluft alles des feinigen entfliehen.“ Was ift hiemit anders erwiefen, als es ift fehr *nützlich* (mithin den Regeln der Klugheit gemäfs), dafs nur zwifchen Ackerbauern der Staatsvertrag errichtet fey? Kann man fich etwa ohne diefes einen Staat nicht denken, oder ift dies die einzige Bedingung der *Möglichkeit* eines Staats? Nimmt man diefe Methode zu argumentiren als gültig an; fo ift es fehr leicht zu beweifen, dafs nur Infulaner, die kein Bauholz zu Schiffen haben, und nicht fchwimmen können den Staatsvertrag errichten können. Denn nur diefe find ganz feft an den Staat gebunden, während die blofsen Ackerbauer fich doch feiner Gewalt entziehen können, fobald fie nur ihr Grundftück zurück laffen wollen. — *Die Freyheit des Bürgers.* Hr. *S.* fagt hier zuerft, was Freyheit *nicht* fey, und geht dann zu der Behauptung über, dafs die Freyheit des Bürgers darin beftehe, wenn er nur zu dem Zweck, des Staats beftimmt werde. Dies ift freylich *ein Theil* der bürgerlichen Freyheit; wo fie nicht ift, da ift der Bürger Sklave, weil er zu Zwecken beftimmt wird, die er nicht gewählt hat, und der Oberherr Defpot, weil er die (Namen-) Bürger zu folchen beliebigen Zwecken beftimmt. Aber jenes macht noch nicht *vollftändig* das Wefen der bürgerlichen Freyheit aus. Der Oberherr darf noch nicht alles das, wodurch er nur die Bürger nicht gegen den Zweck des Staats beftimmt. Er darf auch nicht die Befchränkung der Rechte felbft als Mittel zu dem Staatszwecke wählen, die dem Bürger in den Grundverträgen *nothwendig* vorbehalten worden find. Diefe find die fogenannten *Rechte der Menfchheit*, welche das Object keines Vertrags werden können, und daher auch ftillfchweigend, aber nothwendig, von dem Unterwerfungsvertrage ausgenommen find. Da nun alle Rechte des Oberherrn durch den Unterwerfungsvertrag beftimmt werden; fo ift jener zugleich durch unveräufserliche Menfchheitsrechte in feiner Gewalt befchränkt, und kann, ohne Defpot zu feyn, die Bürger eben fo wenig zu andern Zwecken, aufser dem gefellfchaftlichen, beftimmen, als er diefe Rechte, es fey nun um des Staatszwecks oder um anderer Zwecke willen, aufheben oder befchränken kann. — *Moraliſch-politiſche Betrachtungen über die Ehe.* Ein Aufſatz, den wir mit dem gröfsten Vergnügen gelefen haben. Von mehreren treffenden, eben fo fchön gedachten als gefagten Bemerkungen, nur einige zum Beyfpiele: S. 35. „Die Liebe betrachtet ihren Gegenftand nicht als blofses Mittel, fondern als Zweck. Sie will nicht mehr geniefsen, als Genufs geben. Daher erwirbt fich auch die innige eheliche Liebe allenthalben Achtung, wo wir fie finden; darum wurde fie allenthalben als heilig, felbft der älterlichen und kindlichen Liebe vorgefetzt. Sie lodert nicht in rafchen Aufwallungen, dörret nicht durch ein fchädliches Feuer die Kräfte unfers edlern Selbft aus, fondern ruhig, aber ftark bis in den Tod, hebt und ftärkt fie uns, und giebt unferm Herzen das fanfte Licht, die wohlthätige Wärme, in welchen Arbeiten und Tugenden gedeihen.“ S. 131. „Je leichter die Verführung zu einem Verbrechen wird, fey es durch die Reize des Verbrechers, fey es durch die Schwäche des Thäters, defto zweckmäfsiger ift, dafs der Gefetzgeber mit gröfserer Strenge ein Gegengewicht in die andere Waagfchale lege. (Wir empfehlen diefe Bemerkung unfern Criminal-Politikern, befonders aber unfern Criminaliften. Sie dürfte von wichtigen Folgen für die Lehre von der Imputation, von Milderungs- und Schärfungsgründen etc. feyn.) Freylich alfo mufs diefe Strenge des Gefetzgebers mehr gegen das weibliche Gefchlecht gerichtet feyn, je ungewiffer der männliche Verbrecher ift, je leichter er durch Leugnen fich der Ahndung des Gefetzes entziehen könne. Auch ift wirklich auf Seiten der Weiber die gröfsere Immoralität. Den gröfsten Wüftling erwärmt der Arm eines keufchen Weibes. Aber ein wollüftiges Weib wird felbft eines edleren Mannes fpotten.“ — So richtig hier die erften Sätze find, fo wenig können wir doch dem Vf. in feine Behauptung der gröfsern

fsern *Immoralität* des Weibes einstimmen. Sie kann äufserlich strafbarer seyn, wenn auch ihre Immoralität, die Zurechnung ihrer Handlung nach innern, moralischen Principien geringer ist. Beides sind zwey völlig von einander verschiedene Arten der Strafbarkeit, und wir können daher mit dem Vf. in dem ersten übereinstimmen, ohne ihm darum das letzte zugeben zu müssen. Das *wollüstige* Weib ist freylich immoralischer, als der wollüstige Mann; aber darum ist das *verführte* Weib noch nicht strafbarer, als der Verführer. Der Beweis ist hier also enger als das zu beweisende. — Uebrigens sind hier die bekannten Ideen des Vfs. über den Begriff, den Zweck und die rechtliche Gültigkeit der Ehe ausführlicher entwickelt. — *Numa und Petrus.* Ein unvollendeter, aber trefflicher Aufsatz, in welchem der Vf. eine Vergleichung der *heidnischen* und *christlichen* Religion anstellt, worin die Vergleichung ganz zum Nachtheil der ersten und ganz zum Vortheil der letzten ausfällt. Jene ist dem Vf. eine blofs *sinnliche* Religion, da sie kein moralisches Bedürfnifs befriedigt; diese allein eine moralische, weil sie Gott als moralischen Richter und Gesetzgeber darstellt. Römer und Griechen dachten ihre Götter nur als Geister, welche auf das Glück und Unglück der Menschen einen wichtigen Einfluss hätten; niemals als moralische Gesetzgeber und Richter. Nur zufällig kam bisweilen eine moralische Beziehung heraus. Juno bestraft den Ehebruch; aber nicht als Ehebruch, sondern wegen der Verletzung ihrer Schutzherrlichkeit. Daher hatte auch ihr Gottesdienst keine Belehrung über die moralischen Verhältnisse der Menschen zu Gott, oder wenigstens Versinnlichung derselben zum Zweck. Nur durch äusere Reize sollte der Bürger an die Religion und dadurch an den Staat, dessen Religion sie war, geknüpft oder die *Macht* der schützenden Gottheit durch die Feste versinnlicht werden. Durch die Opfer sollten nicht etwa die Mängel der Moralität gedeckt und die Gottheit wegen der Sünden versöhnt werden. Wenn die Opfer je etwas versöhnen sollten, so war das nicht Immoralität, sondern Impietät. — Dieser Religion steht die christliche contradictorisch gegenüber. Sie befriedigt alle moralischen Bedürfnisse des Menschen, sie stellt Gott als moralischen Gesetzgeber und Richter auf, zeigt Belohnungen der Tugend in einem andern Leben, aber nicht als Bewegungsgründe, sondern lediglich als Folgen der Tugend. — Es kann hier der Ort nicht seyn, diese Vorstellungsart, welche im Ganzen gewifs richtig ist, zu prüfen, und das, was etwa auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig seyn sollte, ausführlich zu berichtigen. Wir wollen es der Theologie überlassen, zu untersuchen: ob christliche Religion eine *rein*-moralische Religion sey? und den Philologen: ob nicht die Götter der alten Welt, bey allen Menschlichkeiten, die sie hatten, der Moralität, wenn auch nicht alles, doch viel gewesen seyn? Aber gewifs läfst sich das im voraus vermuthen, dafs keine Religion ohne *alle* moralische Beziehung sey. Denn woher alle Religionen? woher der Glaube an Dämonen und Götter? In dem menschlichen Geiste mufs er doch gegründet seyn, weil er so allgemein ist. Ein solcher Grund ist freylich auch schon die, Beschränktheit des Verstandes und der Erfahrung, welche den Menschen nöthigt, zu Erklärungen auffallender Phänomene, zu übersinnlichen Principien seine Zuflucht zu nehmen, und die Welt mit Geistern und Dämonen zu bevölkern. Dies ist noch nicht Religion, und aus eben dem Grunde nicht, aus welchem auch der heidnische Gottesdienst, wenn er, wie Hr. *S.* will, eine blofs *sinnliche* Beziehung hat, nicht Religion genannt werden kann. Aber der rohe Mensch darf in der Cultur nur noch um einige Schritte fortgerückt seyn, so wird mit dem klaren Bewufstseyn sittlicher Gesetze zugleich das praktische Bedürfnifs erwachen, für welches er nur in dem eigentlich religiösen Glauben die Befriedigung finden, welchen er aber leicht an jene Erzeugnisse der blofs theoretischen Vernunft, die er rafinirt und veredelt, knüpfen kann. So entsteht zwar keine lautere Religion, aber doch *Religion*, die sich mit zunehmender Cultur immer mehr von sinnlichen Beymischungen läutert, und zwar nicht *blofs* auf das moralische Bedürfnifs gerichtet ist, aber doch gewifs moralische Beziehung hat. — Was Hr. *S.* von den Opfern sagt, ist offenbar falsch. Sie waren nicht blofs Sühnopfer für die Versündigung, sondern auch *Dankopfer*, und wurden zum Theil auch als ein Tribut betrachtet, den man der höhern Vollkommenheit dieser höhern Wesen schuldig sey. Und ist dies nicht schon ein Beweis für die moralische Tendenz des Heydenthums? — Auf keinen Fall aber kann man daraus die Folgerung des Hn. *S.* ziehen, dafs nämlich nur eine moralische Religion eine Kirche begründen, nur eine moralische Cultur die Glieder, welche sich zu demselben vereinigen, unter einander rechtlich binden könne. Wenn es denn auch wahr ist, dafs *pflichtwidrige* Versprechen keine rechtliche Gültigkeit haben, ist denn eine sinnliche Religion geradezu pflichtwidrig? Sie ist höchstens *nicht-moralisch:* und mufs denn etwa ein rechtlich gültiger Vertrag schlechterdings auf moralische Zwecke gerichtet seyn? Hier liegt also entweder eine falsche Voraussetzung, oder eine unrichtige Folgerung zum Grunde. — *Ueber den natürlichen Grund der Erbfolge.* Auch Hr. *S.* geht bey Widerlegung der Gültigkeit der Testamente nicht von den richtigen Principien aus. Er stützt sich, wie die meisten, darauf, dafs alle Sachen ursprünglich gemeinschaftlich seyen; dafs sie mit dem Tode eines jeden Besitzers wieder herrenlos werden müssen, und dafs ja ohnehin eine blofse Erklärung kein Recht begründen könne. Hr. *S.* spricht, aus denselben Gründen, gleichfalls den Erbverträgen die rechtliche Gültigkeit ab. — *Aristoteles über Revolutionen.* Eine Uebersetzung des 5ten Buchs von Aristoteles Politik. Vorliegende Uebersetzung ist fliefsender, als die Schlosser'sche, diese aber ist treuer und bey weitem richtiger.

Schmalz.
S. 137 und 138.

Oligarchien entstehen, weil man Vorzüge in einer Sache auf alle Sachen ausdehnen, und zum Beyspiel wegen vorzüglichen Vermögens allenthalben Vorzüge will. Dort fodern gleiche Menschen eine allgemeine Gleichheit, hier Menschen mit Vorzügen allenthalben Vorzüge; und jeder Vorzug ist Ungleichheit.

Schlosser.
II. Abthl. S. 123 und 124.

Die Oligarchien entstanden, weil sie glaubten: wegen eines Unterschiedes in Einem dürfte man nichts mehr gleich seyn: weil nämlich ihr Reichthum grösser ist; so glauben sie, wer ihnen darin nicht gleich sey, sey es in Nichts. — So wie man nun eben von beiden Seiten auf diese Weise dachte, so glaubten jene: weil alle gleich wären, müssten sie auch an allem gleichen Antheil haben; diese aber meynten: weil sie in etwas von andern verschieden wären, dürften sie sich auch in allem eines mehrern anmaassen; denn Mehr ist ungleich.

Die Stelle: *εἰς δὲ τὴν Ἡλιαίαν ἐπιτηδειός ἐστιν, ἔτι τῷ αὐτῷ πολιτεύματι, βαδίζειν τὰς ἀρχὰς, ὅταν ἐπιψηφίζεται ἀρχή τις.* übersetzt Hr. *S.* ganz unrichtig und unverständlich: So ist es in Athen nothwendig, dass in der Heliäa *Magistratspersonen in Aemtern zuseyen, wenn zu einem obrigkeitlichen Amte gültig gewählt werden soll.* — *Hyper-Metapolitik.* Gute Bemerkungen über die Behauptung, Bildung zur Freyheit sey der Entzweck der Staaten, und moralische Vervollkommnung das Ziel aller Begebenheiten. Aber ob nicht die Philosophie, ob nicht selbst die Geschichte, der unser Vf. alle Beweiskraft für das letzte abspricht, gegen ihn manches zu erinnern habe? wollen wir nicht entscheiden. — Ausser einer Recension von Schlözers allgemeinem Staatsrecht und den vermischten Bemerkungen über Activ- und Passivhandel, über Theorie und Praxis etc. finden sich auch zwey historische Aufsätze: *Tiberius* und *Gracchus*, und: *die Jahrbücher unsers Zeitalters*, von welchen der letzte unvollendet ist.

PAEDAGOGIK.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Beyträge zur Kritik des Schulunterrichts.* Herausgegeben von *Carl Friedr. Etzler. Zweytes Stück.* 1797. 180 S. (12 gr.) *Drittes Stück.* 1798. 155 S. 8. (8 gr.)

Der Kritik des Schulunterrichts steht ein weites Feld offen, um dessen Bearbeitung der Vf. angefangen hat sich sehr verdient zu machen. Die Aufsätze in den vor uns liegenden Stücken sind folgende: 1) Fortsetzung der Abhandlung über das Studium der Naturlehre auf Schulen. 2) Kritik über die Philephebische Schulencyklopädie, deren Sonderbarkeiten gerügt werden, ohne dass ihr Gutes verkannt wird. 3) Ueber die Censurbücher, die als sehr nützlich empfohlen werden. 4) *Fülleborn's* Selbstanzeige seiner Elementarübungen in der lateinischen Sprache, ein schätzbarer Beytrag zur Begründung des lateinischen Elementarunterrichts. 5) Bemerkungen über den deutschen Sprachunterricht in obern Classen, nebst zwey Vorlesungen über Klopstockische Oden. (Sehr zweckmässig ist hier analysirt das leichtere Abschiedsgedicht von Klopstock an Giseke und die schwerere Dithyrambe auf Hagedorn. Der Vf. dieses Aufsatzes hatte die *kleine Messiade* der Schulencyklopädie noch nicht vor sich, welche seinen Ideen und Wünschen zum Theil entspricht.) 6) Ueber die verschiedene Natur des mündlichen und des Bücherunterrichts; eine Rede, welche der Herausg. bey der Uebernahme seines Schulamts gehalten hat. 7) Vertheidigung der Möglichkeit eines festen und vollständigen Unterrichtssystems gegen die Einwendungen eines Göttingischen Recensenten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Camburg* an der Saale, b. Hofmann u. Comp.: *Anleitung zur Abfassung rechtlicher Schutzschriften.* Ein Handbuch zum Gebrauch für angehende Praktiker. Von *K. A. H.* 1798. 104 S. 8. (8 gr.) Der Vf. wollte, wie es scheint, die in seiner Advocatenpraxis gefertigten Defensionsschriften um gutes Geld noch einmal an den Mann bringen, und war daher schamlos genug, sie hier, unter dem Titel — *einer Anleitung zur Abfassung rechtlicher Schutzschriften* — abdrucken zu lassen. Verzeihen könnte man indessen diesen in unsern Tagen so gewöhnlichen Kunstgriff, dem Buche ein viel versprechendes Aushängeschild voranzuschicken, wenn nur die gelieferten Ausarbeitungen selbst von irgend einer Seite sich auszeichneten. Allein weder der Stoff derselben hat einiges Interesse, noch erhebt sich die Ausführung über das ganz Mittelmässige. Der erste Fall betrift einen unbedeutenden Holzdiebstahl im Walde; der zweyte, Fruchtentwendung eines Knechtes; der dritte, die einer Mutter angeschuldigte Wissenschaft und Verheilung der Schwangerschaft ihrer Tochter; der vierte, einen Ehebruch; der fünfte, Unzucht und Kindermord. — Verwickelt ist nicht einer dieser Fälle, und der Vf. besitzt eben so wenig die Kunst, die Thatsachen zweckmässig vorzutragen, als die einschlagenden Rechtsgrundsätze gründlich zu entwickeln. Seine Arbeiten gehören auch in jeder Hinsicht in die Classe schlechter Advocatenarbeiten, wo der Mangel an Kenntnis durch einen Schwall von Worten verborgen, und nur nach dem Ausfüllen einer beträchtlichen Bogenzahl gestrebt wird. Auch in der Literatur ist derselbe auffallend unwissend: denn nicht einmal *Hermanns* musterhafter Versuch einer nähern Anleitung zur gründlichen Abfassung der Vertheidigungsschriften war ihm bekannt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. April 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Lesquilliez: *L'Inde en Rapport de l'Europe* par *Anquetil Duperron.* 1798. T. I. 348 S. T. II. 464 S. 8. (3 Rthlr.)

Der berühmte Vf. kennt Oſtindien aus eignen Reiſen, und ſeine Schriften haben über Religion, Geſetzgebung und Alterthümer dieſes Landes manches Dunkle aufgeklärt. Wir nahmen daher dieſes Werk mit groſser Erwartung in die Hände. Bekanntſchaft mit der neuern Geſchichte Indiens und dem bisherigen Verkehr der Europäer in dieſen Ländern kann man dem Vf. eben ſo wenig, als Beleſenheit in den vorzüglichſten Schriften über dieſe Gegenſtände abſprechen; auch enthält dieſe Schrift eine Menge einzelner gründlicher oft treffender Bemerkungen. Aber wenig Leſer werden ſo geduldig ſeyn, beide Bände vom Anfang bis zu Ende durchzuleſen. Der Vf. hat, an ſtatt ſeinen Gegenſtand zu erſchöpfen, nur Materialien zu einem Werke über die bisherigen Verhältniſſe zwiſchen Indien und Europa geſammelt. Anſtatt dieſe Verhältniſſe zu beſtimmen, oder zu zeigen, in wiefern Europa oder Oſtindien durch das wechſelſeitige Verkehr gewonnen oder verloren habe, vertieft er ſich in Nebenunterſuchungen über die Anfänge des Handels, die Völkerwanderung, die oſtindiſche Geſellſchaft, die Geſchichte der Maratten, und politiſche oder mercantiliſche Hypotheſen, oder wiederholt einſeitig und ſehr parteyiſch die Geſchichte ehemaliger indiſcher Kriege, liefert aus Auszüge engliſchen und franzöſiſchen Schriftſtellern, die für oder wider Handelsgeſellſchaften geſchrieben haben, oder macht Plane zu einer Erziehungsanſtalt in Paris für Leute, die nach Indien gehen, und die jetzt verfallenen franzöſiſchen Angelegenheiten wieder herſtellen ſollen. Dabey hat der Nationalhaſs gegen England, und der vor dem Siege bey Abukir allgemeine Enthuſiaſmus, die Engländer über Aegypten aus Oſtindien zu vertreiben, ſo heftig auf Plan und Ausführung der ganzen Schrift gewirkt, daſs der Vf. auſser Stande war, die Gegenſtände ruhig anzuſehen, oder getreu darzuſtellen. Ueberall wechſeln übertriebene Schilderungen, einſeitige Angaben, gelehrt ſcheinende Unterſuchungen mit Seitenſprüngen und oberflächlichen Discuſſionen ab, daſs der Leſer unaufhörlich den Zuſammenhang verliert, und aus Verdruſs über die ſeltſame Behandlung des Gegenſtandes einzelne gute politiſche oder mercantiliſche Bemerkungen überſieht.

Das Werk, welches ſchon auf dem Titel des Vf. Abſicht und Ton zur Schau trägt, und worin er unter andern *un Tableau detaillé, exact, effrayant du Machiavelliſme Anglois dans les Indes Orientales* verſpricht, iſt den Manen des Dupleix und Labourdonnayes gewidmet. Es ſollte ſchon 1782 in Lauſanne gedruckt werden; allein daran ward Hr. *A.* durch die Pariſer Polizey verhindert; jetzt opfert er es dem Publicum als ein patriotiſches Geſchenk zur beſſern Ausführung der engliſchen Landung. Auſser der vorher angeführten Darſtellung der bisherigen Verhältniſſe zwiſchen Europa und Oſtindien iſt der Zweck dieſer Schrift zu erweiſen, daſs man bisher Oſtindien ohne allen Gewinn habe benutzen wollen, daſs europäiſche Eroberungen dort von keiner Dauer ſeyn können, und daſs die Maratten, verbunden mit den unterdrückten engliſchen Unterthanen, bald die Herrſchaft der Britten am Ganges und anderswo zerſtören werden, ſo bald nur Frankreich mit Flotten und Heeren in den dortigen Gegenden erſcheint. Seine Meynung iſt, dieſe entfernten Länder bloſs für den Handel zu benutzen. Er räth daher den Directoren in Paris, die aufgehobene oſtindiſche Geſellſchaft wieder herzuſtellen, ihre Hauptlagen längſt der weſtlichen Küſte von Decan zu verlegen, und dazu wird vorzüglich Goa vorgeſchlagen, ungeachtet daſſelbe den Portugieſen gehört. Er empfiehlt ferner Emigranten und andere, die mit der jetzigen Verfaſſung unzufrieden ſind, und der Republik dermaleinſt gefährlich werden können, nach Indien zu ſenden. Er zeigt aber nicht, wie ſie hinkommen und wo ſie landen ſollen; indeſſen er hält die Maratten, weil ſie 1777 ein Bündniſs mit Frankreich ſchloſſen, noch immer für ſo anhänglich an die groſse Republik, und bereit, die neuen Reformatoren aufzunehmen. Dergleichen Vorſchläge werden in beiden Bänden nebſt andern Verhandlungen und hiſtoriſchen Thatſachen vorgetragen; doch ſo daſs im erſten das bisherige politiſche Intereſſe zwiſchen Europa und Oſtindien, im zweyten aber die bisherigen Handelsverbindungen beider Länder geſchildert werden. Unter Europa iſt aber gemeinhin Frankreich zu verſtehen.

So ausführlich auch der Vf. in der Einleitung den Plan des ganzen Werks auseinander zu ſetzen geſucht hat; ſo erlaubt uns die von ihm gewählte Ausführung ſeines Plans, die Menge des in beiden Bänden angehäuften Details, die wortreichen Wiederholungen veralteter oder allgemein bekannter Nachrichten doch nicht, ihn hier Schritt vor Schritt zu verfolgen, oder ſeine Angaben mit ſeinen Quel-

len, welches sehr häufig französische Zeitungen sind, zu vergleichen. Wir heben daher nur einzelne Proben von dem in beiden Bänden gesagten oder bemerkten aus, um unser allgemeines Urtheil zu bestätigen.

Um nur die Engländer gehässig zu machen, wird behauptet, dass sie die Längen und Breiten der neuentdeckten Südseeinseln sorgfältig verheelten, um andere Nationen von ihrer Besitznehmung abzuhalten. Er beruft sich dabey zwar auf eine Stelle in der Vorrede zu Byrons Reise um die Welt; allein kann der Herausgeber diese Bestimmungen nicht aus Gemächlichkeit weggelassen haben? Sagt er, dies sey auf Befehl der Regierung geschehen, und zeigt eben diese nicht durch die genauesten Ortsbestimmungen in den von ihr herausgegebenen Reisen *Cooks*, *Vancouvers* und anderer, dass sie weit erhaben über dergleichen Beschuldigungen ist? Dupleix Eroberungen in Decan, und sein Entwurf, Surate und Bengalen 1752 dem Kaiser von Hindostan zu entreissen, werden als grosse treffliche Unternehmungen gepriesen, aber dass England eben diese ihr von demselben Fürsten verliehene Länder 1765 besetzte, dies sind tyrannische, ungerechte Handlungen. Mit sechs Linienschiffen getraut der Vf. sich Goa und Bombay zu erobern. Beide Festungen sind jetzt gewiss in anderer Verfassung, als Hr. *A.* sie in den funfziger Jahren sahe. Das System der Maratten gegen andere indische Fürsten hat der Vf. richtig getroffen; auch sind die Händel in Puhna wegen der Peischwawürde von 1774—1778 sehr gut dargestellt, und durch mancherley Nebenumstände erläutert, die wir bey andern nicht gefunden haben. Aber dass alle Marattenfürsten jetzt nach einem System agiren sollten, ist bey dem losen Bande, das so viel schwache und mächtige Fürsten vereinigt, kaum zu glauben. Während der jetzt verstorbene Madaji Scindia, als Regent von Delhi, vor einigen Jahren die Patanen im nördlichen Hindostan, und seine Glaubensgenossen die Rasbuttenfürsten in Agimere bekriegte, hatte sich der Peischwa mit den Engländern gegen Tippo Saheb verbunden, keiner kümmerte sich über die Siege und Niederlagen des andern, und der Rajah von Berar verhielt sich bey diesen Kriegen ganz ruhig. Der Bund der zwölf Brüder 1778 vereinigte nicht, wie der Vf. meynt, alle Marattenfürsten, sondern nur die Grossen in Puhna, oder die Verwandten des jungen ermordeten Peischwa. Von dem politischen Verhältnis der Maratten gegen die Siks sagt der Vf. nichts, überhaupt wird dieses im nördlichen Hindostan jetzt so furchtbare Volk von ihm kaum erwähnt. Dass die Maratten keine Monopolisten sind, glauben wir dem Vf.; dass sie aber den Handel der Fremden begünstigen sollten, ist wider alle Erfahrung. Bey ihrer frugalen kriegerischen Lebensart kann kein Handel gedeihen; sie haben auch wirklich den ehemals wichtigen Handel von Concan gänzlich zerstört, wie die Ausfuhr von Suratte, Broach, Cambay etc. gegen vorige Zeiten beweist. Tippo Saheb ist jetzt so mächtig nicht mehr als Hr. *A.* meynt, und er scheint nichts von dem grossen Länderverlust erfahren zu haben, den der Sultan 1792 erlitt. Eben deswegen passen des Vfs. Bemerkungen nicht mehr auf die Küste Malabar. Die dortigen Fürsten sind jetzt Unterthanen und Alliirte der Engländer, oder haben, wie der schwache, hier sehr mächtig geschilderte, Zamorin von Calicut, aus ihren Reichen flüchten müssen.

Ein eigener Abschnitt behandelt die Kriege der Engländer in Ostindien von 1756 bis 1783 um zu zeigen, durch welche Mittel sie ihre Uebermacht erlangten. Gewöhnlich werden aber nur Bruchstücke geliefert, welche den Zweck dieser Schrift begünstigen, und eben daher oft sehr geringfügige Vorfälle ausgehoben. Dass die Engländer beym Ausbruch des letzten Krieges mit Frankreich den Vorsteher der französischen Factorey in Suratte gefangen nahmen, und nach Bombay brachten, erklärt Hr. *A.* für einen unverzeihlichen Bruch des Völkerrechts, ungeachtet er selber einräumt, dass Frankreich früher mit den Maratten sich gegen England allirt hatte, dass diese Macht alles aufbot, die Feinde der Engländer zu vermehren, eben dieser Consul den Maratten die Festung Suratte in die Hände zu spielen suchte, und während seiner Gefangenschaft in dieser Stadt den Maratten alle Entwürfe der Engländer verrieth. Je ausführlicher der Maratten-Krieg hier beschrieben ist, desto weniger erfährt der Leser von den kriegerischen Unternehmungen in Coromandel und Malabar. Endlich wird der Tractat zu Allahabad, den Lord Clive 1765 mit dem Kaiser von Indien und dem Nabob von Auhd einging, hin und her geprüft, aber der Tractat selber nicht einmal auszugsweise mitgetheilt, daher die wenigsten einsehen werden, warum dies Fragment hier eingerückt ist.

Im zweyten Theil beschreibt der Vf. den indischen Handel, und wie dieser von mehreren Nationen getrieben wird. Er theilt darüber nur das allerbekannteste mit, schildert einige der vornehmsten europäischen Niederlassungen, und sucht zu zeigen, dass Frankreich vorzüglich die Küste Malabar besetzen müsse. Diese Discussion führt ihn zur Untersuchung der Frage, ob der Handel allgemein frey, oder von einer ausschliessenden Gesellschaft geführt werden müssen. Hierauf werden die Beantwortungen dieser Frage von mehr als dreyssig ältern und neuern Schriftstellern chronologisch excerpirt, und beantwortet, welchen zuletzt noch die Debatten über Aufhebung und Wiederherstellung der französischen ostindischen Gesellschaft von 1785—1790 angehängt sind. Er hat bey diesem Abschnitt freylich alle während des Streits publicirten Memoiren vor sich gehabt, und wir erwarteten hier wenigstens einige Belehrung über die Geschäfte dieser Gesellschaft, und wie sich ihr Alleinhandel zu dem vormals freyen indischen Handel verhielt, der ebenfalls von l'Orient aus getrieben wurde. Allein da es dem Vf. ganz an der Gabe der Darstellung fehlt, und er bey seinen Untersuchungen so leicht vom geraden Wege abgeführt wird; so haben wir in diesem Abschnitte sehr

wenig

wenig zur Aufklärung des Gegenstandes finden können.

Da der Zuwachs unserer Literatur in diesem Fache gröstentheils aus Uebersetzungen besteht, so hat diese Schrift auch einen Uebersetzer gefunden:

ALTENBURG, b. Richter: *Ostindien in Hinsicht auf Europa* von *Anquetil Duperron* übersetzt von *E. G. Küster*. Erster Theil. 1799. 8.

Die Uebersetzung ist getreu und fliessend; nur hat Hr. Küster sich bey den Namen an sein Original gehalten, welche daher manchen Lesern wie *Ponin*, Nabob von *Ud*, *Nadjef* unverständlich seyn werden. Diese hätte er entweder in den Noten erklären, oder wie es in andern deutschen Schriften über Hindostan gewöhnlich ist, Punah, Aud, Nudjof Khan schreiben müssen. Bey dem letztern, den Anquetil immer noch als lebend unter den Beschützern des Grosmoguls aufführt, hätte auch wohl bemerkt werden können, dass er bereits 1782 in Agra eines natürlichen Todes gestorben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Magazin für das Jagd- und Forstwesen.* IV. Heft mit illuminirten und schwarzen Kupfern. Nr. IV. Von S. 93 bis 124. gr. 4. (1 Rthlr)

I. *Von der Jagd überhaupt*, oder besser von der Geschichte der Jagd. Rec. hat schon beym *dritten* Hefte gezeigt, dass diese Abhandlung für das bestimmte Publicum gewiss seinen Nutzen haben müsse, da Untersuchungen der Art selten vor die Augen der Jäger kommen und noch vielweniger von denselben angestellt werden können. II. *Naturgeschichte des Luchses.* Fast wörtlich aus *Bechsteins* Naturgeschichte Deutschlands genommen. Hier hätte Rec. gewünscht, dass Hr. Leonhardi genauer untersucht hätte, ob der gewöhnliche, bey *Buffon* und *Schreber* beschriebene und abgebildete Luchs *dieselbe Art* mit der auch in Deutschland vorkommenden und von *Bechstein* angegebenen Baycat (*Felis rufa*) des *Pennants* oder blos eine *Varietät* sey. III. *Beschreibung verschiedener neuen zur Jagd gehörigen Geräthschaften.* Es sind Angaben zu den abgebildeten Stellstangen oder Forkeln zu hohen, mittel- und dänischen Tüchern, Ablauf-Forkeln, Hebegabeln, Biber- und Fischottergabeln, Otterhaaken, Wolfs- und Saugabeln, und einer Wildpretstrage. Sie sind aus dem Dresdner Zeughause genommen, und vielleicht manchen, der sie noch nicht kennt, und mit seinen alten vertauschen will, willkommen. IV. *Jägerbemerkungen zu dem Thier- und Vögelkalender für Obersachsen, Franken, Böhmen und Schlesien, aus eingegangenen Briefen gezogen.* Sie betreffen meist den Wiederstrich der Vögel und sind allen Dankes werth. Wenn man in dem vorigen milden Winter nur selten Spechte, Baumläufer und Spechtmeisen um die Dörfer und in den Obstgärten antraf; so ist dies bey solcher Witterung eine gewöhnliche Erscheinung, da gewöhnlich nur rauhes Wetter, hoher Schnee, dichter Baumduft und Nebel diese Vögel zu den Wohnungen der Menschen treiben. V. *Beschreibung eines Saukarren.* Aus der Zeichnung ist die Einrichtung dieses Saukarrens eher zu ersehen, als aus der Beschreibung, die zu unvollständig ist. VI. *Beantwortung einiger eingegangenen Fragen verschiedene Erfindungen in der Jägerey betreffend.* 1) Wenn bediente man sich zuerst des bedeckten Jagdwagens? Ist nicht bekannt. 2) Ist das Korbflechten überhaupt und besonders das Korbflechten aus Ruthen alt? *Ceres* soll Erfinderin seyn. Von ihr soll es der König *Celeus*, den die Griechen für den Erfinder ausgeben, gelernt haben. 3) Hat das *Kohlergericht*, welches im Hessischen gehalten werden soll, über Holzfrevel zu entscheiden? Nein. Es wird in dem *Hanau-Münsterbergischen* Dorfe *Erbstadt*, bey dem Gerichte, welches das Ab- und Zuschreiben der Güter besorgt, ein Topf voll glühender Kohlen vorgetragen. 4) Ist der Jagdspiess eine deutsche Jägererfindung, oder war er schon den alten Jagervölkern bekannt? *Griechen* und *Römer* hatten ihn schon, und der Erfinder war ein gewisser *Piskus*. VII. *Von den Giftschwämmen.* Eine sehr gute Abhandlung, die fortgesetzt zu werden verdient. Sie kann den Jägern und durch diese den Waldbewohnern sehr nützlich werden, so wie jene dabey auch manche nützliche Bemerkung machen können, z. B. ob dieselbe blos den Menschen, oder auch dem Wild und andern Thieren schädlich sind. Hier wird von den Fliegenschwämmen gehandelt. VIII. *Vom Rechnungswesen im Forsthaushalte und Wunsch zur Verbesserung desselben.* Das italienische oder doppelte Buchhalten soll, nach Hn. D. *Cauzler* zu Göttingen, die beste Norm seyn. IX. *Neue Beschreibung eines Habichtkorbes.* Rec. hat diese Beschreibung und den abgebildeten Fang eben nicht sehr abweichend von dem *Döbelschen* gefunden. X. *Ueber den Anbau der Pappeln überhaupt und der Carolinischen Pyramidenpappel nebst der grosblättrigen Canadischen Pappel insbesondere.* Hr. *Leonhardi* sagt in dieser Abhandlung, deren Anfang man blos findet: „Unter den mancherley in- und ausländischen Holzarten, die man bey dem immer allgemeiner werdenden Holzmangel bisher empfohlen hat, verdient das Pappelgeschlecht eine vorzügliche Aufmerksamkeit, theils weil verschiedene Pappeln eben so *schnell*, ja noch *schneller* als die hochgepriesene Acacie wachsen, theils weil dieselben *allgemeiner* als die wirklich schätzbare Acacie angepflanzt werden kann, theils weil sie einer *mannichfaltigern Benutzung* fähig sind." Hierin kann Rec. dem Vf. nicht beystimmen. Es ist zwar an dem, dass die Pappel als Nutzholz, ja als Baum zum innern Ausbau anwendbar ist; allein die Acacie soll dem Holzmangel, und dies ist gewöhnlich Brennholzmangel, abhelfen, und in dieser Rücksicht halten alle Pappelarten mit ihr keine Vergleichung aus. Da wo Pappeln stehen und gut wachsen können, kommen auch die Acacien gut fort. Alleen gebon-

sie freylich nicht; in denselben stehen aber auch die Pappeln nicht als Brennholz. Der Saamen ist auch so selten jetzt nicht mehr.

Abgebildet sind in diesem Hefte. Taf. 1) *R. Fairbrother*, ein berühmter englischer Weidmann auf der Fuchsjagd. Er sitzt auf einem grosen Engländer mit der Peitsche in der Hand und dirigirt 13 Jagdhunde, die im Gebüsch herum stöbern. 2) *Luchse*. Drey in verschiedenen Stellungen. In *Ridingers* Manier oder Copie von ihm. Rec. hat *Ridingers* Kupferwerk nicht bey der Hand, um nachschlagen zu können. 3) Forkeln zum Jagdzeug. 4) Der Saukarren. 5) Giftschwämme. 6) Habichtskorb. 7) Wahrscheinlich ein verzierter Eingang zu einem Jagdschirm, wozu aber noch keine Beschreibung da ist. Einfach und artig.

* * *

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Lese-Materialien zum Gebrauch für Schulen.* 2tes Bändch. 1797. 196 S. 8. (12 gr.) S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 30.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Berlin*, b. Rottmann: *Guter Rath an Mutter über die wichtigsten Puncte der physischen Erziehung der Kinder in den ersten Jahren.* Von D. *Chr. W. Hufeland*, d. Med. ordentl. Lehrer zu Jena. 1799. 86 S. 8. Es ist ein glücklicher Gedanke des würdigen Vfs., seine Ideen über physische Erziehung der Kinder in den ersten Lebensjahren hier aufs neue in einer Form ins Publicum zu bringen, durch welche sie dem Theile desselben in die Hände kommen, den sie zunächst angehen. Für Aerzte und selbst für andere Leser früherer Hufelandschen Schriften, namentlich *der Kunst, das menschliche Leben zu verlängern* und der *Bemerkungen über die Blattern*, ist in der vorliegenden nicht viel Neues enthalten, ja, die ersten Abschnitte derselben sind nichts anders, als ein Abdruck des vierten Kapitels im Anhange zu der zweyten Auflage der Bemerkungen über die Blattern. Da aber diese Bemerkungen eigentlich nur für Aerzte bestimmt sind und so nur einem kleinen Theile des Publicums, welchem jenes vierte Kapitel am unmittelbarsten nützlich werden kann, bekannt werden, so kann Hr. *H.* auf den Dank recht vieler guten Mütter rechnen, dass er sie hier über einen der wichtigsten Gegenstände ihrer Bestimmung belehrt. Das Publicum kennt übrigens des Vfs. Lehrart und Vortrag schon zu gut, als dass wir es hier erst zu versichern brauchten, dass auch in dieser Schrift der Vortrag vollkommen dazu geeignet sey, dem Inhalte Eingang zu verschaffen.

So gros und unleugbar die Fortschritte sind, welche Vernunft und Cultur in unsern Tagen in der Behandlung der Kinder bewirkt haben; so existiren doch noch gewisse Irrthümer und Lücken in der Behandlung, die den nachtheiligsten Einfluss haben, und um so gefährlicher sind, da sie gewöhnlich gar nicht dafür erkannt und ganz übersehen werden. Auf einige derselben aufmerksam zu machen und zu zeigen, wie man sie vermeiden könne, ist Hn. *H's.* gegenwärtige Absicht. Einer der wichtigsten und unerkanntesten Fehler ist der, dass man zwar vieles von der neuern verbesserten Erziehung der Kinder annimmt, aber in manchen, Stücken aus Unwissenheit oder misverstandener Zärtlichkeit dem alten Systeme noch treu bleibt; woraus denn eine Ungleichheit und Disharmonie in den verschiedenen Puncten der Behandlung entsteht, die nicht anders als sehr nachtheilig für das Kind seyn kann. Diese Contraste haben die höchst unangenehme Folge, dass das Gute, was der abhärtende stärkende Eindruck bewirkt hatte, durch den entgegengesetzten wieder aufgehoben wird, und was noch schlimmer ist, dass jener sogar gefährlich und schädlich werden kann, weil die Natur immer gehindert wird, sich daran zu gewöhnen. „Man glaubt nicht, sagt der *Vf.*, wie viel darauf ankommt, bey der ersten Erziehung (wenn ich so sagen darf) in einem Tone zu bleiben, und die Natur nicht, wie so häufig geschieht, durch eine ewige Mischung von entgegengesetzten Eindrücken, von Verzärtelung und Abhärtung, irre zu machen." Den auffallendsten Contrast und einen Hauptgrund mannichfaltiger Uebel findet Hr. H. in dem Misverhältnisse, das gewöhnlich zwischen der Behandlung der Kinder im ersten halben oder ganzen Jahre und der nachfolgenden herrscht. Anstatt dass man gleich vom Anfang an den Zuschnitt zu einer härtern und naturgemäsern Erziehung machen sollte, geschieht es häufig, ja es ist der gewöhnlichste Fall, dass man die Kinder das erste Jahr hindurch recht warm und zärtlich hält, ihre Fasern aufs äusserste erschlafft, und gegen jeden Eindruck empfindlich macht, und nun, sobald es zu lauten anfängt, ganz plötzlich den Uebergang in ein kaltes und luftiges Leben wagt, und wohl gar einem solchen armen und verzärtelten Geschöpfe zumuthet, es dem kleinen Russen nachzumachen. Was kann hier von anders die Folge seyn, als dass durch dies einjährige Treibhausleben der Grund zur Schwäche für das ganze künftige Leben gelegt, und dass durch diese Verwöhnung der nachmalige Uebergang zu einem härtern Leben ein höchst gefährlicher Schritt wird. Man sagt: die harte Erziehung passt noch nicht auf das zarte erste Kindesalter, und man hat Recht, wenn man sie in ihrem ganzen Umfange versteht. Aber man sollte doch nicht gerade das Gegentheil thun; man sollte die Modificationen aufsuchen, in denen sie auch für dieses Zeitalter anwendbar zu machen ist, man sollte wenigstens den Körper schon darauf vorbereiten.

Um diese Lücken auszufüllen, handelt Hr. H. in dieser Schrift vom kalten Waschen, von lauen Bädern, vom täglichen Luftbade, von der Reinlichkeit, von dem Wickeln und der ersten Bekleidung der Kinder, von dem Wiegen, von dem Schreyen der Kinder, von dem Essen und Trinken, von dem Schlafe und von dem blosen Kopfe. Keine vernünftige Mutter wird die Zeit gereuen, die sie auf das sorgfältige Lesen dieses Büchleins verwenden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 6. April 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Fleiſcher d. j.: *Chriſtlicher Religionsunterricht für die Jugend*, von *Chriſtian Friedrich Sintenis*, Conſiſtorial- und Kirchenrath etc. 1798. 16 S. Vorr. u. Inhaltsanz. 104 S. Text. (8 gr.)

Dieſer, ſehr zweckmäſsiger Weiſe in ununterbrochener Reihe fortlaufende, durch keine Fragen und Antworten unterbrochene Religionsunterricht, iſt nicht für Kinder ſondern für junge Leute im zweyten Jahrzehend ihres Lebens — eine freylich etwas unbeſtimmte Epoche — verfaſst, und es iſt dabey blos die unmittelbare Lehre Chriſti aus den Evangelien zum Grunde gelegt oder wenigſtens gelegentlich benutzt. Folgende Hauptrubriken legen den Plan des Werkchens vor Augen: *Einleitung:* 1) von der Religion überhaupt, 2) von der chriſtlichen Religion, 3) von Jeſus als dem Chriſtus — I. *Hauptſt.* Gott iſt nur ein einziger, unſichtbar und über alles vollkommen. II. *Hauptſt.* Gott führt unaufhörlich die Aufſicht über die Welt. III. *Hauptſt.* Gottes Liebling unter allen Geſchöpfen auf Erden iſt der Menſch. — Soll ein Hauptſatz in einem Lehrbuche einen ſolchen Anthropomorphismus, der in der Ausführung noch viel gröber iſt, enthalten? — IV. *Hauptſt.* Gott hat das Glück des Menſchen an ſeine Tugend gebunden. — Der Ausführung wäre mehr Gründlichkeit zu wünſchen. Schon die S. 1. am Eingange aufgeſtellte Behauptung: „die „Urquelle aller Religion iſt die Natur." — „Im „Menſchen iſt Vernunft, auſser dem Menſchen die „Welt; wendet er jene auf dieſe an: ſo ſteht Gott „gleichſam vor ihm da" — vornehmlich aber S. 3. „wie der vernünftige Menſch durch den Anblick der „Natur an Gottes Daſeyn glauben lernt: ſo kommt „er auch durch Nachdenken über die Natur nach „und nach zu richtigen Vorſtellungen über Gott" — „ſo iſt die Natur die Quelle aller Religion und jede „Vorſtellung von Gott, die *nicht* in der *Natur liegt*, „oder ihr gar widerſpricht, gehört unter die unter„weislichen und falſchen" — beweiſt, daſs der Vf. den moraliſchen Geſichtspunct, der die Einleitung in alle Religionslehre machen muſs, gänzlich verfehlt hat. In der That möchte man neugierig ſeyn, zu erfahren, wie die Begriffe von Gottes Heiligkeit, Allmacht, Allgütigkeit, Allweisheit, Unendlichkeit u. ſ. w. in der Natur liegen und aus ihr hergeleitet werden ſollen, da vielmehr der Menſch gar nicht dazu gelangen könnte, ohne über die Natur hinauszugehen und ſeinen Standort im Gebiete der intelligibeln Welt und des Freyheitsbegriffes zu nehmen. Jenem πρωτον ψευδος iſt denn auch die ganze Theologie dieſes Büchleins mit Inbegriff deſſen, was darin über die Tugendlehre vorkommt, conform. Ein ſonderbarer Gedanke iſt es das phyſiſche Uebel durch das Vorgeben hinweg zu vernünfteln, es ſey werdendes erſt halb fertiges Gute, das, was aber wirklich gut genannt wird, das vollendete fertig gewordene Gute, mit der Erläuterung, der dem heutigen ſchönen Wetter vorgeſtern vorhergegangene Regen und geſtern vorausgegangene Sturm ſey *gutes Wetter in der Mache* geweſen, wogegen nicht in Anſchlag kommt, daſs eben ſo oft das gegenwärtige Gute Vorbereitung zum nächſtkünftigen Uebel iſt, und überhaupt das Relative des Begriffs *gut* in dieſem Sinne völlig überſehen wird. Die S. 67. befindliche Frage: „Erſetzt uns der Körper durch die Sinnesfreuden, die „er uns lebenslang verſchafft, nicht die Schmerzen „reichlich, welche er uns zuweilen macht?" würde ein Menſch, der von Kindheit an vielleicht wenig geſunde Stunden gehabt hat, oder einer, der Jahre lang an einem Krebsſchaden leidet u. dgl. für Spott zu halten ſich verſucht finden. Faſt allenthalben, wo der Vf. der Vernunft als Vorzuges der Menſchheit gedenkt, iſt nur von techniſcher und allenfalls wiſſenſchaftlicher, höchſt ſelten von der praktiſchen Vernunft die Rede, ja ſelbſt alles, was von moraliſchem Vernunftgebrauche S. 77. 78. vorkommt, reducirt ſich darauf: dahin zu arbeiten, wie wir uns *die Dinge in der Welt möglichſt nützlich machen, uns in der menſchlichen Geſellſchaft möglichſt wohl befinden* und *Gott für uns nicht furchtbar ſondern tröſtlich finden mögen* — und darauf will der Vf. den Begriff von *Pflichten* gründen! — wogegen in der That ſelbſt manches, was er ſelbſt von Aufopferung fürs Gute, auch insbeſondere S. 94. 95. vom Urſprung und Weſen des Laſters, vornehmlich aber S. 97—99. von der Beſchaffenheit und den Erfoderniſſen eines tugendhaften Lebens ganz eindringlich und dem Geiſte reiner Moralität näher kommend ſagt, in geradem Widerſpruche ſteht. Auf keinen Fall verdient gegenwärtiges Buch den Namen eines chriſtlichen Religionsunterrichts, wenn man nicht einige dürftige und zum Theil falſch angewandte Allegate aus den Reden Jeſu — wie z. B. S. 23. Joh. 10, 29. der Vater iſt gröſser als Alles, wo μειζων offenbar ſo viel als *mächtiger* bedeutet, zum Beweiſe, daſs Gott der höchſt Vollkommene ſey — für den Charakter eines ſolchen annehmen will. Denn wenn auch Jeſus die

Principien der Religion nicht wissenschaftlich aus der reinen Moral deducirt: so ist doch der Geist seiner Religion und Religionslehre ganz unverkennbar rein moralisch; und es ist ein schlechtes Lob, was Hr. *S.* Jesu beylegt, wenn er, ohne Hinsicht auf den moralischen Sinn und die moralische Tendenz, worin sie von ihm vorgetragen werden, der Matth. VI, 26. 30. und Matth. X, 29. vorkommenden teleologischen Winke wegen in die Apostrophe ausbricht: „so hatte noch kein Lehrer die Providenz gepredigt" da er im Xenophon Mem. I, 4. und andw. Cic. de Nat. Deor. II. und in mehrern Stellen der Alten viel umständlichere Ausführungen dieser Art, wenn diese in der Lehre von der Providenz die Hauptsache ausmachten, würde finden können. Der Raum verbietet noch manche Oberflächlichkeiten und Unrichtigkeiten in diesem Buche zu rügen, wie unter andern S. VI. d. Vorr. in Beziehung auf Joh. 3, 4. „so einfältig fragte Jesum wohl heut zu Tage kein deutscher „Schultheis mehr, wie jener Oberster unter den Juden" — wo dem Nicodemus die Einfalt wohl von Hn. *S.*, der die bescheidene Ironie in dieser Stelle verkennt, geliehen wird — und in der mehr als magern Religionsgeschichte S. 9. die Anzeige des Unterschiedes zwischen Lutheranern und Reformirten, dass jene die unveränderte, diese die veränderte Augsburgische Confession, mit welcher letzten es bekanntlich eine ganz andere Bewandniss hat, annehmen. Es ist Schade, dass Hr. *S.* sein schönes Talent zur Fasslichkeit und hier und da in der That eindringlichen Wärme, nicht mit mehr Gründlichkeit vereinigt hat. So wie sein Buch jetzt ist, dürfte kein Mensch errathen, dass es, wie er uns erzählt, die Frucht eines Viertheljahrhunderts sey.

OEKONOMIE.

Berlin, b. Himburg: *Jakob Maddock*, Floristen zu Walworth bey London, *Anleitung für Blumenfreunde, oder Abhandlung von der Cultur der vorzüglichsten Blumen.* Nebst einem Anhang über Boden und Düngung; aus dem Englischen übersetzt von *August Wilh. Manteufel*, Auctions-Commissarius in Berlin, mit 6 illuminirten Kupfertafeln. 1798. 166 S. gr. 8. (3 Rthl.)

Diese nach ihrem Innern als Aeussern sehr geschmackvolle und den Blumenfreunden interessante Abhandlung handelt von den *Hyacinthen*, *Tulpen*, *Ranunkeln*, *Anemonen*, *Aurikeln*, *Nelken*, *Federnelken* und *Primeln oder Schlüsselblumen*. — Als Einleitung geht eine kurze Geschichte der Blumencultur dieser Kinder der Flora, voraus. Die *Hyacinthe*, wenigstens die *orientalische*, stammt, nach Linné, aus Asien und Afrika. Die erste doppelte Art derselben wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von *Peter Voorhelm*, einem der frühesten und berühmtesten holländischen Blumisten aus dem Saamen gezogen, und man schätzte bald in Holland eine schöne und doppelte neue Hyacinthe so hoch, dass eine einzige Zwiebel mit 2000 holländ. Gulden bezahlt wurde. — Wo der Name *Hyacinth* herzuleiten, weiss man nicht.

Die *Tulpe*, von eben der Classe und Ordnung, stammt aus Cappadocien, und ist im J. 1559. nach Europa gekommen, und vornemlich durch die Bemühungen der holländ. und französ. Blumisten zu der jetzigen Vollkommenheit gebracht worden. Die Tulpensucht war vor 150 Jahren in Holland so gross, dass man mehrere tausend Gulden für eine einzige Zwiebel gab. Der Name *Tulpe* soll von dem türkischen Wort Tulipan (Mütze oder Kopfputz) herstammen.

Die *Ranunkel* ist, nach *Linné*, in Asien und Mauritanien zu Hause, und zur Zeit der Kreuzzüge aus Syrien nach Europa gekommen. Der Name soll von Rana, der Frosch, herstammen, weil die Blume einen kühlen und feuchten Ort verlangt.

Die *Anemone* ist von einem französ. Edelmann, *Bachelier*, im vorigen Jahrhundert aus Amerika mit nach Frankreich gebracht worden. Der Name stammt von dem griechischen *Anemos*, weil ihre Blätter so dünne, und der Saame so leicht und federicht ist, dass er vom leisesten Lüftchen beweget wird.

Die *Aurikel* (*Auricula ursi* Linn. Bärenöhrlein, weil ihre Blätter Aehnlichkeit mit den Ohren dieses Thieres haben,) ist auf den Schweizerischen und Steyerischen Alpen zu Haus, und ihre Vervollkommnung verdankt man vornämlich der Sorgfalt der englischen Blumisten.

Die *Nelke* (*Dianthus Caryophyllis* L.) stammt aus Italien, und sind theils *Platzer*, deren Blumen aus doppelten in einander stehenden Knospen oder Kelchen bestehen, und ehemals vorzüglich begünstiget waren, theils *ganze Blumen*, die nicht aufspringen, und nun einen entschiedenen Vorzug haben.

Die *Federnelke* (*Dianthus Arenarius*) ist in den kälteren Gegenden Europens zu Hause, und ihr Name stammt aus dem Holländischen her, in welcher Sprache es ein Auge bedeutet; in England wurde sie ehemals *Fasunenauge* genannt.

Die *Schlüsselblume* (*Polyanthus*, aus dem Griechischen: *mit vielen Blumen*) soll in der Türkey einheimisch seyn.

Die erste Abhandl. von den *Hyacinthen* hat die Ueberschrift, *Wegweiser eines Blumenliebhabers*, mit allem Recht. Die Erziehung dieser schönen Blume ist gründlich gezeigt. Der Vf. warnet darin vor einem schädlichen gelben, ein Zoll langen Wurm, den er den *Drathwurm* nennt, den er aber nicht näher beschreibt. Unstreitig aber ist er der *Engerling*, die Larve des Maykäfers. Merkwürdig ist bey dieser Blumenart der Einfluss der Verschiedenheit des Klima und Bodens. Wenn die Hyacinthenzwiebeln in England das vierte und fünfte Jahr erreicht haben, so blühen sie daselbst starker, als andere. Nach dieser Zeit aber nehmen sie nach und nach ab; da sie hingegen in Holland zwölf bis dreyzehnmal Blumen bringt, und selten blos Alters halben ausgehet.

gehet. — Die gefährlichste Krankheit der Hyacinthenzwiebel ist die sogenannte *Ringelkrankheit*, wogegen kein besseres Mittel ist, als den schadhaften Theil so weit auszuschneiden, bis keine Bräusse und Gelblichkeit mehr vorhanden ist. — *Von den Tulpen.* Der Vf. theilt sie in zwey Klassen, in früh- und spätblühende, und in fünf verschiedene Gattungen, (welche Namen aber den deutschen Floristen nicht brauchbar sind,) wovon die ersten viere weissen Grund, die Bizarden aber einen gelben Grund haben. — Die Erziehung, Pflege und Wartung dieser Blume ist ebenfalls sehr gründlich dargestellt. — *Von den Ranunkeln.* Sie dauern ohngefähr 20 bis 25 Jahre. — *Von den Anemonen.* Diese leiden verschiedene Veränderungen mit dem Alter, und dauern nicht länger als 12 bis 15 Jahre, und blühen in ihrer grösten Vollkommenheit vom 5ten bis zum 10ten Jahre. — Jeder Abtheilung ist die Beschreibung der Eigenschaften einer jeden Art der bemeldeten Blumen, wenn sie schön heissen soll, beygefügt. — *Von verschiedenen andern zwiebelartigen Blumen.* Ihre Erziehung, Wartung und Pflege wird überhaupt und kurz, doch hinreichend gelehrt; die Eigenheiten der Blumen aber bey jeder besonders angemerkt. Die bemerkten Blumen sind: die *Tazetten*, (*Polyanthus Narcissus*); die *doppelte Narcissen*, (*Daffodils*), *Jonquillen*, englische, spanische und persische Zwiebel *Iris; Kaiserkronen: Lilien und Päonien: Martagons*, (Berglilien); *Arum Dracunculus; Lilium persicum; Pancratium maritimum; Colchicum; Crocus autumnalis; Fritillaria Orchis; Anemoniden; Frühlingscrocus; Cyclamen* etc.

Von den Auriceln. — Diese Abhandlung enthält eine umständliche Anleitung, wie man die bequemste Erde für diese Blumenart bereiten solle: was ferner in Ansehung der Blumentöpfe zu bemerken; die allerrathsamste Zeit, sie zu verpflanzen; sie im Sommer und Winter zu pflegen, nebst vielen andern wissenswürdigen Nachrichten. — *Von den Nelken.* Unter andern viel erschöpfenden Lehren und Anweisungen, diese edle Blume zu erziehen, zu pflegen und zu warten, ist hier das *Ablegermachen*, ingleichen das *Stopfen*, (abgebrochene oder abgeschnittene Zweige zu setzen und zu erziehen,) auf das deutlichste und gründlichste gezeigt. — *Von den Federnelken.* Ihre Cultur ist leichter, als die der Nelken. — *Von den Schlüsselblumen, (Primula veris.)* Sie haben ihre gefährlichsten Feinde an den Schnegeln und an der kleinen scharlachrothen Spinne. — *Anhang über Boden und Dünger.* Der Vf. hätte hier näher bestimmen sollen, ob er vorzüglich oder allein die Rücksicht auf die Baum- und Blumengärten nehme oder auch auf Getreidefelder. Für die letzten wäre seine Düngeranwendung nicht empfehlend. Denn wenn der Landwirth zwey und ein halb Jahr zu seiner Zubereitung anwenden sollte; so würde er ihm auf seinen Aeckern nicht den dritten Theil Nutzen schaffen. Ueberhaupt wäre es dem Blumenfreund interessanter gewesen, wenn statt dieses Anhangs noch einiger Arten Blumen Cultur wäre beygefügt worden. — Uebrigens ist die Uebersetzung sehr gut gerathen. Es ist ein Glück für eine so gute Schrift, wenn sich der Uebersetzung ein Mann unterzieht, der nicht nur der Sprache vollkommen Meister, sondern auch selbst ein praktischer Kenner der Gegenstände ist, die in der Schrift vorgetragen werden.

Erfurt, b. Keyser: *Annalen der Gärtnerey*, nebst einem allgemeinen Intelligenzblatt für Garten- und Blumenfreunde, herausgegeben von *Neuenhahn d. jüng.* 7tes Stück. 1798. 128 S. 8. (6 gr.)

Dieses immer gleichen Schritt haltende, gute und lesenswürdige Journal enthält in diesem 7ten Stück I. *Bemerkungen über künstliche Befruchtung der Nelken*, (über) *Gartencinsecten und Blumennummern.* II. *Von dem Ausarten der Nelken.* III. *Die Baumschule zu Glasow bey Soldin in der Neumark.* IV. *Allgemeine Betrachtungen über verschiedene Düngungsmittel in Rücksicht auf Gemüss- und Blumengärten*, von *Schröter.* V. *Ueber die beste Art Numinerhölzer für Blumen etc. zu machen.* — aus Schiefersteinen. Zugleich lehrt diese Abhandlung eine gewisse *Durchwinterungsart der Nelken*, welche Beyfall verdient, nur etwas mühsam ist; und zuletzt zeigt sie, wie die *Ohrwürmer* von den Nelken dadurch abgehalten werden können, dass die Gestelle an ihren Pfosten in Wasser gestellet werden. Aber — kann denn der Ohrwurm nicht fliegen? — VI. *Von den Traubenkirschen, Prunus padus* Linn. — Wenn der Vf. glaubt, dass die Beeren dieses Baums keinen Branntewein geben, und vielleicht nichts Geistiges hätten; so irret er sich, und muss er bey der Behandlung in dem Gährungsgeschäfte es versehen haben. — VII. *Ueber die Ehen im Pflanzenreich.* — Eine unterhaltende Abhandlung. VIII. *Rhapsodien, vorzüglich über Baumzucht und Blumen* etc., von *Schröter.* — In diesen lesenswürdigen Rhapsodien des würdigen Vfs., worin mehrere vorgegebene, aber auf keine Erfahrung gegründete Mittel etc. gerügt werden, liefert er dagegen Beyspiele, wo wahre und auf wiederholte Erfahrungen gegründete Versuche nicht einerley Erfolg haben, wenn nämlich dergleichen Versuche nicht getreu und unter den angegebenen Umständen nachgeahmet werden. Zum Beweis führet er die Erfindung des *Frostableiters* von Hanf- oder Strohseilen an, wovon er den auffallendsten Beweis ihres Nutzens bey ordentlicher Richtung derselben über seinen Blumenbeeten beschreibt. Er zeigt zugleich den Fehler, warum viele keinen Nutzen von den Frostableitern erhalten, und sie deswegen verwerfen. — Sie machen sie unrichtig und schlingen sie zu weit und zu oft um den Baum, da es nur einmal oben bey der Spitze des Baums nur zu Befestigung des Seils geschehen sollte. Da muss freylich das Gegentheil erfolgen, eben so, wie man in ein Gebaude den Blitz hineinführen würde, wenn man den Blitzableiter um dasselbe herumschlingen

wollte. — Der Vf. verdient übrigens Dank für die gerechte Ehrenrettung des Froſtableiters. — IX. *Allgemeine Anzeigen, oder vermiſchte Garten- und dahin einſchlagende phyſikaliſche, naturhiſtoriſche Nachrichten, Bemerkungen, Anekdoten und Recenſionen, auch Blumen- und Sämereyen-Verzeichniſſe.* — Viel Gutes und Intereſſantes.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Kramer: *Die Kunſt, ſein Leben der Tugend, Weisheit und guten Lebensart gemäſs zu führen.* Nach dem lateiniſchen Werke des Hn. Rath Campe. 1799. 296 S. 8.

Hr. *Gruber* liefert hier, wie er in der Vorrede verſichert, keine wörtliche Ueberſetzung, ſondern eine neue Bearbeitung des Werks, welches den Titel führt: *Compendium artis vivendi ex Erasmi Roterodami libro de civilitate morum puerilium et ex Jo. Lud. Vivis Valentini introductione ad veram ſapientiam concinnatum a Joach. Henr. Camſtio.* Wir müſſen dies für ein ganz überflüſſiges Unternehmen erklären. Denn was Hr. *Gr.* hier giebt, ſey es nun aus dem genannten lateiniſchen Werke, oder aus dem Schatz ſeiner eigenen Erfahrungen entlehnt, iſt ein planloſes und groſsentheils triviales Räſonnement, welches noch hie und da mit unrichtigen Vorſtellungen verwebt iſt, wie S. 100. die Aeuſserungen von Gottes Liebe, die alte *gehäufte Schuld verzeiht*, S. 170. die Aeuſserung, daſs wir Gott oft und grob *beleidigen*, zur Genüge beweiſen. Unter dem Titel: Denkſprüche ſind einige Liederverſe angehängt. Als zweyten Anhang laſst Hr. *Gr.* ein epitome ethices folgen. In demſelben erklärt er S. 181. Vernunft als das Vermögen der Seele, vermittelſt deſſen wir in den Stand geſetzt werden, durch Berechnung aller (?) Urſachen und Folgen, und Angeben aller (?) gehörigen Mittel, beabſichtigte Zwecke zu erreichen. Nach S. 183. muſs man das *Meſſer der Kritik* in die Hand nehmen, und alle ſeine Neigungen und Kräfte von einander trennen u. ſ. w. Für wen dieſer Anhang ſowohl, als das ganze Werk eigentlich beſtimmt ſey, kann Rec. nicht errathen. Bald ſcheinen dabey Kinder, bald Philoſophen vorausgeſetzt zu werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Halle*, b. Dreyſsig: *Anweiſung, das Klavier zu ſpielen.* Ohne Jahrzahl. 13 S. Text und 3 S. Noten, in 8. Vor dieſer höchſt elenden, äuſserſt kurzen und gar zu unvollſtändigen, in einigen Nebendingen aber zu weitläuftigen und ohne Sachkenntniſs zuſammengetragenen, oder vielmehr gröſstentheils wörtlich abgeſchriebenen, Compilation muſs man jeden Lehrer und Lernenden pflichtmäſsig warnen.

Daſs dieſe Compilation höchſt elend iſt, erhellet ſchon aus folgendem. S. 4 und 5 befindet ſich die Abbildung der Taſtatur eines Klaviers mit *langer Octave*, ohne daſs irgendwo erklärt wird, was man unter dem letztern Ausdrucke verſteht. In allen Octaven werden nur folgende Oberraſten namhaft gemacht: Cis, dis, fis, gis as, b. Warum iſt nur bey einer einzigen, nämlich bey gis, die doppelte Benennung beygefügt worden? Sowohl ein Kreuz vor d, als ein b vor e, heiſt bey dem ungenannten Vf. in dieſer Abbildung *dis* u. dgl. m. S. 10. kommen in einem Beyſpiele, welches zur Erläuterung der Lehre von zwey Puncten nach einer Note dienen ſoll, *Vorſchläge* vor punctirten Noten, ja ſogar *Manieren* vor, obgleich auf allen, dem eigentlichen Unterrichte gewidmeten, zwölf Seiten weder ein Vorſchlag noch eine Manier genannt und erklärt wird. Von der Herleitung etc. der ſogenannten abhängigen Töne iſt in der vorliegenden Anweiſung nichts zu finden; und doch kommen S. 11 etc. dieſe Töne bey der Erklärung der Verſetzungszeichen vor. S. 12 heiſst es: „Das ♯ ♯ oder + erhöhet die Note um einen ganzen Ton, z. B. c, cisis u. ſ. w. Ohe, jam ſatis!

Wenn auch dieſe Anweiſung abſichtlich nur äuſserſt kurz ſeyn ſollte; ſo durften darin doch nicht die, dem angehenden Klavierſpieler ganz unentbehrlichen Dinge, übergangen werden. Dies iſt aber z. B. der Fall in Abſicht auf die Fingerſetzung, wovon auch nicht eine Sylbe vorkömmt. Man denke ſich eine Anweiſung zum Klavierſpielen, worin die Lehre von der Fingerſetzung ganz fehlt!! Indeſs erfahren die jungen Freunde und Freundinnen, welche der Vf. S. 3. anredet, doch zum groſsen Glücke noch, in welcher Lage ſie vor dem Klaviere ſitzen müſſen, und wie ſie die Hände zu halten haben. Was aber *forte* und *piano* bedeutet; was eine Secunde, Terz etc. heiſst; was man eine Tonleiter nennt; was ein oder der andere Ton vorgezeichnet hat; was man unter Dur und Moll verſteht; was eine Triole iſt — dies alles und noch ungleich mehreres, was auch der Anfänger wiſſen muſs, ſucht man in dieſer Anweiſung vergebens. Dagegen hätten verſchiedene Nebendinge füglich ganz unberührt bleiben können. So iſt z. B. das, was S. 8. vom hohen, gemeinen und tiefen Baſsſchlüſſel, vom hohen und gemeinen Altzeichen, vom franzöſiſchen Violinzeichen, vom Tenorzeichen etc. ſteht, für den Anfänger gar ſehr entbehrlich und ganz überflüſſig. Schon hieraus ergiebt es ſich zur Genüge, daſs dieſe Compilation ohne Sachkenntniſs zuſammen getragen iſt.

Das wirklich Gute, welches auf dieſen zwölf Seiten hin und wieder vorkömmt, iſt gröſstentheils wörtlich aus *Türk's* Klavierſchule oder aus dem Auszuge daraus abgeſchrieben. Man vergleiche, um ſich davon zu überzeugen, z. B. S. 2 und 3. der vorliegenden Anweiſung, mit der genannten Klavierſchule S. 24 und 25., oder mit dem erwähnten Auszuge S. 12 und 13 u. a. m. Zum Unglücke hat aber der Compilator auch aus einigen andern Anweiſungen zum Klavierſpielen und Singen etc. abgeſchrieben, und das Brauchbare von dem Entbehrlichen oder wohl gar Fehlerhaften nicht gehörig zu unterſcheiden gewuſst; daher laſſen ſich die vielen angezeigten Miſsgriffe erklären. — Ehe der Vf. wieder eine ähnliche Arbeit unternimmt, rathen wir ihm, ſich wenigſtens mit den Anfangsgründen der Muſik und des Klavierſpielens etwas genauer bekannt zu machen, denn in der vorliegenden Schrift zeugt jede Seite von ſeiner Unwiſſenheit in muſikaliſchen Dingen. Und wehe denjenigen Schülern, die ihn zum Lehrer wählen!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 8. April 1799.

PAEDAGOGIK.

Leipzig, b. Kramer: *Ueber den Unterricht des Volks in den Strafgesetzen auf Schulen*, von D. *Carl Aug. Tittmann*, Lehrer der Rechte auf der Universität Leipzig. 1799. 165 S. 8.

Schon seit einiger Zeit machte der Unterricht in den Landesgesetzen einen Lehrgegenstand in wohleingerichteten Bürgerschulen aus. Aber die Rechtsgelehrten, besonders in den kursächsischen Landen interessirten sich bisher noch wenig oder gar nicht dafür. Hr. *T.* verdient also schon deswegen Dank, dass er diesen Gegenstand in eine nähere Untersuchung zog. Nachdem er in der Einleitung den Grundsatz aufgestellt, dass die Staatsgewalt das Volk (wir würden dafür das edlere Wort Bürger gebraucht haben) mit den Gesetzen bekannt machen lassen müsse, damit es gerecht seyn könne, und die Unzulänglichkeit der bisher hiezu gewählten Mittel, als das Ablesen der Gesetze von den Kanzeln und das Anschlagen derselben an öffentlichen Gebäuden u. s. w. dargethan hat; so führt ihn dies auf die Behauptung, dass, um unerlaubte Handlungen zu verhindern, ein Unterricht über Strafgesetze in Schulen ertheilt *werden* müsse. In dem *ersten* Abschnitt beantwortet er die Frage: was muss in Volksschulen von Strafgesetzen gelehrt werden? Sehr richtig schliesst er von diesem Unterricht eine vollständige Theorie des Strafrechts aus, und beschränkt ihn dagegen auf deutliche Begriffe von unerlaubten Handlungen, um den Grund der Verbindlichkeit zu ihrer Unterlassung einleuchtend zu machen, auf die Aufzählung der einzelnen unerlaubten Handlungen selbst, mit Angabe des Grundes, warum sie verboten sind, auch bey einzelnen Arten unerlaubter Handlungen auf die Erwähnung der Umstände, welche zur Unternehmung derselben Veranlassung geben konnten. Aus Gründen erklärt er sich S. 70 u. 75. gegen die Bekanntmachung *widernatürlicher* Handlungen und solcher Vergehungen, welche nur in höhern bürgerlichen Verhältnissen statt finden können. Zu diesem Unterrichte rechnet er noch eine dem jungen Bürger beyzubringende Kenntniss von der Sorgfalt des Staats zur Sicherung der Rechte, die Auseinandersetzung der Gründe, warum man gerade *durch Strafen* unerlaubte Handlungen zu verhindern sucht, die Anführung der auf jedes Vergehen gesetzten Strafen selbst und endlich eine Bekanntmachung mit dem gerichtlichen Verfahren gegen unerlaubte Handlungen, beides aber nur im Allgemeinen und in der Absicht, um dadurch bey dem Volke eine Ueberzeugung sowohl von der Gerechtigkeit, als auch von der Zweckmäfsigkeit der Maafsregeln, welche im Staate zur Entdeckung und Bestrafung der Missethäter getroffen sind, zu bewirken. Der *zweyte* Abschnitt beantwortet die Frage: wie muss auf Schulen in den Strafgesetzen Unterricht ertheilt werden? Bey Bestimmung der Methode schränkt sich der Vf. nur auf die Abfassung der Lehrbücher ein, und überlässt, wie billig, die zweckmäfsigste Art des Vortrags dem praktischen Jugendlehrer selbst. Nach seiner Meynung sollen die vorzutragenden Grundsätze nicht blos aus positiven, sondern vorzüglich aus natürlichen Gesetzen geschöpft, und die Gültigkeit derselben nicht blos aus Rechtsgesetzen erwiesen, sondern auch von Seiten der Religion vorgestellt werden. Doch will er diese Darstellung mehr dem Vortrage, als dem Lehrbuche überlassen wissen. In Ansehung des ersten Puncts ist Rec. ganz mit dem Vf. einverstanden, zweifelt aber sehr, ob *alle* positive Gesetze eine zwanglose Deduction aus Principien des Sittengesetzes und Naturrechts verstatten werden. Was aber die Erweisung der Gültigkeit bürgerlicher Strafgesetze von Seiten der Religion betrift; so kann Rec. dem Vf. hier nicht beystimmen. Wenn nicht einmal die moralische Pflichtenlehre aus der Religion hergeleitet werden, sondern diese vielmehr aus jener hervorgehen soll; so sollte man sich noch weniger einfallen lassen, die bürgerliche Pflichtenlehre daher zu deduciren. Bey einer sonst zweckmäfsigen geistigen und moralischen Bildung der Jugend, muss die Ueberzeugung von der Heiligkeit gerechter und billiger Staatsgesetze, unabhängig von dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit, begründet werden können, und solche positive Gesetze, von welchen das *stat voluntas pro ratione* gelten sollte, durch das Ansehn der Religion sanctioniren wollen, würde Missbrauch dieses der Menschheit für edlere Zwecke verliehenen Guts seyn. — Für die Darstellung der in den Jugendunterricht aufzunehmenden Grundsätze empfiehlt der Vf. deutlichen Ausdruck in kurzen Sätzen, mit Vermeidung aller gelehrten Definitionen und der Gesetzessprache. Zuletzt giebt er einen Plan an, nach welchem diese Grundsätze systematisch dargestellt werden sollen. Nach einer allgemeinen Einleitung von der bürgerlichen Verfassung, ihrem Werth, und der Nothwendigkeit der Gesetze, soll von unerlaubten Handlungen im Allgemeinen und namentlich von denjenigen gehandelt werden, welche gegen die einzelnen Menschen zustehende Rechte, gegen die der Religion schuldi-

ge Ehrfurcht sind, und von denen, welche den als Bürger obliegenden Handlungen entgegen sind, als Handlungen, welche den ganzen Staat in Gefahr setzen, welche denen (den) Mitteln, welche die Obrigkeit zur Ausübung ihrer Gewalt gewählt hat, widerstehen, und der Policeyeinrichtung zuwiderlaufen. Den Beschluss sollen einige Lehren vom gerichtlichen Verfahren machen, nämlich, welche Mittel angewendet werden, um den Thäter eines Verbrechens zu erfahren, über die Zweckmäfsigkeit dieses Verfahrens und Begegnung des Einwurfs, dafs ungerechte Entscheidungen abgefafst werden können. Uebrigens soll dieser Unterricht im letzten Schuljahre und auf dem Lande von dem Prediger ertheilt werden. Nach unserer Ueberzeugung hat Hr. F. seinen Gegenstand mit vielem Fleifs und wirklich planmäfsig, nur hie und da etwas zu wortreich, nach Art des mündlichen akademischen Vortrags abgehandelt. Da er die Strafgesetze mit philosophischem Blicke vorurtheilfrey betrachtet, und sich auch selbst, wie aus dieser Schrift erhellet, mit dem Inhalt anderer, als unmittelbar in sein Fach sich einschlagender Bücher bekannt gemacht hat; so glauben wir ihn zur Ausarbeitung eines Lehrbuchs der Gesetze für kursächsische Bürgerschulen ermuntern zu können. Zu den von ihm angegebenen Puncten, welche die Einleitung enthalten soll, mufs aber noch ein kurzer Unterricht *von den Rechten* des Menschen kommen. Dagegen würden auch nur Winke, die Gültigkeit der bürgerlichen Gesetze aus der Religion zu erweisen, überflüfsig seyn. Obgleich die Lehrbücher eines *Nenke*, über die preufsischen Gesetze dem Vf. in mancher Rücksicht werden zum Muster dienen können, so wird er dennoch den Rath eines erfahrnen Schulmannes bey seiner Arbeit nicht ganz entbehren können.

GESCHICHTE.

Stockholm, b. Carlbohm: *Historiska Samlingar. Andra Delen.* 390 S. *Tredje Delen.* 414 S. 8. 1797. (*Historische Sammlungen. Zweyter und dritter Theil.*)

Der erste Theil dieser Sammlung von allerhand die schwedische Geschichte erläuternden Urkunden, Actenstücken und Originalbriefen, welche der schwedische Obristlieutenant und Ritter, Hr. *Adlerspare*, seit 1793 herausgiebt, ist A. L. Z. 1795. Nr. 135. angezeigt worden. Hier nun die seitdem erschienenen Fortsetzungen davon. Die *zweyte Sammlung* enthält: 1) urkundliche Nachrichten, das Kriegswesen unter der Regierung K. Erich XIV betreffend; in allen 18, als z. E. Vorschriften an Freyh. Horn, wie er sich bey der Belagerung von Pernau 1562 zu verhalten hatte, um es einzunehmen. S. 3. wird einiger einzuwerfender Rauchkugeln zur Vergiftung der Luft in der Stadt gedacht. K. Erich hatte damals die schwedische Kriegsmacht zu Fufs in 4 Regimenter ertheilt, wovon drey zu Lande und eins zur See gebraucht werden sollte, welches letzte daher des Schiffsregiment hiefs. Jedes Regiment sollte aus 6000 Mann bestehen. Die folgenden Briefe betreffen die Belagerung von Halmstadt, welche nach mehrern vergeblichen Auffoderungen 1563 aufgehoben werden mufste. Mehrere Befehle des Königs an die commandirende Officiers im damaligen Kriege sind sehr umständlich. S. 51. wird des schimpflichen Aufzugs unter dem Namen *Triumph für Nils Sture* gedacht, dem Gr. Nils Sture sich 1566 unterwerfen mufste. Dafs Sture so hart behandelt ward, soll eigentlich daher gekommen seyn, weil Erich glaubte aus dem Sternenlauf ersehen zu haben, dafs ihn jemand der Regierung entsetzen würde, und vermuthete, dies würde wahrscheinlich bemeldeter Sture seyn. Gr. Pehr Brahe, der Elfsborg und Bohus belagern sollte, aber nichts ausrichten konnte, und darauf seinen Abschied begehrte, erhielt ihn mit den Worten: „weil wir vernehmen, dafs du weder Lust noch Willen hast, etwas rühmliches auszurichten." Am ausführlichsten ist die Instruction für Herzog Magnus von Sachsen, den der König 1566 zum Befehlshaber seiner Truppen an der dänischen und norwegischen Grenze bestellt hatte. Man sollte unter andern auf alle Art suchen, die Besatzung des Schlosses zu Elfsborg zu gewinnen, um solches zu übergeben, allenfalls wenn nichts anders helfen wollte, sollte man suchen, sie mit 3000 Rthlr. zu bestechen. 2) Fortsetzung der Briefe von Bengt Baaz oder Ekehielm, an den Pfalzgraf Johann Casimir, worin er letzterm von den Vorfallenheiten in Stockholm und am Hofe in den Jahren 1643 bis 1649 in 30 Briefen Nachricht giebt, z. E. von der 1643 verordneten Zusammenkunft von 18 Herren aus den Hof- und Untergerichten, zur Verbesserung des Justizwesens; von der Annahme eines Liefländischen von *Adel*, Jac. Bremen, zum Hofmeister für Herzog *Adolph* Johann; dafs der Bischoff zu Wexjo, Magister Nic. Krokius in seiner dritten Ehe und einem Alter von 70 Jahren der Hurerey wegen angeklagt worden; von der Aufnahme der holländischen Gesandten in Stockholm, S. 150. sieht man, dafs die schwedische Flotte unter dem Admiral Flemming im J. 1644 aus 40 Schiffen, ohne 4 Brander und kleinere Fahrzeuge bestanden; auch die Scheerenflotte bestand aus 38 Fahrzeugen von verschiedener Art u. dgl. m. 3) König Carl Gustavs eigenhändige Nachricht von seiner Negotiation wegen einer Vermählung mit der Königin Christina. Die Königin wollte ihm weder alle Hoffnung benehmen, noch ihm einige Hoffnung geben; versicherte ihm aber, wenn sie je sich vermählen würde, so würde sie ihn wählen; wenn sie sich aber nicht vermählen würde, so wollte sie zur Sicherheit und zum Besten des Reichs suchen, ihn zum Nachfolger und Erbfürsten des Reichs zu erklären. 4) Verschiedene Actenstücke, betreffend die Erklärung Herzog Carl Gustavs zum Erbfürsten des Reichs. Die Königin warf dem Senat bey der Gelegenheit vor, dafs solcher Lust hätte, Schweden wieder in ein Erbreich zu verwandeln, oder vielmehr eine aristokratische Regie-

Regierung einzuführen. Axel Oxenstjerna versicherte, dass, wenn sein Grab hier vor ihm geöffnet stände, und es in seiner Wahl stünde, sich da hinein zu legen, er das lieber thun würde als die Successionsacte zu unterschreiben. Der Hofkanzler Tungel hatte, wie man hier liest, viel mit ihm zu thun, ehe er unterschreiben wollte. Er berief sich unter andern darauf, dass, so lange er Reichskanzler gewesen, er nie eine Acte unterschrieben hätte, wozu er nicht selbst gerathen, daher er dann auch nicht aus freyem Willen, sondern auf strengen Befehl der Königin unterschriebe. Auch war er übel mit dem zufrieden, was die drey untern Stände gegen den Adel in Bewegung brachten. 5) Actenstücke, die Frage betreffend: ob der Reichsrath Skytte an dem Verbrechen der Messenier Theil habe, welches er doch immer leugnete? Die Königin hob 1653 die ganze Untersuchung auf. S. 322. sehen wir hier, dass ein paar schwedische Studenten, die während ihrer Reise in Deutschland bey den Jesuiten studiert hatten, katholisch geworden waren, und heimlich einen Jesuiten als Beichtvater verschrieben, deswegen zum Tode verdammt und wirklich hingerichtet worden. 6) Actenstücke des Reichshistoriographen Messenius hinterlassene Frau und Kinder betreffend. Sie bekamen vom Könige 1684 eine Pension von 100 Th. SM.

Im *dritten Theil* lesen wir: 1) Siebzehn Briefe zwischen König Gustav I, den Herzogen Erich, Johann und Magnus, der Gräfin von Ostfriesland, der Prinzessin Cecilia u. s. w. Bey Gelegenheit des bekannten Liebeshandels der letzten mit dem Grafen Johann von Ostfriesland, dessen älterer regierender Bruder Edzard, K. Gustavs ältere Tochter Catharina *gehirathet* hatte. Herzog Erich liess ihn belauern, als er des Nachts zu der Prinzessin ins Fenster gestiegen, liess ihn fast im blossen Hemde arretiren, und schickte ihn dem Vater zu, der sehr übel damit zufrieden war, dass die Aufführung der Prinzessin dadurch so ruchtbar ward. Man sieht auch, dass Herzog Erich hernach gewünscht, sich nicht so übereilt zu haben, und dass er die Schuld gerne auf Mornay schieben wollen. Des gefangenen Grafen Mutter sowohl als mehrere deutsche Fürsten nahmen sich durch abgeschickte Gesandten doch seiner so an, dass K. Gustav, der seiner gerne los seyn wollte, ihn entliess, nachdem er vorher seiner und der Prinzessin Unschuld eidlich bestätigt hatte. Die nachherigen traurigen Schicksale dieser leichtsinnigen Prinzessin sind bekannt. 2) Zwey Briefe König Johanns III an seine Schwester, die Gräfin von Ostfriesland, Catharina, woraus man sieht, dass ihr Gemal, Graf Edzard, beym Kaiser die Würde eines deutschen Reichsadmirals suchte, wovon ihn doch dieser sein Schwager abräth, indem er so wenig als Polen es gerne sehen könnte, wenn das deutsche Reich sich eine Schiffsflotte in der Ostsee zulegte. Sollte aber das deutsche Reich einen Reichsadmiral verordnen wollen, wie er doch nicht glaubte; so wollte er es ihm lieber als irgend einem andern gönnen. Wobey er ihm zu Gemüthe führt, dass der Pfalzgraf Georg Johann, der K. Gustav I. Prinzessin Anna geheirathet hatte, vom Kaiser Maximilian, bey dem er um eben diese Stelle angehalten hatte, keine angenehme Antwort erhalten hätte. 3) Briefe, welche Joh. Fegraeus, schwedischer Resident in Dänemark von Amtswegen an K. Gustav Adolph, den Senat, den Reichskanzler A. Oxenstjerna, an Salvius u. a. m. von 1629 bis 1631 geschrieben. Es sind ihrer in allen 61. und sie nehmen den grösten Theil dieses Bandes ein. Sie betreffen unter andern die Zwistigkeiten zwischen dem K. von Dänemark Christian IV und der Christina Munk, die er sich im ihrem 17 Jahr hatte zur linken Hand antrauen lassen, durch welche Fagraeus allerhand Nachrichten erhielte, die so gar einmal nach Schweden flüchten, und ihre Kostbarkeiten wenigstens dahin schicken wollte, welches doch Fegraeus abrieth. Ferner, die Lübeckischen Friedensunterhandlungen, wobey die Dänen nicht mit der Sprache gegen Fegraeus heraus wollten. König Gustav Adolph arbeitete vergeblich, die Herzoge von Mecklenburg und die Stadt Stralsund in diesen Frieden mit eingeschlossen zu sehen. S. 105. finden wir einen eigenhändigen Bericht König Gustav Adolphs an den Pfalzgrafen Joh. Casimir über das minder glückliche Treffen bey Stumm, im J. 1629. Aus mehrern folgenden Briefen erhellet, wie gross die Eifersucht in Dänemark, bey aller Verstellung, über das Glück der schwedischen Waffen in Deutschland gewesen; wie sehr sie immer besorgt gewesen, K. Gustav Adolph möchte in Deuschland festen Fuss behalten, daher sie auch gerne gesehen, wenn er mit dem Kaiser bloss gegen Stralsunds Restitution Friede machen wollen, daher sie auch einen Tractat zu Danzig vorschlugen, und sogar anfingen, sich zur See zu rüsten. Herzog Adolph von Mecklenburg gab sich alle Mühe, das gute Vernehmen zwischen Dänemark und Schweden zu erhalten, bekam aber von K. Christian bloss die Antwort: läst der König von Schweden mich unvexirt, so will ich ihn auch unvexirt lassen. Im Nov. 1630 liess K. Gustav Adolph durch Fegraeus um freyes und sicheres Geleit anhalten, falls er sich über Winter nach Schweden begeben wolle, das auch wirklich ausgefertiget ward. u. dergl. m. 4) Briefwechsel zwischen König Gustav Adolph, dem Reichskanzler und dem Senat, während des erstern Aufenthalt in Deutschland, worin der König dem Senat sehr scharf vorwirft, dass, anstatt ihn gehörig zu unterstützen, sie bloss mit leeren Entschuldigungen kämen. Man sieht daraus, dass der König eigentlich mit fünf Armeen agiren wollen, wovon die eine Brandenburg in Devotion erhalten und in Schlesien eindringen sollen. S. 285. rechnet der König seine aus allerhand Nationen zusammengebrachte Armee zu 96000 Mann. So sehr der König auch vom Senat die Eintreibung der schuldigen Steuern begehrte; so sehr suchte er doch auch, nach S. 288, alles zu vermeiden, was dem Landeseinwohner Beschwerde machen konnte. Die Oberaufsicht über das Kammer-

und Steuerwesen ward dem Pfalzgrafen aufgetragen. 5) Aus den Senatsprotocollen im J. 1633, den Pfalzgrafen Joh. Casimir betreffend. Man sieht daraus, dass der Senat voll Misstrauen gegen ihn war, auch nicht wollte, dass er sich an die Reichsstände wenden könnte. Aus einer Stelle des Protokolls erfährt man, dass sich nach des K. Tode kein Testament desselben gefunden. Man kam mit dem Pfalzgrafen doch endlich wegen eines Unterpfandes für den ihm gehörigen Brautschatz von 100,000 Rthlr. überein, und wurde ihm das Schloss Stegeborg mit mehrern, eingeräumt, welches die Königin Christina im J. 1651 ihm und seinen männlichen Erben erblich schenkte. 6) Auszug aus den Senatsprotokollen im Jul. 1664, bey Gelegenheit, da die Ritterschaft und der Adel verlangten, auf den Reichstag nicht übervotirt zu werden. Der Adel war sowohl in der Streitigkeit mit Herzog Joh. Adolph, wegen des von ihm erneuerten Anspruchs auf die Reichsmarschallswürde und Vormundschaft, als wegen der Wahl eines Reichsadmirals, anderer Meynung als die übrigen drey Stände gewesen. Die Regierung und der Senat hatten sie aber doch beredet, und die Furcht, von den andern drey Ständen übervotirt zu werden, hatte sie vermocht, lieber der Meynung der anderen Stände beyzutreten. Dies fiel dem Adel empfindlich, besonders da jetzt wieder ein solcher Fall bevorstand. Die Königin Christina hatte von der Regierung verlangt, bey ihrer vorhabenden Reise nach Schweden, freye Religionsübung für sich und ihre Bedienung zu haben. Die Regierung hielt dies für bedenklich und remittirte die Sache an den Ausschuss der Stände. Die Ritterschaft und der Adel im Ausschusse, beschloss, der Königin sollte erlaubt seyn, für ihre Person einen katholischen Priester mitzubringen, und bey verschlossenen Thüren katholischen Gottesdienst zu halten, doch sollte sie ihre katholische Bedienten von sich lassen, und lauter lutherische annehmen. Der Bürger- und Bauernstand trat dieser Meynung bey; dies gefiel der Regierung und dem Senat nicht, welche die Ankunft der Königin ungern sahen, und solche gerne verhindern wollten. Sie fasste also den Schluss, der Königin nicht zu erlauben, einen katholischen Prediger mitzubringen. Die Sache kam wieder an die Stände. Der Priesterstand, in dem schon vorher zwey Mitglieder förmlich gegen die Meynung des Adels protestirt hatten, vereinigte sich nun insgesammt dagegen; die Ritterschaft, welche vermuthen konnte, der Bürger- und Bauernstand würde es auch so machen, und die doch nicht gerne von dem Beschluss des Ausschusses abgehen wollte, begehrte daher eine Conferenz mit dem Senat, und gab darin zu erkennen, dass wenigstens, wenn die Ritterschaft mit dem Senat und dem Kriegsbefehl einig wären, sie die Meynung der übrigen 3 Stände balanciren müssten. Ja einer der Deputirten des Adels, Joh. Gyllenstjerna, berief sich sogar auf das, wie es vormals in Schweden gewesen, und dass man aus K. Gustav Adolphs Intention, Disposition und Handlungen sehen könnte, dass *vis imperii* beym Adel, und *imago* bey den andern Ständen sey. Der Senat erklärte, er käme *in fundamentis* mit dem Adel überein, und sähe es gerne, wenn solcher sich künftig an ihn anschlösse. Da man es aber doch der übrigen Stände wegen nicht wagte, jene von Gyllenstjerna gebrauchten Ausdrücke so unberührt hingehen zu lassen; so geschahen desfalls einige Erinnerungen, worüber Gyllenstjerna sich entschuldigte, dass das Wort *imago imperii non ex sensu grammatico, sed usu populari comparative et non privative* zu verstehen sey, womit auch der Staat, der, wenn nicht *quoad formalia* doch *quoad intentionem* mit dem Adel einerley Meynung zu seyn erklärte, zufrieden war. Nie hat sich wohl der so oft in Schweden herrschende aristokratische Geist deutlicher gezeigt als hier. Am Ende musste aber doch der Adel nachgeben, und dem Beschluss der übrigen Stände, um nicht übervotirt zu werden, beytreten.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Crusius: *Kleines Wörterbuch, oder Erklärung solcher Wörter, die von dem gemeinen Manne oft gar nicht oder ganz unrichtig verstanden werden.* Ein Beytrag zum Schulunterrichte, von *Aug. Ephraim Jeuchen*, Prediger zu Hohenauen bey Rathenow. 1798. 64 S. 8. (4 gr.) Der Vf. glaubt zwar mit andern aufgeklärten Predigern, dass die Hauptursache, warum die Kanzelvorträge nicht immer den erwünschten Nutzen stiften, darin bestehe, dass sie nicht populär genug sind, und Wörter und Redensarten enthalten, welche von den meisten Zuhörern nicht verstanden werden; zugleich dünkt ihm aber doch, dass nicht alle dergleichen Ausdrücke vermieden werden können, wenn der Vortrag nicht gar zu viel an Würde verlieren soll. Es scheint ihm daher eine wohl zu empfehlende Regel zu seyn; „Lass „dich in deinen Predigten zwar möglichst zu deinen Zuhörern „herab, allein suche sie auch allmälich zu dir hinaufzuziehen.“ Und damit schon die Schuljugend mit dergleichen Wörtern bekannt werde, schrieb der Vf. dies kleine Wörterbuch, welches Rec. zweckmässig findet, und es um so nützlicher hält, da die Erklärungen meistens durch praktische Beyspiele erläutert sind, und also zugleich zum moralischen Unterrichte dienen können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 9. April 1799.

PHILOLOGIE.

JENA, in der Cröker'schen Buchh.: Σχολια, hoc est, *carmina convivalia Graecorum*, metris suis restituta, et animadversionibus illustrata, praemissa *disquisitione de hoc genere carminis* edidit *Carol. Dav. Ilgen*, Philos. et LL. OO. Prof. in Acad. Jenensi. 1798. CCVIII. Disqu. 288 S. Comm. 8.

Die Tischlieder der Griechen zeigen die Dichtkunst dieser Nation von einer, obgleich weniger glänzenden, doch ebenfalls interessanten Seite: die grösten Dichter, Alcaeus, Sappho, Archilochus, Anakreon u. a. m. verfertigten dergleichen, und wir sehen an diesem Beyspiele, wie die Griechen auch gewöhnliche Vorfälle des Lebens durch Spiele der Einbildungskraft zu beleben, und durch Sprüche der Lebensweisheit lehrreich zu machen wusten. Aber diese kleinen Gedichte waren noch immer von den Kritikern sehr vernachlässigt worden; man hatte weder über ihre Entstehung und die Ursache ihrer Benennung σχολιὰ befriedigende Auskunft gegeben, noch die Versarten, in denen sie geschrieben sind, genau bestimmt, noch die mancherley Verdorbenheiten des Textes gehörig verbessert; *Brunk*, der sie *in seine* Analecten aufnahm, machte sich um sie nicht so verdient, als um die Tragiker und den Aristophanes. Diesem Bedürfnisse suchte Hr. Prof. *Ilgen* durch gegenwärtige Ausgabe abzuhelfen. Den trefflichen Jacobsischen Commentar zur Anthologie, der jetzt schon alle hier gesammelten Skolien, ausgenommen Nr. XXXIV, befasst, konnte der Herausg. erst, nachdem schon die Hälfte seiner Schrift abgedruckt war, gebrauchen; er hat indessen das, was ihm darin das Wichtigste schien, in den *Addendis* von S. 251 ff. ausgezogen.

Voran geht eine weitläuftige *Disquisitio de scoliorum poësi*. Nachdem der Vf. die verschiedenen Arten kleinerer griechischer Lieder und Gesänge aufgezählt und mit vieler Gelehrsamkeit erläutert hat, kommt er S. XLVIII auf den Ursprung der Tischlieder überhaupt. Dieser wird aus der Religion abgeleitet: denn die ältesten Griechen hielten selten andere als Opfermahlzeiten, während welcher Hymnen auf die Gottheit gesungen wurden, S. LIII. (Diese Ableitung scheint uns ungegründet zu seyn. Warum sollte der zur geselligen Mittheilung von Natur so geneigte Grieche, ausser den gottesdienstlichen, nicht auch andere Gastmähler geliebt haben? Bey Homer kommen dergleichen mehrmals vor, und die *libatio* bey ihnen deutet eben so wenig, als unser Beten bey Tisch, auf eine feyerliche Religionshandlung. Die Hymnen, die nicht nur bey Opfermahlzeiten, sondern auch sonst bey Tische gesungen wurden, sind zu verschiedenartig von den nachherigen Tischliedern, als dass diese aus jenen hätten entstehen können.) Auch sang man Gedichte auf berühmte Helden und Begebenheiten des Tages, Od. θ', 72 sqq. ά, 154. χ', 350. Die angesehensten Männer schlugen selbst die Cither dazu, wie Achill beym Homer Il. ι, 186. Nach und nach kamen, anstatt der Hymnen und Loblieder, Gedichte leichten und scherzhaften Inhalts auf, Hom. H. in Merc. 52 sqq. Pind. Ol. I, 24. Jedoch wurden die Hymnen auch nicht ganz vernachlässigt, (v. Plutarch. Symp. Qu. I, 1. p. 615. B.) noch weniger für unerlaubt gehalten, welches Potter (Griech. Archäol. v. Ramb. II. S. 704.) aus einer Stelle des Athenäus XV. p. 696. fälschlich schloss. Die Tischlieder überhaupt theilt der Herausg. in vier Classen, παιᾶνες, κῶμοι, παροίνια, ᾄσματα und σκολιά. Die Erfindung der Skolien wird in einem Fragment des Pindar bey Plutarch de Music. p. 1140. E. dem Terpander (Ol. 33.) beygelegt. Aus dem Contexte der angeführten Stelle des Plutarch aber und einer andern p. 1132. C. sieht man, dass dort nur von der fortgehenden Melodie, die Terpander den ältern Gesängen unterlegte, anstatt dass vorher nur eine recitativische Begleitung gebräuchlich war (daher ἀναβάλλεσθαι, welches S. LXXIX ff. sehr gut erklärt wird) die Rede sey. Ursprung der Benennung σκολιά. S. LXXXIV. Nachdem der Vf. die Vermuthungen anderer, sowohl älterer als neuerer Gelehrten, besonders *van Santen's* (in der Bibl. d. alt. Lit. u. K. V. H. p. 21. der den Namen von dem *pes* σκολιὸς oder *amphibrachys* herleitete) widerlegt, und gezeigt hat, dass der *rhythmus amphibrachicus* nicht vorzüglich für die Skolien gebraucht worden, dass diese überhaupt sich nicht durch den Rhythmus von andern lyrischen Gedichten unterschieden, und also ihren Namen nicht daher haben könnten, erklärt er die Meynung Dicäarch's beym Suidas, des Artemon bey Athen. XV. p. 694. und des Plutarch Sympos. Qu. I, 1. p. 615. B. welche er für die richtigste hält. Diesen zufolge wurde σκολιὸν ein Gedicht genannt, das weder von allen zusammen, noch nach der Reihe, sondern nur von den geschicktesten, ohne Rücksicht auf den Platz, den jeder einnahm, gesungen wurde. (In der Stelle des Athen. p. 694. καὶ κατὰ τόπον τινὰ, εἰ τύχοιεν, ὄντες, wo weder die alte Lesart, noch die von Hr. I. vorgeschlagene Verbesserung der Inter-

punction den erfoderlichen Sinn giebt, muſs es wohl heiſsen: καὶ κατὰ τὸν ὀπτινὰ ἂν τύχοιεν ὄντες.) Dieſes klärt der Vf. noch mehr dadurch auf, daſs er zeigt, von den Tiſchgenoſſen habe erſt einer ein kurzes Gedicht von der Art geſungen, welches dann ein zweyter, nicht gerade in der Reihe, ſondern wer ſich am geſchickteſten dazu fühlte, meiſtentheils in derſelben, zuweilen aber auch in einer andern Versart, dem Inhalte nach nachahmte. Dieſes ging ſo fort, und auf dieſe Art konnte daſſelbe Süjet drey- vier- bis fünfmal variirt werden. Die Hauptſtelle, woraus dieſes erhellt, iſt beym Ariſtophanes Veſp. 1220 ſqq. und Beyſpiele davon finden ſich auch in den übriggebliebenen Skolien. Von dem berühmten Gedichte auf den Harmodius (No. X. XI. XII.) wurden, nach des Vfs. Bemerkung, die in der gewöhnlichen Eintheilung erſte, dritte und vierte Strophe von drey verſchiedenen Perſonen nach einander, jede als eine Nachahmung der vorhergehenden geſungen. In dem Skol. παῖ Τελχινίου in den Anal. T. I. p. 157. XII. ſind die vier (richtiger: drey) letzten Verſe blos eine Variation der drey erſten. Eben ſo verhält es ſich mit dem Skol. in den Anal. I. p. 158. XIX. (Nr. XVII. XVIII.) Zur Erläuterung dienen auch noch die Wechſelgeſänge in den Idyllen des Theocrit und Virgil. Skolien hieſsen alſo dieſe Gedichte p. CLXXVI. ſq. *quia non recto ordine procedebat incepti cantus continuatio, ſed modo huc modo illuc trahebatur pro arbitrio canentium, et viam faciebat σκολιάν, id translatum eſt ad ipſum carmen, ut σκολιὸν dicerent, ſicut κυκλικὸν translate dicitur a motu canentium circulari, et choricarum cantionum partes, στροφὴ et ἀντιστροφὴ a verſione et reverſione ſaltantium nomen habent.* (Dieſe Erklärungsart iſt neu und ſinnreich, und in Anſehung der angeführten Skolien richtig; wir können aber damit nicht reimen, was der Vf. S. CLXI ſq. ſagt: *Ultimus primi orbis novum incipiebat argumentum, quod, ſicut antecedens, dextram verſus continuabatur.* Auch bleiben noch einige Schwierigkeiten unaufgelöſt. Denn *erſtlich* paſst jene Bemerkung nur auf *drey* Gedichte unter 23 (in dieſer Sammlung 50) und in Anſehung der übrigen müſſen wir unſere Zuflucht zu der Hypotheſe nehmen, welches der Vf. auch S. CLXXII. in Anſehung des Ariſtoteliſchen Skolions No. XXXI. thut, daſs die Gegenſtücke oder Variationen dazu verloren ſeyen. *Zweytens* — und dieſe Anmerkung trifft zugleich auch den Dicäarchus, Artemon und Plutarch — obgleich die Skolien nicht, ſo wie andere Tiſchlieder p. CLV nothwendig in der Reihe geſungen werden muſsten; ſo konnte doch dieſes geſchehen, wenn die Perſonen, welche ſich darauf verſtanden, nach einander ſaſsen; wenigſtens finden wir nicht, daſs dieſes gegen die Regel geweſen ſey. Dann hätten aber die Skolien ihren Namen nicht von einer weſentlichen Bedingung, ſondern von etwas zufälligem erhalten. *Endlich* iſt die Frage: wie konnte ein ſolcher ſchlangen- oder zickzackmäſsiger Gang des Geſanges σκολιὸς genannt werden? Dann müſsten Geſänge, die jeder nach der Reihe ſang, ὀρθοὶ genannt werden können, welches doch der Sprachgebrauch nicht zu geſtatten ſcheint.) Der übrige Theil dieſer Abhandlung betrifft die Claſſen der Skolien, deren der Vf. *neun* annimmt (dieſes gründet ſich zum Theil auf die Aufnahme mehrerer Gedichte unter die Skolien, als ſonſt gewöhnlich dazu gerechnet werden) S. CLXXVIII ff. und den Unterſchied der Skolien von einigen andern Tiſchliedern, namentlich den πυρρίχια ἄσματα, κῶμοι und den Päanen S. CLXXXIV. (Wir wünſchten, der Vf. hätte den eigenthümlichen Charakter der Skolien ſchärfer beſtimmt, damit man ſähe, inwiefern Gedichte, wie No. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 40. 41. 42. 43. 45—50. die nirgends als Skolien angeführt werden, zu denſelben gerechnet werden können. In *einem* Punkte kommen ſie zwar mit den Skolien überein, indem ſie meiſtens moraliſche Vorſchriften, Regeln der Lebensweisheit enthalten; allein dergleichen finden ſich auch häufig in gröſsern Gedichten, und jene, hier als Skolien aufgeſtellten Gedichte, können auch bloſse Bruchſtücke aus gröſsern Gedichten ſeyn, wie es bey einigen wirklich oder höchſtwahrſcheinlich der Fall iſt. So iſt No. 33. (Jac. I. p. 42. X.) nach Ariſtot. Rhetor. III, 17. der Anfang eines gröſsern jambiſchen Gedichts; ſo auch nach demſelben ibid. nr. 38. (Jac. p. 43. XVI.) ein Fragment, wie wahrſcheinlich auch nr. 36. 37. N. 40. (Jac. p. 57. II.) iſt. So wie No. 43. (Jac. p. 60. XIII.) aus den Threnis des Simonides S. Stob. Tit. 93. No. 47. (Jac. p. 85. XIII.) iſt nach Athen. XI. p. 500. ein Fragment aus einem Gedichte, worin Bacchylides die Dioſcuren zu ſich einlud, welches Hr. *Ilgen* S. 245. ſelbſt anzeigt; und dennoch iſt in dem Gedichte keine Spur von einer Einladung der Dioſcuren. So ſind wahrſcheinlich die meiſten Lieder von No. 32. an blos Fragmente; wenigſtens iſt kein Grund dawider vorhanden; unter einem Skolion verſteht man doch aber wohl ein, in ſich ſelbſt vollendetes Lied.)

Die Versarten dieſer Gedichte, welche Brunk oder andere noch nicht oder irrig beſtimmt hatten, ſind groſsentheils ſchon von *Herrmann* in dem Werke *de metris* auf eben die Weiſe, als ſie hier wiederholt ſind, angegeben worden. Zuweilen weicht indeſſen Hr. I. von *Herrm.* ab, wie Skol. VIII. (Es iſt, wie Jacobs angemerkt hat, das Alcäiſche Versmaaſs, worin im erſten Verſe hinter ἐν πόᾳ ein Wort von drey Sylben verloren iſt) IX. XV. XVI. (wo Herrm. Abtheilung ohne Zweifel zu gewaltſam war) XXIV. (wo *Ilgen's* Abtheilung die ſchlechtere Lesart οἷον πατέρων ἦσαν ſtatt οἷον πατέρων ἐκύρησαν nöthig macht) XLI. No. XXXII. iſt das Metrum ſchon von Heinſius Lect. Theocr. c. VIII. p. 323. u. Valkenaer Diatrib. p. 253. B. auf dieſelbe Weiſe berichtigt worden, ſo wie No. XIV. von Muretus z. Tibull II, 2. Eigene Veränderungen ſind No. XVII. XVIII. XX. XXIII. XXVIII. XXXIII. XXXIX. XL. XLII. vorgenommen worden. Ganz neu iſt auch die Vertheilung des Skolions VII. bey Brunk, in vier Skol. (X. XI. XII. XIII.), des Sk. XII. in zwey (XV. XVI.) u. des

des Skol. XIX. in zwey (XVII. XVIII.) zufolge der in der Disqu. p. CLXI. CLXVI. gemachten Bemerkung, deren richtige Anwendung auf diese Gedichte, besonders XV. XVI. XVII. XVIII. wohl keinem Zweifel unterworfen ist. Nur hätten wir gewünscht, dafs, da in ihnen, als Wechselgesängen, sich doch beide Theile auf einander beziehen, der Herausg. sie zusammen gestellt, und die Abwechselung der Personen etwa durch ein α. β. bezeichnet hätte. Auch glauben wir noch immer, dafs N. XIII. (nach der gewöhnlichen Abtheilung die zweyte Strophe in dem Sk. auf Harmodius) zu den drey vorhergehenden gehört, und nicht ein besonderes, und in seiner Art einziges Skolion ist. Dieses erhellt auch aus dem Schol. Aristoph. Acharn. 980. (worauf sich Hn. *I.* Abtheilung gründet) welcher von demselben sagt: ᾖδον δὲ αὐτὸ εἰς Ἁρμόδιον καὶ Ἀριστογείτονα. Wie konnte der Scholiast dieses sagen, wenn No. XIII, dessen ersten Vers er anführt, ein besonderes Gedicht für sich ausmachte, in dem kein Wort vom Aristogiton vorkömmt? Dafs es gewöhnlich nur Ἁρμοδίου μέλος genannt wird, mufs man auch nicht so genau nehmen; denn so nennt Antiphanes beym Athenäus XI. p. 503. das Skol. XV. XVI. τὸν Τελαμῶνα, ob es gleich an den Ajax, und nicht an den Telamon gerichtet ist. Da die vier Strophen von verschiedenen Personen gesungen wurden, und jede also gewissermafsen ein Ganzes für sich ausmachte; so haben vielleicht Aristophanes Acharn. 1093. und sein Scholiast zu V. 980. diese Strophe als diejenige, wodurch das ganze Gedicht am besten bezeichnet wurde, ausgehoben.

In Ansehung der Wortkritik und Interpretation hält diese Schrift wohl schwerlich eine Vergleichung mit Hn. *Jacobs* Comm. aus. Hr. *I.* hat das seltene *Glück* in seinen kritischen Vermuthungen *oft* mit seinen Vorgängern zusammen zu treffen, ohne dafs er die Conjecturen dieser gekannt zu haben scheint. So schlug schon *Abresch* im Sc. XXXVII. v. 5. βίου χρήμη vor, welches Valken. Adoniaz. p. 247. widerlegte: ὑγρὸν statt λυγρὸν Skol. XXXVIII. ist eine Vermuthung von *Valkenaer* ad Eur. Phoen. 1448. welches Herrmann aufsicht. Sool. XLI. πρὸ γόων statt προγόνων Hr. *Eichstädt* in A. L. Z. 1797. n. 37. Skol. XLV. ἀνὴρ ὀκτετραπήχεα statt des unverständlichen ἀόνι δ. hat auch Hr. *Jacobs* Comm. p. 280. Viele Verbesserungen, welche das Metrum nöthig machte, hat Hr. *I.* mit *Herrmann* gemein, ohne dafs dieser jedoch genannt wird. Zwar sind die ähnlichen Conjecturen früherer Kritiker, meistens in den Addendis aus *Jacobs Commentar* angezeigt worden; allein eben diese Nachträge würden eine Unachtsamkeit verrathen, wenn man sie nicht durch den Mangel der nöthigen literarischen Hülfsmittel entschuldigen könnte. — Unter Hn. *I.* eigenen Conjecturen, zeichnen wir besonders Skol. XLII. ἐν δέ μιν θανάτου χῶρον ἀγνὸν ἀμφέπειν statt ἐν δὲ μιν θοὸν χ. ἀ. δ. als eine sehr glückliche Verbesserung aus. Denselben Sinn suchte auch Hr. *I.* durch die Lesart ἐν θ. δ. μιν φαεννότατα χ. hineinzubringen; allein φαεννότης gründet sich nur auf die Autorität des Suidas, und weicht von der alten Lesart weiter ab, als θεατόν. — Sk. XXXVI, 5. liefet Hr. *Ilgen* μηδὲ νικηθεὶς ἐν οἴκῳ κατατρυχὰν ὀδύρεο statt ἐν οἴκῳ; sehr sinnreich und vielleicht richtig; aber ἐν οἴκῳ pafst auch recht gut, da der Unglückliche und Betrübte die Menschen flieht, und in seiner Wohnung dem Schmerze nachhängt. Nothwendiger scheint die Verbesserung πρός σ' ἐνέπῃ statt προσενέπῃ im Skolion des Solon No. XXXIX. — In Ansehung anderer Vermuthungen sind wir mit dem Herausg. nicht so einverstanden. Skol. II. scheint die Veränderung der Lesart: Πλούτου μητέρ' Ὀλυμπίαν ἐσίδειν in Π. μήτερ, Ὀλυμπίᾳ σ' ἀείδειν grundlos. Solche schnell eintretende Apostrophen, wie hier im dritten Verse, σέ τε, καὶ Διός sind bey griechischen und lateinischen Dichtern sehr häufig. Skol. IX. liefet Hr. *I.*: εὐθὺν τὸν ἕταρον ἴμεν statt εὐθὲα χρὴ τὸν ἑταῖρον ἔμεν. Aber in dem Falle setzt der Grieche εὐθεῖαν ἦμερ sc. ὁδόν. Auch würde der Dichter bey dieser Lesart zu schnell aus der Metapher fallen, da gleich darauf folgt: καὶ μὴ σολιὰ φρονεῖν; denn obgleich beym Homer Il. μ, 124. steht τῷ δ' ἰθὺς φρονέων ἵππους ἔχε so liegt doch in dem φρονεῖν keinesweges die Bedeutung von ἰέναι, welches vielmehr dabey verstanden werden mufs, so wie wir sagen: *wo denkst du hin*, nämlich *zu gehen*. — Skol. XXVI. sind Hn. *I.* Erinnerungen gegen die Lesart μέγα δόρυ ohne Grund; der Sinn, den der Herausg. dieser Lesart unterlegt, *hastam esse suas divitias quia* magna sit, liegt nicht darin, und μέγα ist ein sogenanntes *epith. ornans* zu δόρυ, wie im folg. V. καλὸν zu λαισήϊον. — Ebend. V. 8. wo Herrm. πάντες ἐς γένυ πεπτηότες ἐμοὶ κυνέουσι, liefet Hr. *I.* πάντες γὰρ πεπτηότες ἐμ' ὧν κυνέουσι δέσποταν, nicht übel; nur ist das ἐμ' ὧν zu umständlich und schleppend, da die Auslassung des Pronomen keine Zweydeutigkeit verursachen kann. Skol. XXXI, 8. nimmt Hr. *I.* die alte Lesart: τοῖον ἐπὶ φρένα βάλλεις καρπὸν ἐς ἀθάνατον, in Schutz, nur dafs er anstatt des letzten καρπὸν σεῖ ἀθάνατον liefet, und erklärt dieses so: *talem animo objicis fructum tuum immortalem, ut magis eo homo capiatur, quam auro, parentibus et vita delicatula.* Hier ist das eingeflickte σεῖο auch matt, und wir vermissen einen Beleg, für den Ausdruck ἐπὶ φρένα βάλλειν, *animo objicere*, dem Gemüthe etwas, nach dem es streben müsse, vorhalten oder vorstellen. Dieses würde eher προβάλλειν, προτιθέναι φρενὶ heifsen können; jenes aber bedeutet unseres Wissens nur: dem Gemüthe, Geiste einflössen oder eingeben, wie einen Gedanken, eine Leidenschaft, μένος, κῆρος, χάρμην, σθένος ἐμβάλλειν. Auch lassen sich, da die Tugend hier personificirt ist, wohl schwerlich von ihr als Person Früchte denken, welche nur zu ihr, als einem *abstracto* passen, und da wir doch einmal, nach Hn. *I.* Erinnerung, uns unter καρπὸν nicht Vortheile, sondern die der Tugend gemäfsen Thaten denken müssen; so nimmt sich der Ausdruck sonderbar aus: die Tugend halte den Menschen die aus ihr erst entspringenden Thaten, als Triebfedern dergleichen zu unternehmen

vor. Zur Vollständigkeit des Sinnes ist wohl ἔρωτα, welches ein Ungenannter bey Hurd zwischen Φρέν' und βάλλεις einzuschieben vorschlug, unentbehrlich; der Zusatz im folg. V. aber καρτὸν Φέρεις τ' ἀϑ. befriedigt uns eben so wenig, als Hn. *I.* καρτὸν Φέρειν Früchte, d. h. Vortheile verschaffen. Es ist, ausserdem dass es, wie Hr. *I.* bemerkt, dem Sprachgebrauche zuwider läuft, gegen das vorhergehende ἔρωτα ἐπὶ Φρ. β. zu heterogen, als dass es gleich darauf folgen könnte. Wir vermutheten: τεῖον ἐπὶ Φρέν' ἔρωτα βάλλεις, Καρπόν γ' ἀϑάνατον, so dass der ἔρως, die Liebe zur Tugend, καρπὸς Φρενὸς, eine Frucht, Blüthe der Gesinnung genannt würde, womit sich Pind. Pyth. II, 135. Nem. X, 21. und καρπὸς γλωττης Aesch. Eum. 829. vergleichen liesse. V. 11. ist doch wohl μαλακαυχητοῖο dem μελαναυγητοῖο vorzuziehn, (welches Hr. *I.* vertheidigt, und es von αὐγάω sehen, ableitet, so dass es eig. einen, der sanft, weichlich, matt sieht, bedeutete und nachher, so wie χλωρὸν δέος, die blasmachende Furcht, den Schlaf, der die Augen matt macht, bezeichnete; ein etwas zu weit hergeholtes Beywort des Schlafs, das auch ohnedem nicht recht passend ist, um die Süfsigkeit des Schlafs in Vergleichung desselben mit dem Reitze und Lohne der Tugend auszudrücken) μαλακαύχητος von αὐχέω heisst, *qui mollitiem, suavitatem suam jactat.* Αὐχεῖν drückt, so wie κυδιᾶν heym Homer, Selbstgefälligkeit, Zufriedenheit mit seinem Zustande aus, und μαλακαυχητὸς wäre nur ein stärkerer Ausdruck statt μαλακὸς ὕπνος. Uebrigens ist Hn. *I.* Vermuthung μαλακαίτητον sehr sinnreich. V. 17. Ob der Dichter bey dem Ausdrucke ἀελίου χήρωσιν αὐγὰς das gedacht hat, was Hr. *I.* vermuthet, *sic declaratur desiderium, quod Sol sentiat, quum Hervias non amplius in conspectum eius veniat*, ist wohl sehr zu bezweifeln: Hr. *I.* schreibt indessen eben deswegen Ἀελίου mit grofsen A., χηρόω ist weiter nichts als *relinquo* wie ἐρημόω Eur. Androm. 983. So auch κενόω. V. 21. ist Hn. *I.* die Wiederholung des Worts αὔξουσαι, welches schon v. 19. da war, mit Recht anstöfsig. Er hält es also für ein Flickwort, bezieht Διὸς ξενίου σέβας, wie γέρας im folg. V. auf den Hermias, μιν v. 19, als Appositionen, und erklärt es durch *cultorem Jovis hospitalis.* Dieses ist aber ganz gegen den Sprachgebrauch. Als *abstractum pro concreto* kann Διὸς σέβας nichts anders seyn, als Ζεὺς σεβασὸς, so wie μητρὸς σέβας *mater veneranda* Aesch. Prom. 1099. und auf die Erläuterung dieser Redefigur beziehen sich auch nur die von Hn. *I.* citirten Stellen. Wir vermuthen: Διὸς ξενίου σέβας ἄζουσαι, *reverentes Jovis hospitalis maiestatem.* Die Musen werden ihn besingen, wegen seiner gastfreundlichen Gesinnung, also aus Ehrfurcht gegen diese und ihren Handhaber Jupiter. ἄζω in der activen Form kommt vor Soph. Oed. Col. 134. νὺξ ἄζουσα. Gebräuchlicher ist das Medium. Die Ungewöhnlichkeit dieser Form und die Aehnlichkeit mit dem vorhergehenden αὔξουσι mag die Abschreiber zu diesem Fehler verleitet haben. — Skol. XXXVI. 2. setzt Hr. *I.* anstatt des unverständlichen ἐνάδευ im Stobaeus ἔναγε, und erklärt dieses durch *accingere ad bellum*, mit Verweisung auf eine Stelle des Polybius Exc. Leg. I. p. 523. T. II. Ern. οἱ δὲ ἐνῆγον τὰ τοῦ πολέμου, καὶ τάς τε δυνάμεις ἠθροίζον καὶ καθώπλιζον. Aber dieses heisst *urgere, festinare bellum*, den Krieg betreiben, so wie ἐνάγειν τὴν ἔξοδον beym Thuc. II, 21. den Ausfall betreiben, und wir sehen nicht, wie dieses, besonders ohne Accusativ hier passt. Skol. XXXVII. ist die Versetzung πάντα τοῖς τίϑει θεοῖσι statt τοῖς θεοῖς τίϑει τὰ πάντα wohl zu hart und ungewöhnlich. Skol. XLIV. möchten wir doch eine Lesart, die alle Foderungen befriedigt, ὤφελες γ' ὦ τυφλὲ πλάτε der von Hn. *I.* in den Text aufgenommenen, die eine seltene Construction enthält, ὤφελέν σ' ὦ. τ. Π. blos dieser Seltenheit wegen, nicht aufopfern; denn Hn. *I.* Urtheil über jene Lesart von Brunk, *quod non placet*, ist noch kein Grund, sie zu verwerfen. Skol. XLVI. werden die Worte γλυκεῖ' ἀνάγκα κυλίκων sehr passend mit Hor. Od. III, 21, 12. *Te lene tormentum ingenio admoves* verglichen. Hr. *I.* verbindet ἀνάγκα ϑάλπῃσι ϑυμὸν Κύπριδος, welches ihm für Κύπριδι und dieses für ἔρωτι steht. Uns ist kein Beyspiel bekannt, wo bey den Worten ϑάλπεσϑαι, καίεσϑαι u. s. die Ursache dieser Empfindungen durch den Genitiv ausgedrückt würde; vielmehr steht diese immer im Dativ, ϑάλπεσϑαι ἔρωτι, οἴνῳ; der Genitiv bezeichnet den Gegenstand des Affects, und kann durch die Ellipse ἔρωτι erklärt werden. Uebrigens wird gegen die Brunkische Lesart, γλυκεῖ' ἀνάγκα σευομένα κυλίκων ϑάλπῃσι ϑυμὸν Κύπριδος ἐλπὶς δ' αἰϑύσσει Φρ. mit Recht erinnert, dass das folgende ἀνδράσι δ' ὑψοτάτω κέμπει μερίμνας sich nicht auf ἐλπὶς Κύπριδος beziehen könne, und es auf den entferntern Nominativ ἀνάγκη zu beziehen, hart seyn würde. Auch Hn. Jacobs Vermuthung: ϑάλπῃσι ϑυμὸν Κύπριδος ἐλπίδι· αἰϑύσσει δὲ Φρένας χαρᾷ μιγνυμ: ist uns nicht wahrscheinlich. Nach Vergleichung der Horazischen Stellen Od. III, 21, 17. *Tu spem reducis mentibus anxiis* IV, 12, 19. *cadus — Spes donare novas largus*, wäre zu vermuthen, dass hier die Hoffnung im allgemeinen verstanden werden müsse, und Κύπριδος blos ein Einschiebsel eines Lesers wäre, der das oft erwähnte *consortium Bacchi et Veneris* hier auch suchte; dann wäre der Vers ϑάλπῃσι ϑυμὸν dem sechsten Verse κέμπει μερίμνας völlig gleich.

* * *

Leipzig, b. Meifsner: *Launige Skizzen.* Von W. H. *Heydenreich.* 2ter Th. Auch unter dem besondern Titel: *Drollige Abentheuer aus der wirklichen Welt.* 1798. 317 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 39a.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. April 1799.

PHYSIK.

HALLE, b. Gebauer: *Versuch einer Theorie der elektrischen Erscheinungen*, von *Ludwig Achim von Arnim*. Mit 1 Kupf. 1799. 146 S. 8. (10 gr.).

Hr. *v. A.* versucht in dieser Schrift die Grundzüge einer neuen Theorie der elektrischen Erscheinungen, den Fortschritten der Naturwissenschaft angemessen, darzulegen. Um die Möglichkeit der elektrischen und magnetischen Erscheinungen, der Wahlanziehung und Cohärenz, — kurz, aller Verschiedenheiten und Veränderungen der Materie zu erklären, scheint ihm nöthig, die Materie selbst als verschieden zu denken. Ein Werk aber, das diese Verschiedenheiten aus Einem Princip ableitet, sey noch nicht geschrieben. Zwar stelle *Kant* die allgemeine Kraftlehre der Materie in seiner Dynamik, nach ihrem ganzen Umfange auf, allein die besondere, gleichsam die *angewandte Kraftlehre*, scheine man bis jetzt ganz übersehen zu haben. Und doch beantworte sie die wichtige Frage: wie jene Urkräfte: — die *Repulsiv-* und *Attractivkraft* — gedacht werden müssen, um die mannichfaltigen Erscheinungen der Natur hervorzubringen? — Wir erhalten also hier eine Theorie der Elektricität ganz nach dem *dynamischen* System, im Gegensatz des *atomistischen* in der Naturlehre. *Franklin* nahm bey Erklärung der elektrischen Erscheinungen Eine, und *Symmer* zwey besondere Materien an, unser Vf. aber nimmt gar keine Materie, sondern blos die beiden Kräfte — Repulsiv- und Attractivkraft — an, durch welche erst Materie constituirt wird. Dem gemäss hält er auch die elektrischen Phänomene nicht für chemische Processe, durch welche Veränderungen in der Qualität der Materie gemacht werden müssen, sondern wo diese eintreten, sind sie nur zufallig. Die Art, wie der Vf. sein neues Werk ausführt, kann man ungefähr aus der folgenden gedrängten Uebersicht erkennen. — *Elektrisirt* heisst nach dem Vf., ein Körper, der im Verhältniss seiner attractiven Kraft zu der attractiven eines andern entweder mehr oder weniger freye repulsive Kraft als jener, gebunden hat. *Positiv elektrisirt* ist ein Körper, der in eine Lage gekommen ist, dass er im Verhältniss seiner attractiven Kraft zu der attractiven Kraft eines andern mehr repulsive Kraft als jener gebunden hat und gebunden erhalten kann. Vollkommen wäre jene Lage zu nennen, wenn die den Körper umgebende materielle Substanz gar keine Anziehung auf die freye Repulsivkraft äusserte; da dies aber dem Begriffe der Materie widerspricht, so müssen wir uns begnügen, dass die Materie verschieden, dass wir den zu elektrisirenden Körper mit Materien umgeben können, deren Anziehung für freye Repulsivkraft geringer als die Anziehung des Umgebenen ist. Einen Körper in jener Lage nennt der Vf. *isolirt*. *Negativ elektrisch* kann ein Körper nur im Gegensatz eines positiv elektrischen seyn; er hat im Verhältniss seiner anziehenden Kraft zu der eines andern weniger repulsive Kraft als jener, gebunden; *Leiter* sind alle die Körper, welche der Anziehung kein Hinderniss in den Weg legen, also selbst keine grösere Anziehung, aber ohne Unterbrechung, Anziehung haben. *Nichtleiter* hingegen sind alle die, welche grösere oder ungleichförmige Anziehung haben. *Isoliren* ist die Sache der Nichtleiter; *verbinden* die Sache der *Leiter*. Durch diese *nöthigen Erklärungen* glaubt nun der Vf. alles so eingeleitet zu haben, dass er sogleich aus der Kantischen allgemeinen Kraftlehre, als der schon angenommenen und eingeführten Gesetzgebung, die Provincialgesetze, so wie die Elektricität ihrer bedarf, ableiten könne. *Erstes Gesetz: Negativ elektrisirte Körper ziehen positiv elektrisirte* an. Die bisherige Behauptung der Physiker, dass die Anziehung zwischen ungleichnahmigen Elektricitäten *gegenseitig* sey — widerspricht also jenem Gesetze, und sie soll auch mit dem Franklinischen System unvereinbar seyn, weil Abwesenheit von Materie, — wie der negative Zustand Franklins ist, — keiner Anziehung fähig seyn könne. — Dies scheint freylich so, allein der Rec. muss hier bemerken, dass, sobald man die Franklinischen elektrischen Atmosphären mit in Betracht zieht, doch gegen diese Vorstellungsart nichts Entscheidendes zu sagen sey. Nach unsers Vfs. Vorstellung ist freylich jenes erste Gesetz, so paradox es an sich scheint, ohne alle Schwierigkeit; denn wenn der Körper, der (nach der bisherigen Lichtenbergischen Sprache) + E hat, *mehr repulsive* Kraft bey seiner attractiven gebunden haben soll, als ein anderer, der — E hat, und dieser andere deshalb negativ elektrisch genannt wird, weil er bey seiner Attractivkraft *weniger repulsive Kraft* als jener, gebunden haben soll, so wird sogleich der + E habende auf den — E habenden *losgehen;* aber man wird dieses nicht füglich ein *Anziehen* von Seiten des — E habenden nennen können, sondern mehr ein *Aufnehmen*, *Empfangen*, oder wie man es sonst nennen möchte. Uebrigens gründet sich diese Erklärungsart doch auch auf die ganz willkürlichen Begriffe von positiv- und negativ-elektrisch seyn. Auch scheint uns noch über den Worten des

Vfs. die S. 10. seinen Erklärungen vorausgehen: „*die Körper haben folglich nicht nur eine verschiedene Anziehung gegen einander, sondern jeder kann auch nur eine verschiedene Menge freyer repulsiver Kraft binden* — einige Dunkelheit zu schweben. Denn es kann ein Körper die Repulsivkraft wohl nur in sofern binden, als er neben derselben zugleich mit Attractivkraft versehen ist, die jene repulsive einschränkt. — Ist also bey einem Körper, z. B. die Attractivkraft + 100 und die Repulsivkraft — 60; bey einem andern die Attractivkraft + 80 und seine Repulsivkraft — 90, so hat der erste im Grunde weiter nichts, als eine reine Attractivkraft von + 100 — 60 = + 40, und der andere eine reine Repulsivkraft von + 80 — 90 = — 10, also wird dem erstern Körper in Beziehung auf den letztern, eine reine Attractivkraft von + 40 — 10 = + 30 übrig bleiben, womit er den andern *anziehen* kann, indem nun alle Repulsivkräfte als aufgehoben zu betrachten sind. Bliebe aber im Gegentheil für das Endresultat eine negative Gröfse übrig, z. B. der andere Körper hätte am Ende — 30; so würde sich dieser mit einer solchen Kraft auf den erstern stürzen müssen; beide Erscheinungen wären sonach ganz einerley und man würde, vielleicht unvermerkt, wieder auf die Franklinische Vorstellungsart geleitet; — es wird also nöthig seyn, dafs sich der Vf. über den Ausdruck: „*freye Repulsivkraft binden*" näher erkläre, und es deutlich mache, wie durch ein Uebermaafs von Repulsivkraft, das ein positivelektrisirter Körper haben soll, es denkbar wird, dafs ihn deshalb der negativ-elektrisirte anziehen müsse, indem es noch die Frage ist, ob die Deutung, die *wir* oben seinen Worten gegeben haben, auch die seinige sey. *Zweytes Gesetz: Die Anziehung des negativ-elektrischen Körpers auf den positiv-elektrischen ist eine unmittelbare Wirkung auf ihn durch den leeren Raum; sie vermehrt sich im umgekehrten Verhältnisse der Quadrate der Entfernungen. Drittes Gesetz: Jede Veränderung der Lage eines Körpers ist eine Veränderung in der Menge seiner specifisch gebundenen positiven Kraft, sie ist folglich mit gröfsern oder geringern elektrischen Erscheinungen verbunden.* Es leitet nun der Vf. die merkwürdigsten elektrischen Erscheinungen aus den dargelegten Gesetzen in sofern ab, dafs er annimmt, alle solche Erscheinungen beruhen entweder auf *Anziehung* oder auf *Uebergang* der positiven Kraft, wo der letzte aufs neue in den *freyen* und in den *aufgehaltenen* Uebergang einzutheilen sey. Die sonstige Meynung, dafs der luftleere Raum ein guter Leiter sey, läfst der Vf. nicht gelten, sondern glaubt, dafs es blofs die in einem solchen Raum sich bildenden Dämpfe wären, welche die Leitung bewirkten. Bey Untersuchung der Wirkungsart der Kleistischen Flasche betrachtet er die Körper als absolut negativ. Es ist Bedingung zur Ladung einer solchen Flasche, dafs die vielfach verstärkte Anziehung gegen die geladene Fläche die Anziehung zu der eignen natürlichen gebundenen Elektricität übertreffe. Ist die Flasche isolirt, so hört der Process auf; denn keine von beiden Flächen zieht mehr Elektricität an; ist sie aber mit andern Leitern verbunden, so entfernt sich diese positive Kraft wegen der stärkern Anziehung der andern Körper, die der elektrisirten Fläche nicht so nahe liegen; die äufsere Fläche bindet jene und nun zieht die innere so lange immer neue Elektricität an, bis die äufsere nicht mehr bindet; — doch bindet sie nicht so lange, bis die Anziehung der äufsern Fläche Null wird, sondern sie hört schon dann auf, wenn die Anziehung der Luft und anderer Körper, die sie umgeben, ihre Anziehung übertrifft. Der Rückstand in der Flasche nach ihrer Entladung ist nach dem Vf. bey gleicher Belegung die Hälfte der Kraft, welche die innere Fläche ohne Anziehung der äufsern, durch freyen Uebergang erhalten würde. Die eine Hälfte davon erhält die äufsere Fläche, die andere Hälfte bleibt zurück, wird wiederum angezogen und macht das Uebergehende einer neuen Entladung. Dies alles gilt, mit Umsetzung der anziehenden und angezogenen Fläche etc. auch von der negativen Ladung. Uebrigens setzt Hr. v. *A.* wo er von Metallbelegungen und deren Anziehung spricht, nirgends voraus, dafs die Elektricität *in ihnen* ihren Sitz habe, sondern er nimmt vielmehr an, dafs das Glas beide Eigenschaften, die er den Nichtleitern beylegt, vereinige; dafs es die Elektricität stärker anziehe als Metall, dafs aber, wegen des verschiedenen Erkaltens seiner Masse, die elektrische Kraft über seine ganze Oberfläche, nur durch eine vollkommene Belegung derselben mit einem Leiter, verbreitet werden könne. Das ganze Kunststück der Erfindung einer Elektrisirmaschine bestehe darinne, einen Körper abwechselnd in zwey Lagen zu versetzen; in eine, wo er viel Elektricität anziehen oder verlieren kann; und in noch eine, wo diese ihm von einem andern Körper entrissen und gesammelt wird. Bey den gewöhnlichen Maschinen ist *Glas* dieser Körper, den man durch Umdrehung in diese beiden Lagen versetzt. Das Reibzeug ist als Leiter dazu geschickt, durch den Glaskörper eines Theils seiner Elektricität beraubt zu werden. Diese verläfst es hernach schnell und geht in die das Glas umgebende Luft über, deren Elektricität das Glas jetzt anzieht, die ihm aber wegen ihrer ungleichen Anziehung nicht mitgetheilt wird; aber demungeachtet ist seine Anziehung gegen die schon gebundene Elektricität so geschwächt, dafs die Metallspitzen des Conductors sie ihm entreifsen. *Reibung* ist hier gar nicht wirksam, im Gegentheil erhitzt sie das Glas und macht es leitend, sie darf aber wegen der Berührung des Kissens mit dem Glase, wodurch es anziehend gemacht wird, nicht vermieden werden. Es folgt nun eine kleine Digression über Cohärenz, Anziehung, Krystallisation und Wärme, wovon wir hier so wenig, wie über die Zusammenstellung der vorgetragenen Theorie mit der Franklinischen und Dualistischen, aus Mangel des Raums, einen Auszug geben können. Eben so müssen wir uns auch blofs mit der Anzeige begnügen, dafs in ein paar Beylagen einige *neue Elektrometer* beschrieben werden, und

das

das Charakteriſtiſche von Schall, Ton und Klang als Erläuterung zu dem, was S. 81. von Elaſticität und Compreſſibilität vorkommt, hier auseinandergeſetzt wird. Es ſteht nun zu erwarten, was die Phyſiker zu dieſer neuen Anſicht der Dinge ſagen werden. Der Rec. ſieht vor der Hand daria noch keine *Erklärung* der Phänomene, in dem Sinne, wie man in der Naturlehre es nimmt, ſondern bloſs eine allgemeine conſequente Bezeichnungsart, wie ſie in anderer Rückſicht der ſelige Lichtenberg durch ſein + E und — E auch ſchon aufgeſtellt hat.

NÜRNBERG, b. Monath u. Kuſsler: *Johann Conrad Gütle kleine Elektricitätslehre* oder *Beſchreibung einiger kleinen Elektrifirmaſchinen und Apparate*, zum Gebrauch für Schulen und Hauslehrer und zur Erklarung der Lehre der künſtlichen und Luftelektricität eingerichtet. *Aus dem 2ten Theil der magiſchen Beluſtigungen beſonders abgedruckt.* Mit 4 Kupfertaf. 1798. 15 Bogen. 8. (21 gr.)

Da dieſe Schrift einen Theil eines gröſsern Werkes ausmacht, ſo wird es genug ſeyn, hier nur ein paar Worte davon zu ſagen. Hr. G. hat ſich ſeit einiger Zeit als einen ſehr fleiſsigen Schriftſteller gezeigt; eben ſo fleiſsig ſcheint er in Verfertigung phyſikaliſcher und mathematiſche Inſtrumente zu ſeyn. Wir haben von den letzten zwar nichts geſehen, indeſſen wollen wir ihm, der Beſchreibung zufolge, gern den Ruhm eines geſchickten Künſtlers zugeſtehen. Gegen ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten aber haben wir viel einzuwenden. Wenigſtens herrſcht in dieſer Schrift durchgehends dieſelbe Weitſchweifigkeit, und derſelbe Mangel an Präciſion, den man ſchon auf den Titel wahrnimmt. Hierzu kommt noch der Mangel einer guten Ordnung. Die Beſchreibungen des Apparats, die Verſuche, die Sätze, die dadurch bewieſen werden ſollen, und die Erklärungen, das alles iſt ſo unter einander gemiſcht, daſs es unmöglich iſt, daraus eine richtige Ueberſicht der elektriſchen Erſcheinungen und ihrer Geſetze zu erlangen. Auf 15 Bogen hätte ſich etwas viel vollſtändigeres und richtigeres über dieſen Gegenſtand ſagen laſſen. Denn auch die Erklärungen ſind gröſstentheils ſehr mangelhaft. Die poſitive Elektricität wird immer als eine *geſpannte*, die negative als eine *ſchlaffe* angeſehen; durch das Reiben ſollen die Zwiſchenräume der Körper erweitert oder verengert werden, und daher ſoll es kommen, daſs die elektriſche Materie ſich in einigen leicht, in andern ſchwer fortbewegt, weswegen man die Körper in Leiter und Nichtleiter theilte. „Einige, ſetzt er hinzu, ſcheinen dieſe Ei„genſchaft (?) in einem gröſsern, wieder andere in „einem geringern Grade zu beſitzen; hieraus entſte„hen die Halbleiter.“ Welches ſind denn nun die Halbleiter? Die jene Eigenſchaft in einem gröſsern, oder die ſie in einem geringern Grade beſitzen? — Das Fallen des Barometers wird auf eine Weiſe, die ſchon längſt widerlegt iſt, erklärt. — Noch ſonderbarer iſt die Erklärung von dem Leuchten des Blitzes; ingleichem vom Zünden deſſelben, wobey der Vf. *Erde, Luft, Phlogiſton* und *Feuer* als die allgemeinen Beſtandtheile aller Körper angiebt. — In der Vorrede ſpricht er von den Auffangſpitzen, die er ſeinen Blitzableitern zu geben pflegte; er rühmt von ihnen unter andern, daſs man bey verſchiedenen derſelben *geſehen hätte*, „*wie ſie eine erſt im An„zuge begriffene Wetterwolke ſchon in ziemlicher Ent„fernung ihrer Kraft beraubten.*“ — Wie iſt es möglich, eine ſolche Wirkung zu ſehen, oder woraus läſst ſie ſich ſchlieſsen? — Noch mehr; wenn die Wolken durch den Wind ſo geſchwind herbeygeführt wurden, daſs ihre Elektricität in der kurzen Zeit nicht abgeleitet werden konnte, ſo ſchlängelte ſich der Blitz *ohne Geräuſch* auf die Spitze des Ableiters, und entlud die Wolke, *ohne daſs nachher die geringſte Verletzung an der Spitze* zu finden war. — In der That von ſo kräftigen Blitzableitern, die machen, daſs ſelbſt Blitze ohne Geräuſch entſtehen, erinnert ſich Rec. nie etwas gehört zu haben. Ein groſser Theil der Vorrede iſt polemiſch. In dem Ton eines wahren Sansculotten fährt Hr. G. über einen ſeiner Recenſenten her, nennt ihn einen Pasquillanten, ſeine Recenſion einen Bubenſtreich, ſo wie die Zeitung eine Pasquillen-Sammlung, in welcher Wahrheit neben Bosheit und Lügen einander die Wage halte. Am meiſten iſt ſein Zorn gegen *Hn. Dr. Erhard* gerichtet, den er nebſt jenem Recenſenten in eine Claſſe mit Cartouche und Käſebier, ja ſogar noch unter dieſe ſetzt. Indeſſen hat es ihm nicht beliebt, die Zeitung näher zu charakteriſiren, noch ſeine Beſchwerden beſtimmt anzugeben. Rec. iſt daher ungewiſs, ob er nach dem, was er hier geſagt hat, in Hn. *Gütle's* Augen auch für einen Pasquillanten gelten wird.

SCHÖNE KÜNSTE.

ERLANGEN, b. Palm: *Farbenkunde für Maler und Liebhaber der Kunſt*, von *Johann Leonhard Hoffmann*. 1798. 200 S. 8. (12 gr.)

Ein Buch, welches vollkommen leiſtet, was der Titel verſpricht, und daher allerdings von gutem Nutzen für Künſtler ſeyn wird. Es ſind uns indeſſen bey aufmerkſamer Durchleſung deſſelben ein paar Stellen aufgefallen, wo ſich der Vf. geirrt zu haben ſcheint, und die wir deſshalb bemerken müſſen. S. 163. bey Gelegenheit der Tuſchfarben heiſst es: „Selbſt machen ſich manche Farbenkörper in der Tuſche ſehr gut, die in Oel ſchlechterdings nicht taugen und in Paſtell nicht zu gebrauchen ſind, z. B. Grünſpan etc. — weil man aber zur Tuſche alle Saftfarben ſehr wohl gebrauchen kann, ja weil ſie hiezu unentbehrlich ſind: ſo kann man ſehr wohl der Lackfarben überhoben ſeyn.“ Dieſes wird ohne Zweifel von allen denen, welche mit Tuſchen oder den ſogenannten Aquarellfarben zu malen verſtehen, beſtritten werden; denn Grünſpan darf zu Arbeiten,

die auf Kunstwerth Anspruche machen sollen, gar nicht gebraucht werden, einige Saftfarben, wie z. B. Saftgrün, lassen sich nicht gut behandeln, und sind deswegen ausgeschlossen, hingegen den schönen rothen Lack würde man schwerlich durch irgend eine andere Farbe ersetzen können. S. 184 u. 185. scheint der Vf. anzurathen, in der Oelmalerey den Farben einen Zusatz von Wachs zu geben, und sagt daher: „man versuche eine Copie nach Corregio (Coreggio) ohne Wachs, und sie wird nicht gelingen. Durch blosses Oel, wenn man solches auch mit Mastix verbindet, wird alles zu mager, und hat, welches das schlimmste ist, eine geringe Dauer. Rubens, Vandyck und mehrere Niederländer, die sich eines reichlichen Farbenauftrags bedienten, z. B. Rembrand, Ruysdael, Berghem u. a. m. konnten ohne Wachs nicht thun, was sie thaten.“ Es wäre überflüssig, den Ungrund dieses Vorgebens mit Gründen ausführlich darzuthun, weil gewiss kein Künstler von Einsicht und Erfahrung solches glauben wird.

Zürich, b. Heinrich und Joh. Heinrich Füssli: — *Sammlung historisch merkwürdiger Schweizergegenden.* I Heft. 1796. II Heft. 1797. III Heft. 1798. jeder mit 4 illum. Kupferstichen, und in allen drey Heften zusammen. 96 S. Text. gr. längl. Quart. (22 Rthlr. 12 gr.)

Die Ansichten im ersten Heft sind: Nr. I. die Ruinen des Schlosses Zwing-Uri. Nr. II. der Rotzberg im Canton Unterwalden. Nr. III. die Wohnung von Wilhelm Tell zu Bürglen. Nr. IV. die Ruinen von Attinghausen bey Altorf. Im zweyten Heft: Nr. V. die Rüteli's Matte. Nr. VI. Tell's Capelle in der hohlen Gasse. Nr. VII. Windisch und Königsfelden. Nr. VIII. Morgarten am Aegeri-See. Im dritten Heft: Nr. IX. Habsburg. Nr. X. Greyerz. Nr. XI. Laupen. Nr. XII. Alt Regensperg. Diese sämtlichen Ansichten sind mit vieler Treue und Fleiss gezeichnet, bey den meisten ist der Standpunkt glücklich gewählt, und alle sind sauber illuminirt; nur fällt bey einigen das Licht im Vordergrunde etwas zu grell auf, und daher sehen sie etwas bunt und manierirt aus. Nr. II. V. VI. VIII. X. u. XI. scheinen uns, wenn wir sie als Bilder betrachten, die meisten Verdienste zu haben. Alle, Nr. I. allein ausgenommen, sind von dem Verleger Hn. Füssli gezeichnet, welcher damit eine rühmliche Probe seiner Geschicklichkeit abgelegt hat, die Umrisse der vier Ansichten des ersten Hefts radirte Hr. *H. Troll*, den wir aus andern Arbeiten als einen trefflichen Zeichner und Kupferstecher im landschaftlichen Fache kennen. Die im zweyten Heft, *A. Bentz*, im dritten hat sich der Kupferstecher nicht genannt.

Den gut geschriebenen Text wird jedermann mit Vergnügen lesen, und wen die alte Schweizergeschichte noch besonders interessirt, wird sich doppelt befriedigt finden. Der ungenannte Vf. besitzt die Kunst, Unterhaltung mit Belehrung zu verbinden, und darf daher ungetheilten Beyfall von seinen Lesern erwarten. Druck und Papier an diesem Werk sind sehr schön.

* * *

Stuttgart, in der Erhardischen Buchhandl.: *Sammlung vieler Vorschriften von allerley Koch- und Backwerk für junges Frauenzimmer von einer Freundin der Kochkunst in Göppingen.* Neue verbess. Ausgabe. 1 Th. 1797. 374 S. 2 Th. 1798. 230 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1788. Nr. 1940.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Leipzig*, b. Crusius: *Praktische und gründliche Anweisung auf eine leichte und wohlfeile Art gute Elektrisirmaschinen zu bauen*, mit einem dazu neuerfundenen Reibezeug von gespanntem Taffet, herausgegeben von *Joh. Christ. Hoffmann*. Mit 2 Kupf. 1798. 5 Bog. 8. (8 gr.) Es giebt wohl kein physikalisches Instrument, an dem man neuerlich so viel verändert, gemodelt und umgeformt hätte, und das noch jetzt auf so mannichfaltige Art zusammengesetzt würde, als die Elektrisirmaschine. Bald ist es die Stärke der Wirkung, die man dabey zur Absicht hat, bald die Dauerhaftigkeit der Maschine, bald ihre Bequemlichkeit, bald ihre Wohlfeilheit. Der letzte Grund hat besonders viel Erfindungen hervorgebracht, und nicht mit Unrecht; denn es ist allerdings verdienstlich, den Ankauf unentbehrlicher Instrumente den Liebhabern der Wissenschaft zu erleichtern. Eben daher kann man keinen neuen Beytrag der Art als überflüssig ansehen, und so verdient auch die vor uns liegende Anweisung von einem so geschickten Künstler als der Vf. derselben ist, Dank. Sie ist deutlich und vollständig. Allein um uns in den Stand zu setzen, von dem Werth seiner Einrichtung ein Urtheil zu fällen, hätte er die Wirkung der Maschine und ihren Preis bestimmt angeben müssen. Er sagt blos, die Wirkung hätte seine Erwartung übertroffen, ohne zu bemerken, wie lang und stark die Funken waren, was für Gläser sich dadurch laden liessen u. dgl. Von dem Preise ist nichts gesagt, und da der Nichtleiter in einem Cylinder von Glas besteht; so macht er immer ein kostbares Stück aus. Die Leiter lehrt er von Pappe mit Staniol überzogen verfertigen; auch giebt er eine Anweisung Kugeln zu giessen und Messing zu poliren.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. April 1799.

PHILOSOPHIE.

Königsberg, b. Nicolovius: *Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers. Ein Commentar über das reine Natur- und natürliche Staatsrecht.* Von *Theodor Schmalz*, K. Pr. Consistorialrath und Prof. der Rechte zu Königsberg. 1798. 10 Bogen. (14 gr.)

Die Absicht dieser Schrift ist, der Aeusserung des Vfs. in der Vorrede nach, die vornehmsten Stellen seines reinen Naturrechts zu erläutern und zu berichtigen. So lobenswürdig dieser Vorsatz eines Schriftstellers ist, eine Revision seiner vormaligen Behauptungen von Zeit zu Zeit anzustellen, eben so löblich ist die Freymüthigkeit des Vfs., mit der er seine Ueberzeugungen gegen die metaphysische Rechtslehre des Hn. Prof. *Kant* vorträgt. Denn Freyheit im eignen Denken ist die erste Regel des öffentlichen Verkehrs der Gedanken, obgleich in Ansehung dieses verdienstvollen Mannes gewiss jede Besorgniss eines auf Despotie gehenden Bestrebens ungegründet ist. Indessen erlaubt uns der Vf. vorläufig folgendes zu bemerken. Wenn ein Feldmesser sich überredet, dass er richtiger als mancher grosse Mathematiker ein Feld ausmessen könne, so kann er daran recht haben. Wenn er aber, als blosser Feldmesser meynen sollte, ein Feld von jedem möglichen Umfange ausmessen zu können, so entsteht in ihm diese Einbildung, weil er ein Feldmesser und kein Geometer ist. Eben so würde der Jurist von Profession, dass er nicht Philosoph ist, beweisen, wenn er die Meynung äusert, dass nur als ein solcher Jurist er im Stande ist, „die zahllosen Details zu übersehen, die bey der Anwendung allgemeiner Grundsätze sich darstellen, und die Unrichtigkeit derselben da zu zeigen, wo wir es am wenigsten vermuthen." Denn die obersten Grundsätze der Rechtslehre sind nicht Erfahrungserkenntnisse und Grundsätze des Rechts; die dieses sind (Gesetze einer äusern Gesetzgebung), sind nicht oberste Grundsätze. Dass nun solche Grundsätze, von welchen keine andere als eine Erfahrungserkenntniss möglich ist, doch als Rechtsgesetze anzusehen sind, das kommt von Grundsätzen her, die aus der Vernunft entspringen. Die Kenntniss des positiven Rechts und Uebung in ihrer Anwendung kann wohl dazu dienen, das Bewusstseyn des Rechtsbegriffs hervorzuheben und zu den obersten Grundsätzen dieser Wissenschaft zu gelangen, niemals aber, wie der Vf. es zu nehmen scheint, die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser allgemeinen Grundsätze zu zeigen. Wir gehen zur Beschreibung des Inhalts dieser Schrift.

Sie handelt zuerst von der Freyheit, und der Vf. beschreibt dieselbe als „das Vermögen unabhängig von allem ausser uns, die erste wirkende Ursache unserer Handlungen selbst zu seyn." Der Vf. hat hier den sonst sogenannten transcendentalen Begriff (von einer Ursache, deren Causalität keine andere Ursache voraussetzt) im Auge, von welchem Merkmal allerdings, in dem Begriff der Freyheit des Willens nicht abgesehen werden kann. Wenn es aber weiter heisst: wir sind uns bewusst, dass wir durch die blosse Vorstellung der Güte oder Bosheit einer Handlung und Unterlassung, uns zum Handeln oder Unterlassen bestimmen können, und folglich sind wir wirklich der Freyheit fähig, so meynt Rec. dass hier an die Stelle eines Begriffs, ein ganz anderer gesetzt worden ist. Denn wenn aus der blossen Anlage für Freyheit (eigentlich für Moralität), diese Freyheit selbst *geworden* ist, (der Mensch moralisch-gut ist), so ist doch diese Sinnesänderung eine Begebenheit, und hat ihre Ursache in der vorhergehenden Zeit, die selbst wieder von andern Ursachen abhängig ist. Der Begriff der Freyheit hat also am Menschen, als einem Gegenstande der Erfahrung, auch wenn er als sittlich-gut gedacht wird, kein Object. Die Beleuchtung der Formeln für das Sittengesetz, die der Vf. aufstellt, die eigentlich ausdrücken, dass der Mensch eine natürliche Abneigung gegen Alles habe, das sich widerspricht, (die wie der *horror vacui* aussieht) erlaubt der für die Recension bestimmte Raum nicht. Es folgt nun die Bestimmung des Begriffs: *Recht.* „*Dürfen* heisst das Bestimmtwerden des Willens durch die Einsicht, dass eine Handlung oder Unterlassung nicht böse sey. Die Bestimmung der Person durch das Gesetz, nach welchem sie darf, heisst *ein Recht.*" Die Anführung des Sprachgebrauchs von dem Worte: *recht*, da dasselbe die Angemessenheit eines Verfahrens zu einem bestimmten Begriff bezeichnet, ist, nach unserm Urtheil, nicht die richtige Art, diesen Begriff zu erörtern, und die eben genannte Erklärung des Vfs. von dem, was ein Recht heisse, ist allenfalls die Erklärung des Begriffs vom Erlaubten, obgleich, um auch diesen Begriff klar zu erhalten, durchaus wohl nöthig ist, von der Erörterung des Pflichtbegriffs selbst den Anfang zu machen. Wie die Sprache zu dem Ausdruck gekommen: ein Recht auf einen Gegenstand haben? was geht diese Frage die Rechts-

wiſſenſchaft an, die es mit dem Begriff und dem Boden des Begriffs; einen Gegenſtand rechtlich haben, zu thun hat. Zur Unterſcheidung der Rechtslehre von der Tugendlehre, glaubt der Vf. durch eine Eintheilung der Rechte und Pflichten nach den Kategorien als Eintheilungsgründen etwas beyzutragen. Daſs durch dieſe Betrachtung ſo wie überhaupt durch Herbeyführung von Beyſpielen, das Unterſcheidungsmerkmal zwiſchen der Rechts- und Tugendpflicht hervorgehoben werden könne, bezweifeln wir nicht; aber die Eintheilung ſelbſt der Pflichtenlehre bewirkt der Vf. damit noch nicht. Denn auch die Tugendlehre enthält Pflichten die allgemein (vollkommen) verbindend, die negativ (Pflichten zu Unterlaſſungen) ſind und Pflichten, die in *äuſsern* Handlungen erfüllt werden. Gegen die Beſchreibung der Rechtspflicht, daſs ſie die Pflicht iſt, zu welcher gezwungen werden könne, erklärt ſich der Vf. Uns dünkt, daſs, nachdem die metaphyſiſche Rechtslehre Kant's, den Begriff eines *wechſelſeitigen Zwanges nach allgemeinen Geſetzen*, aufgeſtellt und *dieſen* Zwang als den Gegenſtand der Rechtslehre angegeben hat, das Merkmal des Zwanges, wovon doch nicht abgeſehen werden kann, wenn man von Rechtspflichten ſpricht, aus dieſem Begriff leicht aufgefunden werden könne. Im Naturzuſtande kann von keinem andern Zwange die Rede ſeyn, als von dem Zwange, wodurch jeder den Andern nöthigt, dieſen wechſelſeitigen Zwang mit ihm einzugehen, und von keiner andern Rechtspflicht, als der: auf dieſen Mechanismus hinzuwirken. Dagegen meynt Hr. *S.* das Princip der Rechtslehre durch die Formel auszudrücken: Unterlaſs alles, wodurch du andere vernünftige Weſen wider ihren vernünftigen Entſchluſs, in äuſserlicher That beſtimmen würdeſt. Gegen alle Einwendungen wider dieſen Ausdruck wird ſich wahrſcheinlich der Vf. vermittelſt des weiten Begriffs: eines *vernünftigen* Entſchluſſes zu verwahren im Stande ſeyn. Er leitet nun hiervon die angebornen und erworbenen Rechte des Menſchen ab. Der angebornen Rechte des Menſchen werden drey angegeben: das Recht zu ſeyn, ſo wie die Natur ſeinen Geiſt und Körper bildete; das Recht des Menſchen auf ſeine Handlungen; und das Recht des Menſchen auf den Gebrauch der Sachen umher. Bey der Vorſtellung des letztern bemerkt der Vf.: „Ich glaube gar nicht, daſs es ein ſolches moraliſches Geſetz gebe, wie Hr. Kant will, nämlich: das Aeuſsere ſtets ſo zu gebrauchen, daſs es das Seine von irgend jemand werden kann. Es iſt kein rechtliches und auch kein ethiſches Geſetz: — Darf ich nicht einen Stein in den Abgrund des Meeres werfen, und wäre es auch blos aus Langerweile? Darf ich zu meinem Vergnügen einen Haufen Reiſig nicht anzünden?" Dieſe ſonderbare Auslegung des von Kant aufgeſtellten Poſtulats der rechtlichen Vernunft, hätte wohl billigerweiſe Hn. *S.* ſelbſt verdächtig vorkommen ſollen. Kant giebt damit das Princip an, nach welchem die Möglichkeit ſynthetiſcher Rechtsſätze erkannt werden kann. Z. B. aus dem Begriff der erſten Apprehenſion läſst ſich unmöglich vernehmen, wie dieſe empiriſche Handlung ein rechtliches Mein hervorbringen könne. Indem aber dieſe Handlung unter einer Regel ſteht, nach welcher die Willkühr eines jeden mit der Willkühr jedes Andern zuſammenbeſteht; ſo wird nun allerdings eingeſehen, daſs dieſe empiriſche Handlung ein äuſseres Mein hervorbringe, und die moraliſche Vernunft gebietet nach dieſer Regel zu handeln; nicht aber etwa, einen Stein, der ungebraucht auf dem Wege liegt, ja aufzuheben und von ihm irgend einen Gebrauch zu machen. Erworbene Rechte kann es, nach dem Vf. nur zwey geben, nämlich auf Sachen und auf Leiſtungen, und er verwirft den Begriff des auf dingliche Art perſönlichen Rechts. Von der äuſsern Erwerbung ſetzt Hr. *S.* den Grundſatz feſt: daſs keine Erwerbung geſchehen könne, als durch ſolche Begebenheiten, welche Andern es unmöglich machen, einen Gegenſtand wider unſern Willen zu beſtimmen, ohne zugleich unſer Urrecht ſelbſt zu kränken. Dieſem Grundſatz gemäſs wird behauptet, „daſs Erwerbung einer Sache zum Eigenthum nur dadurch geſchehe, daſs eine Sache in die Lage käme, daſs ſie von Niemand auſser uns gebraucht werden könne, ohne die Wirkung unſerer Handlung zu zerſtören, oder wider unſern Willen zu verwenden." Wenn blos unſere Handlung dieſe Lage hervorbringt, ſo heiſst dieſe Handlung *Formation;* wenn andere Urſachen, nach der Handlung, die Sache in eine ſolche Lage gebracht haben, daſs weiterhin niemand ſie gebrauchen kann, ohne die Wirkung unſerer Handlung zu zerſtören; ſo wird dieſe Wirkung anderer Urſachen die *Acceſſion* genannt. „Hr. Prof. Kant, ſagt der Vf., erklärt ſich ausdrücklich gegen die Formation, und will, daſs *Beſitzergreifung* das Eigenthum erwerbe. Es ſey mir erlaubt, zu zeigen, daſs nicht Beſitzergreifung dieſe Wirkung haben könne, und daſs die Formation wirklich ſie habe." Dem Rec. ſey es dagegen erlaubt zu bemerken, daſs Hr. *S.*, indem er von dem Princip, wovon Kant ausgeht, gänzlich weglieht, auch die Urtheile dieſes um die reine Rechtswiſſenſchaft ſo verdienten Mannes, in einem falſchen Lichte vorſtellt. Rec. iſt weit entfernt ſich Anmaſsungen gegen den verdienten Vf. erlauben zu wollen. Wenn derſelbe aber die Meynung äuſsert, daſs es ſynthetiſche Rechtsſätze nicht geben könne; ſo verſucht Rec. Hn. *S.* auf den Sinn der entgegengeſetzten Behauptung, daſs jeder Rechtsſatz, der von etwas Aeuſserem ausſagt, daſs es das Meine iſt, ein ſynthetiſches Urtheil ſey, durch die Frage aufmerkſam zu machen: wie geht es zu, daſs die Formation dieſe beſondere Kraft habe, daſs, ſobald eine Sache auf dieſe Weiſe durch die Hände eines Menſchen gegangen, ſie ſofort dem Gebrauch aller übrigen dadurch entzogen worden? Wer die von ihm geformte Sache aus den Händen gelegt hat, der wird an ſeiner Handlung ſelbſt gar nicht geſtört (das innere Sein nicht verletzt), wenn die Sache von einem Andern gebraucht wird. Wo kommt denn dieſe ſonder-

bare Dignität her, die der geformten Sache eigen ist, und vor der Formation ihr nicht eigen war? Hr. *S.* wird, dünkt uns, antworten, und wir antworten mit ihm: dafs diese Dignität von keiner Zauberkraft herrühre, sondern dafs, da die erste Formation einer noch nicht geformten Sache, als Regel zu denken ist, die so ist, dafs, wenn alle Vernünftige, eine Naturordnung zusammen ausmachende Wesen, darnach handeln, ein ausschliefslicher Gebrauch äufserer Gegenstände (den sie alle wollen), und so ein Zusammenbestehen ihrer Willkühr im Verhältnifs zu einander möglich ist, der Begriff der Gesetzmäfsigkeit diese Dignität hervorbringe, die keine andere als überhaupt die sittliche Nöthigung des Willens ist. Kant sagt: „die Bearbeitung (Formation) ist, wenn es auf die Frage von der ersten Erwerbung ankommt, ein äufseres Zeichen der Besitznehmung, welches man durch viele andere, die weniger Mühe kosten, ersetzen kann, und will damit aufmerksam machen, dafs die empirische Handlung, sie heifse nun Formation, oder Occuparion oder wie man will, an und für sich betrachtet, diese Rechtskraft nicht habe, sondern dieselbe ihr lediglich daher zukomme, weil sie unter einer Regel steht, nach welcher äufsere Gegenstände das Seine irgend eines Menschen, werden können.

Aus dem Angeführten ist schon von selbst zu vermuthen, dafs Hr. *S.* sich auch gegen die Behauptung K. erklären werde: dafs die ursprüngliche Erwerbung eines Bodens so weit gehe, als ich ihn zu vertheidigen, physisches Vermögen habe. Wenn der würdige Vf. bemerken will, dafs die ursprüngliche Erwerbung eines Bodens blos im Naturzustande statt finden könne, und eine Rechtsregel doch nur soferne Verbindlichkeit haben könne, als jeder Andere derselben Regel seine Handlungsweise unterwirft; so wird er vielleicht sein Urtheil ändern. Die von dem Vf. vertheidigte und sonst von Andern vorgetragene Theorie der Erwerbung des Rechts auf die Handlungen eines Andern, können wir hier nicht ausführlich beurtheilen. Es kann nämlich nach dieser Theorie dieses Recht nur aus Beleidigungen und aus Verträgen enstehen. Das erste besteht in dem Recht, den Beleidigten zu bestrafen, ferner sich zu vertheigen, und endlich Schadenersatz zu fodern. Der Vf. bemerkt, dafs nur dieses letzte eigentlich ein Recht auf Leistung sey. Zu dieser Behauptung hat wohl, wie es uns scheint, der Vf. keinen Grund. Da er einmahl ein aus der Beleidigung entsprungenes Recht gelten läfst, so müfste er auch wohl die Rechtspflicht: sich strafen zu lassen, und der Vertheidigung nicht zu widerstehen, so ungereimt es auch aussieht, gelten lassen. Wenn aber vom rechtlichen Zustande und dem Princip desselben (dem Staatsoberhaupt) abgesehen wird, was Strafe dann noch heifsen soll, davon hat Rec. keinen Begriff. Die Ausübung der Strafe, da wo man das Laster findet, sogar als eine ethische Pflicht, die einem jeden obliegt, vorzustellen; — von diesem Urtheil ist Rec. weit entfernt. Hr. *S.* thut diese Behauptung, ob er gleich sie wieder mäfsigt und dahin bestimmt, dafs diese Pflicht zu strafen einem jeden nur gegen Uebertreter der Rechtspflichten zukomme, weil wir ins Herz nicht sehen und die Maximen nicht kennen, nach welchen die Menschen handeln. Auch misfällt uns die Beschreibung des Verbrechers, als desjenigen, der die Würde des vernünftigen Wesens verwirkt habe, und der Strafe, als einer Behandlung eines Menschen als eines blos sinnlichen Wesens. Denn die Würde der vernünftigen Natur besteht in einer Anlage, und kann nie, auch durch kein Verbrechen verwirkt werden, und in dem Begriff der Strafe liegt das Gegentheil davon, nämlich die Behandlung eines Verbrechers, immer als eines moralischen Wesens, indem er nur nach einem Gesetz, wozu er selbst seine Einwilligung gegeben hat, gerichtet werden darf, dafern nicht gegen ihn, ob er gleich Verbrecher ist, ein Verbrechen begangen werden soll. —

Die Theorie der Verträge des Vf., die aus seinem Naturrecht bekannt ist, ist er hier bemüht zu bestätigen und zu erläutern. Gegen die metaphysische Principien der Rechtslehre erinnert er: „Wenn gleich Hr. Kant in der Darstellung der Gültigkeit der Verträge, auf ein Gefühl, auf das allgemeine Bewufstseyn sich beruft, und jeden Versuch, den Augenblick zu bestimmen, in dem, oder den Grund, durch den die äufserliche Verbindlichkeit der Verträge äufserlich anfange, für vergeblich erklärt, so glaube ich doch, dafs, wenn diese nicht angegeben werden könnte, wir die Lehre von den Verträgen gänzlich aus der Rechtslehre verweisen müfsten; denn in ihr, als dem Gebiet der blos äufserlichen Gerechtigkeit, kann gerade nur von der Verbindlichkeit im Aeufsern, und also in der Zeit, innerhalb bestimmter Zeitpuncte die Rede seyn." Dafs Kant in seiner Darstellung sich auf ein Gefühl berufe, das ist gänzlich falsch. Mit Ueberzeugung versteht Rec. den Sinn jener Darstellung auf folgende Weise. Die Handlungen des Versprechens und der Annahme sind empirische Data, denen, an und für sich betrachtet, keine Rechtskraft zukommt. Dieselbe (diese moralische Dignität) hat ihren Grund in dem Bewufstseyn, dafs diese Handlungsweise unter einer Regel steht, nach welcher, in einer Naturordnung vernünftiger Wesen, die Causalität des einen, das Seine eines Andern werden könne, wenn alle darnach handeln, mithin in dem Bewufstseyn der Gesetzmäfsigkeit dieser Handlungsweise. Die Fehlgriffe der philosophischen Rechtslehrer in Ansehung nicht allein der Erwerbung durch Vertrag, sondern auch der ursprünglichen Erwerbung sind blos daher gekommen, dafs sie an der empirischen Handlung selbst die rechtliche Dignität finden wollten und statt sich die Frage: wie ist ein synthetischer Rechtssatz möglich? in den Sinn kom-

men zu laſſen, jeden Rechtsſatz für ein analytiſches Urtheil durch ihre Behandlung erklärten. Daſs übrigens die Theorie der Verträge des Hrn. Vf. keine gefährliche Lehre ſey, darin ſind wir gänzlich mit ihm einverſtanden, und es iſt belachenswerth, ſie ſo vorſtellen zu wollen. Als eine verwerfliche Folge davon erkennen wir aber ſeine Behauptung, daſs erzwungene Verträge nicht verbindlich ſind. Der Beſchluſs der Schrift, der ſich über den Begriff und Zweck des Staats verbreitet, hat unſern ganzen Beyfall. Der Vf. prüft und verwirft mit Scharfſinn die Theorie, die den Zweck des Staats in Bildung und Erziehung des Menſchen ſetzt, und erklärt ſich gegen die „räthſelhafte und abentheuerliche Sentenz: der Zweck des Staats ſey, den Staat überflüſsig zu machen.

Leipzig, b. Cruſius: *Reſultate der philoſophirenden Vernunft über die Natur der Sittlichkeit, zuſammengeſtellt* von *Georg Dreves*. Zweyter Theil. 1798. 472 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

Das Urtheil, welches von dem erſten Theile gefällt worden, gilt auch von dieſem. Die Reſultate der philoſophirenden Vernunft über die Natur der Sittlichkeit, die uns Hr. D. in dieſem Theile liefert, ſind nichts weiter, als Auszüge aus den Schriften der neueſten Philoſophen von Kant an. Der ganze Unterſchied zwiſchen dem erſten und zweyten Theile beſteht in der Kleinigkeit, daſs er in jenem den Abriſs der moraliſchen Syſteme nebſt ihrer Beurtheilung aus Andern gröſstentheils entlehnt, in dieſem aber durch Ausziehung des weſentlichen Inhalts der hieher gehörigen Schriften ſelbſt verfertiget hat. Wir können uns nicht denken, zu welchem Zweck und für welche Leſer dieſes Werk beſtimmt, oder welchen Nutzen es ſtiften ſolle, den ausgenommen, daſs man die Unterſuchungen der neueſten Philoſophen über Sittlichkeit und was damit zuſammenhängt, im Auszuge und in einen Band zuſammengedrängt findet, und daſs dieſes die Ueberſicht und Vergleichung erleichtert. Aber dazu lieſet man doch lieber die Werke ſelbſt, die ja faſt jeder ſelbſt beſitzt, der an dieſen Unterſuchungen Intereſſe nimmt, und die auch durch den beſten Auszug verlieren. Was die Ausführung betrifft, ſo hat ſich der Vf. die Arbeit ſehr leicht gemacht, indem er die Hauptſtellen wörtlich ausgezogen und nur ſelten kürzer und mit andern Worten ausgedrückt hat. Einen Vortheil hat die Schrift dadurch erhalten, daſs das Trockne und Skeletmäſsige gewöhnlicher Auszüge vermieden, daſs Deutlichkeit, Leben und Intereſſe nicht verloren gegangen iſt. Auf der andern Seite aber hat ſie auch mehrere Fehler einer Compilation z. B. daſs ſie bald zu viel bald zu wenig hat. Der Vf. giebt z. B. Auszüge aus mehreren Schriften Kants, aus der Kritik der reinen Vernunft (Kanon der reinen Vernunft) Grundlegung der Metaphyſik der Sitten und Kritik der praktiſchen Vernunft, Tugendlehre. Hier war es kaum zu vermeiden, daſs nicht einerley Ideen nur mit andern Ausdrücken wiederholt wurden. Hingegen vermiſsten wir auch aus der letzten Schrift einige Sätze von der Tugend als Fertigkeit. Die Philoſophen, von welchen Auszüge vorkommen, ſind: *Kant*, (der längſte Abſchnitt von S. 3 — 128.) *Hufeland*, *Hutſchelle*, *Abicht*, *Schmid*, *Reinhold*, *Gebhard*, *Schaumann*, *Heydenreich*, *Jakob*, *Maimon*, *Schiller*, *Fichte*. Zwey Anhänge beſchlieſsen den zweyten Theil; in dem erſten findet man Kants Grundbegriffe über die Natur der Sittlichkeit aus deſſen Tugendlehre; der zweyte beurtheilt einige Einwürfe, welche Garve Kants Moralprincip entgegengeſetzt hat, ſehr kurz, aber gründlich.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Vieweg d. ält.: *Das Glück der Ehe*, von *Franz von Kleiſt*. 1796. 24 S. 8. broch. Mit Titelvignette. (12 gr.) Nicht leicht hat ſich bey ſo wenig wahrem Gehalt und poetiſcher Unabhängigkeit mehr Vollendung in den äuſsern Formen, dem Versbau, dem Ausdrucke und ſelbſt bis auf einen gewiſſen Grad dem Gewebe der Bilder gefunden, als der ſeit der Erſcheinung dieſes Gedichtes geſtorbene Vf. beſaſs, deſſen in andern Rückſichten bedauerter frühzeitiger Tod ſchwerlich ſeiner dichteriſchen Laufbahn etwas abgebrochen hat. Denn in dieſer hatte er das rechte Ziel eben ſo vollſtändig verfehlt, als ſein individuelles erreicht: und die Haltungsloſigkeit, die man der erſten jugendlichen Erſcheinung nachſah, war zur fixirten Manier geworden. Auch das Glück der Ehe wird in dem Einen Tone durchgeleyert, den *v. Kl.* Bürgers hohem Liede abgehorcht hatte; die Nachahmung iſt ſo wenig beſchönigt; daſs man nicht nur im Gange der Strophen überhaupt, ſondern in einzelnen Stellen ganz deutlich den Widerhall vernimmt. Die ſtarken Auflagen, die, wie Rec. weiſs, von dieſen Meiſterſtücken der wohllautenden Leerheit immer abgegangen ſind, widerlegen zwar die Gleichgültigkeit gegen Poeſie nicht, welche man dem groſsen Haufen in der deutſchen Leſewelt vorwirft: aber ſie beweiſen doch, daſs es genügſame Köpfe unter uns giebt, die wohlſchmeckeriſche Ohren an ſich tragen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 11. April 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GIESSEN, b. Heyer: *Praktische Anleitung wie die Kriegsschäden zu peräquiren, die Schulden zu tilgen, und die dadurch erschöpften deutschen Reichsländer wieder in Aufnahme zu bringen sind.* Von *Friedrich Heinrich Hatzfeld*, Fürstl. Oranien-Nassauischem Kammersecretär. 1798. 192 S. 8.

Aus dieser überaus wortreichen Schrift lassen sich die Materialien füglich in folgende Sätze zusammen fassen: 1) die in Rücksicht der ordinären Staatsabgaben gesetzlich gewordenen Befreyungen entbinden bey Entrichtung aufserordentlicher Kriegskosten den Befreyten von der Concurrenz nicht, sondern alle Stände, von dem Landesherrn bis zum Tagelöhner, müssen hier beygezogen werden. 2) Gemeinden die an den Landstrafsen, und in Gegenden liegen welche zu militärischen Operationen bequem sind, haben weit mehr durch den Krieg gelitten, als diejenigen leiden konnten, welche vom Kriegsschauplatz weiter entfernt waren. Jene haben also auch eine gröfsere Schuldenlast contrahirt, als diese. Durch eine allgemeine Landesperäquation wird aber diese ruinirende Schuldenmasse auf alle Staatseinwohner, nach Verhältnifs des Vermögens und der Erwerbsquellen, gleich vertheilt, und dadurch der Staat gerettet; mithin ist jene durchaus unvermeidlich. 3) Aber nicht alle und jede Kriegsschäden sind von der Art, dafs sie in dem Katafter der Landesberechnung aufgenommen werden können. Einige müssen die Gemeinden unter sich, andere müssen selbst diejenigen Einzelnen, die davon betroffen wurden, ohne eine weitere Vergütung zu erwarten, tragen. Zu diesen sind die Plünderungen der Privatpersonen, zu jenen die Plünderungen der Gemeindecassen und anderer Aerarien-Gelder zu zählen. 4) Zu Tilgung der durch den gegenwärtigen Krieg veranlafsten ungeheuern Landesschulden ist, aufser der allgemeinen Grundsteuer, auch noch eine allgemeine Gewerbsteuer erfoderlich, und zu der letzten hätten zu contribuiren: a) Die Staatsdiener von ihren Besoldungen; b) der Handelsstand; c) die Manufacturisten und Fabrikanten; d) die Handwerker; sodann e) Personen, die sich allein von dem Taglohne ernähren, weil solche dadurch mehr als die geringern Handwerker verdienen. 5) Die Kriegsschäden entstehen: a) durch Einquartirungen; b) durch Holz-Fourage-Vieh- und andere Naturalien-Lieferungen; c) durch Kriegsfuhren; d) durch Brandschatzungen und Bezahlung anderer Redemtions-Gelder; e) durch die Erbauung, oder Demolirung der Festungs- und Vertheidigungswerke; f) durch Bezahlung der Sauvegarden; g) durch Emigration und Flüchten; sodann h) durch die Plünderungen. (Diese verschiedene Arten der Kriegsschäden geht nun der Vf. einzeln durch, und untersucht, ob und in wieferne solche zu der allgemeinen Landes-Ausgleichung geeignet sind). 6) Was die zu Tilgung der Kriegsschulden erfoderliche Besteuerungsart anlangt, so ist solche genau nach den Kräften des Landes abzumessen. Nur solche Gegenstände sind mit der neuen Steuer zu belegen, die nach politisch-ökonomischen Grundsätzen ohne allen Nachtheil besteuert werden können, und die Entrichtung der Steuer mufs durch geöffnete Geldcirculation und durch die Art und Weise der Erhebung möglichst erleichtert werden. Eine allgemeine Vermögenssteuer ist daher nach jeder Hinsicht verwerflich. 7) Die Anlagen der Gewerbsteuern sind mit den Grundsteuern in ein gerechtes Verhältnifs zu setzen; beide müssen daher nach Proportion des Aufwandes und des Ertrags bestimmt werden, wobey die Production des Bodens zur Grundlage angenommen, der steuerbare Fond selbst aber nie angegriffen wird. 8) Zu Erreichung dieses Zwecks ist durchaus erfoderlich, dafs die Production und die Consumtion in dem ganzen Umfange untersucht und berechnet werde. Der reine Ertrag, der eigentlich nur besteuert werden kann, ist in zweyfacher Rücksicht zu betrachten. Wenn alle Bedürfnisse in dem Staate befriedigt sind; so wird dasjenige der reine Ertrag in Rücksicht des Staates genannt, was aus dem Verkauf der inländischen Producte und Fabrikate, nach Abzug der eingeführten Artikel, noch übrig bleibt. Bey dem Einzelnen hingegen ist alles das der reine Ertrag, was ihm nach Abzug seines sämtlichen Aufwandes übrig bleibt. Man würde sich aber sehr irren, wenn man dasjenige den reinen Staatsertrag nennen wollte, was durch die Zusammensetzung des reinen Ertrags der einzelnen Producenten und Fabrikanten herauskommt, indem hierbey der Aufwand der ganzen Staatsfamilie noch nicht abgezogen ist. — — Wenn nun gleich der reine Ertrag des Einzelnen den Gegenstand der Besteurung ausmacht; so mufs doch die Bestimmung der ganzen Steuersumme nach dem reinen Staatsgewinn modificirt werden, wenn man keine Stockung herbeyführen, und die Thätigkeit des Gewerbfleifses nicht schwächen will. —

Rec. verkennt das Gute nicht, das in dieser Schrift vorkommt; besonders sind für die Ausführung im Detail viele zweckmäfsige Vorschläge ge-

than: allein das Ganze zeigt doch, dafs der Vf. diesem wichtigen Gegenstande nicht völlig gewachsen war. Folgende Momente, auf die nach unserer Einsicht alles ankommt, sind sichtbar von dem Vf. nicht genugsam erwogen worden: I. diejenigen Grundsätze, die bey der gewöhnlichen, ordentlichen Besteurung gelten, können nicht geradezu auf diese aufserordentliche und vorübergehende Kriegssteuererhebung angewendet werden. Es können daher bey der letzten gar wohl manche Gegenstände in Concurrenz gezogen werden müssen, die bey der ersten, ohne gemeinschädliche Folgen, durchaus nicht belegt werden dürfen. So ist wohl z. B. eine eigene dauernde Capitalsteuer unstreitig durchaus verwerflich; allein ob solche bey einer transitorischen Kriegssteuer, wenigstens in gewissem Maafse, nach rechtlichen und staatswirthschaftlichen Grundsätzen umgangen werden könne, dürfte gewifs noch sehr problematisch seyn. II. Wer aus Erfahrung weifs, mit welchen bedeutenden Kosten und grofsen Schwierigkeiten die Errichtung eines neuen Steuerkatasters verbunden ist, der wird zuverläfsig äufserst ungern daran kommen, wegen der vorübergehenden Kriegssteuer und blofs in Beziehung auf diese ein solches besonderes Kataster zu errichten; daher lieber auch die Kriegssteuer nach dem in jedem Lande eingeführten ordinären Steuerfufse erheben, und blofs Nebenquellen eröffnen, indem er andere, von der gewöhnlichen Steuer befreyte Gegenstände beyzieht, um so die Last unter alle Staatsmitglieder auf eine möglichst gleiche Weise zu vertheilen. III. Die Idee, bey Bestimmung der jährlich umzulegenden ganzen Steuersumme auf den reinen Staatsertrag, bey Fixirung der jedem Individuum zufallenden Quote aber auf den individuellen reinen Ertrag Rücksicht zu nehmen, hat zwar bey dem ersten Anblick viel anziehendes; allein einmal stellen sich derselben, nach der besonderen Verfassung der einzelnen deutschen Territorien, in der Ausführung fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, und dann würde ihre Befolgung die Schuldenlast auf viele Generationen, fast bis ins Unübersehliche, fortwälzen; — ein Umstand, der die ernstlichste Beherzigung verdient. Ein mit Schulden überladenes Land gleicht einem an der Auszehrung leidenden Körper; mit jedem Jahre schwindet der Wohlstand merklicher; keine grofsen, über das Ganze sich verbreitenden Anstalten gedeihen, und kommt über kurz oder lang ein neuer Sturm von äufsen; so erliegt es unrettbar unter seiner eigenen Last. Ein vorübergehender Schlag hingegen, wenn gleich die Wunde tief schmerzt, kann durch Betriebsamkeit und kluge Haushaltung bald wieder ausgeheilt werden; der Staat erstarkt allmälich wieder, und erliegt doch nicht jeder rückkehrenden Erschütterung. — Diejenigen Länder daher sind offenbar am besten berathen, wo man gleich zur Zeit des einbrechenden Unglücks, noch während des Kriegs, wo vieles Geld im Umlauf war, wo jedes Product im höchsten Preise an den Mann gebracht werden konnte, an das Bezahlen der Schulden dachte, und starke Umlagen machte. Hier ist bereits grofsen Teils verschmerzt, was anderwärts erst noch, unter vielen Seufzern, mühsam beygetrieben werden mufs. In keinem deutschen Territorium übrigens sind die hier zur Sprache gebrachten Fragen so umständlich und vielseitig debattirt worden, als in Wirtemberg. Die hier erschienenen Schriften von Privatpersonen, und die gepflogenen Unterhandlungen zwischen dem Herzog und den Landständen füllen bereits mehrere Bände. Hätte Hr. *Hatzfeld* die Mühe sich genommen, diese Vorarbeiten zu benutzen; so würde seine Schrift zuverläfsig ungleich vollständiger und lehrreicher ausgefallen seyn.

HANNOVER, b. Hahn: *Observationes practicae de dotis privilegio.* Auctore *Georgio Friderico Schaelach*, J. U. D., Comite Palatino Caes., et Advocato, in summo Tribunali Cellensi immatriculato. 1798. 172 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. zeigt zuerst historisch die Verhältnisse an, die zu der besondern Begünstigung und den Befreyungen des Heiratsguts Anlafs gegeben haben; zählt sodann die verschiedenen Meynungen der Rechtslehrer über die Frage auf: ob das Heiratsgut einem ältern, ausdrücklich bestellten Unterpfande vor- oder nachzusetzen sey? bekennt sich zu der Lehre derjenigen, die dem Heiratsgute den Vorzug einräumen, und beruft sich deswegen: 1) auf die L. 12. *C. qui potior. in pign.*; 2) auf die *Nov.* 97. *Cap.* I.; 3) darauf, dafs das Weib in Ansehung des Heiratsguts denjenigen vorgezogen wird, *qui ad emendum crediderunt sub hypothecâ*; 4) darauf, dafs das Weib nur dem *creditori ad militiam emendam* nachsteht; 5) endlich auf die *Nov.* 109. *Cap.* I. — Dies vorausgeschickt, wird ausgeführt, dafs auch jüdische Eheweiber, besonders wenn sie vergleitete sind, die Vorrechte des Heiratsguts mit Grund ansprechen (hier hätten *Köchy's* Meditationen über die interessantesten Gegenstände der heutigen Civilrechtsgelahrtheit, Band I. Betracht. 8. S. 84 folg. nicht unbenutzt gelassen werden sollen); sodann ist gezeigt, dafs auch *mulieres putativae* von den *privilegiis dotis* nicht ausgeschlossen sind; ferner, dafs zwar das dem Heiratsgut anklebende stillschweigende Unterpfandsrecht, keineswegs aber das dem Weibe zustehende Vorzugsrecht auf die Erben, sie seyen nun Kinder, oder Fremde, übergeht (die Gründe, die der Vf. für diese Behauptung anführt, sind nicht sehr durchdacht, und für den Unbefangenen schwerlich überzeugend); sodann, dafs der Cessionar des *privilegii dotis* sich nicht zu erfreuen hat, es wäre dann, dafs das cedirende Eheweib Gewährsleistung versprochen hätte. — Uebrigens, fährt der Vf. fort, lassen sich die *privilegia dotis* nicht unbedingt, und ohne genaue Unterscheidung der eintretenden besondern Verhältnisse, auf das *augmentum dotis* anwenden; wohl aber gehören sie in der Regel der Aussteuer und Mitgift zu; nicht so den paraphernal- und vorbehaltenen Gütern; hingegen zwar dem *dotalitio*, keineswegs aber dem

vitua-

vidualitio. — Das dem Heiratsgut beygelegte Unterpfands- und Vorzugsrecht, heifst es weiter, fängt mit dem Tage an, wo das Heiratsgut verſprochen wurde; kann aber nur dann mit Erfolg in Anſpruch genommen werden, wenn ſowohl die *illatio*, als die *qualitas rei dotalis* rechtsgenüglich erwieſen ſind; fällt auch weg, wegen eines begangenen Ehebruchs, wegen böslicher Verlaſſung, und wegen ſonſtigen Betrugs des Eheweibes; und leidet gar keine Anwendung, wenn unter Eheleuten allgemeine Gütergemeinſchaft ſtatt findet. (In dieſer letzten Lehre ſcheint der Vf. nicht bewandert genug zu ſeyn, und hätte daher ſolche entweder ganz mit Stillſchweigen übergehen, oder gründlicher entwickeln ſollen.) —

Aus dieſer Inhaltsanzeige ergiebt ſich, dafs der Vf. ſeinen Gegenſtand vollſtändig bearbeitet hat, und Rec. mufs ihm das Zeugnifs geben, dafs die ganze Ausführung gute Kenntniſſe, vielen Fleifs, nicht gemeine Belefenheit und richtige Urtheilskraft verräth. Neue Aufſchlüſſe darf man zwar nicht ſuchen; allein die Vorgänger ſind doch zweckmäſsig benutzt, die bereits bekannten Wahrheiten gut zuſammengeſtellt, und Vortrag und Sprache gefällig und flieſsend. Als Probearbeit eines jungen Mannes verdient daher die Schrift alle Empfehlung, und der Vf. jede Aufmunterung, um auf dem einmal rühmlich betretenen Pfade mit Muth fortzuwandeln.

Frankfurt, b. Herrmann: *Sammlung der Verordnungen der Reichsſtadt Frankfurt*, von *Johann Conradin Beyerbach*, J. U. L. und Conſiſtorialrath daſelbſt. (Vier Theile mit fortlaufenden Seitenzahlen.) *Erſter* Theil, Verordnungen, welche Sicherheit der Perſon und des Eigenthums bezwecken. *Zweyter* Theil. *Dritter* Theil. *Vierter* Theil in fortlaufenden Seitenzahlen zuſammen 1023 S. gr. 8.

Das ſtatutariſche Recht der Reichsſtadt Frankfurt am Mayn beſteht aus Edicten, Ordnungen, Statuten, Satzungen, Artikeln, Rechten und Uebereinkommungen, welche am Ende des 13ten Jahrhunderts anfingen; das erſte gedruckte Geſetz datirt ſich aber vom J. 1509, und führt den Namen der *Reformation*. An Bearbeitern und Sammlern fehlte es nicht; ein Actuarius *Diefenbach* lieferte bekanntlich ein Verzeichnifs der *gedruckten* Verordnungen bis zum J. 1759; ältere Edictenſammlungen befinden ſich auf dem Stadtarchive, aber von den neuern giebt es blofs Privatſammlungen, theils weil der Verſuch, ein neues Geſetzbuch zu errichten, noch nicht gelungen iſt, theils weil bey einem Abdruck von 2500 Stück Edicten ſchwerlich die Koſten herauszubringen geweſen wären. Ein Doctor *Stark* erhielt zwar in neuerer Zeit die obrigkeitliche Erlaubnifs, zu einer chronologiſchen vollſtändigen Sammlung; aber er ermüdete vor der Vollendung. Dieſes bewog den Vf., nach einem andern Plane die vorliegende Sammlung zum Druck zu befördern. Sie iſt nicht chronologiſch, ſondern nach den Materien abgetheilt, ſo viel es nämlich der oft complicirte Inhalt der Verordnungen geſtattete. Sie begreift auch blofs diejenigen, welche praktiſchen Werth haben, ſelbſt mit Ausſchlufs aller Edicte *facti tranſeuntis* und der blofs mündlich oder handſchriftlich publicirten. Alle dadurch entſtehende Lücken ſind aber in Noten angezeigt. Der Abdruck iſt wörtlich, genau und richtig, und der Abtheilungen ſind *neun*, wiewohl nach der Maſſe des Stoffs von ſehr ungleicher Gröfse. Dafs ſie übrigens zweckmäſsig gewählt worden, ergiebt ſich aus folgender Ueberſicht: 1) Geſetze, welche Sicherheit der Perſon und des Eigenthums bezwecken. 2) Geſetze, welche richtigen Gebrauch und gehörige Verwaltung des Eigenthums zum Endzweck haben. 3) Sitten und Religion bezweckende Geſetze. 4) Commerziengeſetze. 5) Geſetze, welche die Communication im Handel und Wandel zum Zweck haben. 6) Fürſorge bey der häuslichen Niederlaſſung und bey dem Aufenthalt im Frankfurter Staat. 7) Geſundheitspflege. 8) Rechtspflege. 9) Allgemeine Sicherheitsanſtalten und Vollziehungsgeſetze.

PHILOLOGIE.

Hildesheim u. Petersburg, b. Gerſtenberg und Dittmar: *Gedike's engliſches Leſebuch für Anfänger verdeutſcht.*

Auch unter dem Titel:

Leſebuch zum Nutzen und Vergnügen für gemiſchte Leſegeſellſchaften, und beſonders für die mittlere Jugend. 1798, 257 S. 8. (12 gr.)

Hatte der Ueberſetzer die Abſicht, *Gedike's* engliſches Leſebuch den Anfängern durch eine Verdeutſchung leichter zu machen; ſo mufste er, ſo viel es der Genius der deutſchen Sprache erlaubt, dem Originale immer treu bleiben. Er hat aber oft den Sinn deſſelben verfehlt. So ſagt er z. B. auf S. 8.: „ſeine Hand, welche ganz ſchwarz war, zu öffnen," anſtatt *ſie in die Höhe zu halten;* denn im Engliſchen ſteht nicht *to open*, ſondern *to hold up.* — S. 19. heifst es: „Der Storch behauptete, dafs ihm jedes Gericht auſserordentlich ſchmecke, und beym Weggehen veranlaſste der Fuchs eine ſo herzliche Einladung, beym Storche Mittags zu eſſen, dafs er etc." Das Original ſagt nichts von *veranlaſſen*, ſondern es lautet ſo: *The ſtork pretended to like every dish extremely, and at parting gave the fox ſo hearty an invitation to dine with her, that he etc.* Der Ueberſetzer hat *the fox* für den Nominativ angeſehen, da es doch der Dativ iſt, bey welchem die Präpoſition *to* weggelaſſen zu werden pflegt, wenn der Accuſativ der Sache folgt. — Auf eben der Seite lieſet man: „Der Storch, welcher ſich auf ſeinen langen Schnabel verliefs etc." Das Original ſagt: *thruſting in a long bill, der ſeinen langen Schnabel hineinſtechte*, oder mit ihm *hineinfuhr;* denn *to thruſt* und *to*

truft sind ja zwey verschiedene Zeitwörter von ungleicher Bedeutung. — Noch auf dieser Seite stehet; „*eine so vergnügte Mahlzeit.*“ Der Engländer zeigt durch den Ausdruck *a hearty dinner* eine *starke* Mahlzeit an. — S. 25. findet man: „Bist du der verdammte Dieb, der mir mein Geld, ohne den geringsten Vorwand von Noth, und ohne alle Rücksicht auf eigenen Nutzen, geraubt hat? Im Englischen heifst es: *and without regard to its proper use, und ohne Hinsicht auf seinen* (des Geldes) *eigentlichen Gebrauch.* — S. 27. steht: „Nun wozu, sagte sie, diese schauerliche Stille, ob sie gleich meine erhabene Melodie begünstigt?“ Das Original lautet aber: *And wherefore, says she, this awful silence, unless it be to favour my superiour melody? Und wozu herrscht diese feyerliche Stille anders, als um meinen schönern Gesang zu begünstigen?* Doch diese Beyspiele mögen genug seyn zu zeigen, dafs die Uebersetzung den Anfänger, wenn er sie mit dem Originale vergleichen will um es besser zu verstehen, nicht immer auf den rechten Weg führen kann. Ob sie übrigens für Lesegesellschaften, und besonders für die mittlere Jugend (wie der zweyte Titel sagt) so zweckmäfsig sey, als ächte deutsche Producte von Meifsner, Wieland, Gefsner, Campe u. s. w. das ist eine Frage, die sich selbst beantwortet.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Wirzburg*, in der Rinnerischen Buchhandl.: *Erklärung der in mehreren deutschen Landeskatechismen, namentlich in dem Wirzburger, angeführten Bibeltexte.* Herausgegeben von Dr. *Michael Feder*, der Moraltheologie öffentl. und ordentl. Professor, auch Bibliothekar an der Universität zu Wirzburg. 1796. 46 S. 8. Hr. *Feder* lieferte zum Besten *unstudirter* Katecheten im zweyten Hefte III Bände seines Magazins zur Beförderung des Schulwesens einen *Unterricht über die Bibel.* Auf denselben liefs er im folgenden Hefte eine *Erklärung der in mehreren deutschen Landeskatechismen, namentlich in dem Wirzburger angeführten Bibeltexte* folgen, die aufser dem Magazin auch besonders zu haben ist. *Widenhofer* (Vf. des Wirzb. Diöcesankatechismus) nahm die Bibeltexte, die er als Beweise zu seinen Behauptungen anführte, aus der *Ditenbergischen*, von den Jesuiten verbesserten, Bibelübersetzung, die im Jahre 1662 unter dem Titel: *Katholische Maynzische Bibel*, erschien. Schon um deswillen mufsten einem von allen exegetischen Hülfsmitteln entblöfsten Landkatecheten mehrere Stellen dunkel seyn. Allein es kommen mehrere vor, die, wenn sie auch richtig übersetzt sind, doch noch dunkel bleiben, und einer Erklärung bedürfen. Rec. kann aufrichtig versichern, dafs Hr. *F.* theils durch bessere Uebersetzung, theils durch beygesetzte synonymische Ausdrücke, und, wo diese nicht würden genüget haben, durch Paraphrasen die Landkatecheten in den Stand gesetzt habe, den Sinn sämtlicher angeführter Bibelstellen (es sind derselben über 150.) hinreichend zu verstehen, und also auch zu erklären. Seine Arbeit ist daher schon in dieser Hinsicht sehr verdienstlich. Hat es aber Hr. *F.* (wie es scheint) darauf angelegt, zu zeigen, wie übel *Widenhofer* Stellen aus der Bibel gewählt habe, und wie gerecht die Sehnsucht des Wirzburger Klerus nach einem neuen Landkatechismus sey, so hätte er kein geschickteres Mittel dazu einschlagen können, und seine Arbeit verdient auch darum noch gröfseren Dank. Ueberdies hätten gewisse theologische Vorurtheile, die schon in den katholischen Katechismen der Jugend eingeflöfset werden, auf keine feinere, und doch wirksamere Art entkräftet werden können, als durch eine richtige Uebersetzung und Erklärung derjenigen Stellen, die gewöhnlich zur Bestätigung derselben angeführt werden. Auch in dieser Rücksicht ist Hn. *F.* Arbeit sehr nützlich. Z. B. um zu beweisen, dafs Jesus *freywillige Armuth, und vollkommenen Gehorsam unter einem geistlichen Oberen* empfohlen habe, beruft sich *Widenhofer* auf Matth. XIX. 21. und XVI, 24. Durch die Erklärung des Hn. *F.* fällt die Beweiskraft dieser Stellen ganz weg. Dieselbe erklärt nämlich die erste Stelle so: „*Wilst du vollkommen* (kein gemeiner „Zuhörer, sondern ein Schüler im engern Sinne des Wortes, „ein Vertrauter von mir seyn, und zum Apostelamte bestimmt „werden) *seyn, so verkaufe alles, was du hast, und dann folge „mir* (wo ich immer hingehe) *nach.* Denn die *besondern* Jünger Jesu, die zu Lehrern des Evangeliums in aller Welt sollten vorbereitet werden, konnten keine liegenden Güter haben.“ Und die zweyte: „*Wer mir* (als ein treuer Schüler) „*nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich* (sey bereit, „sich für mich kreuzigen zu lassen; stelle sich täglich vor, als „sey er schon zum Tode verdammt, und als trage er wirklich „das Kreuz auf dem Rücken, an das er solle gebunden, oder „genagelt werden. Die von den Römern zum Kreuztode verdammten Missethäter mufsten ihr Kreuz selbst an die Richtstätte schleppen.“) — In der Katechese von den guten Werken wird auf das Ansehen *Pauli* Kolofs. III, 5. und 1 Kor. IX, 27. das Fasten empfohlen. Die Uebersetzung und Erklärung, die Hr. *Feder* seinen Lesern von beiden Stellen giebt, enthält einen ganz andere Sinn. „*Tödet euere irdischen Glieder*, d. i. gebrauchet die Glieder euers irdischen Leibes nicht „zur Unzucht; bösen Lüsten, Unmäfsigkeit.“ — In Betreff der zweyten Stelle wird folgende Erklärung gegeben. „*Ich „schlage meinen Leib* (ich halte meinen Leib hart — mache „beschwerliche Reisen, begnüge mich mit den dürftigsten Nahrungsmitteln: *schlage* ihn, so zu sagen, nach Art derjenigen, „die sich zum Wettkampfe vorbereiten), *mache demselben mir „unterwürfig* (so, dafs er arbeiten, dürsten, hungern mufs, „wenn die Vernunft es gebietet).“ *Denn ich möchte nicht andern* (Arbeitsamkeit, Genügsamkeit, Geduld, Heldenmuth) *predigen, und selbst tadelhaft* (ein träger, weicher Mensch) *seyn.* In Betreff einiger Stellen z. B. Ps. CIX, (nach dem Hebr. (CX.) 3. und 1 Mos. XXXXIX, 10. behielt Hr. *F.* die ältere Uebersetzung, und Erklärung — vermuthlich aus Discretion — bey. Es ist zu wünschen, dafs eine so zweckmäfsige, und nützliche Arbeit Viele, die sie benutzen und nachahmen finden mögen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 12. April 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

NÜRNBERG, b. Schneider: *Description du Cabinet de Mr. Paul de Praun à Nürenberg*, par *Christ. Theophile de Murr, avec VII Planches.* 1797. XXXII. u. 511 S. gr. 8. (1 Rthl. 12 gr.)

Das Praunische Kabinet zu Nürnberg ist den Kunstliebhabern durch verschiedene in demselben verwahrte Schätze schon so bekannt geworden, dass eine genauere Beschreibung desselben ein langer stiller Wunsch mehrerer Gelehrten gewesen ist. Vorzüglich erregte ihre Aufmerksamkeit die schätzbare Sammlung von Gemälden, Handzeichnungen und Kupferstichen älterer deutscher, niederländischer und italienischer Meister, die dieses Kabinet in sich fasst. Hr. *von Murr* verdient also unsern ganzen Dank und giebt seinen Verdiensten um die Geschichte und Literatur der schönen Künste einen neuen Zuwachs, dass er diese Bekanntmachung übernommen, und die Wünsche der Kunstliebhaber befriedigt hat. *Paul von Praun*, der Sammler und Stifter dieses Kabinets, war den 23ten October 1548. zu Nürnberg geboren, und stammte aus dem Geschlechte der Bruns oder de Brünis zu Zürch ab. Auf seinen vielfachen Reisen und endlich durch seinen fortgesetzten Aufenthalt in Italien hatte er sich nicht allein durch den steten Anblick der dortigen Meisterwerke, sondern auch durch den freundschaftlichsten Umgang mit den grössten Meistern seines Zeitalters, mit Dionys. Calvart, Guido Rheni und den Carrachio, einen festen Geschmack, eine entscheidende Kenntnis in den Denkmälern der schönen Künste erworben. Eben dieser Aufenthalt in Italien, (er lebte den grössten Theil seines Lebens in Bologna, und starb auch daselbst 1616.,) gab ihm die vortheilhaftesten Gelegenheiten zur Einsammlung wahrer Schätze in die Hände. Es ist eine in der Erfahrung gegründete Bemerkung, die wenigstens Rec. durch die Ansicht mehrerer Privat- und öffentlichen Sammlungen und selbst als Aufseher derselben bestätigt gefunden hat, dass die ersten oft grössere und reichhaltigere Schätze in einzelnen Theilen der Kunst enthalten, als die letzten. Dieses ist ganz der Fall mit dem Praunischen Kabinet. Es verbreitet sich in Absicht der Gemälde, Handzeichnungen und Kupferstiche nur über gewisse Schulen und nur auf gewisse Meister vom ersten Range aus diesen Schulen, enthält aber dagegen von diesen Schätze und Collectionen, die man oft in den grössten Kupferstichsammlungen vergeblich suchen dürfte. Davon zum Unterricht der Kunstliebhaber, welchen diese Beschreibung nicht bekannt geworden seyn sollte, nur einige Nachrichten.

Das ganze Kabinet theilt sich in die Sammlungen 1) der Gemälde, Handzeichnungen und Kupferstiche, 2) der geschnittenen Steine, und 3) der Münzen; (die Sammlung der Büsten, der Steinarten und der Naturalien sind von zu geringer Bedeutung, als dass sie eine besondere Erwähnung verdienten.) Die Anordnung der Gemälde hat freylich unsern Beyfall nicht, weil man die von einem Meister vorhandenen Kunstwerke in der ganzen Sammlung zerstreut aufsuchen muss. Hr. *von Murr* hat diesem für Kenner lästigen Fehler nach geendigter Beschreibung der Gemälde zwar durch einen nach den Schulen entworfenen Index abzuhelfen gesucht. Aber da auch dieser Index fehlerhaft ist, die von *Lucas Cranach, Martin Schön* und *Georg Pens* in der Sammlung vorhandenen Gemälde ganz wegläßt, von *Dionys Calvart* nur 15 und von *Hanns Hofmann* nur 35 Gemälde angiebt, da nach der Beschreibung von dem ersten 18, und von dem zweyten 50 Gemälde in dem Kabinet befindlich sind; so ist diesem Mangel im Grunde nur wenig abgeholfen. Die Gemäldesammlung, deren Anzahl auf 250 geht, ist schätzbar durch die Seltenheiten der grössten Meister aus der deutschen, der niederländischen und der italienischen Schule, der *Lucas Cranach, Albert Dürer, Martin Schön, Christoph Amberger, Hanns Leykmann, Georg Pens, Hanns Sebald Behaim, Jacob Jordaens, Gerard von Harlem, Johann van Hemsen, Lucas von Valkenburg, Julio Romano, Michel Angelo, Raphael Motta de Reggio, Guido Rheni, Titian, Michel Ange de Carravaggio, Raphael d'Urbino, André del Sarto, Lorenz Sabbatini*, und durch die in der Sammlung befindlichen zahlreichen Werke des *Dionys Calvart* und *Hanns Hofmann*. Wir würden uns zu weit ausdehnen müssen, wenn wir alle einzelne bemerkte seltene Meisterwerke anführen wollten, und begnügen uns daher blos mit der Anzeige, dass *Carl* V. mit Pluss Oultre 1532. von *Christoph Amberger*, *Martin Schön* mit Albert Dürers Handschrift von *Hanns Leykmann, Michel Wohlgemuth* im 82 Jahre 1516. von *Albert Dürer, David und Abigail* von *Guido Rheni, Maria und Margaretha* von *Raphael Motta, die schlafende Venus* von *Titian, Saul mit dem Kopfe Goliaths* von *Michel Ange de Caravaggio*, *Paulus*, *Johannes* und *Augustin* von *Raphael d'Urbino*, *der todte Hase* von *Hanns Hofmann* und *die Geburt Jesu* von *van Hemsen* zu den schätzbarsten Stücken dieses Kabinets gehören. Eben

so wichtig ist die Sammlung der Handzeichnungen, die in dem Kabinet selbst schon richtiger nach den Schulen und Meistern geordnet scheint und durch den Fleiss des Hn. Prestels bekannter geworden ist. Paul von Praun hatte das seltene Glück, dass er einen grossen Theil der von *Georg Vasari*, einem eben so gelehrten Künstler als Literator in der Malerey, gesammelten Handzeichnungen von dessen Neffen und Erben, *Georg Vasari*, gegen Ende des 16ten Jahrhund. zu Bologna erkaufte. Daher in diesem Kabinet die vortrefflichen Handzeichnungen von 63 italienischen Meistern, unter welchen sich 18 von Michel Angelo Bonaroti, 3 von Annibal Carraccio, 44 von Julio Romano, 20 von Raphael d'Urbino, von Guido Rheni die grosse Zeichnung, die Himmelfahrt Mariä, von Tintaretti 5, und von Titian 4 Handzeichnungen befinden. Auch unter den Handzeichnungen der deutschen und niederländischen Meister, reichhaltig an Blättern von *Alb. Altdorfer*, *Hanns Brosamer*, *Lucas Cranach*, *Alb. Dürer*, *Hanns von Kulmbach*, *Lucas van Leyden*, *Johann Rotenhammer*, *Martin Schön*, *Hanns Wohlgemuth*, von Hanns Hofmann und andern Meistern finden die Künstler selbst nach Prestels eine reiche Nachlese zur Bekanntmachung für den Grabstichel. Unter den Kupferstichen zeichnen sich aus: 1) die Sammlung von *Albert Dürer*, 350 Blätter, unter welchen 105 also mehr, als bisher bekannt gewesene, mit dem Grabstichel verfertigte Blätter und 245 Holzschnitte, beide von den Jahren 1489 bis 1527., und diese um so schätzbarer sind, weil sie als erstre Abdrücke von Alb. Dürer selbst abstammen. Wir haben kein seltnes Stück, auch nicht die belagerte Festung von 1527. unter denselben vermisst; 2) die Sammlung von *Heinrich Goltzius* und *Jacob Matham* von 462 Blättern, unter welchen die sechs vorzüglich geschätzten Meisterwerke des ersten, *die Heimsuchung*, *der Besuch der Maria bey der Elisabeth*, *die Geburt Jesu*, *die Beschneidung*, *die Anbetung der Weisen und die Flucht nach Aegypten*; so wie *die Cebetische Tafel* und *der Kindermord* sich auszeichnen; 3) die Sammlung von *Lucas van Leyden*, 105 Blätter und unter diesen die *Darbringung Jesu im Tempel* und eine Copie *des Eulenspiegels*, von *Heinr. Hondius*; 4) 47 Holzstiche von *Lucas Cranach*, die zwey seltenen Blätter, *die Geburt Jesu* und *die Anbetung der Weisen*, von *Ludwig Krug* und 280 Blätter, unter welchen nur vier Holzschnitte sind, von *Hanns Sebald Behaim*, von *Michel Wohlgemuth*, dessen Werke fast alle ein Opfer der Zeit geworden sind, vier Blätter und von *Martin Schön* 12 Blätter, und unter diesen die seltene Versuchung des heil. Antonius; 5) 429 Blätter von *Heinr. Aldegrever* und 162 Blätter von *Georg Pens*. Wenn wir auch gar nichts von den Seltenheiten aus der italienischen Schule, die in diesem Kabinette aufbewahrt werden, erwähnen, so kann doch wohl kein Kabinet einen so zahlreichen Vorrath von den Ueberbleibseln der ältern deutschen und niederländischen Meister aufzeigen. So grossen Dank es übrigens verdient, dass diese von Paul von Praun gesammelten Schätze als ein Fideicommiss von der Familie bisher heilig erhalten worden sind, so ist es dennoch Schade, dass eine so vollkommene Anlage nicht bis zur gänzlichen Vollendung ausgeführt, und auf die neuern Zeiten fortgesetzt worden ist! Die Sammlung der geschnittenen Steine in diesem Kabinet beträgt 1163, unter welchen 80 *en relief* gearbeitet, 111 in Gold gefasst und 13 neuere sind. Hr. *v. Murr* hat sie, mit Beyseitsetzung des davon vorhandenen Katalogs, in dieser Beschreibung nach der Mythologie und Geschichte geordnet, und die Beschreibung mehrerer einzelnen Steine mit Bemerkungen und Erklärungen begleitet, deren genauerer Beurtheilung wir aber, da die Steine nicht durch Abbildungen vorgelegt worden sind, uns nicht unterziehen können. Zuverlässig würde die Daktyliothek mit der Abbildung derselben, von welchen Lippert und Stosch mehrere Abdrücke erhalten haben, nicht allein wegen mancher Seltenheiten unter denselben, sondern auch wegen der zahlreichen verschiedenen Vorstellungen der mythologischen und historischen Gegenstände, einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs erhalten. Ob der Stein Nr. 791., auf welchem *Lippert* die Köpfe des *Ptolemaeus Evergetes* und der *Berenice* und des *Ptolemaeus Philopator* und der *Arsinoe* erblickte, nach Hr. *v. M.* Meynung wirklich die Köpfe des *Caligula* und seiner drey Schwestern, *Julia*, *Agrippina* und *Drusilla* vorstelle? Eben so wenig können wir uns über die Münzsammlung verbreiten, welche 3797 Münzen in Gold, Silber und Bronze in sich fasst, weil nur die Gold- und Silbermünzen, unter welchen ein *Johannes* in Gold und einige Münzen von *Agrigent* und *Nagidus* in Silber die merkwürdigsten sind, beschrieben, die Münzen in Bronze, von welchen wir die drey *Othone* genauer angezeigt wünschten, aber nur nach der Anzahl angegeben sind. Die dieser Beschreibung des Praunischen Kabinets beygefügten sieben Kupfer enthalten: 1) die Abdrücke der persischen geschnittenen Steine, die Hr. *von Murr* selbst erklärt hat; 2) die Abdrücke der arabischen Siegel, deren Erklärung von Hn. Prof. *Tychsen* zu Rostock gegeben ist; 3) das Bildniss Paul von Prauns von Lorenz Strauch und Joh. Nussbiegel; 4—7) die dem Paul und Heinrich von Praun zu Bologna gesetzten Monumente.

PARIS: *Le Dot de Suzette*, ou *Memoires de Madame de Senneterre, écrites par elle même.* 1798. 280 S. 12.

BREMEN, b. Wilmans: *Suschen's Ausfteuer*, oder *Geschichte der Frau von Senneterre; von ihr selbst erzählt.* 1799. XVI. u. 228 S. 8.

GOSLAR, b. Kircher: *Suschen's Ausfteuer*, oder *Geschichte der Gräfin von Senneterre, von ihr selbst erzählt.* Aus dem Französ. übersetzt von *Dusable* und *Waders*. 1799. XX. u. 180 S. 8.

Der französischen und englischen Lesewelt geht es nicht besser als der deutschen; bis zum Missbrauch benutzt man ihre Vorliebe zu romantischen

Dich-

Dichtungen, und ihre Begierde, immer neue Nahrung für diesen Heifshunger zu erhalten. Menge und Güte stehen dabey natürlich in sehr ungleichem Verhältnisse; und nur selten hebt sich ein neues Erzeugnifs dieser Art über das Mittelmäfsige, noch seltner bis zum Vortrefflichen. Mit der Ungenügsamkeit der Leser hält denn auch gewöhnlich die der Autoren in so fern gleichen Schritt, dafs diese den Faden der Geschichte so lang als möglich ausspinnen, und sie durch mehrere Bände fortführen, so leicht sie sich auch auf einen einzigen hätte einschränken lassen. Desto mehr Verdienst also, wenn ein neu erscheinender Roman von Seiten des Werths sowohl als des Umfangs die Sitte des Tages verläfst; und dies thut die gegenwärtige sehr interessante und geschmackvoll eingekleidete kleine Geschichte in einem vorzüglichen Grade. Bey der Anlage derselben ging der ungenannte Vf. von der Absicht aus, die Grenzlinie zu ziehen, wo Dankbarkeit als Gefühl sich von Dankbarkeit als Pflicht unterscheidet, oder jene vielmehr in diese übergeht. Handlungen, Situation und Charaktere sind zu dieser Absicht, zur Hervorbringung und Festhaltung des Interesse, sehr gut gewählt und gezeichnet; Feinheit des Geschmacks und der Empfindung entdeckt man überall; auch ist das Gemälde der heutigen Sitten Frankreichs lebhaft und treffend. Dort hat man diesen kleinen Roman mit ausgezeichnetem Beyfall aufgenommen; und dafs er auch in Deutschland Aufmerksamkeit erregt habe, beweiset die so bald erschienene zwiefache Uebersetzung. Die erste von beiden ist mit einer kurzen Vorrede begleitet, worin der Werth dieser Dichtung näher bestimmt, und gesagt wird; dafs der Uebersetzer sich bemüht habe, *auch der* Schreibart des Originals und dem ganzen anziehenden Charakter der Darstellung die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die zweyte ist die gemeinschaftliche Arbeit eines Franzosen und eines Deutschen; und der letzte sagt in einer ziemlich weitläuftigen Vorrede, das Gewand, worin dieser Roman hier erscheine, habe sie eigentlich seinem werthen Freunde und gelehrten Gehülfen, Hn. *Dufable*, zu verdanken; er habe es ihr nur ein wenig angepafst. Und von dieser nöthigen Nachhülfe möchten sich wohl manche Spuren finden, und eben so viele, dafs sie oft da, wo es noch nöthig war, unterlassen, als dafs sie hie und da geschehen ist. Welches Gewand von beiden sich am besten und leichtesten anschmiege, wird sich schon aus folgender kleinen Probe beurtheilen lassen; auch in dem äufsern Gewande hat die Bremische Uebersetzung viel voraus:

Erste Uebers. S. 116.

„Ich habe Ihnen zu viel gethan, sagte mir die Frau vom Hause leise ins Ohr, indem sie mich in den Speisesaal führte; aber ich will schon Alles wieder gut machen, und mir Ihre Freundschaft erwerben; denn Sie sind so recht nach meinem Sinn." „Ihre Freymüthigkeit war mir so angenehm, dafs sie mich wieder in eine leichte und unbefangene Stimmung versetzte. Am Tische gab sie mir einen Platz zwischen sich und dem jungen Berechner des Verstandes von Hn. Cheur. Dieser junge Mensch bewies die gröfste Aufmerksamkeit gegen mich, und sah mich jedesmal lächelnd an, wenn die grofse und hagre Dame ihn anredete. Ich sah wohl, dafs sie verlangte, er solle sich blos mit ihr ins Gespräch einlassen, und dafs er sich ein boshaftes Vergnügen daraus machte, sich mit mir allein zu beschäftigen. Ich kann nicht leugnen, dafs ich an dem Verdrufs dieser Dame meine geheime Freude hatte, da sie nebst der Bacchantin die zudringlichste bey der Einweihung in diesen Orden gewesen war, die man vor Tische mit mir vorgenommen hatte."

Zweyte Uebers. S. 92.

„Sie sind berechtigt, mir Vorwürfe zu machen, raunte die Frau vom Hause mir traulich zu, indem sie mich in den Speisesaal führte, aber ich bin erbötig, alles gut zu machen, alles zu thun, um Ihre Freundschaft zu verdienen; Sie sind so ganz nach meinem Geschmack. Ihre Offenherzigkeit gefiel mir, sie gab mir Gegenwart des Geistes wieder. Ich erhielt meinen Platz zwischen ihr und dem Jünglinge, welcher den Verstand meines Gemahls berechnen wollte. Letzteren widmete mir seine vorzügliche Aufmerksamkeit, und so oft die grofse hagre Dame ihn anredete, sah er schmunzelnd nach mir. Ich merkte bald, dafs sie verlangte, er solle sich mit ihr allein beschäftigen, und der schlaue Jüngling absichtlich nur auf mich bedacht war. Der Verdrufs dieser Frau machte mir inniges Vergnügen, weil sie nächst der Bachante bey der mir zugefügten Beschämung die ungezogenste war."

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in der v. Kleefeldschen Buchhandl.: *Kleiner Hausbedarf für Frauenzimmer, um glücklich zu werden;* in unterhaltenden Erzählungen und Aufsätzen. 1798. IV. u. 224 S. 8.

Die Auswahl der Aufsätze entspricht dem Titel; und es wird in einem Hause wohl stehen, wo eine solche Lectüre zum *Bedarf* der Frauenzimmer gerechnet wird.

Bremen, b. Wilmans: *Sittenlehre in Beyspielen für Bürger und Landleute.* Gesammelt und zum Druck befördert von *Joh. Pet. Ludw. Snell*, Pfarrer zu Dachsenhausen. *Zweyter Theil.* 1798. 280 S. 8.

Der erste Theil dieses für den Bürger und Landmann so nützlichen Lesebuchs, erschien im J. 1795. Mit dem zweyten schliefst sich diese aus allerhand Büchern mit Verstand gemachte Auswahl von Beyspielen. Reine Moral und ein faslicher, herzlicher Vortrag machen das Buch sehr empfehlungswürdig.

Halle, Leipzig u. Frankfurt, b. Dreysig: *Pythia, oder Aufschlufs einiger geheimen Wissenschaften, sich die Zukunft zu enthüllen.* Nebst *einer Sammlung Rätzel* (Räthsel). Von S. 65 bis 118. 8. (4 gr.)

Diese Pythia ist, wie auf dem Titel hätte angezeigt werden sollen, der *zweyte Theil* des in der Verlagshandlung erschienenen sogenannten *Gesellschafters*, mit welchem sie in der Seitenzahl fortläuft. Sie liefert unter der Benennung von *Orakeln*, vier bekannte Wahrsagerspiele, als einen Beytrag zum geselligen Vergnügen, für solche, die sich die Zeit

auf keine unterhaltendere, die Gesundheit des Körpers und des Gemüths befördernde Weise, verkürzen können. Da diese Spiele in blos mechanischen Operationen mit Zahlen und Buchstaben bestehen; so verlieren sie alles Interesse, sobald ihr Mechanismus bekannt ist, welchen kennen zu lernen, doch das einzige Interesse ist, das sie Gesellschaften, die keine Kinder oder noch ganz ungebildete Menschen sind, gewähren können; überdies dürften sie auch blos für den, welcher das Orakel macht, beschäftigend, für die übrigen Zuschauer aber höchst langweilig seyn, da die Rechnungsoperationen, besonders für solche, denen sie nicht ganz geläufig sind, viele Zeit erfodern. Angehängt sind 134 Räthsel in Reimen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Rostock*, gedruckt b. Adlers Erben. *Neue Ideen zur Begrenzung der einzelnen Gebiete des Naturrechts, so wie zur genauern Bestimmung der wichtigen Lehre von dem Eigenthumsrecht überhaupt.* Von M. *J. D. Westphal.* 1797. 31 S. 8. (4 gr.) Diese neuen Ideen sind höchst elende Ideen. In der sogenannten genauern Bestimmung der Lehre vom Eigenthumsrecht, welche dieses Productchen eröffnet, findet sich auch nicht ein einziger Gedanke, der auch nur von einem halbgesunden Kopfe zeugte. „*Eigenthumsrecht* ist dem Hn. M. S. 20. *das Recht auf die beliebige Erwerbung und Anwendung aller Sachen der ersten Nothwendigkeit und des Luxus, insofern sie kein ausschliefslicher Gegenstand des bürgerlichen Erwerbs, der bürgerlichen gemeinschaftlichen Verwaltung und der bürgerlichen Policey sind.*" Der ganze Aufsatz besteht übrigens aus lauter unbeschreiblich elendem Gewäsch über den Luxus, das Pferdehalten, über den Tobak und Branntewein und andere dergleichen Dinge, die sich wundern werden, wie sie in eine Lehre von dem Eigenthumsrecht zusammengekommen sind. „*Der Puder*, sagt der Hr. M. S. 16. *ist der eigentliche Gegenstand der Policey; er ist ein Mifsbrauch gegen die unveräufserlichen Rechte der Menschheit.* Nach des Hn. M. Meynung darf man sich nicht wohl Pferde halten. Denn, meynt er, wenn alle die es könnten, sich Pferde hielten; so würde dies so viel Futter kosten, — dafs die armen Taglöhner verhungern müssten. Die Ideen zur Begrenzung der einzelnen Theile des Naturrechts, welche vier Blätter einnehmen, beweisen ebenfalls ein *insanabile caput*. Am Schluss wird uns ein Buch: über die Völkerverträge der Griechen, versprochen.

TECHNOLOGIE. *Berlin*, b. Oehmigke d. jüng.: *Der neueste deutsche Stellvertreter des indischen Zuckers;* oder der Zucker aus Runkelrüben, die wichtigste und wohlthätigste Entdeckung des 18ten Jahrhunderts. 1799. 44 S. 8. Der *Rohrzucker* war schon den Alten bekannt, denn Plinius sagt in des 12ten Buchs 8ten Kap. seiner Naturgeschichte, dafs auch Arabien das *Zuckerrohr* liefere, vorzüglich aber Indien. Man betrachtete ihn als ein Honig, das aus Schilfrohr genommen wurde, weifs wie Gummi, unter den Zähnen zerbrechlich, ohngefähr von der Gröfse der Haselnüsse, übrigens blos zum medicinischen Gebrauch bereitet sey. Der inländische Zucker war indessen blos das *Honig*, und späterhin der Saft aus den *Mohrrüben*. Marggraf war der erste, der aus dem Safte der rothen Rüben einen schönen und weifsen Zucker bereitete; da er aber höher als der indische zu stehen kam, so blieb es blos bey dem Gebrauche des zur Honigdicke eingekochten Saftes jener Pflanze, der auch hie und da die Stelle des wirklichen Zuckers vertrat. Nach Stiftung des nordamerikanischen Freystaats versah man denselben mit Zucker aus dem *Zuckerahorn*. Der Hr. Oberforstmeister von Burgsdorf fing auch in den preufsischen Staaten an, jenen Baum anzubauen und Hr. Prof. Hermbstädt hat wirklich schon daraus, so wie aus einigen andern Ahornarten (*Acer Platanoides* und *Acer Pseudoplatanus*) einen schönen weifsen Zucker bereiten können; nur ist es schwer, diesem Zucker allen Nebengeschmack zu benehmen. Hr. Braumüller versuchte den Zuckerstoff aus dem Weizen im Grofsen abzuscheiden, welches ihm auch sehr gut gelungen ist. Das Fabricat ist indessen ein blofser Syrup. Das gröfste Verdienst hat sich ohnstreitig der Hr. Director *Achard* erworben, indem er die Entdeckung machte, dafs auch der sogenannten *Runkelrübe* (*Beta vulgaris* Linn.), die jetzt vorzüglich in der Gegend von Halberstadt gebauet und bisher nur zum Viehfutter angewandt worden ist, vermöge ihrer im reichlichen Maafse vorhandenen Zuckertheile, ein, in jedem Betracht den gewöhnlichen ersetzender, wohlschmeckender und mit keiner grofsen Mühe darzustellender Zucker, bereitet werden kann, der in Rücksicht des Preifses bey weitem wohlfeiler, und in der Gestalt eines Syrups sowohl, als in fester kryställinischer Form, geliefert werden, und dessen Verfertigung im Grofsen schlechterdings kein wesentliches Hindernifs in den Weg kommen kann. Diese Rüben, die man in England *Turnips* nennt, übertreffen an Gröfse alle gewöhnliche, laufen in einer abgestumpften Spitze zu, sind äufserlich hellroth, auf dem Schnitte aber gelblich weifs; der Geschmack ist äufserst süfslich, zuletzt grell und ekel. Auch Hr. Prof. Klaproth hat an diesen Versuchen Theil genommen und Achard hat dessen Gutachten seiner Schrift über den Rübenzucker, die er dem Könige überreichte, beygelegt. Beym Versuche wurden 25 Stück Runkelrüben, die 32 ½ Pfund wogen, von der äufsern Rinde befreyt, kleingestampft und ausgepreist. Nachdem der Rückstand noch einmal mit kochendem Wasser ausgezogen war, erhielt man in allem 19 ¼ Pfund Saft. Dieser wurde in einem zinnernen Kessel bis zur Honigdicke, bey gelindem Kochen, abgeraucht; wobey sich von selbst die Unreinigkeiten, die noch im Saft enthalten waren, abschäumten, welches dem Eyweifsstoff der Runkelrüben zuzuschreiben ist. Dieser eingedickte Saft wurde nun bey noch langsamerm Feuer bis zur Trockne abgeraucht, und gab dann gestofsen, ein trocknes sehr hellbraunes Pulver, das wenig oder gar keine Feuchtigkeit anzog, ohne Nebengeschmack, sehr süfs war, und 2 Pfund 6 Loth wog. Also gaben 32 ½ Pfund rohe Rüben 2 Pfund 6 Loth rohen Zucker. Nachdem der rohe Zucker in Alkohol digerirt, die Flüfsigkeit filtrirt, der Rückstand mit Weingeist ausgesüfst, und bey gelindem Feuer derselbe wieder abgeraucht war, betrug der erhaltene ganz reine weifse Zucker so viel an Gewicht, dafs man im Durchschnitt auf 100 Pfund rohe Rüben 8 Pfund reinen Zucker rechnen konnte. Nicht jede Cultur macht aber wie hier angegeben wird, diese Rübe zum Zuckergeben geschickt, und es ist diese Cultur eine Erfindung des Hn. Achard, mit der er 15 Jahre beschäftigt gewesen ist, und die er deshalb noch als ein Geheimnifs für sich behält, welches auch in Betracht der vielen darauf verwendeten Kosten, nicht unbillig zu seyn scheint. Auf 180 Quadratruthen Land sind 11 Centner oder auf 1 Quadratmeile 16756 Centner 70 Pfund Zucker zu rechnen, woron das Pfund höchstens 5 bis 6 gr. zu stehen kommt. Die Erfindung ist in der That, falls sie sich in der Ausführung im Grofsen bewährt, sehr wichtig und wohlthätig, wenn auch der Superlativ auf dem Titel, den vielleicht der Verleger angebracht hat, als eine Anmafsung über den Rang der Erfindungen unsers Jahrhunderts *bravo* genug abzurtheln, belächelt werden müsste.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. April 1799.

MATHEMATIK.

PARIS, A l'Imprimerie de la Société Typographique des Trois Amis: *Traité de la Sphère et du Calendrier*, par M. *Rivard*, Professeur de Philos. en l'Univers. de Paris. *Cinquième Edition*, revue et augmentée par *J. la Lande*. An. VI. (1798.) 238 S. gr. 8. nebst 3 Kupfertafeln. (1 Rthlr.)

Da eine ausführliche Anzeige dieses schon 1743 zum erstenmal herausgekommenen deutlichen, gründlichen und nützlichen Werks aufser den Grenzen unserer Blätter liegt; so begnügen wir uns kürzlich anzugeben, was Hr. *la Lande* bey dieser neuen Ausgabe hinzugesetzt hat. Dies besteht, aufser mehrern Verbesserungen in dem Verzeichnifs der Länge und Breite verschiedener Städte, in einer Tafel, welche von 5 zu 5 Tagen zeigt, wie viel eine nach mittler Zeit gehende Uhr (wie unsere gewöhnliche Uhren alle sind) in dem Augenblick des wahren Mittags zeigen müsse, und in einigen Erklärungen in der Abhandlung vom Kalender. Namentlich erklärt er sich in Ansehung des republikanischen Kalenders in einem beygelegten Blatte folgendermafsen: Er, la Lande, habe dem Deputirten Romme im Herbst 1793 *einen* regelmäfsigen Kalender übergeben, bey welchem die Einschaltung eine regelmäfsige beständige Form bekommen hätte, allein Romme habe alles durch den 3ten Artikel des in la Lande's Abwesenheit gegebenen Decrets verdorben, Kraft dessen das Jahr jedesmal mit der Mitternacht anfangen solle, mit welcher der Tag des wahren Herbstäquinoctiums für das Pariser Observatorium beginnt. Dadurch wurde es nämlich, weil der Anfang des Jahrs nicht mehr, wie in dem Gregorianischen Kalender von gleichförmigen Einschaltungen, sondern von einer wirklichen Himmelsbegebenheit abhängig gemacht wurde, die bald auf diesen bald auf einen andern Tag des Gregorianischen Kalenders treffen konnte, sehr erschwert, und wenigstens nur Astronomen von Profession möglich, für entfernte Zeiten den republikanischen Kalender mit dem Gregorianischen zu vergleichen. Zwar wurde la Lande im Herbst 1795 in das *Comité d'Instruction* gerufen, um ein neues Decret aufzusetzen, allein die Kalender waren schon gedruckt, und die Unordnung würde durch eine abermalige Aenderung nur zugenommen haben. La Lande begnügt sich daher hier blofs das Jahr 7 der Republik mit dem Gregorianischen Kalender zu vergleichen, und bis zum 25sten Jahr der Republik den Anfang der republikanischen Jahre nach dem Gregorianischen Kalender anzugeben, und stimmt darin genau mit dem überein, was Hr. *Wurm* in dem 5ten Heft des *Hindenburgischen* Archivs für das 1ste Jahrhundert der republikanischen Zeitrechnung bestimmt hat.

EISENACH u. HALLE, b. Gebauer: *Der Astronom, oder compendiöse Bibliothek des Wissenswürdigsten aus den gesammten astronomischen Wissenschaften.* Heft I. Text. Heft II. Kupfer. 1797. 8. (12 gr.)

Dieser Astronom gehört nicht mit unter die Abtheilung der angewandten Mathematik, sondern er ist in dem, bey der 5ten Unterabtheilung jener Wissenschaft, vollständig dargelegten Plane, aus guten Gründen, auf eine eigene, für sich bestehende Abtheilung verwiesen worden. Eben so hat man auch hier von dem Plane, in der compendiösen Bibliothek blofs geordnete Auszüge, kurz, deutlich und vollständig, im wesentlichen aus *neuen Schriften*, zu liefern, etwas abgehen müssen (es sind hier vornehmlich *Bugge Observ. Astronom.* Havniae 1784 gebraucht worden), indem bey den mathematischen Wissenschaften, wegen ihres strengen Zusammenhanges, nothwendig für den Nichtgelehrten, eine Grundlage gegeben werden mufs, durch die ihm erstlich die beabsichtigten Auszüge verständlich, lehrreich und folglich brauchbar werden können. Diese nöthige Grundlage für den blofsen Liebhaber der Astronomie sollte dann auch der Gegenstand der erstern Hefte des Astronomen seyn, und sie ist wirklich so glücklich und zweckmäfsig bearbeitet, dafs man sie in dieser Form, in keinem astronomischen Buche vorfindet. Vornehmlich ist auf eine sorgfältigere Entwickelung der Elemente dieser Wissenschaft Rücksicht genommen worden, wie sie dem denkenden Kopfe Bedürfnifs ist, um am leichtesten die schnellsten und sichersten Fortschritte zu machen. So sind hier nicht nur, wie in jedem astronomischen Lehrbuche, die am Himmel angenommenen Puncte und Kreise angegeben, sondern es ist, was man nirgends findet, gezeigt worden, *wie* man dazu gekommen, gerade auf diese Puncte und Kreise die Bestimmung der Lage der Himmelskörper zu beziehen. Eben so findet man hier die Haupterfoderniffe einer guten Sternwarte, durch eine kurze Beschreibung der Kopenhagner, mit dem nöthigen Grund- und Aufrifs. Ueber die Fernröhre ist in gröfster Kürze und Vollständigkeit alles Wissenswürdige so gemeinfafslich als gründlich, selbst mit Zuziehung der Buchstabenrechnung, vorgetragen, und ebenfalls mit Figuren erläutert worden. Besonders ist von den achromatischen Fern-

röhren alles mit gröfster Genauigkeit beygebracht, was bis jetzt davon bekannt ist, und man darf nach diesem Anfang erwarten, dafs künftig auch von den Spiegelteleskopen, besonders nach den Herschelschen Vervollkommnungen derselben, das nöthige nachgeliefert werden wird. Mittelst der hier gegebenen Anleitung, werden viele Liebhaber in den Stand gesetzt werden, sich taugliche Werkzeuge anzuschaffen, oder mit ihren bisherigen gehörig umzugehen. So wie in diesem Hefte schon die Beschreibung und Abbildung des schönen Kopenhagener Passageninstruments beygefügt worden, so sollen auch künftig die Kopenhagener Instrumente vornehmlich deshalb beschrieben werden, weil sie bey der gröfsten Sparsamkeit in Ansehung der Kosten, doch die gröfste, bis jetzt gekannte Vollkommenheit haben. — Ein nicht geringeres Verdienst würde sich der Vf. gewifs noch dadurch erwerben, wenn er seinen Liebhabern der Sternkunde auch noch eine Beschreibung der herzoglichen Sternwarte zu Seeberg bey Gotha, und besonders des daselbst befindlichen Ramsdenschen Mittagsfernrohrs, als des vollendetsten Kunstwerks, mittheilen wollte und könnte. Der eigentliche Inhalt des ersten Hefts ist: die Erscheinung des Weltgebäudes; Eintheilung der Himmelskugel; Bestimmung der Lage im Weltraum. Die Erde als Schauplatz des Weltgebäudes. Ihre Gestalt, Bestimmung der Lage auf ihrer Oberfläche. Von astronomischen Beobachtungen. Ort und Werkzeuge zum Beobachten. S. 49. wo von der Vergröfserung der Fernröhren die Rede ist, sagt der Vf.: „Man darf daher von einem Fernrohre, das z. B. funfzigmal vergröfsert, ja nicht erwarten, dafs man den Mond dadurch funfzigmal breiter, als mit blofsen Augen sehen werde, sondern, da die mittlere Entfernung des Monds von der Erde, in runder Zahl, 50000 geographische Meilen ist, und man ihn durch das Fernrohr funfzigmal näher sieht, so wird man ihn eben so grofs sehn, als er dem blofsen Augen erscheinen würde, wenn er nur 1000 Meilen von der Erde entfernt wäre.“ Wir bemerken hiebey, dafs wir ja alsdann wirklich den Mond funfzigmal breiter sehen würden, als bey seiner gegenwärtigen Entfernung, und dafs es folglich keine unzulässige Erwartung ist, wenn jemand glaubt, ein Fernrohr das funfzigmal, versteht sich in der Lineardimension, vergröfsert, müsse ihm auch den Mond, oder wenn er ihn nicht ganz übersehen könnte, doch einzelne Theile funfzigmal breiter, als ohne Fernrohr, darstellen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Erlangen, b. Palm: *Predigten zur Beförderung eines reinen moralischen Christenthums*, von Dr. *Christoph Friedrich Ammon*, Lehrer der Theologie und Universitätsprediger zu Göttingen. *Erster Band.* 1798. 299 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Diese Sammlung enthält mehrere Predigten, die wegen der natürlichen Ordnung, wegen der Fülle der Gedanken, wegen des kräftigen Ausdrucks vortrefflich sind, und einige Kleinigkeiten abgerechnet, durchaus musterhaft genannt zu werden verdienen. Hieher gehört die fünfte: *Gerechtigkeit ist nur der Anfang menschlicher Tugend:* über Matth. 18, 23—35. Die sechste: *Von der Rangsucht* über Luc. 14, 7—11. Die vierzehnte: *Von der Neugierde* über Apost. Gesch. 17, 19—21. Einige andere haben ganze Abtheilungen oder doch grofse Stellen von einem vorzüglichen Werthe, wie z. B. die zehnte: *Warum eine fortschreitende Geistesbildung so oft körperliche Schwachheiten zur Folge hat*, über 2. Cor. 12, 7—9. Die zwölfte: *Moralische Betrachtungen über den nahen Frühling*, über Ps. 104, 27—31. Die dreyzehnte: *Was uns obliegt, um dem Geiste Christi einen gröfsern Einfluss auf den Geist unsers Zeitalters zu verschaffen*, über Röm. 8, 8 u. 9. — Rec. bekennt, diese und noch einige andere mit grofsem Vergnügen und mit wahrer Erbauung gelesen zu haben. Bey diesem Lobe ist er sich einer desto gröfsern Unparteylichkeit bewufst, da er eben so freymüthig gestehen mufs, dafs er die ersten vier Predigten dieser Sammlung und noch zwey oder drey andere mit fast ganz entgegengesetzten Empfindungen gelesen hat. Da einem Manne, wie Hr. *A.*, mehr daran gelegen seyn mufs, dafs man seine Arbeiten mit Aufmerksamkeit lese und sie nach Gründen beurtheile, als dafs man sie mit allgemeinen Lobsprüchen abfertige; so wollen wir, ohne eine andere Zurückhaltung, als welche die Humanität anräth, die Ursachen angeben, warum uns ein nicht unbedeutender Theil dieser Predigten mifsfallen hat. Erstlich ist die Disposition derselben bey weitem nicht genug *logisch genau*, welches doch nach S. 2. der Vorrede einer ihrer Hauptvorzüge seyn soll. Wie können Dispositionen *logisch genau* heifsen, wo bey der Eintheilung blofs auf das Subject des Hauptsatzes, nicht aber auf das Prädicat Rücksicht genommen wird, wie dieses gleich in der ersten Predigt geschehen ist: *Die tugendfördernde Lehre des Christenthums vom heiligen Geiste*, wo in den drey Theilen die Lehren des Christenthums vom heiligen Geiste namhaft gemacht werden. In der Ausführung wird hier freylich der Fehler verbessert. Nicht so in Nr. 3., wo sich ein in mehrern Predigten wieder vorkommender Verstofs findet: dafs nämlich der 2te oder 3te Theil wieder der Hauptsatz ist, und die beiden ersten Theile Nebenfragen oder Nebensätze abhandeln. Wer sieht nicht den Mangel logischer Genauigkeit in folgender Disposition: *Wie viel die Religion der Vernunft durch die Ueberzeugung gewinnt, dafs Jesus Christus ein göttlicher Gesandter ist:* 1) Was ist denn eigentlich ein göttlicher Gesandter? 2) Jesus Christus besitzt diese Würde im höchsten Grade; 3) unsere Vernunftreligion mufs dadurch viel gewinnen. Auch ist es gewifs mit einer guten Disposition unverträglich, dafs in der neunten Predigt: *über die moralischen Wirkungen des Gebets* im ersten Theile: Zweifel gegen das Gebet widerlegt werden, welche aber durchaus nicht die moralischen Wirkungen desselben, sondern die Möglichkeit der

eigent-

eigentlichen Erhörung betreffen. — Ferner herrscht in mehrern dieser Predigten, eine, bey einem akademischen Lehrer, der so viel in der wissenschaftlichen Religions- und Sittenlehre gearbeitet hat, merkwürdige Unbestimmtheit und Verwirrung der Begriffe. Die auffallendsten Beyspiele liefern die erste und vierte Predigt. In der ersten wird vom heiligen Geiste und dem Geiste Gottes wo möglich noch unbestimmter als in der Schrift selbst geredet. Schon im Eingange S. 8. werden Beschreibungen von ihm zusammengesetzt, die gar nicht zusammengehören. „Wem verdanken wir diese Vorzüge anders, als dem *Geiste der Freyheit*, den Jesus durch seinen Unterricht verbreitete; als dem *unsichtbaren Lehrer, der seine Schüler in alle Wahrheit leitete*, als dem *Geiste der Liebe*, der mit *Jesu und dem Vater Wohnung bey uns machen will!*" Man höre aber ferner in der Abhandlung selbst: „Nach der Lehre des Christenthums ist *Gott nicht allein ein Geist, sondern auch ein weiser und heiliger Geist*. Jesus nennt ihn den heiligen Vater, *von dem der Geist der Wahrheit ausgeht*. — — Da unser endlicher Verstand die Grösse der Gottheit nicht zu umfassen vermag, sondern eingeschränkt auf einzelne Begriffe und Vorstellungen, die unendlichen Kräfte und Vollkommenheiten des Ewigen einzeln zu erforschen gedrungen ist; so trennt auch die Schrift diesen *Geist der Heiligkeit*, wenigstens für den menschlichen Verstand, von der Fülle der übrigen göttlichen Eigenschaften, und kommt dadurch unserer Schwachheit wohlthätig zu Hülfe. Er ist der Geist der Wahrheit, der vom Vater kommt; er ist der Geist der Tugend, denn die von ihm geleitet werden, sind Gottes Kinder; er ist der Geist der Majestät, denn wer ihn lästert, ist unglücklich in der Gegenwart und in der Zukunft; er ist der Geist der Religion Jesu, denn er ist der Geist Gottes und seines lieben Sohnes." — Will man noch mehr Beweis für unsere Beschuldigung? Man wird sie finden, wenn man nur weiter liefet. Denn nun demonstrirt der Vf. S. 11 u. 12. dass nur aus der Lehre (Gott sey nicht allein ein Geist, sondern auch ein weiser und heiliger Geist) als der Seele der ganzen Offenbarung, die ewige Wahrheit: *Gott ist ein Geist, und zwar ein heiliger und sittlich vollendeter Geist* in das Herz der Sterblichen übergehe. Alle Betrachtungen der Natur (auch die Betrachtung der vernünftigen Natur des Menschen?) vermöchten uns keinen Begriff von Heiligkeit und sittlicher Vollkommenheit zu geben, und unserm Herzen die Ueberzeugung zu schenken: dass nur Gott dieser heilige und sittlich vollendete Geist sey. — Wäre doch Hr. *A.* bey dem Grundsatze geblieben, den wir uns in einer seiner frühern Schriften erinnern gelesen zu haben, dass man die Lehren des theologischen Systems historisch vortragen müsse, wahrlich er würde auch auf der Kanzel mehr Nutzen damit stiften, als mit diesem Dogmatisiren und einigen der kritischen Philosophie abgeborgten Wendungen. — Ein anderes auffallendes Beyspiel von Unbestimmtheit der Begriffe, woran ebenfalls das Bestreben, das alte theologische System durch neue Philosophie aufzustutzen, Schuld zu seyn scheint, giebt die vierte Predigt; wo im ersten Theile der Glaube als der *Grund* der moralischen Besserung vorgestellt wird; und im zweyten mit deutlichen Worten gesagt ist: der Glaube könne nur aus einem reinen, *wirklich gebesserten* Herzen *hervorgehen*. Man vergleiche S. 110 u. 119. wo der Glaube des N. T. an Jesum und seine Lehre und seinen Tod erklärt wird, durch: *die lebendige und in Handlung übergehende Ueberzeugung, dass man Gott durch nichts als durch moralische Gesinnungen wohlgefallen könne*. Diese Erklärung soll auch von dem Glauben im Evangelio gelten, über welches die Predigt gehalten worden ist, wo der Vf. zum Unglück übersehen hat, dass es dort heisst: *da* nun Jesus *ihren* Glauben sah, sprach er: sey getrost u. s. w. Sehr auffallend ist auch bey unserm Vf. der ungleiche Gebrauch, den er durch diese ganze Sammlung hindurch von dem Worte *Religion* macht, das bald die eigentliche Religionslehre, bald die Sittenlehre, bald die Religiosität, bald sogar (in der, zum Theil sehr schönen, Standrede am Sarge des ehrwürdigen *Böhmers*) die mit biblischen Worten ausgedrückten Resultate aus der Lebensgeschichte des Verstorbenen bezeichnet. Ein anderer Fehler des Vfs., der oft bey Rec. den starken Eindruck, welchen einzelne Stellen auf ihn gemacht hatten, schwächte, ist ein gewisses Uebertreiben und Generalisiren dessen, was nur mit Einschränkung und in einzelnen Fällen wahr ist. Wer kann in der Predigt: *Warum eine fortschreitende Geistesbildung so oft körperliche Schwachheiten zur Folge hat*, die uns, wie wir oben rühmten, theilweise sehr stark angezogen hat, Stellen wie folgende billigen: „Der Jüngling darf nur anfangen, den Wissenschaften, die er liebt, von einem edeln Wetteifer ergriffen, seine Zeit und Kräfte zu weihen, so entfliehen auch schon allmählich die Rosen seiner Wangen, und seine jugendliche Offenheit und Munterkeit artet in Unempfindlichkeit und Blödigkeit aus. Die gebildetere Gattin darf nur anfangen über den Kreis der sinnlichen Gegenstände, die innerhalb der Grenzen ihres häuslichen Berufs liegen, hinaufzugehen, und sich wiederholt und ernsthaft, als eine Unsterbliche mit den höhern Angelegenheiten ihres Geistes und Herzens zu beschäftigen, so verschwindet auch allmählich jene Festigkeit der Organe, die dem ganzen Körper Fülle, Kraft und Blüthe giebt, und löst sich allmählich in eine unnatürliche Schwäche und Reizbarkeit auf." Weiterhin will der Vf. die göttliche Vorsehung darüber rechtfertigen, dass mit der fortschreitenden Geistesbildung so oft körperliche Schwächen verbunden sey. Da heisst es: „Durch die fortdauernde Bewegung der Denkkraft ist ein grösserer Verlust der körperlichen Stärke unvermeidlich. Allein mit ihm tritt nun auch jene Reizbarkeit der Organe und jene Feinheit der Empfindung ein, mit der unsere Sinnen die Bilder der äusern Gegenstände bey der leisesten Berührung auffassen, und zur Seele fortführen. Nun sind unsere Empfindungen reiner und unsere Gefühle schärfer; nun strö-

men sie dem Geiste von allen Seiten mit der grösten Lebhaftigkeit und Schnelle zu u. s. f.“ Wie geschwind stürzt doch das ganze Räsonnement zusammen, wenn man an die gewöhnliche Krankheit der Gelehrten, an die Hypochondrie denkt, wo oft gerade das Gegentheil von dem allen geschieht, was der Vf. hier so generell behauptet. Im Verfolg dieses Vortrags erfahren wir, dass Gott darum mit der höhern Geistesbildung körperliche Schwäche verbunden habe, weil es sonst für den Gebildeten zu wenig Verdienst wäre, tugendhaft zu seyn. Sein tägliches Wachsthum „an moralischen Kenntnissen“ müsse ein Gegengewicht in einem reizbarern, zum Bösen lockendern Körper haben, damit es nicht um seine Freyheit geschehen sey. Als ob Wachsthum an moralischen Kenntnissen gerade der Freyheit hinderlich seyn müsste, und man nicht auch in dem Studio der Jurisprudenz, der Genealogie und Chronologie, der Mathematik u. s. w. zuviel thun könnte, ohne dabey im geringsten durch eine zu grosse Tugendkraft gefährdet zu seyn, seine Freyheit zu verlieren! — Ferner haben Rec. viele Eingangsgebete durchaus nicht gefallen wollen, in welchen nicht selten dem Allwissenden eine Definition des Satzes oder der Pflicht, welche der Vf. abhandeln will, angegeben wird. Man sehe z. B. das Gebet zur fünften Predigt. Endlich finden sich nach des Rec. Meynung in diesen Predigten selbst für ein gebildetes Publicum, etwas zu viel Ausdrücke und Wendungen der Schule, z. B. Sinnlichkeit für Körper, der innere, der äussere Mensch u. a. m.

Wenn wir aller dieser Ausstellungen ungeachtet versichern, dass sich diese Sammlung von Predigten über ein Heer von andern selbst gerühmten Predigten sehr weit erhebt; so wird das niemanden wundern, welcher weiss, dass man an vorzüglichern Werken die Flecken weit eher, als an gemeiner Arbeit bemerkt.

Oldenburg, b. Stalling: *Predigten*, von *Anton Georg Hollmann*, Hauptpastor zu St. Lamberti in Oldenburg. 1798. VIII u. 388 S. 8. (1 Rthlr. 2 gr.)

An diesen Predigten (an der Zahl *funfzehn*), ist das vorzüglich zu loben, dass die Materien gut gewählt sind, z. B. *über dem Werth geläuterter Religionsempfindungen; Uebungen des Nachdenkens auf schmerzhafte Trennungen; wie grundlos und gefährlich es sey, die Schuld der Verführung ausser sich zu suchen* etc. Aber die Ausführung will dem Rec. nicht recht gefallen, und er kann sich bisweilen in den Ideengang des Vfs. nicht finden. Dass manche Perioden der Hülfe der Declamation sehr bedürfen, fühlt der Vf. selbst, wie er in der Vorrede bekennt. „Es ist mir aber (setzt er zu seiner Entschuldigung hinzu), nicht allemal möglich gewesen, dem Vollhaltigen eine andere leichtere Einkleidung zu geben; so wie es mir, da ich meine Predigten gewöhnlich aus einer ununterbrochenen Meditation niederschreibe, überhaupt schwer wird, zu verhüten, dass durch die Bemühung kurz zu seyn, nicht einzelne Stellen überladen werden.“ Vielleicht würde sich aber Hr. *H.* doch an kürzere Perioden gewöhnen können, wenn er mehrere Zeit auf die Ausarbeitung wenden wollte. Er versichert zwar, ein beträchtlicher Theil seiner Zuhörer, gehöre zu der gebildetern Classe. Aber auch diesen dürfte es schwer werden, solche Vorträge zu fassen, und nur die Hauptsachen im Gedächtnisse zu behalten. Hiernächst ist auch zu bedenken, dass der *gröste* Theil unserer Zuhörer doch immer zu der Zahl der minder gebildeten gehört, und wenn es uns darum zu thun ist, wahre Erbauung zu befördern; so müssen wir auf diese vorzügliche Rücksicht nehmen. Manche Predigten, die seit einiger Zeit im Druck erschienen sind, können als Muster empfohlen werden, wenn man sie als künstliche Reden betrachtet; aber als Predigten, als Vorträge vor einem gemischten Haufen von Zuhörern gehalten, würde sie Rec. niemals empfehlen, am allerwenigsten angehenden Predigern zur Nachahmung. — Unter diesen funfzehn Predigten hat dem Rec. die *erste: über das gegenseitige Zutrauen einer christlichen Gemeine und ihres Lehrers*, (eine Antrittspredigt,) noch am besten gefallen.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Lehren der Weisheit und Tugend, in auserlesenen Fabeln, Erzählungen und Liedern.* Ein Buch für die Jugend. Herausgegeben von *Friedr. Ludw. Wagner*, Subconrector am fürstl. Gymnasium zu Darmstadt. Dritte vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1799. 254 S. 8. (8 gr.)

Auch unter dem Titel:

Sammlung wohlfeiler Kinder-, Schul- und Volksschriften, welche durch das Urtheil der Kritiker zu diesem Zwecke bereits als brauchbar und gut anerkannt worden sind. *Erstes Bändchen.* Wagners Lehren etc.

Ueber die Brauchbarkeit dieser Fabelsammlung für Schulen hat das Publicum schon vortheilhaft entschieden. Wir zeigen sie daher blos des zweyten Titels wegen hier an, und bemerken nur, dass in der gegenwärtigen Auflage, wie uns eine angestellte Vergleichung gelehrt hat, an die Stelle der 136 und 174. Nummer, eine Erzählung mit der Ueberschrift: *Seelengröse einer Bauermagd*, und eine Fabel: *das Eichhorn, der Hund und der Fuchs*, gekommen ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. April 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Cadell u. Davies: *Observations on the western parts of England, relative chiefly to picturesque beauty. To which are added a few remarks of the picturesque beauties of the Isle of Wight. By William Gilpin*, M. A. Prependary of Salisbury, and Vicar of Boldre in New Foreſt near Lymington. 1798. XVI. u. 359 S. 8. (Mit achtzehn Kupfern in Aquatinta).

Daſſelbe Vergnügen, welches das erſte Werk dieſer Art von dieſem trefflichen Schriftſteller vor acht Jahren bey Rec. erregte, fand er volles Maſses bey der Anſicht des vorliegenden wieder. Die *Obſervations on the river of Wye* (ſ. A. L. Z. v. 1791. Nr. 58.) war des Vf. erſter Verſuch in der Beſchreibung maleriſcher Naturſcenen und in Darſtellung von Gegenden in der ſchönen und kühnen Aquatinta-Manier. Auf dem erſten Blick aber ſieht man es dem gegenwärtigen Werk an, daſs auch dieſe Kunſt ſeit dem vervollkommnet iſt. Die hier gelieferten 18 Blätter ſind theils gröſser, theils übertrifft die Behandlung derſelben die in dem frühern Werke. Keine Manier der Aetzkunſt nähert ſich der Handzeichnung mit ſo täuſchender Aehnlichkeit; keine ſtellt mit ſo Wenigem und doch mit ſo groſser Wahrheit und frappanter Wirkung, groſse Maſſen von Bergen, gebrochnen Felſen, Waſſerflächen, Ruinen und Baumgruppen dar. In mehrern dieſer Blätter aber hat der Künſtler mit vielem Glück auch kleinere Gegenſtände im Mittelgrunde darzuſtellen gewagt. Kühn und voll Kraft hebet ſich der Vor- und Mittelgrund dieſer Landſchaftsgemälde hervor, und die Ferne entſchwindet dem Auge gleichſam in einem dämmernden durchſichtigen Nebelduft. — In dem literariſchen Theil dieſes ſchönen Werks zeigt ſich *Gilpin*, wie in ſeinen übrigen Werken ähnlichen Inhalts (wovon dem Schluſs dieſes Buchs ein Verzeichniſs angehängt iſt), als gefühlvoller und richtiger Beobachter von Naturſcenen, als geſchmackvoller Landſchaftszeichner und Beurtheiler dieſer Kunſt, als unterrichteter Gelehrte und unterhaltender Schriftſteller. Die folgenden wenigen Aufsenlinien werden nur einen ſchwachen Begriff von dem höchſt mannichfaltigen und lehrreichen Inhalt des Werks zu geben vermögen. — Die Reiſe durch *Surrey* hebt bey *Epſom* und *the Oaks*, einem Jagdhauſe des E. *Derby*, welches wie ein Feenſchloſs aus den einſamen Umgebungen ſich erhebt, an. In dieſer Gegend wächſt der Buxbaum in groſser Menge wild, und erreicht, etwa bis zum 50ſten Jahr ſeines wachſenden Alters, eine Höhe von 15 Fuſs und die Dicke eines Mannesſchenkels. — Reizende Villa des Hn. *Lock*, *Norburypark* mit ihren pittoresken Anſichten, geſchmackvollen Gebäuden und reichen Kunſtſammlungen; *Gilpin* rügt hier die Ausartung der Plaſtik in Darſtellung nach dem Leben colorirter Figuren, beſonders in Wachs. *Guilford*, *Farnham*, *Winchester*, *Salisbury*. Die Domkirche in der letzten Stadt, iſt das ſchönſte und kühnſte Stück gothiſcher Architektur in England. Das genaueſte Ebenmaſs und die gröſste Harmonie und Simplicität herrſcht in allen Theilen des Innern; nur hatte es durch modernen Malerputz viel verloren, welcher den Charakter des Ganzen entſtellte und den man wieder wegzuſchaffen bemühet war. Die Kirche beſitzt auch moderne Glasmalereyen von Werth, nach S. Joshua Reinolds Zeichnungen. Der Vf. hält hierbey dem *guten* und reinen gothiſchen Stil eine Lobrede; „aber „freylich, ſetzt er hinzu, haben die fünf Säulenord„nungen alles in der Kunſt ſo deſpotiſch an ſich ge„riſſen, daſs man für einen Ketzer in der Baukunſt „würde verſchrieen werden, wenn man ſich ihren „Geſetzen widerſetzte. Allerdings müſſen jeder Kunſt „ihre Grenzen durch Geſetze vorgeſchrieben werden: „welche andere Geſetze aber bedarf die Baukunſt, „als die Geſetze des Nutzens, des Ebenmaſses, der „guten Verhältniſſe und der Simplicität? Ich wüſste „nicht, in welchen von dieſen Erfoderniſſen die Go„then den Römern nicht *gleich* kämen, nur in den „Ornamenten verſehen ſie es.“ Dieſes Beyfalls, den der Vf. der gothiſchen Architectur giebt, ungeachtet, iſt er kein unbedingter Anhänger derſelben: denn er tadelt weiter unten bey dem Landſitz des L. Weymouth zu *Longleat* die Neuerer in England (auch in Deutſchland in unſern Zeiten) in dem ausſchweifenden Geſchmack kleine Wohngebäude und ſogar Zimmer gothiſch zu decoriren — Gemäldeſammlung in *Langford Caſtle*. Verſchiedenheit des Verdienſtes von Claude le Lorrain und Salvator. — Die merkwürdigen Ruinen und Steinmaſſen von *Stonehenge*, in der Ebne von Salisbury, hält auch G. für Reſte aus dem Zeitalter der Druiden. Erhabenheit und Dauer iſt ihr Charakter; aber ſie gewähren von keiner Seite eine maleriſche Anſicht, wegen der verworrenen und gehäuften Lage der Felſenſtücke. Die ganze Gegend umher gleicht einem unabſehlichen Begräbniſsplatz; ein weites, ernſtes, von Menſchen, Thieren und Vegetation entblöſstes Gefilde mit Grabhügeln (*tumuli*) von verſchiedener Form und Gröſse, und von vorhiſtoriſchem Alterthum, über-

fiet. — Bey *Wilton* rügt der Vf. (und auch dieser Tadel trifft den neuern Gartengeschmack in Deutschland), die Thorheiten der Engländer in Ausstaffirung ihrer Parks: dahin gehören z. B. die Ueberladung von *Brücken* mit Pavillons, die Errichtung von Triumphbogen auf der Spitze eines Hügels, wohin sie nicht passen, sondern allenfalls als Einfahrten an ihren Platz sind. — In dem Pallast des Gr. *v. Pembrocke* zu Wilton ist bekanntlich eine der gröfsten und kostbarsten Sammlungen von antiken Büsten, Statuen und Basreliefs; aber die Anordnung könnte besser seyn. Die Zimmer sind so verschwenderisch reich verziert, dafs die Kunstwerke nur der Zimmer wegen da zu seyn scheinen, und diese die Aufmerksamkeit zu sehr zerstreuen, und von den Hauptsachen abziehen (ein gewöhnlicher Fehler der Anlagen von Mufeen dieser Art, den Hr. *Meyer* auch an dem Pariser Museum tadelt). Nicht minder grofs und schön ist die Gemäldesammlung in diesem Schlosse. Das dort befindliche grofse Familiengemälde von Vandyk's Hand, wird von dem Vf. scharf getadelt; doch scheint diese Kritik am meisten einen neuern englischen Künstler zu treffen, der dieses berühmte Gemälde zu retouchiren unternahm. Ueber die Verdienste Vandyk's als Historienmaler spricht G. hier viel zu unbedingt ab. — Der Park zu *Stourhead;* in grofsem Geschmack angelegt, an einigen Stellen aber mit zu vielen und zu prächtigen Gebäuden überladen. — Ruinen der Abtey *Glastonbury*, einer der gröfsten und ältesten in England, Mord Heinrichs VIII. an den letzten Abt dieses Klosters begangen, *Bridgewater.* Ueber den Admiral *Blake* unter Cromwells Protectorat. Seeaussicht bey *Quantochills.* Bemerkungen über die grofse malerische Wirkung des allmäligen Verschwindens eines starken Seenebels, besonders bey Darstellung einiger hier angegebenen Geschichtszüge, aus der Belagerung von Gibraltar und aus Meares Seereise. Die Aufgabe ist grofs gedacht; aber welch' einen Künstler erfodert die glückliche Ausführung derselben! — Nicht weniger wahr und schön als lehrreich sind die im 17ten Abschn. folgenden concentrirten philosophischen Bemerkungen über Malerey, und im 18ten Abschn. die Beobachtungen über die einfachen, zweckmäfsigen und wirkungsvollen Operationen der Natur in einzelnen Landschaftsansichten, und des unendlichen Abstandes solcher Anlagen, welche von der Kunst nachahmend hervorgebracht werden. — Nach der weiteren Reise durch *Cornwall* besucht G. *Plymouth-dock*, ohne sich auf eine seiner Absicht nicht anpassende trockne Aufzählung der hier befindlichen Schiffswerfte, Kanonengiefsereyen und Zeughäuser der Admiralität, einzulassen. Merkwürdiger sind ihm hier die schönen Brüche eines braunen, mit roth und blau breit geaderten Marmors. — Beobachtungen über die Wirkung des Lichts und Schattens bey einer nächtlichen Feuersbrunst besonders von Schiffen. Der Vf. kommt hierbey wieder auf die den Engländern so angenehme Erinnerung an die letzte Belagerung von Gibraltar zurück, und beschreibt den fürchterlichen Brand der schwimmenden Batterien. Ausbruch des Vesuvs v. J. 1779 nach Hamiltons bekannter Beschreibung. — Geschichte des Leuchthurms zu *Edystone;* isolirtes Leben der dortigen Feuerwärter. — Malerische Partien des Flusses *Tamer.* — — Rec. bricht hier die Aufzählung der vielen interessanten Gegenstände dieser Reisebeschreibung ab; sie würde nur eine trockne Nomenclatur werden, da ein noch detaillirterer Auszug ausser den Grenzen unserer Blätter liegt. — Um Abwechslung des Inhalts zu befördern, hat der Vf. hie und da viele historische und biographische Anekdoten, Erzählungen aus merkwürdigen See- und Landreisen, geographische Parallelen, besonders von pittoresken Gegenden anderer Welttheile, u. dergl. eingestreuet. — Nicht minder interessant als der obige Inhalt, sind die Abschnitte über die Insel *Wight.* Verschiedene wenig bekannte Erzählungen aus der Gefangenschaft des unglücklichen Carl I. auf dieser Insel. „Er lieb„te, sagt G. unter andern, die Künste leidenschaft„lich; Janes war sein Baumeister und Vandyk sein „Maler. Kein König von England hat mehr erhabe„nes Genie und richtiges Gefühl für die Künste ge„zeigt. Er war Alles, nur kein König, und die „Kunst zu regieren war die einzige, die er nicht „verstand."

Nürnberg, b. Schneider u. Weigel: *Handbuch der alten Erdbeschreibung*, zum Gebrauch der eilf grösern d'Anvillischen Landkarten, herausgegeben von D. *Paul Jak. Bruns*, Herzogl. Braunschweig. Hofrath und Professor in Helmstädt. Zweyten Bandes erster Theil. Ganz Asien. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1798. 278 u. 112 S. 8.

Ueber Plan und Ausführung dieses durch verschiedene Gelehrte bearbeiteten, und schon seit dem Anfange der achtziger Jahre erschienenen Handbuchs, ist hier der Ort nicht zu sprechen: blofs die zweyte Auflage des Theils, welcher Asien enthält, wird der Gegenstand unserer Beurtheilung. Es liefs sich erwarten, dafs Hr. B. in der Reihe von Zwischenjahren eine Menge Ergänzungen und Abänderungen sich anmerken, und bey den unterdessen gegebenen mannichfaltigen Aufklärungen einzelne Abschnitte völlig umarbeiten würde, um seine Leser mit den Fortschritten der Zeit bekannt zu machen, und ihnen ein brauchbares, obgleich in das Kurze gezogenes Hülfsmittel zum Nachschlagen zu liefern. Der Vf. spricht selbst in der Vorrede von Verbesserungen, die man auf jeder Seite entdecken würde; und in der That finden wir bey einigen Theilen von Kleinasien, bey Phönicien, und vorzüglich in der Beschreibung des gelobten Landes, häufige Berichtigungen, Zusätze, zuweilen eine völlige Umarbeitung. Aber mit den Grenzen dieser Länder fand auch der Eifer des Vfs. seine Grenzen; alle übrigen Reiche Asiens, von denen doch viele eine richtigere Bearbeitung foderten, sind von Wort zu Wort, Seite

um Seite der alten Ausgabe nachgedruckt. Diese Sorglosigkeit fällt besonders bey Indien auf, wo Hr. B. schon nach Vollendung der ersten Arbeit, einen Auszug aus *Rennell's* Werke als Anhang beygefügt hatte; und doch jetzt die Gelegenheit zur Verbesserung seines Textes völlig vernachläsigt, lieber die alten Fehler so stehen läßt, wie er sie einst niederschrieb, als daſs er die kleine Mühe übernommen hätte, die gemachten Bemerkungen in den Zusammenhang des Vortrags zu bringen. Er muſs sich gefürchtet haben, sein eignes Buch nochmals durchzulesen, sonst könnten unmöglich die Druck- und Schreibfehler der ersten Ausgabe, sogar in eigenen Namen stehen geblieben seyn, z. B. S. 150. soll der Berg Casius die westliche Grenze von Cölesyrien und der Libanon die östliche machen, welches keinen Verstand giebt, da beide Gebirge gegen Süden und Norden von einander liegen. S. 152. kommt *Zabatra* vor, welches zwar auf d'Anville's Karte steht, aber kein Ort der alten Erdbeschreibung ist; eben daselbst wird *Euphratensis* als Synonymon von *Commagene* genommen, da doch das erstere von viel gröſserer Ausdehnung war. S. 154. stand in der alten Ausgabe durch Druckfehler *Fragiza*, statt *Eragiza;* die neue Ausgabe druckt den Fehler mit ab. Bey Emesa lernen wir aus beiden Ausgaben, daſs Heliogabalus daselbst *gestorben* sey; es wird zum Ueberfluſs noch *Ammian* XXVI, 6. citirt. Unerklärbarer wird es noch, wenn man auf Stellen trifft, wo der Vf. kleine Abänderungen wirklich angebracht hat, und gleich dabey auffallende Fehler stehen läßt. Der Fall ist in der Insel Cypern. S. 17. findet man die bessernde Hand an ein paar Stellen, S. 18. hingegen wird versichert, daſs er die Insel von Morgen gegen Abend beschreiben wolle, und fängt unmittelbar darauf an, sie von Abend gegen Morgen zu beschreiben. Das gröſste Vorgebirg auf der Nordseite dieser Insel hieſs *Crommyon*, hier heiſst es in beiden Ausgaben *Ceromnyon*. Auch trifft sichs, daſs Hr. B. einen Artikel neu bearbeitet, aber vergiſst, daſs er in der ältern Ausgabe schon an einem andern Platze stand. Dadurch erhält denn der Leser den Artikel gedoppelt; wie z. B. die Inselstadt *Aradus*. Bey Phönicien der neuen Ausgabe liefert er davon eine sehr gute Beschreibung; eine andere stand aber in der ältern Ausgabe bey Syrien; dieses Land, so wie die übrigen des höhern Asiens, blieb wie es war; also kann man sich unter zwey Beschreibungen des nämlichen Orts wählen. — Gut berathen aber findet sich der Theolog durch die wirklich sehr sorgfältige Beschreibung des gelobten Landes. Selten wird er einen in der Bibel vorkommenden Ort, selbst solche nicht vermiſsen, von deren spätererer Existenz und Lage wir wenig unterrichtet sind. Eigene Lectüre, nebst der Benutzung *Bochart's*, *Reland's*, *Michaelis etc.* zeichneten diesen Abschnitt schon in der ersten Auflage aus; er ist nun durch mehreres Nachdenken, durch den Gebrauch der neuesten Hülfsmittel, noch besser und vollständiger geworden. Mit den übrigen groſsen Ländern Asiens steht aber freylich das kleine Palästina in keiner Proportion; ganz Asien enthält 17 Bogen, das gelobte Land mit Phönicien 6 Bogen. Für Theologen wäre gut gesorgt, wenn der Verleger sich entschlieſsen wollte, diesen Abschnitt von Palästine einzeln zu verkaufen. Die Ueberbleibsel alter Schreibfehler verschwinden aber auch hier nicht. S. 50. z. B. haben beide Ausgaben das *Schwarze* Meer, statt des *Todten* Meers.

Zürich, b. Orell, Gesner u. C.: *Souvenirs de mon dernier voyage à Paris.* 1797. 364 S. 8.

Ebendaselbst: *Meine letzte Reise nach Paris.* 1798. 216 S. 8. (16 gr.)

J'ai revu ce Paris, que j'avais tant aimé — sagt sich der Vf. (Hr. *Meister* in Zürch) bey seiner letzten Rückkehr von Paris i. J. 1795, und wählt diese Sentenz zum Motto seines Buchs, das, wie verschieden man auch über die innere Lage von Frankreich denken mag, nicht ohne mannichfaltiges Interesse gelesen werden wird. Er sah diesen Tummelplatz des Luxus und der fliehenden Freude des verfeinertsten Genusses wieder, und ihm folgte so manche Erinnerung des dort vormals genoſsenen Vergnügens dahin; freylich muſste er jetzt das alles anders finden. — Er schildert den *damaligen*, besonders wegen der Begebenheiten im Vendemiaire merkwürdigen Augenblick. — Ihm ist es zwar ganz recht, daſs die Welt in der französischen Revolution, eine so furchtbare und von ähnlichen Unternehmungen abschreckende Erfahrung gemacht hat; nur „beweint er, daſs ein so grausames Experiment, nicht vielmehr im entferntesten Asien oder Afrika, als in dem liebenswürdigen Lande, welches einst alle seine romantischen Träume, — die, warlich nicht mit den finstern Träumereyen jener modernen Lykurgen einstimmen, — erfüllte, gemacht ward." — Mit einem gerechten Abscheu gegen alle gewaltsame Revolutionen und ihre Folgen in Frankreich, betritt er die Grenzen. Er verkennt die Anstrengungen nicht, welche seit dem Fall Robespierre's von der Regierung gemacht wurden, um eine Ordnung der Dinge wieder einzuführen, und erklärt die letzte Constitution, bey allen ihren Fehlern, für consequenter und den Gesetzen der Gesellschaft für angemessner, als die vorigen drey Constitutionen waren; er bewundert die Kraft, welche die französischen Heere dem gegen Frankreich verbündeten Europa entgegensetzten. — Auf seiner Reise über Nancy fand er Postpferde genug; aber er muſste sich mit Geduld gegen das Warten und gegen die willkürlichen Foderungen der Postmeister rüsten. Die Wege waren gut, das Land sorgfältig bebauet; nur fehlte es bey dem groſsen Abgang des Viehes zu den Armeen an gehöriger Düngung der Aecker, woraus er eine Hauptursache (?) des damaligen Brodmangels herleitet. Der Mangel an Menschen war auf dem Lande weniger als in den Städten bemerklich, wo die Requisitionen zu den Armeen häufiger und leichter zu vollstrecken waren. Paris allein lieferte seit vier Jahren 150,000

Soldaten. — Die Spuren der Revolution ſind auf dieſem Landſtrich unſichtbar. Der Einfluſs mancher Rechtſchaffnen hatte hier gewirkt und Ordnung zurückgebracht. Armuth und Kleiderlumpen fand er auf dem Lande, wie vor dem; hier herſchte jetzt der despotiſche Ariſtokratismus der Pächter gegen ihre ſchlecht bezahlten Arbeiter und ſelbſt gegen die Städte in willkürlicher Erhöhung der Kornpreiſe (?). Das Volk in dieſen Departementern fand er gleichgültig gegen das Gelingen oder Nichtgelingen der neuen Ordnung der Dinge: an den damals zur Annahme der Conſtitution berufenen Primair-Verſammlungen nahm man nur geringen Antheil. — Die Agioteurs, Lieferanten der Armeen, Agenten des Gouvernements und Pächter, — dieſe einzige durch die Revolution bereicherte Klaſſe — ſind gerade das, was vordem die Privilegirten, Adlichen, Financiers, Kaufleute und der Theil der arbeitenden Klaſſe waren, die durch jene ihre Subſiſtenz erhielten. Bey dem Verkauf des Mobiliareigenthums der Emigranten hat das Ausland am meiſten gewonnen, die meiſten Ankäufer von National-Gütern ſind ein Gegenſtand des Haſſes ihrer Nachbaren. In den von Paris entfernten Departementern iſt die Unzufriedenheit mehr gegen den Geiſt; in den Paris näher liegenden Gegenden hingegen mehr gegen die Perſonen der jetzigen Regierung gerichtet. Daher rührte es, daſs in einer Entfernung von 40—50 Meilen von Paris faſt kein Widerſtand gegen die Annahme des Decrets wegen der Wahl des Zweydrittels des Convents zur neuen Legislatur gemacht ward. — Man verweigerte die Annahme des republikaniſchen Geldes, weil die Prieſter das Volk glauben gemacht hatte, daſs es von dem Silbergeräth der Kirchen geprägt ſey. Bey dieſer für die Sache der Revolution ſehr ungünſtigen Stimmung des Volks, lag der Erfolg derſelben hauptſächlich in der Kühnheit und Geſchicklichkeit ihrer Koryphäen und in der Schwäche, Unfähigkeit und Spaltung derer, die ſie beſtritten. Die aufgeſtellten Grundſätze und Maſsregeln der erſten bemeiſterten ſich der ſtarken Leidenſchaften; die Revolution verwundete zwar die zart empfindenden, — aber ſie ſchmeichelte den leidenſchaftlichen Seelen; ſie zerbrach manche zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung behülflichen Götzenbilder, eröffnete aber dafür den Tempel der Ungebundenheit, deren leichter und berauſchender Dienſt die Menge anlockte.

Das ſind die zum Theil gründlichen Reſultate, welche der Vf. aus ſeinen auf der Reiſe nach Paris gemachten Erfahrungen zog. — Er kommt nun nach Paris, — wo ſich freylich ſeit der Zeit ſeiner Reiſe, wie wir aus ſpätern Berichten ſehen, ſchon vieles wieder geändert hat. Hier einige von *ſeinen* Beobachtungen, deren allgemeine Richtigkeit Rec. dahin geſtellt ſeyn läſst. — Paris war verſchönert und beſonders in den Gegenden der Boulevards mit trefflichen Gebäuden neu beſetzt; einſam war beſonders die Fauxbourg St. Germain, vordem der Wohnplatz vieler Groſsen. — Vieles von Sitten und Einrichtungen ſtand mit den vorigen Zeiten, in auffallendem Contraſt. Agiotage war im vollem Gange, die Brodtheurung allgemein. Man erkannte den Geiſt der *alten* Pariſer nicht mehr, weder in ihren finſtern, mistrauiſchen, unruhigen, convulſiviſch verzognen (!) Geſichtszügen, noch in ihrem übrigen Betragen (?). Die männliche Kleidung war gröſstentheils noch im häſslichen Sansculotten-Geſchmack, die weibliche hingegen hatte an Simplicität und Grazie gewonnen; ſelbſt die braunen Perucken auf den Köpfen der Blonden, und die blonden Perucken auf den Köpfen dem Brunetten, und die Nuditäten der Arme — gefielen dem Vf. nicht übel (!). — Es folgt nun ein Gemälde von den Gaſſen, Tuillerien, geſetzgebenden Verſammlungen (daſs Boiſſy d'Anglas ſeine Reden nicht ſelbſt gemacht habe, iſt wohl eine Pariſer Verläumdung). — Friedensrichter, Adminiſtrations-Bureaux unter Robespierre. Einige gute Bemerkungen über den (von den Mächten nicht vermutheten) Einfluſs des Krieges auf den Nationalgeiſt. — Aſſignate. — Ueber das National-Muſeum der Künſte (zwar weder exact noch vollſtändig, doch leſenswerth). Schauſpiele; ein reichhaltiger und intereſſanter Abſchnitt. — Geſchichte des 13ten Vendemiaire, deren Augenzeuge der Vf. war. Die Dispoſitionen der Sectionen waren gut angelegt; aber ſie zeigten eben ſo viel Furchtſamkeit, Unbeſtimmtheit und Schwäche in der Ausführung, als der Convent mit Entſchloſſenheit und Klugheit dagegen handelte. — Mit vielem Scharfſinn hat der Vf. am Schluſs ſeines Buchs die Stimmen der verſchiedenen Parteyen über *die jetzige* Conſtitution geſammelt und mit eben ſo viel Feinheit als anziehender Einkleidung, ein Gemälde der Pariſer Geſellſchaften vor der Revolution entworfen, welches mit vielen der jetzigen Cirkel grell genug abſtechen mag.

* * *

Hannover, b. den Gebrüdern Hahn: *Chriſtliches Hand- und Hausbuch.* Oder Betrachtungen auf alle Tage im Jahre; zu Beförderung des Glaubens an Jeſus, und der chriſtlichen Gottſeeligkeit. Von *J. L. Ewald.* 4ter Th. 1798. XXXII. u. 437 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 9.)

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- Feſt- und Feyertags-Evangelien.* Herausgegen von D. *J. W. Rau.* 3ter Bd. 1tes und 2tes St. 1798. jedes 9 Bogen. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 250.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 15. April 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

MANNHEIM, b. Schwan u. Götz: *Ueber die Unzulänglichkeit der Vernunftreligion* zur völligen Beruhigung des Menschen. Eine gekrönte Preisschrift. Von *Wilh. Tob. Lang*, Pfarrer zu Singen in der Markgrafschaft Baden. 1797. 157 S. 8. (10 gr.)

Schon 1793. hatte die Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion in Haag die Preisfrage ausgeschrieben: *Ob aus philosophischen und biblischen Gründen gezeigt werden könne, dass die Vernunftreligion zur völligen Beruhigung des sittlich verdorbenen Menschen unzulänglich sey?* Aber die bekannten Zeitumstände erlaubten ihr erst am 30ten Oct. 1796. die eingelaufenenen Schriften in einer allgemeinen Versammlung zu beurtheilen; und da erhielt die gegenwärtige den Preis.

Es versteht sich von selbst, dass die Gesellschaft bey der Aufgabe dieser Frage den Wunsch hatte, nicht nur erwiesen zu sehen, dass die Vernunftreligion in der angegebenen Hinsicht unzulänglich sey, sondern auch, dass die christliche Religion gewähre, was jene nicht zu gewähren vermag. Es fällt aber auch in die Augen, dass diese Aufgabe keine leichte Aufgabe ist. Die Unzulänglichkeit der *Vernunftreligion* soll gezeigt werden. Aber ist man denn auch schon darüber einverstanden, welche nicht geoffenbarte Religionslehre die Religion der Vernunft sey? Oder gewährt jede nicht geoffenbarte Religionslehre dem sittlich verdorbenen Menschen so viel oder so wenig Beruhigung als jede andere? Der Vf. nimmt hier die Kantische Religionslehre für die Vernunftreligion an, welches wir sehr billigen, so wie wir in die Erklärung des Vfs., dass ihm die blosse Idee der Gottheit nicht genüge, dass er den Glauben an das objective Daseyn Gottes nicht entbehren könne, einstimmen. Aber da dieser Idealismus doch wirklich aus den Kantischen Principien zu folgen scheinet: so wäre es, unsers Bedünkens, nothwendig gewesen, sich über die Beybehaltung der Kantischen Religionslehre, ungeachtet der Verwerfung jener blosen Identität, zu rechtfertigen, welches durch die Gründe, mit denen der Vf. diese bestreitet, nicht geschehen ist. Eine noch grösere Schwierigkeit zeigt sich bey dem stillschweigend verlangten Beweise, dass die *christliche Religion* das Mangelhafte der Vernunftreligion ausfülle. Man ist ja über die reine christliche Religionslehre, und besonders über die Lehren, in welchen die Ergänzung jenes Mangelhaften liegen muss, noch weniger einig, als über die Vernunftreligion. Welche Parthey nun auch der Beantworter nehme, so kann er nie hoffen, die übrigen Partheyen zu befriedigen. Er muss also den Versuch machen, die von den seinigen abweichenden Meynungen zu widerlegen — aber welche Weitläufigkeit erfodert dieser Versuch, wenn er auch diejenigen abweist, die mit der von ihm angenommenen Vernunftreligion in Widerspruch stehen; und was lässt sich am Ende von einem so oft schon gemachten Versuche erwarten? — oder er muss zeigen können, dass die Meynungen aller verschiedenen Partheyen — die abgewiesenen abgerechnet — ungeachtet ihrer Verschiedenheit dennoch dem Mangelhaften der Vernunftreligion nur mehr oder minder vollständig abhelfen. Dann erfodern aber die Einwendungen gegen diese Ergänzungen, und vorzüglich die von dem Urheber der von ihm bey der Vergleichung zum Grund gelegten Vernunftreligion, noch eine besondere Untersuchung; und es hat uns nicht wenig befremdet, dass der Vf. sich dieser ganz enthebt. Ueber diese Puncte müsste wohl der, welcher sich der Beantwortung zu unterziehen gedenkt, vor allem mit sich einig seyn. — Die Beantwortung selbst müsste, wie es scheint, mit einer genauern Bestimmung der aufgegebenen Frage anheben. Die Frage betrifft nämlich die Unzulänglichkeit der Vernunftreligion zur Beruhigung des *sittlich verdorbenen Menschen*. Es versteht sich von selbst, dass dabey hinzuzudenken ist: der sich bekehren und bessern will. Aber das könnte zweifelhaft scheinen, ob die Gesellschaft unter dem sittlich verdorbenen Menschen nur eine Classe von Menschen, oder das ganze Menschengeschlecht verstehe; wahrscheinlicher ist in ihrer Frage die Rede vom ganzen Menschengeschlecht, welches der Vf. ohnehin schon, der von ihm angenommenen Vernunftreligion zufolge, für sittlich verdorben erkennen muss. Allein dabey muss doch bemerkt werden, dass bey der Beantwortung dennoch auf zwey Classen der Menschen Rücksicht zu nehmen ist, auf die vergleichungsweise sittlich guten und sittlich verdorbenen, moralischen und unmoralischen Menschen. Eine Eintheilung, welcher die Verschiedenheit der Grundmaximen der Menschen bey ihren Handlungen (so weit diese Grundmaximen an ihnen erkennbar sind) zum Grunde liegt; und welche die Lösung der Aufgabe erleichtert, weil es sich von selbst versteht, dass die Vernunftreligion zur Beruhigung der unmoralischen Menschen unzulänglich ist, wenn sie nicht einmal zur Beruhigung der moralischen hinreicht; und dass

R dage-

dagegen die christliche Religion diese Unzulänglichkeit ergänzt, wenn sie selbst die unmoralischen zu beruhigen vermag. *Beruhigung*, das ist das zweyte in der Aufgabe, das näher zu bestimmen ist. Gewiss ist es die Absicht der Gesellschaft, dass durch die Unzulänglichkeit der Vernunftreligion die Nothwendigkeit sichtbar werde, sich mit dieser nicht zu begnügen, sondern sich an die christliche Religion zu halten. Diese Absicht macht aber eine Unterscheidung zweyer Arten von Beruhigung nothwendig, die hier in Betrachtung kommen — denn offenbar kommt keine Beruhigung in Betrachtung, die nicht wegen der durch sie zu befördernden Moralität erheblich ist. — Es kann nämlich manche Beruhigung der Moralität der Menschen zwar förderlich, aber doch zu derselben entbehrlich; es kann aber auch eine Beruhigung die nothwendige Bedingung der Möglichkeit der Moralität seyn. Wäre nur das erste erweislich; so wäre doch so viel gewonnen, dass es eben sowohl Pflicht wäre, diese Lehren der christlichen Religion aufzunehmen — wofern man sie nämlich für wahre Lehren erkennen könnte, — als dem Wachsthum in der Sittlichkeit nachzustreben. Könnte aber vollends das letzte erwiesen werden, so würde sich daraus sogar ergeben, dass nur der Christ Moralität haben könne, und die totale Unzulänglichkeit der Vernunftreligion wäre dargethan. Nun wird wohl schwerlich mehr ein Augustin unsrer Tage, für *alle* Menschen diese letzte Art der Beruhigung dem Christenthum ausschliessend zu vindiciren unternehmen; aber das wäre noch die Frage, ob sie demselben nicht etwa für *manche* zugeeignet werden könnte, die vielleicht kein Vertrauen auf ihre Kräfte sich verschaffen können, oder die erst am Abend ihres Lebens zum Vorsatze der Bekehrung erwachen, oder deren Gewissen von grossem Unheil, das sie nicht mehr gut machen können, belastet ist. Dann wäre doch immer die gänzliche Unzulänglichkeit der Vernunftreligion für diese Menschen, die in der philosophischen Religionslehre meistens kahl genug abgefertigt werden, erwiesen. — Der Vf. hat auch eine Unterscheidung zweyer Arten von Beruhigung nöthig gefunden, aber nicht der angegebenen, sondern der, durch welche einem relativen, und der, durch welche einem absoluten Bedürfniss der Menschen abgeholfen wird. Er nennt nämlich (S. 21.) das Bedürfniss einer richtigen Erkenntniss von Gegenständen, die zwar der Vernunft erkennbar, aber noch nicht in gehöriger Vollkommenheit erkannt sind; und von deren richtiger Erkenntniss doch die Beruhigung des Menschen in dem gegenwärtigen und zukünftigen Leben abhängt, ein relatives Bedürfniss; ein absolutes aber die richtige Erkenntniss von dergleichen Gegenständen, wenn sie ganz ausserhalb der Grenzen des menschlichen Wissens liegen. — In seiner Abhandlung schränkt er sich auf die absoluten Bedürfnisse ein.

Das erste ist ihm (von S. 34. an) eine befriedigende Theodicee über den Ursprung des moralischen Uebels in der Welt. Er führt einen Beweis, dass die Vernunftreligion noch keine solche geliefert habe, auch nicht liefern könne, dass sie aber in der christlichen Religion auf das vollkommenste enthalten sey. Die Rechtfertigung der Gottheit durch die Vernunft wird aus der Nothwendigkeit der Schranken bey Geschöpfen geführt, und durch das Missverhältniss der Vermögen des Menschen, aus welchen ihr moralisches Verderben erklärt wird, widerlegt; und dagegen wird die Geschichte des Sündenfalls aus der Genesis als die allein befriedigende Theodicee aufgestellt. In der Theodicee und ihrer Widerlegung aus der Vernunft wird also der alte Dogmatismus beybehalten, welcher derjenigen Philosophie, von welcher der Vf. seine Vernunftreligion entlehnt, auf die er aber hier keine Rücksicht nimmt, gerade entgegensteht; und bey der Theodicee aus der Schrift wird von den neuern Untersuchungen über die Urgeschichte, und von den Schwierigkeiten, die selbst nach dem Geständnisse der Theologen, welche sie für geoffenbart halten, in der Erzählung vom Sündenfalle liegen, gar keine Notiz genommen; der Willkürlichkeit der Exegese in einigen dabey angeführten Stellen des N. T. nicht zu gedenken. Auch wird es bey der Behandlung dieses Bedürfnisses sichtbar, dass dem Vf. die Bemerkung ganz entgangen ist, dass der Vernunft bey den Bedürfnissen, die hier in Untersuchung gekommen, nur die Gewissheit von dem *dass* ein wahres Bedürfniss sey, nicht aber die Einsicht in das *Wie* zukomme; er hätte sonst bemerken müssen, dass die Vernunft in Absicht auf die Entstehung des Uebels kein solches Bedürfniss hat, da sie gewiss genug seyn kann, dass dem Heiligen eine Schuld an demselben unmöglich beygemessen werden könne. — Das zweyte Bedürfniss, von welchem der Vf. mit Recht am ausführlichsten handelt (von S. 51—154.), ist die Gewissheit der Seligkeit für tugendhafte Menschen, ungeachtet ihrer unläugbaren Unwürdigkeit. Es wird bewiesen, dass die Vernunft diese Gewissheit nicht geben könne, und dass dagegen die Schrift sie gebe durch den an unserer Statt erlittenen Tod Christi, an welchem wir Theil nehmen, indem wir uns für solche halten, die selbst wegen ihrer Sünde mit dem Tode bestraft worden sind, und indem er in uns die nämliche Veränderung (Abscheu vor der Sünde und Streben nach Heiligkeit) hervorbringt, als wenn wir ihn selbst erduldet hätten (S. 114.). Unbegreiflich ist es, dass der Vf. auch hier sich auf die Kantische Religionslehre ganz und gar nicht einlässt; unbegreiflich, dass er nicht Ein Wort zur Rechtfertigung der Bestrafung eines Schuldlosen für Schuldige nöthig findet. Aber desto begreiflicher wird es dadurch freylich, wie er sich mit seiner, meist sehr kurzen Abfertigung anderer Schwierigkeiten und Einwürfe begnügen konnte. — Das dritte Bedürfniss, eines höhern Beystandes zur moralischen Vervollkommnung, ist wohl dem Vf. nicht so wichtig vorgekommen, als dem Rec., da er auf dasselbe nur drey Seiten verwendet (154—156.), auf welchen

eben freylich wenig mehr als gar nichts darüber gesagt werden konnte.

Aus diesem allen ergiebt sich nun wohl, dafs des Vfs. Erweis der Unzulänglichkeit der Vernunftreligion sehr unzulänglich sey; und da demohngeachtet seine Schrift den Preis erhalten hat, so läfst sich vermuthen, dafs die übrigen eingegangenen Schriften es noch mehr gewesen seyen. Mit Bedauern machen wir diese Bemerkung, da wir uns von der Preisfrage einen bessern Erfolg versprachen; denn wir sind überzeugt, dafs sich die Unzulänglichkeit der Vernunftreligion in Absicht auf manche der wichtigsten Bedürfnisse des Menschen, zum Vortheil der mit ihr verglichenen christlichen Religion, allerdings befriedigend darthun lasse, wenn gleich diejenigen schwerlich dadurch befriedigt werden können, die an eine gewisse Einseitigkeit gewöhnt sind, welche unsere neueste philosophische Periode nicht selir rühmlich charakterisirt. Schuldig sind wir übrigens dem Vf. das Zeugnifs, dafs seine Schrift, neben den gerügten Mängeln, auch manches Schätzbare enthält, dafs sie in einer recht guten, meistens reinen Sprache abgefafst ist, und ihn dem Publicum als einen denkenden, belesenen, auch mit der classischen Literatur bekannten Mann zu erkennen giebt.

BERLIN, b. Lange: *Briefe zur Beförderung des katechetischen Studiums.* Zweytes Bändchen. *Nebst einem Anhange von Katechisationen.*

Auch unter dem Titel:

Neue Briefe zur Beförderung des Studiums der Katechetik, von *J. P. Wilmsen*, dritten Prediger an der Parochialkirche in Berlin. 1798. Die Briefe 144 S. Die Katechisationen 167 S. 8. (20 gr.)

Der Inhalt der Briefe dieses zweyten Bändchens ist folgender: I. Empfehlung der Methode durch Geschichte Religionslehren vorzutragen. II. Ueber Katechisationen nach äufsern Veranlassungen. III. Durch vorgehaltene Beyspiele und Entwickelung des Moralischen und Unmoralischen in denselben mufs erst das moralische Gefühl der Kinder geweckt werden, ehe man ihnen etwas von Gott sagen darf. Kenntnifs der menschlichen Natur überhaupt mufs dem Unterrichte von Gott und seinen Eigenschaften vorangehen etc. (Hier scheint Mifsverstand zu seyn. Es ist richtig, was der Vf. S. 10. sagt, dafs in dem menschlichen Herzen die Ehrfurcht gegen Gott in eben dem Maafse zunehme, in welchem seine Erkenntnifs der bewundernswürdigen menschlichen Natur, der Gröfse und des Zusammenhangs der von Gott geschaffenen Dinge zunimmt; der Lehrer müsse daher seinen Unterricht nicht bey dem Schöpfer, sondern bey den Geschöpfen anfangen. Aber indem der Lehrer seinen Schülern Kenntnisse von der Natur des Menschen und von der Natur überhaupt beybringt, kann er wohl schwerlich vermeiden, auch zugleich von Gott, dem Urheber der Natur zu sprechen. Rec. hat daher immer geglaubt, dafs man beides mit einander verbinden könne und müsse.) IV. Es ist überaus nothwendig, dafs der Religionslehrer seine Katechumenen *classificire*. Wie dies geschehen müsse etc. (Es ist hier die Rede von dem, was Prediger beym Unterrichte der Katechumenen thun sollen. Die hier gethanen Vorschläge sind gut und zweckmäfsig. Die Gemächlichkeit mancher Prediger wird mit Recht gerügt.) V. Werden einige Einwürfe gegen die im vorigen Briefe empfohlne Classification gehoben, und an einem Beyspiele gezeigt, wie gefährlich es sey, sie zu unterlassen. — Ueber pädagogische Geduld und Toleranz. VI. Ursachen der Schüchternheit mancher Kinder beym katechetischen Unterrichte. Ueber verkehrte und zweckmäfsige Mittel dagegen. VII. Nöthige Rücksicht auf den Geist der Zeit, und die Bedürfnisse der heutigen Christen. Wie man selbstdenkende Katechumenen behandeln müsse etc. VIII. Interessante Ansichten des historischen Theils der christlichen Religionsschriften. Johannes der Täufer und Jesus. *Bergers* moralische Einleitung in das N. T. wird den Katecheten empfohlen. IX. Die Methode, den ganzen Religionsunterricht an eine Reihe von Bibelsprüchen anzuknüpfen, ist sehr mifslich. — Ueber den vorgeblichen Nutzen auswendig gelernter Bibelsprüche. Er schlägt einen Mittelweg vor, welcher darin besteht, dafs der Lehrer zwar jede Stelle der Bibel, die er zum Beweise oder zur Bestätigung eines Satzes gebraucht, aufschlagen, sie aber nicht von den Kindern herlesen liefse, sondern selbst vorläse, sorgfältig erklärte, und sie dann erst von den Kindern einigemal vorlesen liefse, um sie dadurch ihrem Gedächtnisse einigermasen einzuprägen. (Aber würde das wiederholte Vorlesen der Kinder in der Lehrstunde selbst nicht zu viele Zeit wegnehmen? Das Auswendiglernen kurzer Kernsprüche, die aber den Kindern vorher nothwendig erklärt werden müssen, hat gewifs einen grofsen Nutzen. So mufs es auch mit den auswendig zu lernenden Liederversen gehalten werden.) X. Beantwortung einiger Einwürfe gegen die Katechetik, und Abweisung einiger übertriebenen Foderungen, die man an sie thut. (Rec. weifs aus mehrern Beobachtungen, dafs auch hier das Sprichwort eintrifft: *non ex quovis ligno fit Mercurius.* Wenn aber mit der Anweisung zum Katechisiren beständige Anwendung der gegebenen Regeln, anhaltender Fleifs und Uebung verbunden wird; so werden es doch auch die langsamsten Köpfe nach und nach so weit bringen, dafs sie, wo nicht gut, doch wenigstens erträglich katechisiren. Regeln allein, ohne Anwendung und Uebung, helfen wenig.) Sonst werden in diesem Briefe noch allerhand gute Bemerkungen gemacht, welche beherziget zu werden verdienen.

Es folgen acht Katechisationen, welche nach des Vfs. Versicherung (in der Vorrede) alle wirklich gehalten worden sind, und ein Versuch seyn sollen, die Idee zur Ausführung zu bringen, die er in dem

ersten Bändchen dieser Briefe S. 133 und 134. geäusert hat, nämlich bisweilen Gelegenheits-Katechisationen zu halten, oder mit andern Worten: bey dem moralischen Unterrichte jedesmal von einer äusern Veranlassung auszugehen. Die Idee ist zwar nicht neu, aber gut. Nur muss Rec. aufrichtig bekennen, dass er mit den hier gegebenen Proben nicht ganz zufrieden ist. So wird z. B. in der zweyten Katechisation; (*Fehler, Vergehungen, Laster*) S. 36. gefragt: „Wenn wird die Sünde zum Laster? Antw. Wenn wir durch die Verletzung unserer Pflichten uns selbst schaden. Wenn zum Verbrechen? Wenn wir auch Andern dadurch schaden." S. 37 f. „Ist denn jede Handlung, die gegen den göttlichen Willen geschieht, eine Sünde? oder giebt es da noch einen Unterschied? Nein, es giebt noch einen Unterschied. Wenn ist sie ein *Vergehen?* Wenn der Fehlende besonders verpflichtet ist, bedächtig zu handeln." Dergleichen unrichtige Antworten kommen mehrere vor. — Manche Fragen sind nicht genau bestimmt; z. B. S. 40. „Kann ein Kind auch schon sündigen? Nein, es kann noch nicht sündigen." Und doch wird in dieser Katechisation viel von Sünden gesprochen, die von Kindern begangen werden. Die Frage hätte heissen sollen: Kann ein neugebornes Kind, oder ein Kind, welches noch gar keine Erkenntniss seiner Pflichten hat, auch schon sündigen? S. 45. „Welcher Fehler verleitet wohl vorzüglich Kinder oft zu Uebereilungen? Die Empfindlichkeit." Hier hätte die Antwort vorbereitet werden sollen. Dergleichen Beyspiele könnten noch mehrere angeführt werden, wenn nicht diese Recension schon etwas zu lang geworden wäre. Indessen gehören diese Katechisationen im Ganzen genommen, nicht unter die schlechten.

TECHNOLOGIE.

HALLE, in der Rengerschen Buchhandlung: *Tabellen zum Nivelliren mit der Hängewaage*, nach zwölftheil. Fusmaasse zum gemeinnützigen Gebrauch eingerichtet, nebst einem kurzen Vorbericht von dem Gebrauche und Nutzen dieses Instruments, verfertigt und herausgegeben von *J. C. Huth*, Königl. Pr. Landbaumeister. Mit 2 Kupfertaf. 1798. XVI. u. 135 S. 8.

Sie sind nichts anders als Seigerteufentafeln der Markscheider, und nicht für das Lachtermaass, sondern, wie auch gleich der Titel angiebt, für das Werkmaass eingerichtet. Sie gehen von 5 zu 5 Minuten von 0 Grad bis 30 Grad Neigungswinkel von 10 Fuss Distanz bis 36 Fuss fort. Die Seigerteufen werden in Fuss, Zolle, Linien und Primen ausgedrückt. Die Vorrede beschreibt die Einrichtung und den Gebrauch des Gradbogens deutlich; auch die Tabellen. — Statt der Pfahle kann man sicherer sogenannte Böcke von Holz gebrauchen, welche vorne zwey Beine haben. (M. s. die zweyte Auflage von *Beyer's* Markscheidekunst.) Rec. hat auf diese Art mehreremale nivellirt. Verfährt man dabey sehr vorsichtig und kennt die Genauheit seines Instrumentes; so kann man mit der Hängwaage schon lange Strecken mit hinreichender Genauigkeit nivelliren. Das Unbequeme dabey ist, dass es sehr windstille seyn muss. Ja die Hängewaage ist nöthig, wenn man während dem Nivelliren zugleich die Grubentour mit ausstecken muss. Sonst behalten wohl immer die bekannten guten Nivellirinstrumente von Sisson, Brander, Liesgenig u. m. ihren entschiedenen Vorzug, zumal wenn es auf die genaue Findung des Gefälles sehr langer Kanäle ankommt; wiewohl Rec. auch mehrere Meilen lange Maschinenkanäle kennt, die blos mit der Hängewaage sind abgewogen und ausgesteckt worden.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Berlin*, b. Oehmigke d. ält.: *Der glückliche, geschwind und wohlfeil heilende deutsche Pferdearzt*, ein sehr nützliches Hülfsbüchlein für jeden Liebhaber eines schönen und gesunden Pferdes. Zum allgemeinen Besten herausgegeben von einem seit dreyssig Jahren praktisirenden, erfahrnen Rossarzte und mit einem Anhange von mehreren probaten Mitteln gegen die Zufälle des Rindviehes versehen. 1797. 72 S. 8. (6 gr.) Dies saubere Product hat zwey Hauptstücke und einen Anhang. Das erste Hauptstück soll die Kennzeichen des Alters der Pferde lehren, ihre Mängel und Untugenden und was für Versuche beym Pferdekauf, sowohl im Stall als bey dem Vorreiten u. s. w. anzustellen sind. Das zweyte Hauptstück soll die Heilung der innerlichen und äusserlichen Krankheiten der Pferde und der Anhang eben dergleichen vom Rindvieh lehren. — Sowohl im Titel als auch noch zweymal in der Vorrede versichert der Vf., dass dreyssigjährige Erfahrungen für seine Curarten und Heilmittel bürgten. Man setze aber ja kein Vertrauen in diese Bürgschaft, denn Alles was er vorträgt, ist entweder bekannt und überdies stümperhaft zusammengetragen, oder gar so hirnlos, dass es den Druck auf keine Weise verdiente.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 16. April 1799.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Louis: *Memoires de Paul Jones;* par le Citoyen *André.* 1798. 244 S. 12. (16 gr.)

Der Herausgeber verfichert, diefe Lebensbefchreibung eines vor einiger Zeit berühmten Seehelden und Freybeuters, unter den Augen deffelben aus feinem eigenen Aufsatz überfetzt zu haben. Von dem letzten follen nur fünf Exemplare gedruckt feyn, und der Ueberfetzer möchte uns gern überreden, dafs fein Original aus dem vor etlichen Jahren berühmten eifernen Schranke im königlichen Palais herftamme. Diefer Aufsatz mufs aber bey Zerftreuung der in jenem Schranke verborgenen Papiere fehr gelitten haben. Denn fo wie er hier abgedruckt vor uns liegt, ift es ein blofses Fragment; darin *Paul Jones* nur feine Thaten und Verrichtungen während des amerikanifchen Krieges fehr grofsfprecherifch erzählt, oder ein anderer in feinen Namen und feiner Manier dem Publicum vorlegt. Was P. Jones vor 1775 war, als er nach Amerika kam, feine fpätern Verrichtungen auf der ruffifchen Flotte, und was zuletzt aus ihm wurde, davon erfährt der geneigte Lefer gar nichts, und nur beyläufig fagt Hr. *A.* in der Vorrede, dafs fein Held in Paris im 56ften Jahre Todes *verblichen* fey. In welcher Strafse dies gefchah, wird freylich angezeigt; aber nicht in welchem Jahre. Defto ausführlicher werden alle englifche Prifen aufgezählt, welche P. Jones 1776 und in den folgenden Jahren oft mit geringen Kräften gegen überlegene aufbrachte, und die Plane, welche von ihm entworfen wurden, dem englifchen Handel den empfindlichften Stofs zu geben. So überreichte er gleich zu Anfange des Kriegs dem Congrefs einen Plan, die Infel St. Helena zu überrumpeln, um die oftindifchen Retourflotten aufzufangen. Wurden feine Plane verworfen, fo verfichert er, fie wären von Neidern, unentfchloffenen Vorgefetzten, oder eingefchränkten Köpfen hintertrieben. Widerfpruch konnte er nie leiden, und überall verlangte er Unterftützung feiner Plane, die ihm, aber nicht andern, fo ausführbar dünkten. Ueberall find diefe Memoiren mit lauten Klagen und Befchwerden angefüllt, wenn ihn nach feiner Meynung bald das franzöfifche oder amerikanifche Miniftérium, bald feine eigenen Officiere und Matrofen, bald die Befehlshaber in den verfchiedenen Häfen, wo er feine Flotte ausbeffern liefs, felbft Doctor Franklin, mitten auf feiner fiegreichen Laufbahn im Stiche liefsen. War er glücklich, fo fchreibt er diefes feinen kühnen Entwürfen und feiner Tapferkeit zu; und wurden feine Plane nicht ausgeführt, fo mislangen fie durch die Schuld anderer. Dafs die Maafsregeln der Engländer immer mit den grellften Farben gefchildert, oder als grauſam und menfchenfeindlich verfchrieen werden, gehört nun einmal zum neuen franzöfifchen Stil, und gewifs zu den patriotifchen Einfchiebfeln des Herausgebers. Hat wohl je Grosbrittannien amerikanifche Kriegsgefangene nach Afrika verkauft? Wer hätte fie dort einhandeln follen? Die Negerfürften verkaufen den Sklavenhändlern ja ihre eigenen Unterthanen. Der im Schloffe des Lord Selkirk 1778 begangene Raub, wobey diefer fein Silbergefchirr einbüfste, wird damit entfchuldigt, dafs Jones eigentlich nur einen vornehmen Britten in feine Gewalt zu bringen wünfchte, um durch deffen Behandlung England zu zwingen, die amerikanifchen Gefangenen beffer zu halten, und dafs ihn feine eigenen Leute zu diefer Handlung zwangen. Nach S. 47. ward von ihm das Silbergefchirr an Lord Selkirk über Calais wieder zurückgefandt. Wäre P. Jones, wie hier gezeigt wird, vom franzöfifchen Hofe, wie fchon der Krieg mit England ausgebrochen war, beffer unterftützt worden; fo hätte er wirklich den Bewohnern der brittifchen Küfte manche Gefahr bereiten können. Sein Plan ging dahin, Liverpool und Edinburg zu allarmiren, und von diefen reichen Städten Contributionen einzutreiben. Doch dazu, fcheint es, mufs feine Mannfchaft nicht ftark genug gewefen feyn. Sie konnte zu leicht von der bey Erfcheinung eines Feindes herzueilenden Menge abgefchnitten werden.

Wir können hier alle Gefechte mit den feindlichen Schiffen, die im Ganzen auf den Lauf des Krieges geringen Einfluſs hatten, die Ehrenbezeugungen, die der Vf. in Paris erhielt, oder die feiner Bravour nicht angemeffene Aufnahme, die er vorzüglich in den franzöfifchen Häfen erfahren mufste, nicht wiederholen. Die Anträge, in franzöfifche Seedienfte zu treten, wurden von ihm nicht angenommen; er fegelte daher 1781 nach Amerika zurück, um mit einer Flotte des Congreffes die Engländer zu beunruhigen. Allein diefe Flotte war durch die bekannte Niederlage bey Penobfcot auf zwey Fregatten reducirt, das Kriegsfchiff Amerika von 74, das beynahe fertig in dem Hafen Portsmouth (Neuhampfhire) liegen follte, war kaum halb erbauet, und es fehlte an Geld, Holz und Eifen, daffelbe gehörig in Stand zu fetzen; auch wurde dem Vf. eine ganze Reihe Seeofficiere im Range vorgezogen. Die Hoffnung, Admiral der Freyftaaten zu werden, fchlug

also fehl. Das vorhergenannte Kriegsschiff ward zwar durch seine Thätigkeit zum Auslaufen fertig, aber den Franzosen überlassen, die bey Boston ein Schiff von gleicher Grösse verloren hatten. Ihm ward daher vom Congress befohlen, sich auf die französische Flotte zu begeben, die damals unter d'Estaing, Vaudreuil und Solano Jamaika angreifen sollte, welches aber durch die Nachricht des geschlossenen Friedens verhindert ward. Er ging hierauf nach einem kurzen Aufenthalt in Philadelphia wieder nach Frankreich zurück, um das für seine hinterlassenen Prisen ihm rückständige Geld einzucassiren, erhielt aber für 1,728.000 Livres, welche sie nach seiner Rechnung werth waren, nur 156073 L. Ob diese Summe blos zu seinem Antheil gehörte, oder ob er sie mit seiner Equipage theilen mufste, darüber erfährt man nichts; aber desto mehr von seinem goldenen Degen, den er früher von Ludwig XVI erhielt. Zuletzt ward der Vf. für seinen achtjährigen Eifer für die amerikanische Independenz 1787 mit einer goldenen Medaille belohnt, die ausser ihm nur fünf berühmten Befehlshabern, Washington, Gates, Green etc. zu Theil wurde, und damit wahrscheinlich seiner Dienste entlassen, indem mit dieser Anzeige der ganze Bericht aufhört.

Diesem sind noch zwanzig *Pieces justificatives* angehängt. Sie bestehen aus Belobungs- und Empfehlungsschreiben von Franklin, Washington, Sartine und andern französischen Ministern und Befehlshabern, auch mehrern Beschlüssen des Congresses den Vf. dieser Memoiren betreffend.

Leipzig, b. Barth: *Gemälde aus der preufsischen Geschichte.* Ein Beytrag zur Beförderung der Treue gegen König und Vaterland. 1799. XIV u. 241 S. 8.

Durch die hier aus der ältern und neuern preufsischen Geschichte ausgehobenen Scenen von Liebe, Treue, Dankbarkeit und Patriotismus der Unterthanen, und von gegenseitiger Liebe der Fürsten zu ihren Unterthanen, ingleichen von Heldengröfse, Sparsamkeit, Wohlthätigkeit, Menschlichkeit und Selbstverleugnung der preufsischen Regenten und durch eine angehängte kurze Darstellung der Regierungsgeschichte der Kurfürsten Friedrich des II und Albrechts I will der Vf., der laut der Vorrede S. XI. kein Preufse ist, bey den Lesern die Ueberzeugung von der glücklichen Verfassung Preufsens bewirken und dadurch Liebe und Treue in den Herzen der preufsischen Unterthanen gegen ihren König beleben. Zu diesem Zwecke kann allerdings gegenwärtige Schrift empfohlen werden. Bey manchen interessanten Scenen scheint uns nur der Vf. zu geschwind abzubrechen. Auch wünschten wir Aeufserungen wie S. 136.: Ihre Gebete (um Sieg) wurden erhört, ganz weg. Der Vf. hat zwar die Quellen, aus welchen er schöpfte, nicht angegeben. Aber er scheint dabey das *biographische Lexicon aller Helden und Militärpersonen in preufsischen Diensten, Voltaire's Denkwürdigkeiten* und *Pauli preufsische Geschichte* vorzüglich genutzt zu haben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Altona, auf Kosten des Herausgebers: *Sammlung erbaulicher Gedichte* für alle die, welchen es Ernst ist, das Wohl ihrer Unterthanen, Untergebnen und Mitmenschen nicht nach dem wankenden Tiger- und Fuchs-Gesetze des Stärkern oder Listigern zu untergraben, sondern nach dem ewigfesten und ewigheiligen Gesetze der Menschenwürde, der Gerechtigkeit und der Menschenliebe väterlich und brüderlich zu fördern, und dadurch Zutrauen, Ruhe und Menschenwohl, so wohl von Seiten der Obern als der Unterthanen, in Friede und Einigkeit gemeinschaftlich zu begründen und zu erhalten. Mitunter ein Zuchtspiegel für die politischen Vampyrs; wie auch ein Noth- und Hülfsbüchlein für alle die, welche von ihnen widerrechtlich geplagt werden. Gesammelt und herausgegeben von dem *Verfasser der Briefe eines Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunschweig.* 1796. Erster u. zweyter Theil. CII. und 464 S. mit fortlaufender Seitenzahl. 8. (2 Rthlr.)

Wen der Titel dieses Buchs, der selber fast ein kleines Buch ist, etwa noch nicht gehörig über den Zweck verständigt hätte, für den hat der Herausgeber in einer mehr als 90 Seiten vom engsten Druck langen Vorrede gesorgt. Seine Methode und Schreibart ist in der That nicht die beste: eine erstaunliche Belesenheit in Schriften aller Art führt ihm bald dieses bald jenes als Bestätigung seiner Sätze, oder zur Widerlegung zu, und so verliert er alle Augenblicke den Faden in mancherley Abschweifungen. Indessen, sein Eifer für die Sache der Menschheit ist grofs; es scheint, dafs eben dieser ihn verhindert, ruhig vorzutragen und zu entwickeln: und Mängel, die aus einer solchen Quelle entspringen, verdienen schon Entschuldigung. Dann wirft es auf die Sammlung ein vortheilhaftes Licht, dafs sie während des Feldzugs, dem der Vf. beywohnte, entstand: unter den Scenen eines solchen Krieges war es ihm Erholung, freymüthige Aeufserungen deutscher Dichter aus friedlicheren Zeiten sich aufzuzeichnen.

Auf eine Ergötzung des Geschmacks ist es bey dieser politisch-poetischen Chrestomathie eigentlich nicht abgesehen, und da der Inhalt über die Aufnahme der Gedichte entschied; so versteht es sich von selbst, dafs sie von sehr verschiedenem Werthe sind. Indessen hätten doch solche Unverse wie die aus *Weidmanns Satyren*, aus *Munch's vermischten Schriften* u. s. w. nicht aufgenommen werden sollen. Dagegen fehlt manches vortreffliche, und wenn der Herausgeber im Felde natürlich viele Bücher nicht haben konnte; so hätte dies doch leicht nachher ergänzt werden können. Aus Uz's Gedichten, aus

Klop-

Klopstock's ältern Oden (die neuern politischen durften nach dem Plane der Sammlung ausgeschlossen werden) gehörte offenbar einiges hieher.

Fabeln und Erzählungen, Epigramme, Lieder und Oden, satyrische und lehrende Gedichte wechseln mit einander ab; sind aber in *sechs Aufstellungen des Zuchtspiegels*: über Fürsten und Fürstenwesen, über Hofleute und Hofwesen, über Adeliche und Adelswesen, über Kirchenlehrer und Kirchenwesen, über Eroberungskrieger und deren Kriegswesen, über Advocaten und Aerztewesen, rubricirt. Diese Zusammenstellung thut ihnen als Gedichten gar nicht gut: sie wiederholen einander, man bemerkt Armuth an Gedanken und Erfindung, und was einzeln der Aufmerksamkeit werth scheinen möchte, wird unter der Menge trivial. Dagegen läßt sich daraus manche Belehrung nehmen, die Beherzigung verdient. Die Strenge mancher Censurverordnungen erscheint hier als völlig zwecklos: man sieht, daß sie um consequent zu seyn, nicht blos neue Schriften, sondern auch solche, die seit langen Jahren im Umlaufe gewesen sind, ohne daß jemand Arges daraus hatte, verbieten müßte. Der älteste Dichtername, der hier vorkommt, ist *Logau*: der Sammler hätte aber aus viel frühern Zeiten die Freymüthigkeit unserer Dichter bewähren können. Die keckste Rügung der öffentlichen Misbräuche war Vorbotin und Begleiterin der Reformation, ja in den Minnesingern findet man Stellen über die Geistlichkeit und das Pabstthum, auch wohl über die Fürsten, die man dem dreyzehnten Jahrhundert nicht zutraut. Auf der andern Seite können die hier gesammelten Aeußerungen für die Allgemeinheit freyer Gesinnungen und die Anerkennung der Denkfreyheit in frühern Zeiten nicht ganz das beweisen, was nach der ersten Ansicht in ihnen zu liegen scheint. Die Poesie, besonders manche Gattungen derselben, bedürfen große Ideen im Contraste mit der Wirklichkeit: da haben denn manche Dichter blos als Mitsprecher die politischen ergriffen. Wie mancher Epigrammatist sein Müthchen an einem unbekannten Herrn von Stax oder Gansewitz kühlt, der doch gegen vornehme Personen, welche mit Recht diese Namen führen könnten, sich sehr ehrerbietig beträgt, so giebt es auch Freyheitsfänger, die in gutem Frieden Lieder, bey Kriegen gegen etwanige Tyrannen zu singen, im Vorrath gedichtet haben; sobald aber Ernst aus der Sache wurde, einen ganz andern Ton anstimmten. Man hat gerade jetzt merkwürdige Beyspiele hievon erlebt. *Asmus* steht hier wirklich in seiner doppelten Gestalt: seine Fabel wider die Preßfreyheit ist nebst Voßens Gegenfabel im Anhange nachgeholt, und jedermann weiß, wie sehr er sich seitdem noch als Urian verlustiert hat. Es ist Schade, daß der Herausgeber einige frühere Gedichte von *Fr. L. Gr. zu Stollberg* übersehen hat, die offenbar in seinen Plan gehörten; welch ein universeller Ruhm, zugleich in einer Sammlung wie vorliegende und unter den Heiligen der Eudämonia aufgeführt zu werden! Nur Männer von so festen Grundsätzen wie der wackere *Pfeffel*, von dem natürlich eine Menge Gedichte eingerückt sind, bleiben sich unter jedem Sturm der Begebenheiten getreu, und ihre Wahrheit ist nicht die des Tages. — Dann ist wohl zu merken, daß alle Parteyen genöthigt sind, sich schöner Worte zu bedienen, daß ein politischer Eiferer schon nahe an der Verrücktheit seyn muß, um unverholen gegen Philosophie und Denkfreyheit zu wüthen. Eben der *Jacob Balde* zum Beyspiel, von dem hier aus Herders Terpsichore die vortrefflichsten Lehren für Regenten und Staaten aufgenommen sind, jubelte doch über Gustav Adolphs Tod und wünschte dem dreyßigjährigen Kriege eine Wendung, welche die religiöse und politische Freyheit Deutschlands unwiderbringlich vernichtet hätte. — Endlich hat man immer nichts dagegen gehabt, wenn die Dichter (mit der gehörigen Ausnahme für den Landesfürsten) ins blaue hinein auf die Könige schimpften: man rechnete ihre politischen Ideale mit zum goldenen Zeitalter und andern dergleichen mythologischen Schimären. Jetzt haben große Ereignisse gezeigt, daß es allerdings eine Brücke von den Ideen hinüber in die Wirklichkeit gebe, und man findet nun auch den blos poetischen Freyheitsschwindel gar nicht mehr spaßhaft.

Um unsere Betrachtungen über die Tendenz der vorliegenden Sammlung in ein Resultat zusammen zu fassen, so scheint das Interesse der Dichter selbst zu fodern, daß sie dagegen protestiren, wenn man sie in Angelegenheiten des Lebens als Autorität anführen will. Die Poesie wäre in der That eine bedenkliche Sache, wenn man mit ihren Aussprüchen etwas *beweisen* könnte. Alle schöne Kunst überhaupt, in welcher der Mensch einen unbedingten Zweck seiner Natur erfüllt, ist eben darum zu jedem bestimmten Geschäfte untauglich; und der Dichter, der sich zum Volkslehrer aufwirft, opfert unvermeidlich seine Autonomie als Künstler auf.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Beyträge zur Belehrung und Unterhaltung nach den Bedürfnissen der Zeit.* 1. Band. 1. Heft. 1797. 78 S. 8.

Die Veranlassung zur Herausgabe dieser Beyträge ist, laut der Vorrede, der Gedanke, daß, der Menge periodischer Schriften ungeachtet, doch eine Schrift nicht unnöthig und überflüssig seyn dürfe, welche gereinigte, sittliche, religiöse Kenntnisse und Grundsätze allgemeiner zu machen, und zugleich der Unsittlichkeit und Irreligiosität entgegen zu arbeiten bezwecke; wozu aber dieses Heft wohl schwerlich viel beytragen kann, da es nichts enthält als einen kritischen Commentar über Hn. Rector *Seidenstücker* in Lippstadt und dessen Schrift: Ueber Schulinspection, oder Beweis, wie nachtheilig es in unsern Zeiten sey, die Schulinspection den Predigern zu überlassen; und wie vortheilhaft es dagegen seyn würde, die Prediger der Inspection der Schullehrer zu unterwerfen.

Hr. Seidenstücker scheint allerdings (auch nur aus den in diesem Commentare mitgetheilten Stellen zu urtheilen) mit demjenigen Ernste und mit der Gründlichkeit, welche der Gegenstand wohl verdiente, sondern zu muthwillig und zu unbestimmt sich ausgedrückt, und zu viel fremdartiges und dahin nicht gehöriges beygemischt zu haben, welches ihm hier theils mit wirklichem, theils mit gezwungenem Witze vorgeworfen und verwiesen wird. Was dies aber zur Erlangung des oben angegebenen Zweckes dieser Schrift beytragen könne, gesteht Rec. nicht einzusehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Jenae: Poul. Joh. Anselm Feuerbach* Diss. inaug. jurid. *de causis mitigandi ex capite impeditae libertatis.* 1798. 30 S. 4. — Der Vf. liefert hier abermals eine schöne Probe des philosophischen Scharfsinns, von welchem wir schon manche Aufklärungen und Berichtigungen des positiven Rechts erhalten haben und künftig noch hoffen dürfen. Der Ideengang dieser trefflichen Abhandlung ist kürzlich folgender: der Begriff von Milderungsgründen läßt sich auf willkürliche Strafe nicht anwenden, denn die Bestimmung derselben ist schon an sich dem Ermessen des Richters überlassen, welcher dabey auf die Analogie einzelner Gesetze oder der ganzen Gesetzgebung Rücksicht nehmen muss, um hiernach die wegen allzugrosser Mannichfaltigkeit möglicher Grade und Formen eines Verbrechens im Allgemeinen unbestimmbare Strafe der, besondern Beschaffenheit des individuellen Falls anzupassen. Eben deswegen nun, weil es hier unmittelbar auf den individuellen Fall ankommt, muss der Richter zuförderst den moralischen Charakter des Verbrechers und die äussern Umstände, welche auf die Handlung Einfluss hatten, z. B. Verführung, Affecten, Erziehung u. s. w. genau erwägen, und nach diesen Momenten unter Anleitung jener gesetzlichen Analogie eine schärfere oder gelindere Strafe festsetzen. Ganz anders verhält es sich mit einer gesetzlich bestimmten Strafe; von dieser darf sich der Richter keine Abweichung aus dem Grunde erlauben, weil er dieselbe dem Grade der Moralität *in concreto* nicht angemessen findet; es müsste denn seyn, dass das Gesetz zum Daseyn eines Verbrechens nicht nur gewisse Prädicate der äussern Handlung, sondern auch einen bestimmten Grad von dolus erfoderte. Die entgegengesetzte Meynung gründet sich auf diejenige Theorie, welche das Strafrecht mit dem Präventionsrechte verwechselt. Man schliesst nämlich so: der Richter muss die Gesetze nicht nach dem Buchstaben, sondern nach der Absicht derselben erklären. Nun ist aber der Zweck der Strafgesetze kein anderer, als entweder den Verbrecher unschädlich zu machen oder ihn durch Abschreckung zu bessern. Ist nun ein Verbrechen nicht mit voller Freyheit des Entschlusses begangen worden; so ist auch die Gefahr künftiger Rechtsverletzungen geringer, mithin fällt die Absicht des Strafgesetzes zum Theil hinweg, und dise gesetzliche Strafe, deren Zweck durch ein geringeres Uebel erreicht werden kann, muss mit diesem vertauscht werden. Allein bey jener Straftheorie ist gar keine gesetzlich bestimmte Strafe möglich, ja, es wird dadurch der Begriff von Strafe überhaupt vernichtet; und der Blick des Richters, der nur auf das Vergangene gehen kann und soll, auf die Zukunft gerichtet. Ueberdies ist selbst das Präventionsrecht ohne Grund, wenn die künftige Rechtsverletzung nur wahrscheinlich und noch zweifelhaft ist. Die Strafe bezieht sich nicht unmittelbar auf den gegenwärtigen Verbrecher; ihr Zweck geht nicht auf das Individuum, welches der Urheber einer Handlung ist, und besteht weder in Sicherstellung des gemeinen Wesens vor demjenigen, welcher Rechte verletzt hat, noch in Vergeltung einer bösen Handlung mit einem physischen Uebel, sondern liegt lediglich im Strafgesetz selbst, dessen Drohung, wenn sie gegen Alle wirksam seyn soll, in vorkommenden Fällen an den Einzelnen zur Erfüllung gebracht werden muss. Es kommt also hier nicht auf die besondere Beschaffenheit der individuellen That und die Umstände, unter welchen dieselbe mehr oder minder gefährlich ist, an; der Grund des Gesetzes tritt ein, obgleich das Verbrechen *in concreto* weniger gefährlich erscheint, wenn es nur sonst diejenigen Merkmale an sich trägt, wornach vom Gesetzgeber der Grad der Gefahr *in abstracto*, und diesem zufolge das Maass der Strafe zum voraus bestimmt worden ist. — Dies ist, dem Wesentlichen nach, die Theorie des Vfs., welche derselbe auch durch Interpretation der positiven Gesetze, welche diesen Gegenstand berühren, zu unterstützen sucht. Rec. stimmt mit den Ideen des Vfs. über den Begriff der Strafe und den in Rücksicht auf Androhung und Vollziehung verschiedenen Zweck derselben vollkommen überein; gleichwohl ist er von der Gültigkeit der Folgerung, die aus diesen Prämissen gezogen wird, nicht überzeugt. Daraus nämlich, dass der Zweck der Strafe bey ihrer Vollziehung nicht in der Sicherstellung des gemeinen Wesens gegen den einzelnen Verbrecher, sondern in der Aufrechthaltung des Ansehns eines übertretenen Strafgesetzes besteht, folgt keineswegs, dass bey der Anwendung des letztern keine Rücksicht auf den Gemüthszustand des Verbrechers genommen werden darf, sobald man voraussetzt, dass das Gesetz den ungehinderten Gebrauch der freyen Willkür nach dem gewöhnlichen Zustand eines erwachsenen Menschen zum Grunde lege. Aus diesem Gesichtspunct betrachtet, sind die sogenannten Milderungsgründe wegen gehinderter Freyheit des Entschlusses nichts anders als Bestimmungen des Verhältnisses, worin der Fall *in abstracto*, den das Strafgesetz zum Gegenstand hat, in Rücksicht auf die subjective Beschaffenheit der Handlung zu dem Fall *in concreto* steht, so, dass das Gesetz nur in der Proportion, wie dieser mit jenem zusammentrifft, zur Anwendung kommt. Um daher seine Meynung auf eine befriedigende Weise zu begründen, hätte der Vf. den Ungrund jener Voraussetzung darthun müssen, und dies um so mehr, als sich dieselbe aus dem von ihm selbst angenommenen Zweck der Strafe zu ergeben scheint. Vielleicht erörtert der Vf. diese Zweifel in der von ihm versprochenen *Revision der Grundbegriffe des peinlichen Rechts* ausführlicher.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

Mittwochs, den 17. April 1799.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Rein: *Ueber den Raupenfraſs und Windbruch in den Königl. Preuſs. Forſten von dem Jahre 1791 bis 1794.* Von *C. W. Hennert*, Königl. Preuſs. Geheimen-Forſtrath. Zweyte vermehrte Auflage. Mit acht Kupfertafeln. 1798. 197 S. 4. Nachtrag zur zweyten Auflage 24 S. (4 Rthlr.)

Seit zwey Jahren ſind mehrere Schriften über den Raupenfraſs erſchienen, die aber faſt alle die berüchtigte Nonne (*Phal. Bomb. Monacha*), welche nun ausgewüthet zu haben ſcheint, betreffen, und die alle, ſo verſchieden auch ihr Werth iſt, doch das Gute bewirkt haben, daſs man allgemein auf einen Gegenſtand aufmerkſam gemacht worden iſt, der ſonſt beym Forſtweſen ſo ſehr vernachläſſigt wurde, und der gewiſs einer von den Haupturſachen iſt, warum wir über die ſchädlichen Forſtinſecten ſo ſehr zu klagen nöthig haben. Gegenwärtige Schrift eines unſerer beſten Forſtſchriftſteller handelt nicht ſo wohl von der Nonnenraupe, als vielmehr und hauptſächlich von der Raupe des *Kiefernſpinners* (*Phal. Bomb. pini*) und ihren Verheerungen im Brandenburgiſchen; ſie macht aber nicht bloſs darauf aufmerkſam, ſondern giebt auch die bewährteſten und ausführbarſten Mittel zu ihrer Vertilgung, und wie der daraus entſtandene Schade noch am erträglichſten werden könne, an die Hand. Da ſie bloſs Reſultate von einer Menge Beobachtungen, Erfahrungen und Verſuche enthält, und von einem praktiſchen Forſtmann, dem wir ſchon ſo viele beſſere Einſichten im Forſtfache zu verdanken haben, abgefaſst iſt, ſo iſt ſchon im voraus zu vermuthen, daſs ihr Inhalt lehrreich und anwendbar ſeyn müſſe. Und ſo iſt es denn auch in der That, wie aus dem weitern Inhalte, den wir hier kürzlich anzeigen wollen, ſichtbar iſt, und woraus ſich ergeben wird, daſs ſie, auſser dem noch bemerkten Schaden, den der Windbruch verurſacht, eine kurze Ueberſicht aller der Weldverderber verſchafft, die ſich in Nadelhölzern aufhalten.

Der erſte Abſchnitt enthält Bemerkungen über die Kienraupe und über den Schaden, den ſie in den Königl. Preuſsiſchen, beſonders Kurmärkiſchen Forſten verurſacht hat. In der *Einleitung* wird in chronologiſcher Ordnung gezeigt, *wie lange* man in Brandenburgiſchen (von 1502 an) und *wenn* man die Raupe des Kiefernſpinners bemerkt und was für Mittel man zu ihrer Vertilgung angewandt habe. Die Perioden, nach welchen die Forſten mit einer ſo groſsen Menge Raupen überfallen wurden, waren in ältern Zeiten ungleich länger als in neuern; gröſstentheils aber wird man finden, daſs ihr Fraſs zwey bis drey Jahre gedauert hat. In der Kurmark haben ſie ſich in neuern Zeiten zu zweymalen in einer Zwiſchenzeit von fünf Jahren, nämlich 1777—82. und zuletzt von 1785—91. eingefunden. Das *erſte Kapitel* giebt eine kurze aber hinlängliche naturhiſtoriſche Anleitung von den Raupen und Schmetterlingen überhaupt, in ſo fern ſolche Kenntniſſe den Forſtbedienten zu wiſſen nöthig ſind. Wenn hier S. 19. behauptet wird, daſs aus dem Schwärmen der Schmetterlinge im July und Anfang des Auguſts zu ſchlieſsen ſey, daſs die Raupen noch daſſelbe Jahr aus den Eyern ausſchlüpfen müſsten, ſo iſt dies gegen die Erfahrung, die man an mehrern Schmetterlingsarten zu machen Gelegenheit hat, und auch, wie der Vf. ſelbſt im Nachtrag S. 195. angiebt, gegen die Naturgeſchichte der *Nonne*, deren Eyer wohl alle erſt im künftigen Frühjahr auskriechen, ungeachtet ſie in Julius und Auguſt gelegt ſind. Das *zweyte Kapitel* enthält die Naturgeſchichte und Oekonomie der Raupen und einiger Käferarten, welche man auf dem Nadelholze beſonders an und auf den Kiefern findet. Sie ſind: 1) *Phalaena Bomb. pini.* 2) *Phalaena Noct. piniperda.* 3) *Phalaena Bomb. Monacha.* 4) *Phalaena Noct. quadra.* 5) *Phalaena Bomb. pytyocampa.* 6) *Sphinx pinaſtri.* 7) *Phalaena Geom. piniaria.* 8) *Phalaena Geom. faſciaria.* 9) *Phalaena Noct. valbigera.* 10) *Tenthredo pini.* 11) Die Kiefernſchlüpfwespe. Eine noch unbeſtimmte Art. 12) *Phalaena Tinea reſinella.* 13) *Phalaena Tinea Dodecella.* 14) Der Tannzapfenſpanner. 15) Die kleine Tannapfel-Matte, *Phal. Tin. ſtrobitella*, *Phal. Tin. pinaſtrella* und *pinetella.* 16) *Boſtrichus Typographus.* 17) *Boſtrichus teſtaceus.* 18) *Boſtrichus piniperda* und 19) *Scarabaeus Fullo.* Aller dieſer Inſecten Kennzeichen und Verwandlungsperioden werden hier mit gehöriger Kürze und Deutlichkeit beſchrieben und auf fünf illuminirten Kupfertafeln in ſehr ſchönen Abbildungen anſchaulich gemacht. Wenn der Vf. S. 36. behauptet, daſs die *Phal. Monacha* nach den eingezogenen Beobachtungen nur über 50. und nach *Klemann* 20 Eyer lege, und demnach nicht ſo gefährlich ſey, als andere Nachtſchmetterlinge; ſo wird dies durch neuere Beobachtungen, die auch ſelbſt Rec. gemacht hat, und wornach ein Weibchen 70 bis 130 und mehrere Eyer legt, widerlegt. Wenn S. 39. der Name *Proceſſionsraupe* vorkommt, ſo hätte derſelbe mit ein paar Worten erklärt werden ſollen; eben ſo die in der Folge mehrmalen vorkommende Terminologie der *erſten, zweyten, dritten*

ten etc. Holzclasse, welche wohl den Preussischen und andern mit der Literatur bekannten Forstmännern deutlich seyn wird, allein nicht so den gewöhnlichen und meisten Forstbedienten, die dies Buch benutzen sollen. *Im dritten Kapitel* wird von der vortheilhaften und nachtheiligen Witterung für die Raupen und von ihren Feinden gehandelt. Nach den vielen Erfahrungen, die hier aufgestellt und so gar in einer Tabelle zusammen gestellt sind, ergiebt sich, dass trockne Frühjahre und warme Sommer die vorzüglich günstige Witterung sind, welche die Vermehrung der Raupen befördern können. S. 70. wird gegen diejenigen, welche den starken Vogelfang in neuern Zeiten als eine Ursache angegeben, dass sich die Raupen so überflüssig eingefunden haben, behauptet, dass dies wohl keine Hauptursache seyn könne, da ja in den ältern Zeiten die Wälder auch von Raupen angegriffen worden wären, und damals der Vogelfang doch gewiss nicht übermässig sey betrieben worden; ja es stände so gar zu befürchten, dass wenn man den Vogelfang einschränken wollte, dass diejenigen Vögel, welche sich von kleinen Insecten, als Schlupfwespen u. dergl. Raupenfeinden nähren, durch Verminderung derselben die Raupen selbst befördern hälfen. Ob man nun gleich beide Behauptungen des Verfassers zugeben kann, dass es nämlich sonst bey geringern Vogelfang eben solche Waldverwüstungen durch Raupen, obgleich vielleicht nicht so häufig und oft wiederholt, gegeben haben mag, und dass auch die Verminderung der Schlupfwespen und anderer Feinde der Raupen aus dem Insectenreiche den kleinen Singvögeln zuzuschreiben sey, so folgt doch daraus nicht, dass man den Vogelfang nicht einzuschränken Ursach habe; weil es wohl eine ausgemachte Erfahrung ist, dass wenn nicht durch uns bis jetzt gewöhnlich nicht hinlänglich bekannte Ursachen auf eine kurze Zeit eine gänzliche Aufhebung des Gleichgewichts in der Natur in dieser Hinsicht veranstaltet wird, wie wir dies ja auch bey mehrern Naturerzeugnissen sehen, die Vögel gewiss hauptsächlich diejenigen Triebfedern sind, welche das Gleichgewicht unter den für uns in cultivirten Staaten schädlich gewordenen Insecten erhalten sollen und können. Die Erfahrung lehrt ja unwidersprechlich, dass sich die mehrsten Vögel von Insecten, und also auch von schädlichen Insecten nähren. Wenn also jetzt vielleicht der Raupenfrass häufiger eintritt als in ältern Zeiten, wenn ihn solche Insecten verüben, die vorzüglich den jetzt so sehr verminderten Singvögeln, mit deren Fang sich fast jeder Schulknabe ohne Ahndung befasst, zur Nahrung angewiesen sind; so ist die Verminderung dieser Vögel allerdings als eine Hauptursache der Waldverheerungen durch Insecten anzusehen. Es sollte daher, so wie bey jeder Benutzung der Naturproducte, also auch hier nach Regeln verfahren werden, und da man jetzt fast ganz von Vögeln entvölkerte Wälder antrifft; so sollte fürs erste eine allgemeine Hegung auf etliche Jahre verordnet, alsdann für die Zukunft eine zweyjährige Benutzung der Schneusse und anderer Insecten-Vögel im Herbst verstattet werden. Jedes dritte Jahr aber allezeit ein Hege-Jahr seyn. Auf diesem Wege würde vielleicht, in Verbindung mit unsern bekannten Verhütungs- und Vertilgungsmitteln, der Raupenfrass weniger zu fürchten seyn. (Diese Gedanken hier weitläuftiger aus einander zu setzen, erlaubt der beschränkte Raum dieser Blätter nicht.) Dass dadurch die Raupenfeinde zu gleich mit vermindert würden, thut nichts zur Sache, da sie sich ja gewöhnlich dann erst in grösser Menge einfinden, wenn die Raupen schon ihre Verwüstungen fast vollendet haben, also die vielen Raupen als ein gedeihliges Nahrungsmittel für ihre Larven ihre grosse Vermehrung erst befördern.

Da der Vf. hier mehrere den raulen Fichtenspinnraupen schädliche Vögel aus dem Krähengeschlechte anführt; so scheint er nach Rec. Meynung ganz Recht zu haben, dass er die *Elster* (*Corvus Pica*) aus dieser Classe der nützlichen Vögel, wohin sie von mehrern gestellt worden sind, ausgelassen hat. Es ist zwar gewiss, dass die Elster mehrere schädliche Insecten und Würmer frisst, und dass sie, wenn wir sie in den Wald verweisen könnten oder wollten, allerdings hierher zu rechnen seyn würde; allein so wohnt sie gewöhnlich in der Nähe unserer Wohnungen, in und neben Gärten, wo wir uns selbst von jenen schädlichen Insecten ohne ihre Hülfe befreyen können, und raubt uns junge Hühnchen, Enten, Gänse etc., liest die Kirschen und anderes Obst von den Bäumen ab, tritt die Propfreiser ab, und was der vorzüglichste Schade ist, nährt sich in kalten und schneereichen Wintern, wie z. B. der diesjährige war, fast bloss von Birn- und andern Obstknospen. In Gärten dürften also diese Vögel nie gehegt werden. Vielleicht dass es bey ihrer natürlichen Scheuheit durch die gewöhnlichen Verscheuchmittel mit Pulver gelänge, sie aus den Gärten in die nahen Wälder zu verbannen, wo sie denn ungestöhrter leben und im Haushalte der Natur auf eine nützliche Art wirken könnten.

Unter den vierfüssigen Thieren S. 71., welche den Forstinsecten Abbruch thun, sind wohl auch die mehrern Arten von *Spitzmäusen* zu rechnen, die nach den im Moos und in der flachen Erde verborgenen Raupen und Puppen graben. — *Im vierten Kapitel* werden die Mittel zur Verminderung der Kienraupe angeführt. Folgende sind nach vielen Versuchen und Erfahrungen für die bewährtesten in Ansehung der Kiefernraupe befunden worden: 1) Auf- und Ablesen nach starken Regengüssen und Eintreibung des Viehes zum Todtreten. 2) 1 bis 1½ Fuss breite und 1 Fuss tiefe Raupengraben zur Absonderung der abgefressnen und gesunden Distrikte, welche 4 bis 5 Schritte weit entfernte runde Löcher haben, die wenn sie voll Raupen sind, mit Erde bedeckt und statt deren wieder neue gegraben werden. 3) Raupen-Schmetterlings- und Kokons-Lesen; besonders das Aufhacken des Mooses um die Bäume und Auflesen der Raupen im Winter in solchen Di-

richten, wo sie noch nicht häufig sind. 4) Schweine intreiben. 5) Zusammenschippen des Mooses im Winter, wo die Raupen schlafen, Verbrennen oder Dung verwandeln desselben. 6) Leuchtfeuermachen in Löchern zu Zeit des Schwärmens der Schmetterlinge. 7) Verbot des Ameiseneyersuchens. — Ich bin überzeugt sagt Hr. H. S. 85., dass das Uebel ohne menschliche Hülfe aufgehört haben würde, aber der Schaden ohne diese Anstalten, und wenn man dem Raupenfrass ruhig zugesehen hätte, nicht weit beträchtlicher würde geworden seyn, dies ist mehr als wahrscheinlich. Und darin hat er eben so recht, als in der Behauptung, dass die Verhütungsmittel besser sind als die Vertilgungsmittel. — Im *sechsten Kapitel* wird die stufenweise Verbreitung des Raupenfrasses und dadurch entstandene Absterben des Kiefernholzes angegeben und in einer Tabelle übersichtlich gemacht. Das *sechste Kapitel* enthält die Maasregeln, welche zur Verwendung des von den Raupen zerstörten Holzes getroffen worden sind. Um mit aller Vorsicht den Hau des Holzes zu betreiben und sich nicht zu übereilen, wurden Ingenieure und Conducteure in die mit Raupen befallenen Forste geschickt, um die angegriffenen Plätze zu vermessen und in die Forstkarten einzutragen, und die Forstbedienten mussten das Holz, das mit Gewissheit abstehen wollte, nach Qualität und Quantität abschätzen, und es in ein Register eintragen lassen. Auf der 8ten Kupfertafel wird ein Schema zu einer Charte mit einer Tectur gegeben, woraus man sieht, wie dabey verfahren worden sey, und eine beygefügte Holzbestandstabelle macht deutlich, worauf es bey der Vermessung des Raupenfrasses und der Bestimmung des Holzes eigentlich ankam. Nach dem überschlagenen Quantum des zu schlagenden Holzes und den ausgemittelten jährlichen Landesbedürfnissen wurden denn die besten Maasregeln zum nachhaltigen Verbrauch desselben, die nachgeahmt zu werden verdienen, genommen. Das Bauholz wurde theils ins Wasser gesenkt, theils auf blosse Unterlagen gelegt, weil Magazine zu viel Aufwand verursacht hätten. Das gänzlich ins Wasser gesenkte Holz hielt sich länger, als das auf den Unterlagen. Durchs Verkohlen war kein Nutzen zu ziehen. — Das *siebente Kapitel* enthält die Maasregeln, um die durch den Raupenfrass zerstörten Districte wieder in Holzanbau zu bringen. Wie billig muss, ob man gleich auf einmal alle Blössen ansäen könne, auf die einmal auf den Forsten radicirten Hütungen gesehen werden, und wie dies zu veranstalten, ist *caeteris paribus* auf der Taf. VIII. beygelegten Charte und den nöthigen Tabellen erläutert. Von 46602 Morgen durch den Raupenfrass entstandener Blössen, sind bereits 4364 Morgen oder $\frac{1}{10}$ in Holzanbau gebracht, und wenn also auf diese Art ohne der Hütung zu nahe zu treten fortgefahren wird; so werden alle diese Blössen in 10—11 Jahren wieder cultivirt seyn. Es wurde auch verordnet Birkensaamen mit auszusäen, weil die Nachkommen bey der ausserordentlichen Schwäche der abzutreibenden Hölzer davon wenigstens in 30 Jahren Brennholz zu erwarten hätten. Das *achte Kapitel* handelt von dem Verhalten eines Forstbedienten, wenn sich in einen Nadelholzreviere Raupen zeigen. Hier werden vortreffliche Vorschriften ertheilt, nach welchen dem Forstbedienten auch die Freyheit gegeben wird, die nöthigen und bekannten Mittel sogleich selbst anzuwenden, und wenn auch Kosten verursacht werden, weil oft die Befehle vom Hofe nicht so geschwind erfolgen können, als sie nöthig sind. Ein angehängter Raupenkalender giebt eine kurze Uebersicht von dem monatlichen Zustande der auf dem Nadelholze zufindenden Raupen, Puppen und Schmetterlinge, um mit desto mehr Gewissheit und Sicherheit die benannten Hülfsmittel anwenden zu können. Das *neunte Kapitel* enthält die Berechnung des Schadens, welcher durch den Raupenfrass in den Kienenrevieren der Mark Brandenburg entstanden ist. Durch mühsame Berechnungen ist herausgebracht, dass der wahre Verlust mit Einschluss der Holzanbauunkosten bis 1796 wenigstens 270350 Rthlr. 12 gr. 10 pf. beträgt, und dass diese Summe, wenn man den Schaden des jüngern Holzes, bis es in die erste Classe tritt, darzurechnet, noch um 231080 Rthlr. 2 gr. 9 pf. vermehrt wird.

Dies ist denn nun der gröste und wichtigste Theil dieses Werks. Der *zweyte* ebenfalls interessante und lehrreiche *Abschnitt* desselben handelt *von dem Schaden, welchen der Windbruch in den Kurmärkischen Forsten in den Jahren* 1791 *und* 92 *verursacht hat.* In der *Einleitung* werden die nöthigen theoretischen Sätze über den Stoss des Windes angegeben und erklärt. Das *erste Kapitel* enthält dann die Beschreibung desjenigen Striches, welchen der Sturm im December 1792 und im März 1793 genommen, und welche Königlich Preussische Forsten ergetroffen hat. Der Strich erstreckte sich in der grössten Länge 35 geographische Meilen von Morgen gegen Abend und in der grössten Breite 20 Meilen von Norden gegen Süden. Das *zweyte Kapitel* giebt einige Ursachen an, wodurch der Windbruch vermehrt oder vermindert werden kann, und einige Vorsichten, welche dabey zu beobachten sind. Die sogenannte Plänterwirthschaft kann den Schaden des Windbruchs sehr vermehren. Sonst muss der Forstmann sein Revier in der Hinsicht kennen und darnach die Haue anlegen. In gebürgigen Gegenden wird der Windstrich durch Berge und Thäler sehr verändert, und hier ist doppelte Vorsicht nöthig. In der Kurmark kommen die stärksten und heftigsten Winde aus Südwest, und Nordwest. Im *dritten Kapitel* findet man die Menge des vom Winde in den Jahren 1792 und 1793 geworfenen Holzes und die Maasregeln, welche zur Verwendung desselben genommen worden sind. Aus diesem lehrreichen Kapitel ergiebt sich, dass die Conservations-Kosten von 87781 geworfenen Stücken von allerhand Holzsorten 30187 Rthlr. betrugen. Das *vierte Kapitel* umfasst die Berechnung des Schadens, welcher in den

Königlich Preufsischen, besonders Kurmärkischen Forsten durch das vom Winde geworfene Holz entstanden ist. Kaum der dreyfsigste Theil scheint von dem Werthe des Holzes verlohren gegangen zu seyn. Hier wird zugleich durch einige Beyspiele gezeigt, was regelmäfsig bewirthschaftete Forsten dem Landesherrn eintragen, und wie hoch Grund und Boden auf diese Art benutzt werden können, aber auch wie gefährlich es sey, die Einkünfte durch Eingriffe in die Forsten zu vermehren, oder wohl gar dadurch Ausfälle in andere Branchen der Staatsbewirthschaftung zu decken. Das *fünfte Kapitel* enthält einige wichtige Schlufsbemerkungen über den durch Raupenfrafs und Windbruch in den Königlich Kurmärkischen Forsten überhaupt verursachten Schaden. Die *Nachträge* endlich liefern einige Berichtungen und Zusätze für den ersten Abschnit dieses Werkes. Gewifs wird dasselbe kein Forstmann aus der Hand legen, ohne viele nützliche und anwendbare Kenntnisse aus demselben geschöpft zu haben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Supprian: *Ueber den Mangel an Gesinde und Arbeitsleuten, und die wirksamsten Mittel, ihm abzuhelfen.* Zur Beherzigung für meine Landsleute von einem Kursachsen. 1799. VI. u. 154 S. 8.

Zu den Gegenständen, welche jetzt vorzüglich zur Sprache gebracht zu werden verdienen, gehört unstreitig auch derjenige, welcher den Inhalt dieser Schrift ausmacht. Der Vf. (Hr. *Chr. Fr. Müller*, Prediger in Gleina b. Zeiz) hat auch in der That viel Wahres, das in der Erfahrung seine Bestätigung findet, nur hie und da mit einigen überflüfsigen Wiederholungen, darüber gesagt. Nachdem er zuerst aus mehreren Thatsachen den Beweis geführet, dafs der Mangel an Gesinde wirklich grofs sey und auf die nachtheiligen Folgen aufmerksam gemacht hat, welche daraus für den Erwerb- und Nahrungsstand in der Stadt und auf dem Lande, für die Bildung der Jugend und die Moralität überhaupt entspringen müssen; so sucht er nun die Quellen dieses Mangels auf. Er findet sie in dem Hange des Bauernstandes in höhere Stände überzugehen, im Soldatendienste, in dem vermehrten Wohlstande der Bauern (hieraus entspringt wohl der zuerst angegebene Grund) im Mangel an gut unterrichteten Hebammen, in mangelhafter Gesundheitspflege der untern Volksclassen, in der Leichtigkeit, durch Spinnen und ähnliche Arbeiten, ohne Dienste bey Privatpersonen, das Brodt erwerben zu können, und in der Betteley. Zu diesen Ursachen lassen sich sehr leicht noch mehrere andere hinzufügen. Dahin rechnen wir besonders die in gröfseren Städten überhand genommene Höckerey, worauf sich junge, dienstfähige Personen aus den Städten und Dörfern legen, ein Unwesen, dem schon um deswillen von der Polizey gehörige Grenzen gesetzt werden sollten, weil dadurch eine gröfsere Theurung der meisten Lebensmittel bewirkt wird. Aber ein vorzüglicher Grund liegt auch in der unwürdigen Behandlung, welcher Dienstboten noch immer von ungebildeten Herrschaften ausgesetzt sind, wie so viele vor den Gerichtsstuben angebrachte Klagen sattsam beweisen. Welcher Billigdenkende kann es aber unter diesen Umständen dienstfähigen Personen verargen, wenn sie auf eine andere Art, als durch Dienen ihr Brodt zu erwerben suchen? — Um diesem überhand nehmenden Mangel an Gesinde vorzubeugen, empfiehlt der Vf. bessere Anstalten zur Bildung der Soldaten, wodurch mancher abgehalten werden würde, ein Handwerk zu lernen, Erleichterung und Beförderung der Ehen junger Leute auf dem Lande, Einschränkung des Luxus, Verbesserung des Schulwesens, Sorge für gut unterrichtete Hebammen, bessere Gesundheitspflege, Vertheilung der Waisenkinder auf das Land (ein Vorschlag, gegen den sich doch noch manche gegründete Bedenklichkeit machen liefse) Abschaffung der überflüfsigen Feyertage, Abänderung in Vertheilung der Schulstunden, Errichtung eines Armenhauses in einem Districte von 4—6 Meilen. Würden auch alle diese, von dem wackern Vf. gethanen Vorschläge realisirt; so dürfte dadurch doch jenem Mangel nicht ganz abgeholfen werden, so lange nicht Aufklärung und Moralität allgemeiner herrscht. Dies ist aber bey der jetzigen und leider! auch wohl bey der künftigen Generation noch nicht zu erwarten. Wenn aber in allen Ständen richtigere Einsichten verbreitet seyn werden (welche nur jetzt durch zweckmäfsigern Jugendunterricht vorbereitet werden können): dann wird es den Aeltern einleuchten, dafs es in vieler Rücksicht ihren Kindern nützlich sey, wenn sie eine Zeitlang dienen; dann werden junge Männer, die in den Ehestand treten wollen, einsehen, dafs diejenige weibliche Person, welche eine Zeitlang ausserhalb dem älterlichen Hause in anderer Dienste lebte, in der Regel eine bessere Gattin seyn müsse, als die, welche solche Erfahrungen nicht machten; dann werden Herrschaften ihren Dienstboten nur eine solche Behandlung wiederfahren lassen, bey welcher Ernst und Würde mit Liebe verbunden ist; und dann werden auch die Klagen über Mangel an dienenden Personen verstummen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. April 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

WITTENBERG, b. Charisius: *Pauli Apostoli epistola ad Philippenses graece*, ex recensione *Griesbachiana*, nova versione latina et annotatione perpetua illustrata a *M. J. G. am Ende*, Pastore et Superintend. ap. Liebenwerdenses. 1798. 140 S. 8. (12 gr.)

Der griechische Text ist, wie schon der Titel angiebt, aus der Griesbachischen Ausgabe (von 1775.) abgedruckt, jedoch ohne die kritischen Zeichen, deren Weglassung aber verursacht, dass das Eigenthümliche der Griesbachischen Recension nicht allenthalben deutlich in die Augen fällt. So z. B. sieht man nicht, dass G. Kap. 1, 16. die Lesart ἐγειρειν dem gewöhnlichen ἐπιφερειν, und Kap. 2, 1. das τις dem τινα ungefähr gleich schätzt, oder dass er Kap. 4, 23. das ὑμων für sehr verdächtig erklärt. Der Text ist ziemlich, jedoch nicht ganz correct gedruckt. Der bedeutendste Fehler möchte Kap. 3, 15. seyn, εἴ τέρως für εἴ τι ἑτερως. Die unter dem Texte stehenden Varianten sind gleichfalls aus gedachter Ausgabe, mit Zuziehung der Matthäischen, entlehnt; von den neuen Beyträgen aber, die Alter, Hensler, Aurivillius, Knittel u. a. geliefert haben, ist kein Gebrauch gemacht. Bey Kap. 3, 16. wird unrichtig gesagt, die Moskauischen Handschriften setzten hinter τω αὐτῳ στοιχειν blos κανονι hinzu; sie haben auch das folgende το αὐτο φρονειν. Bey manchen, zumal sehr zweifelhaften Lesarten, wollte der Vf. die Entscheidung lieber geübteren Kritikern überlassen; oft aber theilt er auch seine eigenen Urtheile mit, welche uns im Ganzen genommen richtig, nur nicht immer bestimmt genug und nicht mit gehöriger Rücksicht auf die Eigenheiten der wichtigsten Handschriften, gefasst zu seyn scheinen. Dem Text zur Seite steht eine neue lateinische Uebersetzung, welche mit sichtbarem Fleisse gemacht ist und, wie billig, weniger die Bedeutung einzelner Wörter als den Sinn der Sätze, so wie der Vf. ihn aufgefasst hatte, auszudrücken sucht. Einige Flecken liessen sich leicht noch verwischen. Manchmal ist der Ausdruck etwas undeutlich, z. B. Kap. 3, 6. κατα ζηλον, διωκων, *si quis ex studio me judicet, persecutor*, wo *studium* den Religionseifer bezeichnen soll, der bey Paulo so gross war, dass er ihn zu einem Verfolger der Christen machte. Zuweilen hätte ein bestimmterer Ausdruck gewählt werden können, z. B. Kap. 1, 9. ἐπιγνωσει, *pietas*, wo weder aus der Uebersetzung noch aus den Noten klar genug sich ergiebt, ob *pietas erga Deum*, oder *erga Christianos* oder *erga Paulum* gemeynt sey. Vs. 19. ἀποβησεται εἰς σωτηριαν, *utilissimum erit*, für: es wird den glücklichen Ausgang meiner Sache befördern. Kap. 2, 15. τεκνα θεου ἀμωμητα, *innocentia Deo similes*, wo die Note auf den richtigen Sinn hindeutet, der aber erst dann volles Licht erhalten hätte, wenn der Leser daran erinnert worden wäre, dass die Juden sich ausschliesslich Kinder Gottes zu nennen pflegten. In andern Stellen scheint dem Rec. der Sinn nicht ganz genau getroffen zu seyn. Z. B. Kap. 1, 10. δοκιμαζειν τα διαφεροντα, *optimum quodque intelligere*. Vs. 22. το ζην ἐμοι καρπος ἐργου, *vitam mihi ad munus obeundum utilem judico*, statt: bleibe ich leben, so kann ich von meiner Amtsführung noch vielen Nutzen hoffen. Vs. 28. ἥτις ἐστιν αὐτοις ἐνδειξις ἀπωλειας, ὑμιν δε σωτηριας, *quod quidem illis ad perniciem, vobis autem ad salutem cedet*. Kap. 2, 13. θεος ἐστιν ὁ ἐνεργων ἐν ὑμιν και το θελειν και το ἐνεργειν, *Deus vos adjuvat, dummodo velitis et efficiatis* sc. *bonum*. Kap. 3, 7. ἅτινα ἦν μοι κερδη, ταυτα ἡγημαι ζημιας, *quae mihi lucro esse potuissent, horum jacturam lubentissime feci*. In den Noten, welche den grössten Theil dieser Bogen füllen, hat der Vf. die Meynungen älterer und neuerer Ausleger fleissig gesammelt, und diejenige, welche ihm die meisten Gründe für sich zu haben schien, ausgewählt. Es wäre unbillig, mit ihm darüber zu rechten, dass er nicht immer diejenige vorzog, die Rec. für die beste hält. Er befolgt doch im allgemeinen richtige Grundsätze der Auslegungskunst, und lässt sich durch Autoritäten berühmter Namen so wenig als durch Vorurtheile der ältern Dogmatik blenden, sondern sucht Wahrheit, wo er sie findet. Nur vermisst Rec. zuweilen gerade die Erklärung, die er den übrigen vorziehen würde. Z. B. Kap. 1, 7. ist die simpelste Erklärung von χαρις μου, die sich auch in den vom Vf. richtig angegebenen Context am besten schickt, nämlich: ein für mich bestimmtes Geschenk, (vergl. 1 Kor. 16, 3. 2 Kor. 8, 1. 4.) gar nicht erwähnt. Kap. 2, 13. wird zwar bemerkt, dass ὑπερ της εὐδοκιας zum folgenden gezogen werden könne; es wird aber die Bedeutung, die es alsdann bekommen müsste, übergangen, nämlich: herzliches Wohlwollen leite alle eure Handlungen gegen einander, ohne dem Misvmuth oder Bedenklichkeiten einen Einfluss darauf zu gestatten. Kap. 3, 2. fehlt die eigentliche Veranlassung, die Paulus hatte, die jüdischen Gegner seiner vom Judenthum gereinigteren Lehre κυνας zu nennen, welche darin lag, dass der stolze Jude alle Nichtjuden für Hunde zu achten pflegte, daher

Paulus eben so, wie er behauptet, nicht der auf seine Beschneidung trotzende Jude, sondern der Christ sey ein ächt beschnittener, in gleichem Tone auch sagt, nicht der unbeschnittene Christ sey ein Hund, sondern die beissigen und neidischen Judenthums-Patronen möchten eher den Namen verdienen. Manchmal scheint auch der Vf. einer zu gezwungenen Erklärung unverdienten Beyfall gegeben zu haben. Z. B. Kap. 1, 26. soll καυχημα bedeuten *felicem Philippensium statum, quem religioni christianae debent*, und ἐν ἐμοι, *per me, me adjutore*, da doch καυχασθαι gewöhnlich mit ἐν construirt wird, um den Gegenstand, dessen man sich rühmt, zu bezeichnen, und Paulus wohl nichts anders beschreiben will, als das Frohlocken der Philipper, wenn Paulus, aus seiner Gefangenschaft befreyt, zu ihnen zurückkommen würde, und die Wünsche seiner boshaften Feinde, die ihm nach Vs. 16. in seiner Gefangenschaft nur noch mehr Verdruss zu machen suchten, gänzlich fehlgeschlagen wären. — Am Ende ist ein weitläuftiger Excursus über die schwere Stelle Phil. 2, 6, angehängt, woraus wir nur den Vorschlag auszeichnen, das ἐν μορφῃ θεου ὑπαρχων auf den *jetzigen* herrlichen Zustand Christi zu beziehen, und das Ganze so zu fassen: *qui nunc quidem conditione sublimi et majestate divina gaudet, nec tamen cupide annisus est ad illam majestatem, (quum inter nos esset,) sed potius se demisit etc.* welches jedoch nicht recht gut zu Pauli ganzer Schlussart passen will. Denn wenn der nachmalige herrliche Zustand Christi eine Belohnung seiner Tugend und seines Gehorsams war, wie Vs. 9. gesagt wird, so konnte Jesus, ehe er diesen Gehorsam bewiesen hatte, keine Ansprüche auf jene Belohnung desselben machen; und dass er sie nicht machte, kann nicht als etwas grosses und besonders nachahmungswürdiges betrachtet werden. — Uebrigens wird dieser Commentar, ob er gleich an neuen Aufschlüssen über den Sinn des Textes keine beträchtliche Ausbeute gewähret, dennoch angehenden Exegeten, und solchen, denen wenige Hülfsmittel zu Gebote stehen, nützliche Dienste leisten und ihnen behülflich dazu seyn, dass sie sich gewöhnen, aus den vorhandenen Erklärungen nach richtigen hermeneutischen Grundsätzen die vorzüglichern auszuwählen.

BERLIN, b. Stark: *Tentamen in Psalmo LXVIII. denuo vertendo cum dissertatione historica, quam claudit carmen saeculare Horatii cum eodem Psalmo collatum, subjunctis animadversionibus philologico criticis.* 1797. 154 S. gr. 8.

Der acht und sechzigste Psalm ist unstreitig eins der schönsten Fragmente aus der lyrischen Poesie der Hebräer, aber auch zugleich eins der schwersten in Hinsicht des Verständnisses, so dass man jeden Versuch mit Dank aufnehmen muss, der dazu angestellt wird, tiefer in den Sinn desselben hinein zu dringen. Der Vf. Hr. *Ancillon*, hat sich daher aufs neue bemüht, dem schwierigsten Theile desselben ein neues historisches Licht anzuzünden, und wenn ihm dies auch nicht zur allgemeinen Befriedigung gelungen seyn sollte; so ist doch dieser neue Versuch einer gelehrten Bearbeitung immer sehr schätzbar, verräth mancherley Kenntnisse, vielen Scharfsinn, und einen schönen Sinn für den Geist alter Poesie, so dass dem Vf. dieses Specimen immer zur Empfehlung gereichen wird. Die Einrichtung des Ganzen ist diese, dass zuerst eine Uebersetzung von diesem lyrischen Stücke gegeben wird, worauf die historische Dissertation folgt, welche die Hauptsache ist, alsdann eine Vergleichung mit dem *carmen saeculare* des *Horaz*, und endlich philologisch-kritische Erläuterungen. — Es ergiebt sich ganz klar aus dem Inhalte dieses Gesanges, dass er ein Zionslied ist, gesungen bey einer Gelegenheit, da die Bundeslade nach Zion hinauf gebracht wurde. Ja man kann noch mit Sicherheit einen Schritt weiter gehen, und aus dem Inhalte behaupten, dass er bey einer Zionsfeyer gesungen wurde, wo man die Bundeslade aus *einem Kriege*, dem sie als das Nationalpanier folgen musste, wieder nach Zion brachte. Allein Hr. *A.* geht vielmehr von dem Gesichtspuncte als ausgemacht aus, dass er gesungen sey, als die Bundeslade zum erstenmale aus dem Hause des Obed Edom nach Zion geschafft wurde 2 Sam. 6, 12—23. 1 Paral. 15, 2—29. 16, 2—8. Dies scheint dem Rec. aber schon etwas zu schnell verfahren, da es weit wahrscheinlicher ist, dass man hier eine Zionsfeyer zu verstehen hat, welche Statt fand, als die Bundeslade nach dem Siege Davids über die Syrer von Saba, die Ammoniter und andere verbündete Völker, Zion wieder zugeführt wurde 2 Sam. 8—12. Dass passt alles ganz vortrefflich in diesem Psalm, und wie sehr die Erklärung dadurch erleichtert wird, hat einer der trefflichsten und glücklichsten Erklärer der Psalmen Hr. *Müntinghe*, sehr schön gezeigt. — Nach jener Voraussetzung findet nun der Vf. mit Recht die gröste Schwierigkeit in der historischen Erklärung des Theils unsers Psalms, der vom 12ten bis 25ten Vs. geht. Bis zum 12ten Vs. erklärten die Interpreten gewöhnlich noch historisch; aber damit riss der Faden ab. Hr. *A.* las also die historischen Bücher noch einmal sorgfältig nach, und fand einen folgenden Aufschluss, wodurch sich die historische Erklärung fortsetzen lässt. Nach den Wanderungen in der Wüste, worauf im 10ten und 11ten Vs. angespielt werde, zogen die Israeliten auf Befehl Mosis (5 Mos. 2, 1. 2. 3. 13. 17. 18. 24.) vom Gebirge Seir gegen Norden durch die moabitischen Wüsten über den Zered und Arnon, und durch das Gebiet des Sihon von Hesbon (5 Mos. 2, 26—31.), mit dem sie aber auf Veranlassung des Og von Basan in Streit geriethen, der sich mit der Besiegung beider und der Besitznehmung ihrer Herrschaften diesseits des Jordans endigte 5 Mos. 2 und 3. Darauf beziehen sich der 12te und 13te Vs. unsers Psalms. (Allein eine Hauptschwierigkeit hiebey ist gleich diese, dass sich der 10te und 11te Vs. schon auf die Einführung in Palästina beziehen. Das Wort מלך gilt nur von

Palä-

Palästina, und im 11ten Vs. wird gesagt, dass Gott seiner Familie daselbst eine Wohnung gegeben habe. Also müssten wir mit der historischen Erklärung wieder rückwärts gehen, und das will doch der Vf. selbst nicht gelten lassen.) Nachdem nun das eroberte Land unter die Stämme Gad, Ruben und den halben Stamm Manasse vertheilt war, so trat eine Besorgniss ein, dass sie sich vielleicht von den übrigen trennen und ihnen nicht zur Eroberung Palästina's behülflich seyn möchten. Daher machten Moses und Josua einen feyerlichen Bund mit ihnen (4 Mos. 32, 1—34. 5 Mos. 8, 18—21. Jos. 1, 12—18. 4, 12. 13. 22, 1—5. 8. 9.) darauf beziehen sich der 14—17te Vs. des Psalms. (Dies liesse sich nach der Erklärung, die der Vf. davon giebt, recht gut hören, wenn man nur mit dem 17ten Vs. zu bleiben wüsste, wo von dem Berge Zion und dem Wohnsitze Jehovahs daselbst gesprochen wird. Für eine blosse Vergleichung des eroberten Landes mit der Gegend von Zion ist der Ausdruck im 17ten Vs. viel zu bestimmt. Also abermals eine grosse Schwierigkeit, oder doch wenigstens eine grosse Härte.) Der Uebergang über den Jordan konnte nicht zu Stande kommen, wenn nicht die Bundeslade voran gegangen wäre Jos. 3 und 4. Darauf bezieht sich der 18te und 19te Vs. Die Bundeslade wird hierin als ein Triumphwagen beschrieben, den die besiegten Völker gleichsam ziehen, und mit Geschenken freywillig oder gezwungen verehren. (Freylich liesse der hohe lyrische Schwung dieses Liedes eine solche Erklärung wohl zu: allein hat bleibt sie doch immer, und wenn es noch eine leichtere giebt, sogar gezwungen.) Darauf folgte der Uebergang über den Jordan selbst, die Eroberung von Jericho und Ai (Jos. 6. 8.) und die schweren Kriege mit den Kanaanitern (Jos. 10. 11.). Hierauf beziehen sich der 20te bis 24te Vs. (Wie sich der 20te Vs. auf den Uebergang über den Jordan beziehen könne, sieht man nicht leicht. Der Vf. fühlt auch die Schwierigkeit selbst, nimmt aber seine Zuflucht zu einem Dialog zwischen dem israelitischen Volke, das im Begriff ist über den Jordan zu gehen, und zwischen Gott. Immer nur ein Nothbehelf, da der Dialog von beiden Seiten so abgebrochen ist.) Die Verse 25—30. bezieht er, wie gewöhnlich, auf die jetzige Zionsfeyer.

Rec. schätzt diesen Versuch wegen des Scharfsinnes und der Gewandheit, womit er durchgeführt ist: allein er gesteht auch aufrichtig, dass er nie darauf ausgehen würde, ein lyrisches Stück durchaus chronologisch-historisch zu erklären, oder nur eine solche durchgängige Beziehung zu versuchen, wenn er nicht sichtbar darauf geführt würde; sondern dass er eher der hohen Begeisterung und Phantasie des Lyrikers nachgehen würde, welche in ihrem hohen Fluge umher schweift, und oft sehr entfernte Bilder combiniret. Wenn man gleich bey unserm Psalm sichtbar darauf geleitet wird, eine chronologisch-historische Deutung bis zum 15ten Vs. zu verfolgen; so ist doch gar kein Grund vorhanden, nun auch die Erklärung nach einzelnen historischen Begebenheiten der Zeitfolge gemäss fortzusetzen, sobald man nur annimmt, dass der Psalm in Chören gesungen ist, welches der Vf. selbst thut. Der 16te und 17te Vs. werden von einem andern Chor gesungen, der schon am Berge Zion steht, wodurch alles eine leichte Beziehung bekommt. Es ist ganz in der Manier der hebräischen lyrischen Dichter, einige Puncte aus der Heldengeschichte der Vorfahren zu berühren, sie dann schnell fahren zu lassen, und zu andern Gegenständen überzugehen. Dies thun alle Lyriker im höchsten Schwunge, dass sie von einem Gegenstande schnell zum andern übergehen, und es finden sich auch Beyspiele genug dazu in den Psalmen. Andere Psalmendichter verfolgen freylich die Nationalgeschichte vom Anfange bis zu Ende: aber das sind gewiss keine Seher von hohem Dichtergeiste, sondern matte Elegiker und historische Dichter, die fast bis zur Prose herabsinken, und als solche verräth sie auch ihre Sprache. Unser Psalm ist aber ein Gedicht vom höchsten lyrischen Schwunge; also darf man hier eine solche durchgängige historische Chronologie nicht erwarten. — Die Vergleichung mit dem *carmen saeculare* des *Horaz* hätte vielleicht ganz wegbleiben können, denn Naturpoesie und Kunstpoesie leiden keine gleichförmige Vergleichung. Beym Horaz findet man aber blos Kunstpoesie und nichts als griechische Copie. — Der philologische Theil am Ende ist bey weitem der schwächste, wie sich der Vf. leicht selbst überzeugen wird, wenn er nur *Müntinghe* vergleicht. Es gehört eine grosse Uebung und die feinste Kenntniss der hebräischen Sprache dazu, wenn man im Hebräischen emendiren, oder die Worte deuten will, ohne in Gefahr zu kommen, gegen den Genius oder Gebrauch der hebräischen Sprache anzustossen. Da nun der Vf. sich nach seinem eigenen Geständnisse nicht vorzüglich mit dem hebräischen Studium beschäftigt; so ist es eben nicht zu verwundern, dass seine Bemerkungen nicht allen gleich annehmlich scheinen. So kann zum Beyspiel בְּעִוֹן קָדְשׁוֹ dem Sprachgebrauche nach, nur von der Bundeslade, dem Gotteszelt und Tempel gelten, nie aber von der Feuersäule bey dem Auszuge aus Aegypten.

HAMBURG, in der Buchh. der Verlagsgesellschaft: *Erfahrungen eines jungen Landpredigers aus dem ersten Halbjahre seiner Amtsführung.* In einer Reihe von Briefen an seinen akademischen Freund. 1799. XIV. u. 312 S. 8. (21 gr.)

Einen doppelten Zweck wünscht der Herausg. dieser Briefe durch die Bekanntmachung derselben zu erreichen. Diejenigen, welchen die Bildung und Prüfung angehender Landprediger übertragen ist, sollen darin eine neue Bestätigung der schon oft an sie gethanen Bitten finden, mehr gute Prediger, Erzieher und Seelsorger, als gelehrte Theologen zu

bilden. Kandidaten und junge Prediger fellen die darin aufgestellten Beyspiele von wichtigen Amtsvorfällen zu ihrer Belehrung benutzen. Die vor uns liegenden Briefe erzählen das Verhalten des Vfs. bey einem Schulbesuche, bey der Beichte, bey dem Krankenbesuche, einem Kindtaufsmahl, bey einer Admonition, welche einigen jungen Leuten, die auf eine illegale Weise zu vertraut mit einander geworden waren, gegeben werden mufste, bey einigen, gegen eine Predigt des Vfs. erhobenen Zweifeln u. s. w. Zugleich werden Bemerkungen über Kindertaufe, Beichte und andere hieher gehörige Gegenstände eingestreut. Wenn wir auch nicht in allen Stücken der Meynung des Vfs. beytreten können, am wenigsten in Ansehung des Nutzens, welchen er sich von der Privatbeichte verspricht, da wir vielmehr glauben, dafs weder Privat- noch allgemeine Beichte, sondern nur eine zweckmäfsig eingerichtete Vorbereitungsandacht zur Feyer des Abendmahls, ohne zu befürchtenden Nachtheil für die Moralität, gestattet werden könne; so müssen wir doch gestehen, dafs diese Schrift von den Kenntnissen ihres Vfs. ein vortheilhaftes Zeugnifs giebt und für Kandidaten und junge Prediger manche lehrreiche Winke enthält. Besonders hat uns die Unterredung am Krankenbette, einige Stellen abgerechnet, gefallen. Nur ist der Vortrag in dieser Schrift noch zu wortreich und auch von kleinen Sprachunrichtigkeiten nicht ganz frey. So ist auch *der zweete* und *die zwote*, (statt *der, die, das Zweyte*,) eine blofse Gottsched'sche Grille.

Giessen, in der Kriegerschen Buchh.: *Neue Religionsgeschichte für die Jugend*; zum Gebrauch für Aeltern, Prediger und Lehrer, von D. *Joh. Ludw. Wilh. Scherer*. Erster Theil. *Die Geschichte des alten Testaments*. 1798. 136 S. 8. (6 gr.)

Der Vf., Lehrer zu Dauernheim im Hessendarmstädtischen, erzählt hier die Geschichte des A. T. nach der Methode, welche unsere bessern Exegeten vorzeichneten, und begleitet seine Erzählung mit zweckmäfsigen Bemerkungen aller Art, moralischen besonders, wie sie ihm die neueste Philosophie an die Hand gab. Findet sein Schriftchen geschickte Erklärer; so mufs es vielen Nutzen stiften, eine Menge Vorurtheile verdrängen, und helle, reine Begriffe verbreiten helfen. Einigemal scheint der Vf. dem Lehrer zu viel weggenommen zu haben: es sind Bemerkungen da, zu denen sich kaum noch etwas beyfügen läfst. Aus dem Umstand, dafs Adam nach der Genesis die Thiere, um sie von einander zu unterscheiden, selbst mit besondern Namen belegt haben soll, möchten wir nicht schliefsen (S. 19.), *Moses habe sagen wollen: der Mensch sey selbst Erfinder der Sprache gewesen*. Die erste Anmerkung S. 48. könnte bey jungen Leuten, welche sie selbst ohne Führer lesen, leicht einen gefährlichen Mifsverstand erregen; es sollte das, was zuletzt steht, voranstehen, und einiges bestimmter gefafst seyn. Dafs das Buch Hiob das älteste aller Bücher, und von Moses (S. 136.) verfafst sey, ist eine Meynung, die heut zu Tage nicht mehr gebilligt werden kann.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin u. Comp.: *Reinhard, oder Natur und Gottesverehrung*. Erster Theil. Aus dem Holländischen übersetzt von *Philipp Rosenmüller*. Mit einem Kupfer. 1799. 398 S. 8.

Hr. *R.*, der vierte Sohn des verehrten Hn. D. *Rosenmüller* in Leipzig, entschlofs sich vor vier Jahren eine Reise nach Batavia zu machen. Aber das holländische Schiff, auf welchem er sich befand, fiel in die Hände der Engländer und ward in den Hafen von Plymouth gebracht. Hier kam ihm gegenwärtige Schrift in holländischer Sprache zu Gesichte, welche die Empfindungen eines Jünglings auf einer westindischen Reise ausdrückt. Da die Lectüre derselben dem Hn. R. in seiner unangenehmen Lage Aufheiterung gewährte; so entschlofs er sich, sie zu übersetzen, weil er glaubte, dafs sie nicht nur Andern, welche sich in einer ähnlichen Lage befinden, Beruhigung gewähren, sondern auch, wegen der darin enthaltenen Schilderungen so mannichfaltiger Erscheinungen auf der See und der darin mitgetheilten Anmerkungen über Gegenstände aus der Natur und über die Länder, welche nach den holländischen Anpflanzungen führen, für deutsche Leser lehrreicher seyn werde, als so viele schale Romane. Weil das Original, welches ein Frauenzimmer zur Vfn. hat, bisweilen in einen zu empfindelnden und frömmelnden Ton verfällt; so hat der Uebersetzer einige Auswüchse von wirklicher Geschwätzigkeit weggeschnitten. Nach des Rec. Dafürhalten, ging Hr. R. dabey noch zu schonend zu Werke. Unbeschadet des Ganzen, konnten noch mehrere überflüssige Tiraden wegfallen. Die Uebersetzung ist übrigens grofsentheils fliefsend.

Hamburg, in der Mutzenbecherschen Buchhandl.: *Amaliens Feyerstunden*. Auswahl der hinterlassenen Schriften von *Mariane Ehrmann*. 3tes Bändchen. *Antonie von Warnstein*. 2ter Th. 1798. 400 S. 8. (Schreibpap. 1 Rthl. 4 gr. Druckpap. 1 Rthl.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 401.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 18. April 1799.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

Osnabrück u. Münster, b. Platvoet: *Handbuch für Kaufleute oder Encyklopädie der vornehmsten Gegenstände der Handlungswissenschaft mit Rücksicht auf Politik, Geschichte und Literatur;* entworfen von *Joh. Isaak Berghaus.* Erster Band A—I. 1796. XII u. 438 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

Der durch seinen selbstlehrenden Buchhalter dem kaufmännischen Publicum schon lange rühmlich bekannte Vf. beschenkt selbiges durch diese Encyklopädie wiederum mit einem neuen und nützlichen Werke.

Bekannt mit den besten Schriftstellern im kaufmännischen Fache, sah er das Schwierige des Unternehmens wohl ein, etwas Vorzüglicheres als sie über Handlungswissenschaft und Handelskunde auszuarbeiten, ohne höchst weitläuftig oder blosser Abschreiber und Epitomator zu werden, und beschränkt sich also blos darauf, ein Handbuch für eigentliche *Handlungs- und Comptoirkunde* zu liefern. Hieran fehlt es uns wirklich noch, da die meisten Schriften der Art zu compendiarisch oder zu weitschichtig und viel umfassend sind. Er schloss deshalb Naturgeschichte, *Technologie*, bestimmte Erd- und Waarenkunde, *Kunst-* und rohe Productenkenntniss ganz aus, und suchte nur noch einen Nebenzweck zu erreichen, nämlich den, sein Werk über das Buchhalten theoretisch zu erläutern, indem er in dem vorliegenden so oft, als es sich thun liess, darauf hinwies, Exempel daraus anführte und eins durch das andere zu erklären suchte.

Dass er nicht genau in seinen Grenzen blieb und mancher Artikel, der zu den ausgeschlossenen Rubriken gehört, aufgenommen worden ist, verdient gewiss keinen Tadel. Das Werk ist dadurch eigentlich erst recht brauchbar für junge Contoristen geworden; wohl aber möchten wir es eher tadeln, dass der Vf. einige Artikel unberührt lässt, ohne deren Kenntniss kein Contorist fertig werden kann.

Auch lässt es sich voraus erwarten, dass in einem solchen Werke nicht alle Artikel gleich gut und lehrreich ausfallen können, vorzüglich gefielen uns die Artikel: Briefe, Commissionen, Buchhalten u. a. Der letzte enthält besonders gute historische und literarische Notizen, und man sieht wohl, dass Hr. *B.* hier vorzüglich zu Hause ist.

Der Vf. zeigt auch durch das ganze Werk, dass er nicht nur in den besten neuern deutschen, sondern selbst in den alten classischen und den in neuern fremden Sprachen abgefassten Werken eine starke Belesenheit besitzt, und wird seinen Lesern durch Anführung derselben sehr nützlich.

Auch darf dieser Vorzug seiner Schrift vor vielen andern der Art nicht übergangen werden, dass meistens die lateinischen, französischen und italienischen Benennungen der Kunstausdrücke mit angeführt werden.

Da der Vf. mit wahrer, nicht blosser Scheinbescheidenheit eine aufrichtige Prüfung von seinen Beurtheilern verlangt; so wollen wir zum Beweise, dass wir seine Arbeit gewiss nicht zu den Ueberflüssigen zählen und sie mit Aufmerksamkeit durchgegangen sind, auch einiges anführen, was wir besser ausgearbeitet gewünscht hätten.

Wir finden z. B., dass viele Worterklärungen entweder zu viel oder zu wenig enthalten, oder doch nicht so deutlich abgefasst sind, dass ein Lehrling oder Unkundiger sich daraus unterrichten könnte. Selbst das *Buchhalten* ist nicht nach unserm Wunsche erklärt und die Beschreibung desselben ist bey aller Weitläuftigkeit doch nicht genügend. *Abandonirung heisst*, nach seiner Erklärung, *im Seerechte die Ansprüche, die der Kaufmann* (welcher, der Versicherer oder der Versicherte?) *auf ein gestrandetes Schiff oder auf die aus demselben geretteten Waaren hat. Ueberhaupt findet dieser Ausdruck bey allen im Seehandel üblichen Actionen und Foderungen statt.* Man sieht wohl, dass Hr. *B.* hier von den Rechten spricht, die der Versicherer an die abandonirten Güter hat. Wie verworren und undeutlich drückt er sich aber hier aus? Warum erklärt er nicht lieber zuvor das Kunstwort: *abandoniren*, welches er ungefähr auf folgende Weise seinen Lesern hätte deutlich machen können. *Abandoniren* heisst Verlassen, Ueberlassen, Verzichtleisten eines Kaufmanns auf seine Waaren oder auf sein Schiff, das er hat versichern lassen. Wenn nämlich von einem Schiffe nach einer gewissen Zeit (diese Zeit ist nach Beschaffenheit der Reise verschieden) gar keine Nachrichten eingehen, oder wenn man die sichere Nachricht von seiner Verunglückung hat; so *abandoniret* solches der Versicherte auf eine feyerliche Weise dem Versicherer und fodert von ihm die versicherte Summe, die dieser auch zu bezahlen schuldig ist. Hiebey hätte allenfalls noch angeführt werden können, dass z. B. in Amsterdam ein Schiff, das nach Grönland oder der Strasse Davids geschickt worden, abandonirt werden kann, wenn sechs Monat nach der Rückkunft des letzten Schiffes keine Nachrichten von selbigem eingelaufen sind. Ferner dass Schiffe, die nach der Barbarey,

barey, den canarischen Inseln etc., von welchen man in sechs Monat nach ihrer Abreise, oder von Schiffen, die weiter segeln, von welchen man in einem Jahre keine Nachricht erhalten hat, für verloren geachtet und abandonirt werden können. *Abschreiben in Banco, nämlich die Wechsel und Bankforderungen bey der Bank abschreiben lassen.* Kann diese Erklärung von einem verstanden werden, der nicht schon ohnehin recht gut weiss, was *in Banco abschreiben* heisse? Rec. würde lieber sagen: wenn jemand eine Schuld in Bancogeld zu bezahlen hat; so giebt er eine schriftliche Anweisung auf die Bank, wodurch selbige berechtiget wird, die angewiesene Summa von seinem Folio *ab* und auf das Folium seines Gläubigers *zu* zuschreiben. Wenn dies geschehen ist: so kann der bisherige Debitor zu seinem Creditor sagen: ich habe die in Frage begriffene Summa *abschreiben* lassen, und dieser kann sich von der Wahrheit dieser Aeusserung überzeugen, wenn er die Bancobücher nachschlagen und untersuchen läst, ob ihm die Summa *zugeschrieben* ist. Damit aller Betrug durch Nachahmung der Handschrift sicher vermieden werde, muss z. B. in Hamburg der Debitor selbst diese Anweisung in die Bank bringen, oder sie durch einen hinlänglich Bevollmächtigten, den er ein für allemal selbst der Bank vorgestellt hat, hinschicken. In Venedig aber geht man so weit in dieser Vorsicht, dass sowohl der Debitor als der Creditor allemal persönlich in der Bank erscheinen müssen.

Actien. Von diesen heisst es, dass in *Hamburg*, Amsterdam und London ein erstaunlicher Handel damit getrieben wird. Hamburg treibt aber bekanntlich, verhältnissmässig gegen seine übrigen grossen Geschäfte so gut als gar keinen Handel mit Actien und Staatspapieren. Dagegen hätte *Kopenhagen* allerdings erwähnt werden sollen.

Assecuranz, Assecuranzhandel, ist der schriftliche Seecontract, (?) den zween (zwey) *oder mehrere Personen mit einander schliessen, allen Seeschaden oder Verlust, den der Versicherte leidet* etc. etc. — Wie kann jetzt schon bestimmt etwas von dem *Versicherten* gesagt werden, da dies Wort noch nicht erklärt, und auch auf seine Erklärung nicht hingewiesen wird. Warum wird die Assecuranz nur auf Seeschaden eingeschränkt; kann man nicht Häuser, Mobilien, Waaren, ja das Leben der Menschen assecuriren lassen?

Bey den *Avanturiers* hätte statt 1566 das Jahr 1612 angegeben werden sollen, Damals erhielten solche erst einen dauerhaften Aufenthalt zu Hamburg. Auch verdiente bey dieser Gelegenheit bemerkt zu werden, dass Hamburg sonst einen sehr wichtigen Activhandel nach England trieb, und dass die Königin Elisabeth, welche solchen gerne ihren Unterthanen in die Hände spielen wollte, diese Compagnie errichtete, und sogar mit Strenge, vorzüglich zu Hamburg, ihre Aufnahme zu befördern suchte.

Der Artikel *Bank* ist sehr unordentlich. Er enthält manches Ueberflüssige, als das Räsonnement über die englische Bank, (welches noch obendrein falsch ist,) und vieles Nöthige fehlt darin. Freylich ist dieser Artikel einer der schwersten; aber auch über keinen ist so vortrefflich vorgearbeitet, vorzüglich in dem classischen Werke des Prof. *Büsch* vom Geldumlaufe, mit dem unser Vf. doch sehr bekannt zu seyn scheint. Da Hr. B. eine Encyklopädie und kein blosses Lexicon schreiben wollte; so hätte ein so wichtiger Artikel eine eigene Rubrik verdient, worin er verhältnissmässig vollständig abgehandelt worden wäre. Die Kunstwörter hätten so, wie sie in der Ordnung vorgekommen wären, gehörig erklärt und mit Beyspielen erläutert werden sollen und in ihrer respectiven alphabetischen Ordnung blos angeführt, aber immer auf die Hauptabhandlung verwiesen werden können; so hätte Klarheit und Vollständigkeit dabey gewonnen und der Raum vielleicht wenig oder nichts eingebüsst. Von Zettelbanken ist die Rede gar nicht. Diese hätten doch allerdings einer kurzen und bestimmten Erwähnung um so mehr verdient, da doch einmal von der Londner Bank die Rede war.

Unter dem Artikel *Calculation* hätte bey der Wechselarbitrage wenigstens noch Ein Exempel angeführt werden müssen, das vortheilhafter oder minder vortheilhaft als das angeführte ausgefallen wäre, damit man deutlich daraus ersehen könnte, wie der Kaufmann durch das arbitriren zur Wahl des vortheilhaftesten Weges geleitet werde.

Bey vielen Artikeln läst Hr. B. sich nur auf sehr kurze und unbefriedigende Erklärungen ein, und verweiset die Leser auf vollständigere Werke. Nun durfte er freylich seinem Plane gemäss nicht zu weitläuftig werden, und musste manchen Artikel, der wohl eine ausführliche Erörterung verdiente, nur kurz abfertigen. Da es aber auch zu demselben Plane gehört, die ausführlichen grössern Werke entbehrlich zu machen; so hätte er auch nicht lediglich auf sie verweisen dürfen. Auch vermissen wir viele Artikel sehr ungerne, als: *Carte Blanche, Blanket, Gold, Goldgewicht, Gran, Grän* u. s. w.

Die Absicht dieses Tadels, den die Unparteylichkeit uns abzwang, ist übrigens keineswegs den Werth dieses im ganzen nützlichen Werks herabzusetzen; im Gegentheil sehen wir der Erscheinung des zweyten Theils mit Verlangen entgegen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Jansen: — *Oeuvres diverses de J. J. Barthelemy.* l'an 6me. T. I. 349 S. T. II. 477 S. 8.

Voraus schickt der Herausgeber das *Eloge de Barthelemy.* Es zeichnet sich von den beiden andern Elogien, sowohl vor demjenigen, welches *Nivernois*, als vor demjenigen, welches *Lalande* dem berühmten Vf. des Anacharsis widmeten, sehr vortheilhaft aus. Die französische Revolution war dem Barthélemy äusserst verhasst; sie raubte ihm das Glück des Lebens, und ergriff ihn mit tödtlichem Gram.

Der

Der erste Band seiner nachgelassenen Schriften enthält: *Traité de morale*, in vier Abschnitten. Der erste Abschn. handelt von der Religion; der zweyte vom Vaterlande; der dritte von den Pflichten gegen die Aeltern; der vierte von den Pflichten gegen Freunde. Ein unbedeutendes Werkchen. Er schrieb es zur Erbauung des jungen Auriac. Sehr altgläubig und frömmelnd ist der Abschnitt über die Religion. Ein Roman, *Carite et Polydore*; vorgeblich aus dem Griechischen; darum aber nicht weniger frostig. Ein komisches Heldengedicht: *La guerre des Puces*, voll kühner Erfindungen, in begeisterndem Tone. Er schrieb unter den Augen der angebeteten Herzogin von Choiseul. *Kritische Abhandlungen.* Ohne den Namen des Vfs. sind die mehrern in dem Journal des Savans und andern Journalen abgedruckt. Ruinen von Palmyra; Ruinen von Balbek; Alterthümer aus dem Herculan; Herakleische Inschriften; Schaumünzen auf den Marcus Antonius; ruhmvolle Anzeige von Winkelmanns Werken.

Der zweyte Band beginnt mit einem äusserst interessanten Briefwechsel zwischen Barthélemy und dem brittischen Gesandten Stanley über die Art und Weise, wie bey den alten Völkern, besonders bey den Römern kriegerische Ausbeuten waren vertheilt worden. Die Untersuchung ist zugleich politisch und kritisch-historisch. Gewöhnlich kam der eine Theil der Ausbeuten dem Staate zu; der andere dem Heere; der dritte den Feldherren; der vierte und wichtigste den Göttern. Den Göttern widmete Agesilaus den Zehnten. (Plutarch. in Agesil. f. 606. Xenophon. in Agesil. c. I. S. 15.) Im Vorbeygehen bemerken wir, dass auch die morgenländischen Sieger den Zehnten an die Priester entrichteten, z. B. Cyrus und auch Abraham (I. Mos. XIV, 20.). *Fragmente einer literarischen Reise durch Italien.* Der Vf. machte die Reise in den Jahren 1755 u. 56 auf Unkosten der Regierung. Er beschreibt: 1) die Alterthümer in dem mittägigen Frankreich; die Ruinen von Taurantum bey dem Meerbusen Baumelles in der Provence; verschiedene Werke von Puget; die erhobenen Arbeiten an einem antiken Grabmale bey der Kirche von Tortona. „Es ist das Grabmal des „Aelius Sabinus. Er starb in seinem vier und zwan„zigsten Jahre. Auf dem Grabsteine erblickt man „unter andern die Figuren des Castor und Pollux; „bey der ersten Figur die griechischen Worte: *Thar„sei kai eugenei*; bey der letzten: *Oudeis athanatos.* „Vielleicht, fährt Barthélemy fort, hatte Sabinus „noch einen Bruder, der sich zum Andenken ihrer „Freundschaft auf dem Grabsteine unter Castors Fi„gur darstellen liess. Auf der Rechten des Altars „beobachten zwey geflügelte Genien den Kampf ei„nes Hahnes mit einem andern Thiere. Der Hahn „liegt besiegt. Wahrscheinlich sind die beiden Ge„nien die Sinnbilder des Lebens und des Todes. „Der Hahn ist Sabins Sinnbild. Zur Linken des Al„tars spielen zwey andere Genien mit Würfeln; der„jenige, der verloren hat, wischt die Thränen vom „Auge; der Sieger deutet lächelnd mit dem Finger „auf seinen Würfel." Reise von Piazenza nach Bologna. Beschreibung einiger Gemälde des Cotregio, Raphael, Guido. Kurze Beschreibung der Gallerie von Florenz. Zweyte Reise von Florenz nach Rom. Interessante Bemerkungen über etruskische Alterthümer. Bemerkungen über das Pantheon; über die Bäder des Titus; über einige Monumente in Rom. Reise von Tusculum nach Palästrina. Merkwürdige Mosaiken. Sie stellen allegorisch eine Reise Hadrians nach Aegypten vor. Nachgrabungen im Herculan. Von dem antiquarischen Cabinette in Portici. Bemerkungen über das Gewölbe von Susa. *Betrachtungen über einige mexikanische Gemälde.* Die Gemälde sind zwar reich und belebt, hin und wieder aber wird dasjenige, was an den Figuren mangelhaft ist, durch conventionelle Zeichen ersetzt. Die Gesandten des Montezuma bedienten sich in den Unterhandlungen mit Cortèz der Bilderschrift. Eine Menge mexikanischer Bücher in Bilderschrift liess der Bischof Zumaranga unter dem Vorwande verbrennen, dass sie aus magischen Charaktern zusammengesetzt wären. Barthélemy liefert Proben von der Uebersetzung solcher Hieroglyphen. *Instruction auf die Reise nach Pern* für Hn. Dombey. Sehr wünschenswerth findet der Vf. ein Wörterbuch zur Vergleichung sowohl der verschiedenen amerikanischen Sprachen unter sich, als mit der Otahitischen. Vorschlag an die Commission, welcher im J. 1792 die Fürsorge für alte Denkmäler war anvertraut worden. *Versuch einer neuen römischen Historie.* Roms fabelhafte Geschichte von Troja's Zerstörung bis zum Tode des Romulus. Unter des Vfs. Zauberstile bekömmt das sonst so trockene Skelet Geist und Leben. *Fragment eines Werks über die Numismatik.* 1. Abschn. Schaumünzen der griechischen Könige. 2. Abschn. Metall, in welchem sie geprägt sind. 3. Abschn. Sprache der Inschriften. 4. Abschn. Legenden. *Instruction auf die Reise nach Neapel und Sicilien für Hn. Houel*, Hofmaler. Anzeige der phönizischen Schaumünzen zwischen Palermo und Agrigento. *Memoire über das königliche Medaillencabinet.* Classification seiner Reichthümer, und Vorschläge zu ihrer Vermehrung. Barthélemy's Rede bey seiner Aufnahme in die französische Akademie den 25. August 1789. Zum Andenken seines Vorfahren, Bouzée. Eine sehr interessante Episode macht in dieser Rede die Entfaltung des wohlthätigen Einflusses aus, mit welchem die Typographie besonders auch auf die politischen Angelegenheiten einwirkt. Beantwortung dieser Rede von dem Ritter Boufflers. Ein sehr wahres Eloge auf Barthélemy, in bezauberndem Stile. *Verschiedene literarische Briefe.* Ueber die samaritanischen, ägyptischen, chinesischen, griechischen Sprachen, Alterthümer, Gebräuche; über verschiedene Schaumünzen, Steine, Grabmäler. In einem Schreiben an Hn. Dutens erwähnt der Vf. der *Lettres athéniennes*, welche ihm nach dem LXXXII. Vol. des *Monthly Review* bey dem *Voyage du jeune Anacharsis* sollen zum Muster gedient haben. „Die

„athenienſiſchen Briefe waren von einigen Studiren„den in Cambridge zuerſt im J. 1741, und hernach „im J. 1782 gedruckt worden; jedoch ſehr wenig „Exemplare, und nur zum Privatgebrauche für eine „gelehrte Geſellſchaft. In den Briefen unterhält „Cleandes, ein perſiſcher Agent zu Athen, während „des peloponeſiſchen Krieges, einen Briefwechſel „theils mit den Miniſtern des groſsen Königs, theils „mit verſchiedenen Particularen. Er beſchreibt „in ſeinen Briefen die Beſchaffenheit der griechi„ſchen Staats- und Kriegskunſt, der Philoſophie „und der Sitten; ſeinen Umgang mit Perikles, Aſpa„ſia, Alcibiades, Cleon, Sokrates, Thucydides u. a.“ Barthélemy verſichert, dafs er dieſes claſſiſche Modell nicht vor Augen gehabt habe. — *Von den Rechten, welche ſich vormals die alten Metropolen über ihre Colonien anmafsten.* Ihr Verhältnifs glich dem zwiſchen Vormündern und Mündeln.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Wien*, b. Camesina: *Ueber die Abſtammung der Deutſchen.* — Ein Nachtrag zu Schmidts Geſchichte der Deutſchen. Von *Joh. Babor*, D. der Theologie und öffentlichem Lehrer der morgenländiſchen Sprachen, und der bibliſchen Auslegungskunde auf dem k. k. Lyceum zu Olmüz, 1798. 91 S. 8. (9 gr.) Dafs die perſiſche Sprache mit der deutſchen ſehr viele und zwar Wörter von der erſten Bildung gemeinſchaftlich hat, iſt eine alte Bemerkung vieler Gelehrten, welche daraus nicht mit Unrecht auf eine Verwandtſchaft beyder Völker ſchloſſen. Auch Hr. *B.* machte dieſe Bemerkung, und da noch Herodots bekannte Stelle, in welcher *Germani* als ein Stamm der Perſer aufgeführt werden, ſeine Muthmaſsungen verſtärkte: ſo ſuchte er durch tiefere Unterſuchungen der Sache näher auf die Spur zu kommen. Er glaubt nun mit ſeinen Sätzen im Reinen zu ſeyn, und legt die Auseinanderſetzung derſelben dem Publicum in die Hände. Folgendes iſt das Skelet von dem Gange ſeiner Unterſuchungen. — Die Germanen ſind ein eingewandertes Volk, wenn es gleich Tacitus nicht zugeben will; und ſie ſind von Oſten her eingewandert. Alle nordöſtlichen Länder von Europa und der ganze Norden von Aſien waren aber mit Scythen beſetzt, folglich iſt Deutſchland von ihnen bevölkert worden. Dafs die Germanen ſehr weit gegen Oſten reichten, zeigt ſich ohnedem aus dem Strabo, welcher ſie bis zum Dnieper hinführt, aus Ptolemäus, welcher Syebi und Safones, alſo unſtreitig Germanen, im heutigen Sibirien kennt, und aus Ammian, der die Gothen über den ganzen Pontus Euxinus verbreitet. Dieſe hohe natürliche Wahrſcheinlichkeit erhebt ſich zur Gewifsheit durch die auffallende Aehnlichkeit im Körperbaue und in den Gewohnheiten. Denn die Alanen nennt Ammian Maſſageten, die Maſſageten erklärten aber alle alten Schriftſteller für Scythen; da nun die Alanen faſt lauter groſse ſchöne Leute mit halbgelbem Haare und ſtierem Blicke waren, und bey den Germanen das nämliche allgemein bekannt iſt: ſo läſst ſich die Verwandtſchaft unmöglich bezweifeln. Ferner heifsen bey Ammian die Perſer ebenfalls Scythen (denn wenn Valeſius glaubt, dieſe Benennung paſſe eigentlich nur für die Parther, welche die ſpätern Römer freylich ſehr oft Perſer nannten, ſo betrügt er ſich ſehr). Sind ſie nun Scythen, ſo ſind ſie mit den Germanen verwandt, welches abermals aus ihrem Körperbau, ſo wie aus ihren Einrichtungen, noch einleuchtender wird. Ammian nennt ſie *groſs* und wohlgewachſen (*graciles pene ſunt omnes*); ſie liebten die Jagd, gingen vor Alters halb nackend; ſchätzten nächſt der Tapferkeit am meiſten den Mann, welcher viele Kinder hatte; ihren Königen folgte eine eigene Art von Begleitern als Leibwache; ſie nahmen keine Götzenbilder an, und unterhielten für die Sonne weiſse Pferde. Gerade ſo hielt dies auch der Deutſche. — Wenn alle Sätze des Vfs. erwieſene Wahrheit wären, ſo dürfte der Schluſs nicht heifsen: alſo ſind Perſer und Deutſche unmittelbare Verwandte; ſondern: beide ſind Abſprölslinge von dem groſsen Stamme der Scythen. Aber dann ſieht es freylich mit der Sprachverwandtſchaft gefährlich aus. Hat ſich dieſe ſchon zwiſchen entfernten Nebenzweigen ſo auffallend erhalten, wie nahe mufs ſie erſt mit dem gemeinſchaftlichen Hauptſtamme ſelbſt ſeyn. Leider findet ſich aber im ganzen Norden der bekannten Erde keine Sprache, welche ſich nur einigermaſsen mit der Deutſchen wollte zuſammen paſſen laſſen; und Hr. *B.* wird doch nicht ſo unbarmherzig ſeyn anzunehmen, der ganze unermeſsliche Scythenſtamm ſey von dem Antlitz der Erde vertilgt worden. Uebrigens hat auch wohl Hr. *B.* indeſſen ſchon ſelbſt überdacht, dafs Herodot, welcher Scythen aus eigener Erfahrung kannte, ſie blofs über dem Pontus Euxinus zu finden wufste; dafs aber die ſpätern überall Scythen hinſetzten, wo ſie im Norden von nomadiſchen kriegeriſchen Völkern hörten. Er wird einſehen, dafs Ammians Zeugniſs, wenn er in ſo groſser Entfernung der Zeit von den Alanen als Maſſageten ſpricht, kein gröſseres Gewicht haben könne, als wenn wir ſie z. B. von tatariſcher Abkunft erklären; und wenn die Alanen ſchöne Leute waren, der Fall deswegen nicht auf alle übrigen Scythiſchen Mitbrüder dürfe ausgedehnt werden, von denen ältere Schriftſteller *nicht immer* ſehr reizende Gemälde liefern. Unterſchied ja Tacitus vorzüglich hiedurch die Germanen von den benachbarten Sarmaten, dafs jene reinliche Leute waren und feſte Sitze hatten, dieſe aber als ſchmutzige Nomaden das Land durchzogen. Nach des Vfs. Annahme ſind aber die Sarmaten ſo unſtreitig Scythen, als die übrigen Bewohner der Nordländer. Er hätte auch nicht *gracilis* durch groſs und wohlgewachſen überſetzen; und zu den aufgeſtellten Aehnlichkeiten nicht ſolche wählen ſollen, die faſt jedem rohen Volke gemeinſchaftlich ſind, z B. Liebhaberey der Jagd; oder völlig unpaſſende, wie z. B. die gewählte Garde eines mächtigen deſpotiſchen Kaiſers, der Perſer, und den freywilligen Kriegsbegleitern eines deutſchen Anführers, für den der Römer den Titel *rex* gebrauchte, der aber im Grunde nichts weniger als befehlen durfte. Endlich hat es mit den Sitten der Perſer noch die eigene Bewandniſs, dafs wir nicht entſcheiden können, ob die oder jene Gewohnheit perſiſch oder ob ſie mediſch iſt, da wie bekannt die ſiegenden Perſer von den bezwungenen, aber ungleich cultivirtern, Medern Kleidung etc., vielleicht ſelbſt einen Theil der Sprache angenommen haben; ſo wie ſie die Deutſchen in faſt allen Ländern annahmen, in welchen ſie durch ihre Eroberungen Sitz und Herrſchaft ſich errungen hatten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 19. April 1799.

GESCHICHTE.

WEIMAR, in der Hoffmannischen Buchhandlung: *Archiv für die neueste Kirchengeschichte.* Herausgegeben von D. *Heinrich Philipp Conrad Henke.* *Dritten Bandes erstes* bis zum *vierten Stücke.* 1795. 1796. 768 S. 8. mit dem Bilde des Domherrn *Friedr. Eberh. von Rochow.*

Dass sich diese periodische Schrift an reichhaltigem und wichtigem Inhalte immer gleich bleibe, davon werden sich Leser, welche noch nicht mit derselben bekannt sind, durch die Anzeige dieses Bandes leicht überzeugen können.

Im *ersten Stücke* des *dritten Bandes* stehen folgende Urkunden und Aufsätze: I. *Päbstliche Verdammungsbulle über 85 Sätze in den Acten und Decreten der Synode zu Pistoja*, Rom, den 28ten Aug. 1795. Ob wir gleich dieses so merkwürdige Actenstück zur neuesten Geschichte des römischen Hofs eben jetzt auch in *Wolf's* Geschichte der röm. kathol. Kirche unter der Regierung Pius VI. fünftem Bande S. 524 fg. eingerückt finden; so ist es doch immer angenehm, es in gegenwärtiger Sammlung zu lesen. Es ist auch zwischen beiden Ausgaben noch der kleine Unterschied, dass hier die Bulle selbst ganz im lateinischen Original, dort aber deutsch übersetzt, und nur die verworfenen Sätze lateinisch mitgetheilt worden sind. Sehr richtig sagt übrigens Hr. *H.* von derselben: „sie sey mit der Bulle *Unigenitus* völlig aus Einem Stück, und ein redendes Denkmal der steten Consequenz und Gleichförmigkeit, der Unverbesserlichkeit und Ewigkeit jenes kühnen und künstlichen Systems der Weltregierung, welches die Politik der römischen Bischöfe seit einem Jahrtausende, unter der Begünstigung finsterer Zeiten und glücklicher Umstände, errichtet, immerdar vor Augen behalten, immer fester gegründet, und selbst bey dem offenbarsten Anschein von Unhaltbarkeit, mitten unter den furchtbarsten Gefahren der Zertrümmerung, niemals aufgegeben, vielmehr durch neue Hülfe und Werkzeuge zu stützen gewusst hat; es sey dieses auch nicht etwa die kraftlose Sprache eines lächerlichen Hochmuths; sondern es seyen Grundsätze, Meynungen und Anmassungen, welche die ganze röm. kathol. Kirche öffentlich und laut anerkenne, genehmige und ehre; wenn es auch in ihr der aufgeklärten und freydenkenden Männer noch mehr gäbe, welche sie im Herzen verwerfen und belachen, und wenn ihnen auch der Beyfall aller Höfe entstehen sollte. In den kaiserlichen Erbstaaten sey zwar dieser Bulle die Publication versagt worden; wahrscheinlich blos aus Hochachtung gegen *Leopolds* II. Andenken, der darin mittelbar für einen Beförderer vielerley Irrlehren erklärt werde; ein solches Verbot sey jedoch noch gar nicht eine Missbilligung der darin enthaltenen Behauptungen. Aber das höchste Erstaunen errege es allerdings, dass der römische Stuhl die gegenwärtige Zeit für reif hielt, um die Regierungsgrundsätze *Josephs* II. und *Leopolds* II. in Kirchensachen feyerlich zu verdammen. Auf die besondern *Qualificationen* eines jeden verurtheilten Satzes möchten wir die Leser noch besonders aufmerksam machen. II. *Markgräflich Badensches Rescript an das Fürstl. Kirchenrathscollegium, die Pfarrbesetzungs- und Promotions-Ordnung betreffend*, vom J. 1794. Es ist genug, zu sagen, dass es überhaupt genommen musterhaft heissen kann. III. *Kurze Nachricht von der Streitischen Stiftung für das Berlinische Gymnasium.* *Büsching* und *Gedike* haben uns schon mit diesem edeln und wohlthätigen Manne bekannt gemacht; aus der Schrift des letztern wird hier ein Auszug gegeben. IV. *Gregoire's Rede im Nationalconvente über die Freyheit der Gottesdienste, nebst seinem Vorberichte und dem Decrete des Convents.* Lesenswürdig an sich, und voll schöner Stellen; was aber die Maximen und Phrasen für Folgen gehabt haben, weiss jedermann. Die Jahrbestimmung fehlt. V. *Merkwürdiges Beyspiel von Censurunfug.* Hr. Superintendent *Nägler* zu Gera versagte im J. 1795. einer theologischen Zeitschrift: Uebersicht der neuesten theologischen Literatur, die Erlaubniss zum Drucke, „weil sie zu frey geschrieben sey, und die Absicht habe, die Lehre Christi und die Bibel zu vertilgen." Rec. ist selbst öffentlich bestellter Censor; und dennoch wünschte er beynahe ehemals, dass es überall keine Censur geben möchte, weil sie so leicht die herrlichsten Geistesfrüchte vernichten kann, und wirklich unzähligemal vernichtet hat. Aber in den letzten zehn Jahren besonders überzeugte er sich nicht nur, dass unbeschreiblich viele Thorheiten aller Art, mitunter auch gefährliche, durch dieselbe zurückgehalten werden; sondern sogar auch, dass bisweilen Männer von trefflichen Einsichten und edelm Forschungsgeiste, die aber die Welt, in der sie leben, zu wenig kennen, bisweilen eines Winks der Censur bedürftig sind. So ist ihm ein Fall bekannt, da ein solcher Mann eine spöttische Stelle über ein öffentliches Gesetz eines Landes einfliessen liess, wo sein Buch gedruckt wurde; der Censor musste diese Stelle mildern, wenn er sich nicht selbst Verdrieslichkeiten aus-

ausſetzen wollte; darauf beſchwerte ſich der Vf. in einem periodiſchen Blatte, der Cenſor habe ſich eine ungebürliche Freyheit herausgenommen; und er war es doch ſelbſt, der ſich einer ſolchen Freyheit ſchuldig machte.

Dritten Bandes zweytes Stück. I. *Geſchichte der Sicilianiſchen Inquiſition*, von Hn. D. *Friedrich Münter* in Kopenhagen. Dieſes Gericht war ſchon im J. 1224. in Palermo, und *Friedrichs* II. bekannte Verordnungen gaben ihm groſses Anſehen. Bis zum J. 1487. verwalteten es die Dominicaner allein; nunmehr aber entſtand daraus ein königliches Tribunal, die ſpaniſche Inquiſition, welche auch in den Händen der Sicil. Könige die Zwangsmittel wurden, um die mächtigen Stände des Reichs in der Unterwürfigkeit zu erhalten, und den königlichen Deſpotismus auf den Gründfeſten des Aberglaubens unerſchütterlich zu erbauen. Wie in Spanien, verlor auch in Sicilien der Dominicanerorden faſt alle Theilnahme am Inquiſitionstribunal; überhaupt wurden alle Ordensgeiſtliche davon ausgeſchloſſen. Die ſpaniſchen Monarchen ertheilten auch dieſem zu ihrem Beſten errichteten Gerichte viele Privilegia. Im Königreich Neapel aber fand die Einführung deſſelben ſtets den muthigſten Widerſtand, und hierin liegt eine Haupturſache des ſtrengern und kühnern Geiſtes, den dieſes Volk, ungeachtet einer dreyhundertjährigen harten und ſchlechten Regierung, beſtändig erhalten hat; und der zuletzt, da die Regierung ſelbſt auf das öffentliche Beſte nähere Rückſicht nahm, ſehr edle Früchte trug. Aber ſelbſt in Sicilien muſste *Carl* V. (oder der Erſte) jene verhaſsten Privilegien auf mehrere Jahre ſuſpendiren. Dadurch aufgemuntert, erregte das Volk zu Palermo einen Aufſtand wider die Inquiſition, und verbrannte ihren Pallaſt. Doch im J. 1543. ertheilte ihr *Carl* alle ihre Rechte wieder; und ſein Sohn *Philipp* ſah ſich, *wahrſcheinlich durch Verſuche des Volks, ſeine Freyheit zu erhalten*, im J. 1546. genöthigt, dieſes Edict zu beſtätigen. (Warum denn eben dadurch? er hatte ja blutdürſtigen Ketzerhaſs genug.) Der Adel, der mit dem Volke vorher gemeinſchaftliche Sache gegen die Inquiſition gemacht hätte, ſcheint in der Zwiſchenzeit eingeſehen zu haben, wie leicht gröſsere religiöſe Freyheit auch zu gröſserer politiſcher führen, und ſeinen über alle Vorſtellungen ausgedehnten Privilegien und Anmaſsungen verderblich werden könne. Daher, und zugleich aus Geiſt der Knechtſchaft kleiner Deſpoten gegen groſse, lieſsen ſich nun viele der erſten Baronen des Reichs zu Familiaren und Beamten des heil. Gerichts aufnehmen. (Aber wenn dieſes, wie der Vf. oben ſagte, zur Unterdrückung der mächtigen Stände von den Königen gebraucht wurde; ſo hatte der Adel weit mehr Urſache, ſich gegen daſſelbe mit dem Volke immerfort zu vereinigen.) Seitdem mordete die Inquiſition in Sicilien wie in Spanien. Aber ſeit *Carl* III., nachdem Sicilien von Spanien unabhängig geworden war, und eigene Inquiſitoren bekommen hatte, wurde ihr Gericht ſelbſt menſchenfreundlicher. *Squillace* und *Tanucci* entkräfteten es; *Caracciolo* lieſs es im J. 1782. ganz aufheben. II. *Beſtrafung und Begnadigung eines grober Verbrechen überwieſenen Predigers im Brandenburgiſchen*, im J. 1793. Sein Abſetzungsurtheil wurde in einen ſcharfen Verweis verwandelt; er ſcheint aber dieſe Milderung nicht verdient zu haben. III. *Vollziehung des Reichsgutachtens wegen der Studentenorden zu Helmſtädt*, 1795. IV. *Miſſionsnachrichten aus China.* Drittes Stück. Briefe eines Apoſtol. Miſſionärs daſelbſt an den Director des Seminariums der fremden Miſſionen zu Paris, vom J. 1792. Bekehrungen und Verfolgungen wechſelten mit einander ab; auch waren neue Miſſionarien und Geldunterſtützungen groſses Bedürfniſs. V. *Neueſte Geſchichte der Epiſcopalkirche in Schottland.* Sie hat unter der jetzigen Regierung ein neues Leben erlangt, und hat ſogar das erſte proteſtantiſche Bisthum in den nordamericaniſchen vereinigten Staaten eingeführt. Im J. 1789. hatte ſie ſechs Biſchöfe. VI. *Auszug aus dem Verantwortungsſchreiben der Reichskammergerichtsaſſeſſoren evangeliſchen Theils an das* Corpus Evangelicor., *wegen der in der Froriepiſchen Rechtsſache ergangenen Erkenntniſſe.* Zur Beurtheilung einer Angelegenheit, wo gewiſs auf beiden Seiten gefehlt wurde, ſehr dienlich. VII. *Von den Wahlen zu geiſtlichen Aemtern in Hildesheim.* Gewiſſe Unordnungen, die bey dieſen Wahlen vorgingen, wurden im J. 1792. aufgehoben. VIII. *Nachricht von den Sonntagsſchulen in England.* Hr. R. *Raikes*, Buchdrucker zu *Glocester*, ſtiftete ſie im J. 1784., um der Ausartung müſsiger Kinder niedrigen Standes am Sonntage vorzubeugen, mit dem glücklichſten Erfolge, unterſtützt und nachgeahmt in mehreren Gegenden. IX. *Bemerkungen über neuere Anſtalten für ſittliche und wiſſenſchaftliche Cultur in Kurſachſen.* Es ſind etwas einſeitige Nachrichten von Verfügungen über gewiſſe Bücher, und vom Leipziger Geſangbuch. Einiges darunter hat ſich ſeitdem etwas verändert dargeſtellt. X. *Irrungen über Einführung eines Katechismus in Schleſien*, 1795. Der Berliner wurde nicht angenommen; aber auch der vom Paſtor *Seidel* zu Charlottenbrunn geſchriebene, nicht. XI. *Vermiſchtes aus London.* Von neuen Propheten, ſonderbaren Faſten predigten, und vom D. *Geddes*, einem röm. kathol. freydenkenden Bibelüberſetzer.

Dritten Bandes drittes Stück. I. *Geſchichte meiner Schulen*, von *Friedr. Eberh. von Rochow, auf Reckan.* Aufgefodert von Freunden, beſchreibt Hr. v. R. hier die Veranlaſſung und die Schickſale ſeiner wohlthätigen Schuleinrichtungen, welche ſeit dem J. 1772. ihren Anfang nahmen, und nun längſt ſo berühmt ſind, daſs wir ſchon darum aus dieſer ſonſt angenehmen Nachricht keinen Auszug geben. Doch müſſen wir die S. 365 fg. eingerückte Inſtruction für die Landſchulmeiſter, vom J. 1773. beſonders zu leſen empfehlen. In der Kürze iſt darin ſehr viel Gutes, auch über den Religionsunterricht, zuſammengedrängt. II. *Anweiſung für die Lehrer der niedern Schulen, in Städten und auf dem Lande, von der*

der königl. preuſſ. Examinationscommiſſion in Berlin, gedruckt daſelbſt im J. 1794. Mit Recht hat der Herausg. dieſe Inſtruction unmittelbar auf die Rochowſche folgen laſſen, beſonders, um zu beurtheilen, wie weit ſich die Einſichten und Bemühungen eines Privatmannes in dieſer wichtigen Angelegenheit, von den Einſichten und Bemühungen der im beſagten Jahre vom Staate für dieſelbe angeordneten und beſoldeten Männer entfernten. III. *Briefe an die Mitglieder der von dem Baron Schwedenburg geſtifteten Kirche des neuen Jeruſalem*, von *Joſeph Prieſtley*. Birmingham 1791. Unſtreitig eine der lehrreichſten Prüfungen, der unter uns mehr berüchtigten als bekannten Secte; geſetzt, daſs man auch nicht mit allen Meynungen *Pr.* übereinſtimmen ſollte. IV. *Vermiſchte Nachrichten*. Sie enthalten eine treffende Charakteriſtik des gelehrten und fleiſsigen morgenländiſchen Sprachkenners zu Helmſtädt, *Chriſtoph Auguſt Bode*, geſt. 1796.; die Verbannung des Capuciners *Xaver. Kraſs* aus dem Lande Hildesheim 1796. blos wegen ſeiner Freymüthigkeit in Beſtreitung abergläubiſcher Volksmeynungen und unnützer Andachtständeleyen. Kirchliche Neuigkeiten aus dem Preuſsiſchen und England; etwas von einem ſchlechten hildesheimiſchen Gebetbuche; den Tod des verdienten *Zaupſer*, 1795, und dergl. m.

Dritten Bandes Viertes Stück. I. *Ueber das Verbot einer verbeſſerten Faſten-Andacht in Hildesheim*, 1796. Die Vorſtellung des Vorſtehers von einem dortigen Nonnenkloſter dagegen, iſt ohne Antwort geblieben. II. *Verwahrungsanſtalten der kathol. Kirchenobern in Hildesheim gegen Aufklärung und Kirchenverbeſſerung*. Eine leſenswerthe Entwickelung deſſen, was am Ende des vorhergehenden Stücks nur kurz von dem P. *Kraſs* berührt worden war. Die documentirte Verfolgung des rechtſchaffenen Mannes erregt eben ſo vielen Unwillen, als die häufig eingeſtreueten Proben des plumpen Aberglaubens in jenen Gegenden Eckel verurſachen. In der Anmerkung S. 581. heiſst es bey Gelegenheit mehrerer Ehrennamen der Jungfrau *Maria*: „*Du Königin der Beichtiger!* verſtehe ich nicht; ſoll es Königin der Beichthörer oder der Beichtenden ſeyn?" Keines von beiden; ſondern ein *Beichtiger* iſt im katholiſchen Deutſch ein Confeſſor, oder eine Art von Märtyrer. III. *Ein neuer Heiliger, Bernhard von Oſſida*. Dieſen Capuciner Laienbruder, der im J. 1694. im neunzigſten Jahr ſeines Alters geſtorben iſt, ſprach *Pius* VI. im Jahr 1795. ſelig; wie die hier eingerückte Beatificationsurkunde, nebſt beygefügten Perſonalien, bezeugen. Er ſagt, daſs gegen die jetzige verführeriſche, hochtrabende Philoſophie, die ganz ungeſtraft herumſchwärme, nichts dienlicher ſey, als ein ſolches Beyſpiel. Aber wahrhaftig: *Non tali auxilio nec defenſoribus iſtis Tempus eget!* IV. *Kurze Geſchichte und gegenwärtiger Zuſtand der Wirtembergiſchen Waldenſer*, von *Andreas Keller*, Pfarrer zu Illnau im Canton Zürch, vorher einige Jahre Prediger einer wirtembergiſchen Waldenſergemeinde. Dieſes wird eine erwünſchte Fortſetzung und Ergänzung von des Hn. *v. Moſer* neulich herausgekommenen *Geſchichte der Waldenſer im Wirtembergiſchen* werden. Hier werden zwar dieſe Nachrichten nur bis zum herzogl. Conceſſionsbrief vom Jahre 1699. fortgeführt; ſie enthalten aber doch manches, wodurch ſie ſich von jenem Buche unterſcheiden; auch iſt es angenehm, beide in den Hauptumſtänden und Urtheilen übereinſtimmende Schriftſteller mit einander zu vergleichen. V. *Fürſtbiſchöfl. Regensburgiſche Conſiſtorialverordnung wider die unzüchtige Lebensart der Geiſtlichen*, 1796. Dieſe im lateiniſchen Original hier abgedruckte Verordnung befiehlt, daſs ein Kleriker, der ſich *notoriſch*, auf eine *Aergerniſs* ſtiftende Art, und alſo, daſs er *juriſtiſch überwieſen* worden iſt, mit einer Frauensperſon fleiſchlich vermiſcht hat, ſeiner Beneficien verluſtig werden ſoll. Unter dem erdichteten Namen von Gutachten der theologiſchen Facultäten zu Ingolſtadt, Wirzburg und Göttingen, iſt eine ſcharf geſalzene Kritik über dieſe Verordnung ergangen. Es iſt aber auch über dieſelbe ein Jurisdictionsſtreit zwiſchen dem geiſtlichen Rathe zu München und dem regensburg. Conſiſtorium entſtanden. VI. *Denk- Lehr- und Preſszwang in Kurſachſen*. Wenn man auch einräumt, daſs daſelbſt mehr Bücherverbote ergehen, als nöthig iſt, während daſs eine Menge unverbotener, aber für Sittlichkeit eben nicht vortheilhafter, alter und neuer Schriften ruhig courſirt, ſo iſt doch mehreres in dieſen Nachrichten offenbar übertrieben, auch wohl unrichtig. z. B. was von einer *erkünſtelten Finſterniſs* geſagt wird; und zu ſchreiben: „Ehedem hielt ſich das Oberconſiſtorium viel reiner von allem Einfluſs von oben herab," (S. 717.) zeigt Unkunde der kurſächſiſchen Kirchenverfaſſung. VII. *Vermiſchte Nachrichten*. Darunter ſteht die Anzeige einiger *Flugſchriften franzöſiſcher emigrirter Geiſtlichen*, und eine Nachricht *von der Anſiedelung des Ordens de la Trappe in Deutſchland*; beides in ſeiner Art merkwürdig; wenn gleich nicht empfehlungswerth.

ALTONA, in der Buchhandl. d. Verlagsgeſellſchaft: *Briefe über Frankreich, die Niederlande und Deutſchland*. Geſchrieben in den Jahren 1795. 1796 und 1797. Zweyter Theil. 176 S. Dritter Theil. 176 S. 8.

Das Ueberraſchende mancher Beobachtung, das Leben in den Darſtellungen, die Neuheit einzelner Anekdoten und die Mannichfaltigkeit des Inhalts dieſer Briefe überhaupt, würde ihnen viel Intereſſe mehr geben, wenn es ihrem Vf. (dem Secretär *Kerner* bey der franzöſiſchen Geſandſchaft in Florenz) gefallen hätte, ſich ſeines Gefühls mehr zu bemeiſtern, welches beſonders in den aus den Niederlanden und Holland geſchriebenen Briefen, nur zu oft in ſanscülottiſche Aufwallungen aller Art, platten Witz, antiroyaliſtiſchen Bombaſt und groteske Darſtellungen überſprudelt. — In der jetzigen Zeit, wo ſolche längſt zu den Acten der terroriſtiſchen

Raserey'n einiger verschwundenen wilden Schwärmer gelegt, um von der vernünftigen Welt in und ausser Frankreich vergessen sind, traut man seinen Augen kaum, dergleichen noch 1798. gedruckt zu sehen, was auch nicht einmal als Ironie und Persiflage auf jene Zeiten noch erträglich zu lesen ist. Ist dies die Sprache eines gesitteten, das wahre Beste des Ganzen wünschenden Kosmopoliten, oder nicht vielmehr die eines stürmenden Revolutionärs? ist diese Sprache consequent, bey dem von dem Vf. so oft bezeugten Abscheu gegen Jacobiner, Terroristen und gegen allen Factionsgeist? — — Im zweyten Theil setzt der Vf. seine Schilderungen verschiedener Volksbewegungen in Paris fort. Wir finden hier den Process der Robespierrschen Satelliten *Barrere*, *Collot*, *Billaud*, *Leonhard Bourdon* u. a. (Es war eine häßliche Erscheinung, diesen letzten verurtheilten, nachher aber leider! amnestirten, Mörder von Orleans, im vorigen Winter noch einmal wieder aus seinem Winkel hervorkommen, und in Hamburg nach dem Bericht öffentlicher Blätter in der Qualität eines Agenten der französischen Regierung auftreten und handeln zu sehen, welche ihn dahin um seiner während den letzten Wahlen zur gesetzgebenden Versammlung los zu seyn, doch eigentlich nur in eine Art von Exil gesandt hatte!) — Aufruhr des 12ten und 13ten Germinals, welcher unter *Pichegru's* Aufführung der Nationalgarden, gestillt ward. Der Vf. theilt als Augenzeuge über diesen Vorgang mehrere unbekannte Anekdoten mit; er kämpfte sowohl in diesem Aufruhr als in dem vom 1ten Prairial als Nationalgardist gegen die Bergpartey. — Mehrere Briefe enthalten, ausser einigen Bemerkungen über des Vfs. Privatbekannten, verschiedenes über die Ursachen des damaligen Mangels an Lebensmitteln, über das Assignatenwesen und über das dabey eintretende Verfahren des Convents. — — Der dritte Theil hebt mit Nachrichten von dem Process des scheusalichen, aber kraftvollen, Teufels *Fouquier Tinville* und seiner Blutgenossen an. Der Verdruss, das Andenken an diese Unmenschen und an die hier ausführlich beschriebenen Greuelscenen vom 1ten Prairial wieder erneuert zu finden, verliert sich erst, wenn man den Vf. auf dem Wege von Paris durch die Niederlande und Holland sieht. Auf der Route nach Valenciennes waren die Wege schlecht, die Postexpeditionen zögernd, die Felder gut bebauet, aber der Mangel an Zugvieh und an arbeitenden Händen, doch sichtbar. — Traurige Spuren der Kriegsverwüstungen und der damit angenehm abstechende Anblick des Wohlstandes und der wiedergekehrten Ruhe (?) in den Niederlanden. Die Priester behaupten dort ihre hergebrachten Rechte und Einfluss auf ihren alten Zögling, die Nation. Viele tausend französ. Emigranten sind unter dieser Maske verborgen. — Wahrer Patriotismus (auch wohl in einem gemildertern Verstande des Worts als unser Vf. zum Grunde zu legen pflegt) gedeihet auf diesem Boden so wenig, als auf dem Holländischen. In Holland fand der Vf. gänzlichen Mangel an literarischer Unterhaltung, einen zögernden Geschäftsgang, grosse Erbitterung der Oranier und Patrioten gegen einander. Die erste Parthey ist stärker an Zahl, die letztere aber hält ihr das Gleichgewicht durch Energie und Thätigkeit. — In einer Note S. 20. u. f. beschreibt eine, wohl nur vorgeblich fremde, Hand, die Begebenheiten des Vfs., der ein Wirtemberger ist und aus Liebe zur Sache der Franzosen, sein Vaterland verliess, in Paris und auf seinen Reisen durch die Schweiz und Deutschland.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Kiel*, gedr. b. Mohr: *Freye Gedanken des niedersächsischen Edelmanns, nicht Aristocrat, in einem Schreiben an seine Söhne, als Warnung für drey jetzo allgemein im Schwange gehende Meynungen und Winke für Regenten und das Volk.* 1797. 76 S. 8. (5 gr.) Schon der Titel dieser kleinen Schrift, auf welchem man jedoch, nach der Druckfehleranzeige, statt *und* Winke, *auch* Winke lesen soll, flößte Rec. kein günstiges Vorurtheil für die schriftstellerischen Talente des niedersächsischen Edelmanns ein, und er fand bey Lesung derselben bald, dass er ihm nicht Unrecht gethan hatte. „Man höret," so fängt er seine Schrift an, „in unsern Tagen über nichts mehr reden und disputiren als über Revolution und deren traurigen oder herrlichen Folgen der Freyheit und Gleichheit. Die halbe Welt hat sich, um ihre Meynung zu behaupten, in drey neue Secten, möchte ich sagen, vertheilt. Sie ist demokratisch, aristokratisch oder monarchisch gestimmt." (Sollen das etwa die „drey allgemein im Schwange gehenden Meynungen," deren auf dem Titel Erwähnung geschieht, seyn? Rec. findet wenigstens nicht, dass sich der Vf. darüber weiter erklärt habe.) „Ich kenne Leute, die durchaus keinen Widerspruch dulden, mit lauter Machtsprüchen, Guillotine etc. um sich werfen, wenn man mit gemässigteren Grundsätzen gegen sie auftritt; völlige Zerstörung der Religion, der Regierung und Sitte, ist nur der einzige Gesichtspunct, welchen der grose Theil, nämlich der Demokraten, benutzen." — „Was Moral, was Tugend? replicirte ein dies hörender französischer Canibal; jetzo wollen wir uns allein damit beschäftigen, diejenigen die Köpfe abzuschneiden, die etc." Auf jeder Seite des Buchs finden sich grobe Constructions- und Sprachfehler. Als Veranlassung zu dieser Schrift giebt der Vf. S. 14. an: „Viele Piecen und Bücher, in welchen manches schon gesagt worden, was ich hier sagen werde, sind zu kostbar, um in eure und jedermanns Hände zu kommen; ein Paar Bogen sind leichter zu haben und zum Gebrauch für euch und jedermann anwendbarer." Des Vfs. politisches Glaubensbekenntniss, Räsonnement über die Ursachen der Revolution in Frankreich und den Gang derselben, über den allgemeinen Verfall der Religion und die Nothwendigkeit, ihm zu steuern; eine Auffoderung an den Adel, seinen Vorzügen freywillig zu entsagen, und Bemerkungen über die verschiedenen Regierungsverfassungen, alles mit angeführten und zum Theil ausgezogenen Stellen aus Bayle und andern ältern und neuern Schriftstellern durchwebt, machen den Inhalt des Schreibens aus, und bezeugen, dass man, bey gutem Willen, gemässigten Grundsätzen und vieler Belesenheit, doch ein schlechter Schriftsteller seyn könne.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. April 1799.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

UTRECHT, b. van Paddenburg: *Chriſtophori Saxi Oratio honoraria in Legis Regiae Patronos* — habita publice — cum magiſtratu academico ſe quartum abdicaret. 1798. 12 Bogen in gr. 4.

Ob wir gleich den Grundſätzen, aus welchen der Vf. alle monarchiſche Verfaſſungen herabwürdiget, keinesweges beyſtimmen, vielmehr überzeugt ſind, daſs die Fehler, die ihnen hier zur Laſt gelegt werden, nur zufällige Fehler dieſer oder jener Regenten waren, und man nach des Vf's. Art zu ſchlieſsen eben ſo gut die Verwerflichkeit der ariſtokratiſchen oder demokratiſchen Regierungsform erweiſen könnte: ſo verdient doch dieſe Rede, als Werk der Beredſamkeit ſowohl als der Gelehrſamkeit, eine vorzügliche Auszeichnung. Die Anlage und Compoſition derſelben, die nichts weniger als kunſtreich iſt, wird weit überwogen von der Kunſt, womit der Redner ſeine tiefe Kenntniſs der Geſchichte zur Ausführung ſeines Arguments benutzt hat; und wenn man überdies die feineren Züge der Nebenausbildung aufzufaſſen, und die leiſeren Winke *forgfältiger* Forſchungen zu deuten verſteht; ſo wird man ſich noch leichter von dem faſt jugendlichen Feuer der Beredſamkeit, womit hier ein vier und achtzigjähriger Greis ſpricht, erwärmt und hingeriſſen fühlen. Manche Uebertreibungen kann man der redneriſchen Amplification *unſers Vf's.* noch eher verzeihen, als etwa einer frühern ähnlichen Rede von *Pet. Burmann* (*in rebus publ. ſuaviùs vivi, quam in regnis*, in ſ. *Oratt.* p. 110. ſqq. ed. Hag.) weil *Saxe* ſich blos auf die Geſchichte der älteren Staaten, die ſeine Abſicht unterſtützte, eingeſchränkt, auf die neueren hingegen, die ihm den offenbarſten Widerſpruch boten, ſo gut als gar nicht Rückſicht genommen hat. Die groſse Kraft und Fülle des Ausdrucks endlich, womit der Vf. ſeine Geſinnungen vorträgt, wird uns die Dunkelheit, welche hie und da nicht ſowohl aus dem Gebrauche veralteter Worte, als aus zu langen und verſchlungenen Perioden entſteht, und überhaupt an die Chriſtiſche Diſciplin erinnert, ſehr leicht vergeſſen machen. — Als Product der Gelehrſamkeit aber verdient dieſe Schrift theils der neuen Anſichten halber, die der Vf. nicht ſelten durch kurze Andeutungen hiſtoriſcher Gegenſtände eröffnet, theils wegen der nach holländiſcher Sitte beygefügten Noten, worin viele Stellen der Alten erläutert werden, gewiſs vorzügliche Aufmerkſamkeit. — Zuerſt beſtimmt der Vf., was die Vertheidiger und Lobredner des Royaliſmus unter *Lex regia* verſtehen; ſodann ſucht er ihre Meynung vor den Richterſtuhl der Vernunft und der pragmatiſchen Geſchichte zu ziehen, um nicht blos die Schädlichkeit, ſondern überhaupt die Unſtatthaftigkeit derſelben zu erweiſen, und zuletzt macht er von dem allen die Anwendung auf die neu entſtandene bataviſche Republik.

Was den erſten Theil der Rede anlangt, worin der Vf. zu erweiſen ſucht, daſs nie die Uebereinſtimmung des ganzen Volkes ein ſolches Geſetz begründet habe: ſo kann hier der Ort nicht ſeyn, durch Aufführung der Gegengründe, wodurch bekanntlich der *Unterwerfungsvertrag* gerechtfertiget wird, die Stimme des feurigen Redners zu mäſsigen. Wir begnügen uns, ſeinen Ideengang zu verfolgen. Er giebt S. 7. zu, und erweiſet es ſogar aus den hiſtoriſchen Zeugniſſen des Ariſtoteles, Cicero, Tacitus und Juſtinus, daſs zwar die älteſten Völker ihre Könige und Regenten hatten, aber keinesweges Deſpoten, wie ſie, durch Schmeicheley erhoben und ſicher ruhend auf der Indolenz der niedrigſten Knechtſchaft, über Aſien und Europa herrſchten, wie ſie namentlich zur Zeit der römiſchen Monarchie waren, wie ſie (ſetzt der Vf. uneingedenk ſehr glücklicher und weiſer Regierungen, uneingedenk ſeines eigenen Vaterlandes hinzu) noch heut zu Tage ſind, ſondern Männer, welche ausgezeichnet durch Verſtand und Herz, und im ruhigen Gefühl ihrer Kraft, alle übrigen im Volk übertrafen, welche in friedlichen Zeiten die Gerechtigkeitspflege verwalteten und beym Kriege das Heer anführten. Sie herrſchten gewöhnlich über einzelne Städte oder kleine Diſtricte, als Regierer des Volks, nicht als Tyrannen: ihre *Arbitria* waren, wie die älteſten Annalen berichten, ſtatt der Geſetze. Aber auch hier muſs man ſich hüten, den Worten der Alten, welche der Vf. S. 9. genau beſtimmt, die Begriffe der Neuen unterzulegen. Auch hatten dieſe Könige keine Stellvertreter oder Mandatarien der Juſtiz: in eigener Perſon und mit eigener Kraft übten ſie die Pflichten ihres Amtes, namentlich die der Gerechtigkeitspflege, aus. — Umſonſt, führt der Vf. S. 11. fort, ſtützen ſich die Royaliſten (*idoli regii praecones*) vorzüglich darauf, daſs bey den vier Hauptnationen des Orients und Occidents, den Hebräern, Perſern, Griechen und Römern, die *lex regia* entweder durch göttliche Autorität eingeführt, oder durch die Stimme des ganzen Volkes beſtätiget worden ſey. Beiden Behauptungen fehle es an hiſtoriſcher Gewiſsheit: ja wer die

die erste annehme, der werde in keine geringe Verlegenheit kommen, die oftmals so traurigen und ganzen Nationen höchst nachtheiligen Folgen dieses Gesetzes mit der göttlichen Sanction desselben in Harmonie zu bringen. Hier wird nun zuförderst, in Hinsicht auf die Hebräer, die bekannte Stelle 1 Sam. VIII, 9., wo Samuel von Gott befehliget wird, das *Recht des Königes* dem Volke zu verkünden, auf eine Art behandelt, die zwar dem Zwecke des Vf's. sehr angemessen ist, aber nicht gerade von der innigsten Bekanntschaft mit den Fortschritten der biblischen Auslegungskunde in unseren Tagen zeugt. — Was die *Perser* anlangt, so erzählt bekanntlich Herodotus (III, 80—83), dass nach Cambyses Tode eine allgemeine Berathschlagung über die Vorzüge, welche jede der drey Regierungsformen habe, angestellt, und dass endlich die Monarchie als die für den Staat ersprieslichste anerkannt und gewählt worden sey. Aber, wendet der Vf. S. 16. ein, auch diese Berathschlagung war blos von den Grossen abhängig; die Entscheidung war blos ihr Werk.

Noch weniger fand eine solche gesetzmäsige Erhebung eines einzelnen Menschen bey den *Griechen* statt, wie die Geschichte der Spartaner, Lakoner und anderer Völkerschaften zur Genüge zeigt. Auch hier waren keine Monarchen, keine Despoten, keine Erbkönige, die nach Willkür gebieten, und nach ihren Launen schalten und walten konnten: Hirten des Volkes waren sie, deren Amt darin bestand, nach dem Rechte der Natur und den Vorschriften der Billigkeit vorgefallene Streitigkeiten zu schlichten, und auswärtige Kriege zu führen. — Von den Griechen geht der Vf. sofort mit einer Eilfertigkeit, welche nur durch die ursprüngliche Bestimmung dieser Schrift gerechtfertiget werden kann, zu den *Römern* über, bey denen er länger und mit einem festen behaglichen Glauben an die Resultate längst abgeschlossener, sehr wichtiger Untersuchungen verweilt. Man erwarte von dem Redner nicht, dass er den Faden der gangen Discussion vor dem Zuhörer abspinnen soll: aber der Leser, der selbst in diese Untersuchungen einzugehen versteht, wird sich gern durch die zum Theil neuen, zwar nur kurz angedeuteten, aber scharf abgewogenen und sehr gehaltreichen Gründe von neuem überzeugen lassen, dass auch bey den Römern die Monarchie keineswegs durch die Autorität des Volkes gegründet, sondern von den Kaisern bald durch List, bald mit Gewalt an sich gerissen, sodann fortgepflanzt, allmälich befestiget, und immer furchtbarer geworden sey. Von den ältesten Königen, welche die römische Geschichte aufstellt, kann (wie der Vf. S. 23. sehr wahr bemerkt) hier gar nicht die Rede seyn: diese lassen auch die eifrigsten Verfechter der unumschränkten königlichen Gewalt aus dem Spiele, welche sonst die römische Geschichte, als das Palladium des Royalismus, den Gegnern vorhalten. Wenn demnach Tacitus (Annal. III, 26.) sagt: *Nobis Romulus, ut libitum, imperitaverat;* so mus dies von dem Gebote der natürlichen Billigkeit, das dem fest bestimmten und geschriebenen Gesetze vorangieng, verstanden werden. Alles kommt hier, wie sich von selbst versteht, auf die bekannte *lex regia Romanorum* an, wodurch den Imperatoren die höchste Gewalt soll übertragen worden seyn. Ueber diesen so oft behandelten Gegenstand, der die Meynungen der Gelehrten getheilt hat, theilt hier *Saxe* in bündiger Kürze das Resultat seiner Forschungen mit, das zwar von *Gibbon's* (*History of the decline and fall of the Rom. empire*, chap. 44. §. 8.) und *Beaufort's* (*republ. romaine* To. I. p. 255—274.) Urtheilen im Wesentlichen nicht abweicht, aber doch *durch die Art*, wie es erlangt worden ist, manche neue Ansichten eröffnet, und manche schon von andern gemachte Bemerkung theils bestätiget, theils zu einer überraschenden Klarheit erhebt. Denn wenn gleich der Vf. S. 23. in einer literarischen Note es für hinreichend hält, *Joh. Fr. Gronov's* Rede *de lege regia* (L. B. 1675. 8.) in Ansehung dieser Materie *instar omnium* anzuführen: so nimmt man doch bald wahr, dass er auch die übrigen Schriften nicht blos gelesen, sondern in manchen Stellen recht absichtlich ins Auge gefasst, und stillschweigend widerlegt hat. — In einem solchen Falle, wo noch überdies die Kritik alle Ursache findet, sich der Waffen der Polemik zu begeben, wird sie sich wenigstens das kleine Verdienst eines Commentators erwerben, und theils durch näheres Zusammenstellen der Hauptpuncte, theils durch Einschaltung der von *Saxe* fast durchgängig übergangenen literarischen Notizen, das Ganze verständlicher machen können.

Dass, wie *Gibbon* sagt, die Denkungsart, und selbst die Sprache, der Römer erst ganz verdorben werden mussten, ehe in *Tribonian's* Gehirn die Vorstellung eines *königlichen Gesetzes* und einer unwiderruflichen Uebertragung der höchsten Gewalt von Seiten des Volks entstehen konnte, dieser Meynung ist im Grunde auch *Saxe* zugethan, wiewohl er sie mehr durch kurze Andeutungen und eingestreute Winke errathen, als durch ein fest ausgesprochenes Urtheil vernehmen lässt. Die Nachricht: *quod principi placuit, legis habet vigorem, utpote cum lege regia, quae de imperio ejus lata est, populus ei et in eum omne suum imperium et potestatem conferat* (*Dig. lib. I. tit. 4. de Constitutionibus Principum init.*), auf die sich hier alles gründet, rührt nicht von *Domitius Ulpianus* her, dessen Institutionen als die Quelle derselben genannt werden. Davon zeugen nicht blos andere ganz widersprechende Aeusserungen dieses Rechtsgelehrten, vorzüglich über das *crimen majestatis* (*Leg. I. ff. ad Legem Juliam Majestatis*), sondern auch die grosse Unbestimmtheit, womit eine so wichtige Nachricht ausgedrückt ist. Man sieht nicht, wer der *Princeps* seyn soll: weder der *rogator legis* ist genannt, noch die Comitien, in welchen dieses Gesetz durchgesetzt worden. (*Ernesti ad Tacit.* II. p. 679. rieth auf *comitia curiata* und *legem curiatam*: eine Vermuthung, der schon *Beck* in *Epist. de lege regia Roman.* p. 18. mit Recht widersprach, und de-

ren

len gänzliche Uebergehung in der Saxischen Schrift das Urtheil des Vfs. über diesen Punct genugsam anzeigt), noch ist endlich das Jahr des Consuls angegeben, unter welchem eine so merkwürdige Staatsveränderung vorgefallen seyn soll. So unbestimmt aber auch alle diese Angaben seyn mochten, so war doch nichts natürlicher, als dass eine so günstige Nachricht theils von dem Kaiser Justinian selbst ohne Widerspruch beybehalten (§. 6. *Institutt. de jure naturali gentium et civili*, wiewohl sich auch hier nach S. Meynung, des unkundigen Tribonians Emblem verräth), theils von den Freunden und Vertheidigern der monarchischen Verfassung wiederholt wurde. Bey dieser Gelegenheit führt S. (nach *Ev. Otto's* Vorgang,) eine Stelle des *Aurel. Arcadius Charisius* leg. 1. princ. ff. *de officio praefecti praetorio* an, wo aber doch nicht eigentlich von einer *lex regia* die Rede ist, und wo in den Worten, *regimentis rei publicae ad imperatores perpetuos translatis* wohl nicht mehr liegt, als was Florus IV, 3. so ausdrückt: *Augusto summa rerum commissa est.* Wollte der Vf. die Stelle blofs zum Beweise anführen, dass die Kaiser im Besitze der höchsten, ihnen allmälich übertragenen Macht gewesen sind; so liefsen sich vielleicht ausser der S. 28. beyläufig erwähnten, *Dig. Lib.* 1. tit. 2. *de Or. Jur. leg.* 2. §. 11., wo *S.* mit Bynkershoek *per patres* st. *per partes* liefet) noch treffendere Stellen aus dem *Corpus Juris* auszeichnen, wie z. B. *Cod. Lib. I. tit.* 14. *l.* 12. *de leg. interpret.* Vorzüglich aber verdienten hier solche Stellen einer Erwähnung, in denen zwar nicht der Name *lex regia*, doch ähnliche Ausdrücke vorkommen, wie *lex Augusti* (*Dig. L. XL. t.* 1. *de manumiss. leg.* 14.), *lex imperii* (*Cod. Lib. VI. tit.* 23. *de Testam. l.* 3.), *majestas imperialis* (*Cod. Lib. I. t.* 14. *l.* 1. *de leg. interpretat.*). Der Vf. berührt blofs das *Augustum privilegium* (aus *Cod. L. VI. t.* 51. *leg. unic. de cad. tollendis* §. 14.), mit dem Zusatze: *quaesere liceat, de coelo, an alibunde, delapsum sit Augustum Privilegium*, den wir, nach Vergleichung der von uns angeführten Parallelen, nicht ganz zu verstehen bekennen.

Diejenigen, welche Ulpians Fragment von dem königlichen Gesetze als ächt und glaubwürdig verzeigen, wissen sich freylich über die Unbestimmtheit der Nachricht auf mancherley Weise hinweg zu setzen. — Unter dem *Princeps* versteht man (wenigstens heut zu Tage; denn ehedem galten andere Hypothesen, s. *Ernesti ad Tacitum* II. p. 677.) gewöhnlich den Kaiser Octavian: man suchte diese Meynung durch Stellen der Alten zu begründen, aber eine sehr scheinbare Autorität übersah man seither, wo *Tacitus* Annal. I, 9. wo es vom August heifst: *sibi Principis nomine rem publicam esse constitutam.* Allein dass diesem Kaiser *von dem gesammten römischen Volke* die höchste Gewalt *mittelst eines Gesetzes* übertragen worden sey, dies kann durchaus durch kein historisches Zeugnifs erwiesen werden. Will man sagen, (was *Gronov* a. a. O., *Noodt* in *Orat. de jure summi imperii et lege regia*, p. 776. sqq. in *Opp.* a. 1713. und zuletzt auch *Heineccius* AA. RR. I, 2. 62. sqq. behauptet haben), dass dem August und seinen Nachfolgern die höchste Gewalt mittelst mehrerer *Senatsschlüsse* verliehen worden, und dass diese Schlüsse zusammengenommen, gar wohl den Namen einer *lex regia* behaupten können; so entsteht die natürliche Einwendung, dass dieses doch keine unwiderrufliche Uebertragung von Seiten des Volkes war, und unser Vf. bemerkt S. 29. mit Recht; *illa Scta — aeque minus natura sua et communi hominum sensu Leges, quae solae maxime comitiatus et populi universitatis sunt, nominari possunt atque Edicta Praetorum et Responsa Prudentum.*

Diesen von *S.* hier aufgestellten Gesichtspunct — einer *historisch falschen* Einführung einer an sich *historisch begründeten* Sache unter dem trüglichen Namen eines *Gesetzes* — muss man, wie uns dünkt, im Auge behalten, wenn man es einmal der Mühe werth hält, die an sich freylich unbedeutende, aber durch schiefe Ansicht der Sache so oft gemifsdeutete Frage: ob je ein *förmlicher Volksschluss* die Republik in eine Monarchie verwandelt habe, *nach den Grundsätzen der historischen Kritik* zu beantworten. Mag man auch die Glaubwürdigkeit des republicanisch gesinnten Tacitus, des schmeichelnden Seneca, des oftmals irrenden Dio Cassius, und des in diesem Puncte am wenigsten zuverlässigen Suetonius noch so sehr herabsetzen (unser Vf. berührt diese gewöhnlichen Beschuldigungen der genannten Schriftsteller gar nicht): ihr Stillschweigen über eine so wichtige Angelegenheit, als die Einführung des königlichen Gesetzes gewesen seyn müsste, spricht lauter und entscheidender, als das unbegründete Zeugnifs des Tribonianus. Wenn man aber, das letzte zu vertheidigen, anführt, dass wenigstens die *Sache* historisch begründet sey, d. h. dass Augustus und seine Nachfolger alle die Würden und Vorrechte, überhaupt die ganze Macht, welche die *lex regia* ausspricht, wirklich, und zum Theil durch Senatsschlüsse, besessen, und dass nur Tribonian dies alles unter dem unschicklichen, damals unerhörten, Namen eines königlichen Gesetzes zusammen gefasst habe: so wird durch diese Wendung, so gewöhnlich sie neuern Schriftstellern ist (s. *Beck Epist.* p. 17. *Günther Hist. juris Romani* p. 234. u. a.), der Streitpunct offenbar verrückt, oder absichtlich in Schatten gestellt. Denn die Frage ist ja eben: auf welchem Grunde beruhet jene Vorspiegelung eines *Volksschlusses*? War ein solcher wirklich, und wann war er vorhanden? Die ganz neuerlich wiederholte Bemerkung, dass er factisch wenig Schwierigkeit gehabt hätte, wird der historische Kritiker gerne zugeben; aber sie kann ihn bey der Entscheidung der Frage nicht leiten. — Uebrigens ist es allerdings wahr, was *Ernesti* a. a. O. p. 678. erinnert, dass unter den folgenden Kaisern der *königliche* Name dem Ohre schon vertrauter ward. (Domitians Beyspiel, der auch in den Urkunden *Dominus et Deus noster* hiefs, konnte zugleich angeführt werden: s. *Sueton. Domitian.* c. 13. und *Interpp. ad Dion. Cass.* p. 1112.)

p. 1112.) Nur darf man dabey nicht vergeſſen, daſs die Kaiſer auch in den Zeiten, wo ſie in den Provinzen als βασιλεῖς βασιλέων verehrt wurden, ſich doch lieber hinter jenes Geſetz verſtecken, als ihre Uſurpation frey zur Schau tragen wollten: durch dieſe Bemerkung laſſen ſich *Bach's* (*Hiſtoria jurispr. Rom.* p. 267.. *ed. Stockmann*) Bedenklichkeiten leicht heben, und die Gründe, welche man noch für die Authenticität der Ulpianiſchen Nachricht vorgebracht hat, fallen von ſelbſt weg.

(Der Beſchluſs folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Leipzig*, b. Barth: *Leitfaden zum Unterrichte in der allgemeinen Menſchengeſchichte für Bürgerſchulen*, von M. *Joh. Chriſti. Dolz.* 1797. VII. u. 101 S. 8. (5 gr.)

Bey der glücklichen Stimmung unſers Zeitalters, die gelehrten und andern Stadtſchulen auch für die Bedürfniſſe der nicht zum gelehrten Stande beſtimmten Jugend, nach dem Vorgange von Deſſau, Neuruppin etc. zweckmäſsiger einzurichten, iſt es gewiſs eben ſo nöthig als verdienſtlich, nicht nur die Lehrgegenſtände in ſolchen Anſtalten gehörig zu beſtimmen, ſondern auch ſelbſt in praktiſchen Anleitungen den Lehrern und Schülern brauchbare Leitfäden in die Hände zu geben. Das erſte iſt bekanntlich ſchon in ungemein vielen Schulen unſers Vaterlandes im Ganzen dergeſtalt regulirt worden, daſs man theils mehr wiſſenſchaftliche Kenntniſſe in den Studienplan zog, und mehr zum Selbſtdenken anführte, als vorhin üblich war, theils die Erlernung alter Sprachen den künftigen Nichtgelehrten (bekanntlich unter wohl durchdachten Widerſpruche) entweder ganz erliefs, oder doch ſehr erleichterte, und die ſo ſehr verſäumte Mutterſprache grammatiſch lehrte, theils zur rechten Zeit den künftigen Gelehrten und Nichtgelehrten im Unterrichte von einander abſonderte. An das zweyte, an die Leitfaden, wurde dann auch gedacht; aber die Ausführung gelang nur in einigen Fällen: beſonders fehlte es an einem ſolchen Handbuche für den Geſchichtsunterricht in den Bürgerſchulen bisher noch gänzlich. Ein Mangel, der hauptſächlich aus der nicht allgemein gültig entſchiednen Frage entſtand, welche geſchichtliche Kenntniſſe für dieſe Schulen eigentlich gehörten. Einige behaupteten, es ſey ſchon genug, darin die vaterländiſche Geſchichte vorzutragen; andere meynten, man brauche den Vortrag derſelben nur vom weſtphäliſchen Frieden anzufangen; andere dehnten ihn auf die Geſchichte der Deutſchen aus, etwa nach Schröckh; die allgemeine Menſchengeſchichte hingegen fanden ſie alle in dieſen Anſtalten nicht nöthig. Eine zweyte Hauptpartey drang im Gegentheil, mit Vorausſetzung der gehörigen Verkenntniſſe, auf eine angemeſſene Univerſalgeſchichte. Auch hier fanden ſich Abtheilungen. Doch darüber, daſs der Inhalt dieſes Vortrages vorzüglich aus der Culturgeſchichte geſchöpft, und das politiſche nicht Hauptſache ſeyn müſſe, ſchienen die ſämtlichen Parteyen, und wie es ſcheint mit überwiegenden Gründen, übereinzuſtimmen.

Mit Recht hat ſich der Vf. vorliegenden Werks für eine allgemeine Menſchengeſchichte erklärt, und ſowohl in der Vorrede als im 13ten B. des deutſchen Schulfreundes die Gründe ſeiner Wahl ſehr überzeugend angegeben. Man findet hier alſo den Blick vorzüglich auf die Fortbildung des menſchlichen Geſchlechts gerichtet, ohne jedoch die Regentengeſchichte ganz auszuſchlieſsen, wobey der Vf. vorausſetzt, daſs bereits in der Religionsgeſchichte und Geographie ein Unterricht vorhergegangen ſey. Die Geſchichte kann dann ganz füglich in zwey Curſus vorgetragen werden, wie der Vf. meynt. Sie iſt in ſechs Perioden dargeſtellt, deren Epochen folgende ſind: Erſchaffung der Welt, Moſes, Sokrates, Chriſtus, Karl der Groſse, Reformation. Der Vortrag iſt deutlich und beſtimmt, und der Stoff ſehr zweckdienlich gewählt und geordnet. Rec. geſteht mit Vergnügen, daſs der Vf. ein ſehr brauchbares Werkchen geliefert habe, dem man es nur hier und da noch anſieht, daſs es der *erſte Verſuch* in dieſer Art ſey. Vielleicht ſind folgende Bemerkungen dem Vf. nicht unwillkommen. Zuförderſt wünſchen wir, daſs derſelbe bey einer neuen Auflage, deren das Werkchen mehrere verdient, Chriſti Geburt überall als Zeitbeſtimmung gebrauchen wolle: ſie iſt die ſicherſte und bequemſte. Verſchiedne nicht unwichtige Dinge ſind übergangen, als eine kurze Nachricht von der Mythologie, und, da des Orpheus gedacht iſt, die Erwähnung des guten Homerus, deſſen Einfluſs auf die geiſtige und ſittliche Bildung der alten Welt hiſtoriſcher und bedeutender war als der des Orpheus. Daſs Karls des Groſsen Sammlung der deutſchen Lieder verloren gegangen ſey, iſt nicht angemerkt. Auch des Lehnweſens iſt gar nicht gedacht worden. Zudem würde künftig auf verſchiedene Reſultate neuer Geſchichtsforſchungen Rückſicht zu nehmen ſeyn. So iſt es jetzt, zumal nach Hn. *Wolfs* ſeinen Unterſuchungen in ſeinen *Prolegomenis ad Homerum*, und nach der dadurch veranlaſsten trefflichen Forſchung des Hn. *Böttiger*, ganz entſchieden, daſs die Einführung der Buchſtabenſchrift in Griechenland ins achte, und des Papiers ins ſiebente Jahrhundert vor Chriſti Geburt zu ſetzen ſey: folglich nicht mit dem Vf. ins Jahr d. W. 2490, mehrere Jahrhunderte vor Lykurg (3100). Die allgemeinere Erbauung, Befeſtigung, und Bevölkerung der Städte in Deutſchland wird hier noch dem Kaiſer Heinrich I. zugeſchrieben: daſs dies aber einige Jahrhunderte ſpäter geſchehen ſey, hat Hr. Spittler, unſers Wiſſens zuerſt, mit kritiſcher Schärfe dargethan (Vgl. A. L. Z. 1788. B. II. p. 513. 678. und Nr. 169 a). Die Frage: ob Dänemark unter Otto I. eine Zeitlang die deutſche Oberherrſchaft anerkannt habe, konnte hier ganz fehlen: wenigſtens durfte ſie nach Chriſtiani gegen Heſs nicht wohl bejahet werden. Daſs (S. 63.) nur Glarus und Appenzell bey den Unruhen nach dem weſtphäliſchen Frieden bey der katholiſchen Kirche geblieben ſeyen, iſt wenigſtens nicht richtig genug ausgedrückt worden. Ferner ſind folgende Angaben: die gerühmte Staatsklugheit Pius VI., die Exiſtenz des groſsen Moguls, der Untergang der Buchdruckerey in Conſtantinopel, wo ſogar vor einiger Zeit noch eine franzöſiſche Zeitung gedruckt wurde, wenn nicht ganz unhiſtoriſch, doch einer ſtarken Einſchränkung bedürftig. Folgende Druckfehler ſind zu verbeſſern: Conſtantinopel wurde nicht 1433, ſondern 1453 erobert, und den Freyheitseid ſchwuren nicht 25000, ſondern 25,000,000 Menſchen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. April 1799.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

UTRECHT, b. van Paddenburg: *Christophori Saxii Oratio honoraria in Legis Regiae Patronos etc.* —

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Unter diesen Gründen ist Einer besonders merkwürdig, weil sich dabey die Vertheidiger jenes Gesetzes auf *Saxe's* Autorität selbst berufen konnten. Jetzt verlässt der würdige Greis die ehemals (*Onomast. literar.* I. p. 262.) geäusserte Meynung, dass die im 14ten Jahrhundert unter Clemens VI. in Rom ausgegrabene, und unter Gregor XIII. im Capitol aufgestellte bronzene Tafel ein ächtes Fragment eines ähnlichen und zusammenhängenden Senatsschlusses enthalte, wodurch dem Kaiser Vespasian das *imperium* übertragen worden sey. Ohne sich hier auf die Gründe einzulassen, mit denen schon *Schook* (*Tract. de quadruplici lege regia* p. 80. sqq.) *Curtius* (*de Senatu Rom. post. temp. reip. lib.* I, 3.) und *van Spaan* (in s. *Specimen histor. juridic. de Scto de imperio Vespasiani*) die Unächtheit jenes Fragments darzuthun suchten, erklärt sich der Vf. jetzt so über die Sache: *Sctum — tam remotae vetustatis, qualis se Vespasiani imperio aequavit, fuisse, a me impetrare amplius non possum, ut credam. Immo hujuscemodi Scti formulam consilio et fallacia Triboniani in gratiam tyrannidis Caesarum veteri incidi jussam esse aeri, parum abest, quin suspicer. Varii certe errores, a perspicacibus hodie Grammaticis* (es sind die oben von uns genannten) *animadversi, qui ab audacia mediocritateque cum ingenii, tum antiquitatis scientiae Triboniani non multum abhorrent, hanc mihi divinationem suggerere potuerunt.* Uns dünkt, man könne den Tribonian von diesem noch lange nicht hinlänglich erwiesenen Verdachte freysprechen, ohne jedoch hier einen neuen Grund zur Vertheidigung der vorgeblichen *lex regia* zu finden. Freylich darf man diese nicht mit jenem Sctum vermengen, oder dasselbe (wie nach *Gravina Origg. Jur.* p. 85. *Curtius* l. c. auch neuere Compilatoren gethan haben,) als einen übrig gebliebenen Theil des königlichen Gesetzes betrachten. Sonst ist der Verwirrung kein Ende. — Was aber noch überdies die Existenz eines solchen Gesetzes überzeugend widerlegt, ist die ganze Handlungsweise der ersten Kaiser, mit welcher ihre von den Alten uns mitgetheilten Aeusserungen genau übereinstimmen. Abgeschmackt und thöricht wäre, neben einem solchen Gesetze, die Anwendung der Kunstgriffe gewesen, die Augustus und Tiberius und ihre Nachfolger so fein ausdachten und so vorsichtig ausübten, um die Oberherrschaft an sich zu bringen und das durch innere Unruhen ermüdete Volk, welches jetzt weder einer gänzlichen Knechtschaft noch einer gänzlichen Freyheit fähig war, durch die vorgespiegelte Herstellung der republikanischen Form für sich zu gewinnen. Alles dies hat der Vf. aus der Geschichte treffend erwiesen, und indem er grösstentheils die Worte der Schriftsteller beybehalten, die zerstreueten historischen Züge mit vieler Kunst zu einem Ganzen vereint, in welchem die Resultate der obigen Forschungen nicht blos wiederholt, sondern in wenige Puncte zusammengedrängt und gleichsam auf die äusserste Spitze getrieben werden. Gern und mit Ueberzeugung wird man daher dem Endurtheil (S. 34.) beytreten: *Lex regia, quam existimo tum fuisse, ortu fuit insidiatrix et lenis, progressione rapax, sed ingenioso lenta, eventu tremens et hominum civitati perniciosa. Duobus certe modis perlata fuit, victaque libertas in dominationem vertit: Fraude et vi.*

Das Feuer des Redners steigt, indem er sich in dem Fortgange der Rede gegen die Erbmonarchieen ausführlicher erklärt. Durch das Beyspiel des attischen, spartanischen und römischen Staats bemüht er sich zu erweisen, dass unter allen Verfassungen keine so dauerhaft und beglückend sey, als eine wohleingerichtete Republik, von der er jedoch die Ochlokratie sorgfältig unterscheidet. Mit grellen Farben, wie man sie nach der einmal genommenen schiefen Ansicht der Sachen hier erwarten konnte, werden daher die Greuel und Uebel der Monarchie gemalt. Zu diesen zählt der Vf. namentlich unumschränkte Habsucht — Stolz, sich über alle Bürger zu erheben — niederträchtige Schmeicheley — eitle Geheimnisssucht — ausschweifenden Luxus — drückende Erhöhung der Abgaben und Vermehrung der Kriege. Starker, eingreifender Ernst wechselt hier in mehrern Stellen mit treffendem, zuweilen auch etwas pedantischem Spott ab: wir können zur Probe nur eine Stelle der letzten Art ausheben, wo von dem Ursprunge und den Anmafsungen des Adels die Rede ist: *Mitto quaerere, cur, cum neque publico, neque suo omnes mereant equo, neque pauci interdum impedire possint, quo minus post equitem atra cura sedeat, nihilo minus se Equites nuncupent, aut cur nonnulli magis sibi titulum Baronis assertum velint, a qua nominis ambiguitate si boni viri vetustae Latinorum significationis meminissent, certissime abhorruissent* u. s. w. Ueberall sucht der Vf. seine Behauptungen

durch Zeugniſſe alter Schriftſteller zu bekräftigen; um das ſchaudervolle Gemälde der Deſpotie, das er nach ſo vollgültigen Autoritäten aufſtellt, deſto eindringlicher zu machen. Allein ſo ſehr man auch gerade in dieſem Theil der Rede die ungeſchwächte Geiſtesenergie des wackeren Greiſes bewundern muſs: ſo wenig wird ſich der ruhigere Vertheidiger der monarchiſchen Verfaſſung durch die angeführten Gründe überzeugen laſſen. Die Fragen: ob nicht faſt alle hier geſchilderten Uebel ſchon während der freyen Republik in Rom gewüthet haben; ob der Saame dazu nicht ſchon vor der Alleinherrſchaft des Auguſtus ausgeſtreuet worden; ob ſich ähnliche oder gleiche Uebel nicht auch in neuen Republiken vorfinden, wo man mehreren Directoren die Gewalt übertragen hat; warum überhaupt neuere monarchiſche Staaten hier ganz übergangen ſind? — dieſe und andere Fragen bieten ſich jedem unparteyiſchen Leſer von ſelbſt dar, und ihre Beantwortung iſt, wenn man ſie ohne vorgefaſste Meynung unternimmt, ſo leicht und genugthuend, daſs ſie hier bloſs angedeutet werden dürfen. Zuletzt macht der Vf. von dieſem allen die Anwendung auf die Neufranken, *qui* (wie er S. 76. ſagt) *regale civitatis genus, tot antea facilitatis et patientiae radicibus nixum, regum vitiis repudiarunt, ipſique, jam olim a libertate nomen mutuati, prorſus incredibili et heroica virtute toti nunc Europae, aliisque orbis habitabilis partibus demonſtrarunt, quantum interſit inter hominum et Legum imperia, quam praepotens ſit philoſophiae ſanitas* u. ſ. w. Wie ehemals die Vorfahren der Bataver in einer alten Inſchrift (über welche hier S. 78. ff. in einer langen Note eine gelehrte Discuſſion beygebracht iſt) von den Römern mit dem bedeutungsvollen Namen *Fratres et Amici populi Romani* beehrt wurden: ſo werden hier die Neufranken von den dankbaren Batavern *Fratres et Amici populi Batavi* begrüſst; die bataviſche Republik wird glücklich geprieſen, und glücklich die Utrechter Univerſität, welche durch die neue Verfaſſung mehr Conſiſtenz und manche Vortheile gewonnen, deren ſich perſönlich zu erfreuen, der würdige Vf. eine individuelle Veranlaſſung hat.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Breitkopf: *Verſuch kurzer praktiſcher Uebungs-Exempel allerley Art, für Schüler, die im Geſange zum ſogenannten Notentreffen oder vom Blattſingen angeleitet werden ſollen.* Ein Pendant zu Hiller's kürzeren und erleichterten Singeanweiſung etc. von *Georg Peter Weimar*, Cantor und Muſikdirector in Erfurt. Ohne Jahrzahl. 110 S. 4.

Mit völliger Ueberzeugung können wir dieſes kleine Buch allen denen, welche Singſchüler im ſo genannten Notentreffen zu unterrichten haben, als zweckmäſsig und vorzüglich brauchbar empfehlen. Der Herausgeber, der die darin enthaltenen Uebungsexempel aus verſchiedenen Werken ſammelte, hat ſich dadurch ſowohl um die Lehrer des Geſanges, als um angehende Sänger und beſonders Chorſchüler — für welche bis jetzt in dieſer Rückſicht noch wenig geſorgt war — unſtreitig ſehr verdient gemacht. Denn wenn auch dieſe, gröſstentheils gut gewählten und gehörig geordneten, Uebungsexempel zur völligen Erlernung des Notentreffens noch nicht hinreichend ſeyn ſollten — wie der beſcheidene Herausgeber S. 1. ſelbſt vermuthet: — ſo iſt doch dadurch ſchon viel gewonnen und vorgearbeitet worden. Nebſt den zur Uebung beſtimmten Beyſpielen enthält das vorliegende Buch für manche Cantoren und andere Lehrer des Geſanges auch verſchiedene ſehr nützliche Winke. Wir wünſchen daher, daſs es von jedem, der ein Singchor etc. zu unterrichten hat, als Leitfaden gebraucht werden möge.

Um unſere Leſer mit der Einrichtung dieſes Buches bekannt zu machen, zeigen wir bloſs die Ueberſchriften der einzelnen Abtheilungen und Rubriken deſſelben an. Erſte Abtheilung. 1) Uebungen der Sekunden. (Mit Recht verweilt der Herausgeber hierbey am längſten. Nur vermiſsten wir ungern einige Beyſpiele in der Molltonleiter; obgleich S. 46. ff. auch Exempel in Molltönen vorkommen.) 2) Uebungen der Terzen. (Die zwiſchen einer Terz liegende Sekunde wird nicht übel die Suchnote genannt.) 3) Uebungen der Quarten. (Sollte nicht das Treffen der Quinten leichter ſeyn, und alſo, wie in Hiller's kurzen und erleichterten Anweiſung zum Singen, zweckmäſsiger vorhergehen? Jedoch der Herausgeber erinnert dies S. 27. ſelbſt.) 4) Uebungen der Quinten. (Da ſo wohl die verminderte Quarte, als die übermäſsige Quinte zuweilen vorkommt, ſo wäre vielleicht ein Beyſpiel mit dieſen beiden Intervallen nicht überflüſſig geweſen.) 5) Uebungen in Sexten. (S. 29. ſchreibt der Herausgeber: „da die Sexte eine Stufe höher als die Quinte ſteht: ſo laſſe ich ſie auch manchmal durch *erſtere* ſuchen.“ Das unterſtrichene Wort ſcheint bloſs ein Druck- oder Schreibfehler zu ſeyn, und ſoll wahrſcheinlich *letztere* heiſsen. Ob es übrigens rathſamer ſey, die Sexte durch die Terz oder Quarte ſuchen zu laſſen, dies hängt wohl gröſstentheils von der dabey zum Grunde liegenden Harmonie oder von andern zufälligen Umſtänden ab, und läſst ſich daher im Allgemeinen wohl ſchwerlich beſtimmen.) 6) Uebungen in Septimen. (Auch dem Recenſenten iſt das Suchen der Septime durch die Octave bey ſeinen Singſchülern meiſtens beſſer gelungen, als durch die beiden dazwiſchen liegenden Terzen. Aber auch hierbey beruht unſtreitig viel auf der jedesmal zum Grunde liegenden Harmonie.) 7) Uebungen der Octave. (Rec. würde ſeine Schüler dieſes Intervall eher, als die Sexten und Septimen, üben laſſen.) 8) Vermiſchte Exempel. (Daſs Hr. *W.* vor dem Singen ſelbſt jedesmal die Scala desjenigen Tones, woraus das Stück geht, an die Tafel ſchreiben läſst, billigen wir ſehr. S. 39. ff. ſteht ein Beyſpiel aus A moll, und mithin früher, als etwas über die weiche Tonart geſagt worden iſt.) S. 42. Ein kleiner Nachtrag zur Uebung

und

und Aufmunterung. (Beide Beyspiele sind scherzhaft, und können jungen Sängern allerdings zur Aufmunterung dienen. In Nr. 1. hat der hier nicht genannte Vf. die Namen aller zwölf Monate in Musik gesetzt. — Wenn das Ein mal eins denn doch vom Anfange bis zu Ende componirt werden sollte; so müssen wir gestehen, dass es der verstorbene *Rust* in Nr. 2. nicht ohne Witz gethan hat.) S. 46. Exempel über die Molltöne. (Hr. *W.* bedient sich bey seinem Unterrichte der Hillerschen welchen Tonart, mit der übermäfsigen Sekunde auf der sechsten zur siebenten Stufe. Angenommen, dafs dies entschieden die beste Molltonleiter sey, so würden wir dem Herausgeber doch gerathen haben, auch einige Beyspiele zur Uebung der sonst gewöhnlichen weichen Tonleiter mit aufzunehmen.) Zweyte Abtheilung. Vermischte zweystimmige gebundene kanonische Sätze. (Es zeugt von des Herausgebers Erfahrung und von seinem Bestreben, möglichst nützlich zu werden, dafs er nicht nur in diese zweyte Abtheilung, sondern auch einigemal schon vorher, zweystimmige Tonstücke mit aufgenommen hat. Denn bekanntlich wird das Treffen der zweyten Stimme den meisten Sängern ungleich schwerer, als wenn die nämlichen Intervalle in der höhern oder Oberstimme vorkommen.) Dritte Abtheilung. Enthält zwey- drey- und vierstimmige Canons, (die wir zur Uebung im Treffen etc. ebenfalls sehr zweckmäfsig finden.)

Schon aus dieser Inhaltsanzeige erhellet, dafs der Herausgeber bey dieser musikalischen Beyspielsammlung methodisch zu Werke gegangen ist; und fast uneingeschränkten Beyfall verdient. Zum Schluss noch einige Berichtigungen. S. 7. „Begleiten sie übrigens alle hier vorkommende Exempel mit der *Violine*, um damit dem Unreinsingen vorzubeugen. *Ich halte* sie (für) schicklicher dazu (,) als ein Clavierinstrument." In so fern Hr. *W.* hier blofs vom Verhindern des Unreinsingens redet, kann er Recht haben; allein in anderer Rücksicht, z. B. um das Ohr an Harmonie zu gewöhnen — wodurch das Treffen oft erleichtert, aber auch in manchen Fällen sehr erschwert wird u. dergl. — halten wir ein Clavierinstrument d. h. einen Flügel, ein Pianoforte, ein Positiv etc. für zweckmäfsiger, und würden daher rathen, nach Umständen mit einem solchen Instrumente und der Violine abzuwechseln. *Marpurg*, der in vorliegendem Buche immer *Marburg* genannt wird, schreibt in der Anleitung zur Musik überhaupt und zur Singkunst insbesondere, S. 24. „Nicht nur um die Schüler in dem genommenen Tone zu erhalten, sondern auch zugleich um ihnen das Ohr und die Stimme desto geschwinder zu bilden, ist es gut, wenn der Lehrmeister dieselben zu ihren Lectionen *auf einem Flügel* accompagnirt." Was *Hiller* in der Anweisung zum musikalisch-richtigen Gesange S. 27. §. 41. darüber sagt, widerspricht der Marpurgischen Behauptung keinesweges. *Reichardt* schreibt im zweyten Theile der Briefe eines aufmerksamen Reisenden S. 92. sogar: „Nur beyleibe keine Violine, auch selbst in den Händen des besten Meisters nicht!" — S. 8. heifst es: „Die etwas schwererern (Uebungsexempel) können solfeggirt werden, d. i. auf den Buchstaben H abfertigen, weil dieses der wohllautenste ist." Aus dieser beygefügten Erklärung, die S. 13. wiederholt wird, sollte man glauben, das Solfeggiren geschehe immer blofs vermittelst des Buchstabens H; welches aber bekanntlich nicht der Fall ist. S. 13. Statt 1, 1, 1, 1 etc. würde Rec. lieber durchgängig zählen lassen: 1, 2, 3, 4, um den Lernenden dadurch unter andern auch auf die so genannten guten und schlechten Taktheile aufmerksam zu machen. Ueberdies vergifst der Anfänger bey mehreren Pausen leicht, zum wie vielstenmal er *eins* gezählt oder ausgesprochen hat. S. 16. „Ich lasse die Knaben, nach Beschaffenheit der Geltung der Note, (es ist nämlich von den Puncten hinter den Noten die Rede,) *allezeit dreye* zählen." Bey kürzern Notengattungen, wie sie auf derselben Seite weiter unten vorkommen, und in sehr geschwinder Bewegung, dürfte dies wohl nicht möglich seyn. S. 33. „Und bey b) gedenke man, was ein Zweyer, Dreyer, Vierer etc. *sonst auch Schusterflecken genannt*, sey." Hier scheint Hr. *W.* zwey ganz verschiedene Dinge für einerley zu halten. Nicht jeder Zweyer d. h. ein Rhythmus oder Einschnitt etc. der aus zwey Takten besteht, ist auch zugleich ein, von dem verstorbenen *Riepel* spottweise so genannter, Schusterfleck. Wir trauen es dem Herausgeber zu, dafs er dies wufste, und sich nur nicht bestimmt genug darüber ausdrückte. — Einige Provincialismen, so wie verschiedene scherzhafte und niedrige Ausdrücke, z. B. S. 7. eingeschlichene *Weiberhacken*; S. 9. *eingefiedelt*; S. 10. *Juckerey*; S. 11. *Schnifter*; kritischer *Borstwisch*; S. 14. *Hundetakte*; S. 47. alte *Backstein-Noten* etc. desgleichen einige Kleinigkeiten in Absicht auf die Sprache und Orthographie, z. B. S. 8. wegen *dem*; S. 9. den man *den Kindern* (die Kinder) leicht kann aussprechen *lernen* (lehren;) S. 16. dem (des) Guten zu viel thun; S. 6. 12. etc. *weifsen*, statt: *weisen*; S. 6. 13. 15. 16. etc. *Paufsen*, st. *Pausen* u. a. m. wird man in einem Buche von dieser Art gern übersehen. Nur hätten wir gewünscht, dafs in den Uebungsexempeln mit untergelegtem Texte, vorzüglich des schicklichen Athemholens und Absetzens wegen, die Unterscheidungszeichen . : ; , ! ? sorgfältiger beygefügt worden seyn möchten; als dies S. 21. 22. 25. 27. 33. 50. 61. 64. 72. u. a. m. geschehen ist.

Prag und Leipzig, b. Neureutter: *Der schwarze Mann und die weifse Frau oder: Horimir auf Schröckenburg.* Geister- und Zaubergeschichte aus der letzten Epoche der Fehdezeiten in Böhmen. 1797. 398 S. 8. (1 Rthlr.)

Horimir, ein böhmischer Ritter, der Held dieser Geschichte, schliefst mit dem leidigen Gott sey bey uns! — denn niemand anders ist der schwarze Mann — einen Bund, durch dessen Einfluss er in achtzehn Jahren „hundert Mordthaten theils selbst begeht,

„theils verüben läfst, einhundert fünf und vierzig „Perſonen beraubt, vier und achzig (es iſt eine ſonderbare Sparſamkeit des Vf. daſs er nicht auch hier wenigſtens das hundert voll macht) Mädchen ver„führt, und ſonſt durchgehends ſich einem ausſchwei„fenden ſchwelgeriſchen Leben überläſst!“ Glücklicherweiſe für jeden erzwungenen Leſer ſind dieſe Unthaten nicht alle, ſondern nur eine Quinteſſenz von ihnen dargeſtellt, und jene Aufzählung geſchieht allein im Endurtheil, bey welchem der Schwarze eben den Stab über Horimir brechen will, als die weiſse Frau auftritt und zeigt, daſs Horimir am Ende ſeiner Laufbahn eine bedrängte Schöne, aus dem Harem des Sultans befreyt und mit einer reichen Ausſtattung in ein Kloſter gebracht habe, und daſs dadurch ſein ganzes Sünden-Regiſter ausgetilgt werde. Gegen dieſe fromme Behauptuug kann nun Hr. Urian nicht das mindeſte erſprieſsliche vorbringen: er muſs vielmehr ſeine Anſprüche an Horimirs arme Seele gänzlich aufgeben, und es erfolgt hierauf eine ſehr erbauliche Bekehrung des Sünders, durch welche die Befreyung der wandernden weiſsen Frau bewirkt wird, die übrigens eine höchſt unbedeutende Rolle ſpielet. – Ueberhaupt zweifeln wir, daſs es, ſo reich wir an geiſt- und kraftloſen Geſpenſter- und Zaubergeſchichten ſind, ein armſeligeres Product, als das vor uns liegende, gebe! Alles vermiſst man in ihm, was auſser einer Reihe Begebenheiten, in welchen das Ungereimte und Wunderbare mit einander wetteifert, einer Geſchichte durch Anlage und Darſtellung Intereſſe geben ſollte und könnte! ſorgfältig vermeidet insbeſondere der Vf. das Gebiete pſychologiſcher Bemerkungen und Schilderungen; auch nicht entfernt berührt er es. Dieſe Kenntniſs ſeiner Schwächen, die ſich ſelbſt bis zu einer höchſt nachläſsigen Behandlung der Sprache erſtrecken, iſt das Einzige, was bey dieſer Arbeit ihm Ehre macht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Gera*, b. Haller: *De nominibus Graecorum* praefatus — oratiunculas habendas indicit M. *Fridericus Guilielmus Sturzius*, Ill. Ruthenei Prof. Eloqu. 1799. 15 S. 4. Schon der Gegenſtand dieſer Abhandlung iſt theils ſo intereſſant, theils noch ſo wenig bearbeitet, daſs auch eine weit unvollſtändigere Ausführung deſſelben auf den Dank der Alterthumsforſcher gerechte Anſprüche machen könnte. Allein Hr. *St.* hat in der That hier ſo viel geleiſtet, als man von ſeiner bekannten Gelehrſamkeit bey den engen Grenzen eines Schulprogramms nur immer erwarten durfte. Da wir bis jetzo eine zahlreiche Menge Schriften beſaſsen, in denen bloſs von den Eigennamen der *Römer*, zum Theil ſehr ausführlich, gehandelt, die *griechiſchen* Namen hingegen nur hie und da beyläufig berührt worden waren: ſo iſt nunmehr ein guter Anfang gemacht, auch die letzte Materie genauer zu unterſuchen und auf einige Hauptgeſichtspuncte zurück zu führen. Daſs ihr Umfang nicht ſo groſs und vielumfaſſend iſt, als eine vollſtändige Geſchichte der römiſchen Namen, verſteht ſich von ſelbſt. Bey den Griechen war hier alles weit einfacher und faſt ohne Veränderung. Denn von den älteſten Zeiten her hatte jeder Grieche, wie jeder Hebräer, nur einen Namen. Allein da keine *nomina gentilitia* eingeführt waren, und gemeiniglich der Sohn einen andern Namen führte als ſein Vater, ſo muſste man frühzeitig auf einige unterſcheidende Zeichen denken, damit nicht Perſonen aus verſchiedenen Familien, die zufälliger Weiſe einen und denſelben Namen hatten, mit einander verwechſelt würden. Man fügte daher am gewöhnlichſten zu dem Namen des Sohnes den Namen des Vaters, entweder in patronymiſcher Form, z. B. Πηλείδης Ἀχιλλεύς, Τελαμώνιος Αἴας (vorzüglich bey den Poeten, die auch wohl den Namen der Mutter in dieſer Form brauchten, z. B. Μολίονε, Hom. Il. λ. 708.) oder auch ſo, daſs der Name des Vaters, des Groſsvaters oder der Mutter im Genitiv angehängt wurde, bald mit υἱός, παῖς, ἀπόγονος, θυγάτης verbunden, bald, und noch häufiger, ohne dieſe Worte, bloſs mit dem *Articulus praepoſitivus*, wie Ἑρμότιμος ὁ Ἱπποκόου, Ἡσίοδος ὁ Ἀλκαίου, und zuweilen auch ohne den Artikel. Wenn entweder der eigenthümliche Name des Sohnes ſehr bekannt (Πηλείδης, Ἀτρείδης), oder Vater und Mutter berühmter waren, ſo wurde oft jener weggelaſſen, und dafür bloſs die Namen der letzten geſetzt. Merkwürdig iſt es, daſs die römiſchen Schriftſteller, weil bey ihrer Nation die Söhne auch den Namen oder Beynamen der Väter führten, nicht, wie die Griechen, *Herodes Attici*, *Appion Pliſtonicis*, ſondern dafür, nach ihrer Weiſe, *Herodes Atticus*, *Appion Pliſtonices* zu ſagen pflegten. (Die Bemerkung iſt von Hn. *St.* aus *Salmaſii not. ad inſcript. Regillae*, in *Crenii Muſeo philol.* II. p. 137. wiederholt, leidet aber doch, unſers Dafürhaltens, manche Einſchränkung. So konnte z. B. *Herodes Atticus* auch deshalb ſo genannt werden, weil er aus einem Demos in *Attika* gebürtig war, und es iſt nicht einmal gegründet, was Salmaſius a. a. O. behauptet, daſs die Griechen immer Ἡρῴδης Ἀττικοῦ, *niemals* Ἡρῴδης Ἀττικός geſagt hätten. S. *Eichſtädts* Note zu *Fabricii Bibl. graeca* Vol. VI. p. 4. h.) Nicht immer indeſs bezeichnet der mit dem Artikel angehängte Name den Vater, Groſsvater oder die Mutter der Perſon, deren Namen vorangeht, ſondern zuweilen muſs bey dem Artikel πατήρ oder μήτηρ, zuweilen γυνή, zuweilen ἀδελφός, zuweilen μαθητής, zuweilen δοῦλος oder ἀκόλουθος, zuweilen, wiewohl ſelten, φίλος ſupplirt werden. Alles dies hat der Vf. durch einleuchtende Beyſpiele erwieſen, und manche daher entſtandene Irrung zu heben geſucht. Wahrſcheinlich wird er künftig, wenn er dieſe Materie fortſetzt und ſorgfältiger bearbeitet, auch auf die gemeinſamen und unterſcheidenden *Beynamen* der Griechen Rückſicht nehmen, von welchen eine claſſiſche Stelle in Plutarchs Marc. Coriolanus (To. II. p. 70. ed. Hutten.) vorkommt, und über die ſich nach *Barthelémy* (*Voyage du jeune Anacharſis* c. LXVI. To. VII. p. 109. ed. Bip.) noch manches Lehrreiche ſagen läſst. Wir muſsten uns hier begnügen, den Hauptinhalt einer Schrift angedeutet zu haben, deren Werth noch durch mehrere gelegentlich angebrachte litterariſche Notizen, welche *Meuſel's* Angaben in der *biblioth. hiſtorica* und ähnliche Werke ergänzen, ſehr namhaft erhöhet wird.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 22. April 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

Königsberg in Preufsen, in Comm. b. Nicolovius: *Erleichterung des Klavierſpielens vermöge einer neuen Einrichtung der Claviatur und eines neuen Notenſyſtems* (,) vorgeſchlagen von *Johann Rohleder* (,) Prediger zu Friedland in Pommerellen im Conitzer Kreiſe. 1792. 44 S. 4. nebſt einer Kupfertafel.

Dieſe kleine Schrift, deren Anzeige durch einen Zufall verſpätet worden iſt, verdient, unſers Erachtens, mehrere Aufmerkſamkeit, als ſie erhalten zu haben ſcheint. Denn ob wir gleich dem Vf. bey weitem nicht durchgängig beyſtimmen, ſo iſt doch mancher Vorſchlag deſſelben allerdings einer nähern Prüfung und Realiſirung werth. Hr. *R.* legte das Manuſcript vor dem Abdrucke der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin vor, und erhielt darauf die Antwort: „Die vom Hn. Prediger „*Rohleder* vorgeſchlagene neue Einrichtung des No„tenſyſtems und der Claviatur aller Clavier-Inſtru„mente würde unſtreitig den Anfängern die Erler„nung der Tonkunſt erleichtern. Allein, was für „Bequemlichkeiten oder Unbequemlichkeiten da„durch in der Fingerſetzung, und überhaupt in der „Ausübung der Muſik entſtehen würden, läſst ſich „nicht aus der Theorie entſcheiden, ſondern müſste „ſich aus wiederholten Verſuchen, und einer langen „Erfahrung ergeben. Die Einrichtung mit dem be„weglichen Stimmſtege iſt ein Verſuch, der vielleicht „zu einer vollkommneren Erfindung Anlaſs geben „kann. Ueberhaupt beweiſst die eingeſandte Ab„handlung den Fleiſs und den Scharfſinn des Ver„faſſers etc.“ Da das Ganze nur aus vier Abtheilungen beſteht, ſo wollen wir aus jedem Abſchnitte das wichtigſte ausheben, und unſere Meynung darüber beyfügen.

In der erſten Abtheilung ſchlägt Hr. *R.* eine neue Einrichtung der Claviatur vor, nach welcher die Lage der Taſten, ſtatt der bisher gewöhnlichen:

cis dis fis gis b
c d e f g a h c

die hier folgende ſeyn würde:

cis dis f g a h
c d e fis gis b c.

Man ſieht hieraus, daſs die bisherigen *Untertöne* f, g, a, h, (wie ſich der Vf. ausdrückt,) *Obertöne*, und dagegen die geweſenen Obertöne fis, gis und b *Untertöne* werden. Die wichtigſten Vortheile, welche dieſe veränderte Einrichtung der Claviatur gewähren ſoll, und zum Theil auch wirklich gewähren würde, beſtehen darin, daſs 1) „alle *Gleichtöne* ge„gen einander *ganze*, und alle *Beytöne* gegen die „Gleichtöne, und umgekehrt, *halbe* Töne ſind.“ Hr. *R.* nennt nämlich die Untertöne (c, d, e, fis etc.) gegen einander, und ebenfalls die Obertöne (cis, dis, f etc.) gegen einander, *Gleichtöne;* da hingegen, nach ſeiner angenommenen Terminologie, die Obertöne gegen die untern, und umgekehrt die Untertöne gegen die obern, *Beytöne* heiſsen. S. 11. ſagt er: „So lehrt mein Clavier den erſten Anfänger „ſogleich in die Augen und ins Gehör fallend, was „ganze und halbe Töne ſind, wozu auf dem ge„wöhnlichen Claviere viele andere Vorkenntniſſe er„fodert werden.“ Wir begreifen nicht, wie es bey dieſer Einrichtung dem Anfänger ſogleich auch ins *Gehör* fallen ſoll, was ganze und halbe Töne ſind. — Nächſtdem ſehen wir nicht ein, wozu in dieſer Hinſicht auf dem gewöhnlichen Claviere viele andere Vorkenntniſſe erfordert werden. Denn erklärt der Lehrer dem Schüler nur, daſs zwey zunächſt neben einander liegende Taſten — es mögen nun Ober- oder Untertaſten ſeyn — ein halber Ton genannt werden etc. ſo hat der Lernende von den ganzen und halben Tönen einen eben ſo vollſtändigen Begriff, als er ihn nach des Vfs. Methode davon haben kann. Zur genauern Eintheilung der halben Töne in groſse und kleine iſt aber weder die Einrichtung der bisher gewöhnlichen, noch der von Hn. *R.* vorgeſchlagenen Claviatur hinreichend. Was hingegen, in Anſehung der zu benennenden Intervalle, durch die letzte Claviatur noch auſserdem für Nachtheil entſtehen würde, werden wir ſchicklicher bey der Prüfung des von dem Vf. vorgeſchlagenen Notenſyſtems bemerken. Nur dies erinnern wir bey dem vermeynten erſten Vortheile noch, daſs für den Anfänger, durch die neue Lage der Taſten, wieder mancherley Schwierigkeiten entſtehen würden, wenn er nämlich von einer oder der andern z. B. von der dritten oben liegenden Taſte f, die Benennung der vierten Untertaſte fis etc. herleiten ſollte. Unſtreitig verurſacht es weniger Verwirrung, die Benennung der kürzern (abhängigen) Obertaſten von den ſogenannten unabhängigen (gröſsern) Untertaſten herzuleiten. Zu mehreren Einwürfen gegen dieſen erſten Vortheil fehlt es uns an Raum; wir gehen daher mit dem Vf. weiter. 2) „Die Octa„venleiter iſt in allen Gleichtönen immer eben dieſel-

„be. Wer auf dem gewöhnlichen Claviere die Octa„venleiter in Dur und Moll aus c und b kennt, wird „sie deswegen nicht sogleich aus d und h, und noch „weniger aus cis und fis treffen, weil er da stets ei„ne verschiedne Folge der Claviertöne beobachten, „und, um nicht zu fehlen, ein sehr gutes Gehör „und viele Uebung haben mufs.“ Einige nicht völlig passende Ausdrücke abgerechnet, wollen wir dem Vf. diesen angegebenen Vortheil nicht streitig machen; wenn anders eine völlig gleiche Folge der Tasten bey den Tonleitern aller Gleichtöne ein wahrer Vortheil ist, und nicht etwa das augenblickliche Finden der Tasten bey Sprüngen u. dergl. erschwert oder unsicher macht. Ein Umstand, über welchen sich nur erst alsdann, wenn man ein Instrument mit einer solchen Claviatur vor sich hat, mit Gewifsheit entscheiden läfst. — Unter den noch übrigen drey namhaft gemachten Vortheilen, möchte dieser, dafs „von allen Gleichtönen keiner schwerer als der andere wäre,“ wohl unstreitig der wichtigste seyn. Indefs finden doch auch dabey manche Bedenklichkeiten statt. Denn selbst dadurch, dafs aus einem Tone schwerer zu spielen ist, als aus dem andern, entsteht in Absicht auf Passagen, Modulation, Charakter u. dergl. eine gewisse Mannigfaltigkeit der verschiedenen Tonleitern, so, dafs es schwer zu bestimmen seyn möchte, ob durch die gedachte Erleichterung und Gleichmachung im Ganzen mehr gewonnen oder verlohren würde. Ein unleugbarer Vortheil bey der vorgeschlagenen veränderten Claviatur dünkt uns noch der zu seyn, dafs man bequem eine None oder wohl gar eine Decime erreichen, und mithin noch vollstimmiger spielen könnte, als auf einem gewöhnlichen Claviere. Hr. R. scheint diesen Vortheil selbst übersehen zu haben; wenigstens finden wir ihn nicht namhaft gemacht. — Dagegen würde die Fingersetzung bey dieser neuen Einrichtung in verschiedenen Fällen gar sehr erschwert werden. Denn oft müsste man den Daumen auf eine Obertaste setzen, oder mit einem Finger unmittelbar nach einander zwey verschiedene Tasten anschlagen. Beides würde dem guten Vortrage und dem erfoderlichen Zusammenhange aufserordentlich hinderlich seyn. Hr. R. meynt zwar S. 32. durch Uebung wäre diese Schwierigkeit bald zu überwinden; allein hierin können wir ihm nicht beystimmen. Der Daumen ist, seiner Kürze wegen, durchaus nicht geschickt, ihn bey stufenweiser Fortschreitung auf den Obertasten zu gebrauchen. Selbst bey häufiger Uebung würden doch immer kleine Lücken entstehen, wenn man z. B. nach einer mit dem Daumen angeschlagenen Obertaste den zweyten oder dritten Finger überschlüge. Gesetzt aber, durch unablässige Uebung könte man endlich auch auf diese Art so ziemlich rund und zusammenhängend spielen; so wäre doch damit in dieser Hinsicht immer noch nichts erleichtert, sondern vielmehr erschwert. — Sodann würde man auch die bereits vorhandenen Tonstücke, vermittelst der vorgeschlagenen Claviatur, schwerlich so spielen können, wie der Vf. wohl aus Vorliebe für seine Erfindung glaubt. Er beruft sich zwar dabey auf sein eigenes Beyspiel, allein in diesem Falle wird er uns verzeihen, dafs wir sein Zeugnifs allein nicht für vollgültig annehmen. Zu allen bereits vorhandenen Clavierinstrumenten eine neue Claviatur verfertigen zu lassen, wie dies S. 33. vorausgesetzt wird, wenn des Vfs. Clavier üblich werden sollte, ist ein Vorschlag, der gewifs unausgeführt bleiben wird. — Kurz, wir verkennen die gute Absicht des Vfs. keinesweges, glauben aber aus Gründen, dafs er auf diesem Wege seinen Zweck wohl schwerlich erreichen werde.

In der zweyten Abtheilung schlägt Hr. R. einen neuen Notenplan vor. So leicht der Vf. sich auch die Einführung desselben denkt, und so gewifs es ist, dafs dieser Notenplan von einer Seite betrachtet, — da z. B. jede unterste Linie im Bafs und Diskante C heifsen würde — einige wesentliche Vorzüge von dem jetzt gebräuchlichen Notenplane hat: so läfst sich doch, in anderer Rücksicht, auch viel dagegen einwenden. Denn nicht zu gedenken, dafs zu den bereits eingeführten Zeichen noch verschiedene hinzukommen, die den vorhandenen zum Theil allzu ähnlich sind, bemerken wir nur dies dabey, dafs sonach die Intervalle gar nicht, oder nach ganz andern Grundsätzen zu bestimmen wären. Eine Septime z. B. hat bis jetzt die Benennung davon, dafs sie auf dem Notenplane die siebente Stufe von dem jedesmaligen Grundtone einnimmt; nach diesem neuen Notenplane hingegen steht h, vom tiefern c gerechnet, auf der *sechsten* Stufe, nämlich 1) c; 2) d; 3) e; 4) fis; 5) gis; 6) b und h. Ferner stehen, nach des Vfs. Notenplane, die übermäfsige Quarte (c — fis) und die reine Quinte (c — g) beide ohne Versetzungszeichen, aber vermittelst verschieden gestalteten Noten, auf der *vierten*, die übermäfsige Quinte (c — gis) und die grofse Sexte (c — a) beide auf der *fünften* Stufe u. f. w. Wer sieht nicht schon hieraus, wie viele Verwirrung in der Intervallenlehre, durch die Einführung des gedachten Notenplanes, entstehen würde! Der Vortheil, dafs man dabey in gewissen Fällen einige Linien weniger zu übersehen hätte, wiegt den daraus entstehenden Nachtheil wohl nicht auf. Ueberdies ist der vorgeschlagene Notenplan von drey und drey über einander gezogenen Linien so leicht, als Hr. R. wähnt, nicht zu übersehen. Was sich etwa sonst noch dagegen einwenden läfst, müssen wir übergehen.

In der dritten Abtheilung wird von dem *Tonzeiger* gehandelt. Der Vf. mag selber sagen, was er darunter versteht. „Die Unter- und Obertöne auf „meinem Claviere (heifst es S. 24.) gehen in einer „ununterbrochenen Folge fort, die es dem Auge sehr „erschweren (unserer Einsicht nach: *unmöglich machen*) würde, die Töne von einander zu unterscheiden, wenn man kein sicheres Kennzeichen dieses „Unterschiedes (?) festsetzte. Aus diesem Grunde habe ich vor dem festen Schieber einen andern von „schwarzer Farbe anbringen lassen, welchen ich den „*Tonzeiger* nenne, weil er die Töne auf der Clavia-

„tur anzeiget und sie richtig (?) unterscheiden lehret. „Er steht zwischen dem Schieber und der Claviatur, „und ist so eingerichtet, dass man ihn hin und her „schieben kann. Durch die auf demselben befindli„chen weissen Streifen, die ich *Tonweiser* nennen „will, werden eigentlich die Töne angezeigt, und „durch sie (wird) der Clavierspieler angewiesen, (?) „wie die vor ihm liegenden Claviertasten heissen." Die Nothwendigkeit eines solchen Merkmals ist, bey der gedachten Claviatur, sehr einleuchtend. Wir besorgen aber, dass dieses Merkmal bey einem flüchtigen Blicke — wie er während des Spielens gröstentheils nur möglich ist — doch nicht so merklich in die Augen fallen werde, als die auf unsern Claviren gewöhnliche Verschiedenheit und Lage der Tasten, wo einmal zwey, und sodann wieder drey obere zwischen die untern gleichsam eingeschaltet sind. Da wir jedoch die hier erwähnten Merkmale nur im Kupferstiche vor uns liegen, und kein Clavier mit dem angebrachten Tonzeiger gesehen haben: so müssen wir dem Vf. einstweilen auf sein Wort glauben, dass man, nach der S. 26. enthaltenen Versicherung, „die Claviertasten nach dieser Ein„richtung weit geschwinder kennen (und hoffentlich bey grosen Sprüngen doch auch finden oder sicher treffen) lerne, als auf dem gewöhnlichen Cla„viere." Dass uns aber dieser Glaube schwer fällt, wird uns der Vf. nicht verübeln.

Die vierte Abtheilung handelt von dem *Stimmsteg*. Er ist nach S. 30. so eingerichtet, „dass das Clavier bis zu Einem ganzen Ton (+) höher gestimmt werden kann." Hr. R. giebt selbst zu, dass dieser Versuch noch unvollkommen sey, und besonders deswegen, „weil der Stimmsteg, wenn er an die Sai„ten angeschraubt ist, dem Claviere den hellen Klang „benimmt und die Töne zwitschernd klingend „macht. etc." Bey dem ohnedies schwachen Klange des Claviers ist das Dämpfen des Tones allerdings ein sehr bedeutender Fehler, welchem jedoch der Vf. vielleicht noch abzuhelfen sucht. Vielleicht gelingt es ihm zugleich, das *zwitschernd klingende* mit wegzuschaffen. Auch ist sehr zu wünschen, dass dieser Stimmsteg nicht, wie gewisse Züge, zum Verstimmen des Claviers beytragen möge. Ob übrigens bey dem Transponiren ein Tonstück nicht von seinem ursprünglichen Charakter mehr oder weniger verlieren müsse, und ob überhaupt der Nutzen dabey so gros seyn werde, als der Vf. meynt, lassen wir dahin gestellt seyn.

In dem Anhange sucht Hr. R. unter andern im voraus einige mögliche, und zum Theil ihm auch wirklich schon gemachte, Einwendungen zu beantworten. Wir finden uns jedoch durch seine Gründe bey weiten nicht durchgängig befriedigt. Auch behauptet er noch ausserdem gewisse Dinge, die wir auf keinen Fall zugeben können. So heisst es z. B. S. 31. „Man kann hier (nach des Vfs. Methode) die „Noten und die dazu anzuschlagenden Claviertasten „in wenigen Minuten (kennen) lernen, da man da„zu auf dem gewöhnlichen Claviere viele Stunden, „auch wohl *Wochen* und *Monate* gebraucht." Wer blos zur Kenntnis der Noten und Tasten *Monate* gebraucht, dessen Fähigkeiten müssen in der That äusserst klein seyn, oder der Lehrer muss eine erbärmliche Methode haben, nach welcher er Anfängern die grose Kenntnis der Noten und Claviertasten beybringt! Die obige Behauptung ist aber unstreitig übertrieben. Wenigstens würde ein so stupider Zögling, auch nach des Vfs. Lehrart, in einigen Minuten ebenfalls nicht die erwähnten Fortschritte machen. Hin und wieder verräth Hr. R., dass es ihm an theoretischen Kenntnissen fehlt. S. 15. z. B. hat er den Kunstausdruck *Grundton* unrichtig, statt *Hauptton*, gebraucht. Er schreibt nämlich: „Wenn der Satz in dem eigentlichen Grundton (e) bleibt, und nicht in einen andern (Ton) ausweicht." Man weicht aber bekanntlich nicht aus dem Grundtone, sondern aus dem Haupttone etc. (aus der Tonica etc.) in einen andern Ton aus. Beym Dreyklange und Septimenakkorde hingegen hat der Bass den *Grundton*. — S. 34. ff. ist der Ausdruck *Taktzeichen* da, wo nur von der zu bestimmenden *Geltung* (*Dauer*) der Noten geredet wird, ebenfalls, und zwar sehr oft, unrichtig gebraucht worden. — Was Hr. R. S. 44. vorläufig davon sagt, „wie er für den Gene„ralbass die Intervallen berechnen und beziffern wol„le," verdient noch sehr berichtigt zu werden; wozu uns aber hier der Raum fehlt. Ueberhaupt würde der Vf. wohl gethan haben, wenn er diese kleine, nach Verhältnis der Bogenzahl aber ziemlich theure, Schrift vor ihrer Bekanntmachung einigen gründlichen Musikern zur Durchsicht gegeben hätte. Denn bey vielen nützlichen Bemerkungen enthält sie auch manche einseitige, und nicht auf hinlängliche Erfahrung gegründete, Behauptungen. Sie wird daher wohl schwerlich den gehofften Eingang finden. Vorzüglich scheint es der Vf. darin versehen zu haben, dass er auf einmal zu viel reformiren will. Dadurch wird aber bekanntlich — wenigstens in musikalischen Dingen — nur selten oder nie der beabsichtigte Endzweck erreicht. Uebrigens sind wir mit Hn. R. darin völlig einverstanden, dass es in Absicht auf die musikalische Zeichenlehre noch vieles zu verbessern, und auch wohl zu erleichtern giebt.

Baireuth, b. Lübecks Erben: *Neues Handbuch der Dicht- und Redekunst* in Beyspielen, Grundsätzen und Regeln nebst einer Charakteristik der vorzüglichen Dichter und Prosaiker des Alterthums und der neueren Zeiten von *Johann Heinrich Martin Ernesti*. 1798. Erster Theil. 526 S. Zweyter Theil. 308 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Man erwartet unter diesem Titel billig etwas mehr als eine dürftige und übel gedruckte Chrestomathie, worin gutes und mittelmässiges, altes und neues, einheimisches und übersetztes, unter allerley Rubriken und doch ohne rechte Ordnung beysammen

steht. Vom Herausgeber der Sammlung selbst rühren blofs einige prosaische Uebersetzungen her; Anmerkungen sind zu sehr wenigen Stücken, und gerade zu solchen, denen sie am entbehrlichsten waren, hinzugefügt. Doch Hr. E. schrieb auch diese nur ab, wo er sie gerade vorfand: bey Fabeln von Lafontaine wird Ramler in seinem Batteux fleifsig citirt; Seybolds Chrestomathie hat zu Gellertschen Erzählungen ziemlich triviale Noten hergegeben. Für den Schulgebrauch, dem der Sammler seine Compilation besonders bestimmt zu haben scheint, finden wir sie völlig untauglich: es ist weder Plan noch Vollständigkeit in Ansehung der Gattungen darin; und statt des Auserlesensten und Faslichsten in jeder Art ist vieles von sehr ungeordnetem Werth und zum Theil von obscuren Verfassern aufgenommen, andere Stücke liegen ganz aufser dem Horizont von Schulknaben. Was soll diesen z. B. Lessings Geschichte von den beiden Crucifixen, oder gar unter den prosaischen Aufsätzen sein Fragment von der Erziehung des Menschengeschlechts? Mufste unter den vielen für die Jugend anziehenden Erzählungen in Ovids Metamorphosen gerade die von der unnatürlichen Liebe der Byblis zu ihrem Bruder gewählt werden? Und noch dazu in einer so schlechten, unmetrischen ob schon in Verse abgesetzten, Uebersetzung von Schummel! Meinhards prosaische Verwässerungen von Sonetten Petrarca's noch jetzt wieder auftischen, heifst doch wirklich um dreyfsig Jahre zurück seyn. Obgleich Sinngedichte, Sonette und Madrigale einen eignen Abschnitt ausmachen, so findet sich aufser den oben erwähnten mit dem Italienischen Text (wozu hier?) der schmählich fehlerhaft gedruckt ist, nur noch ein einziges von Paul Fleming. Kurz, man trifft überall auf Beweise, dafs der Sammler nicht einmal Kenntnifs und Urtheil genug besitzt um gehörig abzuschreiben; was sich sonach von der versprochnen Theorie und Charakteristik hoffen läfst, ist leicht zu übersehen; und da das Buch, wie er es in der Vorrede geheimnifsvoll ausdrückt, *seine eigenen Schicksale* hatte, so hätte auch nur dieses darunter seyn mögen, ungedruckt zu bleiben.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Erlangen*, b. Walter: *Beyträge zu den Wünschen und Vorschlägen zur Verbesserung der Schulen und ihres Unterrichts. Zweytes Stück.* Eine Einladungsschrift zum Frühlingsexamen auf der Fürstenschule zu Neustadt an der Aisch, verfafst von *J. F. Degen*, Direct. Prof. u. Insp. 1799. 32 S. 8. Mit verdienter Empfehlung ist bereits das erste Stück dieser Schulschrift (A. L. Z. 1798. Nr. 296.) von uns angezeigt worden. In diesem zweyten Stücke beweist der gelehrte und um das Schulwesen so verdiente Vf., dafs unser Zeitalter, die Nothwendigkeit einer totalen Schulverbesserung einzusehen, bey weitem noch nicht reif genug sey. Die Wichtigkeit dieses Gegenstandes, über welchen Hr. D. so manche heilsame Wahrheit, in einem gefälligen und anziehenden Stile vorträgt, wird gewifs eine etwas längere Anzeige dieser kleinen Schrift rechtfertigen. Dafs man in unserm Zeitalter entweder den unglücklichen Gedanken hege, bey den Schulen zuletzt anfangen zu wollen, oder dafs man wohl gar die gefoderte Schulverbesserung für unnütz und überflüssig halte, dies beweist der Hunger, mit welchem man noch am Rande des 18ten Jahrhunderts einen grofsen Theil der Lehrer bis zur Verzweiflung kämpfen läfst. „Gerade der Stand, heifst es S. 20. welcher doch dem Keime des Menschengeschlechts die erste Pflege und Bildung geben, welcher schon vom Amts- und Pflicht wegen (zur Anschaffung der erfoderlichen literarischen Hülfsmittel) den gröfsten Aufwand machen mufs, wird, nachdem — in Deutschland in den empfänglichen Schoofs anderer Stände — von Zeit zu Zeit immer stärkere goldene Regengüsse gefallen sind — noch immer so, wie zur Zeit des klösterlichen Dunkels, in Fasten und Kasteyen geübt. Für einen Mann (S. 23.) der, bey der allgemeinen Theurung aller Lebensmittel, sich ohne Familie mit 3 — 400 Gulden begnügen und mit jener von 5 — 700 Gulden leben soll (leider! haben die wenigsten Schullehrer noch so viel jährlichen Gehalt,) sind 100 Gulden doch gewifs ein Kapital, dessen Verwendung auf literarische Werke ihn nebst den Seinigen in Kummer und Ungemach stürzen kann." Die Folge, welche, wie Hr. D. sehr richtig vermuthet, nothwendig daraus entspringen mufs, kann keine andere seyn, als ein sichtbares Ueberhandnehmen des moralischen Verderbens, weil sich kein guter Kopf mehr dem Lehrgeschäfte widmen wird. Einen andern Beweis für seinen Satz findet der Vf. darin, dafs man den verhältnifsmäfsig geringen Aufwand, welchen eine Schulverbesserung fodert, für so hoch hält, dafs man ihn, dem Anscheine nach, lieber gar nicht machen wolle. „Freylich würde man (S. 25.) sich nicht lange gegen denselben sträuben, könnte nur durch ihn ein Goldquell entdeckt werden, welcher so fort reich und unversiegend hervorrauschte." (Der aus zweckmäfsigen Schulverbesserungen für den Staat entspringende Gewinn kann allerdings, nur erst dann, wenn einige Generationen dahin sind, ganz in die Augen springen, weil jetzt noch viele ungebildete Erwachsene einen nachtheiligen Einfluss auf die in bessern Schulen gebildete junge Menschheit haben.) Endlich beweiset der Vf. seinen Satz auch dadurch, dafs man in Ansehung des Begriffs der Schulverbesserung noch nicht aufs Reine gekommen sey. Sonst würde man weder die gelehrten Schulen vernachlässigen, noch die zweckmäfsige Einrichtung der Bürgerschulen für eine so leichte Sache halten. Angehängt ist dieser Schrift, welche dem Rec. ganz aus der Seele geschrieben ist, ein den Bedürfnissen unserer Zeit angemessener Schulplan.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 23. April 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

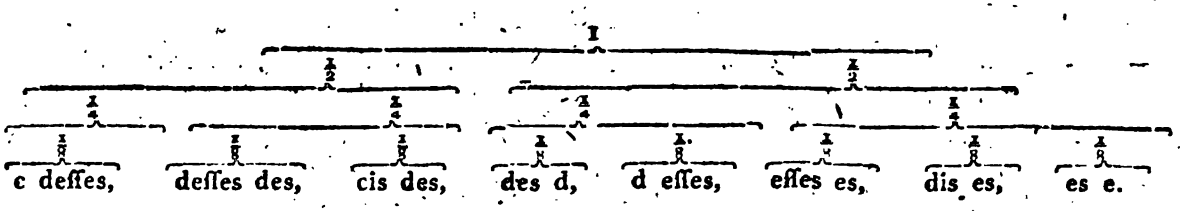
DARMSTADT: *Die neuesten und wichtigsten Entdeckungen in der Harmonie, Melodie und dem doppelten Contrapuncte.* Eine Beylage zu jeder musikalischen Theorie, von *J. G. Portmann.* 1798. 270 S. 8. nebst 1½ Bogen Noten. (1 Rthlr. 8 gr.)

Rec. freut sich, als ein warmer Verehrer der Tonkunst, über jede neue Entdeckung in dem Gebiete derselben. Mit wahrem Vergnügen nahm er daher die gegenwärtige Schrift vor sich, die nichts geringeres ankündigt, als ein *Princip*, „wovon alles „Harmonische in dem reinen Satze, und alles, was „auf irgend eine Art dazu gerechnet werden kann, „abhängt; wodurch alles Wahre bewiesen und alles „Falsche widerlegt, ohne welches kein Heil und „keine Gewissheit in der Harmonie gefunden wird.“ (S. 24.) Allein die Erwartung des Rec. wurde sogleich auf den ersten Seiten merklich herabgestimmt; denn der Vf. verräth auf denselben nur zu oft, dass er mit den allerersten Grundbegriffen, nicht aufs Reine ist, *indem* er bald selber diese Begriffe unzureichend bestimmt, bald aber die Art, wie sie von Andern bestimmt worden sind, falsch versteht. So wird S. 2 und 3. die bekannte Erklärung eines Tons: dass er ein Klang von bestimmter Höhe sey, getadelt, „weil „ein Klang ein anhaltender Schall ist, so wäre ein „Ton, der nur *die Zeit* eines Achtels oder Sechzehn„theils dauerte, kein Ton, weil er das Merkmal des „Anhaltenden nicht hätte.“ Wer kann sich Etwas denken, das eine Zeit dauert, und doch nicht anhaltend ist? Wo giebt es eine einfache, untheilbare Zeit? Ueberdies ist ganz offenbar *anhaltend* mit *stetig* verwechselt. Ein Klang ist ein stetiger Schall. „Ferner ist die bestimmte Höhe das Merkmal eines in„dividuellen Tons, z. B. eines $\bar{c}$ oder $\bar{\bar{d}}$ und nicht „das Merkmal der Species.“ Also doch des $\bar{c}$ und $\bar{\bar{d}}$? Nun, dann ist sie ja ein gemeinsames Merkmal, und zwar, da der Vf. wohl dem $\bar{e}$, $\bar{f}$, $\bar{g}$ etc. auch eine bestimmte Höhe einräumen wird, ein gemeinsames Merkmal aller einzelnen Töne. Dergleichen Merkmale aber sind es eben, welche die Definition eines Tons angeben muss.

S. 6. erklärt der Vf., nachdem er die gewöhnlichen Definitionen verworfen hat, was ein Intervall sey. „Ein *Intervall* ist ein jeder Ton, in sofern „er mit einem andern, in Ansehung des Abstandes, „coexistirend oder successiv verglichen wird.“ Welches Abstandes? fragen wir; der Höhe? oder der Stärke? oder der Dauer? oder der Qualität? Ferner, was heisst *coexistirend* und *successiv* vergleichen? Endlich, wie kann ein Ton ein Intervall seyn, da ein Intervall eine Consonanz und Dissonanz seyn kann? (S. 41.) Nicht der Ton, der mit einem andern verglichen wird, ist das Intervall, sondern das Verhältniss in Absicht auf die Höhe, welches zwischen beiden statt findet. Daher können auch die Intervalle durch Zahlenverhältnisse vorgestellt werden, welches, wenn sie keine Verhältnisse wären, unmöglich seyn würde. Der Ausdruck *Intervall* (*Zwischenraum*) ist eine Metonymie, und aus der sinnlichen Vorstellung entsprungen, wonach man sich denkt, dass, weil zwischen einem tiefern und höhern Tone noch andere in der Mitte liegen oder liegen können, zwischen ihnen ein Zwischenraum befindlich sey, indem die Töne als Objecte im Raume vorgestellt werden.

Die folgende Definition sagt uns: (S. 6.) „Ein „*harmonisches Intervall* sey ein Ton, sofern er der „Grundharmonie gemäss mit einem andern coexistirenden in Ansehung des Abstandes verglichen wer„de.“ Aber niemand weiss, was die Grundharmonie für ein Ding sey. Der Vf. ist auch so unbekümmert darum, dass er über die Grundharmonie selbst ein Langes und Breites redet, und sie sogar als Princip aufstellt (Abschnitt IV.), ehe wir erfahren, was er darunter versteht; bis er uns endlich S. 27. sagt: „sie „sey der mögliche Grundstoff und gleichsam das „Ganze, der Quell aller Accorde.“ Was ist aber alsdann ein harmonisches Intervall? Und was heisst ein Ton, welcher mit einem andern etc. verglichen wird, gemäss dem möglichen Grundstoffe und gleichsam dem Ganzen, dem Quell aller Accorde? Wir möchten denjenigen kennen, der durch die obige Definition von einem harmonischen Intervalle einen deutlichen Begriff bekäme.

Der dritte Abschnitt stellt ein gewisses Terzenmaass auf, um die Grenzen der Tonarten zu bestimmen. Der Abstand auf der Notenleiter von einer Linie zur andern, oder von einem Zwischenraume (*Spatio*) zum andern, z. B. $\frac{e}{c}$, ist das Terzenmaass. Dieses Maass wird (S. 9.) eingetheilt in Hälften, Viertel und Achtel. Die Hälften sind grosse, die Viertel kleine, und die Achtel verminderte Secunden, in dieser Gestalt:



„Dem Inhalte nach iſt das Terzenmaafs dreyerley: das groſse, (welches ſo eben vorgeſtellt iſt, und welches als das Ganze betrachtet wird,) das kleine, (z. B: $\frac{es}{c}$ oder $\frac{e}{cis}$) und das verminderte, z. B. $\frac{es}{cis}$ (S. 9.) „Das kleine beträgt (S. 11.) nur $\frac{1}{4}$ vom Ganzen.“ (Aber $\frac{es}{c}$ beträgt ja auch $\frac{7}{8}$ davon, wie das vorſtehende Schema zeigt. Warum iſt hiebey nicht durch eine nähere Erklarung einem möglichen Miſsverſtändniſſe vorgebeugt worden? Und wo bleibt das übermäſsige Terzenmaafs, z. B. $\frac{eis}{c}$, welches $\frac{9}{8}$ des Ganzen betragen würde?)

„Nimmt man nun (S. 12.) das Terzenmaafs $\left\{\begin{matrix}a\\f\\d\\h\\g\\e\\c\end{matrix}\right.$ ſechsmal, z. B.

„ſo wird die Grenze einer Tonart erſchöpft.“ Warum denn aber gerade ſechsmal? Etwa, weil man ſonſt die Grenze der Tonart überſchreitet? Nun, dann beſtimmen ja die Grenzen der Tonart die Anzahl der Terzenmaafse, und nicht dieſe die Grenzen der Tonart. (S. 7.)

Ueberhaupt kann das erwähnte Terzenmaafs gar nicht dienen, in der Theorie der Töne irgend etwas zu beſtimmen. Denn 1) iſt es hergenommen von zufälligen, willkürlichen und aufserweſentlichen Zeichen, (dergleichen bekanntlich unſere Noten und Muſikleitern ſind,) und das Verfahren, in der Theorie der Töne etwas darauf zu gründen, iſt um nichts beſſer, als wenn man aus der Zuſammenſetzung der chemiſchen Zeichen die Verhältniſſe der chemiſchen Stoffe ableiten wollte. 2) Die Verhältniſſe der Theile des Terzenmaafses ſtimmen nicht einmal überein mit den Intervallen, die ſie vorſtellen ſollen. So iſt z. B. die Hälfte des Terzenmaafses die groſse Secunde: Nun iſt die groſse Terz $= \frac{4}{5}$, alſo die groſse Secunde wäre $= \frac{1}{2} \cdot \frac{4}{5} = \frac{2}{5}$, wovon ſie himmelweit entfernt iſt.

Die Hauptſache enthält der vierte Abſchnitt (§. 15.), welcher von der Grundharmonie oder dem Grundprincip der Harmonie handelt. „Der Begriff „der Grundharmonie enthält den Satz: *Die Harmonie „hat einen Grund.*“ (Daſs ein Begriff ein Prädicat zu einem möglichen Urtheile ſey, wiſſen wir wohl; nach welcher Logik aber ein Begriff einen aſſertoriſchen Satz in ſich enthalte, wiſſen wir nicht.) „Der Grund der Harmonie iſt etwas Nothwendiges und „Allgemeines. Dies Nothwendige und Allgemeine „aber iſt nichts anders, als 1) die terzenweiſe Ver„bindung der Töne innerhalb einer beſtimmten Gren„ze, auf ſo vielerley Art ſie darin möglich iſt, und „2) die Coexiſtenz der verbundenen Terzen. Es „giebt aber nur ſechs Arten der Grundharmonie (S. „27 etc.), nämlich in der harten Tonart:

	a		f		d		e		h		e	
	f		d		h		c		g		c	
	d		h		g		a		e		a	
1)	h	2)	g	3)	e	4)	f	5)	c	6)	fis	
	g		e		c		d		a		d	
	e		c		a		h		fis		h	
	C		A		F		G		D		G.	

Hierbey aber begreift man nicht, 1) woher bey Nr. 5 und 6. das fis komme? — Rec. wenigſtens findet darüber keinen befriedigenden Aufſchluſs — und 2) warum

h	c	g	
g	a	e	
e	f	c	
c	d	a	nicht auch Arten der Grundhar-
a	B	f	monie
f	g	d	
D	E	H	

ſeyn ſollen: es ſind doch auch mögliche *terzenweiſe* Verbindungen der Töne innerhalb der gegebenen Grenze. Nun ſcheint es zwar, als wenn die aufgezählten Arten der Grundharmonie gefolgert würden aus der Aufzählung der Accorde, die in einem gegebenen Tone vorkommen (S. 19.); allein 1) müſste umgekehrt aus der Natur der Grundharmonie abgeleitet werden, was für Accorde vorkommen können; und 2) iſt jene Aufzählung bloſs rhapſodiſch und fehlerhaft. Denn wenn man alles zugiebt, (z. B. daſs eine Primenharmonie auf der Terz der Tonart nicht ſtatt finde, weil ſie das Hauptgrundintervall auf der conſonirenden Seite habe, und alſo ohne ihre eingeſchaltete Dominante dem Ohre nicht behagen könne etc. S. 29.) ſo läuft doch dieſes ganze Argument auf Sophiſterey hinaus, indem anſtatt des Begriffes von *möglichen* Grundharmonien der Begriff von *brauchbaren* untergeſchoben wird.

„Jede Art der Grundharmonie (S. 20.) hat ihre „conſonirende (die untern drey Töne) und diſſonirende Seite, (die obern vier Töne,) wodurch alles Con„und Diſſonirende genau beſtimmt wird. Was auf „der conſonirenden Seite liegt, muſs nothwendig „conſoniren, was auf der diſſonirenden Seite liegt, „muſs nothwendig diſſoniren.“ (S. 22.)

Auf

Auf diese Idee baut nun der Vf. seine ganze Theorie vom Con- und Dissoniren der Intervalle, und ist so treuherzig, zu verlangen, dafs wir ihm aufs Wort glauben sollen, diese Idee habe ihre Richtigkeit. Denn er sagt S. 20. blofs: dafs *er* die Sache so gefunden habe, und er hat auch nicht einen Schatten von Beweis dafür beygebracht: dafs dasjenige, was (mit ihm zu reden) auf der consonirenden Seite einer Grundharmonie liegt, auch in der That eine Consonanz, und das, was auf der dissonirenden Seite liegt, eine Dissonanz sey. Auf diesen Beweis aber kam alles an. Die tiefere Frage: *Warum* diese Intervalle consonigen, jene dissoniren? die doch bey einem Grundprincip der Harmonie wohl billig in Anregung kommen sollte, ist ihm nicht einmal eingefallen.

Die Unstatthaftigkeit der ganzen Idee zeigt sich auch sogleich in den ersten Folgen. So ist in dem Accorde $\begin{matrix} d \\ h \\ g \\ e \end{matrix}$, wenn man in C dur modulirt, die reine Quinte h eine Dissonanz, weil sie auf der dissonirende Seite der Grundharmonie von C als Septime liegt. (S. 22. 23.) In G dur hingegen wäre in dem obigen Accorde die nämliche Quinte consonirend, weil das E des Basses in G dur nicht die dritte, sondern die sechste Tonstufe ist, worauf der Vf. eine Grundharmonie annimmt, (S. 28.) und wo also das h — wie in C dur die reine Quinte e in der Grundharmonie von A — auf der consonirenden Seite liegt. Sonach hing das Con- oder Dissoniren eines Intervalles blofs von der Modulation ab. Was entschiede aber alsdann, wenn diese zweifelhaft wäre, wie in dem folgenden Beyspiele: $\begin{matrix} g & g & g \\ d & e & c \\ h & c & c \\ g & c & a \end{matrix}$? Bringt nicht in dem letzten Accorde die reine Quinte e — man mag sich die Modulation in C oder G dur denken — eine gleich widrige Wirkung hervor, ob diese Quinte gleich, nach des Vfs. Grundprincip, nur in G dur dissoniren, in C dur aber consoniren müfste? Auf diese Art wäre jedes consonirende Intervall auch eine Dissonanz, je nachdem man dabey diese oder jene Tonart voraussetzte. — Nach S. 42. 72 etc. sind der Einklang und die Octave keine Consonanzen, „weil sie in keiner Grundharmonie anzutreffen sind.“ Nach S. 24. ist die Fortschreitung $\begin{matrix} d & d \\ h & h \\ g & g \\ g & e \end{matrix}$ gut, weil dabey die scheinbare Consonanz, nämlich die reine Quinte h, gehörig vorbereitet wird. Man sieht, dafs das Ohr des Vfs. so gefällig ist, seine Theorie zu begünstigen. Wir müssen aber gestehn, dafs das unsrige diese Fortschreitung nicht angenehm findet.

S. 73. wird *Kirnbergers* Unterscheidung der wesentlichen und zufälligen Dissonanzen getadelt, und für eine verderbliche Lehre erklärt: „weil die sogenannten zufälligen Dissonanzen eben so gut auf der „dissonirenden Seite einer Grundharmonie liegen, und „das Gehör eben so beunruhigen, als die wesentlichen, und mithin alle Dissonanzen wesentlich sind.“ Nun ja doch! Wer leugnet denn das? Wenn man unter einer zufälligen Dissonanz eine solche versteht, der das *Wesen* einer Dissonanz nicht zukömmt; so giebt es freylich dergleichen nicht. Sie wäre ein Triangel, der keine drey Seiten hätte. Aber dieser Begriff ist *Kirnbergern* und seinen vortrefflichen Schülern nicht in den Sinn gekommen. Wenn sie zufällige und wesentliche Dissonanzen einander entgegensetzen: so beziehen sich diese Ausdrücke auf die *Existenz*. Eine zufällige Dissonanz wird nämlich darum zufällig genannt, weil sie da, wo sie vorkömmt, zufällig existirt, indem sie statt eines andern Intervalls gesetzt wird, das eigentlich vorhanden seyn sollte; nicht darum, weil sie nur zufälliger Weise *eine Dissonanz ist*. So sollte z. B. gewöhnlich, wo $\frac{7}{3}$ vorkömmt, eigentlich $\frac{9}{3}$ stehen. Daher nennt auch *Türk* die zufälligen Dissonanzen *stellvertretende Intervalle*, um dadurch eine unrichtige Erklärung jenes Ausdrucks zu verhüten. Hievon hätte der Vf. sich billig erst besser belehren, und so die Modalität von der Qualität gehörig unterscheiden sollen. Denn jetzt streitet er gegen selbstgeschaffene Grillen.

Das von der Kugel hergenommene *argumentum ad hominem*, das wir schon anderwärts in der nämlichen Gestalt gegen einen Hn. K. gebraucht gefunden haben, beweiset es nur noch mehr: dafs der Vf. das, wogegen er streitet, nicht verstanden hat. „Alle „Dissonanzen (sagt er S. 74.) müssen eben so wesentliche Dissonanzen seyn, wenn sie auf der dissonirenden Seite der Grundharmonie liegen und „das Ohr beunruhigen, wie alle Kugeln wesentliche Kugeln sind, wenn sie eine zirkelrunde Figur“ „und eine körperliche Masse haben. Und es kann „auf alle Fälle keine zufällige Dissonanzen geben, so „wenig als es zufällige Kugeln giebt.“ In dieser Bedeutung allerdings nicht! Aber davon ist, wie schon gesagt, nicht die Rede. Sondern so wie es Kugeln giebt, welche an dem Orte, wo sie sich befinden, zufälligerweise vorhanden sind, so giebt es auch Dissonanzen, welche da, wo sie vorkommen, zufällig existiren, indem sie nur statt anderer Intervalle gesetzt werden. Es gehört auch eben kein vorzüglich feines Gefühl dazu, um eine solche zufällige Dissonanz von einer wesentlichen unterscheiden zu können.

Um nicht zu weitläuftig zu werden, übergehen wir unsere Bemerkungen über die Entdeckungen in der Melodie; können aber doch nicht bergen, dafs uns das zum Grunde gelegte Princip, wo möglich, noch unbestimmter zu seyn scheint, als das der Harmonie. „Der Grund aller Melodie, woraus sich alles melodische begreifen lafst, ist: eine, dem Inhalte der Grundharmonie entsprechende, secunden-

„weise Verbindung successiver Töne innerhalb einer „Tonart. — Der Mannichfaltigkeit wegen werden „die Töne auch sprungweise verbunden; aber der „übersprungene Raum (?) enthält immer die gedachte „secundenweise Verbindung etc.“ (S. 154.) Anstatt secundenweise könnte man auf diese Art eben so gut jedes andere Verhältniss setzen, z. B. eine commatische, oder schismatische, oder auch eine quart- oder quintenweise Succession. Man dürfte nur bey jeder Melodie, worauf dies nicht passen wollte, in den beiden ersten Fällen einen Sprung, in den beiden letzten aber ein Einschiebsel zu Hülfe rufen. Ein solcher *Deus ex machina* errettet aus aller Noth.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Zürich, b. Ziegler u. Söhnen: *Morgenstunden.* 1797. 192 S. 8. Mit Titelkupfern von *Lips.* (16 gr.)

Als Verfasser dieser Schrift, die aus prosaischen und poetischen Aufsätzen religiös-moralischen Inhalts besteht, und von der Zeit der Ausarbeitung ihren Namen führt, unterzeichnet sich unter der Zueignung Hr. Diakonus *Gessner*, dessen Patriarchade *Ruth oder die gekrönte häusliche Tugend* in diesen Blättern (1798. Nr. 197.) hinlänglich charakterisirt worden ist. Rec. ist nicht vertraut genug mit der Mannichfaltigkeit ascetischer Bedürfnisse, um zu wissen, ob es Leser giebt, für deren Erbauung eine andere als die christliche Einfalt vortheilhaft wirkt; aber er hofft, dass niemand schlechte Verse zu seinem Seelenheil bedarf: wiewohl in diesem Fall allen leicht geholfen wäre. Ein Geistlicher kann gewiss durch ganz gewöhnliche Lehren und Ermahnungen, wenn er sie im rechten Augenblicke mit Herzlichkeit vorträgt, in seiner Gemeinde viel Gutes stiften; gedruckt nimmt sich aber dergleichen herzlich schlecht aus. Es heisst, in der Sprache des Vfs. zu reden, dem Wink der Vorsehung folgen, wenn man von demjenigen absteht, wozu man keine ausgezeichneten Gaben empfangen hat. Ist aber der Trieb zur Autorschaft ohne Beruf allzu stark, so sollte wenigstens ein solcher Erbauungsschriftsteller auf alle Prätensionen in der Einkleidung Verzicht thun, und statt süsslich declamirender Prosa, und matter Nothverse sich der schlichtesten Weise befleissigen. Kann man sich einbilden, durch Zeilen wie folgende in dem Stück: *Die Schöpfung* S. 16c.:

Gott sah herab mit Wohlgefallen —
Denn Alles war vollkommen gut!
Der Abend schloss sich an den Morgen,
Und so entstand der dritte Tag.

den Eindruck, welchen jene ehrwürdige Urkunde in der Genesis macht, zu erhöhen? Und gebietet nicht die Ehrerbietung sowohl gegen die Religion als gegen die Poesie (die denen, welche sie kennen, auch eine Art von Religion ist) der Behandlung von Gegenständen zu entsagen, zu denen man, bey einiger Selbstkenntniss, seine Kräfte durchaus unzulänglich fühlen muss?

* * *

Hildburghausen, b. Hanisch: *Theodor Cyphon, oder der gutmüthige Jude.* Ein Roman in drey Theilen. Von G. *Walker.* 2ter Th. 234 S. 3ter Th. 212 S. 1799. 8. (1 Rthlr. 4 gr. (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 222.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Leipzig*, in der Breitkopf-Härtelschen Officin: *Super loco Suetonii Galb.* c. XXII. init. Exercitatio critico-exegetica. Scripsit D. *Chr. Grimm*, Phil. M. et Lyc. Annaem. Rect. 1798. 40 S. 8. — Fast 39 S. dieser Schrift sind auf die Entwickelung und Verbesserung der Stelle: *Inter coenam vero — stantibus* verwendet, bey der man allerdings den Auslegern den Vorwurf machen muss, dass sie entweder eine von ihnen selbst bemerkte Dunkelheit verhehlt, oder sich in der Stille mit einem scheinbaren Sinne abgefunden haben. So musste denn erst einer der neuesten Uebersetzer auf die Schwierigkeiten des Satzes aufmerksam machen. Die Idee desselben verfolgt Hr. *G.* weiter, aber mit einer so ermüdenden Umständlichkeit, dass wir in dieser Art kaum etwas Abschreckenderes gesehen haben. Gleichwohl würde man die Bogen mit einiger Zufriedenheit aus den Händen legen, wenn die am Ende gegebene Verbesserung eine *Verbesserung* wäre. So scheint vielmehr hier der Ausdruck, wie öfter in der Kritik, *de conatu* zu gelten. Der Vf. meynt, wenn man dem Texte die leichte Veränderung *circum se ferri* statt *circumferri* gäbe, so würde sich ein guter Sinn finden. Hiernach übersetzt er die Worte: *ut congestas super manus reliquias circum se ferri iuberet spargique ad pedes stantibus* so: *Er liess das Uebriggebliebene sich von Hand zu Hand durch die Tischgesellschaft zulangen, und noch erst vor sich herumsetzen, ehe er endlich den Rest den Bedienten Preis gab.* Aber heisst denn *circum se ferre, vor sich herumsetzen?* und wie mag Hr. *G.* die beschwerlichsten, von ihm gar nicht berührten, Worte *super manus* verstanden haben? Dass er überdies wieder die gemeine Lesart *abundantem* vertheidigt, und die Art der Vertheidigung selbst, möchte wenig Beyfall finden. Leichter die zum Schluss angehängte Erklärung von *frutice* in Vespas. c. 5. dass es auf dasjenige gehe, was wir bey Bäumen *Räuber* oder *Wurzelschösslinge* nennen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. April 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HERBORN u. HADAMAR, in der neuen Gelehrten Buchhandl.: *Bibliothek für Kritik und Exegese des neuen Teſtaments und älteſte Chriſtengeſchichte.* Herausgegeben von *Joh. Ernſt Chriſtian Schmidt.* Erſter Band, 5 Stücke. 1796 — 1798. 828 S. ohne Vorreden, Inhaltsanzeigen und Regiſter. Zweyter Band, 1 u. 2tes Stück. 1798. 346 S. 8. (jedes Stück 12 gr.)

Dieſe nach einem wohl überdachten Plan angelegte Bibliothek ſoll enthalten: I. Abhandlungen, die aber nie Wiederholungen des Bekannten, noch aus der Luft gehaſchte Vermuthungen, ſondern ernſte, auf Geſchichte geſtützte Unterſuchungen liefern ſollen; II. Einzelne Obſervationen, Vorſchläge u. dgl. zum künftigen Gebrauche ſolcher, die bey eigenen genaueren Unterſuchungen derſelben Gegenſtände ſie nützen können; III. Recenſionen wichtiger Schriften, wobey die Recenſenten das Ihrige zu den Unterſuchungen anderer Gelehrten, die dieſe Fächer bearbeiten, beytragen wollen; IV. Nachrichten und Anzeigen, die in dieſe Fächer einſchlagen. In den vor uns liegenden Stücken haben die Vff. dieſen Plan unverrückt vor Augen behalten, und ihn ſo auszuführen angefangen, daſs man ſich mit Grund eine reiche Ausbeute für die Wiſſenſchaft davon verſprechen kann.

In Hinſicht auf die Exegeſe des N. T. haben ſie den rühmlichen Vorſatz, beſonders zur *hiſtoriſchen* Interpretation Beytrage zu liefern. Der Herausg. bemerkt daher in der Vorrede ſehr richtig, in der grammatiſchen Erklärung ſeyen wir der Vollkommenheit nahe gekommen; aber in der hiſtoriſchen Auslegung aus Zeitbegriffen, aus jüdiſcher Theologie und morgenländiſcher Philoſophie ſey man weniger vorgerückt, ſeit Semler zum erſtenmale dieſen Weg der Auslegung vorzeichnete und zu betreten anfing, (freylich aber nicht ſelten zu geſchwind bloſse Vermuthungen und Ahnungen für Geſchichte nahm, oder aus einem einzelnen Datum mehr ſchloſs, als mit Grund geſchehen konnte, und dann, zumal in ſeinen ſpätern Schriften, etwas zu zuverſichtlich darauf bauete.) Weder die Apokryphen noch Philo könnten uns mit der ſpätern jüdiſchen Theologie hinlänglich bekannt machen, weil man nicht gewiſs ſey, ob ſie nicht blos die Vorſtellungsarten Eines Individuums, oder doch Einer Parthey, der alexandriniſchen Juden, darſtellten; man müſſe daher nothwendig auch die ältere gemein-jüdiſche und die ältere kabbaliſtiſche Theologie vergleichen, wozu aber die bisherigen Sammlungen und Vorarbeiten, in denen oft Stellen des Thalmud und der neueſten rabbiniſchen Schriften bunt zuſammengemiſcht ſeyen, keinesweges hinreichten u. ſ. w. Alles ſehr wahr und beherzigenswerth! Wirklich finden ſich auch unter den bereits gelieferten Aufſätzen mehrere ſchätzbare Verſuche hiſtoriſcher Interpretation, welche, wenn man auch ihren Reſultaten nicht allenthalben beytreten könnte, doch hoffentlich ſo viel bewirken werden, daſs man auf die Wichtigkeit dieſer Interpretationsart aufmerkſamer, und gegen manche Erklärungen neuerer Exegeten, die das Geſchäft des Auslegers von der philoſophiſchen Beurtheilung des durch die Interpretation gefundenen Sinnes bey einem alten Schriftſteller nicht genug unterſcheiden, etwas miſstrauiſcher gemacht werde. Manche Vorſtellungsart, welche die neuere Exegeſe den Urhebern der neuteſtamentlichen Urkunden abſprechen zu können oder gar zu müſſen glaubte, z. B. von einer dem Meſſias zugeſchriebenen Präexiſtenz, von Sündenverſöhnung, ſtellvertretender Genugthuung u. ſ. w. werden, hier unter den Schutz der hiſtoriſchen Interpretation geſtellt, und wahrſcheinlich gemacht, daſs die Vff. jener Urkunden wirklich ſo gedacht haben, und nicht anders denken konnten. Um aber das Nationale, Temporelle und Locale, was dergleichen Vorſtellungsarten anzuhängen pflegt, von demjenigen, was der jetzige Religionslehrer für ſeine Zeitgenoſſen, nach der von dieſen erreichten Stufe der Cultur, noch anwenden kann, zu ſondern, und um die Annäherung zu der reinen Vernunftreligion nicht durch hiſtoriſche Auslegung der chriſtlichen Religionsurkunden zu hindern, ſo wird häufig auf die Rechtmäſsigkeit und Nothwendigkeit der moraliſchen und praktiſchen Erklärungsart, und auf das, wodurch ſie ſich von hiſtoriſcher Interpretation unterſcheidet, hingewieſen. Und da, wenn dieſe Bibliothek wahren Nutzen ſtiften ſoll, durchaus nöthig iſt, die Grundſätze des Herausg. und ſeiner Mitarbeiter über dieſe Hauptpuncte genau zu kennen, und wie weit man denſelben beyſtimmen könne, mit ſich ſelbſt eins zu werden, ſo möchte Rec. allen Leſern rathen, diejenigen Aufſätze, welche hierüber den meiſten Aufſchluſs geben, zuerſt und vor den übrigen zu leſen und genau zu prüfen. Dahin gehört vornehmlich folgender: *Ueber den Einfluſs der Kantiſchen Unterſcheidung der Geſchäfte des hiſtoriſchen und des moraliſchen Auslegers, auf die hiſtoriſche Schrifterklärung; ein Fragment von J. E. C. Schmidt.* Mit dieſem Aufſatz

ätze aber sind zu verbinden: die Recensionen über Henke's Archiv, B. 5. St. 1. und B. 6. über (Flügge's) Versuch einer Darstellung des bisherigen Einflusses der Kantischen Philosophie etc. Th. 1.; über (Krug's) Briefe über die Perfectibilität der geoffenbarten Religion; und über van Hemert über Accommodationen im N. T. — Doch wir müssen den Inhalt der in den vor uns liegenden 7 Stücken dieser Bibliothek vorkommenden Aufsätze, mit Uebergehung der Recensionen und blosen Nachrichten, näher angeben, und wollen sie unter einige Classen bringen.

I. Beyträge zur historischen Interpretation. Ausser der nur gedachten Abhandlung gehören hieher folgende: *Christologische Fragmente, von J. E. C. Schmidt.* Dieser sehr schätzbare Aufsatz eröffnet die Bibliothek, und wird in einem andern Stück fortgesetzt, ist aber noch nicht beendigt. Er besteht aus folgenden Abschnitten: über die jüdischen Vorstellungsarten vom Messias überhaupt; Vorstellungsarten von einem geistlichen, und von einem leidenden und sterbenden Messias; Vorstellungsarten von den letzten Zeiten und dem Antichrist; Vorstellungsarten von der Erhabenheit und Macht des Messias; Vorstellungsarten vom Messias als Sündenversöhner; über die Christologie des N. T. überhaupt; über die Aeusserungen Jesu von sich selbst; Christologie des Matthäus, des Petrus und des Johannes und Paulus überhaupt; über die eigenthümlich christliche Christologie; Folgerungen aus der Verbindung des Geistes Gottes mit dem Messias; (Geist Gottes und Logos sey einerley.) Folgerungen aus der Präexistenz des Messias vor seiner Geburt; Erklärung von Joh. 1, 1—14.; Entstehung der Idee des Logos; (aus der Personification des göttlichen Schöpfungswortes.) Erweiterung der Idee des Logos (als Urhebers aller Wirkungen der Gottheit;) Geschichte der Idee des Logos unter den Juden vor Johannes; (sie war nur das Eigenthum einiger jüdischen Schulen.) Ueber das Wort im Zend-Aveste; (in den ältern Zendbüchern bedeutet Wort gewöhnlich blos das Gesetz, seltner das Schöpfungswort, und nirgend ist eine Spur von Personification des Logos; die Register zum Zend-Aveste, aus denen manche ihre Kenntnis von der Lichtreligion schöpften, sind höchst unzuverlässig.) Ueber den Logos der Sabier; (er ist aus der jüdischen Theologie;) Christologie des Johannes; (sie hat das Unterscheidende, dass sie Verbindung des heil. Geistes mit Jesu als eine Erscheinung des Logos in der Welt betrachtet.) — *Die Nachricht, dass Jesus durch den heil. Geist und von einer Jungfrau geboren worden sey, aus Zeitbegriffen erläutert von Br.*** (Die aus dem Beyschlaf eines reinen Vaters und einer reinen Mutter erzeugten Söhne, besitzen den heil. Geist und sind vom heil. Geist erzeugt, und werden Söhne Gottes genannt.) *Sagen von Jesu aus dem Koran gesammelt*, und *Sage, dass Jesus in einer Höhle geboren worden sey.* (Wird fortgesetzt.) *Gehören die Gebote:* Was ihr wollt, dass euch die Leute thun sollen, das thut ihnen; *und:* Liebe deinen Nächsten als dich selbst, *der Sittenlehre Jesu eigenthümlich zu?* (Man findet einiges ähnliche bey Juden.) *Ueber* 1 Petr. 3, 19.-20. (Die Juden glaubten, die Gerechten kämen zu den Gefangenen der Gehenne hinab, und befreyten sie aus dem Scheol.) *Fragmente über die neutestamentliche Dämonologie.* (Sie ist Zoroastrischen Ursprungs, aber jüdisch modificirt. Satan ist Verleumder der Tugendhaften bey Gott, Verführer der ersten Menschen, Urheber des Todes oder Todesengel, und Fürst dieser Welt. — Wird fortgesetzt. —) *Beschreibung des Weltgerichts, nach dem Thalmud,* (zur Vergleichung mit den neutestamentlichen Beschreibungen, und als Beleg der Meynung der Juden, dass sie wegen ihrer Sünden nicht gestraft würden.)

II. Andere exegetische Aufsätze: *Entwurf einer Darstellung der Begriffe, die mit dem Namen Geist Gottes im N. T. verbunden werden,* (mit Hinsicht darauf, dass einige dieser Begriffe sich schon im A. T. fanden, und zum Theil nur von spätern Juden oder von den neutestamentlichen Schriftstellern weiter fortgebildet wurden; andere hingegen für den Gebrauch in der christlichen Religion eigends erfunden wurden, obgleich auch sie auf die alten hebräischen gegründet waren. — Wird fortgesetzt. —) *Observationen zur Erklärung des N. T. aus dem Protevangelium Jacobi, von J. E. Ch. Schmidt* (betreffen die grammatische Interpretation.) *Bemerkungen über Otfrieds Paraphrase der Evangelien.* (Proben daraus, als Beytrag zur Geschichte der Erklärung des N. T.) *Die Erzählung von den Magiern, Matth. 2., nach zwey Recensionen.* (Die eine ist aus dem Protevangelium Jacobi genommen, und weicht von der in unserm Matthäus wesentlich ab. Es soll hier gezeigt werden, wie jede aus der andern habe entspringen können. *Ueber die Versuchungsgeschichte Jesu, von J. E. Ch. Schmidt.* (Vertheidigung der Meynung, die sie für eine Dichtung Jesu zur Belehrung seiner Schüler, welche man nachher für Erzählung eines Factums nahm, erklärt. Nur soll diese Erzählung noch nicht in dem Urevangelium, dessen Vf. Matthäus gewesen seyn soll, gestanden haben, sondern erst bey den nachmaligen griechischen Bearbeitungen desselben hinzugekommen seyn.) *Nachrichten von den letzten Schicksalen des Judas Ischariot.* (Matthäus sey nicht mit Luca zu vereinigen, wofern man nicht etwa bey letzterem πρηνης statt πρηνης lesen wolle; es habe aber verschiedene Sagen von dem Tode des Mannes gegeben, von denen die eine in diese, die andere in jene griechische Bearbeitung des Urevangeliums, welches keine von beiden enthalten habe, gekommen sey.) *Observationen über einige Stellen des Matthäus.* (Sie betreffen Kap. 5, 3. 29. 30. 32. 12, 31. 43 ff. 13, 53. 16, 18 — 16. 17. 19. 17, 21.) *Conjecturen über Matth. 2, 23. und 17, 27.* (Sie sind von Hn. CR. Justi. In der ersten Stelle möge δια των προφητων, [welches, nach Griesbach, wirklich in einer zu Toledo befindlichen lateinischen Handschrift fehlt,] in der andern aber ο υιος του ανθρωπου eingeschoben seyn. Der Herausg.

hinge-

hingegen vermuthet, die letzten Worte seyen ein Misgriff des griechischen Bearbeiters, welcher לפתחון פה auf den Mund des Fisches bezogen habe, da es vielmehr habe bedeuten sollen: um den Mund öffnen d. i. um ohne Scheu auftreten zu können.) *Vorschlag zu einer neuen Erklärung der Taufformel* Matth. 28, 19. (Taufe auf den Namen des heil. Geistes sey den Johannisjüngern entgegengesetzt, welche den heil. Geist der Christen nicht kannten.) *Ueber die Parabel vom ungerechten Haushalter* Luc. 16, 1—15. *von L. Ch. L. Schmidt.* (Vs. 8. werde der Haushalter gelobt blos wegen seines eifrigen Bestrebens, alles anzuwenden, um dereinst von seinen Bemühungen Vortheile hoffen zu können; in welchem rastlosen Streben ihm gewöhnlich die irdisch Gesinnten, aber selten die himmlisch Gesinnten ähnlich seyen. Vs. 9. sey der Sinn: machet von den ungerecht erworbenen Gütern einen guten Gebrauch, damit, wenn ihr sterbet, man d. h. Gott euch in den Himmel aufnehme.) *Ueber den Zweck der Stelle Röm.* 3, 1—18. (Meist nach Semler; Paulus spreche den Juden alle Vorzüge ab, und was von ihren Vorzügen gesagt werde, sey nicht Eingeständniss des Apostels, sondern Einwurf des Gegners.) *Versuch einer Erklärung der Stelle Röm.* 5, 12—21. *von F. A. Jost.* (Hauptzweck des Apostels sey, einen jüdischen Einwurf, dass Christen, da sie der Nothwendigkeit zu sterben unterworfen bleiben, nicht könnten durch Christum die δικαιοσυνην erlangt haben, zu entkräften.) *Eine neue Beweisstelle für die Gottheit Christi, Röm.* 14, 6—9. (Vs. 6. 7. 8. seyen κυριος und θεος synonym; der κυριος aber sey, nach Vs. 9., Christus.)

III. Aufsätze zur Geschichte der Bücher des N. T. und zur Kritik. *Versuch einer Einleitung in den ersten Brief Johannis, von M.* (Johannes schreibt gegen Docetен, welche sich die Erscheinung Christi in der Welt eben so dachten, wie man die Engelerscheinungen in Menschengestalt sich vorzustellen pflegte. Den Vertheidigern der Messiaswürde Jesu schien aber diese Meynung eine Ableugnung des Satzes: Jesus sey der Messias — der Sohn Davids, in sich zu fassen.) *Ob das Evangelium Johannis ursprünglich in syrischer Sprache sey geschrieben gewesen?* (Nein! die von Bolten zu Unterstützung der bejahenden Meynung angeführten Uebersetzungsfehler, aus denen er auf ein syrisches Original schloss, verschwinden bey genauerer Beleuchtung sämmtlich.) *Beytrag zur Kenntniss der Amharischen Uebersetzung des N. T.* (Sie ist, so viel sich aus einem ins Lateinische übersetzten Fragmente derselben schliessen lässt, mit der Aethiopischen verwandt, und wahrscheinlich aus dieser gemacht.) *Zur Geschichte einer Handschrift vom Evangelium des Johannes.* (Es gebe auf der Universitätsbibliothek zu Giessen keine solche griechische Handschrift, sondern der von Michaelis vorgespiegelte Giessner Codex sey kein anderer als der sogenannte Hirschauer; und auch dieser sey einerley mit dem dritten Uffenbachischen.) *Erinnerungen gegen die Behauptung, dass Cod. Hirsaug. und Cod. Uffenbach. 3. eine und dieselbe Handschrift seyen, von D. Griesbach.* (Der Herausg. erklärt in einer Nachschrift diese Erinnerungen für gegründet, und nimmt den Theil seiner vormaligen Behauptung, welchen sie betreffen, zurück.)

(Der Beschluss folgt.)

RECHTSGELAHRTHEIT.

STUTTGARD, b. Macklot: *Staatsrechtliche Abhandlung über das Recht der evangel. Reichsstände, die Mitglieder ihrer Religion zu einer ausserordentlichen Reichsdeputation, einseitig und ohne Mitwirkung der katholischen Stände, zu wählen und zu benennen.* Aus Gelegenheit der jüngsten Wahl der Reichsfriedensdeputirten im August 1795. vorzüglich aus den Reichstagsverhandlungen actenmäsig entwickelt, von *Carl Christian Heinrich Sattler* dem jüng. 1797. 199 S. 4. (1 Rthl. 8 gr.)

Bey Ernennung der gegenwärtigen Reichsfriedensdeputation erwachte wiederum der schon mehrmals erregte Streit: ob die Ernennung einer solchen Deputation sämmtlichen Reichsständen gemeinschaftlich, oder jedem Religionstheil, für seine dazu zu erkiesenden Mitglieder besonders gebühre? — So alt auch diese Streitigkeit ist, und so wichtig sie in vorigen Zeiten, bey der grosen Spannung beider Religionstheile zu seyn schien; so ist sie doch von ältern Staatsrechtslehrern nur im Vorbeygehen berührt worden; selbst der so weitläuftige und emsige Moser begnügt sich in seinem Tractat von den *deutschen Reichstägen* S. 528. damit, den Protestanten das abgesonderte Wahlrecht zuzugestehen und aus Schauroth's Sammlung einige Conclusa des evangel. Theils anzuführen. Im J. 1765. erschien hierüber zuerst eine Streitschrift des Dr. *Hofmann* zu Tübingen: *de jure corporis evangel. suae religionis deputatos imp. seorsim eligendi.* Dagegen schrieb zu Mainz *v. Hagen: de jure catholicorum coeligendi deputandos A. C. addictorum ad deputationes imp. extraordinarias ad illustrandum art.* V. §. 51. P. O. Als die Sache 1795. bey der anzustellenden Wahl der jetzigen Reichsfriedensdeputation zur Sprache kam: so trat Hr. *Sattler*, als ein junger angehender wirtembergischer Rechtsgelehrter im Jahre 1796. mit einer Schrift hervor, unter dem Titel: *Staatsrechtliche Bemerkungen eines deutschen Rechtsgelehrten über die Wahl der Reichsdeputirten zu dem künftigen Friedenscongress*, welche ihm zu Regensburg vielen Verdruss zuzog. Es erschienen dagegen mehrere Widerlegungen, worunter folgende sich auszeichnen: 1) *Die gemeinschaftliche Wahl der Mitglieder zu einer Reichsdeputation etc.* Regensb. 1796. (deren nicht genannter Vf. ein Reichs-Directorial-Gesandter seyn soll.) 2) Dr. *Hartleben über die Wahl der deutschen Reichsdeputirten zu Friedensverhandlungen, mit vorzüglicher Rücksicht auf die zum künftigen Friedenscongress bereits gewählte Reichsdeputation.* Salzb. 1797. Für die

Sattlerische Meynung kam in eben dem Jahre, in gemäfsigterem Tone, eine anonymische Abhandlung heraus: *über die Ernennung der Reichsdeputirten, als ein dem Recht nach eigenes Geschäft der Religionstheile, nebst einer Prüfung der Schrift: die gemeinschaftliche Wahl der Mitglieder zu einer Reichsdeputation etc.* Diese verschiedene Streitschriften sind — mit Ausnahme der beiden erstern, welche aufser den Grenzen der A. L. Z. liegen — bereits vorhin in diesen Blättern beurtheilt worden. Hr. *S.* liefert nunmehr eine systematischere Darstellung, und bemüht sich, die von ihm behauptete Observanz des Reichsfürstenrathsprotocollen des jüngsten und gegenwärtigen Reichstags darzuthun, welche ihm, dem Angeben nach, aus dem Archive eines fürstl. Gesandten zu Regensburg mitgetheilt worden sind. Er fügt noch einige andere, wiewohl zur Sache nicht viel beytragende Urkunden bey, und sucht die gegenseitige Behauptung ausführlich zu widerlegen, indem er sich fast ganz allein mit der Hagenschen Dissertation beschäftiget, welche die Gründe des katholischen Theils schon ganz erschöpft, und daher auch der spätern Abhandlung: *Gemeinschaftliche Wahl der Mitglieder einer Reichsdeputation etc.* zum Leitfaden dienet. Von der mit vielem Scharfsinn abgefafsten Hartlebenschen Streitschrift, konnte der Vf. nichts wissen, weil selbige mit der seinigen zugleich erschienen ist. Es wäre überflüssig, die schon aus den vorherigen Anzeigen bekannten wechselseitigen Gründe zu wiederholen, und es kommt dem Rec. nicht zu, diese Controvers zu entscheiden, die in gegenwärtigen Zeiten ohnehin nicht mehr sehr interessant ist. Der westphäl. Friede bestimmt darüber nichts, und die nachherige Observanz ist zweifelhaft, weil die evangel. Stände auf dem Reichstage von 1653. die einseitige Ernennung ihrer Mitglieder zu aufserordentlichen Deputationen noch nicht zum festen Grundsatz machten, sondern erst nachher in den Jahren 1663 und 1664. besonders aber 1683 und 1697. bey den damals zu ernennenden Reichsfriedensdeputationen darauf bestanden, auch 1704. zu der damaligen Kammergerichts-Visitation sich wegen ihrer Deputirten berathschlagten, ohne jedoch zum Zweck gelangen zu können, woran theils der kathol. Widerspruch, theils ihre eigene Uneinigkeit, Schuld war. Der Vortrag des Vfs. ist übrigens deutlich und angenehm, jedoch an einigen Stellen zu blühend, auch dabey nicht ganz von Provincialismen frey.

GÖTTINGEN, b. Rosenbusch: *Bibliothek für positive Rechtswissenschaft und Diplomatik.* Herausgegeben von Dr. *Carl Traug. Gottlob Schönemann. Ersten Bandes erstes Stück.* 1798. 131 S. 8. (10 gr.)

Es scheint in der That kein günstiges Zeichen für die Cultur der Rechtswissenschaft zu seyn, dafs die meisten juristischen Bibliotheken, die in den neuern Zeiten erschienen sind, ein baldiges Ende genommen haben. Doch ist vielleicht in ihrer Beschaffenheit selbst eine nicht unbedeutende Ursache hiervon, wenigstens insofern zu suchen, als sie bey weitem nicht den Grad der Vollständigkeit erreichten, den man mit Recht von ihnen erwarten konnte, und welchen ehedem *Schott* in seiner unpartheyischen Kritik wirklich erreichte. Nicht ohne Grund befürchten wir, dafs dieser Vorwurf auch gegenwärtige Bibliothek treffen werde. Zwar soll ungefähr alle sechs Wochen ein Stück derselben von acht Bogen erscheinen; allein bis jetzt ist seit dem ersten Stück, das noch vor Ostern herauskam, keine Fortsetzung erschienen. Auch sind die meisten Recensionen zu ausführlich, als dafs der Plan des Vfs. selbst auf Vollständigkeit könnte berechnet seyn. Sollte man uns einwenden, dafs es nicht auf die Menge, sondern auf die Güte der ersten ankommt; so bedenke man dagegen, dafs allerdings dem gröfsten Theile des juristischen Publicums mehr daran gelegen seyn dürfte, den ganzen Umfang der juristischen Literatur zu übersehen, als einzelne gute Recensionen zu lesen, die man auch in andern gelehrten Journalen findet. So wenig wir aber in dieser Hinsicht gegenwärtiger Bibliothek eine günstige Aufnahme versprechen, so können wir doch derselben das Lob nicht versagen, dafs sich ihre meisten Urtheile durch Gründlichkeit und Unpartheylichkeit auszeichnen. Besonders haben wir verschiedene sehr treffende Bemerkungen in der Kritik über den vierten Theil von *Glück's* Erläuterung der Pandekten gefunden.

LEIPZIG, b. Schwickert: *Elementa iuris civilis secundum ordinem Pandectarum — adornata a Io. Gottl. Heineccio — sec. editionem quartam Waesbergianam curavit Chr. Gottlob Richterus,* nuper jur. utr. et phil. Doctor et Prof. Lipsi. *Tom. I.* 552 S. *Tom. II.* 392 S. 1797. gr. 8.

Nach einem Vorberichte des Verlegers ist dieser neue Abdruck des Heineccischen Pandekten-Lehrbuchs von dem sel. Prof. *Richter* zu Leipzig nach der vierten bey Waesberg 1740. erschienenen Ausgabe, besorgt worden. Rec. kann aus angestellter Vergleichung bezeugen, dafs darin, mit der dem verstorbenen Gelehrten eigenen Genauigkeit, viele Druckfehler, die sich schon in jene Ausgabe eingeschlichen und in den folgenden sehr vermehrt hatten, verbessert und insonderheit die häufig irrigen Citate in den Gesetzstellen berichtiget sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. April 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HERBORN u. HADAMAR, in der neuen Gelehrten Buchhandl.: *Bibliothek für Kritik und Exegese des neuen Teſtaments und älteſte Chriſtengeſchichte.* Herausgegeben von *Johann Ernſt Chriſtian Schmidt etc.*

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

IV. Zur älteſten Chriſtengeſchichte: *Ueber 1 Kor. 1, 12. und die urſprüngliche Bedeutung des Namens Χριστιανοι, von J. E. C. Schmidt.* (Anfangs legten ſich ihn die Judenchriſten bey; ſpäter erſt, da die katholiſche Parthey ſich gebildet hatte, ward er allgemeiner Name der Bekenner der neuen Religion.) *Cerinth, ein judaiſirender Chriſt, von J. E. C. Schmidt.* (Es gab zwey Syſteme, die ihrem Urſprung nach weſentlich verſchieden ſind, die ſich aber bey ihrer Ausbildung einander ſo näherten, daſs ſie leicht mit einander vermiſcht werden konnten. Das eine entſtand durch Perſonificationen der göttlichen Eigenſchaften. Daher Aeonen, Sephiroth u. ſ. f., die man ſich aber urſprünglich nicht als wirklich hypoſtaſirt dachte. Das andere liefs die Gottheit durch eine Menge unterworfener Diener, Engel u. dgl. wirken. Cerinth nahm das Syſtem der Angelologie an, betrachtete aber die Namen der Engel als Namen von perſonificirten göttlichen Kräften, wie auch andere Juden thaten, deren Meynung Juſtin ſo beſchreibt: die Engel ſeyen Kräfte der Gottheit, unzertrennlich und unſcheidbar von ihr, welche ſie, wenn ſie wolle, aus ſich ausgehen laſſe, und dann wieder in ſich zurückziehe. Ein Gnoſtiker war aber Cerinth darum doch nicht. Denn nicht alles, was Verwandſchaft mit dem Aeonenſyſtem hat, iſt Gnoſticismus, deſſen unterſcheidender Charakter vielmehr in der Behauptung beſteht, daſs der Religionsunterricht Jeſu und der Apoſtel auf unvollkommene Menſchen berechnet geweſen ſey, und daſs daher der vollendete Chriſt zu einer höhern Religionskenntniſs oder Gnoſis ſich emporheben müſſe.) *Ueber die Johannisjünger, die ſabiſchen Religionsbücher, und den Zweck des Evangeliums des Johannes.* (Die Johannisjünger hielten den Täufer nicht für den höchſten der göttlichen Geſandten und für den Meſſias. Die ſabiſchen Religionsbücher ſetzen einen höhern über ihn, den Boten des Lebens, der von Johannes getauft zu werden begehrte, wahrſcheinlich eben den Anuſch Utro, den ſie als den wahren Meſſias ſehr glänzend beſchreiben, und dagegen vor einem falſchen Meſſias, Jeſu, warnen. Jenem legen ſie einen bloſsen Scheinkörper bey; dieſem machen ſie es zum Vorwurf, daſs er ganz Menſch, von Fleiſch und Blut, geweſen ſey. Johannes lehrte ſeine Schüler einen moraliſchen Meſſias, der nach ihm auftreten werde, erwarten; aber Jeſum machte er ihnen nicht als dieſen Meſſias bekannt, weil er ſelbſt an ihm wieder zweifelhaft geworden war, daher er ſich, wenigſtens in den ſpätern Jahren, weder für noch gegen ihn erklärte. So geſchah es, daſs ſie, oder doch die meiſten von ihnen, Jeſum als Meſſias nicht anerkannten, und gleichwohl an einen, übrigens unbekannten, Meſſias, der zu Johannis Zeit auf Erden erſchienen geweſen ſey, glaubten. Dem zufolge wollte der Evangeliſt Johannes nicht den angeblichen, aber unerweislichen Irrthum der Johannesjünger, daſs der Täufer ſelbſt der Meſſias ſey, beſtreiten, ſondern er wollte nur darthun, daſs der Täufer wirklich ſchon für Jeſum entſchieden, und denſelben für den höchſten göttlichen Geſandten erklärt habe. In einer *Beylage* zu dieſem Aufſatze, welche in einem andern Stück der Bibliothek folgt, wird noch auf die Unvollſtändigkeit und Unzuverläſſigkeit der Norbergiſchen Ueberſetzung der ſabiſchen Schriften aufmerkſam gemacht. — Rec. will nur das einzige bemerken, daſs der Vf. bey den Gründen für ſeine Meynung, der Täufer ſey ſelbſt zweifelhaft geworden, habe ſeine Schüler nicht zu Jeſu hingewieſen, ſondern eine eigene Schule fortgeſetzt u. dgl. zu wenig Rückſicht auf die Kürze der Zeit zwiſchen den Vorgängen am Jordan und der Gefangennehmung des Täufers, genommen zu haben ſcheint.) *Skiagraphie der Geſchichte des Dogma von Jeſu übernatürlicher Geburt.* (Vermuthungen, unter welcher Chriſtenparthey dieſes Dogma zuerſt aufgekommen, wie es ſich, bey der Coalition mehrerer Partheyen zu Einer katholiſchen Kirche, verbreitet habe und in die katholiſchen Bearbeitungen der Evangelien gekommen ſey.) *Ideen zur Geſchichte der Verbreitung des Chriſtenthums im römiſchen Reiche.* (Die neue Religion ward willig angenommen, weil ſie den damaligen dringendſten Bedürfniſſen der Bewohner des römiſchen Reichs abhalf.) *Ueber den Urſprung des Namens: Evangelium der zwölf Apoſtel.* (Es ſey dies Evangelium einerley mit dem der Ebionäer, obgleich aus einem andern

andern Grunde als dem, welchen der Vf. vormals in Henke's Magazin Th. 4. St. 3. angegeben hatte.) *Observationen, veranlafst durch die Ignazischen Briefe.* (Einzelne vermischte Bemerkungen, grofsentheils zum Beweise, die meisten dieser Briefe seyen gegen Doceten gerichtet. Uebrigens bleibt der Vf. seiner schon in Henke's Magazin Th. 3. geäufserten Meynung getreu, Ignatius habe dergleichen Briefe wirklich geschrieben, deren urspränglicher Inhalt sich ziemlich durch Vergleichung der beiden vorhandenen Recensionen errathen lasse. Die weitläuftigere hat aber durch eine vierte spätere Hand neue Zusätze noch hintennach bekommen.) *Versuch über die Entstehung der katholischen Kirche, von J. E. C. Schmidt.* (Die Kriterien der katholischen Kirche sind: 1) Achtung für das mosaische Gesetz, vereint mit der Behauptung, dafs der Christ nicht verbunden sey, alle Gebote dieses Gesetzes zu beobachten; 2) die gleiche Achtung für Paulum und die Judenapostel; 3) die Foderung, dafs alle Christen in ihrem Lehrbegriff mit einigen angesehenen Kirchen, z. B. der römischen, übereinstimmen sollen, weil diese Kirchen ihren Unterricht von Aposteln selbst erhalten und den Lehrbegriff seitdem unverfälscht fortgepflanzt haben; und 4) ein Kanon, worin Pauli Briefe mit einigen Schriften von Judenaposteln und der Sammlung der vier Evangelien zusammengestellt sind. Die Vereinigung der gemäfsigteren Judenchristen mit den nach den ächten Grundsätzen Pauli gemäfsigt denkenden Heidenchristen, war so schwer nicht, und überdies durch mehrere zusammenwirkende Umstände vorbereitet. Nicht erst durch Irenäus und Tertullian kam sie zu Stande, sondern früher, und zwar wahrscheinlich durch Polykarp's Reise nach Rom, nachdem letzterer, wie es scheint, vorher schon zu gleichem Zweck sich mit seinem Freunde Ignatius verbunden gehabt hatte, dessen Briefe eben dazu gehörten. Auch Hegesipp, Dionysius von Korinth, Theophilus von Antiochien und Melito von Sarden, trugen das Ihrige zur Ausführung des Plans bey, wozu wahrscheinlich auch manche damals untergeschobene Schriften, z. B. das κηρυγμα Πετρου und vielleicht selbst der zweyte Brief Petri helfen sollten. In einem *Zusatz zum vorhergehenden Versuch* vergleicht der Vf. seine Ideen mit den Semlerschen, und nimmt die in dem früheren Aufsatz vorgetragene Vermuthung zurück, dafs Johannis Evangelium vor Polykarp's Rückkunft von Rom in Asien noch nicht bekannt gewesen sey.) *Einige Bemerkungen zur ältesten Geschichte des Dogma von der Trinität, von J. E. C. Schmidt.* (Dafs die ältesten Kirchenlehrer, ob sie gleich meistens den Logos und den Geist für Eins hielten, dennoch zuweilen vom Vater, Logos und Geist als von drey verschiedenen Subjecten reden, dazu soll die Taufformel die Veranlassung gegeben haben.)

Die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, welche diese Bibliothek umfafst, erlaubte dem Rec. nicht, bey jedem ein mit Gründen unterstütztes Urtheil beyzufügen. Er mufste sich damit begnügen, den Hauptinhalt der einzelnen Aufsätze anzugeben, und setzt nur noch den Wunsch hinzu, dafs die gelehrten Vff. mit möglichster Vorsicht und nie anders als skeptisch zu Werke gehen möchten, wenn sie auf Hypothesen, gegen welche gegründete Zweifel noch Statt haben, weitere Behauptungen bauen wollen. Soll nicht unbefangenes Forschen nach Wahrheit und vorurtheilfreyes Betrachten der Gegenstände von allen den verschiedenen Seiten, die sie darbieten, mehr gehindert als befördert werden; so ist gerade bey periodischen Blättern noch mehr als bey einem einzelnen zusammenhängend geschriebenen Werke Vorsicht hierin nöthig, weil jene Art von Schriften so häufige Gelegenheit giebt, auf die begünstigte Lieblingshypothese immer wieder zurückzukommen, sie jedesmal blos von den vortheilhaften Seiten zu zeigen, eine Menge wichtig und annehmlich scheinender Folgerungen aus ihr herzuleiten, durch geschickte Combinationen einen Anstrich von ausgebreiteter Brauchbarkeit nicht nur, sondern auch von Festigkeit ihr zu geben u. dgl. Wird eine solche Hypothese fast in jedem Stück eines periodischen Werks insinuirt und durch stete Zurückweisungen auf sie gleichsam inculcirt, so gewöhnen sich viele, zumal jüngere Leser nur gar zu leicht, dasjenige, was ihnen so oft schon vorgekommen ist, für bekannt und längst ausgemacht anzunehmen, und denken an die Nothwendigkeit, einer neuen strengen Prüfung es zu unterwerfen, um so weniger, weil sie ahnen, wie vieles zusammenstürzen könnte, wenn an dem Grundstein, auf den alles sich stützt, ein wenig gerüttelt würde. Wie viel wird nicht in dieser Bibliothek z. B. auf die einmal angenommene Hypothese über den Ursprung unserer Evangelien gebauet, die doch bey weitem noch nicht zu dem Grade von Wahrscheinlichkeit erhoben ist, der sie tauglich machte, so vielen andern Vermuthungen oder Behauptungen zur Grundlage zu dienen. Wie oft wird nicht die Benennung *strenge Pauliner* von einer angeblich aus Pauli Schule stammenden Parthey gebraucht, die in der That sehr unpaulinisch dachte? Und doch wird auf den vorausgesetzten Zusammenhang dieser Leute mit Paulo nicht wenig gebauet. Dergleichen Beyspiele liefsen sich mehrere anführen. Zwar mufs man den würdigen Vff. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, zu gestehen, dafs sie da, wo sie nur Vermuthungen vorzutragen haben, nicht im absprechenden Tone reden; aber dies allein sichert vor den oben bemerkten Nachtheilen noch nicht genug. Endlich wäre zu wünschen, dafs bey der Fortsetzung, der wir mit Verlangen entgegen sehen, das Abbrechen der Abhandlungen so viel möglich vermieden werden möchte. Dasjenige Publicum, für welches diese Bibliothek geschrieben wird, rechnet Abwechselung in jedem Stück schwerlich zu den Haupttugenden eines solchen Werks, sondern wünscht wohl mehr, eine Untersuchung über Einen Gegenstand auf ei mal ganz übersehen zu können.

LITE-

LITERATURGESCHICHTE.

Leipzig, im Schwickertſchen Verlage: *Allgemeine Literatur der Muſik*, oder *Anleitung zur Kenntniſs muſikaliſcher Bücher, welche von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten bey den Griechen, Römern und den meiſten neuern europäiſchen Nationen ſind geſchrieben worden.* Syſtematiſch geordnet, und nach Veranlaſſung mit Anmerkungen und Urtheilen begleitet von *Johann Nicolaus Forkel.* 1792. 540 S. 8.

Ein äuſserſt wichtiges Geſchenk für die Freunde der Literatur überhaupt, und der muſikaliſchen insbeſondere. Der gelehrte Vf. — den wir dieſer verſpäteten Anzeige wegen um Verzeihung bitten — hat ſich dadurch aufs neue ein ſehr groſses und unleugbares Verdienſt um die Muſik erworben, und verdient dafür den Dank aller derjenigen, welchen an der Verbreitung muſikaliſcher Kenntniſſe gelegen iſt. Gewiſs hat ſeit langer Zeit die Tonkunſt, in Abſicht auf die Kenntniſs ihrer Literatur, keinen ſo beträchtlichen Zuwachs erhalten, als durch das vorliegende Werk, welches wir allen Muſikern, die ſich eine Ueberſicht von muſikaliſchen Schriften verſchaffen wollen, als unentbehrlich empfehlen können. Einen Auszug daraus mitzutheilen, iſt unmöglich; auch nur die Ueberſchriften der einzelnen Kapitel herzuſetzen, verſtattet uns der Raum nicht.

Das Ganze zerfällt, nach der angenommenen Eintheilung des Vfs., in zwey Theile. Der erſte Theil enthält ein Verzeichniſs derjenigen Schriften, welche die Literatur der Geſchichte der alten und neuen Muſik betreffen. Der zweyte begreift die Literatur der Theorie und Praxis der neuern Muſik.

In beiden Theilen herrſcht eine gute Anordnung der Kapitel, und der darin verzeichneten Schriften. In Anſehung der Vollſtändigkeit hat der Vf. alles geleiſtet, was man nur verlangen und erwarten konnte. Durchgängig erkennt man den auf dieſes Werk verwendeten Fleiſs, die unermüdete Geduld und die erfoderliche Sachkenntniſs. Denn nicht weniger als ungefähr dreytauſend Titel muſikaliſcher Schriften findet man in dieſer Literatur verzeichnet. Daſs aber das geſchriebene Verzeichniſs der muſikaliſchen Bibliothek des verſtorbenen P. *Martini* zu Bologna gegen 18000 muſikaliſche Schriften enthalten habe, bezweifelt der Vf. mit Recht. Denn geſetzt und zugegeben, daſs ihm einige Schriften unbekannt geblieben ſind, ſo iſt doch der Unterſchied von drey bis zu achtzehntauſend viel zu groſs. Hr. *F.* ſagt in dieſer Rückſicht: „Ich wollte an denjenigen ein Beträchtliches verwetten, der es unternehmen wollte, mir dieſe Anzahl (3000) nur noch um ein einziges Tauſend aus ſichern und glaubwürdigen Quellen zu vermehren." Rec. beſitzt ſelbſt eine nicht unbedeutende und ziemlich zahlreiche muſikaliſche Bibliothek, worin ſich nur die folgenden wenigen und gröſstentheils unerheblichen, bis zum Jahre 1791. herausgekommenen Schriften befinden, deren Titel er in der vorliegenden Literatur vermiſst hat. 1) Kurze Anweiſung das Trommel-Spielen auf die leichteſte Art zu erlernen, nebſt ſieben in Noten geſetzte(n) Stücke(n) und Märſche(n), mit Anmerkungen, von einem Tonkünſtler. Berlin, bey Winters Witwe, 1777. (Freylich ein ſehr unbedeutendes Werkchen.) 2) *Buſſe* (Friedrich Gottlieb), kleine Beyträge zur Mathematik und Phyſik und deren Lehrmethode. Deſſau, 1785. (Im neunten Stücke ſteht ein Bedenken gegen einen bekannten Schluſs über die Stärke des Schalles, und im zehnten eine Abhandlung über die Harmonie im reinſten Klange.) 3) *H**** (J. P. A.) Iſt das Gekünſtelte in der Muſik der Natur und ihrem eigentlichen Weſen zuwider? Halle, 1776. 4) *Keſſel* (Johann Chriſtian Bertram), Unterricht im Generalbaſſe, zum Gebrauch für Lehrer und Lernende. Neue verbeſſerte und vermehrte Auflage. Leipzig, nach der Zueignungsſchrift 1790. 5) *Marpurg* (Friedrich Wilhelm), die Kunſt das Clavier zu ſpielen. Erſter Theil. Dritte verbeſſerte und vermehrte Auflage. Berlin, 1760. (Der zweyte Theil dieſes Lehrbuchs iſt S. 358. angezeigt, aber der erſte Theil fehlt S. 327. Denn die daſelbſt genannte *Anleitung zum Clavierſpielen* iſt eine ganz andere, und von dieſer verſchiedene Schrift deſſelben Vfs.) 6) *Sorge* (Georg Andreas), Anweiſung zur Stimmung und Temperatur ſowohl der Orgelwerke, als auch anderer Inſtrumente; ſonderlich aber des Claviers etc. Hamburg, 1744. (Hr. *F.* führt zwar ein ähnliches Werk von Sorge an, aber unter einem etwas andern Titel. Auch iſt es nach ſeiner Angabe nicht in Hamburg, ſondern in Lobenſtein gedruckt. Es müſste ſonach etwa eine zweyte Auflage von dem obigen ſeyn.) 7) *Türk* (Daniel Gottlob), kurze Anweiſung zum Generalbaſsſpielen. Halle und Leipzig, 1791. 8) *Toderini* (Abbé), Literatur der Türken. Aus dem Italieniſchen überſetzt etc. Zwey Theile. Königsberg, 1790. (Im erſten Theile dieſes wichtigen Werkes wird S. 240 — 267. von der Muſik der Türken gehandelt.) 9) *Woldermann* (Chriſtian), *Succincta Muſicae ſacrae, veteris et novi Teſtamenti, hiſtoria*, oder: Kurze hiſtoriſche Nachricht von der Vocal- und Inſtrumental-Muſik etc. Alten-Stettin, 1736. 10) Einige zum allgemeinen Nutzen deutlicher gemachte muſikaliſche Erwegungs- und andere leichter eingerichtete Uebungswahrheiten, herausgegeben von einem Freunde dieſer Wiſſenſchaft. Leipzig, (ohne Jahrzahl; ſcheint aber nicht über 30 bis 40 Jahre alt zu ſeyn, und enthält in ziemlicher Kürze einige gute Bemerkungen.) Verſchiedene noch unwichtigere Schriften, die Rec. beſitzt und in der vorliegenden Literatur ebenfalls vermiſst, verdienen keine Anzeige. Ueber die etwa nicht mit erwähnten Werke erklärt ſich der Vf. in der Vorrede alſo: „Auch muſs man bedenken, daſs einige etwa ausgelaſſene Kunſtbücher, oder kleine fliegende Blätter, die häufig von ihren Vff. nur für den kleinen Cirkel ihrer Schüler, oder ihres Wohnorts beſtimmt ſind, und höchſt ſelten

selten in den ordentlichen Buchhandel kommen, einem Werke, wie das gegenwärtige ist, den Vorwurf der Unvollständigkeit noch nicht zuziehen können. Solche Kunstbücher, wie sie in Deutschland, England und Frankreich unter den Titeln: Anweisungen und Anfangsgründe, *New and complete Tutors*, *Methodes* und *Principes* etc. sehr häufig zum Vorschein kommen; sind meistens so unbedeutend, dafs sie kaum verdienen, den Platz einzunehmen, der ihnen der Ordnung nach nicht versagt werden kann, wenn sie doch einmal aufgenommen werden sollen. Ja, wenn es *Bachische* oder *Quanzische* Versuche über die wahre Art, das Clavier oder die Flöte zu spielen, *Hillersche* Anweisungen zum Singen, oder *Türksche* Clavierschulen wären; so möchten ihnen ihre Plätze gegönnt seyn; aber man würde sich schwer versündigen, wenn man jene *Anweisungen*, *Tutors* und *Methodes* solchen Werken an die Seite stellen wollte. Wenn daher irgend ein Leser ein solches Kunstbuch hier unangezeigt findet, so halte er es nicht für Unvollständigkeit, sondern meistens für freywillige Auslassung von Seiten des Vfs." Wir glauben aber dessen ungeachtet, wie schon gesagt, dafs man Hn. F. den Vorwurf der Unvollständigkeit zu machen nicht Ursache haben werde; vielmehr kann er sich auch in dieser Rücksicht auf den Dank wifsbegieriger Musiker und aller derjenigen, welche eine Uebersicht von musikalischen Schriften zu haben wünschen, gewisse Rechnung machen.

Aufser der Vollständigkeit hat sich der Vf. auch noch dadurch um das Publicum verdient gemacht, dafs er zuweilen, besonders bey wichtigen und seltenen Werken, den Inhalt vollständig angezeigt, und nicht selten auch ein kurzes Urtheil über das namhaft gemachte Werk beygefügt hat. Da diese Urtheile mit Kenntnifs abgefafst und — unserer Einsicht nach — ganz unpartheyisch und gröfstentheils treffend sind: so wird der Werth dieses Buches dadurch noch mehr erhöhet. Einige Abweichungen, die uns in Ansehung der Titel etc. aufgestofsen sind, bemerken wir noch. Von dem S. 13. angezeigten Werke des ehemaligen Capellmeister *Prätorius* heifst der Titel in unserm Exemplare: *Syntagmatis musici Tomus primus, complectens duas partes, quarum prima agit de Musica sacrâ vel ecclesiastica, Religionis exercitio accommodata* etc. Auctore *Michaele Praetorio* C. *Wittebergae*, (Wolfenbüttel steht nicht dabey,) 1615. (nicht 1614.) Uebrigens treffen die Inhaltsanzeigen mit den in der vorliegenden Literatur enthaltenen überein. — Von des Salomon van *Til* Dicht- Sing- und Spiel-Kunst besitzt Rec. ein zu Leipzig, (nicht in Frankfurt,) und zwar 1706. herausgekommenes Exemplar. Das Werk ist, aufser dem Titel, der *Ansprache an den bescheidenen Leser* und einem Register, 478 Seiten stark. — Die zweyte Fortsetzung des S. 202. angezeigten musikalischen Almanachs erschien nicht unter dem angegebenen Titel, sondern unter diesem: Musikalisches Taschenbuch auf das Jahr 1784. — *Löhlein's* Clavierschule wurde — freylich sehr unverdienter Weise — 1782. zum *viertenmal* aufgelegt. Späterhin (1791.) kam eine von *Witthauer* umgearbeitete fünfte Auflage heraus. Von der kleinen Schrift: Etwas von und über Musik etc. soll, nach Gerber's Lexicon der Tonkünstler, nicht *Krause*, sondern *Wagner* der Vf. seyn. Den S. 260. angezeigten Versuch einer Anleitung zur Disposition der Orgelstimmen etc. hat der verstorbene Gerichtsdirector *Tauschen* in Waldenburg geschrieben. — Schon hieraus wird der würdige Vf. ersehen, dafs wir sein Werk mit möglichster Aufmerksamkeit gelesen haben. Schade, dafs die erstern sechs Bogen, aus einem Misverständnisse, so unbequem gedruckt worden sind. Alles läuft nämlich, ohne irgend einen Absatz der Zeilen, in Einem fort; daher ist es mühsam und schwer, den Titel eines Werkes heraus zu suchen. Bey einem so wichtigen, und in jeder Rücksicht zu empfehlenden Buche, wäre es wohl der Mühe werth gewesen, diese sechs erstern Bogen umzudrucken. Uebrigens ist der Druck sehr correct.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Greifswald*, b. Eckhardt: Diss. theol. *vim miraculorum divinitatem revelationis, omni homini necessariae, probandi* principiis S. scripturae et rationis breviter indicans, quam *indulg.* M. V. Theolog. Ord. Gryphisw. publico examini offerunt Praeses *Mag. Petrus Nordin*, S. S. Theol. Licent. et *Joan. Adam Dase*, Nobilis. d. 29. Jan. 1799. 12 S. in 4. Hr. *Nordin* „*tanto cardine rerum motus*" (durch die so grofse Wichtigkeit der Sache bewogen) hat sich entschlossen, die Meynung von Entbehrlichkeit der Wunder zum Beweis einer reinen Religionslehre als ein „*malum, quod ut ita dicam, penitus in viscera lapsum* (in die Glieder geschlagen?) *est*," in aller Kürze wegzuarbeiten. Die *pretiosa vis miraculorum* zum Beweis für die Wahrheit der Offenbarung erhellt ihm durch die simple Schlufsfolge: dafs die Offenbarung unentbehrlich, der Beweis aber für die Göttlichkeit der Offenbarung ohne Wunder unmöglich sey! Die Unentbehrlichkeit der Offenbarung wird bewiesen, *a mensa nostra, vel, suadente nova philosophia critica, plane nulla notitia de existentia Dei et immortalitate animae.* Um die Wirklichkeit Gottes zu beweisen, mufs eine Religionsoffenbarung, um diese zu beweisen, müssen Wunder seyn; das heifst: um die Wirklichkeit eines Heeres zu Pferd zu beweisen, mufs es Zeitungen, und um die Wahrheit dieser zu beweisen, mufs es Centauren geben.

Rec. hat übrigens von diesem Product nur deswegen Notiz genommen, weil *eben dieser Hr. Nordin* bereits in der A. L. Z. 1798. Nr. 106. S. 15. 16. durch zwey in ihrer Art einzige Dissertationen, in denen er auch, wie er zu sagen pflegt: *judicii sui modulis utebatur*, charakterisirt worden ist. Zur Fortsetzung der Literärgeschichte dieses Hn. *Nordin's* gehört, dafs er inzwischen, weil er zu Greifswalde abgewiesen wurde, zu *Rostock* Licentiat der Theologie geworden ist. Die gegenwärtige gelehrte Arbeit ist nicht *consentiente*, sondern blos *indulgente Theologorum Gryphisw. Ordine* auf den Catheder gebracht worden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 25. April 1799.

PHYSIK.

HAARLEM, b. Beets: *Tweede Vervolg der Proefneemingen gedaan met Teyler's Electrizeer-Machine*, door *Martinus van Marum*; A. L. M. Phil. et Med. D. Secretaris van de hollandsche Maatschappy der Weetenschappen etc. 1795. mit der französischen nebenstehenden Uebersetzung. XV und 391 S. gr. 4. nebst vielen Kupfern.

Diese zweyte Fortsetzung hat zwar die Jahrzahl 1795, scheint aber viel später zur Ausgabe ganz fertig geworden zu seyn, indem wir sie erstlich zu Ende des vorigen Jahrs aus Haarlem selbst erhalten haben. Das wichtige Werk selbst, worauf sich die Fortsetzungen beziehen, ist in der A. L. Z. 1786. Nr. 99 u. 100.; die deutsche Uebersetzung davon 1787. Nr. 136. recensirt worden. Die erste Fortsetzung kam 1787, und die deutsche Uebersetzung davon 1788 heraus, welche in Nr. 220. 1789 angezeigt ist. Von den in der gegenwärtigen zweyten Fortsetzung enthaltenen Versuchen sind verschiedene auch schon in den Jahren 1787 bis 90 angestellt worden, und die Verspätung ihrer Herausgabe rührte vornehmlich daher, dass der Vf. auf eine Gelegenheit zu einer recht interessanten Entdeckung in der Elektricitätslehre hoffte, um diesen Band zugleich damit bereichern zu können. Man erinnert sich, dass der Vf. gleich im ersten Bande sich erbot, die Versuche, die ihm von andern, mit keiner so wirksamen Maschine versehenen, Physikern vorgeschlagen würden, anzustellen, und die Resultate öffentlich bekannt zu machen. Dieses Anerbieten haben besonders die Hn. Landriani und Volta benutzt; andere wollten nicht genannt seyn. Der Vf. selbst bemühte sich vorzüglich, die Natur der elektrischen Flüssigkeit zu erforschen, und dies gelang ihm auch so weit, dass er deutlich zeigen konnte, diese Flüssigkeit sey nicht einfach und von allen bekannten gänzlich verschieden, sondern sie bestehe aus einer Materie, mit welcher der Wärmestoff mit irgend einer unbekannten Substanz in Verbindung sey. Eine andere Absicht seiner Bemühungen war, die Ursachen der Erregbarkeit der Elektricität durch das Reiben zu entdecken, oder zu zeigen, warum das Gleichgewicht der elektrischen Flüssigkeit durch das Reiben aufgehoben werde; es haben aber die darüber angestellten Versuche weiter nichts gezeigt, als dass das Glas die elektrische Materie an sich zieht, und zwar nicht blos an der geriebenen, sondern auch an der entgegengesetzten Seite. Die Teylersche Maschine selbst ist jetzt merklich von derjenigen verschieden, die der Vf. 1785 beschrieb. Ihre Verbesserungen betreffen sowohl die leichtere Behandlung als die stärkere Wirkung. Taf. I u. II. stellen die Maschine so vor, wie sie jetzt ist, und man bemerkt daran vorzüglich eine Veränderung im Reibzeuge und in der Anbringung der Conductoren. *Das erste Kapitel des ersten Theils enthält die Beschreibung des Apparats zur Anbringung und Pressung der Reibkissen.* Bey der ältern Einrichtung konnte man die Reiber nicht gut abnehmen, auch waren sie mit zwey Schrauben angedrükt, wodurch eine auf beiden Seiten gleichförmige Pressung unmöglich erhalten werden konnte. Jetzt wird der gleichförmige Druck durch ein paar Stahlfedern bewirkt, die mit Charnieren an dem einen Ende von ein paar eisernen Platten angebracht sind, und durch eine einzige Schraube zusammengehalten werden. Je mehr man diese Schraube anzieht, desto stärker schliessen sich die Kissen an die Glasscheibe an, die Stahlfedern aber, die im Mittelpuncte der Reibflächen aufdrücken, bewirken eine in allen Puncten derselben gleich starke Pressung. Da sich die Reiber zugleich sehr leicht wegnehmen und wieder anbringen lassen, so nimmt sie der Vf. gewöhnlich ab, wenn er einige Zeit mit dem Elektrisiren inne halten will. — Diese Vorsicht ist nach des Rec. Erfahrung sehr wichtig, denn sonst geschieht es leicht, dass sich etwas scharfer Staub an die Reibflächen setzt, wodurch ein Theil der geriebenen Glasfläche halbmatt geschliffen und die Elektricität mithin zum Theil negativ wird. Dies kann endlich so weit gehen, dass die Maschine gar keine Wirkung mehr zu thun scheint, und es kann solchen Maschinen auf keine andere Art geholfen werden, als dass man den Scheiben wieder die völlige Politur geben lässt. — *Das zweyte Kapitel beschäftigt sich mit der neuen Einrichtung der Reibzeuge.* Statt der sonstigen mit Pferdehaaren ausgestopften ledernen Kissen werden auf eine mit Kalbleder überdeckten Tafel von Eichenholz Fäden von *Labadistenwolle* gelegt, wodurch die Reibfläche beym Anpressen völlig eben gemacht werden kann. Diese Fläche selbst wird bis auf $\frac{1}{3}$ mit dem Wachstaffet bedeckt, wovon sich ein noch grösserer Theil an die freye Scheibe legt. Das Amalgama wird nicht blos aufs Leder, sondern auch auf den Anfang des daran grenzenden Taffets, so dünn als möglich, gestrichen und der Ueberrest des Taffets durch eine Art Rahmen vor Falten bewahrt, indem da, wo sich eine Falte zeigt, auch feurige Strahlen zu sehen sind, welcher Theil der Elektricität für den Conductor völlig verloren ist. Im *dritten*

Kap. werden die Veränderungen beschrieben, die mit den Conductoren vorgenommen worden sind. Der Hauptconductor ist jetzt so eingerichtet, dass er nicht allein in kurzer Zeit statt der positiven, auch gröstentheils die negative Elektricität erhalten kann, sondern dass auch die Elektricitäten selbst durch eine blosse Wendung erhalten werden können; auch ist überhaupt dieser Apparat jetzt sehr ins Kurze gezogen worden. Es sind auch jetzt die einsaugenden Flächen, oder die sogenannten Collectoren nicht mehr mit Spitzen versehen. Obgleich die geriebene Glasfläche 15½ Zoll breit ist, so dürften doch die Collectoren sonst nicht über 6 Zoll tief hineingehen, wenn nicht Strahlen aus ihren Spitzen gegen die Axe fahren und die Wirkung schwächen sollten; — jetzt erstrecken sie sich bis auf 10 Zoll, ohne dass ein Abströhmen gegen die Axe zu bemerken ist. Die Scheiben waren, um das Wanken zu verhüten, sonst bis auf 33 Zoll im Durchmesser mit einer Harzmasse bedeckt, die jetzt gröstentheils abgenommen worden ist, ohne dass der feste Stand der Scheibe gelitten hätte.

Der *II. Theil enthält nun die Versuche selbst, die in der Nähe des Conductors angestellt worden sind.* Im *ersten Kap. werden die Untersuchungen über den Einfluss der Elektricität auf den Puls, und über die beschleunigte oder verzögerte unmerkliche Ausdünstung fortgesetzt.* Die ältern Versuche von 1785 hatten bey mehrern Personen von verschiedenem Alter und Geschlecht keinen solchen Einfluss vermuthen lassen, und der Vf. glaubte, man würde über diesen Punct nun ins Reine seyn, und dasjenige, was sich etwa in der Art noch zeige, auf die *Aengstlichkeit* rechnen, die sich gewöhnlich bey Personen, die sich elektrisiren lassen und mit der Elektricitätslehre nicht recht vertraut sind, zu äusern pflegt. Es haben sich indessen doch noch Zweifel über das Entscheidende jener Versuche erhoben, die besonders durch eine Abhandlung der Hn. *van Troostwyk* und *Deiman* im 8 Vol. der Societät der Experimentalphysik zu Rotterdam, die im J. 1787, folglich zwey Jahre nach unsers Vfs. Versuchen erschien, unterstützt worden sind. Man hatte nämlich ein paar Personen, die sich sehr gut auf das Fühlen des Pulses verstanden, in einem Zimmer, das so weit von dem der Maschine entfernt war, dass man nicht einmal das Drehen der Maschine hören konnte, isolirt und einander einige Minuten den Puls gefühlt; man hatte dabey zwey ganz übereingehende Secundenuhren; die Maschine wurde nicht beständig in Bewegung erhalten, sondern nur von Zeit zu Zeit gedreht, und ein besonderer Beobachter zählte die Pulsschläge von Minute zu Minute. Als man nun die Pulsschläge, in denen Minuten, wo die Maschine gegangen war, mit jenen verglich, wo sie geruht hatte, fand sich, dass im ersten Falle in der Minute 8 Schläge mehr geschehen waren. Jene Abhandlung wurde der Societät 1783, also zwey Jahre vor unsers Vfs. Versuchen überreicht, wo man diese also noch nicht wissen konnte, aber man hatte diesen Umstand bey der Herausgabe nicht bemerkt. Da nun dieses bey manchen Lesern den Gedanken erregte, als ob Hn. van Marum's Versuchen durch diese wäre widersprochen worden; so sah er sich veranlasst, sie noch einmal mit vielen andern Personen zu wiederholen, da sie für den medicinischen Gebrauch der Elektricität so wichtig sind. Hier zeigten sich nun zwar in einzelnen Fällen beym Elektrisiren einige Schläge mehr, im Ganzen aber doch kein beträchtlicher Zuwachs, und überhaupt wurde viel Irregularität im Puls bemerkt, sowohl während des Elektrisirens als des Nichtelektrisirens. Die Vermehrung der unmerklichen Ausdünstung ist von verschiedenen Elektrikern als eine beständige Folge der mitgetheilten Elektricität, sowohl durchs elektrische Bad als durch Erschütterungen, angesehen worden, indem in manchen Fällen sogar ein Schweiss ausbrach; da aber der Vf. auch hier viel auf Aengstlichkeit der Personen rechnete; so war es ihm um genauere Versuche zu thun. Er bediente sich deshalb einer empfindlichen Waage, deren eine Schale er durch seidene Schnüre isolirte; auf diese setzte er einen achtjährigen Knaben, der mit dem Conductor in Verbindung war und brachte die Waage genau ins Gleichgewicht. Nun beobachtete er den durch die Ausdünstung erlittenen Gewichtsverlust ½ Stunde lang vor dem Elektrisiren. Dieser betrug 280 Grane. Nun wurde die Maschine ½ Stunde gedreht und der Verlust war 295 Gr. Bey einem andern Versuch aber war der Verlust im ersten Falle 330 und im letzten nur 310 Gr. So wechselte dieses bey noch mehrern Versuchen ab, und in den meisten Fällen schien die Elektricität mehr eine Verminderung als Vermehrung veranlasst zu haben. *Zweytes Kap. Versuche über die Reizbarkeit der Pflanzengefässe, als Ursache des Aufsteigens und der Bewegung ihres Safts.* Die Resultate dieser Versuche sind schon aus verschiedenen periodischen Blättern bekannt. Es floss nach dem Elektrisiren aus den verwundeten Stellen schlechterdings kein Saft aus, welches hingegen geschahe, wenn man sie mit der Hand drückte oder nicht elektrisirt hatte. Der Vf. glaubt also eine Reizbarkeit der Pflanzengefässe dadurch völlig ausser Zweifel gesetzt zu haben. *Drittes Kap. Versuche, die beweisen sollen, dass Wärmestoff in der elektrischen Materie sey.* Da die elektrische Materie äusserlich so viel Aehnlichkeit mit dem Feuer zeigt, auch in ihren Wirkungen demselben so analog ist; so war der Gedanke sehr natürlich, zu untersuchen, ob sie Wärmestoff enthalte? Der Vf. liess deshalb einen Conductor von ganz dünnem Messingblech 5 Zoll weit und 11 Zoll lang, in der Mitte mit einer Vertiefung, verfertigen, worin er die Kugel eines empfindlichen Termometers setzte, und ihn an seidenen Schnüren neben dem Conductor der grosen Maschine aufhing; es zeigte sich aber, auch bey der stärksten Ueberladung, nicht das mindeste Steigen der Thermometersäule. Da die Kohle ein so vortrefflicher Leiter ist; so brachte der Vf. das Thermometer in eine Grube derselben, wo sich aber eben so wenig

Wär-

Wärme zeigte. Liefs er aber, wie Adams, einen elektrischen Strom auf die Thermometerkapsel gehen; so stieg das Thermometer von 68° Fahrenh. bis 100 und darüber. Da indessen Cavendish entdeckt hat, dafs die elektrischen Ströme die atmosphärische Luft zersetzen; so könnte hier durch eine solche Zersetzung wohl Wärmestoff aus derselben frey geworden seyn; der Vf. brachte deswegen die Kugeln der Conductoren in einen Recipienten mit auf $\frac{1}{100}$ verdünnter Luft, wo denn das Thermometer noch höher als 120° stieg. Auch in verdünnter Lebens- und Stickluft stieg das Thermometer eben so beträchtlich. Der Vf. versuchte nun, ob die elektrische Materie die tropfbaren Flüssigkeiten in expansible verwandeln könne? — Denn da man bey allen expansiblen Flüssigkeiten ihre Elasticität in der Beymischung des Wärmestoffs sucht; so liefs sich auch hinwiederum schliefsen, dafs daselbst Wärmestoff vorhanden seyn müfste, wo man expansible Flüssigkeiten bereiten konnte. Er brachte die Flüssigkeiten in den torricellischen leeren Raum, um die Gasform durch die geringste Menge Wärmestoff erhalten zu können. Er erhielt auch auf diese Art wirklich aus mehrern Flüssigkeiten eine gewisse Menge brennbares Gas, das zuweilen mit etwas Stickgas gemischt war, und seine Elasticität auf 1 Jahr lang behielt. Hieraus schien denn allerdings zu folgen, dafs Wärmestoff in der elektrischen Materie enthalten sey, indessen ist es eben so gewifs, dafs die elektrische Materie nicht der Wärmestoff selbst ist, da es die Körper nicht erhitzt, durch die es geht, und es scheint an eine noch andere Substanz gebunden zu seyn, welche diese Erhitzung verhindert. Der Vf. fragt: ob diese andere Substanz vielleicht der Lichtstoff sey? und ob dieser bey der Zersetzung der elektrischen Materie vielleicht durch die Wände des Glases davon gegangen sey, da man sonst keinen andern Stoff im Apparate bemerkt habe? — Rec. glaubt dieses um deswillen nicht, weil sonst die elektrischen Funken, wo eine grofse Menge Lichtmaterie abgeschieden werden müfste, eine beträchtliche Erhitzung bewirken würden, allein sie thun dieses im mindesten nicht, wenn man ihnen ein Thermometer nahe bringt, wenn man nur verhütet, dafs dessen Kugel nicht von dem Funken selbst getroffen wird, denn in diesem Fall scheinen sie auf eben die Art, wie jeder andere Körper, mit welchem man die Kugel reibt oder peitscht, Wärme hervorzubringen. *Viertes Kap. Versuche über die Möglichkeit einige Substanzen durch den elektrischen Funken zu zersetzen, oder zu sehen, ob sie einige merkliche Veränderungen dabey erleiden?* Da der Vf. 1785 und 87 die nitröse und alcalische Luft durch den elektrischen Funken zu zersetzen im Stande gewesen war; so schien es ihm wahrscheinlich, dafs dieses auch mit andern Substanzen angehen werde. Er bedient sich hierzu gläserner Röhren von 13 — 14 Zoll lang und 3 — 4 Zehntelzoll weit, wo in das eine Ende ein Platinadrat eingeschmolzen war. In die Röhre brachte er den zu untersuchenden Körper und umgab ihn mit einer Luft, die durch den elektrischen Funken nicht zersetzt wurde, der übrige Theil wurde mit Queckfilber ausgefüllt, wenn der Körper die Berührung desselben vertrug, sonst mit einer Säure. Die Funken wurden so angebracht, dafs sie den Körper stark erschüttern konnten. Nun wurde zuerst die concentrirte und verdünnte Schwefelsäure untersucht, allein es zeigte sich im mindesten keine Veränderung. Rauchender Salpetergeist gab nach 5 Minuten eine Säule von 2 Zoll gasförmige Flüssigkeit, allein nach $\frac{1}{2}$ Stunde war wenig mehr davon übrig. Die gewöhnliche Salpetersäure gab $\frac{1}{2}$ Zoll Gas, die aber eben sobald, nach dem Elektrisiren wieder verschwand. Gerade so verhielt sich auch die rauchende und ordinäre Salzsäure, die übersaure gab nichts, eben so wenig die kohlensaure Potasche oder das zerflossene Weinsteinsalz. Das kohlensaure flüchtige Alcali aber gab mit Queckfilber gesperrt, in 5 Minuten so viel Gas, dafs die ganze Röhre damit angefüllt war. Dieses Gas war zum Theil brennbar, übrigens azotisch. Man sieht aus diesem Versuche, dafs die Gasbildung aus diesen beiden Bestandtheilen im luftvollen Raum so gut, wie im luftleeren, vor sich geht. Lacmustinctur röthete sich nicht, obgleich $\frac{1}{2}$ Secunde lang Funken durchschlugen. *Volta* hatte den Vf. gebeten, Funken über geschmolzenen Salpeter schlagen zu lassen, um zu sehen, ob eine Verpuffung erfolge; es zeigte sich aber nichts, und nach dem Erkalten schien der Salpeter nicht im mindesten alcalisirt zu seyn. Da das Hornsilber die Eigenschaft hat, dafs sich der Sauerstoff beym Sonnenlicht davon absondert; so hatte *Priestley* zuerst dem Vf. das Elektrisiren desselben vorgeschlagen, es gab aber weder im luftvollen mit Queckfilber gesperrten, noch im torricellischen Raume, einiges Gas. Silber-, Kupfer-, Eisen-, Bley- und Queckfilberauflösung in Salpetersäure, so wie Gold- und Zinnauflösung im Königswasser, zeigte nicht den mindesten Niederschlag. Blofs bey Silber, Bley, Zinn und Queckfilber zeigte sich etwas Luftförmiges, das aber nicht über $\frac{1}{4}$ Zoll einnahm und gleich nach dem Versuch wieder absorbirt wurde. Der Vf. hatte nicht Lust diese Versuche weiter zu treiben, und er gieng auch bey den erwähnten blofs deswegen so weit, um denen die sie gewünscht hatten, ein Genüge zu thun. *Fünftes Kap. Versuche, welche zeigen, dafs die Kohle Hydrogene enthält.* Landriani schlug dem Vf. bey einem Besuch den 10. Nov. 1788 die hierauf sich beziehenden Versuche vor. Lavoisier's Verbrennung der Kohle in Sauerstoffgas hatte blofs gezeigt, dafs die fixe Luft aus Kohle und Sauerstoff erzeugt werde, allein er hatte so wenig, als irgend ein Antiphlogistiker, durch einen directen Versuch bewiesen, dafs die Kohle, oder die aus ihrer Verbrennung in Lebensluft erhaltene fixe Luft durchaus kein Wasser bey sich führe. Unser Vf. bereitete seine fixe Luft aus Kohlenpulver, das durch Glühen möglichst getrocknet und degazirt worden war, und aus erhitzten, durchs Feuer erhaltenen rothen Präcipitat. Um auch aus den Gefäfsen alle Feuchtigkeit wegzuschaffen, wurden sie stark erhitzt, und selbst das zum Sperren

ren gebrauchte Queckſilber ward ausgekocht. Von der ſo bereiteten fixen Luft brachte man einen Theil in eine 7 Linien weite Röhre über das Queckſilber, ſo daſs ſie 4 Zoll 6½ Linie einnahm; in dieſen Luftraum brachte man zugleich einen langen ſpiralförmigen Eiſendrat von Nr. 11., um zu ſehen, ob ſich dieſer während des Durchſchlagens der Funken verkalken und brennbare Luft hervorbringen würde, denn wenn dies geſchah, ſo muſste Waſſer oder Hydrogene in der fixen Luft geweſen ſeyn. Sobald nun die Funken durchſchlugen, ſahen die Experimentatoren mit Verwunderung, daſs ſich die Luftſäule allmälich erhob und nach einer Elektriſirung von 16 Minuten eine Länge von 5″ 1‴ einnahm, welches eine Vergröſserung von beynahe $\frac{1}{10}$ des ganzen gab. Sie wuſchen nachher die fixe Luft in cauſtiſchem Alcali, bis ſie ihr Volumen nicht mehr verminderte, und wo der Rückſtand 2″ in eben der Röhre betrug. Als hierauf die Flamme eines kleinen Wachsſtocks an der Mündung gehalten wurde; ſo entzündete ſich dieſe elektriſirte Rückbleibſel der Luft und gab alſo ganz ungemiſchte brennbare Luft zu erkennen. Dieſes Reſultat ſtimmte nun nicht mit dem zuſammen, was die Theorie von der Bildung der fixen Luft aus der Verbrennung der Kohle in Lebensluft, lehrt, und man entſchloſs ſich deshalb, den Verſuch zu wiederholen, und die Sorgfalt in Vertreibung der Feuchtigkeit zu verdoppeln. Als man aber jetzt noch genauer Acht hatte, was bey der Wiederherſtellung des Queckſilbers geſchah, nahm man wahr, daſs ſich einige Dämpfe an den obern Theil der Flaſche ſetzten, worin die Reduction vorgenommen wurde, und ein gleiches geſchah auch in der Röhre, durch welche die bereitete Luft ſtrich. Man glaubte beym erſten Blick, daſs es ſublimirtes Queckſilber wäre, allein ſogleich bildeten ſich dieſe Dämpfe zu kleinen Waſſertröpfchen, die immer gröſser wurden, ſo, daſs nicht zu zweifeln war, daſs ſich Waſſer bey der Wiederherſtellung des Queckſilbers erzeugt hatte. Man brach die Reduction ab, trocknete und erhitzte den ganzen Apparat abermals aufs beſte, allein bey der Wiederfortſetzung der Reduction erſchienen die Tröpfchen aufs neue. Auch dieſe letzterhaltene Luft verhielt ſich bey Durchſchlagung der Funken wie die vorige, und lieſs nach dem Abwaſchen in Potaſchenauflöſung entzündbare zurück. Es ſcheint alſo wirklich, daſs die Kohle nicht allein die Baſis der Kohlenſäure, ſondern auch der brennbaren in ſich enthalte. Als man dieſe Verſuche Hn. Berthollet mitgetheilt hatte, ſchlug dieſer vor, die Verſuche auch mit *Reiſsbley* (*plumbago*, *Carbure de fer*) zu wiederholen, indem er der Meynung war, daſs dieſes kein Hydrogéne enthalte; als aber dieſes auf ganz ähnliche Art bewirkt wurde, ſo zeigte es ſich, daſs der Rückſtand ebenfalls unvermengte entzündbare Luft war, betrug aber kaum halb ſo viel als vorhin. *Sechstes Kap. Verſuche zur Nachahmung der an getroffenen Blitzleitern bemerkten ſtralenden Elektricität.* Als der Blitzleiter auf dem Thurm zu Siena vom Blitz getroffen wurde, bemerkten mehrere Perſonen nicht allein das gewöhnliche elektriſche Licht, ſondern auch noch einen förmlichen Lichtſchweif, der daran herunter lief. *Beccaria* hat dieſes die *ſtralende Elektricität* genannt und ſich viel vergebliche Mühe gemacht, ſie durch die Elektriſirmaſchine nachzuahmen, und Hr. Landriani veranlaſste unſern Vf., dieſes mit ſeiner ſtarken Maſchine ebenfalls zu verſuchen. Er und Landriani betrachteten dieſe ſtralende Elektricität als eine Wirkung des Widerſtandes, welche die Metalle dem Eindringen der elektriſchen Materie entgegenſetzen, wenn ſie zu wenig Dicke haben, wo ſich die nicht aufgenommene Materie nach den Seiten wirft. Dies gab Anlaſs den Verſuch ſo einzurichten, daſs der Funke von einem Eiſendrat Nr. 5., der $\frac{1}{5}$ Zoll im Durchmeſſer hat, aufgenommen werden ſollte, und der mit dem langen Ableitungsdrat der Maſchine in Verbindung ſtand. Er war ſo weit vom Leiter entfernt, daſs ununterbrochene Funken darauf ſchlugen, und da ſah man mit Vergnügen, daſs er nach ſeiner ganzen Länge, beſtändig mit einem Strome von flammenden Lichte bedeckt war, auch daſs dieſes Licht aus kleinen Stralen beſtand, die von allen Seiten aus dem Drat ausfuhren. Nach einigen wiederholte der Vf. dieſen Verſuch, und bemerkte, daſs die Luftſtröme in eben dem Maaſse breiter wurden, in welchem er den Drat dünner nahm. Indeſſen ſtellte auch ein Eiſendrat von $\frac{1}{4}$ Linie im Durchmeſſer die Erſcheinung ſehr deutlich dar.

(Der Beſchluſs folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Bremen, b. Wilmans: *Der Menſchenbeobachter*, ein Leſebuch *für alle Stände*, von *Joh. Chriſtoph Fröbing*. 1796. 520 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. hatte, laut der Vorrede, bey dieſer Schrift den Zweck, „kluge und thörichte, edle und ſchurkiſche, nützliche und ſchädliche Geſinnungen und Handlungen zu ſchildern, und wo möglich gute Rührungen für das, was den Menſchen ziert und beglückt, ſo wie Haſs und Abſcheu deſſen, was ihn beſchimpft und unglücklich macht, zu erregen, und in Thätigkeit zu ſetzen, zu deſſen Erreichung die 28 Aufſätze dieſer Schrift (deren viele aus periodiſchen Schriften genommen ſind) beſonders aber das Geſpenſt und das Goldſöhnchen dem Rec. nicht ungeſchickt ſcheinen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. April 1799.

PHYSIK.

HAARLEM, b. Beets: *Tweede Vervolg der Proefneemingen gedaan met Teyler's Electrizeer-Machine, door Martinus van Marum* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Siebentes Kap. Versuch über verschiedene Gegenstände. a) *Ob die Ausdünstung der Pflanzen während ihres Elektrisirens vermehrt werde.* Die Ausdünstung betrug wirklich bey einigen $\frac{1}{4}$, bey andern $\frac{1}{3}$ mehr als vor dem Elektrisiren in gleicher Zeit. Da indessen die Conductoren, wenn sie nicht äusserst genau zugerundet sind, immer einen Wind ausblasen, wenn man sich ihnen nähert, so ist dies auch der Fall bey den elektrisirten Pflanzen im isolirten Zustande, und diese Ströme müssen natürlich mehr Ausdünstungsmaterie mit sich fortreissen. — Der Rec. hat indessen nach Guineau's Bemerkung, mehrmals Versuche mit einem elektrisirten Glastrichter, aus welchem vor dem Elektrisiren das Wasser blos tropfte, angestellt und gefunden, dass in einerley Zeit gleich viel Wasser auf die Wagschale kam, es mochte durch Tropfen, oder durch Sprühen beym elektrischen Winde, herausgehen; — Pflanzen ohne Blätter, oder mit ganz zugerundeten, könnten hier vielleicht etwas entscheiden, allein diese dünsten überhaupt zu wenig aus, als dass der Versuch fehlerfrey werden könnte. b) *Ob die Elektricität einen merklichen Einfluss auf die empfindlichen Pflanzen habe?* Die *Mimosa pudica* setzte der Vf. den Sonnenstralen zuerst aus, um sie möglichst zu entfalten, dann brachte er sie 2 Fuss weit vom positiven Conductor, allein die kleinen Blättchen, woraus die grossen zusammengesetzt sind, näherten sich einander durchaus nicht, und eben so wenig Wirkung brachte die negative Elektricität hervor. Als die Pflanze auf dem positiven Conductor selbst stand, erhoben sich die Blättchen blos ein wenig und breiteten sich aus, wenn keine Funken gezogen wurden, sobald aber dieses geschah, fielen sie nieder und erhoben sich hernach wieder so, dass sie endlich anfingen sich einander zu nähern, sich zuzuschliessen, und gänzlich niederzufallen; diesen Erfolg schreibt aber der Vf. mit Recht mehr den wiederholten Erschütterungen als der elektrischen Materie selbst zu, denn der Erfolg war derselbe, wenn man ihnen auf andere Art solche abwechselnde Bewegungen gab. Uebrigens hatte die Pflanze selbst nichts durch den Versuch gelitten, denn ihre Blätter breiteten sich nachher wieder aus, als die Sonne sie beschien. c) *Ob die Elektricität einigen Einfluss auf die kleinen Blättchen des Hedysarum gyrans habe?* Der Vf. stellte diese Versuche in dem Treibhause selbst an, worin die Pflanze stand, er fand aber auf keine Weise einige Bewegung an den Blättchen. Diese Bemerkungen stimmen zum Theil mit den *Hufelandischen*, im VI. B. 3. St. des Voigtischen Magazins für das Neueste aus der Physik, überein, und wahrscheinlich würde unser Vf. auch die nachtheiligen Wirkungen der Elektricität, die Hr. Hufeland sahe, bemerkt haben, wenn er eine mehr verstärkte darauf hätte wirken lassen. d) *Wirkung der Elektricität aufs Barometer.* Changeux wollte bemerkt haben, dass die Elektricität das Queckfilber im Barometer oft um 2 Linien erhebe, in manchen Fällen sollte es aber auch keine Wirkung darauf äussern (Journ. de phys. T. XI. p. 338.) Bey unausgekochten Barometerröhren, zeigte sich nicht das mindeste von einem solchen Steigen, bey ausgekochten aber von 4 bis 5 Zehntelzoll Durchmesser bemerkte er, dass das Queckfilber sogleich nach dem Elektrisiren auf etwa $\frac{1}{16}$ Zoll stieg, allein es fiel alsbald unter die Stelle, wo es vor dem Versuche in Ruhe gestanden hatte; es setzte auch nachher diese oscillirende Bewegung während dem ganzen Versuche fort. Bey negativer Elektricität ging die snie über $\frac{1}{2}$ Linie. Der Vf. theilte hernach die Elektricität nicht dem Queckfilber, sondern blos den Platinadräten mit, die in Barometerröhren eingeschmolzen waren, nun zeigte sich in den *ausgekochten* keine Veränderung, in den *nicht* ausgekochten aber fiel das Queckfilber ungefähr 1 Linie innerhalb 4 Minuten. Dieses Sinken hatte auch statt, wiewohl nur um $\frac{1}{2}$ Linie in neuen, vor dem Füllen stark erhitzten, Röhren, und wo das Queckfilber beynahe bis zum Kochen erhitzt worden war, woraus erhellet, dass das Kochen des Queckfilbers das einzige Mittel ist, die Feuchtigkeit zu vertreiben, denn unstreitig war das Sinken von der durch die Elektricität dampfförmig gewordenen Feuchtigkeit entstanden. e) *Ob die Ausdünstung der Liquoren, unter dem gewöhnlichen Druck der Atmosphäre, durch die Elektricität vermehrt werde?* Hr. *Volta* veranlasste diese Untersuchung. Der Vf. setzte Wasser, Alcohol, Schwefeläther in flachen porcellanenen Schalen genau abgewogen, einmal auf den Conductor und dann eben so in einige Entfernung von der Maschine. Es liess sich aber nach $\frac{1}{2}$ Stunde Elektrisiren nicht die mindeste Verschiedenheit wahrnehmen. Eine andere, ebenfalls von Volta in Vorschlag gebrachte Untersuchung, ob sich elektrisirte Luft mehr mit Wasser anschwängern lasse, als un-

elektrisirte, zeigt ebenfalls nicht die mindeste Verschiedenheit in beiden Fällen. Noch eine Voltaische Frage: ob die Elektricität die atmosphärische Luft verdünne? mufste ebenfalls verneint werden. f) *Wiederherstellung der Metallkalke durch die elektrischen Funken.* Es sind dieses theils Wiederholungen, theils weitere Fortsetzungen der schon 1785 angestellten Versuche. Zu jener Zeit waren sie mit der grofsen Batterie angestellt worden, jetzt aber wollte der Vf. untersuchen, ob auch die blofsen Conductorfunken, von der gegenwärtigen so beträchtlich verstärkten Maschine eben so viel bewirkten; auch ob bey solchen Reductionen Luft erzeugt werde, und was für Eigenschaften dieselbe habe? — Die Kalke wurden in Glasröhren mit eingeschmelzten Platinadräten so elektrisirt, dafs die Funken auf 3 Zoll weit über- und durchschlugen. *Mennige* wurde fast augenblicklich reducirt, und gab innerhalb 20 Minuten etwa $\frac{1}{4}$ Kubikzoll Gas, worunter über $\frac{1}{3}$ Kohlensaures war. Der Ueberrest zeigte im Eudiometer nicht so viel Verminderung als atmosphärische Luft. *Bleyweifs*, auf die nämliche Art behandelt, wurde im geringern Grad reducirt, auch weniger Gas erzeugt, das übrigens von der Beschaffenheit des vorigen war. Zinnkalk und Crocus Martis zeigte keine Reduction und lieferte auch nicht das mindeste Gas. *Mercurius praecipit. per se* wurde sehr geschwind wieder hergestellt, das Queckfilber zeigte sich an den innern Wänden als ein schwarzes Pulver, das gröfstentheils aus kleinen durchs Mikroscop bemerkbaren Queckfilberkügelchen bestand. Die Luft war in zu geringer Menge erzeugt worden, als dafs sie hätte untersucht werden können, und es war auch nicht möglich, die Quantität durch Fortsetzung des Versuchs zu vergröfsern, weil die Funken gröfstentheils durchs reducirte Queckfilber gingen. g) *Prüfung der Luft in dem Saale, worin die Maschine in Wirksamkeit war.* Da Volta gezeigt hatte, dafs die Flamme eines kleinen Wachsstockes besser als die feinste Metallspitze die schwächste Elektricität aus der Atmosphäre an sich nehmen könne, so verband der Vf. mit diesem Mittel das Saussurische Elektrometer, um die Elektricität des Saals dadurch zu prüfen. Die Luft war von mittelmäfsiger Trockenheit, und wurde während eines 5 Minuten langen Elektrisirens durchaus elektrisch, da doch der Saal 60 Fufs lang, 30 breit und 40 hoch war. h) *Ob die Stärke des Conductors vergröfsert werden könne, wenn man ihm mehr Länge gebe?* Volta hatte dieses geglaubt; allein bey des Vfs. Versuchen zeigte sich das Gegentheil. Die Funken waren zwar etwas stärker, folgten aber langsamer auf einander. i) *Noch einige Nachträge zum dritten Kapitel*, wo von der Erwärmung der Körper durch die Elektricität die Rede war. Der Vf. hielt darauf, die Funken durch unvollkommene Leiter gehen zu lassen, um ihnen mehr Energie zu geben. Der Erfolg entsprach der Erwartung vollkommen, denn ein Stab von Tannenholz wurde nach 3 bis 4 Minuten merklich erwärmt. Ein Thermometer in einer Oeffnung dieses Stabes stieg in 3 Minuten von 61 bis 88 Grad, und nach 5 Minuten bis 112 Grad. Da der Funke sehr oft unter der Oberfläche des Holzes durchgeschlagen hatte, zerrifs er es am Ende und schleuderte beständig Stralen seitwärts, so dafs er die Wirkungen des Blitzes nachahmte. — Phosphor im Torricellischen leeren Raum elektrisirt, gab ein Gas, welches das Queckfilber sinkend machte, wiewohl sehr langsam, indem es nach $\frac{1}{2}$ Stunde 4″ herabkam und hier stehen blieb. Im finstern Zimmer zeigte sich die Elektricität in diesem Raume grünlichgelb. (Dies hat der Rec. auch ohne Phosphor eben so gefunden, in andern Barometern erscheint das Licht auch noch mit andern Farben.) In der Mitte, wo der elektrische Strom stärker war, so wie an der Oberfläche des Phosphors, war der Stral sehr lebhaft roth. Nach dem Durchgange des Stroms erhielt sich das Licht noch einen Augenblick, und die erzeugte Luft behielt ihre Elasticität bis den folgenden Tag. Als der Vf. nachher ein wenig atmosphärische Luft einliefs, zeigte sich sogleich der ganze leere Raum über dem Queckfilber leuchtend; es war also vermuthlich Phosphorgas erzeugt worden.

III. Theil. Versuche mit einer Batterie von 550 Quadratfufs Belegung. Erstes Kap. Beschreibung dieser Maschine und Versuche, die ihre grofse Stärke zeigen. Sie ist Taf. V. abgebildet, hat 100 Flaschen, jede 12 Zoll im Durchmesser und 22 bis 23 Zoll Höhe. Die Belegung ist bey jeder, den Boden mitgerechnet, auf $5\frac{1}{2}$ Quadratfufs zu setzen. Sie stehen in 4 gleich grofsen Kästen, deren jeder 25 Abtheilungen hat. Statt der sonstigen Bedeckungen und Leiter nach der innern Belegung sind hier hölzerne Stäbe mit besondern Fufsgestellen und Anhaltern gewählt worden, auf welche oben bey der Mündung messingene Röhren mit Knöpfen aufgesteckt sind, so dafs nichts in der Flasche selbst festgekittet ist. Die Batterie empfängt die Elektricität durch zwey horizontale Röhren welche die Kugeln mit einander verbinden. In den Kästen sind die Böden mit Bley belegt, und die Kästen selbst sind auch durch Bleyplatten mit einander verbunden. Um die Batterie zu entladen, ohne Lateralexplosion zu befürchten, ist eine Kugel von 6″ Durchmesser auf einer Glassäule isolirt und auf ihr ist eine lange Messingröhre durch ein Charnier befestigt, die durch eine seidene über einer Rolle schief laufende Schnur gehalten und mit ihrer Kugel auf die mittlere Batteriekugel niedergelassen wird. Die Körper, die man in den Erschütterungskreis bringen will, legt man am besten zwischen die Bleyplatte der untern Belegung und das untere Ende des starken Messingdrats, der von der vorerwähnten isolirten Kugel nach dieser Bleyplatte hingeht. Ueber den vordern beiden grofsen Kugeln dieser Batterie befinden sich zwey Elektrometer, eins nach Brook von Adams verfertigt, das andere von Cuthbertson. Dieses letzte ist eine Art von Quadrantenelektrometer. Die ersten Versuche mit dieser Batterie wurden im März 1790 angestellt. Gerade bey 100 Umdrehungen der Scheibe entlud sie sich selbst über den

Rand einer Flasche und durchbohrte dieselbe an der Stelle wo es geschah. Das Brookische Elektrometer zeigte dabey 25°. Die Luft war bey einem 15 Tage langen Ostwinde sehr trocken. Die vorige Batterie von 225 Quadratfuss Belegung hatte einen Eisendrat Nr. 1. von $\frac{1}{40}$ Zoll Durchmesser 10 Zoll lang geschmolzen. Nach Verhältniss dieser Vergrösserung hätte einer von $24\frac{1}{2}$ Zoll geschmolzen werden sollen. Die Batterie wurde bis $24\frac{1}{2}$ Gr. geladen, wozu 98 Umdrehungen gehörten, und der Erfolg war, dass dieser Drat in lauter glühende Kügelchen weit herum zerstreut wurde. Aus noch mehrern vergleichenden Versuchen ergab sich, dass die Maschine nach ihrer letzten Verbesserung ums fünffache an Wirksamkeit zugenommen hatte. Es war auch jetzt nicht mehr nöthig, die Batterie etliche Stunden lang den Sonnenstralen auszusetzen, ehe sie zur Selbstentladung gebracht werden konnte. Für das sicherste Mittel, die Stärke einer Batterie zu erforschen, ist nach dem Vf. die Schmelzung eines Eisendrats von bestimmter Dicke und Länge; selbst das Brookische Elektrometer ist trüglicher, weil es nicht immer auf einerley Art aufgestellt zu seyn pflegt. — Der Rec. hat bey seinen häufigen Versuchen gefunden, dass seine Batterie gar nicht bis auf einen gewissen Grad geladen werden konnte, so lange ein Elektrometer darauf stand, die Kugel desselben gab nämlich immer eine beträchtliche Menge Elektricität an die Luft ab, ungeachtet dessen Kugel möglichst abgerundet war. — Der Rückstand einer solchen Batterie ist besonders sehr beträchtlich, wenn der Stral über sehr lange und dünne Dräte gegangen ist; ein solches Rückbleibsel schmolz 3 bis 4 Minuten nach dem ersten Schlage noch 6 Fuss Drat von Nr. 16. *Zweytes Kap. Versuche über die Todesursache der vom Blitz getödteten.* Ziemlich allgemein ist zwar die Meynung angenommen worden, dass der Blitz durch die gänzliche Zerstörung der Reizbarkeit in den Muskelfasern tödte, allein an Versuchen hierüber mit der Elektrisirmaschine fehlte es noch gänzlich. Uebrigens haben auch die durch Elektricität getödteten Thiere nicht auf der Stelle ihr Leben verloren, — wie es bey den vom Blitz getödteten der Fall ist, — sondern bloss heftige Zuckungen bekommen, auch sich nachher wieder erholt, so dass hierdurch die Meynung von der zerstörten Reizbarkeit der Muskelfasern mehr zweifelhaft als bestätigt wurde. Wegen der ausnehmenden Stärke dieser Batterie glaubte der Vf. Etwas entscheidendes hierüber vernehmen zu können, und entschloss sich dazu, solche Thiere zu wählen, die auch noch mehrere Stunden, nachdem ihnen die Köpfe abgeschnitten worden, in ihren Muskeln Reizbarkeit zeigten. Da in seinen Gegenden keine Schlangen und Vipern zu haben waren, so wählte er Aale. Diese waren $1\frac{1}{2}$ Fuss lang und der Schlag wurde durch ihren ganzen Körper geführt. Ihr Tod erfolgte im Augenblick, und sie zeigten nicht die mindeste Bewegung mehr. Der Vf. liess gleich die Haut aufheben und suchte die Muskelfasern auf alle mögliche Art zu reizen, z. B. durch Kneipen, Stechen, Benetzen mit Säuren und Alkalien, Funkengeben, aber es zeigte sich nicht die mindeste Reizbarkeit. — Der Rec. hat eben dieses bey Fröschen gefunden, wo auch nicht einmal die mindesten *Galvanischen* Zuckungen mehr zu spüren waren. Bey grossen Aalen wurden übrigens bloss diejenigen Theile zerstört, durch welche der Schlag unmittelbar geleitet wurde; z. B. wenn er durch den obern und vordern Theil des Kopfs ging, so behielten die Unterkiefer, die Muskeln des Halses und Bauches, und selbst der untere Theil des Körpers nahe beym Bauche ihre Reizbarkeit, bey den Rückenmuskeln aber war sie gleichfalls zerstört. Auch bey Kaninchen hat dies der Vf. mit weit kleinern Batterien gezeigt. Da nun bey solcher Zerstörung der Reizbarkeit auch kein Blutumlauf ferner statt finden kann; so ist der schnelle Tod leicht zu erklären. Geht der Schlag nicht durch die grossen Arterien, so stirbt der Mensch nach des Vfs. Vermuthung, nicht, es sey denn, dass etwa das kleine Hirn oder Rückenmark getroffen worden, welcher Fall aber nicht leicht vorkommen dürfte. *Drittes Kap. Versuche über die Wirkung der Batterie auf die Bäume.* Sie sind als eine Fortsetzung der im Jahr 1773 von Nairne angestellten Versuche der Art, anzusehen. Unser Vf. nahm zu seinen Versuchen junge Weidenstämme in der Mitte des April 1791, eben wie sie frische Zweige treiben wollten. Bey zweyen von diesen Bäumen, die 8 Fuss lang waren, leitete er den Schlag mitten durch in eine Länge von 15 Zoll, und bey zwey andern durch ihre Köpfe. Nach den Versuchen wurden sie gepflanzt, aber die Theile, wodurch der Schlag gegangen war, trieben keine Zweige. *Viertes Kap. Versuche über die Blitzableiter.* Die frühern Versuche sind hier mehr ins Grosse getrieben. Hiernach glaubt der Vf., dass Kupfer und Eisen gleich gut den Blitz ableiten, wenn sich die Queerschnitte ihrer Stangen wie 1. zu 2 verhalten. Tannenholz, womit ein Eisendrat überzogen wurde, verbrannte etwas an den Stellen wo es angelegen hatte, als der Schlag durchging; Zündschwamm, der zum Ueberzug genommen ward, kam über und über in Gluth. Hieraus folgt, dass man die Blitzleiter nicht so schwach nehmen dürfe, dass sie noch glühend werden können, wenn sie auch nicht geschmolzen werden, denn sonst können sie verbrennliche Theile an Gebäuden oder Schiffstaue anzünden. Vom Kupfer ist übrigens dies am wenigsten zu befürchten. *Patterson's* Vorschlag, die Spitzen der Blitzfänger mit einem Stückchen Reissbley zu versehen, da diese Substanz so unschmelzbar sey, ist nicht anwendbar, denn unser Vf. fand, dass die Entladungen aus der grossen Batterie diese Spitze in Pulver zerstäubten. *Fünftes Kap. Fortsetzung der Versuche über die Verkalkung der Metalle.* Es sollte hier die Reihe auch an die *Halbmetalle* kommen, so weit es nämlich thunlich war. Da aber diese wegen ihrer Zerbrechlichkeit nicht zu feinen Drat gezogen werden können, so versuchte der Vf. dünne Blättchen davon zu erhalten, das indess doch nur bey Zink und Wismuth anging. Bey der Explosion

ſah man das verkalkte Metall bloſs als einen dicken Dampf in die Höhe fahren und Spuren auf dem darüber gelegten Papiere machen, die den von Eiſen gemachten am nächſten kamen, aber in kleine glühende Kügelchen lieſsen ſie ſich nicht verwandeln. Miſchungen der Halbmetalle mit vollkommenen bis ſie zu Drat gezogen werden konnten, zeigten beym Verkalken keine merkwürdigen Erſcheinungen; ſie erhoben ſich immer als Dampf und gaben auf dem Pappiere Spuren wie ungemiſchte Metalle. Eben ſo wenig zeigten einige Amalgamen Phanomene, die erwähnt zu werden verdienten. *Sechstes Kap. Verſuche über verſchiedene Gegenſtände.* Der Vf. wollte ſehen, ob er die gefärbten Kreiſe nachahmen könne, die Prieſtley auf fein polirten Metallſcheiben mit ſeinen Batterien von 30 bis 80 Quadratfuſs Belegung erhalten hatte, allein es wollte ihm nie gelingen, vermuthlich weil ſeine Batterie zu ſtark war. Landriani hatte ihm vorgeſchlagen, dünne Bleche zwiſchen die Kugeln der Leiter von entgegengeſetzten Elektricitäten iſolirt zu ſtellen, um zu ſehen, ob ſich Erſcheinungen darauf zeigten, die auf entgegengeſetzte Ströme deuteten; aber auch hier wollte ſich nichts Entſcheidendes zeigen, denn es entſtand meiſt nur ein Loch, wo die Grenzen eine Schmelzung erlitten zu haben ſchienen. Rec. hat mehrere ſolcher Bleche vor ſich, die er von einem ſeiner Freunde erhalten hat, wo ſich wirklich Eindrücke zeigen die auf ſolche entgegengeſetzte Ströme hindeuten, auch hat er aus eigenen Verſuchen Beweiſe hievon. In Abſicht des Reſiduums in den Batterien hat der Vf. noch die Beſtimmung gemacht, daſs es nach einer Ladung von 5° doppelt ſo groſs ſey, als nach einer von 15°. *Siebentes Kap. Bemerkungen über groſse Batterien und die Art ſich ihrer zu bedienen.* Nairne hatte 1773 bekannt gemacht, daſs bey einer Batterie von 50 Fuſs Belegung, leicht eine Flaſche zerbrochen werden könne, wenn man die Entladung mit einem zu kurzen Leiter vornähme; eine Länge von 5 Fuſs hielt er für hinreichend, um vor allem Zerbrechen ſicher zu ſeyn. Unſer Vf. fand dieſe Länge auch bey einer Batterie von 135 Fuſs zureichend, nicht aber bey 225 Fuſs. Bey der groſsen beträgt der Auslader 18 Fuſs, aber dieſer iſt noch nicht lang genug, weil oft noch Gläſer zerbrachen; indeſſen geſchah dies niemals, wenn die Verbindung nicht durch den ſtarken Meſſingdrat, ſondern durch ſehr dünne Metalldräte, unvollkommene Leiter, Thiere u. dgl. gefchah. Bey groſsen Batterien iſt es auch nöthig, daſs man den Funken vom Mittel der Batterie aufnimmt. Den Brookiſchen Vorſchlag, unter den metallenen Beleg der Flaſchen noch einen papiernen zu bringen, um das Zerbrechen zu verhüten, hat zwar der Vf. zweckmäſsig befunden; allein die Ladungen wurden dadurch geſchwächt. Der *Anhang* enthält die Beſchreibung und Abbildung der 1791 in einem Schreiben an Hn. Ingenhouſs bekanntgemachten Elektriſirmaſchine mit einer Scheibe von 31 Zoll, wo die Axe iſolirt iſt, die Scheibe aber frey am Ende der Axe angeſteckt iſt, auch die Reiber zu beiden Seiten derſelben auf eigenen Iſolirſäulen frey daran greifen, übrigens poſitive und negative Elektricität in gleicher Stärke durch bloſse Wendungen der Einſaugungsarme erhalten werden können. Da ſich derſelbe auch im *Journ. de phyſ.* Jun. 1791, und Auszugsweiſe deutſch im Gothaiſchen Magazin für das neueſte aus der Phyſik VII. B. 4. St. befindet; ſo erwähnen wir hier weiter nichts davon. Obgleich die gegenwärtige Anzeige ſchon mehrere Seiten enthält, ſo haben wir doch bloſs das allerintereſſanteſte aus dieſer überaus lehrreichen Schrift, ſo weit zuſammengedrängt, als ohne unverſtändlich zu werden möglich war. Wer ſie aber ſelbſt lieſt, wird nicht allein noch manche herrliche Bemerkung darin finden, ſondern, was uns bey weitem noch das nützlichſte ſcheint — daraus lernen, wie man phyſikaliſche Verſuche anſtellen müſſe, um nicht nur ſtreitige Puncte aufs Reine zu bringen, ſondern auch ganz neue Entdeckungen zu machen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Nürnberg*, b. Rave: *Gedanken über die Worte des Herrn: Wachet und betet, damit ihr nicht in Anfechtung fallet; denn der Geiſt iſt willig aber das Fleiſch iſt ſchwach*, für *Freunde, Verehrer* und *Nachfolger Jeſu*. 1797. 56 S. 8. (3 gr.) Dieſe Blätter enthalten die heftigſten Declamationen gegen das, was ſich ſeit einigen Jahren in der politiſchen Welt zugetragen hat. — Nicht allein Frankreich nährt die Schaaren unſauberer Geiſter, welche das Chriſtenthum, ſo gar alle Religion, von der Erde zu vertilgen ſuchen; ſondern jenes anſteckende Gift hat ſich ſchon über den ganzen Erdboden verbreitet. Den ächten Freunden Jeſu wird deshalb einmal über das andere, bald in ſtöhnenden Seufzern, bald in apokalyptiſcher Bilderſprache, bald in ſchwülſtigen, bald in platten Ausdrücken zugerufen, daſs ſie wachen und beten und ihre Lampen bereit halten ſollen, weil ſie nicht wiſſen, wenn der Bräutigam kommen dürfte. *Voltaire* und ſeines Gleichen haben die *Materialien* (S. 16.) zu dieſer gräulichen Zerſtörung zuſammengetragen. „Ihre *unnennbar, abſcheulichen gotteslüſterlichen* Schriften ſind in *Millionen* (!) Händen, werden noch täglich geleſen, verſchlungen, ſtudirt, *neuaufgelegt*," was hoffentlich mit dieſem Producte nicht geſchehen wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. April 1799.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, in der Weidmann. Buchh.: *Handbuch der allgemeinen Staatswiſſenſchaft nach Schlözers Grundriſs bearbeitet* von *Chriſtian Daniel Voſs* Herzogl. S. Weimarſchen Rath etc. *Zweyter Theil.* Politik. 1ter Band. Einleitung. Staatsverfaſſungslehre. Staatsverwaltungslehre: theoretiſcher Theil. 1797. XII. und 562 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.) *Dritter Theil.* Politik. Theoretiſcher Theil. 2ter Band. Staatswirthſchaftslehre. Cameral-Finanzlehre. 1798. VIII. und 595 S. (1 Rthlr. 20 gr.)

Aus der Beurtheilung des erſten Theils von vorliegendem Werke (A. L. Z. 1797. Nr. 161.) werden ſich die Leſer dieſer Zeitung erinnern, daſs Hr. *V.* die allgemeine Staatswiſſenſchaft in 4 Hauptabſchnitte theilt: 1) *philoſophiſche Urgeſchichte des Staats*, 2) *allgemeines Staatsrecht*, 3) *Staatsklugheit*, 4) *allgemeine poſitive Staatenkunde*, und daſs die beiden erſten Abſchnitte in dem erſten Theile abgehandelt wurden. Nach der Vorrede zum dritten Theil ſollen die Worte: *theoretiſcher Theil* auf dem Titelblatte des zweyten Theils durch einen Zufall hinter Staatsverwaltungslehre zu ſtehen gekommen ſeyn, da ſie doch unter Politik gehören; allein der Vf. ſagt in ſeiner Vorrede zum 2ten Theil ausdrücklich, daſs er die *Staatsverfaſſungslehre* und den *theoretiſchen Theil der Staatsverwaltungslehre* enthalte; der *praktiſche Theil* aber in dem folgenden Bande abgehandelt werden ſollte, dem er zugleich ein vollſtändiges Regiſter über alle 3 Bände beyfügen werde. Nach dieſen Aeuſserungen muſste wohl jeder Leſer erwarten, daſs ſich das ganze Werk mit dem Regiſter über die 3 Bände ſchlieſsen werde; Hr. *V.* erklärt aber auch dieſes in der Vorrede zum 3ten Theile für eine Miſsdeutung, „da es ſeinem Plane, ein vollſtändiges Handbuch der Staatswiſſenſchaft zu liefern, nicht gemäſs ſeyn könnte, in dem 3ten Theile den praktiſchen Theil der Politik abzuhandeln, noch weniger aber mit demſelben das ganze Werk zu beſchlieſsen;“ und erläutert ſeinen Plan dahin: „daſs „der folgende (vierte) Theil des ganzen Werks den „dritten Band der Politik (nämlich den praktiſchen „Theil derſelben) enthalten wird, und dieſem vier„ten Theile ein vollſtändiges Sachregiſter über das „Ganze beygefügt werden ſoll. Für den fünften „Theil iſt die Literatur der geſammten allgemeinen „Staatswiſſenſchaft beſtimmt, und mit dieſem wird „dann das Handbuch vollendet und das ganze Werk „beſchloſſen werden.“ Auch dieſe Erklärung läſst ſich nicht wohl mit der Eintheilung der Politik, wornach der Vf. ſolche am Schluſſe der Einleitung zu bearbeiten verſpricht, und mit welcher Rec. den Leſer am gehörigen Orte bekannt machen wird, vereinigen; und wo bleibt hier die allgemeine poſitive Staatenkunde, die der Vf. auch als einen Haupttheil der Staatswiſſenſchaft angab? Alles dieſes ſcheint zu beweiſen, daſs der Vf. ſich ſeinen Plan entweder vom Anfange an nicht beſtimmt genug vorgezeichnet habe, oder ihm wenigſtens nicht treu geblieben ſey. Der Lehre von der Politik ſchickt der Vf. eine Einleitung voraus. Er bemerkt in derſelben, daſs die Staatsklugheit ihrer Natur nach empiriſch oder ein Abſtract der Erfahrung ſey, und ſich dadurch hauptſächlich von dem Staatsrechte unterſcheide, welches (das allgemeine nämlich) ganz unabhängig von der Erfahrung entſtehe und beſtehe. Nur dadurch, daſs man dieſe Grenze zwiſchen beiden Wiſſenſchaften überſehen und Staatsrecht mit Staatsklugheit verwechſelt habe, meynt der Vf., ſey es geſchehen, daſs man die Anwendbarkeit allgemeiner politiſcher Theorien geläugnet habe. „Die Staatsklugheit ſey bloſs eine Gehülfin des Staatsrechts, und könne als Mittel das, was mit dem Zwecke (Staatsrecht) im Widerſpruche ſtehe, weder gebieten noch erlauben. Sie dürfe auch nur ſittlich gute Mittel anwenden, da ſie ſittliche Weſen zu einem ſittlichen Zwecke führen ſolle.“ Der Vf. behauptet, daſs ſich eben ſo allgemeine Grundſätze der Staatsklugheit als des Staatsrechts aufſtellen laſſen; bemerkt aber dabey, daſs man nicht eben dieſes von der Klugheit und Geſchicklichkeit ſagen könne, mit welcher jene Grundſätze in Ausübung zu bringen ſeyen. Dieſe leide wenig allgemeine Beſtimmungen und müſſe ſich nach Perſonen und Sachen modificiren und auf Nationalcharakter, Cultur etc. Rückſicht nehmen. Rec. glaubt, daſs dies bey der Staatsklugheit ſelbſt nicht weniger nöthig ſey. So ſagt z. B. das Staatsrecht: jeder Staatsbürger darf ſeine Meynungen Andern mündlich und ſchriftlich mittheilen, wenn er nur dadurch Niemanden beleidigt; die Staatsklugheit ſetzt hierüber etwas engere Grenzen und nimmt dabey auf den Grad der ſittlichen Bildung etc. Rückſicht. Es läſst ſich daher wohl auch ſo allgemein nicht ſagen, daſs es nur *eine* Staatsklugheit gebe, wie es nur *eine* Sittenlehre giebt; demungeachtet kann aber, nach Rec. Urtheil, der in §. 6. vorgetragene Satz feſt ſtehen: „daſs die aus ſichern Erfahrungen richtig abſtrahirten Grundſätze der Politik ſich auch als allgemein zweckmäſsig und praktiſch richtig ergeben müſſen.“

müssen." In den folgenden §§ dieser Einleitung bemerkt der Vf. noch, dass die Politik als eine Erfahrungswissenschaft immer eine innere Unsicherheit erhalte und behalte, und daher bey Bildung und Anwendung ihrer Grundsätze die gröfste Vorsicht nöthig sey; dass hier ein idealisches allgemeines System der Politik aufgestellt werden solle, nicht aber von positiven hie oder da bestehenden Systemen die Rede seyn könne; und dass endlich die Politik einer philosophischen Behandlung nicht nur fähig sey, sondern auch so wohl in der Bearbeitung als Anwendung philosophisch behandelt werden müsse, wenn nicht daraus eine *unsichere Empirie* oder *armselige Rabulisterey* werden solle. Hr. *V.* glaubt, dass er dieser Behauptung wegen vielen Widerspruch, besonders von den praktischen Politikern, zu besorgen habe; Rec. stimmt ihm aber, ob er sich gleich mehr zu den praktischen als philosophischen Politikern rechnen darf, völlig bey, da es schon in dem gegebenen Begriffe der Politik als einer Erfahrungswissenschaft liegt, dass nicht ein philosophischer Kopf allein dazu hinreichend, sondern hinlängliche Kenntnifs der Erfahrungen, aus welchen sie abstrahirt werden soll, nöthig sey, um das System zu entwerfen, und eine nur durch eigene praktische Uebung zu erlangende Fertigkeit, um es richtig anzuwenden. So können die Benutzung fremder Erfahrungen und ein philosophischer Kopf ein gutes System der praktischen Arzneykunst und einen in der Theorie der Praxis geschickten Arzt bilden; aber Niemand wird sich gern in wichtigen Fällen ihm anvertrauen, wenn er nicht am Krankenbette selbst Beobachtungen über die Anwendbarkeit seiner Grundsätze zu machen Gelegenheit hatte.

Die Anmerkung zu dem §. 9. ist Rec. nicht ganz verständlich. Der Vf. spricht „*von praktischen Politikern, unter deren Schutze der Schlendrian sich auf dem Sitze erhalte, welchen die Philosophie einnehmen sollte, und noch in unsern Tagen politische Verfahrungen vertheidige.*" Er giebt die *politische Rabulisterey* zur Ursache an, dass dieses jetzt, wie er meynt, mehr noch als ehemals geschehe. „Nie", fährt er fort, „ist ei„ne staatswirthschaftliche Pfuscherey häufiger gewe„sen, als in unsern Tagen, und welche sich nicht „nur in Kannegiefsereyen, sondern wirklich in der „Ausübung zu Tage legt. Man kann nicht leugnen, „dass sich auch gute Köpfe damit befafst haben. Al„lein ihre engen Projecte — haben hinlänglich be„wiesen, dass sie nur gute, aber keine denkende, „Köpfe waren, und kein philosophischer Geist ihre „Thätigkeit belebte." — „Mit Recht nennt man sie „unruhige Köpfe, und hält sie für schädliche Glieder „des Staats." Hr. *V.* scheint hier die beiden Extreme zu verwechseln. Jene sogenannten *Rabulisten* sind Empiriker ohne philosophischen Geist, oder ohne Neigung, ihn bey der Ausübung ihrer Wissenschaft anzuwenden. Diese, die er *unruhige Köpfe* nennt, und die, wenn sie gute Köpfe seyn sollen, nach Rec. Meynung, nothwendig auch denkende Köpfe seyn müssen, sind (vorausgesetzt, dass sie nicht aus eigennützigen Absichten gegen ihre eigene Ueberzeugung schreiben oder handeln) Theoretiker ohne Erfahrung, und ohne die zu dem Geschafte nöthige Menschenkenntnifs.

Rec. hat sich bey Beurtheilung dieser Einleitung auch um deswillen länger aufgehalten, weil der Vf. in der Vorrede die denkenden Politiker zu sorgfältiger und unbefangener Prüfung der in derselben aufgestellten Grundsätze ausdrücklich aufgefodert hat.

Am Schlusse der Einleitung theilt der Vf. seinen Lesern noch den oben erwähnten Plan mit, nach welchem er die verschiedenen Zweige der Politik vorzutragen gedenkt. Er will nämlich zuerst von der *Verfassungslehre*, dann von der *allgemeinen Verwaltungslehre* handeln. Der 3te Theil *von den Regierungsdepartements* zerfällt, nachdem er den innern oder äufsern Staatszweck zum Gegenstande hat, in 2 Unterabtheilungen, und der 4te soll sich mit *den Staatscollegien und Staatsbedienten* beschäftigen. Der 1ste Theil *Staatsverfassungslehre, oder allgemeine formale Bestimmung der höchsten Gewalt, aus dem Gesichtspuncte der möglichsten Zweckmäfsigkeit*, enthält in dem 1sten Abschnitte *eine Uebersicht der verschiedenen Verfassungen oder Regierungsformen, nach den gangbaren Hauptbestimmungen.* Der Vf. theilt hier die Regierungsformen in *Monarchien, Republiken*, in welchen eine moralische *oder* (dies *oder* ist in mehr als einer Hinsicht nicht genau) mehrere physische Personen die Ausübung der höchsten Gewalt besorgen, und *in gemischte.* Die republikanische Regierungsform theilt er wieder in die *aristokratische* (kraft welcher mehrere der edelsten oder reichsten Personen oder Familien im Besitz der höchsten Gewalt sind), *demokratische* (nach welcher dieselbe von allen Staatsbürgern durch Erwählte, also in ihrem Namen, verwaltet wird), und *gemischte.* So wohl der hier gegebene Begriff der Aristokratie als der der Demokratie scheint Rec. unrichtig zu seyn. Auf diesen wird er unten zurückkommen; was jenen anlangt; so ist zwar unwidersprechlich, dass bey einer Verfassung, wo mehrere Personen Antheil an der höchsten Gewalt haben, diese leichter in die Hände derer Staatsbürger kommen werde, welche reich sind, oder deren Geschlechter man für edler hält; aber zum Wesen der Aristokratie gehört es nicht. Hätte man in Frankreich zu der Zeit, wo man daselbst nach *Dumont Compte rendu, Lettres de roture* wie ehehin Adelspatente verkaufte, die Souverainetätsrechte einer Zahl von Auserwählten übertragen wollen: so würde man sie gesetzlich in die Hände der Sansculotten gelegt haben, die sie ohnehin damals factisch ausübten. Diese neue Regierung würde, ungeachtet man die sogenannten edlen Geschlechter und die Reichen von aller Theilnahme ausgeschlossen hätte, dennoch eine Aristokratie gewesen seyn, so wie dies auch von einer Regierung, deren Glieder unter allen mannbaren Bürgern durch das Loos gewählt würden, nicht zu bezweifeln ist. (Man vergleiche S. 72.) Der Vf. giebt dann den Ursprung der gemischten Regierungsform, und ihre verschiedenen Arten an, geht

die

die ausgearteten, *Despotie*, *Tyranney*, *Theokratie* durch, und handelt zuletzt von der *Anarchie* und *Staatenverbindungen*, die er *Regierungsvereinigungen* genennt wiſſen will, weil ſich die Regierungen, nicht die Staaten, verbinden; allein thun dieſe nicht, was ſie thun, im Namen des Staats? *Anarchie*, ſagt der Vf., ſey nur dann vorhanden, wenn der Staat ganz ohne Regierung iſt; Frankreich habe ſich alſo während der ganzen Zeit der franzöſiſchen Revolution nie in einem Zuſtande der Anarchie befunden; allein dies iſt unrichtig, wenigſtens dem allgemein angenommenen Sprachgebrauche entgegen. Ob eine Regierung dem Namen nach vorhanden iſt, darauf allein kommt es wohl nicht an, wenn ſie unthatig und ohnmächtig iſt.

Im 2ten Abſchnitte ſchreitet der Vf. zu der *näheren Prüfung der verſchiedenen Verfaſſungen oder Regierungsformen, aus dem Geſichtspuncte der möglichſten Zweckmäſsigkeit* fort, und fängt mit der Demokratie an. Er iſt der Meynung, daſs eine reine Demokratie völlige Gleichheit der Cultur, ja ſogar des Sacheigenthums vorausſetze; daſs eine ſolche Demokratie, in welcher jeder Staatsbürger unmittelbaren Antheil an der Ausübung der höchſten Gewalt nehme, zwar in einer Gemeinde exiſtiren, in einem Staate aber weder *in abſtracto* noch *in concreto* gedacht werden könne. §. 33. 61. 77. Er hat daher den Begriff der Demokratie alſo beſtimmen zu müſſen geglaubt, daſs die Gewalt *durch Erwählte* ausgeübt werde, wodurch die reine Demokratie als ein *Unding*, ein *Ausdruck ohne Sinn*, wie er es S. 75. nennt, aus dem Begriffe der Demokratie ganz ausgeſchloſſen würde. Rec., der dafür hält, daſs man ſo wenig als möglich von dem einmal allgemein angenommenen Sprachgebrauche abweichen müſſe, und daſs eine reine Demokratie, Gleichheit des Vermögens, der phyſiſchen und moraliſchen Kräfte und der ſittlichen Bildung zu ihrem Weſen nicht erfodere, iſt zwar mit dem Vf. hier gar nicht einverſtanden; erwartete aber doch, daſs Hr. *V.* nun von der Demokratie, nach dem von ihm ſelbſt feſtgeſtellten Begriffe, handeln würde; ſtatt deſſen führt er aber jene Behauptung, daſs es keine Demokratie gebe, weiter aus, und erklärt die Vollmacht, die der Staatsbürger ſeinen Repräſentanten giebt, für einen völligen bedingten oder unbedingten *Unterwerfungsvertrag* (S. 62. u. f.) „Wo iſt," fragt er S. 66. „der weſentliche Unterſchied, ob ſich „die Nation dem Willen eines gewählten Monarchen „oder dem — mehrerer Repräſentanten unterwirft?" Rec. ſollte meynen, dieſer Unterſchied liege darin, daſs in jenem Falle die Nation dem Gewählten den Inbegriff der Souverainetätsrechte überträgt, nicht aber in dieſem; daſs die Repräſentanten bloſs im Namen der Nation handeln und dieſe den ihnen gegebenen Auftrag zurück nehmen kann. Durch die Diſtinction, die der Vf. in dem folgenden S. 73. macht, „daſs mit dem Repräſentanten *in concreto* nicht auch der *in abſtracto* zurück trete, und der Staatsbürger dieſem unterworfen bleibe," wird obige Behauptung gar nicht beſtätigt. Es iſt von Unterwerfung unter gewiſſe beſtimmte phyſiſche Perſonen, nicht unter ein abſtractum und die Conſtitution die Rede, die in jedem Staate nothwendig iſt. Jede Verfaſſung, ſagt Hr. *V.*, ſey ariſtokratiſch, nach welcher eine andere Bedingung, als die des Bürgerrechts zur Wahlfähigkeit nöthig ſey; ſelbſt Weiber, meynt er, müſsten in einer reinen Demokratie wahlfähig ſeyn; eine repräſentative Demokratie ſey ein Widerſpruch S. 76. Da alle ſogenannte Demokratien wahre Ariſtokratien ſeyen: ſo gehöre ihre Würdigung in den folgenden Abſchnitt; über die Exiſtenz, Dauer und Zweckmäſsigkeit der eigentlichen Demokratien ſey es (weil ſie gar nicht gedacht werden können) unnöthig, ernſtliche Unterſuchungen anzuſtellen; und der Vf. hält ſich daher in dem letzten §. S. 80. für berechtigt, „die Demokratie ganz aus der Lehre von den Verfaſſungen und Regierungsformen zu verweiſen, und nur eine Art von Republik, die Ariſtokratie, als Regierungsform, der Monarchie, als ſolcher, entgegen zu ſtellen." Sollte man nicht mit gleichem Rechte auch die Monarchie aus derſelben hinaus raiſonniren können? In dem folgenden Abſchnitte, in welchem der Vf. von der Ariſtokratie handelt, iſt er dem oben gegebenen Begriffe treuer geblieben; und er rechnet es auch hier zum Weſen der Ariſtokratie, daſs man an den Perſonen, welchen man die höchſte Gewalt übertrug, Vorzüge wahrnahm, oder wahrzunehmen glaubte. Unter den Vorzügen, auf die man bey der Uebertragung der höchſten Gewalt Rückſicht nehmen kann, iſt Weisheit unſtreitig der einzige, der ſie verdient. Denn ſie begreift beides die Fähigkeit und den guten Willen, zu den beſten Zwecken die beſten Mittel zu wählen, da ſich aber ſolche und beſonders der gute Wille durch äuſsere Zeichen nicht erkennen läſst, und ſo lange, bis man ſeinen Zweck erreicht hat, geheuchelt werden kann, wovon uns die neuere Geſchichte auffallende Beyſpiele dargeſtellt hat: ſo iſt das Volk nicht nur, wie der Vf. ſagt, ſelten geneigt, ſondern es iſt auch nicht fähig die Weiſeſten zu wählen, und daher eine ſolche Ariſtokratie, in welcher die Weiſeſten ausſchlieſsend das Ruder des Staats führten, hypothetiſch unmöglich. Wo andere minder weſentliche Eigenſchaften ſtatt oder neben der Weisheit erfoderlich ſind, da, ſagt der Vf., würde ſich der Grundſatz ausbilden: die Ariſtokraten ſind da, um zu herrſchen; das Volk, um von ihnen beherrſcht zu werden, wodurch ein von allen Schranken freyer Deſpotismus unvermeidlich begründet würde. Hieraus zieht er denn das Reſultat: „daſs die Ariſtokratie in jeder Modification „(die einzige mehr erwähnte hypothetiſch unmögli„che ausgenommen) als eine gänzlich unzweckmä„ſsige, und eben deshalb als eine höchſt verderbli„che Regierungsform zu betrachten ſey."

In der 3ten Abtheilung: von *der Monarchie*, ſetzt der Vf. die unmittelbare Handhabung der geſetzgebenden und ausübenden Gewalt durch eine phyſiſche Perſon als Grundlage dieſer Verfaſſung feſt.

Wo ſolche einem Miniſter übertragen werde, da werde der Miniſter Monarch; und wo mehreren Miniſtern, da höre der Staat auf, eine Monarchie zu ſeyn und werde eine Ariſtokratie. Eben dies, ſagt er, geſchehe da, wo keine allgemeine Gleichheit der Unterthanen ſtatt finde; denn in einer reinen Monarchie könne es nie ein ungleiches Verhältniſs der Unterwürfigkeit geben. Hr. *V.* ſcheint hier die Gleichheit in Beziehung auf den Regenten mit der Gleichheit der Unterthanen unter ſich zu verwechſeln. Die göttliche Regierung der Welt iſt deswegen nicht weniger eine rein monarchiſche, weil Könige und Bettler unter ſich nicht gleich ſind, nicht gleiche Rechte und Pflichten haben. Nachdem der Vf. von der Art, wie die Regierung dem Monarchen übertragen wird, gehandelt, die Vortheile und Nachtheile der Wahlmonarchien mit vielem Fleiſse gegen die der Erbmonarchien abgewogen, und die Vorzüglichkeit der letztern dargethan, auch wie die reine Monarchie durch Grundgeſetze beſchränkt ſeyn könne, gezeigt hat: ſo betrachtet er die monarchiſche Verfaſſung in Rückſicht auf ihre Zweckmäſsigkeit und ſeine Entſcheidung fällt ſehr günſtig für dieſelbe aus. Rec. iſt mit ihm in der Hauptſache einverſtanden, in ſo fern die Gewalt des Monarchen durch eine Conſtitution beſchränkt iſt. Wenn der Vf. aber, um Miſsverſtändniſſen und Einwürfen, wie er ſagt, vorzubauen, bey der monarchiſchen Verfaſſung nach S. 167. voraus ſetzt: „die höchſte Gewalt befinde ſich in den Händen einer Perſon, welche den Zweck erkenne, und Willensfähigkeit habe, der Erreichung deſſelben ernſtlich nachzuſtreben mit Hintanſetzung aller egoiſtiſchen Leidenſchaften und Triebe," bey der republikaniſchen aber das Gegentheil annimmt: ſo möchten damit weder die Freunde der Monarchie, noch die der Republik zufrieden zu ſeyn Urſache haben; jene gewinnen nichts, wenn das höchſte Ideal eines Monarchen gewöhnlichen, das heiſst, ſelbſtſüchtigen Ariſtokraten entgegen geſtellt wird; und dieſe werden ihn der Parteylichkeit anklagen. Wichtiger hingegen iſt die Unterſuchung: welche von beiden Verfaſſungen der Ausartung und den Miſsbräuchen am meiſten unterworfen ſey; und hier führt der Vf. viele, zum Theile unverkennbare wichtige, Gründe an, warum dies bey Monarchien theils weniger zu beſorgen, theils weniger gefährlich ſey. Der Vf. wendet ſich dann zu den gemiſchten Regierungsformen. Er theilt ſie, da er nach ſeiner Erklärung über Demokratie dieſe auch nicht in der Miſchung mit andern Regierungsformen annehmen kann, in 1) *ariſtokratiſch-ariſtokratiſche*, 2) in *monarchiſch-ariſtokratiſche*, 3) in *ariſtokratiſch-monarchiſche*. Das erſte ſcheint Rec. überflüſsig. Warum ſoll es denn eben zum Weſen der reinen Ariſtokratie gehören, daſs geſetzgebende und ausübende Gewalt in einerley Händen ſey; oder daſs alle Theilhaber auf gleiche Weiſe (durch Wahl oder Erbrecht) ihren Antheil an der Regierung erhalten haben, und Verfaſſungen, wo dieſes nicht der Fall iſt, zu den gemiſchten gehören? Der Vf. zeigt die Nothwendigkeit, aber auch die Schwierigkeit der richtigen Vertheilung der höchſten Gewalt, da in allen den Verfaſſungen, welche wir kennen, ein Theil in die Rechte des andern eingegriffen hat. Er theilt daher in dem dritten Abſchnitte den *Verſuch einer Grundlegung zu einer zweckmäſsigern und ſichrern formalen Beſtimmung der höchſten Gewalt oder Regierungsform* mit, die jedoch bloſs Angabe der Mängel und Vorſchläge zur Verbeſſerung, nicht aber eine Anweiſung, wie ſie am beſten realiſirt werden könnten, enthalten ſoll. Der Vf. klagt hierbey S. 213. „daſs es ſeit einiger Zeit ſehr Sitte geworden iſt, mit Verachtung von allgemeinen Vorſchlägen zu reden, wenn denſelben nicht gleich eine detaillirte praktiſche Anweiſung hinzugefügt iſt." Rec. will diejenigen nicht rechtfertigen, die ſich dieſer Sünde ſchuldig gemacht haben; aber es iſt auch nicht zu leugnen, daſs wir mit Conſtitutions-Entwürfen ſeit einiger Zeit überſchwemmt worden ſind, und es leichter ſey, tauſend ſolcher Entwürfe zu machen, als einen zu realiſiren. Nicht nur bey der Wahl und Anwendung der Maaſsregeln, welche die Einführung einer neuen Conſtitution erfodert: ſondern auch bey der Abfaſſung derſelben iſt es, wenn ſie beſtehen und ihre Einführung ohne Gewaltthätigkeiten geſchehen ſoll, unumgänglich nöthig, auf den Geiſt der Nation, ihre Denkungsart und ihre bisherigen Gewohnheiten Rückſicht zu nehmen. In einer allgemeinen Conſtitution kann dies nicht geſchehen. Rec. ſcheint es daher ſo unmöglich, eine vollkommen gute Staatsverfaſſung zu entwerfen, ohne das Volk, für welches ſie beſtimmt iſt, zu kennen, als es unmöglich iſt, einen guten Schuh zu machen, ohne die Länge, Breite etc. des Fuſses zu wiſſen, der ihn tragen ſoll. Der Vf. iſt auch ſo beſcheiden, dieſen Entwurf nicht als ein vollkommenes, untadelhaftes Ideal, ſondern nur als einen Verſuch aufzuſtellen, durch welchen er dem groſsen Ziele näher zu kommen hofft. Dies groſse Ziel müſste doch wohl die möglichſt vollkommene Staatsverfaſſung für möglichſt vollkommene Menſchen ſeyn; ſo lange aber die Menſchen noch ſo ſehr unvollkommen ſind, und durch ſo ſehr verſchiedene Leidenſchaften und Begriffe beherrſcht und geleitet werden, bleibt es zweifelhaft, ob es ein ſolches Ziel, ein Ideal einer vollkommenen Staatsverfaſſung gebe.

(Der Beſchluſs folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. April 1799.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, in der Weidmann. Buchh.: *Handbuch der allgemeinen Staatswiſſenſchaft nach Schlözers Grundriſs bearbeitet* von *Chriſtian Daniel Voſs etc.*

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Die Hauptgegenſtände der Unterſuchung ſind: 1) *die Wahl der Repräſentanten* und 2) *Theilung der Gewalt.* Wie abgeneigt der Vf. dem Vorzuge ſey, den viele Freunde der Staatswiſſenſchaften dem Grundeigenthümer vor dem Nichtangeſeſſenen bey der Fähigkeit, die Repräſentanten zu wählen, oder der gewählt zu werden, geben, iſt ſchon aus andern Schriften deſſelben bekannt. Hier geht er S. 226. u. ff. ſo weit, zu behaupten und durch viele Scheingründe beweiſen zu wollen, „daſs die Grundeigenthümer bey einer für den Staat eintretenden Gefahr bey weitem weniger zu verlieren haben, als der übrige Theil der Nation.“ Aechte Cultur des Geiſtes und der Sittlichkeit ſind unſtreitig die weſentlichen und einzig zweckmäſsigen Wahler-Qualitäten; aber die Wahlfähigkeit muſs durch äuſsere, ſichtbare Eigenſchaften beſtimmt werden, nicht durch innere intellectuelle. Weil jene Eigenſchaften am ſicherſten bey dem Mittelſtande gefunden werden: ſo ſollen die Repräſentanten und deren Wähler ganz allein aus dieſem genommen, und nach S. 258. u. ff. die ganz Armen, die Handwerker, Kaufleute, (man vergl. S. 261.) die Reichen und der Adel in der Regel ausgeſchloſſen werden, jedoch mit Vorbehalt der Beſcheinigung, daſs ſie die erfoderlichen Eigenſchaften beſitzen: denn auch den Adel hält er nach S. 253. nicht für ganz unfähig, es klebt ihm nur eine *levis notae macula* des Mangels an Einſicht und Patriotismus an, von der er ſich durch die Beſcheinigung des Gegentheils losmachen kann; dann tritt er in den Mittelſtand. S. 261. Der Klerus hingegen wird ganz ausgeſchloſſen. „Es iſt unmöglich,“ ſagt Hr. *V.*, „daſs ein Geiſtlicher, als Mitglied einer „kirchlichen Corporation, je ſich diejenigen Qualitäten zu eigen machen könne, welche als weſentliche Qualitäten eines zweckmäſsigen Repräſentanten allein angenommen werden können.“ Doch läſst er auch dieſem ein Thürchen offen, durch welches er hineinſchleichen kann. „Diejenigen, welche „die erfoderlichen Qualitäten beſitzen und zu Tage „legen würden, würden ſich dadurch unfehlbar von „der kirchlichen Corporation, als ſolcher, löſen; alſo, in ſo fern ſie an der Repräſentation Theil nehmen, auch nicht zum Klerus, ſondern zu der Nation „gehören, als wozu der Klerus, als ſolcher, nie gerechnet werden kann.“ Wir überlaſſen es Hn. *V.*, wie er dies bey unſern proteſtantiſchen Geiſtlichen verantworten könne. Um die Zuläſsigkeit des neuen Candidaten zu unterſuchen, wird durch die Wähler-Verſammlung eine Prüfung angeſtellt (S. 268.) in welcher er darthun muſs a) „daſs er den erfoderlichen „Grad der Aufklärung und ſittlichen Cultur erreicht „habe; und b) ſeinen Gemeingeiſt oder Patriotismus „bewähren könne.“ Zu dieſer Prüfung ſchlägt Hr. *V.* auch S. 270. einen *Wählerkatechiſmus* vor. Auf dieſem Wege, und da die Repräſentanten aus dem Corps der Wähler genommen werden müſſen, hofft Hr. *V.* eine Repräſentation zu erhalten, welche aus der Auswahl der Nation beſteht, Einſicht und Patriotiſmus vereinigt und ſich rein von allen unedlen Motiven erhalten wird. — Dieſer Repräſentation überträgt er nun die geſetzgebende; einem Erbmonarchen die ausübende; und einer aus den Wahlariſtokraten genommenen und von ihnen gewählten, aber unabhängigen, Corporation die richterliche Gewalt. — Kriege, Friedensſchläſſe, Diener-Beſtellungen ſagt er S. 278. u. ff. ſeyen Geſetze, gehörten alſo der geſetzgebenden Verſammlung, in welcher er jedoch dem Erbmonarchen Sitz und Stimme einräumt, der auch die Ausſprüche des hohen Richtertribunals durch Unterſchrift beſtätigen, jedoch das Recht, die Unterſchrift zu verweigern, nicht haben ſoll. In dem Conſtitutions-Ausſchuſs ſoll der Monarch den Beyſitz, aber keine Stimme haben. Uebertritt ein Theil die Grenzen ſeiner Gewalt, und helfen Warnungen nichts: ſo ſoll der Ausſchuſs dem Publicum (Mittelſtande) Anzeige davon thun; und hilft auch dies nichts, die Grundkraft der Nation aufodern. — Nach dem Hr. *V.* dieſen Entwurf ſeinen Leſern vorgelegt hat, ſagt er; „Es iſt eine ſehr gewöhnliche Aeuſserung, beſonders in unſern Tagen, „und von Perſonen, welche nicht für Neuerer, aber „auch nicht für Freunde veralteter Miſsbräuche, gelten wollen: daſs man mehr darauf denken müſſe, „die beſtehenden Regierungsformen zu verbeſſern, „als neue an ihre Stelle zu ſetzen;“ „allein prüft „man dieſen Rath genauer: ſo findet man, daſs die „Weisheit, als deren Eigenthum man ihn ausgeben „will, doch nur einen geringen Antheil daran haben könne.“ Rec., iſt von des Vfs. zu Unterſtützung ſeiner Meynung angeführten Gründen nicht überzeugt worden, bekennt ſich, ohne jedoch auf vorzügliche Weisheit Anſpruch zu machen, noch immer zu jenem Glauben, und will es unbefangenen Le-

fern überlassen: auf welcher Seite am meisten Weisheit wohne, bey den Freunden der Reformen oder bey den Freunden der Revolutionen. „Nur durch „Revolutionen, sagt der Vf. S. 318. können wichtige „Verbesserungen bewirkt werden. Sie sind zweckmäfsig, wenn sie nothwendig sind.“ Allein jener Satz ist eben so unrichtig, als es gewifs ist, dafs Reformen oft zweckmäfsig sind, ehe Revolutionen nothwendig werden. So wird Hr. *V.* z. B. weder leugnen können, dafs die Aufhebung der Lehnsverbindungen eine sehr wichtige Verbesserung unserer Staatsverfassung seyn würde; noch behaupten wollen, dafs sie nicht anders als durch Revolution geschehen *könne*. „Eine Revolution,“ sagt der Vf. S. 322. „kann nur dann hervorgebracht werden, wenn „a) die Nothwendigkeit derselben wirklich evident „ist, oder b) wenn die Urtheile der Mehrheit der „Staatsbürger verleitet sind, dieselbe als evident anzunehmen.“ Auch dies ist offenbar unrichtig. Ein Theil der Nation, vielleicht nicht einmal der gröfste, kann verleitet werden zu glauben, dafs die neue Ordnung der Dinge ihnen Vortheile bringe. Eben so unrichtig ist die Behauptung (S. 326.) „nur von einem Volke von Wahnsinnigen könne man sagen, dafs es nicht reif zur Freyheit sey.“ Mit diesem Abschnitte schliefst sich der erste Theil der Politik. Der Vf. geht zum 2ten: *Staatsverwaltungslehre* oder *materiale Bestimmung der höchsten Gewalt aus dem Gesichtspuncte der möglichsten Zweckmäfsigkeit*, über. Dem theoretischem Theile derselben, der die allgemeinen Regierungsgrundsätze enthält, hat er wieder 2 Abschnitte gegeben. Der 1ste handelt: von der *allgemeinen Grundbestimmung des Wesens und der Grenzen der höchsten Gewalt oder Regierung;* der 2te soll *allgemeine politische Grundsätze für die Ausübung der höchsten Gewalt*, oder *politische Basis der möglichst zweckmäfsigen Staatsverwaltung etc.* enthalten. Hr. *V.* spricht überall mit grofser Freymüthigkeit, und scheint von einem warmen Eifer für das Wohl der Menschheit, wozu allerdings die allgemeine Verbreitung geläuterter Regierungsgrundsätze sehr viel beytragen würde, beseelt zu seyn.

In dem dritten Theile schickt der Vf. der Staatswirthschaftslehre eine Einleitung voraus, in welcher er den Begriff derselben entwickelt; und von der Wichtigkeit der Staatswirthschaftslehre und den falschen Grundsätzen redet, welchen man in Rücksicht derselben bis auf unsere Zeiten gefolgt sey, und bey den unrichtigen Begriffen über den Zweck des Staats und die Verhältnisse der Regenten und Unterthanen folgen müfste. Er theilt die gesammte allgemeine Staatswirthschaft in zwey Zweige: A. *das Cameralwesen*, oder der *Inbegriff derjenigen Maafsregeln und Veranstaltungen, welche die Sicherung und Vermehrung der Staatskraft, oder des Nationalvermögens zum Gegenstande haben;* und B. *das Finanzwesen*, welches die *Erhebung und Verwendung der reinen Einkünfte aus dem Staatsvermögen; oder die Verwendung der Staatskraft zum Zweck des Staats in sich begreift.* Diese beiden Fächer dürfen, des Vfs. Meynung nach, nie mit einander vermischt, ja deren Verwaltung nicht einmal denselben Personen oder Corporationen übertragen werden (S. 64.). Hiernach zerfällt nun seine Staatswirthschaftslehre selbst in zwey Hauptabtheilungen. In der ersten, die von der *Cameallehre* handelt, wird in dem ersten Abschnitte: *der Geist der merkwürdigsten Cameralsysteme* dargestellt und zwar 1) das *Merkantil-* oder *Handelssystem;* 2) das *ökonomistische* oder *physiokratische;* 3) das *Oekonomie-Industriesystem*, welches er das *Smithsche* nennt. Der 2te Abschnitt enthält *Bemerkungen über einige Grundbegriffe des Smithschen* (Oekonomie-Industrie) *Systems*, als Beytrag zu einer möglichst sichern Begründung der wichtigsten Resultate desselben. Dem Handelssysteme macht es der Vf. S. 78. zum Vorwurfe, dafs es aus den Städten hervorgegangen sey; also wie sie seinen Ursprung dem Nothstande, aristokratischen und anarchischen Bedrückungen zu verdanken habe. Ein Umstand, der, wie er glaubt, nicht übersehen werden dürfe, wenn man die Natur und das Wesen dieses Systems genau kennen lernen und richtig beurtheilen wolle. Rec. ist weit entfernt, dies System in Schutz nehmen zu wollen; aber er glaubt, dafs man mit eben so vielem Rechte behaupten könne, dafs es seinen Ursprung dem Freyheitssinne defer verdanke, die der Sklaverey der Güterbesitzer sich entzogen. Auch kann Rec. sich nicht erklären, wie der Vf. die Meynung: „der Zweck des „Staats, und also auch der Regierung, sey Beförderung der Glückseligkeit der Einzelnen wie des Ganzen,“ und die Folgerungen, welche daraus gezogen zu werden pflegen, als Eigenheiten dieses Systems angeben kann. „Ganz im Geiste dieses Systems,“ sagt der Vf. S. 84. „wird also eine aufmerksame und thätige Regierung z. B. unfruchtbare Ehen dieserhalb nicht nur trennen können, sondern auch trennen müssen; — ohne darauf Rücksicht zu nehmen: ob die Ehegatten diese Trennung wünschen oder nicht.“ Eine solche thörichte Anwendung des Grundsatzes: dafs das Einzelne dem Ganzen Aufopferungen zu bringen habe, würde bey einem andern Systeme nicht weniger möglich seyn; und wie kann sie mit der obigen Behauptung bestehen, dafs man bey diesem Systeme von dem Grundsatze ausgehe, Beförderung der Glückseligkeit des Einzelnen wie des Ganzen sey der Zweck des Staats? Das, was der Vf. (S. 106.) nur als Folgen dieses Systems angiebt: a) „die Fabriken und Manufacturen für den wichtigsten und vortheilhaftesten, oder vielmehr für den einzig vortheilhaften Industriezweig zu halten; und b) ihre Ausbreitung und Aufnahme als den Hauptgegenstand staatswirthschaftlicher Fürsorge zu betrachten,“ scheint Rec. den ganzen Geist des Systems selbst und alles das zu enthalten, wodurch es sich von den übrigen auszeichnet. Nachdem der Vf. von den Mitteln, welche das Handelssystem den Regierungen, die es angenommen haben, zur Vermehrung des Nationalreichthums empfiehlt, ausführlich gehandelt hat, verläfst er dieses System, welches

er

er ein „*Product der bloßen Empirie* nennt," *um zu dem Producte der scharfsinnigsten wissenschaftlichen Speculation* überzugehen. Dies System, das physiokratische, sagt er S. 154., sucht die Wohlfahrt des Staats nicht sowohl in einem vagen und unsichern Begriffe von Glückseligkeit, als vielmehr in dem sehr bestimmten einer völligen Sicherheit der Person und des Sacheigenthums eines jeden Einzelnen, als Folge der allgemeinen Sicherheit. Die zweyte wesentliche und wichtige Abweichung dieses Systems von dem vorigen findet er darin, dass dieses System nur die Masse roher Naturproducte, welche in einem Staate erzeugt und gewonnen wird, als Nationalvermögen betrachte, hingegen Kunstproducte und Geld davon ausschliesse. (S. 160.) Den dritten Unterschied setzt er in die Verschiedenheit ihrer Grundsätze über Bevölkerung. Aus diesen Verschiedenheiten leitet er viele dem physiokratischen Systeme günstige Folgerungen ab. Nachdem er dessen Lehrsätze weiter entwickelt hat, wendet er sich zu dem (*Smithschen*) *Oekonomie-Industrie-Systeme;* zeigt, worin es von jenem abweicht, und macht die Leser mit den Grundsätzen desselben bekannt. In dem 2ten Abschnitte setzt der Vf. einige Vorzüge dieses Systems vor den ältern näher ins Licht, und bestimmt den Begriff von Nationalreichthum also, dass er die Summe von lebendigen oder todten Kräften der vernunftlosen Natur sey. So sehr Rec. dem Vf. darin beypflichtet, dass nur durch eine völlig freye productive Thätigkeit die möglichste Vermehrung des Nationalcapitals und Einkommens, oder des Nationalwohlstandes bewirkt werden könne: so wenig kann er in demjenigen, was der Vf. über die Frage: in welchem Verhältnisse das Geld mit dem Nationalcapital stehe? zur vermeynten Aufhellung dieses Gegenstandes sagt, ihm Beyfall geben. Die Ursache des unsichern und schwankenden Verhältnisses des Papiergeldes zu dem Metallgelde liegt nicht in diesem, sondern in jenem, und zwar in dessen Menge, oder dem mangelnden Zutrauen; und es werden wohl wenige Leser mit dem Vf. (S. 332.) wünschen, dass man „alles, besonders edles, Metallgeld hinwegthue und lauter „Papiergeld (oder wenn es möglich wäre eine noch „werthlosere, aber dauerhaftere Substanz zu erfinden, aus dieser mit dem möglichst geringen Kräftenaufwande verfertigtes Geld) einführe, welches „alsdann ohne Zweifel einen sichern Vergleichungsmaasstab, ein besseres Tauschmittel abgeben, den „Umlauf der Producte weit sicherer befördern würde, als ein Metallgeld, so wie es jetzt in allen „Staaten im Umlauf ist."

Die zweyte Abtheilung, die *Finanzlehre*, beschäftigt sich im ersten Abschnitte mit *dem Geiste der merkwürdigsten Finanzsysteme;* der zweyte Abschnitt soll einen *Entwurf und eine Ausführung eines möglichst vollkommenen Finanzsystems enthalten.* Jener hat wieder zwey Unterabtheilungen, wovon die eine von den *Quellen der ordentlichen Einkünfte; Erhebung und Vermehrung derselben;* die andere von den *ausserordentlichen Hülfsquellen* für ausserordentliche Bedürfnisse, *vom Schatz-* und *Anleihesysteme* handelt. Die Systeme, die hier dargestellt werden, sind: a) das *Domainen-Regalien- und Monopliensystem;* b) *das Sporteln-Zoll-Contribution- und Steuersystem;* c) *das Accisesystem;* d) *das physiokratische Finanzsystem;* und e) das *Oekonomie-Industriesystem.* Der Vf. macht den Leser mit dem Ursprunge, den Grundsätzen, auf welchen diese Systeme beruhen, und den damit verbundenen Nachtheilen und dabey eingeschlichenen Misbräuchen bekannt. Wie es Rec. scheint, bemerkt man an seinen Urtheilen öfters eine nicht immer gegründete Abneigung gegen bestehende Einrichtungen; und er macht zuweilen den monarchischen Staaten, für die er sich doch so laut erklärt, Vorwürfe, die sie nicht verdienen. Wenn er etwas tadelnswürdiges rügt, geschieht es nicht selten mit dem Zusatze: *besonders in monarchischen Staaten.* Er thut dies z. B. S. 448., wo er von dem Postregal und S. 521., wo er von Einführung der Accise spricht, da doch die Posteinrichtung in den Republiken Holland und der Schweiz unstreitig von jeher viel schlechter war, als in den benachbarten monarchischen Staaten, und die Accise oft in republikanischen Staaten drückender als in den monarchischen ist. Vorzüglich auffallend war es aber Rec., wenn der Vf. S. 524. sagt: „Ein Staat hat ohne Zweifel ein Recht zu bestimmen, dass keiner seiner Bürger Reichthum sammeln, oder über ein bestimmtes „Quantum hinaus sein bewegliches oder unbewegliches Vermögen vergrösern soll;" und es doch für ungerecht hält, durch hohe Abgaben auf Gegenstände des Luxus den Reichen höher, als den Armen zu belegen, und „die Reichen zu zwingen, ein grosses „Theil ihres Vermögens wider ihren Willen zu Gunsten der Aermern zu verwenden." Wo zwingt man ihn denn, es wider seinen Willen zu thun? Er darf nur das entbehren *lernen*, was der Aermere entbehren *muss:* so bezahlt er nicht mehr als dieser. Wie diese, zu den gewöhnlichen Staatsbedürfnissen bestimmten, Quellen, werden auch die zu den ausserordentlichen Ausgaben bestimmten oder gebrauchten Hülfsquellen, *Schatz* oder *Anleihen* beleuchtet. In dem letzten Abschnitte: *Entwurf und Ausführung* eines möglichst vollkommenen Finanzsystems, findet man aber *weder Entwurf noch Ausführung* eines Finanzsystems; sondern nur einige ganz allgemeine Erfodernisse desselben nebst der Bemerkung, dass dessen Grundzüge in den bisher untersuchten zerstreut liegen; und dass eine Zeit kommen werde, wo man mit freyem Willen und patriotischem Geiste das wahrhaft beste suchen und in Ausübung bringen werde.

Wenn Hr. *V.*, wie Rec. nicht bezweifelt, den redlichen Wunsch hat, der Wissenschaft, welcher er sich vorzüglich widmet, und hierdurch seinen Zeitgenossen nützlich zu werden: so wird er ihn gewiss sicherer erreichen, wenn er seine Behauptungen und Vorschläge reiflicher prüft, weniger einsei-

tig urtheilt, und in seinem Vortrage sich kürzer zu fassen sucht.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in Commission b. Linke: *Kleine Erzählungen* zur angenehmen Unterhaltung für solche, die es mit der wirklichen Welt halten. Gesammelt v. *M. J. R.* 1797. 123 S. 8. (6 gr.)

Eine Sammlung von Anekdoten ohne Zweck und Auswahl. Der Sammler hat seine Quellen nicht angegeben, versichert aber in der Vorrede, so gewählt zu haben, dass er nicht glaube, dem Gedächtnisse seiner Leser mit einer zu begegnen. Eine absurde Behauptung, die hier desto ungereimter ist, da in der That bey weitem der gröfsere Theil der gesammelten Geschichten keinem Leser von einiger Lektüre unbekannt seyn kann. Der Vortrag ist fast durchgängig schleppend und nicht selten platt. Die Geschichte von Winnold ist vielleicht von des Sammlers eigner Arbeit. Hier findet man unter andern folgende pathetische Stelle: — „und nun rollten mit dumpfen Ton hinab *zur* Erde die Särge der schuldlosen Mädchen; *knarrend* zog *der Todtengräber* die Stricke aus der Gruft zurück und *mit Erde füllte man die Löcher*."

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Unter dem vorgeblichen Druckorte: *Wahrheitsburg*: *Des Herrn Lenhardt's Gesundheitstrank, das gröfste Wunder unserer und aller Zeiten.* Von *Ernst Lauke*, der Geburtshülfe Candidaten. 1798. 56 S. 8. (4 gr.) Der Unfug, welchen der zur niedrigsten Art von Charlatanerie hinabgesunkene, berüchtigte D. *Lenhardt* zu Quedlinburg mit seinem sogenannten *Gesundheitstranke* treibt, die schamlose Frechheit, mit welcher er sein stinkendes Selbstlob im Reichsanzeiger, in einzeln abgedruckten Flugzetteln und in andern öffentlichen Blättern (die nicht, wie der Reichsanzeiger, dem einen Marktschreyer die Aufnahme seiner prahlerischen Ankündigungen versagen und sie dem andern verstatten) verkündigt und dem Pöbel in allen Ständen die schwachen Augen noch mehr verblendet, die heillose Beutelschneiderey, auf welche der ganze Plan berechnet ist, die mörderische Zuversicht, mit welcher der Mann mit der eisernen Stirn in Quedlinburg seinen Trank (der, wie aus den öffentlichen Nachrichten des Hn. *Thorey* bekannt ist, aus nichts andern, als aus einem Gemenge von starkwirkenden, schwächenden Purgirsalzen besteht) allen Schwangern und Wöchnerinnen ohne Unterschied anempfiehlt, wodurch unausbleiblich eine Menge von Müttern und Kindern um Leben und Gesundheit gebracht werden müssen, verdient die ernstlichste Rüge. Jedem vernünftigen Menschen, wenn er auch noch so unbekannt mit den Grundsätzen der Heilkunde ist, muss es einleuchten, dass die Krankheiten der Schwangern eine andere Behandlung erfodern, als die Krankheiten der Wöchnerinnen, dass einer zarten, hysterischen Dame während ihrer Schwangerschaft nicht die Arzneyen gut thun können, die einem robusten, vollsaftigen, an Körperarbeit gewöhnten Weibe bekommen, dass durch unzeitige Anwendung von ausleerenden Mitteln nicht nur die Mutter geschwächt und zu allen, jetzt schon ohnedies so häufigen Krankheiten von Schwäche geneigt gemacht, sondern dass nothwendig auch dadurch die Ernährung ihrer Leibesfrucht gehindert, und so, weil das Kind ungewöhnlich klein bleibt, zwar in manchen Fällen die Geburt desselben erleichtert werden kann, aber zugleich auch, indem man aus einem gesunden Kinde ein Wachsbild (wie der Quedlinburgische Marktschreyer sich ausdrückt) macht, der Keim zu tausend Krankheiten und Schwächen in seinen Körper gelegt werden muss. Nur ein Candidat des Tollhauses oder ein eigennütziger, menschenfeindlicher, geldgieriger Charlatan kann behaupten, durch irgend einen Trank allen Schwangern eine leichte Geburt verschaffen, mithin die mancherley Ursachen schwerer Geburten, die in schiefer Lage des Kindes, Einklemmung, Strängung durch die Nabelschnur, fehlerhaften Bau des Beckens oder der äussern Schamtheile u. s. f. bestehen können, durch irgend ein innerliches Mittel, zumal durch ein Purgirmittel, heben zu wollen. Nur ein völlig verrückter, oder eine böser Mensch kann behaupten, durch einen solchen Trank, den die Mutter während der Schwangerschaft nimmt, ihr Kind vor ansteckenden Krankheiten, die nicht durch einen Keim, der sich im Körper befände, sondern durch einen erst von aussen hineingebrachten, entstehen, wie z. B. Pocken, Masern u. d. gl. sichern zu wollen, und mit einer Frechheit, ohne gleichen, versichern, „auf diese Art wäre die Ausrottung der Pocken weit eher zu hoffen, als durch die Erbauung der sogenannten Pockenhäuser."

Man verzeihe dem Rec. eine Wärme, die er der armen getäuschten Menschheit schuldig zu seyn glaubt, wenn er sieht, wie ein Theil derselben in Gefahr ist, seine und seiner Nachkommen edelste Güter, Gesundheit und Leben, der elenden Habsucht eines verächtlichen Afterarztes Preis zu geben. Möchten doch recht viele Leser, besonders recht viele Volkslehrer, von dem Irrthume zurückkommen, zu welchem sie vielleicht durch einzelne, im Posaunenton bekanntgemachte Halberfahrungen (durch welche, wie jeder Unbefangene einsieht, kein vernünftiger Grund umgestofsen wird) verleitet sind, und möchten vorzüglich die letztern es sich zur unnachläfslichen Pflicht machen, dem Unheil der Lenhardtschen Irrlehre entgegenzuarbeiten, so viel sie können! Mancher Schwachen wegen ist es vielleicht nicht überflüssig, dass Rec. noch auf das Wort eines ehrlichen Mannes versichert, dass er ohne alle eigennützige Rücksichten über den berüchtigten Gesundheitstrank urtheilen kann, indem er weder praktischer Geburtshelfer ist, noch auf irgend eine auch noch so entfernte Weise mit dem Quedlinburgischen Wunderthäter in persönlicher Beziehung steht, ja, was noch mehr ist, in der Gegend, in welcher Rec. lebt, so viel ihm bekannt geworden, der Gesundheitstrank nicht gebraucht wird.

Der Vf. der vorliegenden Schrift hat den Ton der Persiflage gewählt, um seinen Gründen gegen den Gesundheitstrank (der seinen Namen hat, wie *lucus a non lucendo*) Eingang zu verschaffen. Dieser Ton ist ihm meistens nicht verunglückt, nur Schade, dass durch einige bedeutende Druckfehler der Sinn manchmal entstellt wird. Er liefert einen ironischen Commentar zu der Lenhardtschen Nachricht von seinem Tranke, der sich im Ganzen recht gut eignet, das grofse Lesepublicum zugleich zu unterhalten und zu belehren.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 29. April 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zürich, b. Gesner: *Orlando der rasende, mit Anmerkungen und vorausgeschicktem Auszuge des Orlando inamorato.* Erster Band. 1797. 109 u. 251 S. Zweyter Band. 1798. 411 S. 8.

Nach *Meinhard's* ersten schwachen Versuchen, den Ariost in Deutschland einzuführen, bekamen wir die vollständige prosaische Uebersetzung des *Orlando furioso* von *Heinse*, dem Mauvillon in der Vorrede der seinigen eine Menge Misverständnisse aufrückte, aber auch solche Grazien verloren gehen liess, die allenfalls in Prosa hätten gerettet werden können: wiewohl es beide nicht an ausschweifender Bewunderung ihres Originals fehlen liessen. *Werthes* machte sich die Aufgabe, den Dichter in seinem eigenen Sylbenmaasse zu übertragen, und führte dies wirklich bis zum achten Gesange aus. Bey allem unverkennbaren Fleisse ist der Versbau so hart, die Reime sind oft so unrichtig, die unnachahmliche behende Zierlichkeit des Italieners geht so häufig in Trockenheit und Kraftlosigkeit über, dass man sagen kann, der Knoten sey hier mehr zerhauen als gelöst. Seitdem ist, so viel Rec. weiss, nur noch Ein Versuch in der *neuen Thalia* (III. B. 1 St.) erschienen, bey welchem die Stanze des Oberon gewählt ist; der aber noch nicht bis zu Ende des ersten Gesanges geht.

Die gegenwärtige Uebersetzung, wovon jetzt funfzehn Gesänge geliefert sind, ist in reimlosen fünf- und sechsfüssigen Jamben abgefasst. Zuerst von dieser Wahl. Der Vf. hat sich nirgends darüber erklärt, ob er seine Uebersetzung blos als eine auslegende, oder als eine poetische betrachtet wissen will. Ist jenes, so hat er mehr geleistet, als man fodern darf: denn für den Zweck des Lesers, der noch nicht geübt genug ist, den fremden Dichter ohne Hülfe zu verstehen, reicht eine richtige prosaische Verdeutschung hin. Allein man könnte zweifeln, ob nicht der metrische Zwang, so gering er in diesem Falle ist, doch zuweilen die genaue Wörtlichkeit unmöglich machen müsste, wodurch also der wesentlichen Bestimmung Abbruch geschähe. Für die Ausstattung des Gedichtes mit seinen eigenthümlichen Reizen hingegen ist durch die reimlosen Jamben gar nichts geschehen: es ist vielmehr, als ob man am Ende jeder Zeile ausdrücklich erinnert würde, dass hier etwas fehlt. Man denke sich nur den italienischen Text, sonst mit so geringen Veränderungen als möglich, in *versi sciolti* aufgelöst! Eine Uebersetzung des Ariost, die für poetisch gelten soll, muss nothwendig gereimt seyn. Woher es kommt, ist hier nicht der Ort zu erklären: aber gewiss bleibt es, dieser verwünschte Reim, der sich besonders in unserer Sprache so spröde beweist, ist eine Art von Zauberer, der die Dinge, ehe man sichs versieht, gänzlich verwandelt. Doch dies ist noch nicht genug. Wenn der anerkannte Grundsatz der poetischen Dolmetschung, ein Werk so viel möglich in seiner eigenen Versart nachzubilden, bey uns in vorzüglicher Ausdehnung gilt, weil das Deutsche für die mannichfaltigsten metrischen Formen empfänglich ist, so können wir uns wohl mit nichts geringerem begnügen, als mit einem rasenden Roland in eigentlichen *ottave rime*. Da nun hiebey die dreyfachen Reime eine fast unüberwindliche Schwierigkeit machen, und sich durch den Ocean von sechs und vierzig langen Gesängen hindurch zu arbeiten, eine wahre poetische Weltumseglung wäre; so hat man verschiednes als mittlere Auskunft vorgeschlagen, z. B. die freye jambisch anapästische Versart des neuen Amadis. Es ist aber zu fürchten, dass die Gesetzlosigkeit derselben in die Darstellung selbst übergehen, und das schöne Gleichgewicht zwischen fantastischer Willkühr und heiterer Besonnenheit aufheben möchte, was sie so reizend charakterisirt. Eben das gilt auf etwas andere Art von dem schon versuchten Gebrauch von Stanzen ohne dreyfachen Reim mit willkürlich verschlungenen Jamben verschiedner Länge: es fehlt ihnen der Schluss und die Rundung einer wahren Stanze. Die Strenge in der äussern Form, die epische Gleichförmigkeit in der Länge der Verse und in der unermüdeten Wiederkehr geordneter Reime scheint nothwendig, um dem wilden ritterlichen Romanzo Bildung und gesellige Anmuth zu geben. Unsre Sprache nimmt an Geschmeidigkeit durch vielseitige Bearbeitung so auffallend zu, dass schon vieles glänzend ausgeführt ist, was man vor nicht vielen Jahren noch mit Recht für unmöglich hielt. Man muss daher an nichts verzweifeln: eine halbe Auflösung der Aufgabe kann uns nicht befriedigen; bis sich also der Dichter findet, der Liebe genug zu der Sache hat, um ohne Aussicht auf angemessene Belohnung das ergötzlichste aller Rittergedichte auf eine seiner würdige Art in der deutschen Poesie einheimisch zu machen, müssen wir uns lieber mit blos auslegenden Uebersetzungen behelfen.

Als solche betrachtet, hat die gegenwärtige im Ganzen unstreitig das Verdienst der Richtigkeit, wenn sich auch hin und wieder noch Kleinigkeiten sollten

erinnern laſſen. So iſt bey dem Verſe: *Due pome acerbe, e pur d'avorio fatte*, (C. VII. St. 14.) der Sinn des *e pur* durch: „Zwey herbe Aepfel, *ſchier* von Elfenbeine," nicht erreicht. Es bezeichnet den ſcheinbaren Gegenſatz zwiſchen den beiden Beſchreibungen: „herbe Früchte, *und doch* aus Elfenbein gebildet." In einer Stelle, die man nicht gern genau erörtert, C. VIII. St. 49. ſcheint uns ebenfalls einiges nicht recht genommen zu ſeyn. — Auch Reinheit der Sprache läſst ſich mit wenigen Ausnahmen von dieſer Arbeit rühmen. S. 113. im II. B. fiel uns *aufkiken* als Provinzialismus auf, und S. 195. II. B. würden wir für *Argano* ſtatt *Hiſſe* doch *Kran* vorziehen. Bedeutender als dergleichen iſt es aber, daſs ſich der Vf. Härten der Wortſtellung und andere Freyheiten erlaubt hat, die kaum zur Erleichterung des gröſsten metriſchen Zwanges verſtattet werden dürften. Z. B. II. B. S. 225:

Und kann darüber mit ſich eins nicht werden.

Warum nicht:

Und kann nicht eins mit ſich darüber werden; — ?

I. B. S. 212: *Das verſammelt Volk.* Rigoriſtiſche Grammatiker haben den Dichtern die Auslaſſung der Biegungsſylbe des Adjectivs mit Unrecht ſogar nach dem unbeſtimmten Artikel unterſagen wollen; aber nach dem beſtimmten kann ſie durchaus nicht wegbleiben. II. B. S. 4:

Ein Wolf ſo groſs iſt ſchwerlich in Apulien
Zu finden;

für: ein ſo groſser Wolf. Es ginge an, wenn es hieſse: ein Wolf, ſo groſs, wie der. Eine ähnliche Umſtellung ſehen wir im Titel des Gedichtes, der wirklich dadurch verfehlt iſt. *Orlando der raſende* klingt wie ein Beyname, der von einer beſtändigen Eigenſchaft, nicht von einem vorübergehenden Zuſtande hergenommen iſt. Es iſt eben als wenn man ſagen wollte: Jeruſalem, das befreyete.

Wenn man von den Verſen auch nichts weiter fodert, als daſs ſie nur nicht geradezu miſsfällig klingen, ſo leiſten ſie ſelbſt dieſe mäſsigſte Foderung in vielen Fällen nicht. Die zuweilen eingemiſchten Anapäſte möchten am erſten hingehen: ſie haben doch den Vortheil, daſs durch ſie Ausdrücke in den Vers gebracht werden, die der reine Jambe nicht duldet. Aber das häufige Hinübergehen aus einem Verſe in den andern mit einem einzigen Fuſse, z. B. II. B. S. 23:

Bis er mit ſeinen Waffen lang' von ihm
Verſchmäht, | von Kopf zu Fuſse ſich bekleidet;
Und daſs Alcina nichts vermuthe, ſo gab
Er vor, | er wolle nur in ihnen ſich verſuchen.

iſt ſchon ſehr unangenehm; und vollends die Alexandriner ohne Abſchnitt! I. B. S. 208:

Der Undankbare, der Verräther, der Barbar —
Deshalb gab
Er vor, er wolle, um vom Hof mich zu entfernen —

II. B. S. 225:

Allein den andern kann ſie ſtets herunter ſetzen,
Und hätte ſie ihn bis zum Himmel auch erhoben.

Wir übergehen das Schlieſsen der Verſe mit unbedeutenden Nebenwörtchen, die am folgenden hängen, und dergleichen mehr.

Man wird es alſo nicht zu viel geſagt finden, daſs dieſe Verſe nur für eine Abtheilung zur bequemeren Ueberſicht für den, welcher das Original mit Hülfe der Verdeutſchung lieſet, gelten können. Dann ſollte ihnen aber auch nichts von der wörtlichſten Treue aufgeopfert, und ſo viel möglich Zeile durch Zeile wieder gegeben ſeyn. Davon fand Rec. indeſſen beträchtliche, und wie ihm dünkt, unnöthige Abweichungen. Wir geben, ohne beſonders auszuſuchen, folgende Probe. C. II. St. 18:

Veduto avreſte i cavalier turbarſi
A quell' annunzio, e meſti, e ſbigottiti,
Senza occhi e ſenzamente nominarſi,
Che gli aveſſe il rival coſi ſcherniti.
Ma il buon Rinaldo al ſuo cavallo trarſi
Con ſoſpir, che parean del foco uſciti,
E giurar per isdegno e per furore
Se giunge Orlando, di cavargli il core.

S. 52:

Die Ritter ſtanden bey der Nachricht ganz
Verdutzt; ſie ſahn ſich ſtarr ein Weilchen an,
Und ſchalten dann ſich blind und dämiſch, ſo
Des Nebenbuhlers Hohn ſich preis zu geben.
Drauf ging, mit Seufzern, heifs als ſtiegen ſie
Vom Feuer auf, Rinald zu ſeinem Pferde,
Und ſchwur voll Wuth, wenn ihm ſein Vetter nur
Begegnete, das Herz ihm auszureiſsen.

Auſser daſs die Ausdrücke *verdutzt* und *dämiſch* etwas unedles haben, wovon im Texte keine Spur iſt, (ein Fehler, worein der Ueberſetzer öfter verfällt) ſo könnte man ſich in reimloſen Jamben noch beträchtlich näher an die italieniſchen Worte halten:

Bey dieſer Zeitung hättet ihr die Ritter
Erſchrecken ſehn, und traurig und beſtürzt
Verblendet und bethört ſich ſelber nennen,
Daſs ſie der Nebenbuhler ſo verſpottet.
Der wackre Reinhold ging zu ſeinem Pferde
Mit Seufzern, die wie aus dem Feuer kamen,
Und ſchwur in der Entrüſtung und der Wuth,
Traf' er den Roland, ihm das Herz zu rauben.

In Reimen freylich nicht ganz ſo nah:

Die Ritter, bey der Zeitung ganz verſtört,
Sahn ſich beſtürzt und traurig an, und ſchwiegen.
Dann nannte jeder ſelbſt ſich blind, bethört,
Daſs er ſich lieſs vom Nebenbuhler triegen.
Jedoch der wackre Reinhold fuhr ſein Pferd
Mit Seufzern, die wie aus dem Feuer ſtiegen;

Und

Und schwört in der Entrüstung und der Wuth,
Treff' er den Roland, kost' es ihm sein Blut.

Wir setzen hier noch die Ankündigung als Probe her:

Von Frau'n und Rittern, Krieg und Liebeshändeln
Sing' ich, von Adelstitt' und kühnen Thaten,
Zu jener Zeit, da übers Meer die Mohren
Von Afrika zu Frankreichs Unheil kamen,
Geführt von Agramanten, ihrem König!
Der sich, erhitzt von jugendlichem Zorn
Und Uebermuth, vermafs, den Tod Trojans
An Karl, dem Röm'schen Kaiser, schwer zu rächen.

Zugleich will ich vom Paladin Orlando
Was man in Versen nie noch Prose sang,
Erzählen: wie er rasend ward vor Liebe,
Er, den man sonst für so verständig hielt; —
Wenn *sie*, die mich beynah in gleichen Fall
Mit ihm gesetzt und stets mein bischen Witz
Mir schmälert, noch genug davon mir gönnen sollte,
Um das was ich verspreche zu vollenden.

O möchtest du, des Herkuls edler Sprössling,
Du Schmuck und Ehre unseres Jahrhunderts,
Hippolit, was dir dein Diener weiht
Und nur dir weihen kann, mit Huld empfangen!
Durch Wort' und Schriften mag ich einen Theil
Von dem, was ich dir schuldig bin, entrichten;
Und geb' ich wenig, rechne mir's nicht zu;
Es ist je alles, was ich geben konnte.

Rec. würde sie in gereimten Stanzen etwa so zu geben versuchen:

Die Frau'n, die Ritter sing' ich, Lieb' und Kriege,
Die kühnen Abenteur, die feinen Sitten,
So man gesehn zur Zeit der Mohrenzüge
Aus Afrika, da Frankreich viel gelitten,
Da sie, mit jugendlicher Wuth zum Siege
Geführt vom König Agramant, gestritten,
Der sich vermafs, mit trotzigem Versprechen,
Den Tod Trojans am Kaiser Karl zu rächen.

Was man in Reim und Prosa nie erdachte,
Mach' ich zugleich vom Roland euch bekannt,
Wie ihn die Liebe toll und rasend machte,
Da man doch sonst ihn so gescheidt genannt:
Wenn *sie*, die auch beynah so weit mich brachte,
Und Tag für Tag mein kleines Maafs Verstand
Noch schmälert, mir genug davon will gönnen,
Um endens was ich euch versprach, zu können.

Und ihr, aus Herkuls herrlichem Geschlechte,
Hippolytus, die Zierde unsrer Zeit!
Empfangt mit Huld von dem euch eignen Knechte,
Was er euch weihen kann und willig weiht.
Der gern zum Dank ein bessres Opfer brächte,
Ist zu der Feder Thaten nur bereit;
Verschmäht mich nicht um die geringe Gabe,
Ich biete ja euch alles, was ich habe.

Diese Vorschläge stehen übrigens hier in keiner weitern Absicht, als blos um das, was wir oben über die Unentbehrlichkeit des Reimes bey einem Gedicht von *dem* Ton und Colorit sagten, anschaulich zu machen.

Am Schlusse jedes Gesanges sind erklärende Anmerkungen angehängt; besonders hat der Uebersetzer beym dritten viel Fleifs aufgewandt, die Genealogie des Hauses Este aufzuklären. Auch der einleitende Auszug aus dem *Orlando inamorato* ist zweckmäfsig, da der *Orlando furioso* bekanntlich als Fortsetzung davon entstand. Druck und Papier ist sauber, und von den beiden Titelvignetten von Lips die letzte, welche die Olimpia am Felsen und Roland mit dem Anker im Rachen des Seeungeheuers vorstellt, recht artig gerathen.

Leipzig, b. Hartknoch: *Eine Klatschgeschichte* von der Verfasserin des Werks: *Die Vortheile der Erziehung*. Aus dem Englischen. 1798. 336 S. 8. (1 Rthl.)

Diese Geschichte giebt sich auf dem Titel für nichts besseres als sie ist; nur die Bestimmung; „von der langweiligsten Gattung," hat die Vfn. hinzuzufügen vergessen. Die Fiction zum Eingange ist herzlich gemein ausgeführt, und die Schreibart geht nur so eben über dem Allzuplanen weg. Den Kern des Inhalts machen die Gefahren der Empfindsamkeit aus; oder der Leere und Albernheit lieber, an denen Mariannens eheliches Glück scheitert. Mit mehr Salz und Leben hätte sich wohl etwas eingreifenderes aus der Anlage machen lassen. Die Briefstellerey der zarten Freundinnen ist ganz gut charakterisirt. „Sie führte Buch über die Begegnisse jedes Tages, heifst es S. 141, „und sandte ihrer theuren Elise jeden Morgen zwey eng geschriebene Bogen zu." „Sollte ein skeptischer Kritiker" u. s. w. — hier folgt freylich eine gedehnte Tirade — „so „bedaure ich seine Unwissenheit, und verweise ihn „auf die Produkte meiner Zeitgenossinnen. Da wird „er lernen, dafs das Gefühl zum wenigsten so duktil „ist als das Gold, und, fein geschlagen, eine eben „so unbestimmbar grofse Oberfläche bedecken kann." Die arme Louise ist übrigens zu beklagen, auf den Mann, dem sie ihre Neigung geschenkt hat, nur durch ein beredtes Gebet, das er belauscht, Eindruck machen zu können. Eher entschliefst er sich nicht, „sie vor den Leiden einer Waise zu sichern, und sich „um die Liebe eines so hochachtungswerthen Frauen„zimmers zu bewerben." Die Uebersetzung eines solchen Originals müfste sehr schlecht seyn, um schlecht genannt werden zu können. Von dem Grade seines Werthes zeugt auch die „Auswahl" von matten Gedichten, die darin verwebt waren, und hier in der Ursprache hinzugefügt sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Düsseldorf*, in der Däzerschen Buchhandlung: *Theoretische Bruchstücke über die Natur der Erde, Sonnen- und Planetenwelt*, in Bezug auf verschiedene Wissenschaften; von *S. P. T.* 1798. 9 Bogen. 4. Der Vf. geht von dem hypothetischen Satz aus, dafs rings um den Mittelpunct der Erde ein heftig brennendes Feuermeer vorhanden sey, welches die vielen Vulcane beweisen, die auf allen Seiten der Erdkugel angetroffen würden. — Eine Folge dieses Feuers sind die Veränderungen der Erdfläche, sowohl Erhöhungen als Senkungen. Die Hebung der nördlichen oder Senkung der südlichen Fläche ist wahrscheinlich Ursache der Wasserverminderung im nördlichen und der Wasservermehrung im südlichen Ocean, welches wieder daraus bewiesen wird, dafs seit einem Jahrhundert Grönland sich ganz im Eise verloren und das Wasser an den nördlichen Küsten zurückgetreten ist. Wo das Centralfeuer den Meeresgrund berührt, oder ihm nahe kommt, verwandelt es das Wasser in Dünste und Wolken, woraus weiter alle wässrige Meteore und die Folgen derselben zu erklären sind. Je nachdem die Hitze dem Wasser mehr oder weniger nahe ist, entstehen nasse oder trockne Jahre. Brennt irgendwo der Meeresgrund durch, so stürzt sich Wasser ins Feuer, wird in Dämpfe verwandelt und giebt die heftigsten Explosionen, durch welche zuweilen Inseln gebildet werden, wo sich aber durch den Auswurf auch die Oeffnung selbst wieder verstopft, wo dann das Toben aufhört, dies war der Fall der bey Island neu entstandenen Insel. Ueberhaupt entstehen alle heifse Quellen aus dem Centralfeuer. Sollte dieses Feuer seine ganze Kräfte auf einmal fallen lassen und sich der Abgrund mit Wasser füllen; so würde das Ende aller Dinge erfolgen, deren Erneuerung erst wieder durch im Innersten der Erde sich entzündendes und immerfort brennendes, folglich die Meeresausdünstung beförderndes Feuer möglich würde.

Aus der Erhebung und Senkung der Erdfläche oder einzelner Stellen, die durch das Centralfeuer bewirkt wird, soll man im voraus auf milde oder kalte Winter schliefsen können. — Diese Ursache dürfte aber wohl sehr unzureichend befunden werden, wenn man bedenkt, dafs oft mitten im strengsten Winter, bey blofser Aenderung des Windes die strengste Kälte abschlägt und in eine sehr laue Temperatur übergeht; dies müfste ja recht sichtbare, kurz aufeinander folgende Undulationen geben. Der Vf. drückt sich hierüber auf folgende Art aus: „Auf unserm Standpuncte kann sie (diese Ausdehnung) vielleicht merkbar seyn; — um es aber zu wissen, müsten wir ein sicheres Maafs unseres südlichen Horizonts haben, — nämlich wir müsten wissen, ob die Sonne mit unserm südlichen waagrechten Horizont, in unsern Augen den nämlichen Winkel in jetzigen und künftigen Wintern und Sommern bilde, den sie seit zwey und mehr tausend Jahren gebildet hat." —. Der Vf. will wohl hiermit sagen, wir müsten untersuchen können, ob die Mittagshöhe der Sonne bey gleichem Orte derselben in der Ekliptik und gleicher Schiefe der Ekliptik, immer gleich grofs über den scheinbaren Horizont eines Orts bliebe. — Als ein Mittel dazu zu gelangen giebt er folgendes an: „Die Erforschung sollte man sich bey einer accurat bemerkten Mittagslinie sehr leicht vorstellen, wenn durch ein Paar gegen Morgen und Mittag gelegene Fenster einer grofsen Stube, an der entgegenstehenden Wand der Stand der Sonne zu gewissen Winter- und Sommerstunden gezeichnet und bemerkt würde; die hier entstehende Winkeldifferenz würde uns die Berechnung geben, wie hoch die Erdfläche gegen Norden oder Süden ausgedehnt, oder gesunken sey, und hiernach liefse sich schon im October oder vielleicht noch eher, die Strenge des Winters berechnen. Wenn der südliche Horizont gesunken ist, so fallen die Sonnenstrahlen perpendicularer und erwärmen also mehr; ist der nördliche gesunken, so gleiten sie mehr ab und können also nicht mehr so wirksam auf Wärme seyn." — Durch die Marken an der Wand wird der Vf. nicht viel sichere Anzeigen erhalten, da sich dieselben aus gar mancherley Ursachen verrücken können, und aufserdem kann ja auch der südliche Horizont sinken und steigen und doch das Haus mit der Wand und Marke, so wie die Sonne, ganz ungeändert bleiben. Uebrigens wird auch eine kleine Aenderung im Winkel, unter welchen die Sonnenstrahlen die Erdfläche treffen, so grofsen Unterschied in der Temperatur nicht bewirken können, wie man dieses an Bergflächen, die von der Sonne oft unter völlig rechten Winkeln beschienen werden, bemerken kann. Wie könnte endlich auch eine solche Aufschwellung des Erdbodens möglich werden, ohne dafs senkrecht darauf stehende Dinge aus ihrer Lage gebracht, oder Risse verursacht würden!

Die Erscheinungen in den Bergklüften erklären sich ebenfalls aus diesem Centralfeuer. Der Ursprung und die Unterhaltung selbst ist ein Gemisch von Oel und Wasser, das in einer ewigen Gährung im Mittel der Erde unterhalten wird. Alle bekannte Vulcane strömen nach der Peripherie hin, und dies ist ein Beweis, dafs sie die Rauchfänge des Feuerheerdes sind.

Denkt man sich den Mittelpunct des unterirdischen Feuermeeres unter der Linie und an beiden Polen den dicksten Theil der Erdkruste, so hat man die Ursache der stärkern Ausdünstung zwischen den Wendekreisen und der mindern Austreibung und gröfsern Kälte an den Polen." — Dies wird dem Vf. schwerlich ein Physiker zugeben, da der längere Aufenthalt der Sonne über dem Horizont und der gröfsere Sinus des Winkels unter welchem sie auffallen, so sichtbar mit der Erwärmung zusammenhängt.

„Vor der Entzündung des unterirdischen Feuers war die Erde eine Art wohlgemischter Teig, ohne festes Land, ohne Meer und Flüsse. Nach der innern Entzündung trieb die Hitze alles Gewässer nach aufsen und verhärtete daher die innern festen Körper. Hieraus entstand eine völlig im Wasser schwimmende und überall mit Wasser umgebene Kugel und das erste sichtbare Land entstand durch vulcanisch erhöhete Berge. Wie das Feuer der Erdkruste näher brannte, entstanden Erdfälle und Eindringung des allgemeinen Oceans zur Feuermasse und daher heftige Austreibung der Erdkruste — dies war die Ursache des festen Landes und der Inseln. — Wäre diese Hypothese gegründet, so müste man wohl mehr Spuren des Feuers im Innern der Gebirge finden, als es wirklich der Fall ist, da man vielmehr Spuren von Wasserwirkungen darin entdeckt.

Die tödtliche Luft in den Bergwerken und Brunnen erklärt der Vf. aus einem Mangel an Bewegung und aus einer daher entstehenden Verdichtung derselben; — er hätte sich aber erinnern sollen, dafs verdichtete Luft in der Taucherglocke nicht dadurch schädlicher, oder verdorbene Luft durch Verdünnung unschädlicher geworden ist. Am wenigsten bewirkt Kalk, wie der Vf. meynt, in alte Gruben geworfen, durch Luftverdünnung die Verbesserung der Gruben. So ist z. B. die reine inflammable Luft so verdünnt, dafs sie hierin von der atmosphärischen, sehr gut respirablen, um mehr als das zehnfache übertroffen wird, und doch kann sie nicht geathmet werden. Weiterhin stellt der Vf. noch gewagtere Sätze auf, als: „Jeder Körper hat in sich selbst einen Mittelpunct der Schwere, wodurch seine Theile zusammengehalten werden; dies ist der Ruhepunct seiner Theile; aber jeder Weltkörper hat den Hauptmittelpunct der innern Schwere, dieser ist der Ruhepunct aller Körper seiner Peripherie. Die Sonne hat den schwersten Mittelpunct ihrer Schwere, daher die anziehende Kraft gegen ihre leichten Planeten. Der Mittelpunct der Schwere ist Wärme oder Feuer; je dichter und trockner diese ist, desto mehr anziehende Kraft, folglich desto mehr Schwere; also mufs das Sonnenfeuer das dichteste, trockenste und schwerste seyn." — Dies ist für unsere mechanischen Begriffe zu hoch, wir können dem Vf. nicht weiter folgen und überlassen es andern, diesen physikalischen Icarus bey seinem Fluge zu begleiten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 30. April 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Braunschweig, in d. Schulbuchhandl.: *Beyträge zur öffentlichen und gerichtlichen Arzneykunde.* Herausgegeben von D. *Theodor Georg August Roose*, Professor zu Braunschweig. Erstes Stück. 1798. 192 S. 8. (12 gr.)

Bey den verschiedenen und oft beträchtlichen Schwierigkeiten, mit welchen der gerichtliche Arzt bey Verwaltung seiner Geschäfte zu kämpfen hat, und bey den mancherley Widersprüchen, welche über mehrere die gerichtliche Arzneywissenschaft betreffende Gegenstände bisher obwalteten, muss jeder Beytrag, welcher dahin abzweckt, jenen Schwierigkeiten, wo möglich, Grenzen zu setzen, und in Rücksicht dieser Widersprüche die verschiedenen Meynungen durch gründliche Prüfung zu vereinigen, und dadurch ein helleres Licht über manche zu dieser Wissenschaft gehörige Lehre zu verbreiten, dem gerichtlichen Arzte eine sehr willkommene Erscheinung seyn. Der berühmte Herausgeber dieser Beyträge, welche jenem Zwecke vollkommen entsprechen, wurde durch die Erlaubniss des Fürstl. Obersanitätscollegiums zu Braunschweig, die interessantesten zur gerichtlichen Arzneykunde gehörenden Fälle aus der Registratur desselben öffentlich bekannt zu machen, zunächst zu der Herausgabe derselben bestimmt, in welchen er aber auch andere Abhandlungen über Gegenstände der gesammten Staatsarzneykunde aufnehmen wird. Jeder gerichtliche Arzt, dem Erweiterung und Berichtigung seiner Kenntnisse am Herzen liegen, wird diesem preiswürdigen Collegium, dem das Land schon so manche nachahmungswürdige Medicinalanstalt verdankt, für die Veranlassung der Publicität dieser lehrreichen Beyträge gewiss sich verpflichtet erkennen.

Dieses erste Stück enthält folgende Aufsätze: I. *Ueber die nachtheiligen Wirkungen der Anwendung der Kälte auf neugeborne Kinder beym Taufen derselben, vom Herausg.* Ein mit Sachkenntniss und Gefühl für Wahrheits- und Menschenliebe geschriebener Aufsatz über einen eigentlich medicinisch-polizeylichen Gegenstand, über welchen, seiner Wichtigkeit ungeachtet, so wie über mehrere Gegenstände der medicinischen Polizey, bis jetzt in den wenigsten Ländern noch öffentlich etwas verfügt worden ist. Die Rüge des verdienten Vfs. trifft nicht allein das (an den meisten Orten jetzt wirklich abgeschaffte) Begiessen des Kindeskopfes mit *kaltem* Wasser bey der Taufe, wogegen schon *Franck* in seinem Meisterwerke eiferte, sondern auch überhaupt *das Taufen der Kinder in der Kirche.* Mit Recht sagt der Vf., man gebe hier die Kinder bey ungünstiger Jahrszeit und Witterung den nachtheiligen Wirkungen der Kälte nicht blos beym Hin- und Zurücktragen in und aus der Kirche, sondern auch während der Taufhandlung selbst, preis. Der starke Erwachsene scheue sich oft vor dem widrigen und nachtheiligen Eindrucke einer kalten stürmischen Luft, der schwächliche Erwachsene bekomme Schnupfen, Rheumatismen etc. davon, und dennoch wage man es, ein eben gebornes Kind diesen Eindrücken auszusetzen. Wüsste man nicht, dass der menschliche Geist sich an alles gewöhnte, so sey es unbegreiflich, wie man *dieses* so übersehen könne. Man müsse nun noch besonders in Anschlag bringen, welchen plötzlichen Veränderungen durch diesen Transport das Kind ausgesetzt werde, wenn es aus der oft so heissen Wochenstube seiner Mutter herausgerissen und in eine so kalte Atmosphäre gebracht werde, um ein Mitglied der Verehrer einer Lehre zu werden, deren Zweck es ist, Glück und Wohlfahrt überall, auch über dies Kind zu verbreiten. Man könne freylich nicht mit Zahlen berechnen, wieviel von den Kinderkrankheiten auf Rechnung dieser frühzeitigen Erkältung geschrieben werden müssten; aber man müsse seine Urtheilskraft verleugnen, wenn man einen bedeutenden Antheil derselben an der Entstehung mancher Kinderkrankheit verkennen wolle. Rec. erinnert sich eines Falles, wo ein gesundes Kind von drey Tagen, welches den von dem Vater dem Geistlichen deshalb gemachten Vorstellungen ungeachtet, aus der heissen Stube in strengster Winterkälte in die Kirche getragen und mit kaltem Wasser getauft worden war, sogleich erkrankte und einen serpiginösen Ausschlag über den ganzen Körper, vorzüglich aber auf das Gesicht bekam, der der Anwendung der zweckmäßigsten Mittel trotzte und bis in sein zweytes Jahr dauerte. — Es wäre sehr zu wünschen, dass man diesem Gegenstande mehr Aufmerksamkeit schenken und dass man allenthalben, wie in Dänemark, es in den freyen Willen der Aeltern stellen möchte, ihre Kinder in der Kirche oder im Hause taufen zu lassen. Aber leider werden nur Aufsätze dieser Art selten von Personen gelesen, die zunächst auf dergleichen heilsame Abänderungen zu wirken im Stande sind: der Arzt kann gröstentheils sie nur — wünschen! II. *Gutachten des Fürstl. Obersanitätscollegiums zu Braunschweig, über eine heimlicher Schwangerschaft und Geburt verdächtige Person, abgefasst v. Herausg.*

Es beschäftigt sich mit der Beantwortung der von der Justizkanzley vorgelegten Frage: Ob die Person, welche durch Ausbleiben der Monatszeit und Anschwellung des Leibes zuvor in dem Verdacht der Schwangerschaft gewesen, und beym zufälligen nachherigen Auffinden eines neugebornen Kindes im Brunnen ohnweit ihrer Wohnung in Inquisition gekommen war, geboren habe? Sie fiel, obgleich der Physicus bey der Untersuchung den Unterleib voll Runzeln und Närbchen und den Eingang zur Mutterscheide erweitert gefunden hatte, verneinend aus, weil die Lippen des Muttermundes ohne Ungleichheiten und Einkerbungen, die Brüste nicht schlaff, auch milchleer befunden und einer Verletzung des Schaambandes gar keiner Erwähnung geschehen war. III. *Gutachten über einen angeblich geschehenen Kindesmord, abgefafst v. Prof. Hildebrandt.* Ein lehrreiches Muster, wie der Arzt sich zu benehmen hat, wenn zwar die moralische Wahrscheinlichkeit gegen die Inquisitin ist, die physikalischen Thatsachen aber nicht hinreichen, den Ausspruch gegen sie zu thun. IV. *Gutachten desselben Collegiums über die Tödtlichkeit einer Zerreifsung der Milz, abgefafst v. Herausg.* Sie war durch einen Schlag mit einem Splitter in die linke Seite, welchen ein Mann seiner Frau versetzt hatte, veranlafst. Es wurde auf zufällige Letalität erkannt, weil das Weib noch etliche Tage gelebt und man bey der Legalsection die Milz mürbe gefunden hatte. V. *Gutachten desselben über ein der Angabe nach vorsätzlich befördertes Fehlgebähren, abgefafst von Ebendemf.* Ein seltner Fall, aus welchem die Wichtigkeit des *audiatur et altera pars* auch in der *Jurisprudentia medica* deutlich hervorgeht. VI. *Auszug eines Gutachtens desselben über die wahrscheinlichste Todesart eines heimlich gebornen Kindes.* Enthält eine gerechte Rüge der Fahrlässigkeit, mit welcher oft bey der Aufnahme des Fundscheins und der Abgabe des darauf gegründet seyn sollenden Urtheils zu Werke gegangen wird, der öftern Unvollkommenheit der Sectionsberichte und des Mangels der nöthigen Uebereinstimmung derselben mit den gerichtlichen Obductionsprotocollen. In vorliegendem Falle hatte der Physicus auf Vitalität und völlige Reife des Kindes erkannt, ohne den kleinen Leichnam weder gemessen und gewogen, noch auch seine übrige Beschaffenheit, in sofern diese darüber hätte Auskunft geben können, zu Protocoll gegeben zu haben. VII. *Gutachten desselben über einen angeblich durch Unvorsichtigkeit einer Hebamme bewirkten Todesfall eines neugebornen Kindes.* Das Kind war, während die Hebamme, um ein Tuch zusammen zu legen, aufgestanden war, plötzlich von der Kreifsenden herab in ein unter sie gestelltes Camillenbad geschossen und durch heftige Verbrennungen an Kopf und Gliedern verletzt und starb, nachdem es acht Tage ohne ärztlichen Beystand gelegen hatte. Das Collegium sprach die Hebamme, die sich nach Aussage der Zeugen weiter keine Unachtsamkeit gegen die Gebärerin hatte zu Schulden kommen lassen, immer vor ihr gesessen hatte und nur in der Zwischenzeit der Wehen einmal aufgestanden war, um anderweitige Hülfleistungen zu veranstalten, von grober Verwahrlosung frey, und erklärte den Tod des Kindes für wahrscheinlich zufällig. (Rec. erinnert sich einer ähnlichen tragischen Begebenheit, wo ein neugebornes Kind von einer alten Hebamme, deren Gehör und Gesicht schon sehr stumpf waren, in eine Mulde voll siedenden Wassers, welche zum Baden desselben von einem andern Weibe mit den Worten herbeygetragen war, dafs sie erst kaltes Wasser zum Hinzugiefsen holen wolle, gelegt und sammt den Händen der Hebamme so sehr verbrannt wurde, dafs sich sogleich vom gröfsten Theile des Körperchens und der Hälfte des Kopfs die Epidermis bey der Berührung lostrennte, bey schnell angewandter zweckmäfsiger und unermüdeter Hülfleistung aber doch am Leben blieb.) VIII. *Regeln, welche bey der medic. gerichtlichen Untersuchung todtgefundener neugeborner Kinder zu beobachten sind, v. Herausg.* Eine vollständige und gründliche Anleitung zum *Savoir faire* des gerichtlichen Arztes über diesen Gegenstand, werth, in den Händen jedes Physicus und gerichtlichen Wundarztes zu seyn und zu diesem Ende besonders gedruckt zu werden. IX. *Zweifel, von Ebendemf.* Sie betreffen die Anwendbarkeit der Ploucquet'schen Lungenprobe bey Kindern, die an Verblutung gestorben sind; die absolute Tödtlichkeit der Verletzungen der Kopfschlagadern und der Fleischwunden des Herzens; das Flüssigbleiben des Bluts in Leichen, so aus dem Wasser gezogen sind, als alleinigen Beweis des Ertrinkens und die Wirkungen der Zusammenschnürungen der Blutgefäfse des Kopfs beym Erdrosseln, gegen Brinckmann. Wir sehen mit Vergnügen den folgenden Heften dieses lehrreichen und unterhaltenden Journals entgegen.

Erfurt, b. Beyer u. Maring: *Chemische Receptirkunst, oder Taschenbuch für praktische Aerzte, welche bey dem Verordnen der Arzneyen Fehler in chemischer und pharmaceutischer Hinsicht vermeiden wollen*, von D. J. B. Trommsdorff, Professor der Chemie zu Erfurt, wie auch Apotheker daselbst u. s. w. *Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe.* 1799. 350 S. 8. (1 Rthl.)

Die Fehler, deren sich mehrere Aerzte bey der Verschreibung zusammengesetzter Heilmittel schuldig machen, haben oft zu bedeutende Folgen, als dafs man gleichgültig dabey seyn, oder wohl gar die Bemühungen sachkundiger Männer, welche nicht durch Spott, der meistentheils seinen Zweck verfehlt, sondern durch gute Anweisungen, deren fleifsiger Gebrauch jene Aerzte wider dergleichen Fehler sichern kann, den erwähnten, gemeiniglich nachtheiligen Folgen vorzubeugen die Absicht haben, mifsbilligen oder für entbehrlich halten könnte. Wir haben daher die Schriften eines *Tode* und anderer Gelehrten, die vorzüglich den angeführten Zweck zu erreichen bedacht gewesen sind, mit Beyfall gelesen

lesen und bey vorkommenden Gelegenheiten empfohlen, und wir haben auch das angezeigte Werk des Hn. *Tr.*, der dasselbe in der nämlichen Hinsicht ausgearbeitet hat, mit Vergnügen in die Hände genommen; denn wir glaubten, von diesem Vf. mit Recht ein nützliches Buch über diesen Gegenstand erwarten zu können, da er sich schon durch einige andere Schriften als einen guten Apotheker und Scheidekünstler bekannt gemacht hat. Und wirklich enthält seine *chemische Receptirkunst*, wie er dieses Buch betitelt hat, manche gute Regeln und Vorschriften, deren Befolgung die Aerzte und Wundärzte, die das Studium der Chemie und Pharmacie vernachlässigt haben, wider viele von jenen Fehlern sicher stellen kann, und sie verdient also in diesem Betrachte mit Beyfall angezeigt zu werden. Indessen können wir sie doch nicht unbedingt loben; sie hat unsere Erwartung nicht so, wie wir wünschten, befriedigt, und wir haben an mehrern Stellen Fehler bemerkt, welche von Nachlässigkeit oder Uebereilung zeugen, und also deutlich darthun, dass der Vorwurf, den man schon andern Schriften dieses Vfs. gemacht hat; auch auf das vor uns liegende Werk ausgedehnt werden kann. Wir wollen, um eines Theils unser Gutachten zu bestätigen, und andern Theils den Vf. zu veranlassen, dass er künftig mehr Fleiss auf seine Arbeiten wende, einige Fehler, die wir in unserm Exemplar angestrichen haben, anführen und berichtigen. S. 18. behauptet der Vf. das *Eberreisextract* sey ein unwirksames Mittel; aber dieses ist sehr bitter und besitzt alle die Tugenden, die man von einer bittern Arzney erwarten kann, in einem vorzüglichen Grade; freylich hat es nichts von dem Oele der Pflanze, aus der es bereitet worden ist, in sich, aber dieser Umstand thut hier nichts zur Sache; denn das *Wermuthextract*, das S. 19. als ein wirksames Mittel aufgeführt wird, enthält ebenfalls nichts von dem ätherischen Oele des Wermuths. S. 21. Der *rohe Weinessig* ist nicht saurer, sondern weniger sauer als der *destillirte Essig*, wenn nur dieser gut zubereitet worden ist, und der Vorzug, den Hr. *Tr.* jenem vor diesen, in diesem Betrachte ertheilt, ist ungegründet; S. 22. die *medicinischen Essige* sind zum Theil allerdings sehr gute Heilmittel, sie verlieren aber, wenn sie eine Zeitlang gestanden haben, aus einer leicht begreiflichen Ursache ihre meiste Wirksamkeit, oder schlagen, wie man zu sagen pflegt, so um, dass sie gar nicht mehr zu gebrauchen sind; dieser nachtheiligen Veränderung, die sich mit diesen Producten zuträgt, hätte billig gedacht werden sollen; die beiden *Mohne*, die S. 26 und 27. angeführt werden, sind nicht nur in den hier angegebenen Formen, sondern auch in der Gestalt von Bissen und Pillen gut einzunehmen, und die *Assa foetida* kann man allerdings zu Lattwergen setzen; denn wir haben gefunden, dass sich diese Drogue nicht nur sehr gut in diese Form bringen, sondern auch bequem einnehmen lässt. S. 70. Die *Spiessglasbutter* haben wir oft durch Beymischung einer kleinen Portion Wassers weniger ätzend gemacht, sie kann folglich mit wenig Wasser allerdings, und ohne dass eine Zersetzung derselben vor sich geht, verdünnt werden; S. 81. die *Feigen* nimmt man auch zuweilen zu Abkochungen, und das *gelbe Wachs* wenden mehrere Aerzte in der Verbindung mit Kalkwasser als ein innerliches Heilmittel an; S. 107. der *auflösliche Weinstein* hat uns oft bessere Dienste geleistet, als manche andere Mittelsalze und wir können ihn daher nicht für ein unbehrliches Mittel halten; auch zweifeln wir, dass er sich von selbst, durch die Länge der Zeit, wieder in Weinsteinrahm verwandle; wenigstens haben wir diese Erscheinung nie bemerkt. Von der *brasilianischen Brechwurzel* sagt der Vf. S. 162. dass sie durch das Kochen, ja schon durch die blosse Behandlung mit heissem Wasser, viel von ihrer Wirksamkeit verliere; dieser Behauptung widerspricht aber die Erfahrung; denn der bekannte Aufguss des *Gianella* hat sich gewiss vielen Aerzten durch seine Heilkräfte empfohlen. S. 198. Das *versüsste Quecksilber* wird freylich durch das Kalkwasser zum Theil zersetzt, dennoch giebt es in der Verbindung mit dieser Flüssigkeit ein nützliches Heilmittel, von dem die Wundärzte nicht selten Gebrauch machen. S. 220. Der *Spiessglassalpeter*, wenigstens der, welcher nach *Selle's* Vorschrift verfertigt worden ist, enthält allerdings vitriolisirten Weinstein; auch hat er noch etwas schweisstreibendes Spiessglas in sich; denn die sogenannte *Materia perlata*, die man sonst aus dem Auswaschewasser des mit drey Theilen Salpeter verpuften Spiessglases niederzuschlagen pflegte, bleibt damit verbunden. Den *Wallrath* hält Hr. *Tr.* S. 304. für das Gehirn des Pottfisches, und von den *spanischen Fliegen* behauptet er S. 78. dass das Wirksame derselben im Harze liege, der Bestandtheil, den der Weingeist von diesen Insecten in sich nimmt, weicht aber von andern Harzen sehr ab und der Ausdruck, den der Vf. gewählt hat, ist also sehr zweydeutig. — Ausser diesen Fehlern haben wir auch an einigen Orten (z. B. S. 166. vorletzte und letzte Zeile vergl. mit S. 316. 1te u. 2te Z. ferner S. 121. Z. 15 ff. vergl. mit S. 224. Z. 19 ff. S. 307. Z. 4 ff. vergl. mit S. 309. Z. 12 ff. S. 58., wo der *Kellerwurm* unter dem Namen *Asellus* und S. 205. wo eben dieses Insect unter dem Namen *Millepedes* aufgeführt worden ist u. s. w.) Wiederholungen, und an andern (z. B. S. 96. Z. 23. 24. vergl. mit S. 91. Z. 3. von unten u. s. w.) Widersprüche bemerkt, welche, so wie jene Fehler, gewiss hätten vermieden werden können, wenn der Vf. das Manuscript vor dem Abdrucke nochmals mit der gehörigen Aufmerksamkeit durchgelesen hätte. Wir wünschen, dass er dieses in der Folge, bey Besorgung einer neuen Auflage, thun, und sowohl die fehlerhaften Stellen, die wir angezeigt haben, verbessern, als sich auch an manchen Orten (z. B. da, wo die Rede von den Laugensalzen ist, ferner bey *Gummi Sagapenum* und andern ähnlichen Schleimharzen, wo er auf *Gummi Galbanum* oder *ammoniacum* verweisen kann u. s. w.) der Kürze mehr, als in dieser Auflage geschehen ist, befleissigen möge.

Hannover, b. Hahn: *Ueber die epidemiſche Ruhr*, von D. *Carl Chriſtian Matthäi*. 1797. 248 S. 8.

Wir werden hier mit einem vorzüglichen Kopfe bekannt, der ſelbſt denkt, ſeinen eignen Gang geht, und das Publicum zu angenehmen Erwartungen berechtiget.

Bis S. 71. geht er die bisher angenommenen Entſtehungsurſachen der Ruhr durch — eine ſcharf gewordene, in Fäulniſs übergegangene Galle — eine unterdrückte verdorbene Ausdünſtungsmaterie, und mit ein Paar Worten, die rheumatiſche auf die Gedärme geworfene und mit fauler Galle und andern Darmſäften vermiſchte Materie — und zeigt ihre Unzulänglichkeit mit einem ungemeinen Scharfſinn. Seine eigne Meynung (S. 72.) „eine in der Luft ſich aufhaltende reizende Materie ſchleicht ſich durch die Einſaugungsgefäſse der Haut und der Lunge zu den Eingeweiden, reizt die für ſie hauptſächlich ſpecifiſche Reizbarkeit beſitzenden dicken Gedärme und macht daſelbſt eine krampfhafte Anſtrengung der Fibern, wodurch Schmerz, Stuhlzwang, Blut- und Schleimabgang verurſacht wird" hat, wenn der angenommene Urſprung dieſer Materie weggerechnet wird, viel für ſich; die gedachte Ableitung aber aus der Luft verführt ihn, ſich auf die Seite derer zu neigen, die dieſes Miasma in der atmoſphäriſchen Luft als ihrer Urquelle annehmen; ſie verführt ihn endlich S. 93. die Anſteckung der Ruhr zu leugnen, ein gewagter, und für das Wohl der Menſchen bedenklicher Satz. Dieſe letztere Behauptung, welche in den neuern Zeiten, ſeit ſie Mode ward, die Mutter der gefährlichſten Unvorſichtigkeiten ſelbſt unter dem Landvolke geworden iſt, lieſse ſich ſehr leicht aus den Daten des Vfs. ſelbſt (von S. 71 bis 93.) die er aus andern Abſichten anführt, widerlegen. Die Miasmen ſind freylich faſt alle in Luft aufgelöſst, ehe ſie Angriffe auf unſern Körper thun; aber in welcher Luft? War dieſe, als ſie uns anſteckte, ein gleichartiger Theil des übrigen groſsen Meeres von Atmoſphäre, welche damals unſern Welttheil umſpühlte? oder war es die umgeänderte (*mit Miasm menſchlichen Urſprungs geſättigte*) Luft, die in jenem unſaubern Stadtwinkel, in jenem vollgepfropften Spitale, in jenem muthloſen Feldlager auf ſumpfigem Boden, in jener belagerten Stadt verweilte? Daſs die Ruhr nur unter mehrern Bedingungen auf Seiten des anzuſteckenden Körpers anſteckt, daraus folgt ihre Unmittheilbarkeit nicht!

Der Vf. ſetzt die Zeit des erſten Angriffs der Krankheit bis zu ihrem Ausbruche gewöhnlich auf drey Tage, welches auch mit Rec. Beobachtung übereinſtimmt, die Zeit der Unfähigkeit aber, die Ruhr zum zweytenmale zu bekommen, die der Vf. auf ein Jahr ſetzt, getraut ſich Rec. auf weit mehrere anzunehmen.

Die Zeichnung der *Ruhrſymptome* (S. 107 u. f.) iſt meiſterhaft. Nur des Geſchmackes im Munde hätte noch erwähnt werden ſollen. *Vorherſagung* S. 123. Das Erbrechen gleich beym Antritte der Krankheit war ein ſehr gefährliches Zeichen. Das Fieber beſtimmte eben ſo wenig, als der Puls. Die Schwämmchen waren kein durchaus gefährliches Symptom. Aus dem ſchwankenden Urin lieſs ſich nichts abnehmen. Hinzutretende Ausſchläge an und in dem Munde ſo wie an dem Leibe, waren günſtig, ſo wie ſchon vorher anweſende Hautausſchläge die Anſteckung verhinderten. *Heilung* S. 141. Hier ſcheint der Vf. ſeiner eignen Ueberzeugung (die er, wie oben gerühmt, im erſten Kapitel ſo vortrefflich vorgetragen) über die Nichtentſtehung der Ruhr vom Uebermaaſs fauler Galle und zurückgetriebenem Ausdünſtungsſtoffe untreu geworden zu ſeyn. Brechweinſtein um (Uebelkeit und Angſt und) *Ausführung von oben und unten* zu bewirken, groſse Blaſenpflaſter auf den Unterleib, warme Bäder, Aderlaſſen und Mohnſaft oder vielmehr Bilſenkraut waren faſt ſeine einzigen Mittel, die er ſo einfach und unvermiſcht gab, wie es einem einſichtsvollen Arzte gebührt. Schade! daſs er die Krähenaugen und die Arnikawurzel in dieſer Rückſicht nicht kannte! Man kann deshalb annehmen, daſs er blos aus Mangel der beſten Mittel ſeine Grundſätze im erſten Kapitel hat verleugnen *müſſen*. S. 177. *Ueberſicht des Witterungszuſtandes* des ganzen Jahres (aus dem ſich nichts ſchlieſsen lieſs.) S. 183. *Belege aus andern Schriften*.

Nürnberg, in Commiſſion der Steinſchen Buchh.: *Der redliche Dorfbader, ein mediciniſch-chy(i)rurgiſches Taſchenbuch zum ſchnellen und ſichern Gebrauch in verſchiedenen Krankheiten und Nothfällen*, von *F. G. Nonner*, Bader in Prutting. Neue Auflage. 1797. 476 S. 8. (16 gr.)

Nur der erſte Bogen dieſes 1791. zuerſt erſchienenen Buches, ſcheint neu aufgelegt zu ſeyn. — Der Vf. hielt es „für ſeine Pflicht, dies Buch herauszugeben, um dadurch die geſunkene Ehre des ganzen Standes und die Ehre des Landes zu retten," und wenn ihm dies gelungen wäre, dann hätte er freylich Urſache, ſein Buch nur „in Betracht der Koſten geringſchätzig" zu nennen. — Weil er ſeine Arbeit nicht für Kunſtmänner (!) ſondern für Landchy(i)rurgen und angehende Praktiker geſchrieben, meynt er allen Anfällen der ſchnellen Kritik ſicher zu entgehen! Aber gerade deshalb iſt ſein Buch einer ſtrengen Kritik um ſo mehr unterworfen, und dieſe kann die Anrathung von 2 bis 4 Gran Bleyzucker als eines zuſammenziehenden Mittels, einer Gabe von 20 Gran weiſsen Vitriol zum gewöhnlichen Brechmittel etc. ihrer Gefahr wegen doch nicht ohne Warnung hingehen laſſen, wenn ſie auch die angerathenen Mumien u. dgl. überſehen möchte. Die Beſchreibungen der meiſten Krankheitsumſtände, in welchen die nach ihren Kräften geordneten Arzneymittel anzuwenden ſind, ſind meiſtens gut, weil ſie aus Störk und andern compilirt ſind. An Receptformeln fehlt es auch nicht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. May 1799.

PAEDAGOGIK.

1) LEIPZIG, b. Martini: *Der Marquisin v. Lambert sämmtliche Schriften zur Bildung junger Frauenzimmer*, frey bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von *Karl Heinr. Heydenreich*. Mit einem Titelkupfer. 1798. XVI und 278 S. 8. (21 gr.)

2) LEIPZIG, b. Gräff: *F. Burton's Vorlesungen über Erziehung und Sitten*. Aus dem Englischen übersetzt. *Erster Band*. Zweyte verbesserte Auflage. XVI u. 282 S. 8. (18 gr.)

Beide Schriften sind der Classe des weiblichen Geschlechts, welche nicht eine Abneigung gegen Werke hegen, die sie über ihre Pflichten belehren wollen, sehr zu empfehlen. Sie sind auch schon längst, einiger Mängel ungeachtet, im Besitz der Achtung, die ihnen gebührt. Die Bearbeitung der Schriften der Frau v. Lambert, die freylich durch die Menge der neuern und neuesten Schriftsteller und Schriftstellerinnen aus den Händen der weiblichen Lesewelt immer mehr verdrängt wurden, wird dem Herausgeber jede schöne weibliche Seele verdanken. Er hat aus ihren Werken folgende Aufsätze aufgenommen: Ueber die erste Erziehung eines jungen Frauenzimmers; Lehren für meine Tochter; über den Charakter der Frauen und über das weibliche Herz; über die Freundschaft; über den Reichthum; über das menschliche Alter mit vorzüglicher Hinsicht auf das weibliche Geschlecht. Bey aller Vortrefflichkeit der Grundsätze dieser edeln Frau fehlt es doch nicht an Auswüchsen, Inconsequenzen und schwachen Stellen in ihren Schriften. Dass diese durch die Ueberarbeitung des Herausgebers meist getilgt worden sind, wird man um des praktischen Zwecks willen gut heissen, so wenig es sonst zu billigen seyn mag, dass man einem Schriftsteller etwas von seiner Individualität entziehe. Der Anmerkungen des Herausgebers sind nur einige; dem letzten Aufsatze hat er aber einen Anhang beygefügt, worin er mit Recht die Behauptung der Frau *v. L.* rügt, Frauenzimmer müssten in den spätern Jahren das Theater und andere öffentliche Oerter des Vergnügens vermeiden, weil ihre Eigenliebe dabey verletzt werde! — Wegen Nr. 2., welches blos eine neue Auflage ist, dürfen wir nur auf die Anzeige der ersten Auflage in der A. L. Z. Jahrg. 1795. Nr. 49. S. 391. verweisen.

OEKONOMIE.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Taschenkalender auf das Jahr* 1798, für Pferdeliebhaber, Pferdezüchter, Pferdeärzte und Vorgesetzte grosser Marställe. Herausgegeben von *F. M. F.* Freyherrn *Bouwinghausen von Wallmerode* etc. Mit Kupfern. 12. (1 Rthlr. 8 gr.).

Das Titelkupfer giebt die Darstellung eines äusserst gefährlichen Sprunges, den ein durchgehendes Pferd mit einem jungen Engländer von der Brücke zu Egremont herab that. Nach der Beschreibung, die aus dem Englischen übersetzt ist, wird die Höhe der Brücke auf 20½ Füs geschätzt. Das Pferd sprang auf die Füsse, der Reiter blieb auf dem Sattel; und beide, der Reiter und das Pferd, hatten das ausserordentliche Glück, dass jener nur mit einer kleinen Verrenkung, und dieses mit einer leichten Verwundung am Fusse davon kamen. Die vier ersten von den zwölf Monatskupfern sind Nachstiche der vier letzten von Pforr zu Hunersdorf's Anleitung Pferde abzurichten, herausgegebenen 16 illuminirten Kupfern, wovon auch die zwölf ersten zu den Monatskupfern des Taschenkalenders von vorigem Jahre genommen waren. Die 8 folgenden Kupfer sind Abbildungen von 4 Schlitten von verschiedener Art, und 4 Pferden mit Schlittengeschirren, die ebenfalls in ihren Verzierungen verschieden sind. Alle diese Schlitten aber scheinen, nach ihrer sehr leichten Bauart, mehr für das Auge, als für die Dauerhaftigkeit gemacht zu seyn. Die *Biographie* des nunmehr verstorbenen Stallmeisters *Rosenzweig* zu Leipzig ist mit dessen sehr ähnlichem Schattenriss begleitet. Der Artikel *Pferdekenntniss und Wartung* enthält einen ganz kurzen Aufsatz: über die Bewegung und Ruhe der Pferde in Absicht auf ihre Erhaltung. Die hierüber gemachten Bemerkungen sind übrigens ganz gut, aber viel zu unbestimmt, um belehrend zu seyn. Die Rubrik *Pferdezucht* liefert Nachrichten von der Privatpferdezucht in dem Königreich Preussen, besonders in Litthauen. Die grösstentheils gute Lage von Litthauen, hinlängliche Weiden, Ueberfluss und Wohlfeilheit der Fourage überhaupt, die Gelegenheit, die Reitpferde an die preussischen Officiers von 70 Escadrons, die in der Nähe liegen, und die Wagenpferde an die polnischen Herrschaften vortheilhaft absetzen zu können, musste natürlicherweise die dortigen Edelleute und Beamten sehr ermuntern, sich auf Pferdezucht zu legen, wobey sie auch recht gut ihre Rechnung finden sollen. Ihre Gestütbehand-

lung wird hier kurz angeführt. Es wird in jedem dieser Privatgeſtüte immer ein gewiſſer Schlag von Pferden, nämlich, entweder bloſs Reitpferde oder Wagenpferde hervorgebracht. An den auf hohen Geſtüten erzogenen Pferden werden ſehr viele gute Eigenſchaften gerühmt. Den einzigen Fehler wirft man ihnen vor, daſs ſie oft zu lang gekötet ſind und durchtreten. Jedoch iſt man jetzt ſehr bemüht dieſen Fehler wegzuſchaffen. Die auf niedrigen fetten Weiden gegangenen Pferde legen ſich ſehr frühe aus, ſind im dritten Jahre ſchön, bekommen aber nachher allerley Fehler. Es folgt nun ein Verzeichniſs von den Namen der dortigen Geſtüte und ihrer Pferderaſſen. Unter *Pferdearzneykunſt* ſtehen einige von dem Herausgeber bewährt gefundene Arzneymittel. Der Artikel *Reitkunſt* enthält nichts als die Beſchreibung der königl. groſsbrittaniſchen Marſtälle in der New's zu Charing Croſs, aus dem Engliſchen überſetzt, der auch ein Kupfer beygefügt iſt. *Fuhrweſen und Equipagen.* Dafür gelten die Erklärungen der Monatskupfer. Das *Allerley von Pferden* liefert nichts ausgezeichnetes. Das Verzeichniſs der neuen Schriften über die Pferdewiſſenſchaft und das Regiſter der Pferde- und Viehmärkte in Deutſchland, ſind fortgeſetzt. Anſtatt des Verzeichniſſes der jetzt lebenden Stallmeiſter, Bereiter etc. ſind aber jetzt deutſche, engliſche und franzöſiſche Pferdenamen zwiſchen den Monatskupfern aufgeführt.

LEIPZIG, b. Seeger: *Meſsgeſchenk zur belehrenden Unterhaltung für Liebhaber der Pferde.* Herausgegeben von *Seyfert von Tennecker*, Souslieutenant beym Kurfürſtl. Sächſ. Huſarenregiment. 1798. 1ſtes Bändchen (Oſtermeſſe). 190 S. 2tes Bändchen (Michaelsmeſſe). 250 S. im Taſchenformate. (Jedes Bändchen mit illuminirten und ſchwarzen Kupfern 1 Rthlr. 4 gr.)

Durch den Beyfall, den das von *Bouwinghauſiſche* Taſchenbuch für Pferdeliebhaber bisher hatte, wurde Hr. *v. T.* ermuntert etwas ähnliches zu liefern. Jedoch mit dem Unterſchied, daſs anſtatt jenes mehr für Kunſtverſtändige — dieſes Meſsgeſchenk hingegen für alle Pferdeliebhaber berechnet ſey. Jede Meſſe ſoll ein Bändchen erſcheinen, und der Vf. will ſich vorzüglich mit Gegenſtänden der allgemeinen Kenntniſs, der Wartung, der Pflege, des Gebrauchs und der Dienſtanſtellung der Pferde, nebſt den allgemeinen Regeln der Reitkunſt und mit einfachen Vorſchlägen der Heilung der Krankheiten beſchäftigen. Voraus gehen in dieſem 1ſten Bändchen 8 Kupfer, wovon 5 illuminirt ſind, nebſt ihren Erklärungen. Das Titelkupfer ſtellt einen Pferdemarkt vor, wo die Roſstäuſcher beſchäftigt ſind, einen einfältigen Landmann mit einem ſchlechten Pferde zu betrügen. Die Figuren ſind aber viel zu klein, um den ſtarken Ausdruck zu erkennen, den der Vf. darin finden will. Nr. 2. bildet einen ungariſchen Sattel ab. Nr. 3. iſt die Darſtellung eines iſabell geſchäckten Hengſtes König Auguſt's des Zweyten, der auf der Rüſtkammer zu Dresden ausgeſtopft ſteht, und deſſen Schopf drey, die Mähnen neun und der Schweif zwölf Ellen Länge hatten. Nr. 4. iſt die Abbildung eines wilden Pferdes, ſo wie man ſie auf den wüſten Steppen Ruſslands antreffen ſoll. An Häſslichkeit geht es allen Pferden vor; dabey ſoll es aber äuſserſt ſchnell laufen können. Nr. 5 und 6. liefern zwey engliſche plattirte Zäume nach dem neueſten Geſchmack. Nr. 7. ſtellt die innern Theile eines geſunden, und Nr. 8. die eines kranken verſchlagenen Pferdefüſses vor. Es folgen alsdann fünf kleine Abhandlungen. Die erſte führt die Ueberſchrift: *Von den Betrügereyen der Roſstäuſcher bey dem Verkauf eines Pferdes.* Mit groſsem Eifer declamirt hier Hr. *v. T.* gegen die Pferdehändler, und dieſe mögen es ſelbſt mit dem Vf. ausmachen, wo er ihnen zu viel gethan hat, wenn er ſie noch weit unter die ärgſten Diebe ſetzt. Eine lange Reihe von Betrügereyen wird nun aufgeführt, vor denen man ſich bey dem Pferdehandel in Acht nehmen ſoll. Ob aber dergleichen Bekanntmachungen wirklich den Nutzen haben, daſs ſie den Käufer ſchützen können, nicht betrogen zu werden; oder ob nicht ein Betrüger manchen, ihm bisher noch unbekannten, Kunſtgriff aus dieſem Verzeichniſs vielleicht lernen, und bey ſeinem Handel in Ausübung bringen kann? das iſt eine ſchwer zu entſcheidende Frage. Indeſſen hat dieſer Aufſatz eine ſehr menſchenfreundliche Abſicht, und iſt auch ſonſt voll guter Bemerkungen. In der zweyten Abhandlung: *Von dem Verhalten geſunder Pferde* (ſollte heiſsen *mit geſunden* Pferden), giebt der Vf. mit Recht die reine friſche Luft, der man zu gewiſſen Zeiten die Ställe öffnen ſoll, als das erſte Stärkungs- und Erhaltungsmittel an. Eben ſo ſind auch die übrigen, die Reinlichkeit, die Fütterung und die Bewegung des Pferdes betreffenden Regeln gut und zweckmäſsig. Die dritte Abhandlung betrifft *die Geburt der Fohlen* und die Behandlung der gebährenden Stuten, wobey der Vf. ſehr gut zeigt, daſs durch zu voreilige Hülfe geſchadet werden kann. In dem vierten Aufſatze wird *von dem Verſchlage* oder der *Rehkrankheit* der Pferde gehandelt, und in dem fünften wird *von dem Hören* der Pferde geredet, wo ebenfalls Regeln angegeben werden, wie die Pferde in dieſen verſchiedenen Perioden behandelt werden müſſen. Angehängt ſind noch eine Anzahl Geſtützeichen verſchiedener polniſchen Geſtüte.

Den Anfang des zweyten Bändchens machen ebenfalls 8 Kupfer, wovon 4 illuminirt ſind, und ihre Erklärungen. Das Titelkupfer giebt eine Vorſtellung von dem Einfangen der polniſchen Pferde zu Moritzburg, wohin ſie gewöhnlich bis zur Remontirung der ſächſiſchen leichten Reiterey, getrieben werden. Nr. 2. ſtellt ſchon wieder einen ungariſchen Sattel dar. Bald dürfte es doch mit dieſem Sattel genug ſeyn, da er alle Augenblicke vorkommt. Die dieſem Sattel beygelegten Vorzüge ſollen nicht ſtreitig gemacht werden; allein, bey der Beſchrei-

bung

bung seiner Vortheile, wird er immer mit dem englischen Wettrennerkissen zusammengehalten. Wer reitet denn aber beständig auf einem solchen Wettrennerkissen? Es giebt englische Sättel von verschiedener Art, und unter diesen gewiss solche, denen niemand ihre Leichtigkeit, ihre Bequemlichkeit und ihre gute Lage auf dem Pferde absprechen kann. Glatte englische Sättel mit schweinsledernem Sitze, sind freylich für schlechte Reiter, die auf muntern Pferden reiten wollen, zu verwerfen. Wenn aber der Sattel dem Reiter die Balance geben soll, wozu hier der ungarische vorgeschlagen wird, so wäre es ja wohl noch besser gethan, dass man einen solchen Reiter in einen recht tiefen Schulsattel senkte, der müsste ihm diesen Dienst am besten leisten. Die Menge von Bestellungen, die bey dem Vf. auf diesen ungarischen Sattel eingingen, haben den Verleger dieses Werks bewogen, eine eigene Fabrik davon, und auch von Zäumen und Geschirren anzulegen. Die Preise des Sattels steigen von 12 bis zu 15 Rthlr. Nr. 3. ist die Abbildung eines, von einem gewissen Bromme erfundenen, und bereits vor zwey Jahren bekannt gemachten neuen englischen Wagens, der durch die Darinsitzenden augenblicklich und dergestallt gehemmt werden kann, dass die durchgehenden Pferde in ihrer Flucht dadurch aufgehalten werden sollen. Hr. *v. T.* widerlegt den Gebrauch dieses Fuhrwerks mit so starken Gründen, dass nicht leicht etwas dagegen eingewendet werden kann. Nr. 4. ist ein kleines getigertes Pferd, das eine Gesellschaft Kunstreiter mit sich führte, und das sich durch ausserordentliches Uebersetzen so sehr hervor that. Nr. 5. liefert die Zeichnung eines ganz einfachen englischen Geschirres. Nr. 6. einen ungarischen Zaum, und Nr. 7. ein ungarisches Kutschgeschirr. Ein ganzer Zug mit diesen Geschirren muss einen sehr schönen Anblick gewähren. Nr. 8. ist die Abbildung eines deutschen Sattels, der grösstentheils von der Erfindung des Vfs. herrühren soll, und dessen Bequemlichkeit und Haltung des Reiters im Gleichgewicht hier sehr gerühmt wird. Rec. kann, ausser den schweren Bügeln, nichts Deutsches daran finden. Nach der Figur zu urtheilen, so ist er ein bekannter englischer Sattel mit doppelten Taschen, dessen Sitz überzogen und gesteppt ist. Auch dieses Bändchen enthält, nebst dem Inhaltsregister von beiden Messgeschenken, sechs Aufsätze von verschiedenem Inhalt. Der erste führt den Titel: *Von der Vorsicht des Käufers bey dem Einkauf eines Pferdes* und den Regeln dieses Handels überhaupt, als Fortsetzung der Abhandlung von den Betrügereyen der Rosstäuscher. Unter allen hat Rec. dieser Aufsatz am besten gefallen. Er ist das Resultat eigener Beobachtungen. Selbst der Vortrag ist nicht declamatorisch, nicht verziert, nicht nachgeahmt, sondern die natürliche Sprache des Vfs., die angenehm ist. Vortrefflich sind die hier gegebenen Vorsichts- und Klugheitsregeln, die sich ein jeder, der ausgeht ein Pferd, besonders auf öffentlichem Markt zu kaufen, jedesmal wiederholen sollte. Die Charaktere der Pferdehändler aus allen Ständen, und ihr verschiedenes Benehmen, sind so treffend gezeichnet, dass sicherlich ein jeder Leser Bekannte darunter finden wird. So sind auch die folgenden Aufsätze: *Von dem Verhalten kranker* (mit kranken) *Pferden. Allgemeine Regeln über den Umgang* mit Pferden. *Von der Erziehung der Fohlen* bis ins Pferdealter, sehr gut geschrieben. Einen grosen Abstich dagegen macht aber die *Anleitung zum Fahren mit zwey Pferden*. Hier ist der sorgsame geschwätzige Ton wieder, in welchem der Vf. von den Gefahren redet, die oft mit dem Fahren verbunden sind, und wo er sich auf 8 Seiten beständig wiederholt. Von der wirklichen Kunst zu fahren kommt eigentlich noch nichts vor. Es soll aber künftig die Fortsetzung folgen. Alles, was hier gesagt ist, betrifft blos einige Vorsichtsregeln für die, die sich wollen fahren lassen, und dann den äusern Anstand des Kutschers, wie er zu Bocke steigen, wie er darauf sitzen und die Leitseile halten, auch höchstens wie er von der Stelle anfahren soll. *Ein Mittel zur Heilung des Sattel-drucks*, das der Vf. zwar als eines der ältesten angiebt, wird hier sehr empfohlen. Es besteht aus 8 Unzen Alaun, 1 Unze Grünspan und eben so viel Salmiak. Dieses wird zerstossen und mit 8 Unzen Kupferwasser in einem neuen irdenen Topf auf gelindem Kohlfeuer gekocht, fleissig umgerührt, und sobald es anfängt sich zu verdicken, werden noch 4 Gran Saffran dazu gemischt, noch eine Zeitlang umgerührt, alsdann vom Feuer gesetzt und erkalten lassen, wo es sich zu einer Art von Stein bildet. Zum Gebrauch wird ein Stück davon gebrochen und in so viel Brunnenwasser aufgelöst, dass eine Art von Salbe daraus wird, und hiermit die gedrückte Stelle öfters bestrichen; auch können bey leidenden Stellen, wo leichte Bandagen anzubringen sind, damit angefeuchtete Compressen aufgelegt werden. Den Beschluss machen wieder eine Anzahl Gestützeichen von polnischen Gestüten. Wenn der Vf. fernern Fleiss auf dieses Werkchen verwenden, und nicht das gar zu bekannte Alltägliche mit aufnehmen will, so wird es immer seine Liebhaber finden.

Berlin, b. Pauli: *Der Gartenfreund, oder Inbegriff des Wesentlichsten aus allen Theilen der Gartenkunst in alphabetischer Ordnung*, herausgegeben von *G. F. Ideler*, Prediger zu Bentwisch in der Brigniz. 2ter Band von *Ben* bis *Gar*. 1797. 926 S. mit Kupfern; und 3ter Band von *Gar* bis *Kast*. 1797. 966 S. gr. 8. mit 1⅛ Octavkupfern.

Der Vf. hat den Wink des Rec. des 1. B. soweit befolgt, als der von ihm einmal zu weit angelegte Plan erlaubte. Da nämlich jener gewünscht hatte, die Forstwissenschaft, die Lustgärtnerey etc. mit möglichster Einschränkung abgehandelt zu sehen, weil wenigstens die erste ganz hätte wegbleiben können: so fängt nunmehr der Vf. an, manches abzukürzen und manches Entbehrliche wegzulassen. Indessen mag gleichwohl das Werk, so gut und brauchbar es

auch an sich ist, seines allzu grofsen Umfangs halber, schwerlich in die Hände derer kommen, die es öfters am besten nutzen könnten. Bey solchen Werken und Auszügen, wenn sie allgemein werden und den bezweckten Nutzen stiften sollten, wäre zu wünschen, dafs so viele detaillirte Wissenschaften als möglich, ihre besondere Bände und Auszüge hätten. So hat z. B. mancher Gartenfreund sein Augenmerk vorzüglich auf den Gemüfsbau, die Treiberey etc., ein anderer auf die Baumgärtnerey gerichtet: ein dritter ist Freund des Blumenbaues: wieder ein anderer der Lustgärtnerey: ein anderer von der botanischen. Für jeden von diesen sollte nun in sofern gesorgt seyn, dafs er ein alphabetisches Werk über sein Lieblingsfach erhielte. Der begüterte Gartenfreund, der in mehrern Fächern der Gartenkunst unterrichtet seyn wollte, könnte immer sich mehrere vom Ganzen anschaffen, und der minder Vermögende könnte auch leichter zu Befriedigung seiner Wünsche kommen. Aber nicht nur auf dieser Seite wäre eine solche Einrichtung wünschenswerth, sondern die Wissenschaft selbst würde dadurch sehr gewinnen. Unmöglich ist es, dafs ein auch noch so erfahrner Mann in allen Theilen der Gartenkunst, oder wohl gar zugleich des Forstwesens, so vollkommen bewandert sey, dafs er darin hinlänglich Unterricht ertheilen könne. Würde nun jeder Theil einer Hauptwissenschaft einem Kenner seines Faches zur Bearbeitung übergeben: so würde jedes Werk für sich ein classisches werden, und das Ganze zur möglichsten Vollkommenheit gedeihen. So viel auch der verdienstvolle Krünitz geleistet hat: so mufs doch jedem Kenner einleuchten, dafs in jenem weitläuftigen Werke noch sehr viele Unrichtigkeiten sind, welche am besten durch einzelne Auszüge, wie sie Hr. *I.* hier liefert, verbessert werden könnten. Was z. B. das pomologische Fach betrifft; so sind im 2ten Bande manche Birnsorten, darunter Chaumontel, Chasserie u. m. ganz irrig beschrieben. S. 232. heifst es im T. „*niedrigstämmige Birnbäume gerathen wohl „auf Hanbutten, und die Birnen davon bekommen nicht „nur eine gar angenehme Säure, sondern sie sind auch „inwendig so roth, als die Hanbutten zu seyn pflegen.*" Nun hat zwar der Vf. des Auszugs in der vorhergehenden Anmerkung dergleichen elende Charlatanerien der alten Gärtner in etwas widerlegt: allein warum bleiben dergleichen Irthümer gleichwohl in dem Text stehen, wo sie nur den Raum wegnehmen, und Anfänger irre leiten? Bey andern Artikeln ist dagegen die Weitläuftigkeit nicht zu tadeln. So z. B. enthält im 3ten Bande der Artikel *Garten* beynahe 10 Bogen. Aber niemand wird die Weitläuftigkeit der Behandlung tadeln, da diese so vortrefflich ist. Mancher Artikel ist aber auch zu kurz und unvollständig, und nicht praktisch genug abgehandelt, wie z. B. die *Himbeere*, *Rubus idaeus*. Eben so die *Johannisbeere*, wo bey den schwarzen die *Virginische*, wie auch die *mit maculirtem Blatt* gar nicht beschrieben worden ist.

Uebrigens ist der Titel dieses schönen Werks in etwas abgeändert worden. Zuvor hiefs er ein *Auszug aus Hn. D. Krünitz ökonomisch-technologischen Encyklopädie*. Da man aber hätte glauben mögen, es würden diese Bände gleichen Gang mit den noch herauskommenden Bänden jenes grofsen Werks halten müssen, und Hr. *I.* es rasch fortsetzen, und ohne Rücksicht auf die letzten Bände der Encyklopädie selbst beendigen will, so wurde billig diese Abänderung des Titels getroffen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Berlin*, b. Nicolai, Sohn: *Nachricht von der wahren Beschaffenheit des nächtlichen Gespenstes in Tegel bey Berlin, im Jahr 1797.* Aus dem darüber geführten Protocoll der Herren: Justizamtmann *Cöler*, Prediger *Herbst*, Oberbergr. *Karsten*, Prof. *Klaproth*, geh. Postsecret. *Otto*, Oberconsistorialr. *Zöllner*. Zweyte verbess. Aufl. 1798. 24 S. 8. (2 gr.) Es war in jeder Rücksicht überflüssig, diesen Aufsatz aus der berlinischen Monatsschrift noch einmal auszuheben und besonders drucken zu lassen. Männern von einiger Geistesbildung konnte damit nichts zur Belehrung gesagt werden, und für den gemeinen Bürger und Landmann verfehlt eine solche Gespenstergeschichte ihren Zweck. Man ist, sagen diese, dem Gespenste zwar auf die Spur gekommen, aber man hat es doch nicht ertappt; und damit glauben sie fort, was sie vorher geglaubt haben. Irgend ein Bekenner der kritischen Philosophie mufs aber dem Herausgeber sehr wehe gethan, und seinen Zorn auf das empfindlichste gereizt haben, dafs dieser sogar mit blinder Leidenschaft die unschicklichste Gelegenheit ergriffen, und in dem Vorbericht zu solchen Blättern, über diese böse Philosophie und den Stifter derselben zürnen und spotten konnte. Doch er behauptet in der Nachschrift zur zweyten Auflage, dafs er nicht habe *spotten* wollen, und setzt hinzu: „ist Kant uns schon so verächtlich, als der eitle geistarme Lavater, oder der süfse abgeschmackte Ewald, dafs wir zu so ungeheuern, kaum glaublichen Aeufserungen stillschweigend die Achseln zucken?" Und allerdings ist zwischen *Schimpfen* und *Spotten* ein Unterschied. — In einer besondern *Nachricht* sagt der Herausgeber noch: „es giebt Leute, welche alles wissen, alles erklären, alles auslegen wollen. Für diese sey es gesagt: dafs weder der Hr. Biblioth. *Biester*, noch der Hr. Oberconsistorialr. *Zöllner* noch sonst irgend ein *bekannter* Schriftsteller an der Herausgabe dieser Schrift und an dem *Vorberichte* derselben Theil haben." Dies wird ihm jeder verständige Mann aufs Wort glauben. Denn wer könnte gegen einen *Biester*, einen *Zöllner* oder irgend einen bekannten *guten* Schriftsteller solchen Verdacht nähren?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. May 1799.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

STRASBURG, b. Levrault und PARIS, b. Fuchs: *Traité sur l'esprit public* par *Dieudonné Thiebault*, Professeur aux Ecoles centrales, etc. membre de l'Academie de Berlin et de la Société libre des sciences, belles lettres et arts de Paris. An VI. de la République française. 403 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. hat dieser Schrift eine kurze Einleitung vorausgeschickt, in welcher er sich über die Veranlassung zu derselben auf eine Weise erklärt, die bey vielen unbefangenen Lesern ein günstiges Vorurtheil für ihn erwecken wird. Ueberall sah er, ohne deshalb die Regierungsformen anklagen zu können, die schreyendsten Ungerechtigkeiten und Missbräuche geduldet; fast überall war das allgemeine Beste nur ein Vorwand, um die Ungerechtigkeiten, die man gegen Einzelne begieng, zu beschönigen. Wandte er seinen Blick auf sein Vaterland und die Begebenheiten, von denen er Zeuge war; so sah er die französische mit den vorzüglichsten Gaben von der Natur ausgestattete, Nation vergebens mit dem Elende ringen. Sie erndtete von diesen unschätzbaren Geschenken nichts, als einen nichtswürdigen Schein und schändliche Laster. Da er, niedergedrückt von Schmerz und Schmach, die Ursachen dieses unglücklichen Schicksals der Menschen und die Heilmittel aufsuchte: so fand er, dass der irre geleitete und verdorbene *esprit public* die Quelle alles Uebels sey, und nur durch eben diesen besser geleiteten und gestärkten Geist alle das Gute herbeygeführt werden könne, nach welchem zu streben uns die menschliche Natur erlaubt. „*C'est ainsi*, so schliesst er diese Einleitung, *qu'en sondant les plaies des nations j'ai aperçu le moyen de les guérir, et que j'ai fait ce livre.*" Da das Wort *Gemeingeist* das, was der Vf. unter *esprit public* versteht, nicht ausdrückt; so hat Rec. das französische Wort beybehalten zu dürfen geglaubt.

Die Schrift zerfällt in fünf Abschnitte: 1) *von der Natur und dem Wesen des esprit public überhaupt;* 2) *von der Wichtigkeit und Nothwendigkeit desselben in Staatsverbindungen;* 3) *von der philosophischen Geschichte des esprit public bey den verschiedenen Völkern;* 4) *von den Mitteln bey neuen Völkern, dessen noch rohe und unbestimmte Elemente zu bestimmen, zu sammlen und zu ordnen*, (affortir) *und vorzüglich von den Mitteln, denselben bey geschwächten und verdorbenen Völkern wieder zu beleben und herzustellen;* und endlich 5) *von den Gegenständen, auf welche man ihn hauptsächlich und zu jeder Zeit, vorzüglich aber zur Zeit der Revolutionen, zu richten suchen soll.* Der Vf. glaubt nicht ohne Grund, dass seine Schrift, da er sich auf Discussionen über die Regierungsformen nicht einlassen, sondern Wahrheiten vortragen wolle, die allen Staatsverbindungen zu Grundpfeilern dienen, auch allen Völkern wichtig seyn müsse, wenn er das Ziel erreiche, das er sich selbst vorgesteckt habe. In dem ersten Abschnitte setzt er erst den Begriff von Gemeingeist dahin fest, dass er in dem weitesten Sinne die Masse der Nationalmeynungen begreife, welche mit den Neigungen der Menschen, als Glieder der Gesellschaft betrachtet, in Verbindung stehen oder stehen können, *la totalité des opinions nationales qui sont ou peuvent être liées aux affections des hommes considérés comme membres de la société.* Nachdem der Vf. diesen Begriff zu erläutern und zu rechtfertigen gesucht hat, zeigt er, dass der *esprit public* vollkommen oder unrichtig (*vicieux*), schwach oder stark, bestimmt oder unbestimmt, schwankend oder fest sey; und sucht die Gründe dieser Verschiedenheiten auf. Etwas kühn ist die Behauptung (S. 26.), dass man aus dem *esprit public* einer Nation ihre ganze Geschichte errathen könne. Am Schlusse dieses Abschnittes theilt der Vf. einige Bemerkungen mit. In der ersten redet er von dem verschiedenen Einflusse der Meynungen, aus welchen der Gemeingeist besteht, auf die Sitten und das Wohl der Völker und den Ursachen dieser Verschiedenheit. Die zweyte Bemerkung handelt von dem Unterschiede des *esprit public* und *esprit national*, von welchem jedoch der Vf. glaubt, dass er unter jenem mit begriffen sey. Die dritte soll die Verwandtschaft und das Verhältniss des *esprit public* mit und zu dem National-Genie und Charakter angeben. In der ersten der zu Erläuterung des Textes beygefügten Anmerkungen theilt der Vf. einen Entwurf seiner Lehre über die Regierungsformen mit. Rec. will daraus nur folgende, häufig genug von der französischen Regierung verkannte, Wahrheit anführen: „*On peut philosopher sur les formes de gouvernement, comme sur tout autre sujet intéressant: mais plus on est partisan de la liberté, plus on doit respecter l'usage que les autres font de la leur.*" Die letzte Anmerkung enthält einige den verstorbenen Wéguelin betreffende Anekdoten, und unter andern, dass Friedrich II. nach Durchlesung dessen Schrift: *Sur les différentes formes de gouvernemens*, von ihm zu dem Vf. gesagt habe: „*L'auteur est un homme plein de génie: je n'exagère point, c'est un second Montesquieu.*" In dem

zweyten Abschnitte hätte sich der Vf., da wohl Niemand den grofsen Einfluss des *esprit public* auf das Wohl der Staaten bezweifeln wird, füglich kürzer fassen können. Er stellt nach einer allgemeinen Einleitung über diesen Gegenstand folgende Axiome auf: 1) wo es keine gemeinschaftliche Begriffe und Neigungen giebt, da giebt es auch keine Annäherung und keine Verbindung; 2) ohne Gesetze kann keine Gesellschaft bestehen; 3) wo sie nicht befolgt werden, da kann man sagen, es gebe keine Gesetze; 4) da wo sie den öffentlichen Sitten (*moeurs publiques*) entgegen sind, können sie dem öffentlichen Tadel, der Gleichgültigkeit und der Verachtung nicht entgehen. „*Sans esprit public point de moeurs; sans moeurs point de volonte generale; sans volonte generale point de lois, et sans lois point de nation.*" Nachdem der Vf. diesen Gegenstand theoretisch behandelt hat, will er, mit „der Fackel der Geschichte in der „Hand, seine Augen auf die Jahrbücher der Regie„rungen und der Völker werfen, und in dem Bilde, „das er davon entwerfen wird, zeigen, wie der *esprit* „*public* allein das Schicksal von beiden entscheidet." Um, wie er sagt, ordentlich und methodisch dabey zu verfahren, will er erst den besondern und charakteristischen Geist der *Religionen* prüfen. Die erste Bemerkung, die er hierbey macht, ist: dass alle Religionen zur Zeit ihrer Entstehung am vollkommensten waren, und nach und nach ausarteten. Die zweyte handelt von dem Einflusse der Religionen auf die Regierung, wornach er solche in fünf Classen theilt, nachdem sie entweder in politischer Rücksicht blos auf die Sitten wirken, wie die des Confucius; oder mit der Staatsverfassung zusammenfliefsen, wie die jüdische und mahomedanische; (*Dans la Chine, ainsi que nous l'avons vu, la religion est presque toute civile; en Judee, la societe humaine est toute religieuse*) oder sich mit derselben blos beschäftigen und sie beherrschen, wie die Indische; oder sich jeder Staatsverfassung anschmiegen, wie die Heidnische; (*Elle n'altère jamais aucune des formes nationales; et ne subit elle-même aucun changement essentiel. Rien ne fait presumer qu'elle ait moins été la religion de Tarquin que celle de Brutus, ou plus celle de Caton que celle de Tibère*) oder endlich, dem Anscheine nach, gleichgültig bey der Wahl der Staatsverfassung, aufmerksam genug auf die Schritte der Regierung sind, um ihr in den Weg zu treten, oder sie zu unterjochen. Hier mufs dem Vf. die ausgeartete christliche Religion zwar zum Beyspiele dienen; doch glaubt und bemüht er sich darzuthun, dass in diesem Zustande auch fast alles, was von den ersten 4 Classen gesagt worden, auf sie passe. Aus allen diesem zieht nun der Vf. in Rücksicht des Verhältnisses der Religionen zu dem *esprit public*, das Resultat, dass alle entweder keinen eigenthümlichen Geist haben, oder den Menschen berauschen, indem sie ihn aus dem Kreise seiner natürlichen Verbindungen herausnehmen und in unbekannte Regionen versetzen. Er untersucht hierauf kürzlich, welche Wirkung die Religion auf die Entwickelung des menschlichen Geistes und den Gebrauch unserer intellectuellen und sittlichen Fähigkeiten habe; und wendet sich dann zu der Frage: welche *esprits publics* beherrschten die Welt, und welche Wirkungen brachten sie hervor? Um zu zeigen, dass der gänzliche Mangel desselben oder die Schwäche oder Stärke auch die Nichtigkeit der Staaten oder ihren relativen Werth bestimme, geht er die ältere und neuere Geschichte durch, und stellt die Staaten, die Begebenheiten und die Männer, die vorzüglich in denselben Epoche machten, neben einander, indem er mehrere Stufen der gesellschaftlichen Verfassung von der Kindheit bis zum Alter annimmt, in welchen sie reifen und verfallen. Gegen das Resultat hat Rec. nichts zu erinnern; bey der Ausführung hätte er aber weniger Declamation und aufgehäufte Namen von Personen und Begebenheiten, und mehr kaltes Raisonnement über den Einfluss des *esprit public* auf diese oder jene in verschiedenen Gegenden und Zeitaltern ähnliche Lage der Staaten, zu finden gewünscht. In einigen Anmerkungen werden Bemerkungen über die Religionsgeschichte verschiedener Völker, Folgerungen, welche der Vf. zieht, und Auszüge aus der Geschichte der Assyrier, Perser, Aegyptier, Griechen, Römer, und der neuern Völker mitgetheilt, deren Kenntnifs der Vf., nach Rec. Dafürhalten, wohl bey den Lesern seiner Schrift hätte voraussetzen können. In dem dritten Abschnitte theilt der Vf. die Geschichte des *esprit public* in fünf Epochen und handelt: 1) von den *Ursachen*, die ihn hervorbringen; 2) dessen *Vervollkommnung*; 3) *Veränderung*; 4) *Dauer* und 5) *Abnahme* oder *Vernichtung*. Bey der ersten untersucht er: 1) die Quellen, aus welchen die Meynungen fliefsen, die ihn bilden; 2) die natürlichen Fähigkeiten, Meynungen zu fassen; 3) die Uebung, durch welche sie die unsrigen werden; 4) die Mittel, durch die man uns dahin bringt, eine besondere Lehre anzunehmen (Leichtgläubigkeit, Unterricht, Nachahmung); 5) die Umstände, die uns dazu bestimmen; 6) die Art, wie wir zu den unvernünftigsten und schädlichsten Meynungen gelangen. In der zweyten Epoche der Vervollkommnung zählt der Vf. acht Ursachen derselben auf: 1) die Natur der Ursachen, welche ihn bildeten; 2) die Grundlage desselben; 3) der Beyfall (*le credit*), den unsere Meynungen erlangen; 4) die Bemerkung von dessen Unzulänglichkeit, wenn unser eignes Interesse uns dringt, ihr abzuhelfen; 5) der mit dem Gebrauche unserer gesellschaftlichen Fähigkeiten verbundene Genufs; 6) neue Kenntnisse (*lumieres*); 7) grofse Männer, theils durch die Anstalten (*etablissemens*), mit welchen sie die Gesellschaft bereichern, theils durch ihr Beyspiel; 8) grofse Begebenheiten und Entdeckungen. Alles, sagt er was hierbey von der Leitung der Menschen abhange, fliefse darin zusammen: „dass man nur durch Hülfe der Wahrheit zur Verbesserung des *esprit public* gelange, so wie es der Irrthum sey, der davon ableite." Bey der dritten Epoche, den Ursachen der Veränderung des *esprit public*, bemerkt er, dass die thätigeren und vorzüglicheren Völker, welche die Gebrechen

brechen fühlen, und doch nicht aufgeklärt genug sind, ihnen auf dem richtigen Wege abzuhelfen, dem Hin- und Herschwanken am meisten ausgesetzt sind. Er stellt hier besonders Athen und sein eigenes Vaterland als Beyspiele auf, und schliesst diese Untersuchung mit folgender Auffoderung: „*Respectons „et plaignons les peuples à qui l'on a reproché une agi„tation habituelle et des variations continues, qui n'é„toient que l'effet des imperfections de leur esprit pu„blic. Respectons-les, parce qu'ils étoient plus près „d'un ordre social plus parfait, ou du moins plus dig„nes d'y arriver par leurs efforts et leur courage; plaig„nons-les, parce qu'en multipliant, pour notre in„struction, la masse des expériences qui devoient un jour „assurer le triomphe de la vérité, et le bonheur du gen„re humain, ils n'aboutissoient pour eux-mêmes, vu „les bornes et l'incertitude de leurs connoissances, qu'à „multiplier et accroître les maux dont ils avoient à „souffrir!*“ Die Völker sind entweder unwissend, oder halb aufgeklärt, oder verdorben oder ganz aufgeklärt. Die zweyte Classe ist beständig den Veränderungen ausgesetzt, und so lange bis ein Volk die letzte erreicht, muss es im Stande der Ruhe leiden, oder sich in einem Zirkel von Irrthümern herumtreiben. Rec. übergeht die vierte Epoche als unwichtig, da der *esprit public*, wenn er Festigkeit erlangt hat, sich wohl ohne Zweifel erhalten muss, wenn nicht Ursachen eintreten, die ihn schwächen, von welchen nun in der fünften Epoche die Rede ist. Der Vf. zählt dieser Ursachen zehn auf, welchen aber so wie allen übrigen, die man beyfügen könnte, wie er selbst sagt, folgende drey Fälle, als Grundursachen unterliegen: 1) wenn die bey einem Volke schnell fortschreitende Aufklärung den Irrthum zerstreut, auf welchen die alten Meynungen gebauet waren; 2) wenn die Missbräuche, indem sie die öffentliche Moral zerstören, die wichtigsten Meynungen verderben, (*corrompent*) und ihnen allen Einfluss benehmen; 3) wenn beide Fälle zugleich eintreten und so die Grundpfeiler des *esprit public* untergraben, und seine Wirkungen entstellt werden. Diese Fälle geht nun der Vf. durch, und zeigt die Schwierigkeiten des Wiederauflebens des *esprit public* in einem jedem derselben. Er zeichnet die Lage Frankreichs treffend, aber ohne es zu nennen, und nimmt dann die Beyspiele zu dem entworfenen Bilde aus der ältern Geschichte von Karthago, Griechenland und Rom. Wer erkennt aber nicht Frankreich, und vorzüglich Paris in seiner Anrede an Corcyra? „*O Corcyre, fille ingrate et malheureuse „de la superbe Corinthe! donne au monde, continue de „donner, jusqu'à la fin des siècles, l'épouvantable leçon „qui résulte de l'exposé de tes désastres, et des causes „qui les ont amenés! Viens, du sein de l'antiquité, te „présenter à nos regards, toute couverte de sang, de „ruines et de crimes, et nous montrer, à quels horribles „excès les esprits de partis conduisent le genre humain, „trop confiant en toutes ses passions! Offre-nous le hi„deux tableau de tes supplices trop mérités! Peins-nous „tes habitans transformés en monstres plus redoutables „que ceux des régions les plus sauvages*“ — „*Raconte„nous comment les malheurs, en s'aggravant toujours „plus sur toi, n'ont pu t'arrêter dans le cours de tes éga„remens.; comment, au contraire, la peine attachée aux „crimes commis t'inspiroit une plus grande ardeur pour „les crimes qui restoient encore à commettre!*“ — „*O „Corcyre, tant que l'on conservera quelques pages de „l'histoire, on citera ton exemple pour prouver que rien „n'égale en atrocités, en fureurs et en persévérance dans „le crime, les excès auxquels s'abandonnent les esprits „de partis.*“ Unter den Anmerkungen handelt die erste von verschiedenen Arten der Täuschungen, derer man sich, den *esprit public* zu bilden, bediente; die dritte: von dem Begriffe, den man sich von einem grossen Manne zu machen habe; die fünfte: von der Macht der Gewohnheit; die sechste: von dem *esprit public* der Engländer; die siebente: von den Ursachen der Revolutionen; die achte: vom Finanzwesen; die neunte soll eine flüchtige Uebersicht der Verbrechen der vornehmsten Partey-Chefs der französischen Revolution geben und die zwölfte endlich in dem Beyspiele der polnischen Nation zeigen, wohin Parteygeist führe.

Der vierte Theil zerfällt in zwey Hauptabschnitte, von denen der erste sich mit *neuen*, der andere mit *verdorbenen* Völkern; also der eine mit der *Bildung*, der zweyte mit der *Wiederherstellung* des *esprit public* beschäftigt. Es ist nicht genug, sagt der Vf. bey dem Eingange zu dem ersten Theile dieses Abschnittes, dass man, wie die vorherigen Untersuchungen zeigen, sich kein Volk ohne *esprit public* denken könne; man muss auch bemerken, dass es nur durch ihn möglich ist, Menschen in eine Gesellschaft zu vereinigen, „*comment ce n'est que par cet esprit public preexistant que l'on est parvenu à réunir en société des hommes épars ou étrangers les uns aux autres.*“ Allen bekannten Gründern der Staaten, *Moses*, *Romulus*, *Penn*, *den Jesuiten von Paraguay*, glückte ihr Unternehmen nur durch die gemeinschaftliche Denkart derer, die sie zu einem Volke versammleten. Am längsten verweilt der Vf. bey Iphitus; diesen und seine olympischen Spiele stellt er vorzüglich allen künftigen Vätern neuerer Völker zum Beyspiele der Nachahmung auf. *Nationalfeste*, über welche der Vf. auch ein eigenes Werk geliefert hat, hält er für das zweckmässigste Mittel, den *esprit public* in neuen Staaten zu bilden. In verdorbenen Staaten, sagt er, bedarf es einer Revolution in den öffentlichen Angelegenheiten und den Sitten. Er untersucht daher, wie man den Erfolg einer so gefahrvollen Unternehmung sichern und ihre Nachtheile mindern könne? Wem könnte diese Untersuchung bey der sehr allgemeinen Meynung: dass dies Loos später oder früher alle Völker treffen werde, nicht wichtig seyn? Rec. las mit gespannter Aufmerksamkeit; aber wie betroffen war er bey dem ersten Rathe, den der Vf. den künftigen Revolutionsmännern giebt (S. 294.), *d'en brusquer l'action autant qu'il sera possible*;“ ob er ihn gleich dadurch mildert, dass er verlangt, sie sollten hinlänglich vorbereitet seyn. Nach einem sehr ausgemahlten und überladenen Bilde der sehr verdorbenen Nation ruft der Vf. ihre Ret-

ter auf, und fragt sie, mit welchen Mitteln sie solche heilen wollen? Alle diese Mittel treffen, wie er glaubt, in dem einen zusammen, das er den Gesetzgebern mit folgenden Worten vorlegt; „*Faites sur la nation „que vous avez à regenerer de ces impressions profon- „des qui se communiquent de generations en generations, „jusques bien avant dans les siecles. La verité, et la „verité toute entière! ayez le courage de l'entendre, de „la rechercher et de la dire! ayez ce courage, ou briſez „vos tablettes!*“ Die meiſten dieſer Geſetzgeber dürften ihn aber wohl fragen, wie ſie es nur anzufangen hätten, um der Wahrheit den glücklichen Eingang zu verſchaffen? Ohne ſich hierüber zu erklären, bemerkt der Vf. nur, daſs der Geſetzgeber bey ſeinem Unternehmen auf die beſondere Lage und Umſtände Rückſicht nehmen müſſe, aber folgende allgemeine Regeln feſtgeſetzt werden können: 1) Sich einen feſten Plan zu machen, und dieſen genau zu befolgen; 2) in dieſem Plane zu beſtimmen, welche alte Meynungen man beybehalten, und welche neue man annehmen; welche man ſogleich laut bekennen und *mit welchen man noch zurückhalten wolle.* (Wie ſtimmt das mit obiger Auffoderung überein, *immer die Wahrheit und ſie ganz zu ſagen?* Oder mit der declamatoriſchen Strafpredigt gegen die *partiſans téméraires de l'art des menagemens* S. 344.) welche Mittel man zu wählen habe, um dem Volke auf die ſchicklichſte Weiſe die Handlungen unaufhörlich zurück zu rufen, die am geſchickteſten ſind, den *bekannten* Meynungen Feſtigkeit zu geben und es zur Annahme der *neuen* geneigt zu machen. Die dritte Regel iſt: „*faire „de la bienfaiſance nationale, entée ſur la juſtice, l'ob- „jet principal, l'objet le plus manifeſte de toutes les „opinions que l'on choiſit.*“ Rec. ſetzt ſie in der Urſprache her, damit man die Undeutlichkeit nicht der Ueberſetzung zur Laſt lege. Die Erläuterung ſagt weiter nichts, als man ſoll gerecht ſeyn, und Uebertretungen des Geſetzes um ſo härter ahnden, je höher der ſteht, welcher ſie begeht. — 4) Die guten Sitten zum Mittelpuncte aller Nationalinſtitute machen. 5) Seinem Plane durch ſeine eigenen vorzüglicheren Eigenſchaften Gewicht und Feſtigkeit geben. 6) Eben ſo ſanfte als ſichere Wege einſchlagen. So wichtig dieſe Regeln ſind: ſo werden ſie, ſagt der Vf., doch nur halbe Wirkung hervorbringen, wenn man nicht 1) den öffentlichen Unterricht nach dem einförmigſten und zweckmäſsigſten Plane organiſirt; 2) die Schriftſtellerey mit eben ſo viel Aufmerkſamkeit als Weisheit leitet und 3) *gute Nationalfeſte einſetzt.* Die drey Gegenſtände werden nun näher beleuchtet. Bey dem zweyten empfiehlt er *de prendre les meſures convenables pour ramener tous ces ouvrages à une doctrine concordante et uniforme!!!* — Nach dem fünften und letzten Abſchnitte ſind die Gegenſtände, auf welche der *eſprit public* vorzüglich zu leiten iſt, in zwey Claſſen zu theilen, in allgemeine und beſondere, „*qui méritent une attention ſpéciale, à rai- „ſon de leur liaiſon plus étroite avec nos beſoins, de „leur importance plus ſenſible, et du prix que le public „doit y attacher.*“ — Als allgemeine Gegenſtände giebt der Vf. nach einem Eingange über die Grundlage aller geſellſchaftlichen Verbindungen: *gegenſeitige Hülfsleiſtung*, an, 1) *Wahrheit.* Der *eſprit public* muſs nicht nur auf wahre Meynungen ſich gründen, ſondern man muſs auch ſuchen, Liebe zur Wahrheit zu verbreiten. Mit Recht hat der Vf. dieſer Mutter aller Tugenden den erſten Platz eingeräumt; 2) *Freyheitsliebe;* 3) *Werth der geſellſchaftlichen Gleichheit.* Hier eifert der Vf. ſehr gegen die Lehre der Thoren, die eine abſolute Gleichheit predigten; 4) *Heiligkeit des Eigenthumsrechts;* 5) *Sicherheit;* 6) *Gerechtigkeit;* 7) *Wohlthätigkeit;* 8) *Achtung gegen die Geſetze;* 9) *die Regierung*, welche durch den *eſprit public* zugleich beſeelt und beſchränkt werden ſoll; 10) die *Sitten;* 11) *häusliche Tugenden;* 12) *Vaterlandsliebe;* 13) *Muth;* 14) *Uebereinſtimmung der Nationalmeynungen* unter ſich. Jeder dieſer allgemeinen Gegenſtände wird, ſo wie die beſondern, näher beleuchtet. Als ſolche *objects particuliers*, auf welche der *eſprit public* zu leiten ſey, empfiehlt er: 1) *Liebe zur Arbeit;* 2) *Sparſamkeit;* 3) *Achtung des Feldbaues;* 4) *Schutz des Handels;* 5) *Belebung der Induſtrie;* 6) *Cultur der Wiſſenſchaften;* 7) *Vervollkommnung der Künſte;* 8) 9) und 10) *Wetteifer, nützlich zu ſeyn, rege zu machen, zu unterſtützen und zu belohnen;* 11) *Unterricht verbreiten;* 12) *Nationalfeſte einſetzen.* Mit dieſer ſeiner Lieblingsidee ſchlieſsen ſich die Unterſuchungen über den *eſprit public*, denen Rec. ihren Werth nicht abſprechen will, die aber gewiſs den Gegenſtand nicht nur nicht erſchöpfen, ſondern auch viel oberflächliches Raiſonnement, und, wie bereits hie und da bey der Inhaltsanzeige gerügt worden, viel unnütze Declamation enthalten. Beweiſe könnte man faſt auf jeder Seite finden, wenn der Raum es erlaubte, die zuweilen ſehr langen Tiraden hier abdrucken zu laſſen. Das, was man insgemein unter *eſprit public*, (*public ſpirit*, Gemeingeiſt) verſteht, ſcheint mehr noch im Willen, als im Verſtande zu liegen, da es in der Geneigtheit der Staatsbürger beſteht, ihr perſönliches Intereſſe dem des Staats unterzuordnen; der *eſprit public* des Vfs. kann aber, da er aus der Maſſe der Meynungen gebildet wird, blos ein Werk des Verſtandes ſeyn, und doch möchte, wenn man nicht leugnen kann, daſs die Menſchen oft bey dem beſten Wiſſen ſchlecht handeln, alles darauf ankommen, den Staatsbürgern die Neigung einzuflöſsen, das, was ſie als dem allgemeinen Beſten zuträglich erkennen, zu thun und ihr Wohl in dem — der ganzen Staatsgeſellſchaft zu ſuchen. Die Aufgabe, den Leidenſchaften der Einzelnen zu gebieten, iſt aber unſtreitig ungleich ſchwerer, als die, ſie zu unterrichten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 2. May 1799.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Maurer: *Neueste Geschichte von Europa, seit dem Ende des siebenjährigen Krieges.* Von G. K. F. *Seidel*, Professor in Berlin. *Erster Theil.* 1798. 324 S. 8. nebst einem Titelkupfer. (1 Rthl.)

Wie mifslich das Unternehmen sey, die Geschichte seines eigenen Zeitalters zu beschreiben, braucht nicht erst hier gezeigt zu werden. Wenn man gleich dabey des grofsen Vortheils geniefst, Augenzeuge, und wohl gar mitwirkender Theilnehmer der Begebenheiten zu seyn; so wird doch eben diese Theilnahme unvermerkt und beynahe unvermeidlich leidenschaftlich; gemeiniglich hat man auch nur so viel gesehen, als bereits unverhüllt da steht; ja wer auch noch tiefer eingedrungen ist, findet es meistentheils bedenklich, alles so freymüthig darzustellen, als es sicherer vierzig, funfzig Jahre später geschehen kann. Daraus folgert unterdessen Rec. keinesweges, dafs die Geschichte unserer Zeiten noch gar nicht beschrieben werden könne; dafs man nur höchstens Urkunden und Materialien für dieselbe sammeln; oder, wie Burnet, wenn man sie ja beschrieben hat, die Bekanntmachung davon dem nächsten Menschenalter vorbehalten müsste. Ein aufmerksamer Beobachter von Einsicht, von wichtiger und gemäfsigter Beurtheilung, kann doch manchen Classen seiner Zeitgenossen, die einer gewissen Leitung und eines festen Ueberblicks bedürfen, dadurch nützlich werden; selbst die Nachwelt schätzt die Erleichterungen, die er ihren historischen Studien darbietet. Hr. *S.* ist ein solcher Beobachter, der gröfstentheils so weit befriedigt, als man es von einem Manne erwarten kann, der nicht alles gerade aus den ersten und eigentlichen Quellen schöpfte. Giebt er gleich keine neuen Aufschlüsse; so hat er doch das Glaubwürdigste und Bewährteste geschickt zusammengestellt. Vor dem *ne quid falsi dicere audeat*, ist er ziemlich gesichert; aber vor dem *ne quid veri non audeat*, natürlich weit weniger.

Im *ersten Abschnitte* theilt der Vf. eine *allgemeine Uebersicht des politischen Verhältnisses der europäischen Staaten und des Zustandes der Religion und der Wissenschaften, seit der Mitte dieses Jahrhunderts bis auf den ersten Pariser Frieden*, mit. (S. 1—68.) Sie steht hier an ihrer Stelle, und ist im Ganzen genommen, treffend und bündig gerathen; wenn gleich der Vf. zuweilen, wie im Buche überhaupt, ins Declamiren und in den rednerischen Ton fällt; wodurch die historische Simplicität und Wahrheit selbst bisweilen leiden. Weil der Bischof von Rom nicht mehr Schiedsrichter über das Schicksal der Völker und Reiche ist; so läfst sich darum nicht mit dem Vf. S. 5. sagen: *Der Einfluss des Hierarchen war vernichtet.* Dieser Einfluss zeigt sich ja noch mächtig genug in den neuesten Tagen. Weil der Eroberungsgeist der Türken gar nicht mehr so furchtbar ist, wie vor hundert und funfzig Jahren; so darf man sie auch deswegen nicht mit dem Vf. S. 7. *entartet* nennen. Sie sind weit hinter dem so hohen Wachsthum der europäischen Kriegskunst und Kriegszucht in neuern Zeiten zurückgeblieben; das macht ihre sichtbare Schwäche in Kriegen aus. Auch ist es unrichtig, dafs die Abgesandten des Versailler Hofs *die Tataren in Europäer umzuformen* gesucht hätten. (ebendas.) Das konnte ihnen nicht einmal einfallen; aber selbst bey den regelmäfsigen türkischen Kriegsvölkern, Artilleristen etc. mifslang der Versuch. Viel zu viel ist es gesagt, (S. 10.) *dass England, seit dem ersten Pariser Frieden den Colonienhandel seiner Nebenbuhler fast ganz vernichtet habe;* und worin bestand denn *der übermüthige Stolz, mit dem es damals den Ocean zu beherrschen angefangen* haben soll? Ueber den religiösen Zustand der Europäer vom ersten Pariser Frieden bis zum zweyten, ist S. 21—33. viel Wahres bemerkt. Doch ist es wieder sehr übertrieben, dafs *die Bourbonischen Höfe das Ansehen des römischen Bischofs in ihren Staaten fast gänzlich vernichtet haben sollen;* (S. 28.) und *Pius* VI. Reise nach Wien, war gewifs kein *thörichter Schritt der Verzweiflung*, wie ihn der Vf. nennt; sie hat gewirkt und wirkt noch immer; wenn es gleich damals nicht das Ansehen dazu hatte. Wie kann endlich Hr. *S.* sagen: (S. 29.) *Die allgemeinen Bande der Hierarchie seyen um jene Zeit in der römisch katholischen Kirche aufgelöst gewesen;* (als wenn man in irgend einem Lande derselben, selbst in den östreichischen Erbländern, daran gedacht hätte, dem Pabste den Gehorsam aufzusagen!) und *der Zauber, der die römische Religion aufrecht erhielt, sey vernichtet gewesen.* (Schon zum viertenmale spricht der Vf. von *Vernichtung*, wo überall gar sehr viel daran fehlte: denn *Josephs* Reformationen bewirkten nur einen gar kleinen Theil davon.) Was S. 33—63. über den Einfluss der Wissenschaften und Künste auf den gesellschaftlichen Zustand dieses Zeitraums gesagt wird, hat viele empfehlungswürdige Seiten; an einigen bedarf sie noch einer Ergänzung oder Berichtigung. Aus dem vorigen Jahrhunderte werden unter andern die Entdeckungen eines *Malebranche*

che in der Philosophie gerühmt, und die weit gemeinnützigern eines *Grotius* und *Pufendorf* übergangen. (S. 34.) Dass *Guthrie* S. 45. unter die vorzüglichen Geographen, und S. 47. *Millot* unter die philosophischen Geschichtschreiber gezählt wird, ist etwas unerwartet. Dass die Dichter unter *Ludwigs* XIV. Regierung durch die neuern aus diesem Zeitraum verdunkelt worden wären, (S. 63.) werden die Franzosen schwerlich zugeben; und dass jetzt erst in Spanien, Dänemark u. s. w. Nationalschauspiele entstanden seyn sollen, (S. 64.) ist bekanntermassen unrichtig. Unter den hervorragenden Romanschreibern ist *Richardson* nicht genannt; (ebendas.) und unter denen, welche die Theorie der Künste glücklich bearbeitet haben, weder *du Bos* noch unser *Hagedorn*. (S. 66 fg.)

Der *zweyte Abschnitt* beschreibt *Portugal*, *Spanien* und *Frankreich* vor dem amerikanischen Kriege; weiter ist auch der Vf. in diesem Bande nicht gekommen. Die *portugiesische* Geschichte begreift die ganze Regierung *Joseph Emanuels*, von 1750 — 1777. (S. 69 — 115.) Hier hat uns das Urtheil über *Pombal* (S. 71. 72.) besonders gefallen; wiewohl wir glauben, dass es noch schicklicher am Ende dieser Regierung stehen würde, weil sich die Wahrheit desselben nur nach Thatsachen prüfen lässt. „Es giebt vielleicht, sagt der Vf., in der ganzen neuern Geschichte keine Begebenheit, bey welcher der Geschichtsforscher so sehr befürchten muss, die Wahrheit zu verfehlen, als bey der Darstellung seiner Staatsverwaltung. Wenn wir die Lage eines Mannes bedenken, der sich mit dreistem Muthe den tiefgewurzelten Vorurtheilen und Misbräuchen entgegenstellt; so kann es nicht befremden, alle seine Handlungen von seinen Gegnern im schwärzesten Lichte (aber das schwärzeste Licht kann ja kein Licht seyn!) dargestellt zu sehen. Wenn wir aber erwägen, dass auch der edelste Mensch, der auf der höchsten Stufe der Macht erhaben steht, im Kampfe gegen die Schwierigkeiten, die ihm in den Weg gelegt werden, den Aufwallungen der Leidenschaften erliegen, und der Rache Raum geben mag; so werden wir gegen die unbedingten Lobpreisungen seiner Vertheidiger eben so misstrauisch seyn müssen, als gegen den zügellosen Tadel seiner Gegner. Doch wenn wir gern zugeben, dass es unmöglich seyn mag, alle geheime Triebfedern der Handlungen des eben so gehassten als bewunderten *Pombal* der Wahrheit gemäss nach ihrem moralischen Werthe zu würdigen; so ergiebt sich doch aus der Betrachtung unverkennbarer Thatsachen das Resultat, dass er ein grosser Mann war, der das erhabene Ziel, sein gesunkenes Vaterland empor zu heben, mit unerschütterlicher Festigkeit verfolgte; der aber der Gefahr verkannt zu werden, um so mehr blosgestellt war, je strenger er gegen die Maasregeln seiner mächtigen Gegner verfahren musste, und je weniger die Nation empfänglich war, das Gute einzusehen, wozu er sie, gleich unmündigen und verzogenen Kindern, als ein strenger Vormund zwingen wollte." Kürzer könnte dieses freylich gesagt seyn; auch möchten wohl Härte und Grausamkeit noch einen Platz in diesem Bilde fodern; aber überhaupt scheint es wohl getroffen zu seyn. In der Geschichte selbst sind manche Fehltritte des Ministers unpartheyisch aufgedeckt worden. Ueber den spanisch-portugiesischen Ländertausch in America, und über die Verschwörung, welche Portugals Grosse und Jesuiten wider das Leben des Königs gestiftet haben sollen, hat der Vf. einige Untersuchungen angestellt, deren Resultat ist, dass die letzte nur zu gegründet sey; worin wir ihm beytreten. Die *spanische* Geschichte dieses Zeitraums (S. 115 — 158.) fasst das Bekannte; aber ausgewählt und geläutert, gut zusammen. Daran aber möchten wir wohl zweifeln, dass der französische Schiffsbaumeister *Gautier*, wie S. 144. versichert wird, *die ganze spanische Marine umgeschaffen, und den Kriegsschiffen von jeder Grösse mehr Leichtigkeit und Gewandheit gegeben habe.* Die neuesten Begebenheiten haben dieses nicht bestätigt. Im Anfange der *französischen* Geschichte finden wir gleich, wie es jetzt so gewöhnlich ist, die traurigste Abschilderung vom Zustande der Nation; z. B. S. 161. „Indessen Recht und Gerechtigkeit zu fliehen schienen; indessen *die Gewerbe stockten, und Bauern und Städter mit Hunger und Blösse kämpften*;" welches doch so allgemein hingeworfen, gar nicht erweislich ist. Man kann die nachfolgende Revolution sehr leicht historisch begreiflich machen, ohne alles zu übertreiben und zu verschwärzen. Auch wenn der Vf. S. 166. schreibt: „Die Abtretung *der unermesslichen Wüsten von Canada* war kein wirklicher Verlust," ist dieses nur gewissen französischen Schriftstellern nachgeschrieben, welche der Welt glauben machen wollten, es seyen nur Wüsten verloren worden. Ganz anders urtheilten schon im Anfange dieses Jahrhunderts erfahrne französische Seemänner und Kaufleute über die Wichtigkeit von Canada, und über die Unfähigkeit der Regierung, solche zu benutzen. Was S. 178. dem General der Jesuiten zugeschrieben wird, waren nach zuverlässigern Nachrichten Worte des Pabstes selbst. Sonst glauben wir in diesem Theil der Geschichte den prüfenden Gebrauch von guten Quellen bemerkt zu haben. In dem Ausdrucke des Vfs. haben wir bisweilen ohne Noth eingemischte ausländische Wörter weggewünscht; z. B. *Moment* statt Augenblick. *Kompannie* ist weder französisch noch deutsch: und was hat denn unser ehrliches *Gesellschaft* verbrochen? Zum Titelkupfer ist ein ganz gemeiner Auftritt, der Empfang der Dauphine Marie Antoinette vom Könige, gewählt worden.

Leipzig, b. Suprian: *Jakob Pickharts Peregrinationen.* (*Erstes Bändchen.*) 249 S. *Zweytes Bändchen.* 1798. 266 S. 8. (1 Rthl. 14 gr.)

An den Wänden irgend einer Dachstube hin, können diese Wanderungen eben so gut als zu Fuss oder auf dem Postwagen von ihrem Vf. gemacht seyn.

Es

Es ist ein höchst unbedeutendes Gemische in Prosa und Versen, von alltäglichen Nachrichten und Erzählungen, von platten Späßen, Zoten und trivialen Reflexionen. Die sobenannte Peregrination hebt, im ersten Bändchen, mit Berlin, und Mancherley über das Karneval an; dann setzt der Mann seinen Stab weiter, nach Potsdam, Wittenberg, Halle, (schützt hier Lehrer und Lernende.) Leipzig, (wird in einen Orden von Gaunern, die sich für Freymaurer ausgeben, aufgenommen.) Meissen, Dresden, (tadelt mit Recht die Studiersucht der Sachsen) und Prag. — Hier fährt er wieder im zweyten Bändchen fort, läßt ein unbarmherziges Gericht über die Juden in Böhmen ergehen, und äfft ihre Mundart nach, in welcher Kunst der Vf. an mehreren Stellen seine ganze Stärke zeigt. Dann erzählt er noch über Töplitz, Freyberg, Jena, Erfurt, Gotha, Eisenach, Fulda, Hanau, Frankfurt, Mainz und Wisbaden, dies und das in gebundner und ungebundner Rede bis zum erwünschten Ende.

PETERSBURG, in d. Druckerey d. K. Akad. d. Wiss.: *Almanac de la Cour pour l'année* 1798. 12. 169 S. *pour l'année* 1799. 179 S. 12.

Bekanntlich erneuern in Rußland sich die Beamten-Listen jährlich blos im sogenannten *Mesaxoslow*, der das Allgemeine umfaßt. Von speciellerer Beziehung sind der *Liefländische* Adreßcalender zu Riga, der von der *Revalschen* Stadthalterschaft, und die beiden *Spiseks* (Anzeiger) für die Land- und Seemacht; so wie endlich für den Hofstaat der vorliegende *Almanac*. Wenn bey jenen die jährliche Herausgabe bisweilen stockt, so erscheint dagegen der letzte seit der Regierung Katharinens II. im Jänner jedes Jahrs in drey Sprachen, der russischen, der deutschen und der französischen. Seines eingeschränkten Titels ungeachtet, umfaßt er außer dem Geschlechtsverzeichnisse, summarisch die obern Collegien und Landesanstalten in allen Fächern. Schon in dieser Hinsicht ist das statistisch-historische Interesse eines solchen Verzeichnisses einleuchtend, wenn es gleich nicht wissenschaftlich bearbeitet ist. Die Incorporation von zwey Drittheilen des ehemaligen polnischen Staats, und die Zueignung des Großmeisterthums von Maltha zeichnen die Jahrgänge 1798 und 1799. vor allen Vorgängern aus; noch mehr aber wird das Interesse durch die Ergiebigkeit der neuen Regierung an *innern* Veränderungen erhöhet, die so groß ist, daß in deren erstem Jahre (1797.) gar kein russischer Staatscalender zu Stande kam und daß selbst der Jahrgang 1798. seinem Nachfolger nicht mehr ähnlich ist. Für Deutschland insbesondere kömmt noch die zwischen den Deutschen und den russischen Musen durch Kaiser *Pauls* Verbot aufgerichtete Scheidewand, — die Nachbarschaft russischer Heere und Heerführer und die Aufnahme dreyer deutscher Fürstinnen in das russische Kaiserhaus in Betracht. Rec. wird durch die Vergleichung der neuesten Jahrgänge dieses Hofcalenders mit denen seit 1784. erschienenen, die er vor sich liegen hat, zu so mancherley Betrachtungen hingerissen, daß er nur mit Mühe diese Beurtheilung auf den historisch-statistischen Gesichtspunct beschränken kann.

Schon im Zeit- und Geschlechtscalender (S. 1. — 44.) drängt sich die Eigenthümlichkeit des russischen Staatssystems auf. *Polen* und *Curland* erscheinen darin nicht mehr; dagegen findet man die Fürstenhäuser von *Persien*, *Canthual*, *Cachet* und *Imirette*, ferner *Ludwig den* XVIII. als *König von Frankreich* und den sogenannten Prinzen von *Nassau-Siegen* als anerkannten deutschen Fürsten. — Die den Türken so gehässigen Zeitrechnungen von der Zerstörung ihrer Flotte und von der Eroberung der Krimm, sind wegen der neuesten politischen Verbindung mit der Pforte, ganz weggelassen; dafür aber sind unter den Hoffesten der 24te Junius und der 29te November dem *Maltheser-Orden* gewidmet.

Im Beamten-Verzeichnisse hat jede Seite das Gepräge von dem colossalischen Umfange dieses Reichs und auch von Abweichungen seiner Sprache; denn die Familien-Namen sind hier ganz anders geschrieben als wie man sie in der deutschen Literatur zu lesen pflegt. (z. B. *Kolytchef*. *Rumanzow*). Die Liste der *kaiserlichen Orden* nimmt volle 75 Seiten ein (S. 45 — 110.) Sie enthält Ritter aus sehr vielen Königs- und deutschen Fürstenhäusern, und aus den Bourbons den Prinzen von Condé; aus den vornehmsten polnischen und curländischen Familien, z. B. den Grafen *Medem*, S. 74. als *Plenipotentiaire provincial de Curlande*; unter den Inländern mehrere Officiere von der russischen Hülfsarmee an Oestreich, und endlich aus Deutschland bekannte Geschäftsmänner, z. B. *Marcolini*, *Graf Loss* und den seitdem verstorbenen *Gutschmidt*.

Das merkwürdigste in diesem Abschnitte ist (S. 85 — 93.) der neugeschaffene *Ordre Souverain de St. Jean de Jerusalem*; der Kaiser und *Autocrator* als Großmeister; die kaiserliche Familie *beiderley* Geschlechts, der Prinz Condé, der römisch-kaiserliche Botschafter Graf *Cobenzl* als Großkreuze des *Großpriorats von Rußland*, überhaupt deren 82. — Sodann, nach der Religionsabtheilung, 18 katholische Commandeurs und 46 russische; 9 katholische *Commandeurs de famille* und 3 russische; 12 katholische *Chevaliers de Justice* und 48 russische und 10 Ehrenritter. Unter den Katholiken viele Polen und Franzosen, *Latourette*, *Broglio*, *Choiseul*, *Richelieu*, *St. Priest* u. s. w. — *Aumoniers*, Ceremonienmeister, *Servans d'armes*, kurz alle zum hellesten Glanze des Ordens gehörigen Bedienungen.

Auf diesen Orden folgen das kaiserliche *Conseil*, und die Flügeladjutanten (unter diesen ein Graf *Nesselrode*.) Dann die verschiedenen Hofhaltungen im fast orientalischen Glanze, *Ecuyers* von drey Classen; unter den Hofdamen eine Prinzeß *de Tarente*; der *Confesseur* des Kaisers, das Cabinet u. s. w. — Von der Geistlichkeit die heilige Synode; acht Archimandriten, *Gabriel*, *Plato*, *Ambrosius*, *Arsenna*,

Irenäus, Isidorus, Theophylactus und Lucian. — Der Senat und andere Collegien (S. 143—152.) Der hier vorkommende Graf Romanzow ist seitdem Minister eines neu creirten Apanage-Departements geworden, sonst aber dieser berühmte Familienname fast ganz in der activen Dienerschaft verschwunden. In politischer Hinsicht ist S. 152—157. die Rubrik der Gesandtschaften merkwürdig; Bezborodko hier als Canzler und im Conseil der dritte; unter den vier membres du College des affaires étrangères nur einer, weil die übrigen drey abwesend sind; als Botschafter zu Wien Kolytcheff, und zu Madrid der seitdem in Ruhe getretene von Simolin; als Gesandter zu München Freyherr von Bühler; — Gesandte zu Turin (statt Cagliari), Florenz (?), Rom (?), und in Persien, S. 156. Litta als Botschafter des Pabstes. Weit ausgedehnte Consulate zu Ragusa, Salonichi, Smyrna, Corfu (wegen des guten Vernehmens mit der Pforte), auch selbst noch zu Bordeaux. —

Der Kriegsstaat ist auf S. 157—169. äuserst concentrirt. Man findet darin zwey Prinzen von Sachsen-Coburg als Gardeobersten, einen Marquis de Travers als Viceadmiral, und übrigens den Feldmarschall Soltikoff im ausgedehnten Wirkungskreise.

Aus dem wissenschaftlichen Fache ist S. 141—169. der seitdem pensionirte Baron Nicolai als Präsident der akademischen Wissenschaft und Choiseul-Gouffier als Chef der Akademie der schönen Künste, auch ist nach S. 148. ein Chef du Département heraldique zu bemerken.

Leipzig, b. Martini: *Religion und gottesdienstliche Gebräuche der jüngst entstandenen Gesellschaft der Gottesverehrer und Menschenfreunde in Frankreich.* Nach der zweyten Originalausgabe. 1798. (Nr. I.) XVI. u. 160 S. Nr. II. 191 S. 12. (1 Rthl. 2 gr.)

Das Allgemeine, was wir hier von der Entstehung und Ausbreitung, den Einrichtungen und Lehren der Gesellschaft der Philanthropen anführen könnten, ist selbst in Deutschland schon bekannt genug; und wer den Geist wie die Form dieser neuen religiösen Gesellschaft noch näher kennen lernen will, den müssen wir auf das vorliegende Werkchen selbst verweisen. Es findet darin nebst den Grundsätzen und der besondern Einrichtung der religiösen Feste, zum Gebrauche für dieselben eine Sammlung von Reden und Vorlesungen, von Hymnen und Liedern, welche mit der Zeit so vollständig gemacht werden soll, dass eigne Reden und Vorlesungen der Familienhäupter der Gesellschaft nicht nothwendig bleiben. Dies kann gut für Gemeinden seyn, wo es an Männern fehlt, die selbst etwas Mittelmäfsiges aufsetzen können. Denn mehr als mittelmäfsig sind nach unserer Meynung die meisten hier gelieferten Reden und Vorlesungen nicht; und wir haben uns gewundert, dass in unsern Zeiten bey Gründung einer solchen Gesellschaft nicht etwas Vollkommneres geliefert worden ist. Bey dieser Bemerkung nehmen wir die Hymnen und Lieder aus, die einen erhebenden Schwung haben, ohne schwer zu verstehen zu seyn. Gut ist es, dass hier neben der Uebersetzung das Original steht. Jene kommt diesem nicht bey. Der Uebersetzer hat sich die Arbeit leicht gemacht, indem er, wie in der Vorrede gesagt wird, der Treue und dem Silbenmaafs den Reim aufopfern zu müssen glaubte, und doch häufig weder Leichtigkeit noch Rundung in seine Verse gebracht. Zum Belege hiervon kann folgende Stelle dienen: (Nr. I. S. 70.)

Seiner Stärke ew'ge Dauer	*De sa puissance immortelle*
Nennet und lehret alles uns:	*Tout parle, tout nous instruit.*
Ein Tag spricht zum andern Tage	*Le jour au jour la révèle,*
Kündend Nacht zur Nacht von ihr.	*La nuit l'annonce à la nuit.*
Dieses stolze Weltgebäude	*Ce grand et superbe ouvrage*
Redet zu uns eine Rede,	*N'est point pour l'homme un langage*
Gros und mächtig hell und klar;	*Obscur et mystérieux!*
Aus dem angestaunten Baue	*Son admirable structure*
Tönt Natur mit lauter Stimme	*Est la voix de la nature,*
In das Auge des Geschöpfs.	*Qui se fait entendre aux yeux.*

Die Prosa ist im Ganzen besser, hat aber doch manche Mängel. Nr. I. S. 65. schliefst sich z. B. ein Absatz so: *einem an einen Gott;* und in dem Aufsatze Nr. II. S. 168. steht mehr als einmal *Glück* statt *Glückseligkeit*.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Paris*, in d. Verlagshandlung des Magasin Encyclopédique: *Vie de Jean Pikler*, Graveur en pierres fines, *Traduite de l'italien de Jean Gerard de Rossi.* An VI. 48 S. 8. (Prix 15 Sons.) Das Original wurde schon A. L. Z. 1795. Nr. 15. angezeigt. Gegenwärtige Uebersetzung ist laut Vorrede bis S. 14. von dem im Fache der Alterthumskunde rühmlichst bekannten Bürger *Millin*; und das übrige, weil Geschäfte ihn hinderten, von einem seiner Freunde verfertigt. Der Bürger *Dufourni*, Director am *Musée des Arts*, hat einige Noten hinzugefügt, die zum Unterschied von den andern mit den Anfangsbuchstaben seines Namens bezeichnet sind. Durchaus herrscht eine leicht fliefsende Sprache, und soviel wir bemerken konnten, ist auch der Sinn der Urschrift nirgends verfehlt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 3. May 1799.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Rein: *Ueberſicht der praktiſchen Wieſenbehandlung und der Viehzucht*, von C. H. Boſe. 1798. 405 S. 8.

Gegenwärtige Schrift macht eigentlich den zweyten Band des vor einigen Jahren von eben dieſem Vf. herausgegebenen *Handbuchs der praktiſchen Landwirthſchaft* aus. Nachdem der Vf. eine Vorerinnerung von richtiger Eintheilung der Grundſtücke vorausgehen laſſen, handelt er I. von den natürlichen Wieſen, wo unter andern geſagt wird, daſs die rechte Zeit des Heumachens auf zweyſchürigen Wieſen bald vor oder bald nach Johannis ſey, und der Vf. giebt zum ſichern Kennzeichen zum Anfang dieſer Heuärnte das Pfennigkraut an, welches auf allen Wieſen zu finden ſey (Rec. hat ſolches nicht auf allen Wieſen gefunden); wenn der Saamen dieſes Krautes, der einem Pfennige nicht unähnlich ſieht, bräunlich zu werden anfängt, ſoll es Zeit ſeyn das Heu zu machen. (Wir übrigen Landwirthe richten uns gern darnach, wenn die meiſten Wieſengräſer in der Blüthe ſind, oder wenn wir nicht mit allen Wieſen fertig werden können, wenn die Gräſer ſpäteſtens zu verkörnen, d. i. Saamen anzuſetzen angefangen haben, weil die Gräſer die meiſten Kräfte verlieren, wenn der Saame reif wird, und ſodann die Grashalme nicht viel beſſer als Stroh ſind.) Die Art und Weiſe Heu zu machen wird ſehr gut angegeben, und die ſogenannten *Strohhauben*, wenn man in der Nothwendigkeit iſt, das Heu auf den Wieſen lange ſtehen zu laſſen, werden beſtens empfohlen. Man macht nämlich eine ſolche Haube von Stroh auf den Schober oder Heuhaufen mit Schoben wie ein Strohdach, die von allen Seiten etwas herunter gehen müſſen, und mit Strohſeilen an einander befeſtigt werden. Damit ſie aber nicht von einem entſtehenden Sturme weggeführt werden; ſo müſſen einige ordentlich wie Zöpfe geflochtene und perpendicular herunterhängende Strohſeile daran angebracht werden, woran man unten Steine bindet, und durch die dadurch verurſachte Schwere allen Winden trotz bietet, daſs die ſo verwahrten Schober Monate hindurch auf der Wieſe können ſtehen bleiben, ohne daſs ſie naſs werden und Schaden leiden. II. *Künſtliche Wieſen*, wozu unter mehrern Wurzelgewächſen auch die Runkelrüben gerechnet werden. noch S. 299. zu Um ſolche gröſser wie gewöhnlich zu erziehen, ſoll das zubereitete Ackerſtück gegen das Ende des Aprils zur Saat ſo tief als möglich gepflüget, geeget, gewalzt, und die Runkelrübenkörner, nachdem mit dem Krautſtriche Linien gezogen worden, einzeln in jedes Loch, wie ſie ſtehen bleiben ſollen, geſteckt werden; den Sommer hindurch werden ſie, ſo oft ſich Gras zeigt, mit der Hacke etwas geſchärft, aber nicht ordentlich behackt. (Dieſe Bauart ſey denen empfohlen, welche mit gedachter Rübe auf Syrup und Zucker nunmehr ſpeculiren.) III. *Viehzucht*. Im erſten Abſchnitt kommen die *Pferde* vor, deren Kenntniſs und Fehler ſehr gut dargeſtellt werden. Die wider manche Pferdekrankheiten vorgeſchriebenen Mittel ſind wohl nicht für den gemeinen Landmann, weil ſie zu ſehr zuſammengeſetzt, indem ſie 8 — 10 — 12 — 14 Species enthalten, und daher auch nicht wohlfeil ſind. Unter ſo vielen Zuſammenſetzungen wird man immer fragen: welches kann hier das eigentliche Specificum ſeyn; welche Species können aus dem Recepte wegbleiben, und wenn ein Simplex nicht zureicht, welches oder welche wenige wären ihm noch beyzufügen? Der zweyte Abſchnitt beſchäftigt ſich mit den *Zugochſen*. Hier werden die Gründe, in wiefern Ochſen und Pferde einander bey der Feldarbeit vorzuziehen oder nicht, gut auseinandergeſetzt, und nach Beſchaffenheit der Oerter und Umſtände entſchieden. Da aber die Ochſen auf verſchiedene Art angeſpannt werden; ſo wird diejenige, die mittelſt einer Art von kleinem Kummet geſchieht, allen andern in nichtgebirgigen Gegenden billig vorgezogen, weil der Ochſe ſeine meiſte Stärke in der Bruſt und in den Schultern hat. Die *Rindviehzucht* macht den dritten Abſchnitt aus. Das warme Saufen der Kühe will der Vf. dem kalten Saufen vorziehen, weil jenes mehr auf die Milch wirken ſoll. Schwächt aber nicht wohl warmes Getränke den Magen der Thiere eben ſowohl, als den Magen der Menſchen? Daſs die angeblichen Vortheile der Viehweide von denen der Stallfütterung weit übertroffen werden, wird nach gerade unter uns Landwirthen wohl allgemein zugeſtanden, wenn man nahe fette Viehweiden, Holländereyen oder Koppelweiden, wie in Hollſtein, Jütland u. ſ. f. ausnimmt; und es iſt nicht zu leugnen, daſs die hollſteiniſche Butter beſſer als die von unſerer Stallfütterung ſchmeckt, ſo wie alles Rindfleiſch von den Fettweiden ungleich niedlicher iſt und beſſer ſchmeckt, als das von im Stalle gemäſtetem Rindviehe. Wenn Viehſeuchen ſich hervorthun, ſoll zur Vorbauung ſämmtlichem Viehe viel Blut aus der Lungenader weggelaſſen, und dabey jedem erwachſenen Stück Viehe ½ Pfund *Antimonium*

crudum dergeſtalt im Saufen mit etwas Schrot nach und nach gegeben werden, daſs jedem Stücke einen Morgen um den andern 1 Loth beygebracht, den Abſetzekälbern aber die Doſis nach Maaſsgabe ihres Alters kleiner gegeben werden. Zugleich ſollen die Ställe Morgens und Abends mit Wachholderbeeren oder dergleichen Holz wohl geräuchert werden. Ueber das Einimpfen der Viehſeuche, welches beſonders im Strelitziſchen Meklenburg mit ſo gutem Erfolg erfunden und ausgeübt worden, fodert der Vf. S. 256. alle Landwirthe und Viehärzte auf, die Verfahrungsweiſe, die ihm und ſeiner Gegend zur Zeit noch unbekannt iſt, anzuzeigen. Rec. weiſs das Verfahren aus dem Munde eines dortigen Landraths, welcher mit eigener Hand an eigenem und fremden Rindvieh ſehr glücklich dieſes Inoculiren verrichtet hat, und ſich als den Erfinder davon angab. Er hatte nämlich an einer ſiechenden Kuh am Euter Blattern gefunden, und hievon gleich den Schluſs gemacht, daſs die Seuche wohl wie eine Blatternkrankheit der Menſchen zu behandeln ſeyn könne. Das Verfahren iſt meiſtens ganz einerley mit dem Inoculiren der Schafpocken, wovon das mehrere in dem erſten Bande der Annalen der königl. Societät der ökonomiſchen Wiſſenſchaften zu Potsdam zu finden iſt. Der vierte Abſchnitt handelt von den *Schafen*. Wider diejenigen, welche von einer gegebenen Anzahl zweyſchüriger Schafe mehr Wolle, als von gleicher Anzahl einſchüriger Schafe zu bekommen vorgeben, erklärt ſich der Vf. für die letzten, und führt ſeine eigenen Erfahrungen dafür an, vermöge welcher ihm die einſchürigen Schafe mehr Wolle gegeben haben. Das Verſtutzen der Schwänze bey weiblichen Lämmern wird geadelt. Es dient aber doch den Schäfern dazu, daſs ſie gleich dergleichen Lämmer und Schafe herausfinden können, wenn ſie unter dem männlichen Haufen ſich eingemengt haben. Das Nichtmelken der Schafe wird mit Recht angeprieſen. Eine Hauptregel bey der Schafzucht ſoll ſeyn und bleiben, lieber nach Maaſsgabe des jährlich zu gewinnenden Futters, etwas Schafe zu wenig, als zu viel zu halten, damit man nie in Verlegenheit komme, dieſe vielen Schafe in ſchlechten Jahren darben zu laſſen, und dadurch ſowohl in der Wollnutzung als auch in der Beſchaffenheit der zu erzielenden Nachzucht merklich zurück zu kommen. Den Commentar hierüber mag das gegenwärtige Jahr abgeben, da es bereits im März ſo vielen Schafen an Futter fehlte, und ſolches ſehr theuer eingekauft und zuſammengeſucht werden muſste, wodurch denn die Schafereynutzung des gegenwärtigen Jahrs wo nicht ganz, doch zum Theil, verloren geht. Der fünfte Abſchnitt iſt der *Schweinezucht* gewidmet, und es wird behauptet, daſs die Schweine nützliche und in einer wohleingerichteten Landwirthſchaft unentbehrliche Thiere ſeyn; eine Behauptung, welche von allen Landwirthen unterſchrieben werden muſs. Wenn eine Sau gehörig behandelt wird, ſo hat man von ihr, die Düngung abgerechnet, eben ſo viel, und noch mehr Nutzen, als von einer Kuh, wobey aber freylich das Locale in Anſchlag zu bringen iſt. Die *Ziegenzucht* im ſechsten Abſchnitte gehört für Gebirgsgegenden, wo es erlaubt iſt, Ziegen zu halten. In der Milchnutzung werden zwey gute Ziegen einer ſchlechten Kuh gleich gerechnet. Wären nur die Ziegen nicht den Wäldern, Baumpflanzungen und Gärten ſo gefährliche Thiere! Indeſs ſind ſie leicht auch ohne Weide zu erhalten. Wenn man ſie auf wohl verwahrten Höfen frey herum gehen läſst, ſuchen ſie ſich ihr Futter überall auf, und man darf ihnen nur dabey im Sommer mit grünen belaubten, im Winter aber mit aufgetrockneten, Baumzweigen zu Hülfe kommen, wie ſie denn keine grüne Gewächſe aus den Küchengarten zu verſchmähen pflegen. Sie machen ſich durch ihre Milch, Käſe, Haut und Haare gut bezahlt. Nach dem ſiebenten Abſchnitte vom *Hausgeflügel* macht der achte von der *Viehmaſtung* den Beſchluſs, wo die Hauptregel vorangeſtellt wird, daſs man Vieh in ſeinen beſten Jahren zum Mäſten nehmen ſolle, weil das alte Vieh ſich nicht ſo gut mäſtet, und viel langſamer zunimmt, und was noch dazu kömmt, weniger gutes ſchmackhaftes Fleiſch giebt. Bey der Federviehmäſtung iſt nicht zu vergeſſen, daſs ſie nur da im Groſsen mit Nutzen zu betreiben iſt, wo man wegen der Nähe einer groſsen reichen Stadt der Abnahme und guter Bezahlung gewiſs ſeyn kann, oder wo man bey der Entlegenheit von ſolchen Städten auf die Aufkäufer rechnen kann, welche das gemäſtete Federvieh um bekannte gute Preiſe abholen, oder wo man in Kundſchaft mit groſsen Hotels oder Speiſehäuſern ſteht, welchen zu aller Zeit auf Wagen das Geflügel zugeführt werden kann.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Vf. und b. Bohn u. Hofmann: *Communionbuch* für alle ſolche, welche wahre Erbauung und bleibenden Nutzen vom Genuſſe des Abendmahls zu haben wünſchen, von *Hermann Rentzel*, Pred. an S. Jacobi in Hamburg. 1799. 144 S. 8.

Durch dieſes Buch wollte der Vf. einem zwiefachen Bedürfniſs ſeiner Gemeinde abhelfen. Erſtens bemerkte er, daſs ſchlechte Communionbücher immer von den Aeltern auf die Kinder forterben, und daſs beſſere nicht wohl anders einzuführen ſind, als wenn man ſie den Confirmanden ſchenkt. Hiezu konnte er aber leichter mitwirken, wenn er ſelbſt eins ſchrieb, als wenn er ſo viele Bücher hätte kaufen müſſen. Zweytens fand er, daſs bey vielen Gliedern ſeiner Gemeide die Berichtigung ihrer Religionsbegriffe durch Predigten nicht recht gedeihen wolle, und glaubte, daſs ein hiezu eingerichtetes Buch wirkſamer zu dieſer Abſicht ſey, wenn es *öfter* geleſen werde; und um öfter geleſen zu werden, müſſe es ein Communionbuch ſeyn. Er beſtimmte daher dieſes Buch nicht bloſs zu Weckung heilſamer Empfindungen für den Tag der Communion, ſondern

wollte

wollte auch den vornehmsten Volksirrthümern in der Religion entgegenarbeiten, und einigermafsen das ersetzen, was im gewöhnlichen Jugendunterrichte des gröfstentheils seiner (und gewifs auch mancher anderer) Gemeinde mangelhaft geblieben war. Hieraus, und aus dem in der Zuschrift an seine Gemeinde geäufserten Wunsche, dafs wohlhabende Herrschaften dieses Buch für ihre Dienstboten kaufen möchten, ergiebt sich, auf welche Classe von Lesern der wohlmeynende Vf. sein Augenmerk zunächst gerichtet habe. Die Bedürfnisse dieser Classe und die angezeigte specielle Absicht haben den Inhalt, die Behandlungsart und den Vortrag bestimmt, und die Belehrungen sind, wie billig, an diejenigen Vorstellungsarten von religiösen Gegenständen so viel möglich angeknüpft, die man bey dieser Gattung von Lesern voraussetzen mufs. Unnütze dogmatische Speculationen und mystische Spielereyen sind vermieden, alles ist in den praktischen Gesichtspunct gestellt, und den gewöhnlichsten Vorurtheilen und Mifsverständnissen wird entgegengearbeitet. Den Anfang machen Belehrungen, über die Absicht und den Nutzen des Abendmahls, über die zur würdigen Feyer desselben erfoderlichen Gesinnungen und die Art, wie wir diese in uns hervorbringen können, über die Wirkungen des würdigen Genusses desselben, und wie wir es anzufangen haben, dafs diese Wirkungen erfolgen, über die Wichtigkeit der Confirmation und des ersten Genusses des Abendmahls, über die Beichte u. dgl. Hierauf folgen kurze Betrachtungen zur Unterhaltung der Andacht am Communiontage. Den Beschlufs machen einige Gebete, Beichtformeln und Gesänge. Rec. wünscht nicht nur, sondern glaubt auch hoffen zu dürfen, dafs die gute Absicht des Vfs. bey vielen, denen er sein Buch bestimmte, werde erfüllt werden. Nur hätte der Ausdruck, um auch selbst Lesern aus den niedern Ständen durchaus verständlich zu seyn, hin und wieder noch etwas mehr Popularität, und einige Gebete und Formulare hätten noch etwas mehr Herzlichkeit und Wärme haben können.

FLENSBURG, b. Jäger: *Sonntags-Blatt für Wahrheitsfreunde.* 1797. 208 S. 8. (16 gr.)

Bey dem lobenswürdigen Eifer des Herausgebers dieser Wochenschrift (er unterschreibt sich im ersten Stücke *Greif*): wahre Aufklärung in seinem Wirkungskreise auszubreiten; bey seinem edeln Muthe, auch verjährte, und durch ihr Alter geheiligte religiöse Vorurtheile, wenn sie (wie z. B. der Wahn von gänzlicher Untüchtigkeit des Menschen zu allem Guten) der Sittlichkeit nachtheilig sind, mit den Waffen der Wahrheit zu bekämpfen; und bey dem sonstigen Werthe der hier gegebenen Belehrungen — übersehen wir ihm gern eine willkürlich gewählte Rechtschreibung, die wir nicht für die *rechte* erkennen können. Auch verzeihen wir ihm die — freylich in einigen Stücken auffallende Nachläfsigkeit in Ansehung des Stils. Aber den Mangel an Uebereinstimmung in den Hauptgrundsätzen der Sittenlehre *mufs* er künftig vermeiden, sofern er durch wahre Aufklärung nützen will. Wenn in einem und demselben Buche die Tugend bald blofs als Mittel zur Glückseligkeit empfohlen; bald aber wieder (mit oft wörtlicher Benutzung der — von dem Herausgeber nicht genannten — *Vorlesungen über die Pflichten und Rechte des Menschen*, von *Becker*) auf das Gesetz der Vervollkommnung Rücksicht genommen wird; dann wieder (mit oft wörlicher Benutzung der von dem Herausgeber nicht genannten *allgemeinen Religion*, von *Jakob*) die Grundsätze der kritischen Philosophie aufgestellt und nun diese verschiedenen Vorstellungsarten nicht mit einander verglichen, näher bestimmt und erläutert, allenfalls sich einander untergeordnet, sondern als gleich wahr neben einander aufgestellt werden; so kann unmöglich der Zweck einer lichten und gründlichen Belehrung auf diese Art, am wenigsten bey Lesern, für welche der Vf. das Sonntagsblatt zunächst schreibt, erreicht werden.

PFÖRTEN, b. Brückner: *Gedanken über die Reden Jesu*, nach dem Inhalt d. evangel. Geschichte von *Alex. Gottlieb Baumgarten*, Professor d. Philosophie zu Frankfurt a. d. Oder. Herausgegeben von *F. G. Scheltz*, Past. primar. zu Sommerfeld, und *A. B. Thiele*, Pastor zu Rathstock u. Hathenow bey Küstrin. *Erste Abtheilung.* 1796. 240 S. *Zweyte Abtheilung.* 1797. 247 S. 8.

Eine für unsere Zeiten völlig unbrauchbare Schrift. Die Herausgeber hätten besser für die Ehre des Mannes, dem eigentlich das Buch gehört, so wie auch für ihre eigene gesorgt, wenn sie mit demselben ganz zurückgeblieben wären. *A. G. Baumgarten* war ein zu guter Kopf, als dafs er heut zu Tage noch dergleichen Sachen, wie man hier liest, hätte behaupten sollen. In jenen Zeiten, da er lebte, war es freylich von ihm ganz consequent, dafs er sich zur bessern theologischen Partey, nämlich zur pietistischen, hielt. Jene Zeiten sind vorbey, und mit ihnen alles, was auf sie sich näher bezog. *Neumeister's* Predigten finden heut zu Tage so wenig Leser, als *Aug. Hermann Franken's* Schriften, und so hätten auch diese erbaulichen Gedanken über die Reden Jesu — denn weiter sind sie nichts — immer ungedruckt bleiben können. Die Vorrede zeigt übrigens noch auf andere Art die Anhänglichkeit der Herausgeber an das alte System; sie haben es hier vorzüglich mit Hn. *W. A. Teller* zu thun, und vertheidigen gegen ihn die kirchliche Dreyeinigkeitslehre.

HAMBURG, b. Wörmer: *Predigtentwürfe über die Sonn- und Festtäglichen Evangelia und andere biblische Texte*, von *Rudolph Jänisch*, Past. an d. Hauptk. zu St. Cathar. und Scholarchen in Hamburg. Erster Jahrgang. 1797. 308 S. 8. (20 gr.)

Die Zuhörer des Vfs., welche er durch diese Entwürfe in den Stand setzt, die von ihm gehörten Predigten nochmals in einsamer Stille zu wiederholen,

werden davon den vorzüglichsten Nutzen haben. Und für diese Zuhörer sind seine Entwürfe zunächst bestimmt. Doch sind einige derselben so reichhaltig an guten, gröfstentheils wohl geordneten, Gedanken, dafs sie auch andere, die des Vfs. mündlichen Vortrag darüber nicht hören konnten, mit Nutzen lesen werden. Dafs sie alle von vorzüglichen Werthe seyn sollten — welcher billige Richter könnte diese Foderung an einen Mann machen, welcher durch seine Lage genöthigt wird, in jeder Woche einen und oft mehrere Auszüge von Predigten drucken zu lassen?

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Dresden*, in d. Waltherschen Hofbuchh.: *Unterricht und praktische Anleitung zum Strafsenbau.* 1798. 5 Bog. med. 8. (6 gr.) Die Wichtigkeit des hier behandelten Gegenstandes für die Commercien und für die Gewerbe überhaupt, und die bey aller Kürze so deutlichen Bestimmungen der hier vorgetragenen Grundsätze erhöhen den Werth dieser Schrift, welche durchaus einen Sachkundigen zeigt und glücklicher Weise zu einer Zeit erscheint, wo der Bau guter Landstrafsen und deren Unterhaltung in verschiedenen deutschen Staaten mehr als ehemals, mit dem rühmlichsten Eifer, aber auch nicht selten mit grofser Unkunde betrieben wird.

Nachdem der Vf. in der Einleitung die Schwierigkeiten, welche mit dem Strafsenbaue mehr als mit allen übrigen Arten der Civilbaue verknüpft sind, aufgezählt, und die Haupterfodernisse zu jenem Baue festgesetzt hat, sucht er seine Anweisung über das dabey in allen Theilen zu beobachtende Verfahren unter 29 Abschnitte zusammen zu fassen. Die ersten fünf hievon betreffen die nöthigen vorbereitenden Anstalten, nämlich die allgemeine Besichtigung der Gegend, wo die Strafse an- oder hinverlegt werden soll, die Aussteckung der Strafse, die Verpfählung und Vorbereitung zum Auftreiben und Planiren, die Ausmessung und die vorgängige Wegschaffung der dem vorhabenden Baue hinderlichen Gewässer und Moräste etc. Von dem Baue selbst enthalten die folgenden 11 Abschnitte genaue Belehrungen über das Planiren auf dem Grunde der Strafse, über die Böschung eines Erdbaues, über das Auftreiben einer Strafse, über die Planie (erste Wölbung), über die Seitengraben, über die Abzugsgraben und die Graben überhaupt, über die zum Strafsenbaue schicklichen Materialien, z. B. Steine, Kies, Sand und Holz. Hiernächst wird in 6 Abschnitten von dem Unterschiede der Strafsen in Rücksicht auf die Materialien, womit sie erbauet werden, von der Anlegung und dem Baue der Heer-, Commercial- und Poststrafsen, deren Breite, Krümmen, Wendungen, Zusammenstofs und Durchkreutzungen insonderheit, von der Structur der Chausseen von zerschlagenen Steinen, der gepflasterten Strafsen und Steindämme, der mit Kiese vorgerichteten Dämme und Strafsen und der Sanddämme gehandelt. Sodann folgen in 3 Abschnitten besondere Vorschriften über die Ausstekkung und Anordnung der Strafsen an Bergen und in holen Wegen, über die Verbreitung alter schmaler Dämme und deren Verbindung mit neuen Dämmen und über die vorzurichtenden Schleusen und Brucken: worauf in den letzten 4 Abschnitten von der Unterhaltung der Chausseen, der gepflasterten Kies- und Sandstrafsendämme, von den Mitteln, wodurch alte ungebauete Strafsen in einen erträglichen Zustand gesetzt werden können, von dem bey dem Strafsenbaue üblichen Maafse und vom Verdingen und den zur Beförderung der Erdarbeit dienlichen Vortheilen gehandelt wird.

Ueber alles, was zu einem tüchtigen und dauerhaften Strafsenbaue, in Absicht der Anlage, Ausführung und Aufsicht überhaupt und in jedem einzelnen Theile, erfoderlich ist, finden hier diejenigen, die mit diesen Angelegenheiten zu thun haben, deutliche und nützliche Belehrungen. Besonders ist dasjenige genau bestimmt, worauf es bey der ersten Grundlage bey den Grabenziehungen, Brücken und Schleusen, und bey den herbeyzuschaffenden Materialien, nach ihrer Menge, Tauglichkeit und Anwendung, hauptsächlich ankommt. Gegen manche Lehrsätze mufs indefs Rec. Einwendungen machen. Dahin gehört die Anweisung (S. 14.), dafs der Rand zwischen der Böschung der Strafse und dem Seitengraben, nach der Beschaffenheit des guten oder schlechten Bodens, 12 *Zoll* und mehr breit seyn soll, dies ist eine viel zu unbestimmte Angabe, auch diese Breite *in jedem Falle* viel zu gering. Ein so schmaler Rand würde, zum gröfsten Nachtheile der Dauerhaftigkeit der Strafse, sehr bald vom Regenwasser in den Seitengraben herabgespühlt und besonders von den über die Strafse getriebenen Viehheerden niedergetreten werden. Allemal ist es daher nöthig, diesem Rande auf einem lockern sandigen Boden eine Breite von 4 bis 5 Fufs, auf einen festern Boden aber von 3 bis 4 Fufs zu geben, wodurch die Haltbarkeit der Strafse verstärkt, und zugleich den Fufsgängern der nöthige Platz verschafft wird, auf dem sie den Spannwerken auf der Strafse ausweichen, und ihre Wanderschaft ungehindert fortsetzen können. Eben so wenig kann Rec. die Befestzung der Dämme an den Seitengraben *mit dichten Weiden* (S. 19.) für rathsam erkennen. Hiedurch soll nämlich der heftige Stofs des abzuleitenden Wassers gegen die Seitenwände des Grabens gehemmt und das Unterwühlen dieser Wände verhütet werden. Dies bewirken freylich die in den Graben hineingedrungenen Wurzeln jener Bäume, aber damit ist zugleich das baldige Verschlammen des Grabens, das Aufwühlen seiner Sohle, Vertiefungen darin, und daher eine schädliche Hemmung des Abflusses verbunden. Auch würden diese Bäume der (S. 63.) richtig gegebenen allgemeinen Regel gänzlich entgegen seyn, nach welcher alle Bäume und Sträuche in der Nähe der Strafsen weggeschafft werden müssen, weil sie das Abtrockenen derselben durch ihren Schatten und den gehemmten freyen Durchzug der Luft verhindern. Da die Eisenschlacken, nach der richtigen Bemerkung (S. 63.) *weder faulen, noch vom Wasser* (noch von Luft) *aufgelöfet werden*; so können sie auch nie, wie doch ebendaselbst behauptet wird, sich in Schlamm verwandeln, und geben allerdings, selbst alsdann noch, wenn sie vom Fuhrwerke zermalmet sind, den Strafsen eine feste Bedeckung: wovon häufige Beweise am Unterharze vorhanden sind.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 4. May 1799.

GESCHICHTE.

LONDON, b. Longman: *Biographical, Litterary and political Anecdotes of several of the most eminent Persons of the present age never before printed.* 1797. Vol. I. 408. Vol. II. 373. Vol. III. 410 S. 8. (9 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. dieser Anekdoten dürfte ausser England nicht viel Leser finden, und auch dort wohl wenige, diejenigen ausgenommen, welche durch das Versprechen des Titels getäuscht werden, hier ungedruckte Anekdoten von den angesehenſten Personen unsers Zeitalters zu erwarten. Ausser einzelnen Briefen der hier auftretenden Personen, die wir als ungedruckt annehmen wollen, ob sie gleich wohl in dem zahllosen Schwall politischer Flugschriften und Blätter vorhanden seyn können: (ein grosser Theil der *scarce tracts* in Franklins Anekdoten ist es wirklich, wie wir unten zeigen werden:) sind die meisten hier ohne Plan zusammen gerafften Nachrichten, aus Parlements-Debatten, längst vergessenen Pamphlets und Zeitungsaufsätzen gezogen, auch wohl mit Stellen aus Junius Briefen, und andern allgemein bekannten Schriften aufgestutzt. Angesehene und wirklich berühmte Personen wie der Herzog von Grafton, Sir Horaz Walpole, Lord Mansfield, Graf Temple, der Minister Grenville, Lord G. Germain, Benj. Franklin werden hier zwar vorgestellt, wie sie in besondern Verhältnissen handeln, oder ihre Plane auszuführen suchten; aber neues Licht weiss der Vf. nicht auf ihren Charakter zu werfen; das allgemeine Urtheil wird hier nur durch willkürlich ausgehobene Documente bestätigt, von denen viele ihres geringfügigen Inhalts wegen die Ehre der Wiedererweckung nicht verdienen, und häufig die auffallendste Parteylichkeit zur Schau tragen. Andere in diesen Anekdoten auftretende Britten waren, wie Dr. Butler, Serjeant Adair, Sir Grey Cooper, der Bischof von Ossory, Sir James Caldwell und andere, wegen ihrer Stellen, und nähern oder entferntern Verbindung mit den Ministern und Führern der Staatsparteyen weiland allen Zeitungslesern bekannt. Allein oft weiss der Vf. von ihnen nichts weiter zu berichten, als dass sie an verschiedenen ehemals gelesenen Pamphlets Antheil hatten. In Schriften dieser Art ist der Vf. sehr belesen; allein an statt die Handlungen seiner Helden aus einzelnen Zügen der für oder wider sie gedruckten Flugschriften aufzuklären, rückt er diese lieber ganz ein, oder entlehnt daraus so lange Auszüge, dass der Leser am Ende vergisst, zu welchem Zwecke sie wiederholt sind. So werden in den von den Lords Mansfield und Camden mehrere unbedeutende Processe oder Differenzen zwischen ihnen und den andern Oberrichtern, bey Zeugenverhören, und Entscheidungen seitenlang ausgehoben. Eigentlich ist es dem Vf. nur darum zu thun, längst vergessene Aufsätze gegen das Brittische Ministerium, und die so oft wiederholten Klagen und Beschwerden der Oppositionspartey wieder im Umlauf zu bringen. Daher beschäftigt er sich vorzüglich zu zeigen, welche Flugschriften diesem oder jenem berühmten Namen gehörten. Oder haben Minister an solchen Federkriegen Theil genommen, so liefert er Auszüge aus den gegen ihre Person, Grundsätze und Handlungen verbreiteten Broschüren, zeigt, wie sie dergleichen Angriffe selbst zu widerlegen suchten, oder andere vermochten, ihre Vertheidigung zu übernehmen.

Wir haben bereits die meisten hier behandelten Personen namhaft gemacht, ausser diesen hat der Vf. auch einiges über Hn. *Wedgwood*, die Hrn. *Burkes*, von denen der verstorbene *Edmund* der berühmteste war, und Hr. *Knox*, ehemaligen Secretair bey Lord Germaine, erfahren. Am längsten haben ihn Lord *Mansfield* und Hn. *Franklin* beschäftigt, daher die Nachrichten von beiden den grösten Theil des Werks ausmachen. Doch nicht immer schränkt sich der Vf. auf einzelne berühmte Personen ein. Im ersten Bande sind auch Bemerkungen über andere Gegenstände notirt, wie die Debatten im Irländischen Parlement 1768, um die Sitzungen desselben auf sieben Jahre abzukürzen, oder die Beurtheilung der trefflichen *Memoires of Greatbritain and Ireland* des Hn. Dalrymple. So wenig die Veranlassung jener Irländischen Debatten, wodurch die Gestalt des Parlaments in Dublin verändert ward, als die Folgen dieses Vorgangs werden darstellend auseinander gesetzt. Das ganze Geschäft ist, wie alle hier vorkommende Artikel, sehr einseitig dargestellt, der Gegenstand keinesweges erschöpft, und statt aller Aufschlüsse erfolgen Stellen aus Foxe's Parlamentsreden, und Verunglimfungen des Brittischen Ministeriums. Doch beyläufig enthält dieser Aufsatz einige nicht bekannte Anekdoten über die geheime Geschichte der Union Schottlands mit England, welche wir bey keinem Geschichtschreiber dieser merkwürdigen Begebenheit gefunden haben. Nach der gewöhnlichen Meynung erhielt zwar der Graf von Glasgow von der Englischen Regierung 20,000 L., um die Häupter der Gegenpartey für die Vereinigung mit England zu gewinnen, dass er dazu aber nicht mehr, als 8000 L.

brauchte. Hier hingegen wird gezeigt, dafs die ganze Summe bey diefen Unterhandlungen aufgegangen, dafs der Herzog von Queensberry, als Königlicher Commiffarius davon allein 12,325 L. erhalten haben, und wie viel unter die übrigen vertheilt worden. Der Antheil der Grafen von Balcarris und Roxburgh war 500 L., des Herzogs von Montrofe 200, der Lords Forfer, Frazer, Forbes etc. für jeden 100 L. und der Burgermeifter von Wigtoun arbeiteten für 25 L. zum Beften der Union.

Lefer, die ein neues Buch nicht mit grofsen Erwartungen und Anfprüchen in die Hand nehmen, und nicht ermüden, wenn ihnen auch die Hälfte oder der gröfste Theil einer dem Titel nach anziehenden Schrift weder Unterhaltung noch Unterricht gewährt, werden ftellenweife ihren Zeitverluft auf ähnliche Art belohnt finden. Z. B. die Briefe, welche Hr. Hutchinfon, Gouverneur von Maffachufets, 1768 über die Stimmung und Grundfätze der Amerikaner nach England fchrieb, die hernach in die Hände des Dr. Franklin kamen, und in Amerika fo viele Bewegungen erregten, waren an Hn. Whateley, Secretair von Lord Grenville, nach unfern Vf. gerichtet. Nach deffen Tode kamen fie 1773 in fremde Hände, und auf diefe Art erhielt fie Hr. Franklin, der fie nachher in Bofton drucken liefs. Lord Germaine wird wegen feines Verhaltens bey der Schlacht bey Minden in Schutz genommen. Der Herzog Ferdinand, heifst es hier, war fchon vorher mit ihm zerfallen, weil Lord Sackville fich der Raubfucht des Oberbefehlshabers widerfetzt hatte. Diefe ungereimte Befchuldigung und mehr dergleichen jeden Unparteyifchen empörende Schmähungen und Ausfälle in den übrigen Aufsätzen, wie gegen den Grafen Brühl in London, möchten dem Vf. fchwer zu erweifen feyn. Von gleicher Befchaffenheit ift fein Urtheil über Dalrymple's mit Recht allgemein gefchätzte Memoiren über Grofsbrittannien und Irland. Die dem Werk angehängten Quellen und Beweife werden für untergefchoben erklärt. Lord Mansfield foll bey der Ausarbeitung hülfreiche Hand geleiftet haben. Die handfchriftlichen Nachrichten, welche Hr. D. zu feiner Gefchichte vom Bureau der auswärtigen Angelegenheiten in Paris erhielt, find unächt; fonft würden fie Carte und Hume, die Zutritt zu eben diefem Archive hatten, wohl benutzt haben. Bey dem ganzen Werk liegt eine politifche Abficht zum Grunde, dies glauben wir gerne, fo feicht oder feindfelig wir auch feine Einwürfe gegen Dalrymple's Glaubwürdigkeit halten. Er wollte durch Beyfpiele voriger Zeiten die Bewegungsgründe und Abfichten der fogenannten Volksfreunde und Freyheitsprediger zeigen, und dafs fie unter dem Vorwande das Befte der Nation zu bewirken, nur für ihr eignes forgten.

Wir haben fchon vorher bemerkt, dafs der Artikel über Dr. Franklin einer der ausführlichften diefer Sammlung ift; wir müffen aber noch hinzufetzen, auch einer der belehrendften. Freylich ift ein beträchtlicher Theil der hier als ungedruckt eingefchalteten Papiere längft in *Franklin's Political Miscellaneous Pieces, Lond. 1779.* Oct. erfchienen. Aber andere hier gefammelte Nachrichten verdienen unfers Bedünkens mit Recht die Ueberfchrift *never before printed.* Sie betreffen vorzüglich die gleich 1763 in England entworfene Errichtung neuer Gouvernements in den damals noch unbebauten weftlichen Ländern von Nordamerika, Hn. Franklin's Plan, in Gefellfchaft anderer die Länder am Ohio, oder wo gegenwärtig Kentucky liegt, als eine neue Provinz zu bevölkern, und aus welchen Gründen das Brittifche Handelscollegium (*Board of trade and plantations*) dergleichen neue Anlagen, als fchädlich für Grofsbrittannien und deffen ältere Colonien betrachtet.

Nachdem Canada vom Franzöfifchen Hofe an England abgetreten war, entwarf das Londner Miniferium mancherley Plane diefe ungeheuern Wüfteneyen zu benutzen. Lord Hillsboroug wollte eine Grenzlinie von Hudfonfluss bis zum Miffiffippi ziehen, um die Länder der Colonien von den Jagdplätzen der Wilden zu fcheiden. Späterhin wollte die Krone drey neue Gouvernements in diefen Wildniffen errichten, eins bey Detroit zwifchen dem Huron- und Erinfee, das andere im Lande der Illinois, und das dritte am Ohio; fie kamen aber nicht zu Stande, weil man Händel mit den Wilden befürchtete, oder das Locale nicht gehörig kannte. Unterdeffen liefsen fich viele Bewohner der füdlichen Colonien damals fchon in den fruchtbaren Gegenden jenfeits der Alleghannygebirge nieder, und Penfylvanien hatte durch ähnliche Auswanderungen, in diefen von den Wilden erhandelten Wüften einen neuen Diftrict die Grafffchaft Bedford erhalten. Doctor Franklin nebft einigen angefehenen Häufern in London wollten 1770 auf ähnliche Art eine neue Colonie am Ohiofluss gründen. Dies ward ihnen unter andern aus folgenden Urfachen vom Handelscollegium abgefchlagen. Diefer Diftrict läge fo weit landeinwärts, um allen Handel mit Grofsbrittannien unmöglich zu machen. Dadurch würden die Brittifchen Fifchereyen nicht befördert, und wenn jene Gegend auch Schiffholz lieferte, könnte dies doch wegen der Entfernung nicht bis zur Seeküfte gebracht werden. Aus Mangel an Handelswaaren würden die Einwohner Manufacturen zum Nachtheil der Brittifchen anlegen, und fich gar von Grofsbrittannien unabhängig machen. Dergleichen fchwache von einem Brittifchen Departement kaum zu erwartende Gründe, werden hier von Hn. Fr. fehr bündig widerlegt, und er zeigt in einen befondern Pamphlet, von dem nur fünf Exemplare vertheilt feyn follen, dafs der Bericht des Handelscollegiums gegen alle Gefchichte, und das bisherige Verfahren in den Pflanzftädten ftreite.

Der dritte Band enthält die verfchiedenen Zeitungsaufsätze und fliegenden Blätter, auf welche der Vf. fich in den Anekdoten zuweilen beruft. Es find in allen achtzehn von fehr verfchiedenem Inhalt. Einige befchreiben Duelle, die Lord Germaine

und

und andere mit ihren Antagonisten fechten; andere lobpreisen oder tadeln die Handlungen der in den vorigen Bänden aufgeführten Personen, oder behandeln politische Gegenstände. Wunder nimmt es uns, dafs der Vf. nur einen Anhang statt einer Reihe von Bänden drucken lassen. An Stoff konnte es ihm bey der unendlichen Menge ähnlicher Flugschriften nicht fehlen.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Felisch: *Teufel Asmodi Hinkebein und sein Befreyer in England. Eine Fortsetzung des hinkenden Teufels von le Sage. Nach dem Englischen. Erster Theil.* 1793. 319 S. *Zweyter Theil.* 1793. 339 S. 8.

Man erinnere sich aus des *le Sage diable boiteux*, dafs Cleofas von seinem aus den Banden eines Zauberers befreyten, höllischen Freunde, mit der geheimen Geschichte Madrids bekannt gemacht wird, dafs dieser ihm eine liebenswürdige Gattin verschafft, aber hierauf von dem Zauberer durch unwiderstehliche Beschwörungen in sein Gefängnifs zurückgebannt wird. Cleofas befreyt ihn, so dichtet unser Vf., noch einmal und auf immer aus seinem gläsernen Kerker, und als nach einer neunjährigen Verbindung der Tod dem ersten seine Seraphine raubt, machen die beiden Freunde, zur Zerstreuung des Witwers, eine Reise nach England, wo nun Asmodi den Spanier eben so mit den Scenen von London bekannt macht, wie dies vorher mit der Hauptstadt seines Vaterlands der Fall war.

Dies ist die Idee, welche dieser Fortsetzung zum Grunde liegt: sie erschien in Verbindung mit einer neuen Uebersetzung des *diable boiteux* im Jahre 1790 unter dem Titel: *the devil upon two sticks* (keinesweges führt blofs die Fortsetzung diesen Titel, wie der Uebersetzer sagt.) Die Art der Reise durch die Hauptstadt, und der Mittheilung der verschiedenen Scenen, so wie überhaupt die Manier des Ganzen ist vollkommen so, wie in dem französischen Producte! Aber sie steht diesem nicht blofs weil der Plan geborgt ist, sondern auch in Neuheit und Interesse der einzelnen Bemerkungen und Anekdoten allerdings merklich nach. Es scheint hier weniger eigene Beobachtung, als Sammlung mehrerer Sittengemälde von andern Pinseln, mehrerer einzelner Charakterzüge und Anekdoten, zum Grunde zu liegen: so möchten selbst die bekannten Hogarthischen Karrikaturen hier und da Ideen zu des Vf. Schilderungen gegeben haben. Das Kabinet des Anatomikers ist einem ältern Kabinet von physiologischen und psychologischen Merkwürdigkeiten auffallend ähnlich, dessen Beschreibung dem Rec. noch sehr bestimmt — wenn er nicht irrt, aus dem Spectator — vorschwebt. Allein die witzigen Anspielungen, die in dem ältern Aufsatze vorkommen, sind hier ungleich sparsamer, und werden nur in den ersten Beyspielen verfolgt, nach welchen der bald erschöpfte Vf. sehr dürre Charakterschilderungen der vormaligen Besitzer der hier aufbewahrten anatomischen Theile auftreten läfst, welche bis zur ermüdenden Ueberfülle angewachsen sind. Von den sonst eingeschalteten Geschichten ist die zurückgekehrte Tugend, der Ritter Altamont, die Frau von Besançon, u. a. nur zu bekannt und eben so sind es mehrere eingewebte einzelne Anekdoten und Charakterzüge, z. B. die Schule der Beutelschneider und der Unterricht, den sie daselbst an einer aufgehängten Puppe erhalten, die Betrügereyen der Schleichhändler, die sie durch vorgebliche Begräbnisse, durch Vermummung eines Spitzhunds mit einem Budelfell u. s. w. ausüben. Aufser diesen aufgewärmten Ingredienzien stöfst man auch oft auf Bemerkungen und Scenen, denen es ganz an Individualität und Localität fehlt, und die eben so gut in jede andere grofse, ja selbst in manche kleine Stadt Europens versetzt werden könnten, als eben nach London. Wenn nicht der Vf. bey ihnen auf wirkliche Vorfälle und Personen hinblickte, und letztern eine Schmeicheley sagen, oder ihnen etwas anhaben wollte, so sieht man nicht, warum man sie gerade hier findet: mehrere Beyspiele hiervon giebt die Streiferey durch die Westminsterabtey. — Ueber den Gehalt der Uebersetzung, als solche betrachtet, können wir in Ermangelung des Originals nicht urtheilen. Doch finden wir Stellen, welche offenbar, wie auch der Titel schon andeutet, eine freyere Behandlung verrathen: so unter andern einige Anspielungen, die allein für Deutschland interessant und verständlich sind, z. B. auf Kotzebue's Flucht nach Paris. Ganz untadelhaft ist der deutsche Stil nicht: viele Schwerfälligkeiten und Steifheiten scheinen aus dem Englischen übergetragen zu seyn.

Aller unserer Ausstellungen ohnerachtet, läfst sich jedoch dieses, dem gröfsten Theile nach, wahre Sittengemälde, das nicht unangefällig an andere ähnliche Nachrichten erinnert, noch mit unendlich mehr befriedigender Unterhaltung lesen, als viele blofs von dürftiger Erfindungsgabe erzeugte Romane und ähnliche Dichtungen.

RUDOLSTADT, b. Langbein und Klüger: *Der graue Engel*, eine orientalische Erzählung von *J. F. Arnold*. 1798. 224 S. 8.

Der Vf. dieser Erzählung wünscht belehrende Winke von seinem Recensenten; der einzige aber, den wir ihm mit gutem Gewissen geben können, ist, dafs er aller Art von Schriftstellerey entsage, wozu man Gefühl für Schönheit und sittliche Würde, Einbildungskraft und Geschmack, Kenntnifs der Sprache und Beurtheilungskraft bedarf. Vielleicht glaubte er pathetisch zu seyn, wenn er den Schach von Persien S. 25. sagen läfst: „Assad mufs fallen — sonst steht mein Thron nicht sicher — *seine Leiche stütze ihn* — da er mir lebend *meine Himmel unterminiren* könnte; (wenn man den Himmel *untergräbt*, so wird man wohl in Schachte *hinaufsliegen* müssen;)

oder prächtig, wenn er S. 28. die Wege in Nadirs Garten mit *Perlenmuscheln* pflastert: oder philosophisch, wenn er S. 30. versichert, Nadirs Leben sey ein immerwährender Taumel *aus einer Sinnlichkeit in die andere* gewesen; oder geistreich, wenn er die *Thoren* nennt, (S. 6.) die nichts *höheres* kennen als Diadem und *Thronstufen;* (aber diese Unglücklichen sind nicht Thoren sondern Blinde, die über den Thronstufen den Thron selbst nicht sehn.) oder gelehrt und launig, wenn er S. 61. sagt: Fatime wurde von *Zenith* bis zum *Nadir* gemustert, recensirt, kritisirt, defendirt, carpirt und mit *wenig* Worten so bedisourrirt (sic) — oder endlich erhaben, wenn er S. 80. den Schach die Natur abschwören lässt: „Hier verfluche ich sie und alle ihre Bande an Menschheit und Blut — sie soll mir fremd seyn, wie feindliche Soldaten dem gereizten Elephanten. — Alle ihre Himmel, will ich mit der Rache feuersprühender Fackeln verbrennen und Wuth auf die Menschheit hageln lassen, wie Wetterleuchten. — Ich will sie zernagen mit Königsschlangenzahne! — „Der Vf. schreibt (S. 6.)" im Geiste glaubte er sich *ein* Gott. S. 8. Zittre! *wofür? Für* dein Drohen. S. 26. Der will *mir lernen* u. d. gl. Was wohl S. 55. eine *Kutschahn Gnade* seyn mag?

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Wien und Prag*, b. v. Schönfeld: *Wiederauflebungs-Geschichten von Scheintodten und lebendig begrabenen Menschen. Gesammelt und zur Warnung aufgestellt von einem Freunde der Menschheit.* 1798. 108 S. 8. (6 gr.) Die Absicht, welche der ungenannte Vf. bey der Herausgabe dieser Schrift gehabt zu haben versichert, ist gut und lobenswürdig. Sie besteht darin, auf die in unseren Zeiten und vorzüglich durch Hn. Hfr. *Hufeland* laut zur Sprache gebrachte Gefahr, in die eine zu frühzeitige und unvorsichtige Beerdigung stürzen kann, von neuem aufmerksam zu machen und die Möglichkeit des Lebendigbegrabens durch Thatsachen zu erweisen. In der Einleitung handelt er vom Scheintode, von der Trüglichkeit der gewöhnlichen Kennzeichen des Todes und von der Behandlung der Leichen. Er warnt mit Recht vor dem, leider fast allenthalben üblichen, Verfahren, den Sterbenden die Küssen wegzuziehen, die Leichen geschwind aus dem Betten in die Kälte zu bringen, sie einzusperren, zu binden etc. verwirft das Stillstehen des Pulses und Athemhohlens, die Bläße, Kälte und Erstarrung als sichere Zeichen des Todes, lässt, als das einzige gewisse Merkmal desselben allein den Eintritt der Fäulniss gelten, und redet mit vieler Wärme den zweckmässigen Vorschlägen und Anstalten das Wort, durch welche sich *Hufeland* ein so grosses Verdienst um die Menschheit erworben hat. „Nur dem Leichtsinne, sagt er, der Unwissenheit und Gefühllosigkeit können solche Anstalten überflüssig und unwichtig dünken, indess sie der verständige Menschenfreund nach ihrem ganzen grossen Gehalte schätzt und ihren Urhebern und der Vorsehung dafür dankt." Eben der verständige und beobachtende Menschenfreund muss sich aber auch wundern, dass an so vielen Orten noch so viel Gleichgültigkeit gegen diese wichtige Angelegenheit herrscht, und dass, so gerechten Beyfall jene Vorschläge gefunden haben, doch an den meisten Orten die Veranstaltungen zur Realisirung derselben noch immer unter die frommen Wünsche gehören. Von den fünf und zwanzig hier erzählten Wiederauflebungsgeschichten sind mehrere schon aus *Brühier's, Hufeland's* und anderen Schriften bekannt. Es würde einigen derselben mehr Glaubwürdigkeit dadurch zugewachsen seyn, wenn wenigstens die Namen der Oerter, wo sie sich zugetragen haben sollen, förmlich genannt und nicht bloss mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet worden wären. Man kann sie zum Theil nicht ohne Schaudern lesen. Wir wollen ein paar derselben im Auszuge mittheilen: Als das Kloster zu C. aufgehoben, zu weltlichem Gebrauch verwendet und zu diesem Ende überbauet wurde, fand man am Ende des weitläuftigen Gebäudes, da, wo kein Geschäft jemanden hinzog, zwischen verfallenen Kellern ein tiefliegendes, mit starken Thüren und Gittern verwahrtes Gewölbe, welches man die Todtenkammer nannte, und, der einstimmigen Aussage der Einwohner des Städtchens nach, in vorigen Zeiten, aber nicht mehr in den letzten Jahrzehenden, dazu gedient hatte, die Leichen der Mönche bis zu den Begräbnisstagen aufzubehalten. Als einer der Anwesenden dies Gewölbe, in welchem nichts, als einige hölzerne Gestelle mit Leichentüchern, etliche Crucifixe und alte Lampengefässe zu finden war, näher untersuchte, fand er zufällig an einer Wand folgende vermuthlich mit einem Stück Glas, von einer zerbrochenen Lampe, deren mehrere am Boden lagen, undeutlich in den Kalk gekratzte Inschrift: *Domine, miserere mei! A viventibus derelictus, in manus Tuas commendo spiritum meum! Fractae sunt vires meae! Clamans non audior. Fame morior. Creator, audime! Tertius jam labitur dies! Vae mihi morienti!* 1735. — — Auf landesherrlichen Befehl musste man in P... alle noch vorhandene Todtengrüfte an den Kirchen ausräumen und auf immer verschliessen. Als man mit dieser Arbeit in einem der dasigen Gewölbe beschäftigt war, fand man unter mehreren Särgen einen neuen, dessen Deckel abgeworfen war, und über welchen ein auseinandergewickeltes Leichentuch hieng. Da der Sarg bey näherer Untersuchung leer angetroffen ward, man sich nicht erklären konnte, wo der Leichnam geblieben seyn könne, und zu diesem Ende das Gewölbe überall durchsuchte, so stiess man im Hintergrunde desselben auf ein Gerippe, welches man an einigen noch daran befindlichen Merkmalen für die Ueberreste des Leichnams erkannte, den man im Sarge vermisste. Noch war hier und da ausgetrocknetes Fleisch an dem Gerippe, woran sich deutliche Spuren zeigten, wie der Lebendig begrabene mit den Zähnen daran genagt hatte. Die Todtenkleidung war überall zerrissen. — Wer wird nicht bey der Vorstellung des schrecklichen Schicksals solcher Unglücklichen zurückbeben, wer nicht allgemeine Veranstaltungen wünschen, die ein solches Unglück, das bejammernswürdigste, welches Menschen begegnen kann — unmöglich machen, wer nicht die Stifter und Beförderer derselben preisen?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 4. May 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Grieshammer: *Die kurfürstlich-sächsischen Decisiones vom Jahre 1746.* Nebst umständlichen, zu Erkennung deren wahren Sinnes und Einflusses in rechtliche Entscheidungen nöthigen Erläuterungen. Von D. *Heinrich Gottfried Bauer*, der Juristenfacultät in Leipzig Ordinario und kurfürstl. sächsischem Appellationsrathe. *Zweyter Theil.* 1798. 291 S. 8.

In diesem Bande sind, so wie in dem ersten, wieder zwanzig Decisionen commentirt. An Stoff zu Entwickelung sehr interessanter, besonders praktisch-wichtiger Rechtslehren fehlte es hier nicht, wie man sogleich aus den Ueberschriften der erläuterten Decisionen abnehmen kann. Z. B. Dec. XX. *Wie weit bey Pachtcontracten der Verpachter den casum fortuitum, wenn deswegen im Contracte nichts bedungen worden, mit übertragen müsse?* Dec. XXI. *Auf wie lange ein Miethcontract tacite für renovirt zu achten?* Dec. XXIX. *Ob ein Vater seine Tochter, wenn er es nicht versprochen, auszustatten schuldig?* Dec. XXXIV. *Ob die Ehescheidung wegen eines eingestandenen, aber nicht vollbrachten Ehebruchs statt habe?* Dec. XXXII. *Ob wegen versprochener Ehe der Eid deferirt werden könne?* u. s. w. Der Vf. hat auch, wie es sich von ihm nicht anders erwarten läßt, diesen Stoff auf eine, vorzüglich für den Geschäftsmann brauchbare Weise, gut bearbeitet; jedoch findet man auch in diesem Theile wieder überall nur compendiarische Kürze; die neueste Literatur, vorzüglich kleinere Schriften, sind nicht benutzt, und Einkleidung und Sprache weder gefällig, noch richtig. Für den sächsischen Juristen ist daher das Werk, zur schnellen Uebersicht, immer sehr brauchbar; über die abgehandelten Rechtslehren selbst aber ist durch diese Bearbeitung kein neues Licht verbreitet.

Leipzig, b. Göschen: *Ueber die Secularisation deutscher geistlicher Reichsländer*, in Rücksicht auf Geschichte und Staatsrecht; von Dr. *Ch. E. Weisse.* 1798. 196 S. 8. (18 gr.)

Der schon durch andere brauchbare historische und staatsrechtliche Schriften bekannte Vf. beleuchtet in gegenwärtiger Abhandlung einen der wichtigsten Gegenstände unserer Tage, welchen die französische Revolution herbeygeführt hat, über dessen Rechtmäßigkeit sowohl, als über dessen politischen Nutzen und den daraus für die ganze deutsche Reichsverfassung entspringenden Folgen, die Meynungen so sehr getheilt sind. Er hat es, unter andern darüber neuerlich herausgekommenen Schriften, hauptsächlich mit folgenden zu thun: 1) *Ueber den Werth und die Vorzüge der geistlichen Staaten in Deutschland*, von C. M. Fabricius. Frankf. u. Leipz. 1797. 8. 2) *Freymüthige Gedanken eines deutschen Staatsbürgers über die Secularisation der geistlichen Wahlstaaten Deutschlands in rechtlicher und politischer Hinsicht.* Altona u. Hamb. 1797. 8. 3) *Ueber die geistlichen Staaten in Deutschland, die vorgebliche Nothwendigkeit ihrer Secularisation.* Deutschl. 1798. 8., welche insgesammt gegen das neue Secularisationsproject gerichtet sind, und wovon die letzte die Verfassung der geistlichen Staaten am meisten in Schutz nimmt.

Die Abhandlung zerfällt in *zwey Abschnitte*; wovon der *erste* die *Geschichte der Secularisationen* deutscher geistlicher Reichsländer darstellt, der *zweyte* die *rechtlichen Grundsätze* in Ansehung derselben, bestimmt. Die Geschichte ist mit vieler Mühsamkeit und Vollständigkeit bearbeitet. Der Vf. berührt in der *ersten Periode* bis zu den Zeiten der Reformation, alle auch nur entfernte Versuche, welche theils schon von den fränkischen Königen aus den Merowingischen und Carolingischen Stämmen, theils von nachherigen deutschen Kaisern *Heinrich* V., *Otto* IV., *Friedrich* II. und *Sigismund* gemacht seyn sollen, um die Güter der Geistlichkeit zu vermindern und zu nützlichen Zwecken zu verwenden. Die *zweyte* Geschichtsperiode umfaßt natürlicherweise die Zeiten der *Reformation* und die *dritte* den *westphälischen* Frieden bis auf unsere Zeiten. Diese ist, nach Rec. Dafürhalten, etwas zu weitläuftig gerathen. Sie nimmt beynahe die Hälfte der ganzen Abhandlung hinweg, und enthält eine allzu detaillirte Darstellung der westphälischen Friedenshandlungen über diesen Gegenstand, welche in mehreren andern Schriften anzutreffen sind, und bey der gegenwärtigen Untersuchung kein sonderliches Interesse gewähren. Wenigstens hätten die Auszüge aus Meiern W. Friedenshandl. und aus dem Friedensinstrument selbst, theils ganz wegbleiben, theils sehr abgekürzt werden können. Seit dem W. Fr. bis zu dem letzten unglücklichen französ. Krieg ist nur noch einmal ein Secularisationsproject laut zur Sprache gekommen. Dies geschah unter der Regierung Kaiser *Carls* VII., dessen Gesandter zu London den Antrag that, zur Schlichtung der östreichischen Erbfolgestreitigkeiten eine Secularisation verschiedener Reichsstifter, nämlich:

lich: *Salzburg, Paſſau, Regensburg, Freyſingen, Eichſtädt, Augsburg, Würzburg* und *Bamberg* vorzunehmen, welches aber wegen des Widerſpruchs von Seiten des Wiener Hofes keinen Erfolg hatte. Die zu Raſtadt vorgeſchlagene Entſchädigungs-Secularisation iſt, (wie der Vf. ſehr richtig bemerkt) weit mehreren Schwierigkeiten unterworfen, als jene, welche der W. Fr. bewirkte. Denn damals waren die meiſten darunter begriffenen Stifter ſchon in proteſtantiſchen Händen, und viele wurden zum Beſten derjenigen Fürſten ſecularisirt, die ſie vorher, entweder mit Recht, oder mit Gewalt, inne hatten. Eine neue Schwierigkeit liegt auch darin, daſs einige Stifter nicht ſecularisirt, ſondern zur Entſchädigung anderer geiſtlichen Fürſten gebraucht werden ſollen; welche aber der Vf. übergeht, weil ſie auſser den Grenzen ſeiner Abhandlung liegt.

Der *zweyte Abſchnitt*, welcher ohnſtreitig der wichtigſte iſt, betrifft die *rechtlichen Grundſätze* bey ſolchen Secularisationen. Die Quelle derſelben ſucht der Vf. in den Vorſchriften des allgemeinen Staatsrechts und in der Natur der Sache. *Rechtmäſsig* könne eine Secularisation nur dann ſeyn, wenn die Aufopferung wohlerworbener Rechte zur Erhaltung des Ganzen nothwendig werde. Gegen dieſe Regel läſst ſich nichts einwenden; aber der Streitpunct beruht darin: wenn eigentlich jener Fall der Nothwendigkeit eintrete? — Die neuen Gegner der Secularisationen beſtreiten beſonders die Rechtmäſsigkeit derſelben, wenn ſie in der Abſicht geſchehen, andere weltliche Reichsſtände, deren Länder dem Feinde abgetreten werden, zu entſchädigen. Der Vf. nimmt aber auch dieſe Secularisationen in Schutz. Er redet zuerſt von dem dermalen nicht in Anregung gekommenen Fall, da der Feind das Reichsland, welches er zur Entſchädigung verlangte, nicht genau beſtimmte, oder doch darüber unterhandeln wollte: da würde es von der höchſten Reichsgewalt abhängen, das Opfer auszuwählen, und ein geiſtliches ſtatt eines weltlichen Landes anzubieten. Verlangte aber der Feind ſelbſt gewiſſe Reichsländer als einzige Bedingung des Friedens; und dies iſt eigentlich unſer Fall: — ſo würde es doch dem Reiche zuſtehen, diejenigen Perſonen zu wählen, die *mittelbar* dem Feinde ſollten aufgeopfert werden, d. i. zur Entſchädigung derjenigen, die *unmittelbar* durch den Frieden leiden muſsten. Hiezu dienten nun diejenigen Länder, deren Abtretung die wenigſten Schwierigkeiten habe, d. i. die geiſtlichen, und man könne ja, um das Recht der Regenten nicht zu verletzen, den Tod deſſelben abwarten. Der Vf. ſetzt hier voraus, was noch eines Beweiſes bedarf: daſs die Regenten der dem Feinde abgetretenen Länder eine Entſchädigung zu verlangen berechtiget ſeyen. — Bey einem rechtmäſsig geführten Kriege iſt es keine ſtaatsrechtliche Verbindlichkeit, daſs der daraus einzelnen Mitbürgern oder Mitſtänden erwachſene Schade von allen übrigen getragen werde: vielmehr findet der Grundſatz ſtatt, daſs derjenige, welcher eine rechtmäſsige Handlung unternimmt, nicht ſchuldig ſey, für die Folgen derſelben zu ſtehen. Die Billigkeit fodert allerdings dem durch Unglücksfälle und feindliche Gewalt ſeines Eigenthums beraubten, mit einer Unterſtützung zu Hülfe zu kommen; hier iſt aber von einem rechtmäſsigen Anſpruch die Rede. Daſs nun die geiſtlichen Staaten, blos wegen ihrer *bekannten* Unvollkommenheiten, zur Unterſtützung der entſetzten Regentenfamilien dienen ſollen, iſt nicht erweislich, weil man wegen Billigkeit und Convenienz wohlerworbene Rechte nicht aufheben darf. Die geiſtlichen Fürſten könnten auch überdies manche Beyſpiele weltlicher Staaten, und die meiſten Reichsſtädte anführen, die vor ihnen in der Güte der Regierungsform und übrigen Verfaſſung, nichts voraus haben. Wenn der Feind ſelbſt dieſe Art der Secularisation ſchlechterdings verlangt; ſo hört freylich aller ſchulgerechte Streit über deren Rechtmäſsigkeit auf. Der Vf. geſteht übrigens, daſs die von den Secularisationen am Ende zu befürchtende Auflöſung des Reichsbandes das deutſche Reich allerdings beſtimmen ſollte, ſehr ſparſam damit umzugehen. Zuletzt werden die *rechtlichen Wirkungen*, welche die Abſchaffung des geiſtlichen Regiments in den einzelnen Staaten, ſowohl in der *politiſchen* als in der *kirchlichen* Verfaſſung nach ſich ziehen müſſe, aus der Analogie der Reichsgeſetze und beſonders des weſtphäl. Friedensſchluſſes ſehr deutlich und vollſtändig gezeigt.

TECHNOLOGIE.

HALBERSTADT, b. Groſsens Erben: *Handbuch der Technologie für die reifere Jugend und ihre Freunde; alles Gemeinnützige und Intereſſante dieſer Wiſſenſchaft enthaltend. Nebſt einem Anhange, welcher die chemiſchen Wörter und Redensarten, die in dieſem Buche vorkommen, deutlich erklärt*, von *Karl Renat Müller*. *Erſter Band*. 1796. 384 S. *Zweyter Band*. 1797. 495 S. 8. (2 Rthl.)

Die Gründe, welche den Vf., der Vorrede zufolge, veranlaſst haben, dieſes Handbuch auszuarbeiten und ſo die ziemlich anſehnliche Zahl der Schriften, welche der Technologie gewidmet ſind, zu vermehren, dünken uns zur Rechtfertigung eines ſolchen Entſchluſſes, wie er gefaſst hat, allerdings hinlänglich zu ſeyn. Sein Werk zeigt, daſs er viele technologiſche Kenntniſſe beſitzt, und daſs er die Kunſt verſteht, die Schriften anderer Gelehrten, die vor ihm denſelben Gegenſtand bearbeitet haben, zu ſeinem Zwecke ganz gut zu benutzen; doch finden ſich auch nicht wenig unrichtige Behauptungen, falſche Erklärungen und mangelhafte Vorſchriften darin. Die *Aqua toffana* wird nicht in Napoli, wie Hr. *M.* (*B. J.* S. 8.) behauptet, ſondern den Erkundigungen zufolge, die wir deshalb eingezogen haben, in Perugia, im ehemaligen Kirchenſtaate, und nur von einer Familie, verfertigt; die Bereitungsart dieſes Giftes iſt

immer noch ein Geheimniss, und das, was hier davon angeführt wird (und aus *Halle's Magie* entlehnt zu seyn scheint,) ist nicht blos zweifelhaft, sondern vielmehr höchst unwahrscheinlich. Die Erklärung, die S. 11. von der *Calcination* gemacht wird, ist zu enge; sie pafst nicht auf die Operation, die die Neuern Oxydation der Metalle nennen und die doch bekanntlich eine wahre Verkälkung ist; überhaupt hat der Vf. von mehrern chemischen und besonders metallurgischen Arbeiten keine ganz deutlichen oder richtigen Begriffe; vom *Kobolderze* sagt er S. 11. 12. es werde calcinirt und so von den ihm beygemischten fremden Theilen entbunden, und von der *Bleyasche* behauptet er S. 36. sie werde durch Rösten in Bleygelb verwandelt; jenes Erz wird aber eigentlich durchs Rösten vom Arsenik und durchs Seigern vom Wismuthe, (wenn es, wie oft der Fall ist, dergleichen Halbmetall in sich hat,) befreyet und so zur Bereitung der Smalte geschickt gemacht, der genannte Bleykalk hingegen geht blos durch eine Calcination in Bleygelb über. S. 13. ist der Gebrauch erwähnt, den man in einigen Glashütten vom *weifsen Arsenik* macht, aber die übeln Eigenschaften, die das Glas von diesem Zusatze annimmt, sind mit Stillschweigen übergangen. S. 23. wo vom *Berlinerblau* geredet wird, ist die Entstehung der *Farbe*, welche das Eisen bey der Fällung aus seinen Auflosungen durch Blutlauge erhält, auf eine Art erklärt, der kein Scheidekünstler Beyfall geben kann; auch wird an diesem Orte des Nutzens nicht gedacht, den der Vitriolauflösung beygemischte Alaun, bey der Zubereitung des Berlinerblaues, leistet. S. 27. hat der Vf. nur einen Zusatz, dessen man sich beym *Bierbrauen* zu bedienen pflegt, genannt, von andern Pflanzenkörpern, von welchen man doch oft genug in den Bierbrauereyen Gebrauch macht, scheint er nichts zu wissen. S. 36. in dem Artikel: *Bleyglätte*, gedenkt er der Verfälschung der Weine mit solcher Glätte oder mit Bleyzucker, (welcher letztere wohl sehr selten zu diesem Behufe gewählt werden mag,) aber von der Art, wie dergleichen Betrügerey entdeckt werden kann, sagt er hier gar nichts, und an einem andern Orte (*B. II.* S. 369.), wo die Rede noch einmal von dieser Sache ist, nicht so viel, als die Leser mit Recht erwarten konnten. S. 43. Der *Borax* wird nicht blos in Holland raffinirt, man beschäftigt sich jetzt auch in Kopenhagen mit dieser Arbeit; der Vf. redet hier von einem thonartigen Kalke, der in Kursachsen brechen und Borax enthalten soll; wir haben nie etwas von diesem Fossil gehört, aber wohl haben wir bey einem nicht unbekannten chemischen Schriftsteller gelesen, dass sich in der Gegend von Halberstadt eine Erde finden soll, die Sedativsalz enthält; wahrscheinlich meynt Hr. *M.* diese Erde, von deren Existenz wohl nur wenig Mineralogen zuverlässig überzeugt seyn mögen; (denn den lüneburgischen Boracit kann jener Schriftsteller schwerlich im Sinne gehabt haben,) S. 47. ist die Art, den *Branntewein* durch das Abbrennen zu prüfen, beschrieben, aber nicht dabey erwähnt, mit welcher Vorsicht dieser Versuch angestellt werden muss, wenn man eine sichere Folgerung daraus herleiten will; wir wissen, dass manche Branntweinhändler die Kunst verstehen, ihre Käufer durch diesen Versuch zu täuschen, und eine genaue Beschreibung der Weise, wie er anzustellen ist, hätte also hier gewifs nicht am unrechten Orte gestanden. S. 50. redet der Vf. nur von einer Art des *Braunschweiger Grüns*, da doch bekanntlich zwey Arten dieser Farbe im Handel vorkommen; auch zweifeln wir, dass das angegebene Verfahren, wie diese Farbe bereitet wird, das wahre ist; das *Bremer Grün*, das jetzt ziemlich gebraucht wird, ist ganz mit Stillschweigen übergangen. S. 60. Die Masse, woraus die Schriftgiefser ihre Lettern verfertigen, besteht blos aus Spiefsglaskönig und Bley; und wenn Eisen bey der Zubereitung derselben mit angewendet wird, so geschieht dies wohl nur in der Absicht, um dem erstern Metalle den Schwefel, mit dem es im rohen Spiefsglase verbunden ist, zu entziehen; wenigstens ist soviel gewifs, dass die bekannten baskervillefschen Lettern nur aus einem Gemische von Spiefsglaskönig und Bley bereitet werden. Das *Lackmus*, das hier unter dem Worte *Croton* beschrieben wird, hätte wohl einen besondern Artikel verdient, zumal da auch, was der Vf. nicht zu wissen scheint, in Grofsenhayn Lackmus aus Indig gemacht wird. Der Artikel: *Färberey* ist, in Vergleichung mit andern Artikeln, ziemlich weitläuftig gerathen, und doch sind mehrere Vorschriften z. B. zur Bereitung gelber, grüner und anderer Flotten, die eben so oft in den Färbereyen gebraucht werden, als die hier beschriebene Indigküpe, Scharlachflotte u. s. w. nicht erwähnt. S. 163. Das *Federharz*, welches, nach dem Urtheile unsers Vts. weder für ein Harz, noch für ein Gummi gehalten werden kann, gehört allerdings zur Classe der Harze; freylich unterscheidet es sich durch einige Eigenschaften von den übrigen Körpern dieser Classe, aber dennoch hat es mehr Eigenschaften mit diesen, als mit irgend einer andern Art von Körpern gemein; übrigens ist das elastische Harz nicht blos ein Product der *Jatropha elastica*, man hat auch, was hier wohl hätte angeführt werden können, in einigen in Deutschland wachsenden Pflanzen einen Bestandtheil entdeckt, der jenem Harze sehr ähnlich ist. S. 194. haben wir die *Flintensteine*, die man in der Meifsner Porzellainfabrik bereitet, und an andern Orten einige andere Producte, die der Aufmerksamkeit des Technologen werth sind, vermifst. S. 216. ist *Seguin's Art, geschwind zu gerben*, nur im Vorbeygehn gedacht, die doch, zumal da sie kein Geheimniss ist und wirklich Vortheile erwarten lässt, eine sorgfältigere Beschreibung verdient hätte; auch der Vorschlag eines bekannten Schriftstellers, das bey dem Brennen der Steinkohlen abfliefsende Wasser zum Gerben des Leders zu benutzen, hätte angeführt werden sollen. S. 254. bey dem *Giefsen des Goldes durch das Spiefsglas* hat man nicht nur die Absicht, das Silber von

jenem Metalle zu scheiden, sondern man will auch zugleich die übrigen Metalle, die es bey sich hat, davon trennen, und bey dem sogenannten *Saigern* schmelzt man nicht, wie S. 255. behauptet wird, die silber- oder goldhaltigen Erze mit Bley zusammen, sondern man macht erst aus diesen Erzen, manchmal durch wiederholtes Rösten und Schmelzen mit Flussspat oder andern schicklichen Zuschlägen, Schwarzkupfer, und dieses bearbeitet man zuletzt, wenn es anders saigerwürdig ist, mit Bley; das *Feuersetzen* ist nicht blos in den Gruben des Rammelsberges gewöhnlich, man macht noch jetzt auch in andern Berggebäuden, z. B. in dem Zinnstockwerke zu Geyer, davon mit Nutzen Gebrauch u. s. w. Im *zweyten Bande* dieses Handbuches mangelt es ebenfalls nicht an Stellen, die einer Berichtigung bedürfen; so können wir z. B. dem Vf. nicht Beyfall geben, wenn er S. 85. behauptet, dass zwischen dem sogenannten *weissen Nichts* und den *Zinkblumen* gar kein Unterschied sey, und, an einem andern Orte (S. 93.), dass man die Früchte, aus welchen man *ätherisches Oel* bereiten will, nehmen müsse, wenn sie völlig reif sind; denn beide Behauptungen leiden grosse Einschränkungen. S. 127. sind die Fundörter der sächsischen *Porzellainerde* nicht richtig angegeben; die beste Porzellainerde gräbt man in den Gegenden von Aue und Ehrenfriedersdorf im Obergebirge. S. 141. das *Rosenwasser* wird nicht aus frischen in Gährung gesetzten Rosen, sondern entweder aus ganz frischen, oder aus eingesalzenen Rosenblättern bereitet. S. 148. Der *Russ* einiger *Torfarten* hat allerdings etwas Ammoniaca in sich, aber so reichlich ist er wohl selten mit diesem Laugensalze geschwängert, dass man es mit Vortheile daraus scheiden und zur Bereitung des Salmiaks benutzen könnte; der Vorschlag des Vfs., den Russ des Torfes zu der erwähnten Absicht zu gebrauchen, ist also nicht ausführbar; ein anderer Vorschlag, die Hecklauge der Salzsiedereyen zur Salmiakfabrication anzuwenden, hätte, dünkt uns, hier eher erwähnt werden sollen, und wir haben ihn, so wie ein gewisses Kennzeichen der Güte des Salmiaks, dessen auch nicht gedacht ist, ungern vermisst. S. 164. wo die Rede vom *Dornsteine* ist, hätte die wahre Beschaffenheit desselben, so wie die Verschiedenheit, die zwischen den Dornsteinen, die von verschiedenen Soolen abgesetzt werden, statt findet, genau angegeben werden sollen; der *Pfannenstein* ist von ganz anderer Art, als jene Incrustation der Dornenwände der Gradierhäuser, und er kann folglich auch nicht, in allem Betrachte, wie diese gebraucht werden. S. 185. Der Artikel: *Schminke*, ist sehr unvollständig ausgefallen; der Vf. hat hier blos auf den Artikel: *Carmin*, (wo nur im Vorbeygehen des aus dieser Farbe und spanischer Kreide zusammengesetzten Schminkemittels gedacht ist,) verwiesen, und dann noch die Bereitungsart der spanischen Weiss beschrieben, aber von andern Arten der Schminke nichts gesagt. S. 185. und an mehrern Orten, wo die Bestandtheile verschiedener Producte der Kunst angegeben sind, hätten billig auch die Mengen, in welchen sie unter einander verbunden werden müssen, wenn man die erwähnten Producte verfertigen will, bestimmt werden sollen. S. 295. Der *Vermillon* wird, wenn man ihn nach dem hier angegebenen Recepte bereitet, gewiss nicht gut ausfallen; auch andere Vorschriften, die der Vf. den Künstlern ertheilt, die z. B. *Ziegelöl* brennen, *gelben* und *rothen Arsenik* sublimiren, den *Flachs* seidenartig oder der Baumwolle ähnlich machen, (die Mengen, in welchen man die zu dieser Absicht nöthigen Materialien nehmen soll, sind nicht nach dem Gewichte, sondern auf eine ganz neue Art, nach Kreuzern bestimmt,) *Kupfer* oder andere *Metalle* mehr oder weniger dauerhaft vergolden wollen u. s. w. sind entweder nicht deutlich genug, oder haben andere Fehler. Die meistentheils sehr schaalen, und oft sehr verbrauchten Witzeleyen, die hier und da (z. B. B. I. S. 273. 274. 325. B. II. S. 79. 114. 115. 249. 309. u. s. w.) eingemischt sind, hätte der Vf. besser unterdrückt, zumal in einem für die Jugend bestimmten Buche, woraus sie, die gerügten Fehler abgerechnet, sonst viel technologische Kenntnisse sammeln kann.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Gotha, b. Ettinger: *Tägliches Taschenbuch für alle Stände für das Jahr 1798.* (16 gr.)

Enthält den jüdischen, französischen und gregorianischen Calender. — Einige astronomische Notizen von der Erde, Sonne und dem Monde etc. die europäischen Regenten nach ihrer Rangstufe und Würde; geographische Nachrichten von europäischen Staaten, Deutschland etc. — 762 Postrouten; Postnachrichten für Reisende in und ausser Deutschland — Vergleichung der Meilen — Bestimmung des Werthes der bekanntesten in- und ausländischen Münzen nach dem 20 und 24 Guldenfusse — Von dem neuen französischen Gemässe, Gewicht und Münzen — Verzeichniss der Messen und Jahrmärkte etc.

Ohne Anzeige des Druckorts: *Neue Sammlung auserlesener Stellen zum Gebrauch für Stammbücher*, nebst Anhang einiger Stammbücherstellen für Brüder Freymäurer. 1797. 158 S. 8. (6 gr.)

Ein Spruchkästlein für Freymäurer und andere ehrliche Leute, die etwas Schönes, Witziges, Geistreiches oder Rührendes in ein Stammbuch schreiben möchten und nichts dergleichen kennen. Die Sprüchlein sind gereimt und ungereimt, in deutscher, lateinischer und französischer Sprache.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 6. May 1799.

GESCHICHTE.

ZÜRICH, b. Geſsner: *Vertrauliche Briefe über Frankreich und Paris im Jahr 1797. Erſter Band.* 358 S. *Zweyter Band.* 1798. 372 S. 8.

Die Berichte unparteyiſcher und aufmerkſamer Deutſchen über den innern Zuſtand von Frankreich und beſonders von dem alles vereinenden Mittelpunct Paris haben, wenn dieſe Männer anders für ſich ſelbſt in einer ihren Beobachtungen vortheilhaften Lage ſind, von mehrern Seiten entſchiedene Vorzüge vor den Berichten des Inländers ſelbſt. Der ſtille, nüchterne, vielumfaſſende Beobachtungs- und Forſchungsgeiſt, nach welchem ſich der Geſichtspunct der Anſicht und die Darſtellung ſelbſt richtet, iſt mehr das Erbtheil des ruhigen, ernſten Deutſchen als des leicht entzündbaren Franzoſen. Der Franzoſe gleitet nur zu oft auf der Oberfläche hin, und kennt unſer Bedürfniſs des Unterrichts über einzelne, nicht allgemein bekannte, Gegenſtände weniger. Wir dürfen von unſern Landsleuten einen freyern Blick und mehr Unparteylichkeit erwarten, als von dem mitten im Strudel jener noch immer fortdauernden Umwandlungen der Dinge lebenden und Partey ergreifenden Franzoſen. Es iſt daher Gewinn, von ſolchen Augenzeugen von Zeit zu Zeit Berichte über Paris und von Frankreich überhaupt zu erhalten, wie dieſes, in Briefen von ſehr verſchiedner Tendenz und ſehr ungleichem Werth in unſerer Journalfluth fortdauernd geſchieht und für drey verſchiedene Jahre, mit allgemeinem Ueberblick des groſsen vielumfaſſenden Ganzen, von *Bleiſter* in ſeiner Reiſe von J. 1795, von *Meyer* in den Fragmenten von J. 1796 und von dem gegenwärtigen Ungenannten, über das 1797ſte Jahr (drey ſich nahe begrenzende, aber in politiſcher Hinſicht von einander höchſt verſchiedene, Zeitpuncte) geſchehen iſt. — Dieſer letzte, deſſen Werk vor uns liegt, war ein mehrjähriger Beobachter des Ganges der groſsen Begebenheiten in Frankreich, anfangs an den Grenzen des Landes, dann auf dem Hauptſchauplatz ſelbſt. — Aber gerade die wichtigen Theile Frankreichs, von deren innerm Zuſtand wir ſo wenig Wahres wiſſen, nämlich den nördlichen und ſüdlichen, hat er ſo wenig als ſeine Vorgänger bereiſet. — Auch ſelbſt über Paris liefert er keine vollſtändige Nachrichten, und macht auch keinen Anſpruch darauf, aber von vielen merkwürdigen Gegenſtänden giebt er ziemlich beſtimmte Umriſſe, gute Reſultate ſeiner Beobachtungen, mit nicht allgemein bekannten Anekdoten vermiſcht, in einem ganz guten, nur manchmal weitſchweifigen, Vortrage. Selten gelingt es ihm, eine allgemeine *concentrirte* Ueberſicht, ein darſtellendes Totalgemälde des Ganzen einer Begebenheit oder einer Sache zu geben. Eine Hauptlücke in ſeinen Berichten hat er in Abſicht des Zuſtandes der Literatur, der Verdienſte der Gelehrten und der ſeit den letzten zehn Jahren in Frankreich ſo weit getriebenen Cultur der höhern Wiſſenſchaften gelaſſen, und die vielen ſeit einigen Jahren neu geſtifteten oder vervollkommneten Inſtitute gar nicht einmal erwähnt. Dieſer Gegenſtand, der von ſo hohem Intereſſe für den in Paris lebenden Fremden ſo wie für auswärtige Leſer iſt, lag, wie es ſcheint, auſser des Vfs. Geſichtskreiſe: denn was er an einigen Stellen des erſten Theils über den von ihm verkannten Geiſt der franzöſiſchen Gelehrten und im 17ten Brief des zweyten Theils, im allgemeinen über den Zuſtand der Literatur ſagt, iſt ſehr einſeitig und oberflächlich. — Dagegen läſst er ſich auf Dinge, die allgemeineres Intereſſe für alle Claſſen von Leſern haben, ausführlich ein, und iſt glücklich in der Darſtellung einzelner Gegenſtände.

Mit angenehmen Bildern aus den romantiſchen Gegenden von Geneve, Z[illegible] aus dem Sittengemälde der Schweiz, Bemerkungen über die Stimmung des damals noch in ungeſtörtem innerm und äuſserm Frieden lebenden Schweizer Volks, fangen dieſe in Briefe an eine Freundin eingekleideten Nachrichten an. Auf der von der Seite der Schweiz angetretenen Reiſe nach Paris fand der Vf. ſelbſt bey dem Mangel männlicher Arbeiter, ſorgſamen Landbau und, auſser der Verödung der Schlöſſer ehemaliger Groſsen, keine ſichtbare Spur der Revolution, als nur in dem Geiſt des Volks, wo ſie unverkennbar ſich zeigten. — Bey einer nur zu merklichen Abneigung eines groſsen Theils des Volks in den Departementern, (auch als die Directorial-*Dictatur* noch nicht exiſtirte, war das der Fall bey dieſer wankelmüthigen, nie mit ſich ſelbſt einigen Nation) gegen die jetzige Regierung, welche von den Factionen, beſonders bey den damaligen neuen Wahlen zur geſetzgebenden Verſammlung, immer neue Nahrung erhielt, fand er doch ein allgemeines Miſstrauen gegen die Eingebungen der Emigranten und beſonders der Prieſter u. ſ. w. — Ein Hauptgegenſtand der aus Paris geſchriebenen Briefe iſt die politiſche Lage des damaligen merkwürdigen Zeitpuncts, die er von den Wahlen und dem hierauf erfolgten Eintritt der, das abgegangene letzte Drittheil des alten Convents erneuernden, Deputirten an

darſtellt, ſie durch die verſchiedenen Spannungen der Directorial- und der Gegenpartey, bis zur Kataſtrophe des 18ten Eructidors verfolgt, und manche einzelne Anekdoten, Winke und Bemerkungen über dieſe Begebenheit mittheilt, welche dazu beytragen, das Dunkel, womit ſie für viele Augen noch umgeben iſt, einigermaſsen zu zerſtreuen. — Aus dem Gemälde von Paris, das der Vf. aufſtellt, kann Rec. ſich hier um ſo mehr mit der bloſsen Angabe einiger Aufsenlinien begnügen, da alle Hauptzüge deſſelben mit *Meyer's* Fragmenten vollkommen übereinſtimmen, wie die folgenden kurzen Angaben zeigen werden. Das Andenken an die Anſtrengungen und mannichfachen Leiden iſt bey den Pariſern verwiſcht; aber das tiefe Gefühl der Ermattung, obgleich ſie es durch den unerſattlichen Hang zu ſtets wechſelnden Vergnügungen zu betäuben wiſſen, iſt zurückgeblieben, und hat bey allen Claſſen den Wunſch nach Ruhe und einen Widerwillen gegen revolutionäre Auftritte, deren Werkzeug es immer war, hervorgebracht. Empörend iſt, neben dem Anblick vieler in Armuth verſunkenen Claſſen, der Contraſt dieſes Elends, mit dem inſolenten Stolz und orientaliſchen Aufwande der neuen Reichen, — dieſes Hefens des Pariſer Volks, gegen welchen die ſtrafende Gerechtigkeit nur zu lange zögert. — Bey allem Mangel an Gemeingeiſt und an Anhänglichkeit an die Directorial Regierung vereinigt ſich doch der Wille der Pariſer in dem Entſchluſs zum kräftigſten Widerſtande gegen den gewaltſamen Einfluſs auswärtiger Mächte auf die Verfaſſung, und der den ſtärkſten Einfluſs auf das Volk gewinnende Journalgeiſt erhält dieſe Stimmung. — Das Directorium geht, bey aller ihm von jedem Unbefangnen nicht abzuleugnenden Energie und Thätigkeit in der Erhaltung ſeiner Autorität über ein des Zügels der Regierung ungewohnt gewordnes Volk und in der Verwaltung mehrerer Theile der innern Angelegenheiten, noch immer einen höchſt unſichern und ſchwankenden Schritt in Rückſicht anderer Theile der innern, vorzüglich aber in Hinſicht der äuſsern Verhältniſſe. — (Allerdigs *unſicher* für ſich ſelbſt und für Frankreich, in vieler Rückſicht; aber auch *ſchwankend?* — Es handelt zum Nachtheil der Ruhe und des Friedens von Europa vielmehr nur zu entſchieden und hartnäckig feſt). — Parteyiſche Schmeichler der Macht des Directoriums täuſchen es nur zu oft über die Vortheile der Umſtände eines Augenblicks, und die Regierung ſelbſt vermehrt durch ihr gewaltthätiges Verfahren (beſonders im J. 1798!) das der öffentlichen Meynung Trotz bietet, das Gewicht und den Einfluſs ihrer Gegner. — Von dieſen und ähnlichen Gegenſtanden der Politik, welche viele Briefe anfüllen, wenden wir den Blick ab, und begleiten den Vf. zu den vielen und reichhaltigen Quellen von Belehrung, Unterhaltung und Menſchenkenntniſs in Paris: — zu der kleinen Welt im *Palais royal*, zu den reizenden Spaziergängen und Beluſtigungsorten in und bey Paris, zu der Anſicht der durch die Revolution merkwürdigen Stadtgegenden, zum ernſten Louvre und zu andern trefflichen Gebäuden; zu den Wohnungen des tiefſten Menſchenelendes Bicetre und la Salpetriere, in die verſchiedenen Schauſpielhäuſer, in die an Gröſse und Reichthum von Kunſtwerken jetzt einzigen, aber unzweckmäſsig eingerichteten, Gallerien des Louvres, zu dem Chaos von Denkmälern der Kunſt, in den finſtern Gängen des alten Auguſtiner Kloſters u. ſ. w. — Ein etwas myſteriöſes Wort über die geheimniſsvolle Frau von *Stael*, deren perſönlichen Verdienſten der Vf. huldiget, finden wir S. 428. des zweyten Theils, und dann ein Wort ungeſchminkter Wahrheit über die ſchöne und liebenswürdige, von dem Neide und der Bosheit ſo oft gemiſshandelte, M. *Tallien*. — Die eingewebte Geſchichte der intereſſanten Emigrantin Amalie hat viel Anziehendes, und ihre Bemerkungen über die Gegenſtände, zu welchen ſie den Vf. begleitete, ſind eben ſo ſchön, als fein und wahr. — — Es fehlt dem Werk ein vorangeſetztes vollſtändiges Verzeichniſs des Inhalts, welches, bey der Mannichfaltigkeit der Materien, und der fragmentariſchen Form der Briefe, wo manchmal in dem einen die Behandlung eines Gegenſtandes abgebrochen und in einem der folgenden erſt wieder fortgeſetzt iſt, zur Ueberſicht des Ganzen und zur Erleichterung des Nachſchlagens nöthig geweſen wäre.

SCHÖNE KÜNSTE.

PARIS, b. Vente und Chambon: *Le Sultan indécis ou les deux Circaſſiennes, Anecdote Turque; ſuivie de contes en Vers. par le Cit. Dufauſoir. An. IV. de le Rép.* 131 S. 12. (12 gr.)

Die Geſchichte der beiden Circaſſierinnen, welche die Halfte dieſer Sammlung füllt, iſt ein Roman in poetiſchen Briefen, welche zwiſchen zwey Odaliſken in dem Serail des Sultan Achmet gewechſelt werden. Beide ſind uneigennützige zärtliche Freundinnen, beide ſind ſchön, beide haben die Augen des Sultans auf ſich gezogen. Seine Wahl ſchwankt zwiſchen beiden; endlich ſiegt Reſky in ſeinem Herzen; aber Reſky verabſcheut die Anträge eines Deſpoten, weil ihr Herz ſchon einem andern gehört. Sie weiſst ſie mit Stolz zurück und wird in ein Gefangniſs gebracht. Die Vorbitten ihrer Freundin befreyen ſie nicht nur aus ihrer Gefangenſchaft, ſondern verſchaffen ihr noch überdies den Geliebten ihres Herzens, während Achmet die groſsmüthige Amida mit ſeiner Gunſt beglückt. Der Vf. hat für gut befunden, die ſchwache Intrigue dieſer in Anlage und Auflöſung gleich dürftigen Handlung noch über dieſe Grenzen fortzuführen. Reſky's Gemahl ſteigt zur Würde eines Feldherrn empor, zieht in Krieg und bleibt. Sie ſelbſt fällt in die Hände der Sieger und folgt ihnen in das Land der Freyheit, nach welchem ſich ihr Herz ſchon in den Mauern des Serails geſehnt hatte. Die Stelle, in welcher ſie ihrer Freundin dieſen Entſchluſs mittheilt, hat, auſserdem, daſs er mit dem Anfange des Sendſchreibens,

bens, welches den Ausdruck unbeſieglicher Traurigkeit verſprach, in directem Widerſpruch ſteht, alle Eigenſchaften einer Satyre auf den Gegenſtand der Empfehlung:

J'habiterais ces bords par la Seine arrosés,
Où par un feu sacré tous les coeurs embrasés,
Ne sont des habitans qu'un peuple de bons frères;
Ces bords où la Raison, répandant ses lumières,
Fit connaitre aux Français le prix de l'Unité,
Qui bientôt enfanta l'auguste Liberté.
C'est-là que désormais, coulant des jours paisibles,
Je verrai des mortels généreux et sensibles.
— — — — — — —
Là d'un époux chéri conservant la mémoire,
Je charmerai ma vie en songeant à sa gloire.

Die Mängel der Handlung werden durch das Verdienſt der Behandlung hin und wieder, wenn ſchon nicht gut gemacht, doch einigermaſsen verſteckt. Reſky's Charakter, deren Freyheitsſinn, mit einer unbeſieglichen Leidenſchaft verbunden, ſich gegen die Anmaſsungen eines Gebieters empört, macht einen intereſſanten Contraſt mit dem Charakter ihrer ebenfalls edeln Freundin; die aber, mit den Sitten und Gebräuchen ihres Vaterlandes zufrieden, den Beſitz des Sultans zum Ziele ihrer Wünſche macht. Indeſſen iſt die Denkungsart beider Freundinnen in keiner Rückſicht morgenländiſch, ſondern ächt franzöſiſch; mit dem Unterſchiede, daſs die eine nach dem Modelle einer liebenswürdigen Republikanerin, die andere nach dem Muſter einer ſchönen Frau der alten Verfaſſung gebildet iſt. Wenn jene ſchreibt:

Contraintes d'obéir aux volontés d'un maître,
Nous réclamons en vain la douce Egalité!..
Un tyran ne connait que son autorité.

wenn ſie ſogar dem Sultan in's Geſicht ſagt:

Il est pour les mortels une commune loi,
Celle de la nature, elle en impose au roi!
Un roi! mais qu'est-ce donc? Un être imaginaire,
Revêtu par l'orgueil d'un pouvoir arbitraire;
Son empire est fondé sur la crédulité,
Mais il s'anéantit devant la Liberté.

ſo weiſs jene dagegen ihre Freundin mit Gründen zu tröſten, wie folgende ſind:

O ma chère Resky! pensez que la beauté
Est le plus beau présent de la divinité.
Qui plus que toi du ciel obtint pour son partage
Ce bienfait qui te rend son plus parfait ouvrage?
Quel sort peut être égal à tes heureux destins!
Ici tout rend hommage à tes charmes divins;
Et cependant ton coeur contre ces Dieux murmure! etc.

Achmet ſelbſt iſt mehr ein galanter franzöſiſcher Liebhaber, als ein türkiſcher Sultan, wenn man einige *accès de fureur*, die ihm um des Coſtums willen, zugetheilt werden, abrechnen will. Als er ſich entſchlieſst, die ſchöne Reſky mit ſeiner beſchwerlichen Liebe zu verſchonen, iſt er gefällig genug zu ſagen:

Si j'offensai Resky par un sincère hommage,
Je veux par mes bienfaits réparer cet outrage.

Der Anhang beſteht gröſstentheils aus kleinen Allegorien und Fabeln, deren glänzender Theil die Erfindung nicht iſt. Der Vf. läſst unter andern die Flatterhaftigkeit eines Schmetterlings durch eine unauslöſchliche und am Ende *tödliche* Liebe gegen das Veilchen beſtrafen, und macht den Zephir zu einem treuen unveränderlichen Liebhaber. In einer *Apologie des weiblichen Geſchlechtes* iſt dieſer fruchtbare Gegenſtand auf eine höchſt dürftige Weiſe behandelt. Was kann gemeiner und proſaiſcher ſeyn, als folgende Stellen:

Sans les femmes nous cessons d'être,
Elles sont les liens de la société,
Elles seules nous font connaitre,
Que pour calmer nos maux naquit la volupté
— — — — — — —
L'homme n'aurait que des sauvages moeurs;
Mais une femme adoucit sa rudesse,
Un doux regard, un sourire enchanteur,
Allument dans ses sens le feu de la tendresse,
Il devient complaisant. — —

Eines der beſten Stücke dieſes Anhanges ſcheint uns ein Gedicht zu ſeyn, welches *Les Oiſeaux* überſchrieben iſt; ein Pendant zu der bekannten Idylle der Madam *Deshoulières*, die denſelben Titel führt. So wie jene die Schickſale der Vögel in Vergleichung mit dem weiblichen Geſchlechte glücklich preiſst, ſo ſchildern hier die Vögel die Glückſeligkeiten des ſchönen Geſchlechts, deſſen genuſsvolles Leben ſie dem ihrigen gegenüberſtellen:

En vain savante Deshoulières
Tu célébras notre bonheur!
En vain dans tes vimes légères,
Tu fus de notre sort exalter les douceurs!
Si nous ne versons point de larmes,
Nous n'en sommes pas plus heureux;
Aussitôt aimés qu'amoureux,
Pour nous l'amour n'a point de charmes,
Nous nous y livrons sans desirs.
Nous végétons dans la nature,
Nous voltigeons sous la verdure,
Nous errons dans les bois sans peines ni plaisirs.

Im Ganzen ſcheint uns die Sprache und Verſification dieſes Dichters flieſsend und rein. Er iſt bisweilen beredt, öfter aber redſelig, und ſelten feurig oder auch nur warm. Er iſt voll Wiederholungen

und was er sagt, fühlt und denkt, ist nichts anders, als was schon oft vor ihm gesagt, gedacht und gefühlt worden ist.

Köthen, b. Aue: *Neuestes Handbuch für Freunde und Verehrer der schönen Wissenschaften*, oder kritische *Abhandlungen und Recensionen über Gegenstände aus allen Theilen der schönwissenschaftlichen Literatur.* 1797. Erster Band. 488 S. Zweyter Band. 493 S. 8. (2 Rthlr.)

Ein wiedergetauftes Buch, das ausser den beiden langen Namen auf dem Titelblatte, wovon der zweyte am wenigsten über die Wahrheit hinausgeht, inwendig noch einen dritten führt: *Kritische Bibliothek der schönen Wissenschaften*, unter welchem es im J. 1795 zuerst erschien. Der Verleger erklärt sich hierüber in einer Vorerinnerung ganz aufrichtig, und ihm ist es nicht zu verdenken, wenn er versucht einen Artikel in besseren Umlauf zu setzen; uns aber eben so wenig, wenn wir ihn hiebey unsererseits nicht unterstützen können. Den Inhalt machen, wenige Blätter ausgenommen, Recensionen aus: triviale Recensionen von obscuren Schriften, die besser gar nie gedacht, geschrieben, gedruckt, gelesen und recensirt worden wären, und hoffentlich grossentheils schon so gut wie nicht mehr vorhanden sind. Da man nun dem Himmel zu danken hat, wenn dergleichen ein für allemal recensirt ist, das Recensiren von Recensionen aber ins unendliche gehen würde, so glauben wir unserer Pflicht ein Genüge gethan zu haben, wenn wir nur erwähnen, dass hier von dem Polygraphen *Cramer* mit grosser Ehrerbietung als einem Mann von Genie gesprochen wird, dass *Abällino* für ein Meisterwerk gilt, und der *dicke Mann* ein romantisches Gedicht heisst; und übrigens die Todten ihre Todten begraben lassen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Halle und Leipzig*, b. Ruff: *Ueber die prosodischen Grundsätze*, und deren Einfluss in die Griechische und Lateinische wie auch in die Deutsche reimfreye Dichtkunst. Ein Versuch von M. *Karl Friederich Wilhelm Kadisch*, Diakonus zu Schloss Heldrungen. 1796. 74 S. 8. (8 gr.) Um über das deutsche Gesetz der Silbenmessung und sein Verhältniss zu dem in den classischen Sprachen herrschenden nach Klopstock, Moritz und Voss (der leider nur einzelne theoretische Bemerkungen gegeben hat, aber durch seine Praxis desto belehrender spricht) etwas noch tiefer eingreifendes, vorzüglich etwas, das über die Abweichungen dieser Metriker von einander Licht verbreitete, zu schreiben, müsste man wohl besser gerüstet hinzukommen als der *Vf.*; dann liesse sich aber auch die Materie nicht in so wenigen Bogen erschöpfen, als diese kleine Schrift enthält. Neues findet man hier eben nicht; nicht einmal sichere Spuren von der Benutzung aller Vorgänger: das meiste ist von Klopstock entlehnt. Die Methode wird ebenfalls nicht verbessert, wenn der *Vf.* zu den drey möglichen prosodischen Grundsätzen, die er aufstellt: dem *des Begriffes*, *des Tones* und *der Zeit* oder *dem mechanischen*, nun noch einen Grundsatz der *Nothwendigkeit* und einen *der Faulheit* hinzufügt. Was haben erlaubte oder unerlaubte poetische Licenzen mit der reinen Silbenmessung zu thun, von der sie vielmehr Abweichungen sind? Dann ist die Tonsetzung oder Prosodie wesentlich verschieden von der Quantität, wenn sie gleich Einfluss darauf haben kann. Endlich mag die Bestimmung begriffmässig oder mechanisch seyn, so ist sie doch immer eine Bestimmung der Zeit, d. h. die Länge oder Kürze wird wirklich gehört. In der Italienischen und Spanischen Poesie soll S. 26. der Grundsatz der Nothwendigkeit und Faulheit einzig und allein gelten. Wie schief und ohne Sachkenntniss! Die unbestimmte Quantität der neueren Sprachen, so wie die Beschaffenheit der Silbenmaasse und der Gebrauch des Reimes liegt viel tiefer in der ganzen Eigenthümlichkeit des modernen Geschmacks. Auch unsere Sprache, in der die Bearbeitung der antiken Silbenmaasse die strengste Bestimmtheit der Quantität fodert, neigt sich, so bald in reimfähigen Formen gedichtet wird, immer wieder zu der ursprünglichen ungefähren Messung hin. Ohne Prüfung wird es S. 73. Klopstocken nachgesprochen: die Griechen und Römer würden wohlgethan haben, den Trochäen in ihren Hexameter aufzunehmen. Dies war nach den Gesetzen der alten Metrik unmöglich: sie wären ja dadurch aus der gleichen Taktart in die ungleiche übergegangen. Wenn der Vf. mit den neuesten und ausgebildetsten Bearbeitungen des Hexameters bekannt wäre, so würde er sich nicht mit Beyspielen aus Zacharia's Werken und aus Stollberg's Uebersetzung der Ilias aufhalten, und einsehen, dass der Grundsatz der Nothwendigkeit (zu deutsch: der Silbenzwang) viel weniger dabey statt zu finden braucht, als er sich vorstellt.

Druckfehler in der Anzeige verschiedener Schriften das Brownsche System betreffend. Nr. 48—59. S. 381. in der 14ten Zeile von unten lies *noth* statt *nicht*; S. 389. in der 24ten Zeile von unten *es* statt *er*; S. 403. Zeile 21 von oben *häfslichen* statt *häuslichen*; S. 409. in der 12ten Zeile von unten *vermifst* statt *verwirft*; S. 410. in der 10ten Zeile von oben *Franks* statt *Tranks*; S. 466. in der 6ten Zeile von oben *asthenischen* statt *sthenischen*; ebendaselbst in der 17ten Zeile von oben *asthenischen* statt *sthenischen*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 7. May 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Mylius: *Sendschreiben* an Se. Hochw. Hn. Oberconsistorialrath u. Probst *Teller* zu Berlin, von einigen Hausvätern jüdischer Religion; (mit dem Motto aus 1. Corinth. c. 13. v. 10. 11.) 1799. 86 S. gr. 8.

Wenn auch nicht das in diesem Schreiben geäusserte Vorhaben einiger jüdischen Familien in Berlin, sofern sie ihrem Gewissen und ihrer Achtung für anerkannte Wahrheit nichts vergeben dürften, zur protestantischen Partey der Christenheit überzugehen, eine sehr merkwürdige Erscheinung wäre, die von den wichtigsten und erfreulichsten Folgen seyn kann; so würde die aufgeklärte Denkart, der reine moralische Sinn und die seltene Eleganz des Stils, die dieses Schreiben auszeichnet, uns rechtfertigen, dass wir durch eine ausführlichere Anzeige, als bey kleinen Schriften gewöhnlich statt finden kann, die Aufmerksamkeit aller Menschenfreunde darauf hinzuziehen suchen.

Die Briefsteller fangen mit dem Bekenntniss an, dass ihre Erziehung nichts ausgezeichnetes vor der Erziehung anderer ihrer Religionsgenossen gehabt habe. Der Talmud ihr Lehrbuch, die Religion also voll Mystik; die Geschichte der Urwelt für sie geheimnissvoll, dunkel, unzusammenhängend; das Ceremonialgesetz im väterlichen Hause pünctlich beobachtet, verfremdete sie im Zirkel des gewöhnlichen Lebens, und machte sie in Gegenwart fremder Religionsverwandten scheu, verlegen und unruhig.

Sie unterschreiben die Bemerkung im Ganzen, dass Mystik in der Religion auf den Geist eines Knaben einen verderblichen Einfluss habe. Doch leide sie ihre Ausnahmen. Das Princip, der Jugend durch Mittheilung lauter klarer leichtbegreiflicher Sätze das Lernen zu erleichtern, und sie vor Irrthümern zu bewahren, sey offenbar überschätzt, und führe auf ein andres Extrem. Die Seele des Menschen, besonders in der Jugend, bedürfe eines Sporns, und es sey nun einmal des Menschen Bestimmung, im moralischen, wie im physischen, durch Straucheln und Fallen gehen zu lernen. Freylich machen mystische Lehrsätze, geheimnissvolle Erzählungen und abentheuerliche Ceremonien ohne Sinn in den mehrsten Fällen aus dem geistigen Menschen einen Sklaven, ein blosses vernünftiges Werkzeug. Dennoch aber waren sie bey einzelnen Menschen von glücklichen Folgen. „Eben die Richtung der Seele auf Frömmigkeit, auf Gefühl und erhebende Andacht im „jugendlichen Alter, eben die äusern, von grosser „Bedeutung scheinenden und nichts bestimmtes bezeichnenden Gebräuche; eben das von den gewöhnlichen Handlungen des Lebens abstechende, selbst „mit der Zeit sich nicht ganz verlierende Grelle und „Befremdende derselben halten die gesammten Seelenkräfte des Menschen, wie in einem Bündel, bey „einander, und leiden nicht, dass sie zersplittert „werden. Eben der ungebildete Verstand, das Gedächtniss mit wenigen Kenntnissen überladen, in „Vereinigung mit einem zarten Gefühl und einer ehrfurchtsvollen Scheu vor Sünde, Zweifelsucht und „Witzeley bewahrt das jugendliche Gemüth vor Sittenlosigkeit und vielwissendem Dünkel; der Hang „zum Spott, und zum Auffischen des Lächerlichen, „das besonders in Ceremonien so leicht sich auffinden lässt, wird dadurch im Zaum gehalten, und „das ist kein geringer Gewinn. Das Lächerliche erscheint als verächtlich; und das Verächtliche hört „auf der Gegenstand der Aufmerksamkeit zu seyn. „Wenn dann bey zunehmendem Alter der Lichtfunke „der Vernunft in dem Gemüthe des frommen Jünglings sich entzündet, so dass der Verstand das Uebergewicht über dunkle Erziehungs-Eindrücke und „schwärmerische Empfindungen erlangt; alsdann „geht aus der Schule der so verschrieenen Mystik ein „kräftiger, nachdenkender, moralisch-vollendeter, „nicht selten ein grosser Mann hervor."

Sonach, fahren sie fort, hätte man die Erscheinung, von Zweifelsucht erweckt, zum Nachdenken aufgefodert zu werden, bey keinem Jünglinge öfter als bey dem von ihrer Religion erwarten sollen. Erstlich die dem gesunden Menschenverstande widerstrebenden Lehrsätze des gegenwärtig bey den Juden herrschenden Systems (nicht ihrer ursprünglichen Religion) erscheinen in einem minder zweifelhaften Lichte als die Mystik anderer Religionen. Zweytens die Ceremonialgesetze sind der jüdischen Jugend überall im Wege. Sie umfassen ihre ganze Lebenszeit; die positiven sind peinlich, kostspielig und zeitraubend. die negativen schränken seine Thätigkeit ein. Blos dem Drucke, der Verachtung, und den Nahrungssorgen, unter welchen der grösere Theil der Juden seufzt, ist es zuzuschreiben, dass der *edelm* Freydenker unter ihnen so wenige entstanden.

Mit rührender Beredsamkeit ergiessen sich nun die Hoffnungen für ein allgemeines Emporsteigen der Cultur unter den Juden. „In einem Staat, wie „der Preussische, ist alles dazu vorbereitet. Mannichfaltige und harmonische, laute und angenehme „Töne wecken aus dem tiefen Seelenschlummer.

„Die

„Die milde Regierungsverfaſſung, die gereinigtern „Begriffe der Zeit, die zur ſchönen Sitte gewordene „Humanität, die durch Schriften und Schulen ver„breiteten Kenntniſſe, alles, alles ladet in einer ſol„chen Staatsverfaſſung, den ſonſt ausgeſtoſsenen, ver„nachläſsigten Jüngling zur Theilnahme und zum „Mitgenuſſe ein. Edle Männer reichen liebevoll „dem Emporſtrebenden die Hand, zeigen freund„ſchaftlich auf höhere Ziele, und ermuntern, ſie „durch Anſtrengung zu erreichen. Ein durch ſolche „Aufmunterung erlangter Unterricht muſs nothwen„dig das ſonſt ſo heilig geachtete würdigen lehren, „und endlich unbedeutend machen! — Wohl dem „Jüngling, wenn er nicht mit der Schale, zugleich „den ganzen Kern verwirft! Wenn die Empfindung „der Ehrerbietung, die er von Kindheit an für ſeine „Religion in ſeiner Seele nährte, ſich zwar vom Zu„fälligen ab, aber deſto mehr auf das Weſentliche „wendet!“

Der Concipient dieſes Schreibens legt nun in ſeinem und ſeiner Freunde Namen das Bekenntniſs ab, dafs ſie mit den redlichen Forſchern aller Parteyen in folgenden Sätzen übereinkommen, ſie mögen nun dem Menſchen durch Natur und Sache, oder durch Wort und Schriftzeichen offenbart ſeyn: 1) *Es iſt ein Gott*, ein unerſchaffnes, einziges und einiges Weſen, der Schöpfer, Erhalter und Richter der Welt. 2) *Die Seele der Menſchen iſt unkörperlich.* 3) *Die Beſtimmung der Menſchen hienieden iſt Streben nach höherer Vollkommenheit und hiemit nach dem Beſitz der Glückſeligkeit.* 4) *Die Seele der Menſchen iſt unſterblich.* 5) *Gott hat uns Menſchen zur Glückſeligkeit geſchaffen.* Wir beſcheiden uns gern, ſetzt der Vf. hinzu, dafs der Vortrag dieſer Grundlehren der Feile bedarf, dafs er eben ſo wenig der ſchärfſte, als der gewählteſte ſeyn mag, und wir ſind bereit, jede Zurechtweiſung hierüber mit Dank anzunehmen! Der Vf. wirft nun einen Blick auf den Urheber der jüdiſchen Religion, und giebt ein ſchönes (wenn gleich in einigen Zügen wohl zu berichtigendes) hiſtoriſches Gemälde von den Schickſalen der moſaiſchen Verfaſſung unter den Juden bis auf die neuern Zeiten herab; und an dieſe ſchlieſst ſich die Schilderung ihrer jetzigen Lage.

Die Reformation in der chriſtlichen Kirche hat ſehr wohlthätig auf das Judenthum gewirkt. Die Ceremonien haben bey vielen ihren Werth verloren. Die Sehnſucht nach einem Meſſias und Jeruſalem iſt im Herzen der Iſraeliten immer mehr erloſchen, je mehr die Vernunft ſolche Erwartungen als Schimären verwarf. Durch die Annäherung der Juden zu den Chriſten, haben die erſten das Bedürfniſs zu fühlen angefangen, für einen moraliſchen und vernünftigen Unterricht der Kinder zu ſorgen. In den Ländern deutſcher Zunge gewinnt die deutſche Sprache immer mehr Raum unter ihnen. Freylich ſeyen ſie hinter den Chriſten proteſtantiſcher Religion in der Entwickelung der Geiſteskräfte ſehr weit zurückgeblieben. Dabey aber ſtehen ſie auf der Leiter moraliſcher Würdigkeit nicht um eine Sproſſe tiefer, als irgend ein anderes noch ſo gelehrtes, polirtes und cultivirtes Volk. Sie geſtehen, dafs dies für die herrſchende Denkart unter den Chriſten ein Paradox ſeyn werde; ſie wollen den Pöbel unter den Juden nicht in Schutz nehmen; nur fodern ſie mit Recht, dafs man ſie nach eben dem Maafsſtabe beurtheile, mit dem man andere Nationen in Abſicht der Moralität beurtheilt, und dafs man auf ihre politiſche Lage Rückſicht nehme.

Die Briefſteller gehen nun zu der wichtigen Erklärung über, die das eigentliche Ziel dieſes Schreibens iſt. Es ſey jetzt Pflicht für die Juden, es ſey ſelbſt dem Geiſte des moſaiſchen Syſtems gemäſs, es ſey für ihre eigene Erleichterung wünſchenswürdig und zur Erfüllung der Staatsbürgerpflichten nothwendig, *dem Ceremonialgeſetz zu entſagen.* Aber würde dies hinreichend ſeyn, um ſie in die völlige bürgerliche Gemeinſchaft mit den chriſtlichen Staatsbürgern aufzunehmen? Und wenn ſie nun zur *chriſtlichen Religion* übertreten wollten, würde man ihnen anſinnen, alle Dogmen, die wenigſtens von vielen Theologen als weſentliche Lehren des Chriſtenthums betrachtet worden ſind, in ihr Glaubensbekenntniſs aufzunehmen? Der letzte Zweifel iſt nur von ferne her und mit vieler Delicateſſe angedeutet. Oder ſollten ſie gleich manchen leichtſinnigen Proſelyten ſich nur durch ein paar ausgeſprochene Worte die bürgerlichen Freyheiten der Chriſten verſchaffen? Dagegen ſtreitet Pflicht und Gewiſſen; dieſes fodert von ihnen, wie ſie mit der edelſten Freymüthigkeit erklären, dafs ſie ihren bürgerlichen Zuſtand durch Reinigung ihrer religiöſen Verfaſſung verbeſſern, aber auch ſchlechterdings nicht auf Koſten der Wahrheit und der Tugend ihre Glückſeligkeit erkaufen, oder erſchleichen ſollen. „In dieſem Labyrinthe (ſo redet der Sprecher dieſer achtungswürdigen Familien den Hn. D. Teller an), in welches wir durch Zeit und Umſtände, wir möchten faſt ſagen, durch die Tugend ſelbſt gerathen ſind, nehmen wir zu Ihnen, ehrwürdiger Greis, unſere Zuflucht. Belehren Sie uns, wie wir den Ausgang finden; ſagen Sie uns, edler Tugendfreund, wenn wir uns entſchlieſsen ſollten, die groſse chriſtliche proteſtantiſche Geſellſchaft zum Zufluchtsorte zu erwählen: *Welches öffentliche Bekenntniſs würden Sie, würden die Männer, die mit ihnen in dem ehrwürdigen Rathe ſitzen, von uns fodern?* Oder — die Wichtigkeit des Gegenſtandes giebt uns den Muth, unſere Frage noch kühner auszudrücken: *Wenn die Vorſehung Sie, ehrwürdiger Greis, unter uns hätte geboren werden laſſen, und Sie aus ähnlichen Gründen einen ähnlichen Schritt zu thun ſich verpflichtet gehalten hätten, welches Bekenntniſs würden Sie bey ihrer zarten Gewiſſenhaftigkeit unterſchrieben oder öffentlich abgelegt haben?*“

Hr. Oberconſiſtorialrath Teller hat ſich bereits auf der Rückſeite des Titels erklärt, dafs er auf dieſes Schreiben öffentlich antworten wolle; und hat dadurch gewifs die lebhafteſte Begierde des Publicums erregt, bald zu erfahren, wohin in dieſer wichtigen

tigen Sache das Gutachten eines so wahrheitliebenden und freymüthigen Menschenfreundes ausfallen werde. Unsere Erwartung wenigstens ist sehr gespannt darauf, zu erfahren, ob Er es für hinreichend halten werde, dass die Juden bey ihrem Uebertritt zur protestantischen Partey, ausser der gänzlichen Losagung vom jüdischen Ceremonialgesetz, und dem Bekenntnisse der obgedachten religiösen Vernunftwahrheiten, bekennen Jesus sey der Christus oder Messias, in der Bedeutung, dass er das drückende Ceremonialgesetz abgeschafft, und gleichwohl eine reinere Sittenlehre gepredigt, und die Unsterblichkeit der Seele deutlicher gelehrt habe als Moses; dass sie also den Schriften des N. T., wo nicht einen grössern, doch eben den Werth beylegen als den Schriften des Alten; dass sie sich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Geistes taufen lassen, und ihnen dabey frey bleibe, unter den verschiedenen Erklärungen protestantischer Theologen dieser Formel diejenige zu wählen, die ihnen die richtigste zu seyn scheine; dass sie in Absicht der Versöhnungslehre und der Lehre von der Einsetzung und dem Wesen der Eucharistie eben diese Freyheit behalten, allenfalls auch bekennen, dass in der gesammten Kirchenlehre der Protestanten auch da, wo die Parteyen von einander abweichen, nichts enthalten sey, was nicht mit der Sittenlehre der Vernunft und Christi sich vereinigen liesse. Auch darauf sind wir begierig, ob der ehrwürdige Teller nicht erfodern werde, dass die jetzt übertretenden Juden ihre Kinder und fernern Nachkommen, damit nicht mehrere Secten entstehen könnten, völlig dem Religionsunterricht der christlichen Gemeinden, zu denen sie sich halten, ohne Vorbehalt zu überlassen sich erklären müssten, wobey sich von selbst versteht, dass den Kindern, Kindeskindern u. s. f., wenn sie herangewachsen wären, eben die Freyheit eigener Prüfung und Untersuchung des kirchlichen Lehrbegriffs bliebe, welche der Geist des Protestantismus bisher allen einer solchen Untersuchung fähigen Christen nachgelassen. Ueber dies alles und noch mehrere Fragen, die sich hier aufwerfen liessen, wird uns die Antwort eines Mannes belehren, in dessen Charakter das ἀληθευειν ἐν ἀγαπῃ von jeher als der hellste und kräftigste Zug erschien.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Barth: *Briefwechsel der Familie des neuen Kinderfreundes*, von K. A. Engelhardt. *Erster Theil.* 1799. 182 S. 8.

Die gute Aufnahme des neuen Kinderfreundes veranlasste diesen Briefwechsel. In diesem ersten Theile sucht der Vf. seinen jungen Lesern und Leserinnen besonders die häuslichen Tugenden der Ordnung, Fügsamkeit u. s. w. liebenswürdig zu machen, und durch anschauliche Schilderungen der entgegengesetzten Fehler, Abscheu gegen dieselben in den jungen Gemüthern zu erwecken. Einigen Briefen wünschten wir etwas mehr Kürze.

1) Wien, b. Patzowsky: *Neue Kinderbibliothek* Herausgegeben von *F. A. Gaheis. Erstes Bändchen.* Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 1797. XII u. 804 S. *Zweytes Bändchen.* Zweyte verbess. u. verm. Aufl. 1795. XVIII u. 172 S. *Drittes Bändchen.* Zweyte verb. u. verm. Aufl. 1796. 228 S. *Viertes Bändchen.* Zweyte Aufl. 1796. 212 S. *Fünftes Bändchen.* 1797. 229 S. *Sechstes Bändchen.* 1797. 241 S. gr. 8. (Preis jeden Theils 45 kr., des Ganzen 1 Ducaten.)

2) Pirna, in der Arnoldischen Buchh.: *Berquin's sämmtliche Werke;* nach verwandten Aufsätzen geordnet. *Erster Theil.* Aus dem Franz. 1798. 156 S. gr. 8. (12 gr.)

Auch unter dem Titel:

Berquin's Kinderfreund. Aus dem Französischen.

Je bestimmter der Wirkungskreis ist, den sich ein Schriftsteller zieht, desto sicherer kann er sich den gewünschten Erfolg von seinen Werken versprechen. Dieses bestätigt die gute Aufnahme, welche die Gaheisische Kinderbibliothek in den östreichischen Staaten gefunden hat, auf welche sie zunächst berechnet ist. Was für die östreichische Jugend vor allem zu wissen nöthig, was sie für Verhältnisse und besondere Bedürfnisse hat, was zunächst in ihrem Gesichtskreise liegt, davon ging der Herausgeber, Schuldirector in Korneuburg, aus. Vorzüglich sucht er seine junge Welt mit der vaterländischen Erd- und Geschichtkunde, Naturlehre und Naturbeschreibung bekannt zu machen, einheimischem Aberglauben und Vorurtheilen entgegen zu arbeiten, nationale Sprichwörter zu erläutern, und als einen Schatz für Religion, Vaterlandsliebe und häusliche Glückseligkeit darzustellen, endlich auf die Verbesserung der so verdorbenen östreichischen Mundart hinzuwirken, indem er die rein deutschen Wörter braucht und die dagegen häßlich abstechenden Provincialausdrücke in Anmerkungen beyfügt. Durch diesen eng gezogenen Kreis unterscheidet sich das Werk von ähnlichen Unternehmungen, und namentlich von der trefflichen Campischen Kinderbibliothek. Der Vf. compilirte nicht blos, sondern ausserdem dass er freylich viele poetische und prosaische Stücke aus den beliebtesten Jugendschriften, auch aus andern Werken (selbst Hippel's Kreuz- und Queerzüge lieferten Stoff dazu) aufnahm, die er zum Theil nach seinen Zwecken abänderte: so arbeitete er in Verbindung mit mehrern vaterländischen Jugendfreunden, selbst eine Menge Aufsätze für diese Bibliothek aus. Das ganze Werk enthält 233 Erzählungen, Gespräche und Catechisationen, 155 Gedichte (von denen mehrere, auch nach den Verbesserungen in den neuern Auflagen, nicht viel mehr als gereimte oder versificirte Prose sind, z. B. Th. 3. S. 213.; und an den doch nicht allzu genauen Maasstab in dem Gespräch über Dichtkunst Th. 3. S. 205 ff. gehalten, schwerlich für Gedichte erfunden werden dürften), 41 prosaische Fabeln, 8 Vergleichungen und Parabeln,

151 Sittenſprüche zu Schreibübungen, 31 Briefe, 3 Lebensbeſchreibungen, 4 kleine Wanderungen und Reiſen, 6 Kinderſchauſpiele, von denen 4 Originale ſind, 67 Sinngedichte und Räthſel. Jeder Titel hat ein eigenes ſauberes Kupfer (das ſehr gegen den ſchlechten Druck abſticht), eingedruckt ſind 3 Vignetten, ferner ſind noch 5 in Muſik geſetzte Lieder und 1 Landkarte beygefügt. Im Ganzen ſind die Originalaufſätze dieſer Sammlung gar nicht ſchlecht, und mögen leicht die meiſten Verſuche der Art aus jenen Gegenden aufwiegen; allein wie weit bleibt doch der Deutſche an Geſchmeidigkeit und Gewandtheit, an einem leichten, anmuthigen Vortrag hinter dem franzöſiſchen Kinderfreund eines *Berquin* zurück, von welchem wir mit Vergnügen in Nr. 2. die Ueberſetzung anzeigen! (Die Engländer haben das Werk ſchon längſt überſetzt!) Ungeachtet Gaheis zunächſt *für* Oeſtreichs Jugend ſammelte und ſchrieb; ſo enthält doch ſeine Bibliothek einen Schatz von wiſſenswürdigen Dingen für die Jugend was immer für eines Landes. Beynahe *de omni ſcibili* kommt wenigſtens etwas vor; es iſt bey ihm eher Ueberfluſs als Mangel; der vierte Theil enthält ſogar einen Abriſs der meiſten Fächer der Literatur, der doch zu dürftig ſeyn möchte, als daſs die Jugend daraus ſich hinlänglich belehren könnte. Noch eines Vorzugs dieſer Bibliothek müſſen wir ausdrücklich gedenken. Der Herausgeber ſuchte die ſittlichen Grundſätze im Sinne der reinſten Moral vorzutragen. „In moraliſcher Rückſicht, ſagt er, werden wir zu leiſten verſuchen, was wir nach unſern Einſichten im Stande ſind, um das ſchöne Princip der Sittlichkeit in ſeiner ehrwürdigen praktiſchen Majeſtät hervortreten zu laſſen, und dadurch ſeinen jungen Verehrern den ſo ſchweren Sieg der erleuchteten Vernunft über die ſinnlichen Triebe zu erleichtern.“ Auch an einer andern Stelle erklärt er den Plan zu haben, eine Sittenlehre in Beyſpielen nach reinen moraliſchen Grundſätzen mit einzuweben, und er nimmt mit Kant an, man ſolle Kinder von mittlern Alter Pflichten nie anders vorſtellen als wie ſie, von aller Abſicht auf irgend einen Vortheil abgeſondert, ſelbſt unter den gröſsten Verſuchungen der Noth oder der Anlockung, mit ſtandhafter Seele ausgeübt worden. Nun iſt es wahr und rühmlich, daſs der Herausgeber auf die Hervorbringung einer ächt moraliſchen Geſinnung in vielen Gedichten und andern Aufſätzen hinarbeitet, wiewohl er uns die Grundſätze von der Würde des Menſchen Th. 1. S. 17. von der Pflicht, ſo zu handeln wie man wollen könne, daſs Alle handeln ſollten Th. 3. S. 42. 152. Th. 6. S. 138 f. u. ſ. w., mehr nackt hinzuſtellen, als deutlich auseinanderzuſetzen und dem zarten Faſſungsvermögen zu verdeutlichen ſcheint. Allein dieſes reinere Moralſyſtem iſt auch nichts weniger als das herrſchende in dieſem Werke; vielmehr wird in vielen Aufſätzen auf die äuſsern Folgen der Handlungen ausſchlieſsend Rückſicht genommen, ja es kommen darin Sätze vor, die dem reinern Syſtem geradezu entgegen ſind wie Th. 1. S. 40.: „Wenn man das Gute *aus Neigung* und mit aufrichtigem Beſtreben bey jeder Gelegenheit ausübt, ſo nennt man es ſchon darum eine *Tugend*.“ So iſt es z. B. auch ein unrichtiger *Gedanke*, daſs, nach Th. 2. S. 199. der Böſewicht *immer* ſeinen Lohn für ſeine Thaten ſchon hier empfange, wenn auch erſt ſehr ſpät. — Hie und da kommen kleine Nachläſsigkeiten im Ausdruck vor wie Th. 3. S. 211.: „Am ſchönſten hat Oſſians Gedichte ein braver Gelehrter in Wien, Hr. Hofr. Denis, in *deutſches Sylbenmaaſs* überſetzt.“

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermiſchte Schriften. Ohne Druckort (*Leipzig*, b. Müller): *Unvernunft mit den Augen der Vernunft betrachtet.* 1798. 16 S. 8. — Wir zeigen dieſe in aller Hinſicht elende Broſchüre hier nur an, damit der Käufer durch den nunmehr auch im Meſskatalog aufgeführten Titel nicht getäuſcht werde. — Das Ganze iſt gegen eine Recenſion in dieſer Zeitung (1798. Nr. 337.) gerichtet, in welcher eine ſchlechte Apologie der Univerſität Leipzig ſo, wie ſie es verdiente, gewürdigt worden war. Dafür iſt nun hier von Krümmungen und Schlupfwinkeln eines ſchaalen Kritikers, von Ungezogenheit, und wie ſich von ſelbſt verſteht, von Tücke u. ſ. w. die Rede, und der Vf. macht am Schluſſe das ſehr naive Bekenntniſs, „daſs er aus Mitleid und zugleich aus Achtung gegen die A. L. Z. jene Recenſion, wenigſtens in *ſeinem* Exemplare, *aus den „Augen des Publicums zu entrücken gewuſst habe.“ Ex ungue leonem!* — Am meiſten hat der Vf. ſich darüber ereifert, daſs jener Recenſent von der zweyten Auflage der *Heyne'ſchen* Schrift, gegen welche der Apologet zu Felde gezogen war, geſagt hatte: der Vf. verrathe zwar (durch die in der zweyten Auflage getroffenen Aenderungen) Sinn für Wahrheit und Empfänglichkeit gegen Erinnerungen; allein *wo dieſe ihm abgehen*, da ſey es auch, bey dem leichtſinnigen Niederſchreiben alles deſſen, was er von Hörenſagen aufgefaſst, um die Wahrheit geſchehen. — In dieſem Urtheile findet unſer Vf. Widerſpruch und Unvernunft. Würde es ihm einleuchtender werden, wenn wir es durch folgendes Exempel erläuterten: Der Apologet der Leipziger Univerſität verräth in ſeiner erſten Schrift Sinn für Buchmacherey, und in der zweyten groſse Empfindlichkeit gegen Erinnerungen: wenn dieſe ihm abgehen, ſo wird er uns wahrſcheinlich bey dem faden und unbeſonnenen Niederſchreiben alles deſſen, was er hie und da aufgerafft hat, mit ſeiner Buchmacherey ſobald noch nicht verſchonen. — Der wohlgemeynte Wunſch, der in dieſer Erläuterung zugleich beſchloſſen liegt, ſpricht ſich ſelbſt aus.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. May 1799.

NATURGESCHICHTE.

Pisa, b. Giacomelli: *Flora Pisana* del Dottore *Gaetano Savj*, Aiuto del Professore di Storia naturale nell' Universita di Pisa. Tomo I. 1798. 485 S. und 2 Kupfertaf. 8.

Der Vf. hat die Absicht, eine vollständige *Flora etrusca* herauszugeben, und er benachrichtigt uns, dafs die angezeigte Schrift eigentlich nur ein Versuch oder ein Vorläufer dieses gröfsern Werks seyn soll, mit dem er sich eifrig beschäftigt, und das er nach und nach dem Publicum mittheilen will. Er hat es in seiner Muttersprache abgefafst, doch hat er, was jeder, zumal ausländische Leser, sehr billigen wird, nicht nur die Namen der Gattungen und Arten der beschriebenen Pflanzen, sondern auch die Definitionen derselben lateinisch ausgedrückt und zugleich die jenen Namen entsprechenden italienischen Benennungen beygefügt. Die Ordnung, die er gewählt hat, ist die Linnäische und bey den Beschreibungen hat er die specifischen Kennzeichen mit der gehörigen Sorgfalt angeführt, und sich bemüht, seinen Lesern die Pflanzen und ihre Eigenheiten recht kenntlich zu machen. Der *erste Band* dieser pisanischen *Flora*, den wir vor uns haben, begreift die zwölf ersten Classen des Sexualsystems in sich, und der zweyte, der diesem bald nachfolgen soll, wird die übrigen Classen desselben enthalten. Wir wollen, um unsere Leser mit der Art, wie Hr. S. seine Gegenstände behandelt hat, bekannt zu machen, einige neue Pflanzen, die er aufführt, nennen und zugleich die Definitionen derselben beyfügen: *Iris alba; I. caule multifloro foliis altiore, spathis basi foliaceis, apice, margineque scariosis, corollarum tubo germinibus longiore. Scirpus filiformis; S. culmo nudo setaceo, spicis terminalibus glomeratis, sessilibus, involucro monophyllo, lineari, brevi. Phalaris subulata; P. panicula spicata, subulata, calicibus compressis ovatis, acutis, dorso, lateribusque nervosis, radice fibrosa. Festuca segetum; F. panicula aequali patente, capillari, spiculis glabris, splendentibus 3—4 floris longe aristatis, foliis planis pilosis. Festuca hispida; F. panicula spicata, stricta, valvis calicinis glabris, quadrifloris, floralibus hispidis, aristatis, foliis planis, pilosis.* (Diese beiden Schwingelarten hat der Vf. abzeichnen und in Kupfer stechen lassen.) *Festuca montana; F. panicula secunda depauperata, spiculis solidariis, 4-floris, hirsutis, foliis linearibus, rigidis, pilosis. Bromus triuialis; B. panicula spicata, lobata, calicibus subseptem-floris, valuis ciliatis, breuiter aristatis, ultimis muticis, culmo geniculato, foliis pilosis. Auena neglecta; A. panicula densa, spiculis glabris, subquadrifloris, petalis interuis apice bifidis, foliis planis, pilosis mollibus.* (Auch von dieser Haferart, und von der vorhergenannten Trespe sind Zeichnungen beygelegt.) *Rumex campestris; R. floribus hermaphroditis, valuis omnibus graniferis, integerrimis, vix grano maioribus, foliis undulato-crispis. Rosa agrestis; R. germinibus, pedunculisque glabris, floribus subumbellatis, foliolis ovatis, dentato-serratis, caule, petiolisque aculeatis*, u. s. w. Die übrigen Pflanzen, die der Vf. in diesem Verzeichnisse aufführt, sind eben so gut, wie die, welche wir genennt haben, beschrieben, und wir zweifeln daher nicht, dafs die Liebhaber der Kräuterkunde der Fortsetzung desselben mit Verlangen entgegen sehen werden.

Salzburg, in d. Mayr'schen Buchh.: *Salzburgische Flora, oder Beschreibung der in dem Erzstifte Salzburg wildwachsenden Pflanzen, nebst Angabe ihrer Wohnorte, Blühezeiten, Dauer, Gestalt etc. ihrer Anwendbarkeit in der Heilkunde und Haushaltungswissenschaft, und ihrem Nutzen für Maler, Färber, Gerber, Bienenzieher, Förster und Landwirthe.* Herausgegeben von *Franz Anton von Braune*, Ehrenmitglied der botanischen Gesellschaft in Regensburg. Erster Band. Mit Kupfern. 1797. 426 S. Zweyter Band. 836 S. Dritter Band. 380 S. 8. (5 Rthlr. 16 gr.)

Der Titel und der schlechte typographische Anzug wären bey dieser Flora nicht sehr anlockend, wenn nicht die Reichhaltigkeit der aufgenommenen Gegend und dadurch die Neugier des Botanisten so viel wirkten, dafs man wegen der innern Güte die äufsere Geschmacklosigkeit und Vernachlässigung — beynahe möchten wir dies von vielen unserer Landsleute sagen — zu übersehen gewohnt würde. Im Anfange hielten wir die ungeheuere Menge von Druckfehlern, welche jedem Bande angehängt sind, für Sachregister, die Kupfer für schlechte Holzschnitte; bis uns eine nähere Bekanntschaft mit dieser Flora, zugleich mit der guten Absicht ihres Stellvertreters und dem wirklich lobenswerthen Fleifs desselben vertrauter machten. Im Ganzen folgt der Vf. den *primitien Flor. salisb.* von *Schrank*. Hier und da setzt er seine eigenen und anderer seit der Zeit gemachten Entdeckungen aus den Hoppischen Taschenbüchern zu. Aufserdem ist er aber noch besonders reichhaltig bey Angabe der Wohnorte, der Benennungen,

des Gebrauchs. Vermissen wir auch manchmal die erforderliche Sorgfalt des Ausdrucks sowohl, als auch die Schärfe und Vollendung in den Beschreibungen; so bleibt immerhin letztern das Verdienst in Beziehung auf Salzburg und dahin reisenden Botanikern gesichert genug. Der erste Band enthält ausser einer weitläufigen Einleitung und Erklärung des Systems die zehn ersten Classen. Von Gräsern muss noch mehr und manches noch zuverlässiger bekannt werden als hier geschehen ist. Unter *umbellaten* fehlt, was sonst überall vorkommt, das *conium maculatum*, und als Seltenheit finden wir es nur im Anhange des letzten Bandes. Die zehnte Classe ist vorzüglich reichlich mit den schönen Arten *Saxifraga* versehen. Auf den zu diesem Band gerechneten 3 Kupfern sind enthalten die Linneischen Classen aus der *philosophia botanica*, eine *Veronica pygmaea* und *rotundifolia*, eine *primula minima* und die bekannte *Sibbaldia procumbens*. Der zweyte Band fängt mit der 11ten Classe an und erweitert sich bis zur drey und zwanzigsten Classe; er ist vor allen der corpulenteste. Diadelphisten und Syngenetisten, wie sich erwarten lässt, nehmen den mehrsten Raum ein. Riedgräser bedürfen noch der Revision. Auf drey Kupfern werden abgebildet: *Linnaea borealis* von den Salzburger Gebürgen, *Euphrasia salisburgensis*, Etwas verschieden von der officinellen, *Turritis alpina*, *Bunias Erucago*, *Astragalus pubescens*. Der dritte Band enthält viele Nachträge und die ganze vier und zwanzigste Classe. Zwar nicht ganz vollständig, aber doch besser, als wir erwarteten; Moose und Flechten nach Vorgang des Hoffmannischen Taschenbuchs, so dass wir dem Vf. unsern Beyfall nicht versagen, und gewiss auch die Zufriedenheit des botanischen Publicums versichern können.

HEIDELBERG, b. Pfähler: *Grundriss einer zootomischen Beschreibung der landwirthschaftlichen Thiere.* Zum Behuf der Demonstrationen entworfen von D. J. D. *Busch*, der Arzney- und Thierarzneykunde ordentl. Professor zu Marburg etc. 1798. 351 S. 8.

Der Vf. will diesen Grundriss, laut der Vorrede, selbst für nichts weiter als eine blosse Skizze, die ihm bey den Demonstrationen im zootomischen Theater zum Leitfaden dient, angesehen haben, und aus diesem Grunde wird man auch wenig neues in demselben erwarten. Genug dass er das Werk so abgefasst hat, dass es nicht blos für seine Zuhörer brauchbar, sondern auch wegen des faslichen Vortrags für jeden Oekonomen, den dieser Gegenstand interessirt, brauchbar und allgemein verständlich ist. Es enthält dasselbe die *Lehre von den Knochen, Bandern, Muskeln, Eingeweiden, Gefässen, Nerven und Drüsen* der ökonomischen Thiere und alles mit der nöthigen Vollständigkeit, Ordnung und Deutlichkeit. Eines Auszuges ist dasselbe nicht fähig und bedarf desselben auch nicht, da schon die angegebenen Abtheilungen hinlänglich anzeigen, was man in demselben zu suchen hat. Die feinern anatomischen, Zergliederungen, die man vom menschlichen Körper hat, und hier ganz unentbehrlich sind, wird man in diesem Grundriss nicht erwarten.

LYON: *Principes Elémentaires de Botanique, Rédigés* d'après les diverses méthodes de Tournefort, Linné, J. J. Rousseau, Jussieu, La Mark, Durande, Villars etc. Divisés en deux parties. *Par un Naturaliste Lyonnais.* L'an IVme de la Republique Française. 326 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Absicht bey diesem Werkchen ist in so ferne ganz lobenswerth, dass der Vf. als Naturalist seinen Landsleuten mitzutheilen sucht, was ihm seine Bekanntschaft mit dem Pflanzenreiche gelehrt hat, aber für die Wissenschaft selbst ist dadurch weder eine neue Ansicht, noch sonst etwas merkwürdiges erhalten worden. Dazu war mehr umfassende Kenntniss erfoderlich als der Vf. besitzt. Ausländische zumal deutsche Literatur, darf man hier so wenig suchen, als Entdeckungen und Erweiterungen der Wissenschaft, welche von andern als jenen auf dem Titel angeführten Schriftstellern sind gemacht worden. Ausser einer declamatorischen Einleitung, wird das bekannte, zum Theil unrichtige von Wurzel, Stamm, Blättern, Blumen, Blüthen und Fruchttheilen wiederholt, der gröste Theil des Buchs aber mit Erklärung der auf dem Titel genannten Methoden angefüllt.

NÜRNBERG, in der Raspischen Buchh.: *Icones Fungorum cum characteribus systematicis, synonymis auctorum et descriptionibus novarum specierum.* Abbildungen der Pilze mit beygefügten systematischen Kennzeichen, Anführungen der Schriftsteller, und Beschreibungen der neuen Gattungen, herausgegeben von *Eugenius Johann Christoph Esper.* Zweytes Heft. Mit vierzig illuminirten Kupfertafeln. 1798. von S. 57—126. T. 25—58. 4. (6 Rthlr. 16 gr.)

Es gefällt uns die Fortsetzung noch besser als das erste Heft. Hr. Prof. Esper bestrebt sich um mehrere Vollständigkeit und Genauigkeit, wozu ihm von allen Seiten hülfreiche Hand geboten wird. Ohne uns in eine weitläufige nomenclatorische Anzeige einzulassen, wollen wir nur einige der vorzüglichern Abbildungen benennen. *Fucus salicifolius, discors, rudis (?), hirsutus (?), scorpioides, aculeatus, spinulosus, capillaceus, loreus, Fasciola, digitatus, lichenoides, albus, truncatus, baccatus, concatenatus, purpureus, granulatus, Osmunda.*

GESCHICHTE.

GIESSEN, b. Stamm: *Probleme aus der alten und neuen Geschichte.* Bearbeitet von *Johann Friedrich Roos*, ordentl. Professor der Philos. auf der Ludwigs-Universität. *Erste Abtheilung.* 1798. 160 S. 8.

Auch diese Abhandlungen sind ein schätzbarer Beytrag zur historischen Kritik, um welche der Vf. sich

sich schon durch andere Aufsätze verdient gemacht hat, und legen von seinem Scharfsinn und gründlicher Gelehrsamkeit ein neues vollgültiges Zeugniss ab. Die erste Abhandlung: *Ueber die freywillige Aufopferung der beiden Philaeni fürs Vaterland*, erschien zuerst im J. 1797 als akademische Einladungsschrift. Der Vf. erzählt zuförderst die bekannte Geschichte nach *Sallustius* (im Jugurtha, Kap. 79.), weil weder Valerius Maximus (V, 6.) noch Pomponius Mela (I, 7.) so umständlich und überzeugend davon handeln, und widerlegt sodann *Corten*, den bekannten Herausgeber des Sallustius, welcher über die Wahrheit der ganzen Erzählung geradezu, und ohne einen hinreichenden Grund anzuführen, das Verdammungsurtheil auszusprechen wagte. Hr. R. bemerkt, dass man den Römern, von denen die Begebenheit erzählt wird, wohl nicht zutrauen dürfe, dass sie den ihnen so verhassten Karthagern zu viel Gutes und Grosses werden nachgerühmt haben; dass Sallustius, der vornehmste unter jenen Erzählern, keinesweges den Vorwurf eines leichtgläubigen Fabelsammlers verdiene; dass endlich der Glaubwürdigkeit seiner Nachricht gleichsam das Siegel durch den Schluss aufgedrückt werde, welcher mit den Worten: *atque Philaenis domi honores instituti* andeutet, dass zum ewigen Andenken an die Grosthat der beiden Brüder gewisse Feyerlichkeiten angeordnet worden sind. Für die Richtigkeit des zuletzt angeführten Umstandes aber bürgt derselbe Geschichtschreiber, der als Proconsul von Numidien, die beste Gelegenheit hatte, alles, was er in dem Jugurthinischen Kriege erzählt, an Ort und Stelle zu erfahren. So gern man dies alles, was der Vf. sehr gründlich durchgeführt hat, zugeben wird; so leicht lassen sich, wenn man auf den ersten Ursprung der Erzählung sieht, Zweifel dagegen erheben, die wir hernach kurz andeuten werden. — In der römischen Geschichte findet man zu dieser merkwürdigen That der Philaeni wohl nur eine einzige Parallele in der bekannten Erzählung von *M. Curtius*, der sich 393. n. R. E. in die grosse mit Pestdünsten erfüllte Kluft auf dem Forum hinabstürzte. Ueber diese Erzählung hat Hr. R., auf Veranlassung des Prof. *Schmid* in Ulm, in der *Vorrede* p. 11. ff. neue belehrende Forschungen angestellt, deren Resultat darauf hinauslauft, dass die Nachricht, die zuerst von Pseudoplutarchus in seinen Parallelen der griechischen und römischen Geschichte und sodann von Stobaeus (Serm. I. p. 4. ed. Gesner.) mitgetheilt, und selbst von Livius (VII, 6.) in Zweifel gezogen wird, keinen Glauben verdiene. — Die *zweyte* Abhandlung enthält einen ungemein instructiven *Nachtrag zu der Abhandlung über den Tod der beiden Karthaginenser Philaeni fürs Vaterland*, von Hn. Regierungs-Rath *Schmid* in Giessen. Nachdem der Vf. zuerst die von Hn. *Roos* nur beyläufig berührten Nachrichten bey *Valerius Maximus* und *Mela* über dieselbe Begebenheit nachgetragen und kritisch geprüft hat, bemerkt er, dass auch *Silius Italicus* (b. Pun. XV, 699.) auf die vom ganzen Alterthum bewunderte That anspiele. Allein der Tadel des Dichters, welcher die heldenmüthigen Brüder mit dem in der Kürze sehr gehaltvollen Beyworte *invicti* bezeichnete, scheint uns nicht gegründet, und das dafür vorgeschlagene *infossi* würde zwar die Todesart derselben *historisch* genauer bestimmen, aber der Vulgata wohl an *dichterischer* Energie sehr weit nachstehen. Hierauf hat Hr. *Schmid* die Urtheile neuerer Geschichtschreiber und anderer Schriftsteller über jene Heldenthat so vollständig aufgeführt, dass auch dem Belesensten schwerlich eine bedeutende Ergänzung dieser Literarnotizen möglich seyn möchte. (In *Hendreich's* unkritischem Werke: *Carthago, sive respublica Carthaginensium*, Frankf. a. d. O. 1664. 8., das Hr. *S.* nicht zu Rathe ziehen konnte, wird S. 154. ff. die Begebenheit selbst blos nach Sallustius und Valerius Maximus, mit Anführung der Stellen anderer Autoren, vorgetragen, aber kein eigenes Urtheil des Vfs. beygefügt.) Hr. *S.* erinnert ferner, dass die Römer ihre Nachrichten von den beiden Philaeni wahrscheinlich nicht unmittelbar aus punischen, bey ihnen wenig bekannten, sondern aus griechischen, vielleicht cyrenensischen Schriftstellern schöpften, wie der offenbar griechische Name zu erkennen giebt. Deshalb aber dürfe man die historische Skepsis nicht bis zu der Muthmasung treiben, man habe, so wie die an sich schon romanhaft scheinende Geschichte verschönert, so auch den Helden einer fabelhaften Tradition einen Namen beygelegt, der mit dem moralischen Sinne der Sage übereinstimmend war. Für die Allgemeinheit und das hohe Alterthum der Sage bürgt vielmehr, ausser der Autorität der genannten Schriftsteller, auch der Platz, der nach dem Zeugnisse der Geographen den Namen *Altäre der Philaeni*, noch zu Zeiten des Plinius und Mela führte. (Der historische Skeptiker wird einwenden, dass in dem Namen nichts als das Andenken an eine denkwürdige und von der Nation belohnte That der Philaeni geographisch fortdauerte; ja, dass wohl auch erst aus dem *Namen* selbst, der einen ganz anderen Ursprung und eine andere Tendenz hatte, (nur nicht wie *Corte* wollte, blos aus der Erscheinung zwey grosser Sandhügel in einer unübersehbaren Wüste) die Begebenheit gefabelt worden sey. Da die Zeit derselben in die *mythische* Periode der karthaginensischen Geschichte fällt: so darf man der historischen Skepsis nicht verargen, wenn sie der auch von Römern nacherzählten Sage von den lebendig eingescharrten Brüdern nicht mehr Glauben, als einem *historischen Mythus*, schenkt.) Die Idee, beide Brüder lebendig einzugraben, leitet der Vf. scharfsinnig genug aus den religiösen Vorstellungen des Alterthums her. Er sucht ausführlich zu erweisen, dass auch bey denen Nationen, die von Menschenopfern zurück gekommen waren, sich doch der Wahn von der grösseren Wirksamkeit dieser Opfer erhalten habe, und dass, wenn man in dringenden Fällen seine Zuflucht dazu nahm, das Eingraben von Menschen nichts ungewöhnliches gewesen sey. Daher erklärt sich nun auch die Errichtung und Weihung

der Altäre, welche bestimmt waren, nicht die Philäni selbst daran göttlich zu verehren, sondern wahrscheinlich, um auf denselben jährlich den Landesgöttern zu opfern, die den unsterblichen Brüdern jenen grosen Entschluss eingegeben hatten. Die übrigen Ehrenzeichen, die man, nach Sallust, in Karthago zum Andenken der Philaeni gestiftet, können theils noch andere religiöse, z. B. Hymnen, Dankfeste, Spiele u. s. w., theils politische, Bildnisse, Adel, Freyheiten der Nachkommen u. s. w. gewesen seyn. Zuletzt würdiget der Vf. noch das Verfahren der Philaeni in moralischer Rücksicht, und führt einige Stellen deutscher Dichter an, worin auf diese Heldenthat angespielt wird. — Der *dritte* und *vierte* Auffatz behandeln einen wichtigen Gegenstand der neuen Geschichte, und bilden ein Ganzes. Jener führt die Ueberschrift: *Was von dem auf den verstorbenen König von Portugal, Joseph Emanuel, in der Nacht vom 3ten September 1758 gewagten Angriffe zu halten sey?* Und dieser liefert einen *Anhang zu der vorigen Untersuchung, die Folgen des Angriffes auf den König betreffend.* Nach genauer und parteyloser Prüfung der hieher gehörigen, und gleich Anfangs aufgeführten geschichtlichen Urkunden, und vorzüglich nach Erwägung des Aufsatzes, den ein Portugiesischer Staatsmann in *Zimmermann's statistisch-historischem Archiv* (I. Band, S. 38—71.) mitgetheilt hat, ist Hr. *Roos* überzeugt, dass der seitherigen Modemeynung von dieser Begebenheit widersprochen werden müsse. Er erweiset, dass das Attentat wirklich auf das Leben des Königs gerichtet, und dass der Herzog von Aveiro, der einen persönlichen Hass gegen den König gefasst hatte und den mehrere Verhältnisse mit dem Hause Tavora verketteten, der mit Recht beschuldigte Verbrecher war. Die Bearbeitung dieses Stoffes musste natürlich den Vf. auf den grosen Mann hinführen, der unter Joseph Emanuel, vom Anfange bis zum Ende der Regierung desselben, das Staatsruder lenkte. Diesen so schrecklich verkannten und verlästerten Minister, *Pombal* (der vorher *Carvalho* hiess), hat Hr. *R.* mit Nachdruck und Gründlichkeit gegen die Vorwürfe vertheidigt, die er von einem in Trägheit und Aberglauben tief versunkenen Volke erfuhr, und die auch eine gerechtere Nachwelt bey weitem nicht hinlänglich zurück gewiesen hat. Hr. *R.* bemüht sich mit Glück, wie uns dünkt, zu zeigen, dass die Beschuldigungen, welche der bekannte Process dem Pombal zugezogen hatten, ungegründet waren, und dass die hingerichteten Verbrecher ihr Schicksal völlig verdient hatten. Die Vorrede liefert hierzu noch einige literarische Nachträge. Ueberdies wird in derselben die bekanntlich von Hn. *Roos* aufgeregte, und zuletzt von Hn. *Fikenscher* in Culmbach behandelte Streitfrage über die grausame Ermordung des *Atilius Regulus* zu Karthago von neuem berührt, und zugleich das Urtheil des Hn. Kanzlers *Koch* in Giessen beygebracht, welcher die Sache für den Vf. der Schrift, mithin gegen Hn Fikenscher, entscheidet.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Celle*, b. Schulze d. J.: *Versuch einer Beantwortung der von der Kön. Soc. d. Wissenschaften zu Göttingen für den Julius 1796 aufgestellten ökonomischen Preisaufgabe: warum sind jetzt die Brüche bey der Jugend in den Dörfern viel gemeiner als sonst, und wodurch können sie am sichersten verhütet werden?* Eine zur Concurrenz übergebene Schrift, welcher das Accessit zuerkannt worden, entworfen von D. *Friederich Ludewig Andreas Köhler.* 95 S. 8. Diese Schrift ist nicht übel gerathen; Ordnung und Deutlichkeit im Vortrage des Bekannten zeichnen sie aus, obgleich manches kürzer gefasst seyn könnte. Der Vf. macht es (S. 4.) wahrscheinlich, dass ungefähr die siebenzigste Person mit einem Bruche behaftet sey, bezweifelt aber, dass man für ausgemacht annehmen könne, dass die Brüche jetzt häufiger unter dem Landvolke wären, als sonst. Seine Gründe sind wahrscheinlich. Die *Gelegenheitsursachen* sucht er in der ungeschickten Handhabung der zarten Kinder durch die rohen Hände der Mütter, dem Wickeln, dem Ziehen an der Nabelschnure durch die Hebammen, ihren Abfall zu befördern, dem Tragen der Kleinen durch ebenfalls kleine Kinder, wodurch beide verwahrloft werden, ihren Spielen ohne Aufsicht, ihrer gezwungenen Anstrengung zu Arbeiten über ihre Kräfte, dem Aufpansen (Aufscheuern), dem Reiten auf plumpen Pferden oft ohne Steigbügel oder Sattel, in der Vernachlässigung des Schreiens der Kinder, in der Anfüllung ihrer Magen. Die Behauptung (S. 29.), dass die jungen Landleute keine engen Kleider lieben, kann Rec. nicht unterschreiben. Die Sonntagswesten der Jünglinge und die Schnürleiber (Mieder) der Mädchen sind gewöhnlich äusserst knapp. *Die vorbereitenden Ursachen* (S. 31.): zähe Mehlspeisen, Kartoffeln in Uebermasse, und sonst blähende grobe Kost, schlecht gegohrnes Bier, eine Menge Kaffees, der Mangel guter Aerzte und Wundärzte auf dem Lande, die Vorliebe zu drastischen Purganzen und Brechmitteln, *die jetzt häufigern Kriege, welche blos den siechern Theil des männlichen Landvolks zurück lassen*, die Vernachlässigung der angebornen, oder bald nach der Geburt entstandnen Brüche. S. 45. *Die Verhütung* durch bessere Erziehung, Aufsicht, Vermeidung der groben Diätfehler. Obsicht und Belehrung durch Prediger und Landschulmeister, welche besser besoldet (Rec. setzt hinzu: moralischer und von edlerer Gesinnung ausgesucht) werden sollten. Zeitige Entdeckung der Brüche durch bessere Hebammen und zeitige Hülfe durch bessere Landwundärzte. Die Ausführung ist gut gerathen, lässt sich in Anwendung bringen, ist aber keines Auszugs fähig. Unter den mechanischen Verhütungsmitteln hält er blos eine Nabelbinde (S. 72.) und mit Recht, für dienlich, die aber doch schon, so viel Rec. weiss, in den ersten Wochen fast allgemein im Gebrauche ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. May 1799.

OEKONOMIE.

MANNHEIM u. LEIPZIG, b. Seeger: *Vereinigte Wiſſchaften der Pferdezucht*, für Liebhaber der Pferde und der Reitkunſt. Von *Seyfert von Tennecker*, Souslieutenant beym kurfürſtl. ſächſ. Huſaren-Regiment. 1797. Erſter Band. I—IV. Heft. 546 S. kl. 8. Mit ſchwarzen und illum. Kupf. (jedes Heft 1 Rthl. 8 gr.)

Der Angabe nach wird dieſes Werk aus wenigſtens acht Heften beſtehen, wovon viere einen Band, und ſo nach und nach ein ſyſtematiſches Ganzes ausmachen ſollen. Die äuſsere Pferdekenntniſs, die Reitkunſt, die Roſsarzney und die Geſtütwiſſenſchaft ſind die vier Hauptgegenſtände, womit der Vf. ſeine Leſer abwechſelnd unterhalten will. Wie aber Hr. *v. T.* dazu kommt, dieſe verſchiedenen Wiſſenſchaften unter die Rubrik *Pferdezucht* zu bringen und ſeinem Werke den unpaſſenden Titel vorzuſetzen, iſt nicht abzuſehen. Unter Pferdezucht hat man bisher nur die Geſtütwiſſenſchaft und alles, was einen ganz nahen Bezug darauf hat, verſtanden. Dahin gehört aber nicht unmittelbar die Reitkunſt. Denn ob zwar dieſe nicht ohne die Pferdezucht beſtehen kann; ſo erfodert doch eine jede dieſer Wiſſenſchaften ihren Mann allein, der von Jugend auf ſich mit allem Fleiſse darauf legen muſs, wenn er ſie einſt mit Gründlichkeit ausüben will. Daher findet man oft, daſs die geſchickteſten Geſtütmeiſter keine beſonders guten Reiter ſind, und ſo umgekehrt; auch die Pferdearzneykunde macht eine für ſich beſtehende Wiſſenſchaft aus, ſo oft ſie auch bey Geſtüten in Anwendung kommen möge. Ueber alles dieſes erklärt ſich der Vf. nun weiter nicht, ſondern er ſagt blos in der Vorrede: daſs man zwar über die Lehren der Roſsarzney- und der Reitkunſt Schriften genug, aber doch noch keine aufzuweiſen habe, in welcher alle Wiſſenſchaften der Pferdezucht vereinigt, nach richtig anwendbaren Grundſätzen vorgetragen wären, und er glaube daher für die Pferdeliebhaber kein unintereſſantes Geſchäft zu unternehmen, wenn er ſich der Bearbeitung einer Schrift unterziehe, in welcher alle Branchen der Pferdezucht vereinigt und nach richtigen, aus der reinen Naturgeſchichte dieſer Thiere entlehnten Grundſätzen vorgetragen ſeyn ſollten u. ſ. w. Dieſe Aeuſserungen berechtigen zu ziemlich groſsen Erwartungen, und ſonach verdient dieſe Schrift eine umſtändlichere Anzeige. In dem erſten Heft fängt der erſte Abſchnitt mit der äuſsern Pferdekenntniſs an. Der Vf. geht hierbey auf dem alten längſt bekannten Wege. Er theilt das Pferd, wie gewöhnlich in drey Haupttheile, nennt alsdann die einzelnen Theile, wobey der Leſer, zu mehrerer Faſslichkeit, auf ein mit Buchſtaben und Zahlen bezeichnetes Pferd gewieſen wird, und ſagt, daſs aus der Uebereinſtimmung und dem regelmäſsigen Gebäude aller dieſer einzelnen Theile, die nach dem geometriſchen Maaſsſtabe verglichen werden müſsten, die Schönheit des Pferdes entſpringe. Dies ſey das Geſetz, nach welchem die äuſsere Vollkommenheit dieſes Thieres berechnet werden müſſe. Für die gefällige Schönheit des Pferdes wird ſich ſchwerlich ein Maaſsſtab feſtſetzen laſſen, da dieſe eben ſo, wie bey den Menſchen auf individuellen Begriffen und Gefühlen beruhet. Ein ganz regelmäſsiges Gebäude iſt nur dem geübten Kenner ſichtbar. Hr. *v. T.* geht nun die einzelnen Theile des Pferdes noch einmal umſtändlicher durch, und macht mit dem Kopfe den Anfang. Bey der Gelegenheit eifert er mit Recht gegen die Gewohnheit der Engländer, den Pferden die Ohren kurz abzuſchneiden. Er glaubt, daſs hierdurch das Pferd vieles von der Feinheit des Gehörs verlieren müſſe. Das wäre nun wohl das kleinſte Uebel; es entſteht aber hieraus ein beträchtlicheres. Das äuſsere Ohr des Pferdes iſt nicht blos dazu geformt, um den Schall aufzufangen, ſondern es dient ihm auch bey übler Witterung zu einem Wetterdache. Das Pferd läſst alsdann die Ohren herabhängen, oder zieht ſie von der Seite und ſchützt dadurch das Innere der Ohren, daſs nicht das Waſſer hineinlaufen kann. Nicht ohne Mitleid erinnert ſich Rec. der engliſchen Pferde, die er in den Campagnen auf dieſe Art verſtümmelt ſah, und die, bey ſtürmiſchem Wetter, nicht wuſsten, wohin ſie die Köpfe wenden ſollten. Zur Ehre unſerer Nation wollen wir hoffen, daſs ſie, neben vielen andern thörichten Moden der Engländer in der Behandlung der Pferde, wenigſtens dieſe, die ohnehin das Pferd ſchändet und ihm ein ſchelmiſches Anſehen giebt, nicht nachahmen werde. Das Auge des Pferdes iſt ganz anatomiſch beſchrieben und kommt hier vieles wieder vor, was Hr. *v. T.* in ſeinen Bruchſtücken ſchon darüber geſagt hat. Hier hat der Vf. nur die Theile des Kopfes abgehandelt, das Weitere ſoll in der Fortſetzung folgen. Der zweyte Abſchnitt betrifft die Reitkunſt. Der Vf. theilt ſie in die *niedere* und in die *höhere anwendbare* (?) *Reitkunſt* ab. Unter der *niederen* verſteht er blos die Kunſt ein zugerittenes Pferd regelmäſsig zu behandeln; unter der *höheren* aber die Kunſt ein Pferd abzurichten.

Ehe aber hiervon weiter geredet wird, zeigt der Vf. wie nothwendig es für jeden Stand sey, das Reiten zu erlernen. Hierbey sagt er zwar viel Wahres und Gutes, fällt aber in einen ängstlichen, redseligen, wiederholenden Ton und sieht überall Gefahren, vor denen er warnt. Sodann macht er die Leser mit dem Sattel und der Zäumung bekannt, und geht hier ebenfalls ins äusserste Detail. Für blosse Reitliebhaber zieht er den ungarischen Sattel, als den bequemsten und zweckmäsigsten vor, und nimmt auch Bestellungen darauf an. Ueber die Zäumung sagt der Vf. das längst Bekannte, nur dass die Theorie von der Wirkung der Stange S. 105. 106. für die Leser, die hier gemeynt sind, wohl zu unverständlich seyn dürfte. Von der Reitkunst selbst kommt in diesem Hefte weiter nichts als das Auf- und Absitzen vor, wozu hier eine 25 Seiten lange Anweisung geliefert ist. Der Vorschrift, dass der Reiter bey dem Auffitzen die Ruthe mit der Spitze unterwärts in die linke Hand nehmen soll, um ein empfindliches Pferd nicht zu beunruhigen, kann Rec. nicht beystimmen; denn so wie der Reiter beym Auffitzen diese Hand bewegt, so bewegt sich die Ruthe mit, und das Pferd wird dadurch an der Schulter und dem Vorderschenkel berührt und kann gerade hierdurch unruhig gemacht werden. Besser ist es, dass der Reiter die Ruthe unter dem linken Arm behält, bis er nahe an dem Pferde ist, er nimmt sie alsdann mit der rechten Hand hervor, läfst sie mit der Spitze neben der Croupe herumgehen, und giebt sie aufrecht in die linke Hand, wo sie das Pferd gar nicht zu sehen bekommt.

Das zweyte Heft beschäftigt sich im ersten Abschnitte mit den innern Krankheiten der Pferde und ihrer Heilart, und im zweyten mit den Gestütwissenschaften. Von Krankheiten kommen hier vor: 1) das Fieber, 2) die Kolik, 3) das Verhalten des Urins und 4) die Entzündung des Gehirns, denen auch die nöthigen Recepte beygefügt sind. Eigenthümliches findet man nicht sehr viel, denn der Vf. gesteht es S. 151. selbst, dass er Wolstein und den beiden Professoren Reuter, als seinen Lehrern, blos nachgesprochen habe. Die Gestüte theilt der Vf. in *wilde*, *halbwilde*, *zahme*, *Militär-* und *Landgestüte*. Der Aufsatz über ein wildes Gestüt ist sehr lesenswerth, kann aber mehr als ein Beytrag zur Naturgeschichte des Pferdes angesehen werden, als dass er viel Anwendbares zur praktischen Pferdezucht liefern sollte. Was der Vf. über halbwilde und zahme Gestüte sagt, sind bekannte Sachen. Militärgestüte, wo die Beschaler beym Stabe unterhalten, die Stuten aber von den Schwadronen zum Bedecken dahin geschickt werden, sollen bey der östreichischen Cavallerie gewesen, jetzt aber durch die beständigen Kriege, eingegangen seyn.

Mit der Fortsetzung über *äussere Kenntnifs der Pferde*, fängt das dritte Heft an, und sind hier blos der Hals, der Wiederrifs, die Schultern, die Brust und die Vorderschenkel des Pferdes abgehandelt. Die Beschreibung der übrigen Theile wird in der Fortsetzung folgen. Alles, was hierüber vorkommt, ist zwar nicht neu, aber gut geordnet. Wenn aber der Vf. alle übrige Theile des Pferdes so weitläuftig abhandeln will (denn diese Beschreibung geht von S. 274—365.); so mufs das Werk sehr gedehnt werden. Der zweyte Abschnitt dieses Hefts betrifft die *höhere Reitkunst*. Jedoch ist der Vf. hier nur bemühet, den Zustand des rohen, und den des abgerichteten Pferdes ins gehörige Licht zu setzen. Hr. *v. T.* spricht über diese Gegenstände mit vieler Lebhaftigkeit und Wärme; zuweilen sucht er aber seiner sonst geläufigen Sprache einen poetischen Schwung zu geben, und dann wird sie sehr widerlich. Z. B. S. 394. „Betrachten wir das gut abgerichtete Campagnepferd! Mit unumschränktem, „nur der Willkür seines Reiters untergeordnetem „Gehorsam, eilt es mit ihm im schnellsten Fluge da„hin, — auf einmal, als unterbräche ein Gott seinen „windegleichen Lauf, steht es auf den feinsten An„zug seines Gebieters wie an die Erde gefesselt, aber „in dem Augenblick wendet es sich wieder mit „pfeilschneller Federkraft und setzt, als sprottete es „der Hecken und Gräben, die seinen Lauf zu hem„men scheinen, mit kraftvollem Sprung darüber etc." Weiter unten heifst es: „Mit gleichbleibendem „Muthe, ohne schüchterne Zagheit, schreitet es über „die Leichname seiner Brüder; vergebens sucht der „Donner des Geschützes und das Musquetenfeuer „seinen verwegenen Muth zu bestrafen, es stürmt in „die Schaaren der Feinde; die eiserne Wand der „Bajonette hält es nicht auf." Der Vf. scheint sich in dieser Stelle so sehr zu gefallen, dass Rec. sich erinnert sie in einer andern seiner Schriften schon gefunden zu haben. Am Ende ist noch der Kappzaum beschrieben. Im vierten Heft wird von der *äussern Krankheitskunde* und der *Heilwissenschaft* der Pferde gehandelt. Das hierüber Vorgetragene ist unstreitig sehr gut; allein der Vf. hat sich nicht gescheuet, hier die Lehre der Entzündung aus *Wolstein's* Büchern der Wundarzney der Thiere fast überall wörtlich abzuschreiben. Zum Beweise, dass wir ihm nicht zu viel thun, wollen wir nur die erste beste Stelle mit einander vergleichen.

Wolstein erstes Buch S. 5.	*Der Vf.* S. 426.
Diesen Ueberfluss von Säften lockt der Reiz in sie, der das Uebel erregt; die Oeffnungen der Absonderungsgefäfse schwitzen ihre Feuchtigkeiten unzubereitet, roh, mit blutigen Theilen vermischt in die Zellen des Fächergewebes. Die Natur veranstaltete diese Secretion, theils die Schmerzen auszulöschen, theils die reizende Ursache zu mildern u. s. w.	Diesen Ueberfluss von Säften lockt der Reiz, der das Uebel erregt; die Oeffnungen der Absonderungsgefäfse schwitzen ihre Feuchtigkeiten unzubereitet, roh, mit blutigen Theilen vermischt in die Zellen des Fächergewebes. Eine Secretion, die die Natur veranstaltete, um die Schmerzen auszulöschen und die reizende Ursache zu mindern.

Es wird hier gehandelt: 1) von der Entzündung; 2) von der Zertheilung derselben; 3) den Mitteln, welche die Zertheilung begünstigen; 4) von der Eite-

Eiterung der Entzündung; 5) von den Mitteln, welche die Eiterung befördern; 6) von der Erzeugung des jungen Fleisches; 7) von der Verartung der jungen Fleischkeime in sogenanntes wildes Fleisch; 8) von dem Brand. Lauter Gegenstände, die Wolstein ebenfalls abgehandelt hat. Der zweyte Abschnitt dieses Hefts betrifft ein Landgestüt. Unleugbar ist diese Art der Pferdezucht, wenn sie mit dem gehörigen Eifer betrieben wird, eine sehr grosse Wohlthat für die Landesunterthanen. Alles, was der Vf. im Allgemeinen darüber sagt, ist auch sehr gut und zweckmäsig; wenn er aber von der speciellern Einrichtung eines solchen Gestüts spricht, dann merkt man leicht, dafs ihm die nöthigen praktischen Erfahrungen fehlen. Er will z. B., dafs nicht blos die zum Feldbau nothwendigen Pferde aus einem Landgestüte angezogen werden, sondern dafs noch eine solche Anzahl und von solcher Qualität übrig bleiben soll, dafs der herrschaftliche Stall damit versehen, und auch die Cavallerie remontirt werden könne; und doch soll der Landmann freyen Handel mit den Fohlen treiben können, und durch keine Gestütordnung beschränkt werden. In den mehrsten Gegenden Deutschlands, besonders da, wo es an hinlänglichen Weiden gebricht, hat der gemeine Mann keine Lust seine Fohlen, ausser denen, die er zur Anzucht höchst nöthig hat, aufzuziehen; am liebsten verkauft er sie, wenn sie ein halb Jahr alt sind. So bald ein Landgestüt anfängt in Gang zu kommen, so finden sich auch gleich fremde Aufkäufer ein, die die Fohlen besser bezahlen und sie ins Ausland führen. Wie sollen nun die obigen Zwecke erreicht werden, wenn der gröste Theil der Fohlen ausser Landes geht? Das, was der Vf. S. 500. von den hannöverischen Landgestütten anführet, ist noch nicht erwiesen. Auch irret der Vf., wenn er glaubt, dafs die Landstutereyen in alle Districte eines Landes (hier nimmt er besondere Rücksicht auf Sachsen) verbreitet werden könnten. Ein jeder Pferdezüchter weifs es am besten, dafs die Fohlen, die einst starke vollständige Pferde werden sollen, nicht auf ärmlichen Weiden und mit dem Abfall des Getraides, wie der Vf. meynt, erzogen werden können. Dafs Hollstein und Mecklenburg besondere Vorzüge zur Pferdezucht haben, fällt sehr leicht in die Augen. Ersteres wegen seines Ueberflusses an Weiden und Gräsereyen, und das letztere wegen seines grosen Feldbaues, wo immer eine beträchtliche Strecke Land abgeschlagen und zu einer künstlichen Weide eingezäunt werden kann. Aus dem Grunde ist aber auch in Mecklenburg die Pferdezucht nicht so allgemein, wie in Hollstein, sondern wird gröstentheils nur von dem Adel und den Pächtern getrieben. Auch will der Vf. nicht, dafs man ausländische Hengste zur Zucht einführen, sondern bey der einmal existirenden Race stehen bleiben soll, und führt die Araber und die wilden Gestüte als Beweise an. Hr. *v. T.* hat aber nicht bedacht, dafs das gute, edle Pferd in Arabien zu Hause ist, und dafs bey uns hingegen das gemeine Bauernpferd als das Nationalpferd angesehen werden mufs, wohin bekanntlich unsere besten Gestütpferde wieder ausarten, wenn ihre Veredlung nicht durch ausländische Beschaler, die unter einem günstigern Himmelsstrich geboren, und von bessern Qualitäten, wie die unsrigen sind, fortgesetzt wird. Für Landgestüte fodert der Vf. Hengste, die in herrschaftlichen Handgestüten im Lande erzogen sind, oder auch Mecklenburger von der alten Race; Mecklenburg, sagt der Vf., zieht jetzt englische Bastarde, aber bey weitem nicht mehr die gute Pferderace, die aus der Verpaarung ihrer eigenen Art entstand. Glaubt dann Hr. *v. T.*, dafs der ehemalige gedrungene sogenannte *alte* Mecklenburger dort ursprünglich hervorgebracht sey? Er stammt eben so gut, wie die jetzigen, von ihm genannten Bastarde, von ausländischen Hengsten ab; nur dafs man einen andern Schlag von Beschalern wählte, und mehr auf Fundament, als auf äusere Schönheit sahe. Zum Beschlusse folgen einige Auszüge aus den sächsischen, den preufsischen und den hannöverischen Landgestütreglements. Bis hierhin hat diese Schrift dem Vf. keinen grosen Aufwand von Anstrengung und Nachdenken, sondern nur die Mühe des Zusammentragens gekostet. Das Bessere wollen wir also in den folgenden Heften erwarten.

Die Kupfer sind, was die Pferde betrifft, gröstentheils fehlerhaft gezeichnet. Dem Hn. *Berggold*, einem übrigens geschickten Künstler, scheint bis jetzt noch die nöthige äusere anatomische Pferdekenntnifs zu mangeln, die der Pferdezeichner unnachläslich besitzen mufs, wenn er richtige Darstellungen liefern will.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in d. Höferschen Buchhandl.: *Aufsätze über einige wichtige Gegenstände der Aufklärung und Volksglückseligkeit.* 1798. 134 S. 8. (8 gr.)

Ganz entbehrlich sind diese Aufsätze für jeden, der *Kiesewetter's Versuch einer fafslichen Darstellung der wichtigsten Wahrheiten der neueren Philosophie für Uneingeweihete.* (Berlin 1795.), die Schrift: *über politische Staatskunst.* (Halle und Leipzig, 1795.), ferner die Schrift: *Geheimnisse aus der Geisterwelt, Magie und Alchymie etc.* (Frankfurt a. M. 1795.) besitzt, oder bereits aus andern literarischen Werken von den Eigenthümlichkeiten der neuesten Philosophie, von den Kennzeichen der Aufklärung in einem Staate, von den verschiedenen Bestimmungen der bürgerlichen Freyheit und Gleichheit, von den Pocken und der Pockeninoculation und von den Veranstaltungen gegen allzu frühzeitige Beerdigungen, Kenntnifs erlangt hat; denn er findet hier nichts weiter, als Auszüge aus den vorangeführten Schriften über eben diese Gegenstände.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Altona*, b. Hammerich: *Verſuch über den beſten Plan zu einer praktiſchen Schule für den Ackerbau, in Rückſicht auf dasjenige, was und wie daſſelbe gelehrt werden ſoll*, von *Carl Gottlob Rafn*. Eine gekrönte Preisſchrift aus dem Däniſchen. 1798. 4½ Bogen. 8. In jedem Staate, wo die Landwirthſchaft noch mancher wichtiger Verbeſſerung bedarf, iſt es gewiſs ein vortreffliches Mittel hiezu, wenn junge Landleute, in einem beſonders dazu eingerichteten Inſtitute, theoretiſche und praktiſche Belehrungen über den beſten Betrieb der Landwirthſchaft empfangen, und nachher in ihre Heimath, zur Anwendung der erlangten Kenntniſſe und Erfahrungen und zu deren Verbreitung unter ihren Mitbürgern zurückgeſchickt werden. In dieſer patriotiſchen Abſicht hatte der verſtorbene königl. däniſche Generalmajor *Claſſen* in ſeinem Teſtamente die Errichtung einer praktiſchen Schule für den Ackerbau auf einem ſeiner Güter verordnet, in welcher, nach Verhältniſs des dazu beſtimmten Fonds, fürs erſte 10 bis 12 Lehrlinge im Feld- und Gartenbaue, in der Forſtwiſſenſchaft und in der Viehzucht theoretiſch und praktiſch unterrichtet werden ſollen. In Hinſicht auf die Ausführung dieſes Plans wurde von der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Kopenhagen, auf Anſuchen der Executoren jenes Teſtaments, für die beſte Beantwortung der Frage: *was* in einer ſolchen Schule und *wie* es gelehret werden müſſe? eine Prämie von 100 Thalern beſtimmt und dieſe der vorangezeigten Schrift zuerkannt. Auf dieſe beiden Gegenſtände hat denn auch ihr Vf. allein ſeine Aufmerkſamkeit gerichtet, ſeinen Vortrag in zwey Kapitel getheilt, und demſelben im Vorberichte einige Bemerkungen über den politiſchen und ökonomiſchen Zuſtand des gemeinen Landmannes in Dänemark und Norwegen, über die Nothwendigkeit und die Vortheile der ihm zu verſchaffenden mehreren Aufklärung und über die hiezu dienlichen Mittel vorausgeſchickt.

Nach dem im *erſten Kapitel* zuförderſt dahin feſtgeſetzten Zwecke des zu ertheilenden Unterrichts: daſs die Bauern durch vernünftige, aus der Erfahrung hergeleitete Gründe in den Stand geſetzt werden, die Producte des Landes zu vermehren und zu veredeln, und hiedurch ſowohl das Beſte des Staats, als auch ihren eigenen häuslichen Wohlſtand zu befördern, werden die Phyſik, Naturgeſchichte, Chemie und Mathematik, als nothwendige Grundlagen hiezu, betrachtet. Diejenigen Theile, worauf es bey der Belehrung in jenen vier Wiſſenſchaften hauptſächlich ankomme, hat der Vf. folgendergeſtalt bezeichnet. In Betreff der Phyſik rechnet er dahin zuerſt die Lehre von den allgemeinen Eigenſchaften der Körper, hiernächſt die Lehre von der Bewegung und der Schwere derſelben, vom Schwerpuncte, vom Hebel und von der Rolle, von dem Gleichgewichte der flüſſigen Körper unter ſich und dieſer mit den feſten Körpern, von der Luft, vom Lichte, vom Wärmeſtoffe, von der Elektricität, von natürlichen ſowohl als künſtlichen Magneten. Warum aber nicht auch vom Feuer, das ſo vielen Einfluſs auf ländliche Geſchäfte hat? Der Unterricht in der Naturkunde ſoll zuerſt die einfache Eintheilung des ganzen Thierreichs in ſechs Claſſen überhaupt, und dann inſonderheit und umſtändlich die Haushaltsthiere, auch die dem Landmanne beſonders nützlichen oder ſchädlichen wilden Thiere; das zahme und wilde Geflügel, die Fortpflanzung der Amphibien, die Fiſche, die nutzbaren und ſchädlichen Inſecten und Würmer, die ökonomiſchen Pflanzen (hiebey nothwendig auch die ſchädlichen Unkräuter) und von den Mineralien beſonders die Erd- und gewöhnlichſten Steinarten, nebſt den mit der Landwirthſchaft in der nächſten Verbindung beſtehenden Eiſen, Kupfer, Erdharzen, Schwefel, Torfe etc. betreffen. Aus der Chemie beſtimmt der Vf. für die Zöglinge die Belehrung von der innern Beſchaffenheit und den Eigenſchaften der Körper und von ihren Beſtandtheilen überhaupt, beſonders in Hinſicht auf die Pflanzen, die Erdarten, den Dünger, die Säuren und Laugenſalze, ingleichen auf einige häusliche Operationen, als Backen, Brauen, Buttern etc. Durch die Mathematik ſollen ſie Kenntniſs und Fertigkeit in den Anfangsgründen der Arithmetik und Geometrie erlangen. Was nun, nach ſolchen Vorbereitungskenntniſſen, den ökonomiſchen Lehrlingen ferner und in ſpecieller Beziehung auf die einzelnen Theile der Landwirthſchaft zu erlernen nöthig und nützlich, und ihnen, mit Anwendung jener Kenntniſſe, bekannt zu machen ſey, iſt in dem folgenden Vortrage umſtändlich angezeigt worden. Er enthält daher die Haupterforderniſſe zur beſtmöglichſten Cultur und Benutzung der Aecker und Wieſen, ingleichen der Küchengewächs- und Obſtgärten, zur vortheilhaften Unterhaltung und Nutzung der Wälder und der ländlichen Viehzucht, nämlich der Pferde, des Hornviehes, der Schaafe, der Schweine, der verſchiedenen Arten des Federviehes, auch zuletzt Bemerkungen über Bienenzucht und Fiſcherey. Unentbehrlich iſt gewiſs dem Landmanne gleichfalls die Kenntniſs der gewöhnlichſten Krankheiten ſeines Viehes, und die dahin gehörige, hier aber nicht mit angeführte Arzneykunde.

Von der Methode des Unterrichts über die vorbezeichneten Gegenſtände und über die Einrichtung des Inſtituts handelt das *zweyte und letzte Kapitel*. Durch die hier deshalb geſchehenen Vorſchläge wird deutlich beſtimmt, was bey der Wahl der Zöglinge, nach ihrer körperlichen und geiſtigen Beſchaffenheit, bey der Wahl der Lehrer und ihrer Gehülfen zu beobachten, mit welcher Unterweiſung der Anfang zu machen, nach welcher Ordnung und Folge ſie fortzuſetzen und wie dabey zu verfahren ſey, und auf welche Art den Lehrlingen praktiſche Kenntniſſe und Fertigkeiten in jedem Theile der Landwirthſchaft, vermittelſt des Betriebes der Wirthſchaft zweyer Höfe, verſchafft werden könne, bey welchen ſich 100 bis 150 Tonnen Landes (alſo eine Ausſaat von 800 bis 1200 Berliniſchen Scheffeln, jede Tonne zu 8 Scheffel gerechnet) Obſt- Küchen- und Bienengärten, einige Holzung, eine kleine Stuterey, eine Meyerey, eine Schäferey, einige Schweine, eine verhältnismäſsige Anzahl allerley Federviehes, auch eine Bienenzucht und ein Paar Fiſchteiche befinden. Die noch hinzugefügten beſondern Vorſchriften betreffen das Backen, Brauen, Buttern, die Zubereitung der Käſe, des Johannisbeerweins, des Moſtes, des Meths, das Schlachten und Einſalzen, das Lichtziehen, das Bleichen, die Zubereitung der Flachſes, des Hanfs, der Manufactur- und Farbepflanzen, die ſparſame Verwendung des Brennholzes etc. Die Vorleſungen ſollen, nach den fernern Vorſchlägen, die hier beſchriebene Abtheilung und Einrichtung bekommen und innerhalb zwey Jahren geendiget werden. Hiernächſt von der Vertheilung der Zöglinge in zwey Claſſen, von den für jeden zu beſtimmenden wirthſchaftlichen Geſchäften und von der wöchentlichen Abwechſelung in denſelben; ſodann von der nöthigen Vorſorge für ſittliches Wohlverhalten, von der Anleitung dazu, von der Belehrung über landesherrliche, den Landmann betreffende Verordnungen, von der Herbeyſchaffung einer kleinen wohlgewählten Bücherſammlung, und zuletzt von der jährlichen öffentlichen Prüfung der Lehrlinge und den den Fleiſsigſten zu ertheilenden Preiſen, mit der Schlusbemerkung, daſs das nöthige, die ganze Stiftung betreffende Reglement erſt nach derſelben Einrichtung und in Gemäſsheit der Localumſtände abzufaſſen ſeyn werde.

Alle dieſe Rathſchläge ſind ſo zweckmäſsig, daſs von ihrer genauen Befolgung nach und nach die vortheilhafteſten Wirkungen für die däniſche und norwegiſche Landwirthſchaft gewiſs zu erwarten ſind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 9. May 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Fleischer: *Einige Sätze über die christliche Glaubens- und Sittenlehre*, zum Leitfaden bey dem Unterrichte meiner Katechumenen, nebst dem Rituali bey Confirmation derselben, von M. *Wilh. Christ. Stemler*. 1798. 122 S. 8. (6 gr.)

In der Zueignung an die Hn. Nitzsche und Schleusner zu Wittenberg führt Hr. *Stemler*, Prediger zu Wahrenbrück bey Cosdorf, an: er habe um die vielerley zum Theil unrichtigen Abschriften zu verdrängen, sich veranlafst gesehen, diese von ihm zur Einleitung, nähern Erörterung oder Ergänzung des eingeführten Katechismus entworfenen, Sätze drucken zu lassen; seine Gemeinde bestehe meist nur aus der sogenannten niedrigsten Volksclasse: diese zur wahren Erkenntnifs Gottes und ihrer Pflichten zu führen, halte er für die Hauptsache seines Amts, und er bemühe sich in dieser Hinsicht auch für die jungen Christen und Christinnen, die er jährlich auf den ersten Genufs des heil. Abendmahls vorzubereiten und dann zu confirmiren habe, die deshalb nöthigen Kenntnisse, Ueberzeugungen und Antriebe für alle etwanigen Bedürfnisse ihres Lebens an die fünf Hauptstücke — das Einzige fast, was sie bisher von Religion gelernt hätten und künftig behielten — anzuknüpfen.

Rec. setzt diese Angabe hieher, weil sie den Gesichtspunct enthält, woraus die Schrift selbst beurtheilt werden mufs. Die Glaubenslehren, von Gott, den Engeln, dem Sündenfall, der Versöhnung u. s. w. werden darin dem dogmatischen Kirchensystem gemäfs und nur mit Vermeidung theologischer Spitzfindigkeiten vorgetragen; hin und wieder trifft man freylich auch auf eine Bemerkung, die von der alten Vorstellungsart abweicht, so steht S. 26. eine Anmerkung, worin es dem Vf. wahrscheinlich vorkömmt, dafs die Besessenen Wahnwitzige oder Epileptische gewesen sind. Die Pflichtenlehre wird der Lehre von Christo und seinem Verdienst um die Menschen eingeschaltet, und bey ihr verweilt der Vf., wie billig, am längsten. Für ihn und seine Gemeinde mag diese ganze Methode sehr zweckmäfsig seyn; wer Moral und Religion lehren soll, und dabey in den Kreis eines hyperphysischen und übervernünftigen Systems, wodurch es immer sey, gebannt ist, der mufs freylich blofse Dogmen zum Fundament seiner Lehren machen, und an diese eben die praktischen Wahrheiten, so gut es gehen will, anknüpfen. Andere Menschen, andere Ansichten, andere Länder, andere Sitten! Für ein gröfseres, oder auch nur anderes Publicum, als das seinige, hat er selbst wohl dies Buch nicht bestimmt. Lebt jemand mit ihm in gleichen oder ähnlichen Verhältnissen, der mag es auf gleiche Art ganz gut gebrauchen können.

Sieht man von den Umständen weg und fragt die Vernunft: wie ein Jugendunterricht zu dem von Hn. *S.* angegebenen Zwecke, gleichviel ob den niedern oder höhern Volksclassen ertheilt, an sich beschaffen seyn solle? so ist ohne Zweifel die Antwort: er dürfe eher auf jede andere, als auf diese hergebrachte Art eingerichtet werden, nicht weil sie die hergebrachte, sondern weil sie verkehrt sey. Glückseligkeit nämlich ist der Angel, um den sich der ganze Unterricht des Vfs. bewegt, Tugend hat ihm nur Werth, als eins von den Mitteln der Glückseligkeit habhaft zu werden, wir sind seiner Meynung nach, s. §. 40. 97., von Gott nur in der Absicht erschaffen, „dafs wir des Lebens froh geniefsen, und dafs es uns immer mehr wohlgehe, nicht etwa nur auf eine Zeitlang, sondern auf ewig und für seine beiden Welten, diese und die kommende; auf diese Absicht Gottes führe uns die Einrichtung unserer ganzen Natur, als welche mit allen Anlagen zu einer völligen und immer höhern Glückseligkeit begabt sey.“ Wir haben nicht nur einen unauslöschlichen und rastlosen Trieb nach immer höherer Glückseligkeit (diesen sollten, wie Rec. glaubt, unsere Lehrer nicht in uns nähren und pflegen, wir sollten ihn uns unterthan machen, und sie sollten Anweisung geben, wie das anzufangen sey) sondern auch Fähigkeit, ihrer zu geniefsen, und Mittel um uns herum in Menge, ihrer theilhaftig zu werden. Bey dem allen sind dennoch durch das ganze Buch hin Spuren einer liberalen Denkart anzutreffen, besonders §. 67., wo darauf aufmerksam gemacht wird, dafs es eben so sehr zum Wesen des Protestantismus gehöre, andern unsere bessern Ueberzeugungen nicht aufzudringen, als: gegen Irrthum und Wahrheit nicht gleichgültig zu seyn, und die ewigen Rechte des Gewissens und der Wahrheit nie leichtsinnig aufzugeben. Das angehängte Ritual der Confirmationshandlung ist indessen weniger im Geiste dieser Denkart, als im Sinne des ganzen dogmatischen Unterrichts abgefafst und eingerichtet.

Frankfurt a. M., in d. Jägerschen Buchh.: *Die Auferstehung der Todten* — nach dem neutestamentlichen Begriffe, nebst einem *Anhang über Evangelium*, von *J. F. Des Côtes*. 1798. 235 S. Anhang. 36 S. 8. (16 gr.).

Diese Schrift ist schon vor 8 Jahren herausgegeben, aber damals nicht in den ordentlichen Buch-

handel gekommen. Sie erscheint also jetzt als ein neues Product mit dem Anhange vermehrt, und Hr. *Des Côtes* hofft, sie werde sonach an den meisten Orten immer noch auch durch den Reiz der Neuheit wirken können. Eigentlich ist sie die weitere Ausführung eines Versuchs über den neutestamentlichen Begriff von der Auferstehung der Todten, den der Vf. nebst einer Gedächtnifspredigt auf die verewigte Fürstin Carolina zu Nassau-Weilburg im Jahr 1788 drucken liefs.

An sich ist die Frage: sind die Todten auferstanden? (so nämlich mufs man mit dem Vf. fragen) oder: werden sie auferstehen, und mit welchen Leibern werden sie kommen? ganz müfsig und fruchtlos; (man mufs in die blüthenreichen Felder der Phantasie hinüberschweifen, um sie fruchtbar zu finden oder zu machen) und die beste Antwort darauf ist ohne Zweifel die: dafs man sie, wie mehrere ihrer Art, als im Grunde nach nichts fragend, geradezu abweisen solle. Der Mensch lebt mit den Lebenden, und so lange er lebt, giebts immer für ihn etwas wichtigeres und dringenderes zu thun, als Fragen nach den Todten aufzuwerfen oder zu beantworten. Es giebt für jeden in jedem Augenblick Pflichten zu erfüllen, aber es giebt keine Pflicht, über das, was seyn wird, wann wir selbst nicht mehr sind, zu speculiren, oder sich den Bildern der Phantasie zu überlassen. Lasset die Todten ihre Todten begraben! Allein diese Ueberzeugung ist nicht allgemein, und es sind der Gründe viele und mancherley, warum sie es nicht ist; darunter ist auch der: dafs bey weitem in den meisten Menschen der Hang nach einer *passiven* unendlichen Fortdauer (wo selbst das Handeln in einem blofsen Geniefsen besteht) stark und überwiegend, und durch ihre Art sich selbst, ihre Bestimmung, ihre Pflichten, ihre Religion anzusehen, fast unüberwindlich ist. Wird dieser Hang durch die Lehren der positiven Religion, zu der sie sich bekennen, oder gar durch ihre Lehrer, die statt des praktischen von denselben einen dogmatischen Gebrauch machen, genährt und vermehrt; so entsteht daraus ein Wahn, der die Wähnenden dem Wahnsinne nahe bringt, ihnen für die ausgemachteste Wahrheit giebt, und sie in den Fesseln des Vorurtheils fest hält. Wer daher, wie der Vf., ein Dogma der christlichen Lehre, wie das von der Todtenerweckung durch Vergleichung sadducäischer, pharisäischer und anderer Lehrmeynungen, so wie durch Vergleichung und Erklärung der Stellen in den Urkunden des Christenthums, wo seiner gedacht wird, aufzuklären, zu berichtigen und ohne weitere Nebenabsicht darzustellen sucht, der thut allerdings ein lobenswürdiges und keineswegs überflüfsiges Werk; er rückt damit selbst der oben genannten Ueberzeugung näher, und leitet, vielleicht ohne sein Wissen, die Leser darauf hin. Es ist nämlich dann nicht die Frage: werden die Todten auferstehen? sondern: was lehrt das neue Testament von der Auferstehung der Todten? und diese Frage interessirt alsdann nur in sofern, als das N. T. eine Pflichten- und Religionslehre enthält, und unter andern der Todtenerweckung erwähnt.

In dem gewöhnlichen Begriff von der Auferstehung findet Hr. *Des Côtes* viel Gefahr für die Moralität S. 29. 80. Wie weit nach diesem Begriff der Wahn gehen könne, macht er durch folgende Anekdote anschaulich: Eine Bürgersfrau aus einer benachbarten Stadt, sah vor einigen Jahren eine Leiche in einem etwas lang über den Sarg herabhangenden Todtenkleide, und rief aus: „Nein! ein so langes Todtenkleid kann ich nicht leiden! ich denke wie meine selige Mutter, die nach ihrem Tode in ihren Rock und Jacke eingekleidet seyn wollte," denn setzte sie hinzu, *„vor dem Throne Gottes könnte man in einem so langen Kleide stolpern und den Hals brechen."* Der Begriff des Vfs. besteht, wie er selbst S. 72—77. ausführt, mit der Moralität, und wenn einer von beiden gewählt werden mufs, so verdient unstreitig der seinige in dieser Beziehung den Vorzug vor dem herkömmlichen. Aber eine ganz andere Frage ist die: ob sein Begriff, oder der gewöhnliche, oder ob keiner von beiden, ob ein dritter der neutestamentliche sey? Sein Begriff ist in seinen eigenen Worten folgender S. 25.: „die Auferstehung, die Jesus lehrt, liegt in der Mitte zwischen den Lehrmeynungen der Pharisäer und Sadducäer über den künftigen Zustand. Wider die Sadducäer läfst Jesus einen mit der unsterblichen Seele vereinigten Leib Antheil an der Unsterblichkeit nehmen. Und wider die Pharisäer ist der mit der unsterblichen Seele verbundene Leib ein unsterblicher und englischer, von dem fleischlichen ganz verschiedener Leib, der im Augenblick des Todes und nicht erst am jüngsten Tage der Welt aufersteht. Jesus unterscheidet nicht Leib und Seele in Ansehung ihrer künftigen Bestimmung, beide machen nach ihm ein vermischtes, ein organisch-verständiges Wesen, den eigentlichen Menschen aus, und der ganze Mensch wird ein Kind Gottes, den Engeln gleich, sobald er ein Kind der Auferstehung geworden, und aus seinem hingefallenen irdischen Leibe hervorgegangen oder auferstanden ist." Hier hätten wir also die Hypothese, dafs der Leib nur die Hülle, das Kleid, Vehikel oder Instrument eines andern Leibes, des eigentlichen Organs der Seele, und der Seele selbst sey, und dafs die Seele und der von ihr unzertrennliche Leib den ersten beym Tode blofs abstreife, sich seiner entledige, oder nach dem Vf., dafs sie mit ihrem Leibe, d. i. dafs der ganze ungetheilte Mensch, so wie er sterbe, aus ihm, dem Leibe jenes Leibes auferstehe. Diese Vorstellung ist wohl viel zu künstlich und subtil für den Stifter des Christenthums, der, sich bey der erhabenen Simplicität seiner Denkart und in seinem thätigen Leben überall mit Subtilitäten gar nicht befafst hat. Durch Beantwortung folgender sechs Fragen sucht der Vf. seinen Begriff, als den richtigen zu erweisen: 1) *Ist derselbe richtig genug, um jeder andern Auferstehungstheorie, auch bey gleichen exegetischen Gründen, vorgezogen zu werden?* Er meynt Ja! unter andern darum, weil nach dieser Hypothese die Auferstehung

der Todten ein ganz natürlicher Erfolg sey (aber wir *wissen* ja nur *im Leben* von einer Natur, zu der wir *lebend* gehören, und von einem Naturlaufe, über den wir uns *wollend* erheben) den sich unsere Vernunft verdeutlichen und nach der Regel der Analogie in einem hohen Grade wahrscheinlich machen kann, da sie im Gegentheil bey jeder Auferstehungstheorie überall auf Schwierigkeiten stöfst, bey denen sie sich nicht so leicht, und oft nicht eher beruhigen kann, bis sie sich dem Wunderglauben aus Verzweifelung in die Arme wirft etc. (sie soll sich eben darum auf ganz und gar keine Theorie oder Hypothese dieser Art einlassen, denn sie soll sich vor der Schwärmerey, wie vor dem Aberglauben hüten). Nachdem Hr. *D. C.* die Art, wie er die Wunder des N. T. ansieht, S. 37—71. vorstellig gemacht hat, frägt er 2) S. 90.: „*Ist die Untersuchung der Pharisäischen und Sadducäischen Theorie von dem Zustande des Menschen nach dem Tode nützlich zu richtiger Bestimmung des neutestamentlichen Begriffs von der Auferstehung der Todten und dem, was darauf folgt?*" Rec. ist mit ihm über den Nutzen dieser Untersuchung einverstanden, wenn nur der daraus sich etwa ergebende Begriff nicht für eine objective Wahrheit gelten soll, sondern für das, was er ist, für einen temporellen Begriff, der zwischen den Zeitbegriffen der Pharisäer und Sadducäer mitten inne liegt, und nur dazu dienen sollte, die einen wie die andern über ihre Träumereyen zum Schweigen zu bringen. 3) *Was hatten die Sadducäer im Widerspruch gegen die Pharisäer für Religionsbegriffe, und glaubten sie die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, und die Fortdauer derselben nach dem Tode?* Zuförderst sucht hier der Vf. auszumachen, dafs die Namen: Sadducäer, Karäer, Baithosäer u. s. w. eine und die nämliche Secte bezeichneten, und vertheidigt dann unter andern mit Hülfe dessen, was von dieser bald unter dem einen, bald unter dem andern Namen berichtet wird, ihren Charakter als gut und edel; aus der Güte ihrer Denkart, so wie aus ihrer Annahme der alttestamentlichen, als göttlicher Schriften, schliefst er endlich mit auf ihren Glauben an die Unsterblichkeit der Seele: alles so, wie man es von ihm erwarten kann, der in seiner Schutzschrift für Jesum von Nazareth den Gedanken durchzuführen bemüht ist, dafs Jesus selbst ein Sadducäer gewesen sey. Was es auch mit ihrem Charakter für eine Bewandtnifs hatte, wenigstens mufs man dem Scharfsinn Gerechtigkeit widerfahren lassen, womit Hr. *D. C.* die Beschuldigung des Josephus zu ihrem Besten zu kehren versteht; dieser beschreibt sie, als rauh, hart, unfreundlich und ungesellig, ferner als Leute, die keine Ehrenstellen verlangten, und die man gegen ihren Willen dazu erhob; und daraus folgert der Vf., dafs sie Feinde der Wollust, und gleich weit von Ehrsucht und Geldgeiz entfernt gewesen wären. 4) „*Welche ist also die eigentlich wahre Lehre Jesu Christi von der Auferstehung der Menschen?*" Die Hauptstellen, Matth. 22, 23—33. verbunden mit Luc. 20, 27—39. Luc. 16. Joh. 5, 17—30. 1 Petr. 3, 18 ff. 1 Corinth. 15. und mehrere sind hier übersetzt, umschrieben, erklärt, und es ist alles gethan, was sich thun liefs, um mittelst dieser Stellen den genannten Begriff als richtig und wahr zu erweisen; ob allenthalben aus und mit ächt exegetischen Gründen? läfst Rec. theils aus Mangel an Raum, theils weil eine Untersuchung dieser Art eher in eine Dogmatik, als in eine Recension gehört, wo man sie gern vermissen wird, hier dahin gestellt seyn. So kann er die Leser auch nur noch auf die folgenden zwey Fragen durch Anführung derselben aufmerksam machen. Was ihre Beantwortung und den Anhang: über den Begriff: Evangelium betrifft, so mufs er sie auf das Buch selbst verweisen. 5) „*Wie wird nun dies, dafs die Auferstehung des Menschen unmittelbar nach seinem Tode erfolgen solle, mit jenen andern Schriftstellen sich vereinigen lassen, welche dieselbe bis ans Ende dieser Welt, und auf die Erscheinung Christi zum Gericht hinauszusetzen scheinen?*" Endlich 6) „*Wie läfst sich aber jener Begriff mit dem vereinigen, was wir in der evangelischen Geschichtserzählung der Auferstehung Jesu Christi finden, mit welcher doch die unserige Aehnlichkeit haben soll?*

Das Buch verdient ein gröfseres Publicum, als es bisher gehabt haben mag, und wird daffelbe, da der Glaube an die Wiederbelebung des menschlichen Leibes immer noch ein grofses Publicum hat, unter andern auch darum finden. Wenn diejenigen, die das Gegentheil glauben, oder, was billiger ist, gar nichts hierüber entscheiden, und die neutestamentlichen Begriffe von Erweckung und Auferstehung der Todten als blofse Zeitvorstellungen, aus dem Geiste ihrer Zeit verstanden und beurtheilt wissen wollen, den Eigennutz, die Selbstsucht, den Aberglauben und die Rechthaberey der Menschen gegen sich haben, so wird die Theorie des Vfs., wofern man's so nennen will, unter andern auch wohl den blinden Eifer des blofs dogmatischen, seinem erlernten System streng ergebenen und sich weise dünkenden Theologen, also auch Selbstsucht und Eigennutz wider sich haben; allein darüber wird er sich vermuthlich leicht trösten können; an der Heiterkeit und Geradheit des Geistes, die ihn, wie auch diese Schrift beweist, so sichtbar belebt, wird er dadurch nichts einbüfsen, und das in der Vorrede gethane Bekenntnifs, dafs praktische Wahrheiten zu seinem Gebrauche zu lernen auch in seinem 56ten Jahre noch sein allergröfstes Vergnügen sey, wird er sich darum nicht gereuen lassen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Breslau, Hirschberg, Lissa in Südpreufsen, b. Korn d. ält.: *Die Geburtsfeyer oder Undank und Versöhnung.* Schauspiel in fünf Aufzügen. 1796. 158 S. 8. (10 gr.)

Ein sehr mittelmäfsiger Roman: „Vater Flamberg und seine Kinder." (A. L. Z. 1796. Nr. 285. S. 618.)

dessen Lecture bereits die Geduld des Rec. auf die Probe gestellt hat, ist hier (wahrscheinlich von demselben Vf.: denn Roman und Schauspiel erschienen fast zu derselben Zeit) in ein schlechtes Drama übergetragen worden, worin Personen und Charaktere, trotz der grellen Farben, welche der Vf. verschwendet hat, nur höchst oberflächlich gezeichnet sind, und Plan und Entwickelung, bey welcher an Einheit und Rundung der Handlung und das Interesse des Ganzen gar nicht zu denken ist, an Dürftigkeit den handelnden Personen ganz das Gleichgewicht hält. Man weiss nicht, ob Frank's Verheirathung mit Julie Flamberg, die des ersten Familie zu hintertreiben sich bemüht, die aber endlich doch noch zu Stande kömmt, — oder ob die Rückkehr des liederlichen Eduard Flamberg's in den Schoss seines Vaters, den er erst à la Ruhberg bestohlen und dem Bankerut nahegebracht hat — die Haupthandlung ausmachen soll. Die Sprache der Handelnden ist bald die affectirte Bücherspräche, bald die des Pöbels: aber in dem einen wie in dem andern Falle ist sie weder richtig noch dem Gegenstande und Zwecke entsprechend. Einige Pröbchen von ihr: — „mehr, mehr schenktest du mir, als Crösus Goldklumpen, als du mich damals und für immer gegen das Laster der Spielsucht *ekelhaft schufst*." — „Mutter Anne, ihr macht uns doch das Vergnügen „und esst mit uns! *A.* Hr. Meywald, *narren* sie uns „nicht *aus*. Habt doch Mittleid mit unserer Armuth. „*T.* Seyd doch nicht so *alber*." — „Sie gedenken „mich," sagt der edle von Menschenliebe brennende Franke zu seiner Mutter, „so *am Narrenseile* herumzuführen" — „er muss sich insolvendo erklären." (Dies kömmt zweymal vor.) — „Herr, sie *setzen sich Läuse in Pelz*." — Wer an diesen Mustern des Geschmacks unsers Vfs. noch nicht genug hat, wird in seinem Producte selbst, mit leichter Mühe sich besser befriedigen können!

Schneeberg, b. Arnold: *Licht und Finsterniss.* Roman und nicht Roman. 1796. 127 S. 8. (12 gr.)

Ein Bund der Finsterniss (der Jesuitenorden) und ein Bund des Lichts (ungefähr das, was man sich gewöhnlich bey Illuminaten zu denken pflegt) streiten mit einander um den Einfluss auf einige Regenten and Reiche: der erste um die Vortheile seiner Verbindung zu befördern, und ihr neues Leben zu geben, der letzte um durch eine Revolution das Wohl der Völker zu gründen. Wahrscheinlich bezieht sich der Ausdruck: *Nicht-Roman*, auf dem Titel auf die hier und da durchschimmernde Einkleidung einiger politischen Verhältnisse, wie z. B. der Prinz Loro die Maske des Herzogs von Orleans zu seyn scheint. Noch ist es, über den Plan zu urtheilen, zu früh: denn wir erhalten hier — obwohl dieses vermöge einer immer mehr einreissenden höchsttadelhaften Gewohnheit, nicht angezeigt ist — nur den Ersten Theil des Ganzen: indessen machen die Maschinen, die der Vf. braucht, Menschen, wie sie die Schöpfer solcher geheimen Gesellschaften schon zu tausenden gebildet haben, — plumpe Heuchler, kurzsichtige Spione, fromme Bösewichter, politisirende Buhldirnen, edle Jungfrauen, die ihre Tugend und Unschuld eben nicht hochachten, und wie die Seltenheiten dieser anthropologischen Raritätenkammern weiter heissen, — nicht sehr begierig nach Fortsetzung und Aufschluss der Entwickelung. Auch Einkleidung sowohl als Diction sind gemein, und nichts sticht nur einigermassen hervor, um eine Auszeichnung zu verdienen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Braunschweig*, b. Schröder: *Anweisung für Liebhaber der Canarienvögel*, oder was bey ihrer Paarung, Heckzeit, Auffütterung der Jungen, Behandlung der Alten, vornehmlich bey Zufällen und Krankheiten in Acht zu nehmen ist. 1798. 40 S. 8. (3 gr.) Wenn diese kurze Anweisung wahrhaft nützlich seyn sollte, so mussten zur leichtern Uebersicht die verschiedenen Abschnitte rubricirt werden; so wie sie jetzt ist, läuft alles in einem weg, und der Liebhaber, der z. B. die Fütterung sucht, sieht sich genöthigt, fast drittehalb Bogen durchzulesen, um sie zu finden. Ueberdem hat Rec. auch nichts gefunden, was nicht schon bekannt, in und fast eben nicht theuerern Abhandlungen über diesen Gegenstand anzutreffen wäre. Wenn der Vf. S. 3. die mancherley Farbenvarietäten der Canarienvögel angiebt, so hat er gerade die schönste, nämlich die gelbe oder weisse mit schwarzer oder dunkelbrauner Kuppe und dergleichen Flügeln oder doch Schwungfedern, vergessen. Nach S. 16. soll man besser thun, wenn man zur Bastardzucht zum Männchen einen Canarienvogel und zum Weibchen einen Stieglitz oder Hänfling nehme. Davon hat Rec. gerade die umgekehrte Erfahrung gemacht. Weiter sollen diejenigen Stieglitze zur Bastardzucht die besten seyn, die in Dornen und Disteln zu hecken pflegen; da hat aber Rec. noch kein Nest gefunden. Die Stieglitze nisten auf Bäumen. So würde Rec. auch nicht rathen, den jungen kaum selbst fressenden Vögeln zerquetschten Hanf zu geben, weil der Hitze erzeugende Hanf überhaupt kein Futter für Canarienvögel, geschweige für junge ist. Nach S. 27. wird der für die Canarienvögel dienliche Rübsamen so beschrieben, dass er nicht gross seyn und etwas ins Bläuliche fallen müsse, da sie von dem grössern schwärzlichen stürben. Vielleicht kennt der Vf. den Unterschied zwischen Winter- und Sommerrübsamen nicht, sonst hätte er sich deutlicher und kürzer ausdrücken können. Blos Sommerrübsamen, der recht reif geworden ist, und kastanienbraun aussieht, dürfen sie, wie alle Stubenvögel, die einige Zeit dauern sollen, fressen. Nach S. 36. will er ein Geschwür auf dem Schwanze aufgeschnitten wissen, das von der sogenannten Fettdrüse verschieden seyn soll. Rec. ist aber weiter nichts als die Verstopfung der Fettdrüse auf dem Schwanze bekannt, und diese darf nie aufgeschnitten werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 10. May 1799.

GESCHICHTE.

RASTADT, b. Hofbuchdr. Sprinzing: *Protocoll der Reichsfriedensdeputation zu Raſtadt*, ſammt allen Beylagen. Herausgegeben, mit den Originalien genau verglichen, und mit einigen erläuternden Anmerkungen begleitet von *Heinrich* Freyherrn *Münch von Bellinghauſen*, kurfürſtlich mainziſchem wirklichem Hof- und Regierungsrathe und Directorialſecretär bey der Reichsfriedensdeputation. *Erſtes Heft.* Enthält die Protocolle der erſten, zweyten und dritten Sitzung. 1798. 70 S. 4.

Ebendaſelbſt: *Beylagen zu dem Protocolle der Reichsfriedensdeputation zu Raſtadt.* Herausgegeben, —— von H. Freyh. *Münch von Bellinghauſen etc. Erſtes Heft.* Enthält die Beylagen von I bis XXV. incluſive. 1798. 62 S. 4.

Ebendaſelbſt: *Protocoll der Reichsfriedensdeputation zu Raſtadt.* Herausgegeben von H. Freyherrn *Münch von Bellinghauſen etc. Zweytes Heft.* Enthält die Protocolle der vierten, fünften und ſechſten Sitzung. 1798. S. 70—132. 4.

Drittes Heft. — Mit römiſch kaiſerlichen allergnädigſtem Druck-Privilegium. Enthält die Protocolle der 7—13 Sitzung. 133—204 S.

Viertes Heft. 14—20 Sitzung. S. 205—288. Mit römiſch. kaiſerlichen, kurfürſtlich-ſächſiſchen und markgräflichbadiſchem Druck-Privilegium.

Fünftes Heft. 21—30 Sitzung. 289—430 S.

Sechſtes Heft. 31—40 Sitzung. 431—542 S.

Beylagen zu dem Protocolle. — Zweyter Heft von XXVI bis LVI. 65—154 S. — Dritter Heft von LVI bis LXXXVI. incl. 155—256 S. — (Preis, der Bogen auf Schreibpapier 9 und auf Druckpapier 6 Kreutzer.)

RASTADT u. BASEL, b. J. Decker: *Protocoll der Reichsfriedensdeputation zu Raſtadt* ſammt allen Beylagen, mit dem Originale genau verglichen, und mit kurzen praktiſchen Anmerkungen begleitet. *Erſtes Heft.* Protocoll der erſten bis fünften Sitzung. 1798. 92 S. 8. 410. (mit einem blauen Umſchlage). *Zweytes Heft.* Protocoll der ſechſten bis neunten Sitzung. 93 S. (Preis der beiden Hefte auf Schreibpapier fl. 3: 12 Kr. auf Druckpapier fl. 2. der Bogen zu reſp. 8 und 5 Kreutzer.)

Neben den merkwürdigſten gleichzeitigen Weltbegebenheiten zog der leider nun fruchtlos geendigte Reichsfriedenscongreſs zu Raſtadt zeither ſeit einer faſt anderthalbjährigen Dauer die allgemeine geſpannteſte Aufmerkſamkeit auf ſich. In allen Tag- und Monatsblättern behauptete der Congreſsort neben Italien, Aegypten und dem Kriegstheater in Deutſchland ſeine Stelle; mit jedem Monat erzeugte er neue Flugſchriften und diente ſelbſt den fremdartigſten zum Aushängeſchilde. So merkwürdig aber der Congreſs, ohne Beziehung auf ſeine nächſten Reſultate, in der Geſchichte ſtets bleiben wird; ſo iſt doch für den Geſchichtſchreiber der Verhandlungen bis jetzt wenig geſorgt. Vielmehr iſt die Anlage der Werkſtücke zu dieſem Gebäude äuſſerſt mangelhaft. Abgeriſſene und bald durch die Eilfertigkeit, bald durch die Ueberſetzung verſtümmelte Urkunden, Zeitungsartikel mit den gröbſten Unrichtigkeiten, wiewohl in möglichſt beglaubigter Form, Flugſchriften, deren Verfaſſer das Licht ſcheuen, und zum Theil das Gepräge der Eile und der Einſeitigkeit, des Soldes und Parteygeiſtes tragen, ſelbſt verleumderiſche Bulletinsnachrichten (z. B. im Decb. 1797 daſs die Reichsdeputation in die Uebergabe von Mainz eingewilliget habe), völlig erdichtete Cabinetsurkunden, (z. B. ein kön. preuſs. Cabinetsſchreiben an die Regierung in Emmerich vom 18ten Jänner 1798.) und endlich ein Schriftwechſel, deſſen eine Hälfte die Sprache der Uebermacht und die andere die Wirkung des vor den Augen des Publicums noch nicht ganz enthüllten Drangs der Umſtände iſt; dieſes ſind bis jetzt die Hauptmaterialien. Auch bleibt, ſo lange das *deutſche* Archiv der franzöſiſchen Geſandtſchaft und die Regiſtratur der von der Reichsfriedensdeputation unabhängig negociirenden Theile verſchloſſen iſt, das Protocoll die Centralurkunde des Reichsfriedensgeſchäfts im Allgemeinen. In dieſem liegen die Motive der Stimmenmehrheit, viele Winke und Vorſchläge, welche die Staatsklugheit nicht in den Schriftwechſel mit auswärtigen Mächten zu bringen erlaubte, und manche Aufſchlüſſe über die Lage und Verhältniſſe der Deputation, welche die voreilige und liebloſe Kritik politiſcher Journaliſten beſchämen müſſen. — Das Protocoll iſt ſowohl der Abdruck des Syſtems der einzelnen Deputationshöfe, als auch der Spiegel des Charakters, der Geiſtesgegenwart und der Schreibart ihrer Subdelegirten; vorzüglich bey Interlocutionen und bey der, wiewohl ſelten, vorkommenden *zweyten* Umfrage. Wenn gleich bisweilen darinn noch antike Staatsformen durchſchimmern; ſo bleibt es doch eine authentiſche Schutzſchrift für die Nachwelt, welche billiger urtheilen wird, als die Zeitgenoſſen.

Dafs nun noch während der Fortdauer des Congreſſes, ein vollſtändiger Abdruck des Protocolls und aller Beylagen deſſelben höhern Orts geſtattet werden würde, damit konnte man ſich kaum ſchmeicheln. Aus den Acten erhellt, dafs in den erſten Congreſsmonaten gegen die beglaubigten Particularabgeordneten und ſogar gegen die allgemeine Reichsverſammlung eine Geheimhaltung beobachtet wurde. Der Literator und Geſchäftsmann verdankt dieſe Publicität dem Directorialen der Reichsdeputation und nächſtdem den höhern Behörden in *Wien*, welche deſſen Anfrage günſtig aufnahmen, und dadurch bey den mehreſten Subdelegirten die beyfällige *Zulaſſung* veranlaſsten. Noch ſonderbarer aber iſt, dafs hierauf zwey gleichzeitige Abdrücke des Protocolls entſtanden. Was es damit für eine Bewandniſs habe, erſieht man aus den beiderſeitigen Ankündigungen und öffentlichen Bekanntmachungen. Hr. *v. Münch* als Herausgeber der *Sprinzingſchen* Ausgabe hatte Anfangs die Einleitung getroffen, die Herausgabe im *Deckerſchen* Verlage zu veranſtalten. Es entſtanden aber über die Bedingungen einige Miſsverſtändniſſe, derentwegen er ſie ſpäter dem Hofbuchdrucker Sprinzing übertrug. Unterdeſſen hatte Hr. *Decker* das erſte Heft des v. Münchſchen Manuſcripts nebſt Bemerkungen in Händen, und fuhr daher mit dem Abdrucke fort. Es kam zu heftigen Conteſtationen. Hr. v. Münch ſuchte den Debit der Deckerſchen Ausgabe unter Bezug auf die Authenticität der ſeinigen möglichſt zu unterdrücken, und bewirkte für den Congreſsort ein Verbot der kaiſerlichen Plenipotenz. Hr. Decker behauptete eine gleiche Authenticität, weil die Abſchrift nach einem der *zehn* Subdelegationsprotocolle genommen ſey, und übertrug ſeine Ausgabe einem in Raſtadt ſich aufhaltenden Gelehrten, der ſich, ungeachtet des Verſprechens noch, nicht genannt hat.

Eine weſentliche Verſchiedenheit beider Abdrücke beruhet darin, dafs in dem *Sprinzingſchen* die Haupturkunde *des Protocolls*, welches die Directorialpropoſitionen und die darüber erfolgten Abſtimmungen enthält, von den darin bloſs angezogenen *Beylagen* getrennt worden iſt. Ob dieſe Abſonderung zweckmäſsig ſey, darüber dürften ſich die Stimmen wohl theilen. Für den Geſchäftsgebrauch würde das Beyſammenlaſſen, wie es in der *Deckerſchen* Ausgabe iſt, zweckmäſsiger geweſen ſeyn. Die nicht im Protocoll regiſtrirten, aber doch zum Weſen des Geſchäfts gehörenden, Dictate ſind von Hn. v. *Münch* hin und wieder in Anmerkungen beygebracht worden.

Bis auf einige unbedeutende Fehler, iſt der Abdruck von beiden genau und richtig; die Buntſcheckigkeit der Abſtimmungen in grammatiſcher und rhetoriſcher Hinſicht, gehört zu deren Eigenthümlichkeiten; und lag folglich auſserhalb dem Berufe und der Befugniſs des Herausgebers; jedoch iſt ſie in der *Deckerſchen* Ausgabe etwas homogeniſirt.

Auſser der Methode der Erläuterungen, die in der *Deckerſchen* Ausgabe äuſserſt ſparſam ſind, iſt auch im Format, in den Lettern, und in dem Preiſe eine Verſchiedenheit. Das Sprinzingſche Exemplar iſt im Format der Wahlconventsprotocolle von 1790 und 1792; und bis auf die ſpätern Beylagenbefre mit zu groſsen Lettern; das Deckerſche in gröſserer niedlicher Form, aber mit kleinen Lettern und minder ausgedehnt. Dazu kommt die Weglaſſung aller gleichförmigen Eingangs- und Schluſsformeln, da hingegen bey Sprinzing alles *in extenſo* und weitläuftig gedruckt iſt. Daher z. B. die fünf erſten Sitzungen bey jenem 137 Seiten, bey dieſem nur 92. einnehmen. Woraus dann die oben bemerkte Verſchiedenheit des Preiſes entſteht.

Der vorliegende *erſte Band* der Sprinzingſchen Ausgabe iſt mit *ſechs Heften* geſchloſſen, aber die verſprochene Einleitung noch nicht dabey geliefert. Bekanntlich iſt auch ſchon ein Theil des *zweyten* und *dritten* Bandes abgedruckt, nach deſſen Beendigung die weitere Anzeige erfolgen wird. Der *Deckerſche* Abdruck iſt noch nicht ſo weit vorgerückt, daher Rec. bey Anführung der Seitenzahlen ausſchlieſslich die Sprinzingſche Ausgabe zum Grunde legt.

Neben dieſen beiden Abdrücken des Protocolls wurden zu Osnabrück und Bamberg zwey Ausgaben veranſtaltet, gegen welche, ungeachtet ihrer verſteckten Form, das Privilegium der Sprinzingſchen Ausgabe geltend gemacht worden.

Die erſten Sitzungen liefern an ſich ein ſo unvollkommenes Gemälde der damaligen Verhältniſſe und Umſtände, dafs der aufmerkſame Leſer dabey ganz unbefriedigt bleiben, und dafs eine der Verſtändlichkeit und Belehrung befliſſene Kritik ſo wenig den Inhalt als die Erläuterungen gehörig würdigen kann, ohne wenigſtens den Grundriſs jener Zeitumſtände ſich vorzuzeichnen. Dieſen ſchickt daher Rec. hier in gedrängteſter Kürze und in ſolcher unbefangener Allgemeinheit voran, wie er für die Ueberſicht des Werks erfoderlich iſt.

Bekanntlich war die Reichsfriedensdeputation an ihrem Eröffnungstage von 9ten Decemb., mit welchem dieſe Sammlung anhebt, ſchon drey Wochen beyſammen. Auf die dringenden Auffoderungen im kaiſerlichen Hofdecrete vom 1ſten November zu der möglich ſchnellſten Ausrückung, welche ebenfalls der Erzkanzler durch ein Circularſchreiben betrieb, trafen die Subdelegirten ſämmtlich, bis auf den Erzherzoglich-Oeſterreichiſchen ſchon am 19ten November in Raſtadt ein. Seit zwey bis vier Jahren, nach der in die Hände des Kaiſers gelegten erſten Friedenseinleitung, war ihre Geſammtinſtruction auf den Beſitzſtand vor dem Kriege ausgefertiget; und ſeit acht Monaten (18ten April) der Stillſtand der Feindſeligkeiten und die Anordnung eines Friedenscongreſſes auf der Grundlage der Reichsintegri-

tät

tät durch die Leobner Präliminarien befestiget. Die Hofdecrete vom 19ten May und vom 18ten Juny, und überdem zwiefache Militärconventionen bestatigten diese Waffenruhe, bis sie durch den Definitivfrieden von Campo Formio noch mehr geheiliget wurde. Nach diesem wurde die Deputation von dem Reichsoberhaupte an die schwere Pflicht erinnert, den Reichsfrieden auf die Basis der Integrität des Reichs und seiner Verfassung zu begründen.

In dieser frohen Beruhigung heftete die Deputation den festen Blick auf eine Staatsgrenze, welche man kaum an dem Bache der Queich verletzlich glaubte; sie überliefs sich ihr um so zuversichtlicher, da das Reich blofs hülfleistender Theil im Kriege gewesen und schon in Italien durch einen Beytritt zu dem Frieden von Campo Formio gewisse Opfer an Frankreich darbringen konnte. Sie sah die beiderseitigen Friedensstifter nebst dem kaiserlichen Armeecommando im Schlosse zu Rastadt beysammen, voll des Vertrauens, dass es nur auf die Auswechselung der Ratificationsurkunden abgesehen sey. Zwar erweckten Buonaparte's kaustische Fragen und Aeufserungen — wo wohl der Kurfürst von Mainz, nach dem Verluste der Festung, seine Residenz aufschlagen, und wie viel Deutschland an Menschen und Staatskräften durch die Abtretung des linken Rheinufers verlieren werde? u. s. w. einiges Aufsehen. Allein man ahndete keinesweges eine solche Umwandlung des Besitzstandes und der Verhältnisse, wie sie bald nachher erfolgte. Nach der am 2ten December erfolgten Ankunft des kaiserlichen Plenipotentiarii, vergingen mehrere Tage mit der Constituirung der Reichsdeputation, aber noch nach Buonaparte's Abreise hielt sich die französische Gesandtschaft immer isolirt, und der Congress war also noch eben so wenig, als die Deputation, eröffnet, als eine erzherzogl. östereichische Anzeige schleunigst zu der ersten Sitzung zusammen rief. Das Alleinlassen des kaiserlichen Hauses auf dem Kriegsschauplatze des festen Landes und das wandelbare Kriegsglück hatten dem Könige von Ungarn und Böhmen im Drange der Umstände Zulassungen abgenöthiget, welche die Vaterlandsliebe des Reichsoberhaupts möglichst zu mildern trachtete. Die Hoffnung auf zugesagte Hülfe, und auf eine günstigere Wendung im nördlichen Staatensystem giebt den Schlüssel zu den anscheinenden Widersprüchen zwischen dem Bekannten und dem Geheimen, dem Verheissenen und dem Erfolge. Die Abstimmung von Oesterreich in der 75sten Sitzung ist daher ein für die Geschichte nicht zu sehr verspäteter Beytrag, der aber freylich auf die Deputation einen doch wohl unverdienten Schatten wirft. Bis zum Anfang Decembers blieb daher auch der Rückzug der kaiserlichen und Reichstruppen ein ganz verschlossenes Geheimniss, das sich nach vergeblicher Erschöpfung aller Kräfte nur allmählig entschleyerte. Bey der vielleicht absichtlichen Unbestimmtheit jener Anzeige in Ansehung des österreichischen Hauscontingents war vorzüglich die Ungewissheit beunruhigend, wie weit sich die kaiserlichen Truppen zurückziehen, und die französischen vorrücken würden, und wohin diese Entblösung der Schutzwehren des Reichs führen möge.

Nur allmählig entzifferte sich der erst im Februar 1799 vollständig bekannt gewordene Vertrag des ersten Decembers. Oesterreich äufserte *zuerst* darüber etwas in der fünften Sitzung, und zwar nur dieses, dass darinn die *Dislocationen der Haustruppen mit einer nur dem k. k. Hofe als souverainen Macht unterstehenden Generalität verabredet worden wären.* Der Erfolg lehrte, dass die französische Occupation von Mainz eine praktische Wirkung dieses Tages war.

Seit jener Eingabe drängte sich eine Trauerpost auf die andere; das Nachfolgen der französischen Truppen in allen Linien und Stellungen, welche die Kaiserlich-Königlichen schnell an beiden Rheinufern verliefsen; — die dumpfe Zurückhaltung der französischen Gesandten und deren Winke in einzelnen entfallenen Aeufserungen z. B. dass dieses alles conventionsmäfsig wäre, dass die ersten Friedenspropositionen besser im Munde eines *Generals* als eines Ministers klingen würden; alles dieses kam mit den öffentlichen Nachrichten nur zu sehr überein. Strafsburger und Pariser Blätter kündigten einen Artikel der Convention und des Nebentractats von Campo Formio nach dem andern an, und die Intrigue der Habsucht lispelte den Friedensstiftern lauter Erwerbs- und Säcularisationsprojecte zu.

In dieser Bestürzung und beyspiellosen Lage eröffnete sich die Deputation mit festem patriotischem Sinne; nach so vereitelten Hoffnungen wurde, statt einer Einleitung des Hauptfriedensgeschäfts, ihre Zeit und Aufmerksamkeit durch militärische Hinsichten absorbiret. Nicht blofs die Ueberschreitung der Waffenstillstandslinie, sondern vielmehr die *Ungewissheit* über deren *gegenseitige* Anerkennung war hier im Spiele, denn erst in der französischen Note von 16ten September 1798 liegt ein indirectes officielles Anerkenntniss derselben, welches zu erringen bis dahin alle Bemühungen vergeblich waren.

Wenn man sich so die Umstände bey der Durchsicht dieser Sammlung vergegenwärtigt; so ist deren Inhalt eben so verständlich, als der Werth einiger oder die Unzulänglichkeit anderer Erläuterungen einleuchtend. Die *erste*, so wie jede, Sitzung hebt mit der Bezeichnung der Gegenwart von den einzelnen Subdelegirten an. Die Geschäftskategorien derselben sind, so wie in der Folge auch die der Particulärabgeordneten, in den Anmerkungen beygebracht. Der Nutzen dieser Erläuterung hätte vielleicht durch den Beysatz einiger andern Geschäftsverhältnisse noch herausgehoben werden können. So ist es z. B. nicht unwichtig, dass der Freyherr von *Albini* und der Graf von *Löben* Wahlbothschafter, der Graf von *Lehrbach* Subdelegirter bey der

Kammergerichtsvisitation und der Freyherr von *Reden* Condirectorialgesandter bey dem Congresse in Hildesheim waren, weil dadurch eine Geschäftsroutine mitgebracht wurde, deren Werth und Einfluss selbst der grösste wissenschaftliche Schmuck nicht so leicht ersetzet. Auch blieb hier unbemerkt, dass bis zum Ablaufe des ersten Congressjahrs in dem Deputationsconsesse keine Veränderung vorgefallen, als bey der bayerischen Gesandtschaft im Februar 1798 die Ablösung des Grafen von *Preysing* durch den Grafen von *Monawitzky*. Die ersparende *Vereinfachung* der beiden *Reichsstädtischen* Subdelegationen durch die Beurlaubung derer von *Günderrock* und *Schmid* (im März und im September 1798) ist so lange, als eine förmliche Zurückberufung nicht erfolgt, für vorübergehend zu halten; ihre Sitze bleiben ihnen eben sowohl offen, als etwa einem zweyten Hessendarmstädtischen Subdelegirten, welche letztere Vorsichtsmaasregel blos die *zweyfache* Zahl der alternirenden badenschen Gesandtschaft hervorgebracht zu haben scheint. — Ob die Bezeichnung der Gegenwärtigen eine ganze Quartseite bey jeder Sitzung auszufüllen verdiene, ist eine andere Frage; Rec. wünscht statt deren, der Raumersparung wegen, wo nicht eine einfache Anzeige der Fehlenden, doch wenigstens einen engern Druck im Verlaufe des Werks zu finden. Indem Rec. also jeder Sitzung Paragraphenweise in ihrem Inhalte und den Anmerkungen folgt, wird er nur nothdürftig dasjenige ergänzen, was zu der Verständlichkeit der Sammlung vermisset werden möchte, und doch notorisch bekannt ist.

Der *Legitimationspunct* (§. 1, 2.) ist durch die Anmerkungen Nr. 15 und 17. bis auf die zwischen der kaiserlichen Plenipotenz und der französischen Gesandtschaft vom 4ten bis zum 14ten December gewechselten Vorschläge erläutert worden. Es ist aber die Form der unfeyerlichen *Vollmachtsvertauschung* nicht erzählt, nach welcher die beiden französischen Gesandten, unangemeldet, im nachlässigen Morgenanzuge bey dem kaiserlichen Plenipotentiario solche vollzogen, ohne der erbetenen Zusammenkunft an einem dritten Orte sich zu fügen. — Die Abwesenheit der *Erbmarschallamtlichen Behörde* wird hier nur mit wenig Worten angedeutet, und doch hatte sie noch mehrere nicht aus dem Protocoll ersichtliche Folgen, namentlich in Ansehung der *Polizey*. Von Wien aus war solche in die Hände des Territorialherrn gelegt, welcher darauf neben der gewöhnlichen Ortsobrigkeit eine Polizeycommission anordnete; die Constituirung und die Geschäftseinleitung derselben wurde sämmtlichen Gesandtschaften durch ein gedrucktes Circularschreiben bekannt gemacht, dessen unverfängliche Fassung den Ausweg sehr erleichterte. Wahrscheinlich entzog sich auch die kursächsische Gesandtschaft sehr gern den oft verdriesslichen Erbmarschallamtsgeschäften; sie verwahrte jedoch in einer sehr zweckmäfsig eingeleiteten Note bey gedachter Polizeycommission ihre Ansprüche, wobey es seitdem sein Bewenden hatte. — Wie in Ansehung des *Aufrufs* Kursachsen sich gegen den von Mainz und von Oestreich eingeführten Besitzstand, nach einem von Bremen vorgeschlagenen Temperament, durch Verwahrungen und Vorbehalt geäufsert habe, ergiebt das Protocoll S. 11—15; noch weniger Zeit wurde durch die Reservation von *Bremen* gegen *Würzburg* in Betreff der Ordnung des Votirens, (S. 15—17.) dem Hauptgeschäfte entzogen, und so kommen im Laufe des Protocolls aus dieser Kategorie noch sparsame Einschiebsel vor; wie z. B. in der 17ten Sitzung (S. 264.) der Vorbehalt der kursächsischen Rechte auf die im Elsass liegenden Hanauischen Lande gegen Hessen-Darmstadt.

(Die Fortsetzung folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Göttingen, b. Dieterich: *Beyspiele von allerley Unglücksfällen* zur Belehrung und Warnung besonders für die Jugend. Nebst einem Anhange über giftige Pflanzen. Mit acht illuminirten Kupfern. 1798. 168 S. 8. (18 gr.)

Sammlungen dieser Art können, bey gehöriger Auswahl und gutem Vortrage; viel Gutes stiften. Auch von diesen gesammelten Beyspielen hoffen wir, dass sie nicht ganz fruchtlos seyn werden; obgleich der Verfasser nicht so viel Fleifs darauf verwendet hat, als er wohl hätte thun sollen, und als er es, nach einigen wohlgerathenen Stücken zu urtheilen, gekonnt hätte. S. 132. finden wir *einen Beytrag zu Gefahren* der Toilette. Wer so etwas kann drucken, und in der Inhaltsanzeige zum Beweise, dass es kein Druckfehler sey, wiederholt kann abdrucken lassen, der (wenn man ihm sonst zutrauen darf, dass er deutsch zu schreiben verstehe) mufs sehr eilfertig und nachlässig arbeiten. Und wer, wie unser Vf. in der Vorrede, wünschen kann, dass sein Buch möchte in Schulen eingeführt werden, dem sollte doch sein guter Genius sagen: dass Erzählungen, wie die *lustig traurige Geschichte von einem Schulmeister und einer Kuh*, (S. 125.) mit seinem Wunsche im Widerspruch ständen. Der Anhang vom Hn. Prof. Hoffmann zu Göttingen ist sehr zweckmäfsig, und die Kupfer sind gut.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 11. May 1799.

GESCHICHTE.

Rastadt, b. Hofbuchdr. Sprinzing: *Protocoll der Reichsfriedensdeputation zu Raſtadt etc.*, von *Heinrich* Freyherrn *Münch von Bellinghauſen etc.*

Rastadt u. Basel, b. Decker: *Protocoll der Reichsfriedensdeputation zu Raſtadt etc.*

(*Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

In §. 3. iſt die *Verſammlungszeit* zwar nur vorläufig um 11 Uhr Vormittags beliebt worden; doch iſt es, bis auf den einzigen Fall einer Abendſitzung (S. 37.), bey dieſer Stunde geblieben. Die Dauer war gewöhnlich nur zweyſtündig; die der 28ten und 70ten Sitzung aber vierſtündig, deren Dictaturen auch 4 bis 5 Tage währten, und nur einmal folgten ſich unmittelbar zwey Sitzungstäge. — Bey denen im §. 4. protocollirten Vollmachten der *Particularabgeordneten* hätte die Bemerkung des Ausſtellungstages, neben dem der Uebergabe, zur diplomatiſchen Vollſtändigkeit gedient. Dieſe Vollmachten ſind auch weiter nicht zur Dictatur, noch zur Kenntniſs der Deputation gekommen, ſondern zu den Directorialacten gelegt worden.

Im §. 5. hebt die Geſchäftspflege mit den Maasregeln wegen des *Rückmarſches der kaiſerl. königl. Truppen* in die Erblande an. Einleuchtend iſt hier die zweckmäſsige Thätigkeit des Directorialen, der *ex mandato praeſumto*, ſchon am Tage *vor* der Sitzung von dem Reichsarmee-Generalinterimscommando militäriſche Nachrichten durch Stafetten einfoderte; freylich war er aber als kurmainziſcher Staatsminiſter dabey ſehr intereſſirt. Ungeachtet des im deutſchen Staatsrechte nicht ganz entſchiedenen gegenſeitigen Dienſtverhältniſſes beider Behörden erfolgte die Antwort doch ſchnell, und war, das Stillſchweigen über die Convention vom 1ten Decemb. ausgenommen, ziemlich befriedigend. Bemerkenswerth iſt auch, daſs dem Berichte an die Reichsverſammlung von Oeſtreich ſogleich beygeſtimmt wurde. Baden und Heſſen-Darmſtadt machten den auf gleichkluge Beurtheilung der Gegenwart und Zukunft gegründeten Antrag, daſs wenigſtens eine verhältniſsmäſsige Zurückziehung oder Verminderung der franzöſiſchen Truppen von dem deutſchen Reichs-Boden begehret werde. — In der Maaſse, wie ſich die Dictate der ſtändiſchen Abgeordneten und die Gefahren des Reichs vermehrten, verſtärkt ſich auch der Ton in den Abſtimmungen der *zweyten* Sitzung. Bremen benannte S. 32. zuerſt unter allen die Gefahr der deutſchen (Grenz-) Hauptfeſtung Mainz, und trug, um ſie vor einem *Coup de main* zu ſichern, auf eine Vereinigung der kaiſerlichen Plenipotenz mit dem Commando der Armee an. Baden, dem Oeſtreich darin beyſtimmte, hielt die Deputation nicht zur Leitung der Kriegsmacht des Reichs zuſammenberufen, und beſchränkte daher ſeine Wünſche auf die Angehung der kaiſerlichen Plenipotenz und auf tröſtliche Beruhigungsgründe. Kurmainz modificirte beides mit der Bemerkung, daſs von ſeiner Feſtung nicht blos ſein eigenes, ſondern das Wohl von ganz Deutſchland abhänge; und ſo vereinigte man ſich zu einem gemeinſamen Schluſſe. Von dieſer rühmlichen Einigkeit liegt der redendſte Beweis darin, daſs ein von Baden in der erſten Sitzung gethaner Vorſchlag jetzt durchging.

In der Abendſitzung kam (S. 38.) noch die bayeriſche Proteſtation gegen die Beſetzung der Feſtung *Ingolſtadt* mit fremden Truppen hinzu; um ſo unerwarteter, als die bayeriſche Abſtimmung wegen des Aufrufs (Seſſ. 1.) nebſt andern Umſtänden eine Anſchlieſsung an die öſtreichiſche Geſandſchaft erwarten lieſs.

In §. 10. wurde der wichtige Punct über die Führung des *Deputationsprotocolls* verhandelt, welchen das kurmainziſche Auskunftmittel gegen den Vorgang von 1682. dahin beſtimmte, daſs in einem an den Seſſionsſaal ſtoſsenden Zimmer, während der Seſſion, jeder geſchriebene Bogen, ſogleich abgegeben, und denen daſelbſt verſammelten zehn Legationsſecretären durch einen kurmainziſchen dictirt wird. Dadurch iſt allerdings der Zweck der frühern Expedirung und auch die Geheimhaltung perſönlicher Geſchäftszüge, weniger aber die der Verhandlungen ſelbſt, erreicht worden. Ob eine Entſchlieſsung des Reichstags mehr für die ſtaatsrechtliche Obſervanz oder für die Convenienz entſchieden haben würde, iſt wohl zweifelhaft. S. 47. findet man in der 39ten Anmerkung die Namen derer, ſo ſich hierauf zu dem Protocolle legitimirten.

Dem §. 12. der *dritten* Sitzung, welche vermiſchten Inhalts und alſo einer mehr logiſchen Zerlegung fähig iſt, ſind in den Anmerkungen S. 51—64. drey intereſſante Urkunden beygefügt, die bis dahin noch ungedruckt waren; nämlich eine Note der kaiſerlichen Plenipotenz an die franzöſiſche Geſandſchaft über das Ceremoniel und die Polizey, und eine andere über die Neutralität des Congreſsorts und der umliegenden Gegend (aus der Feder des Hofpubliciſten *von Blum*) nebſt der franzöſiſchen lakoniſchen Gegenantwort vom 13ten December (24. Frimaire).

Zu der ersten waren die Vorgänge von Ryswick mit dem *Comitatu*, den *scatis, turribus, ephebis, pediſſequis* und *Rhedariis, Sclopetis* und *gladiis* zum Grunde gelegt, welche bey der Einfachheit des Raſtadter Anzugs, der Gefolge, der Livree und Equipagen, freylich als *aujourdhui inutiles* abgelehnt werden konnten. Von mehr praktiſcher Beziehung war der Antrag der zweyten Note auf die *Neutraliſirung*, wodurch indirect der Truppenrückzug und die Rettung der Feſtung Mainz beabſichtiget wurde. Nach den beygefügten Nimwegor Acten war damals die Neutralität auf einen Umkreis von 20 Meilen ausgedehnet; die franzöſiſche Geſandſchaft wich dieſem durch eine ſchlaue Beziehung auf den Separatfrieden der Republik mit Baden, aus.

Bey dem Directorialvortrage über die *Legitimation* S. 54. iſt zu bemerken, daſs die franzöſiſchen Geſandten ſich die Reichsinſtruction aus dem ihnen mitgetheilten Weiſſeſchen Tractat wörtlich überſetzen lieſsen. Oeſtreich, das, nach den dem Drange der Umſtände gebrachten Opfern, nun ein ſehr conſequentes Syſtem zum Beſten des Reichs beobachtet, warnte mit Recht vor der Lage, daſs die Deputation nicht als *ein iſolirter Körper* erſcheine. Der Directorialis hatte aber durch die in der 47ten Anmerkung beygedruckte energiſche Miniſterialnote bey der franzöſiſchen Geſandſchaft ſchon das Eis gebrochen, und die Convention vom 1ten Decemb. mit Tag und Stunde namhaft gemacht; als Directorialis ging er zwar nicht *ſo weit*, aber doch mit Entſchloſſenheit voran.

Im §. 13. muſs die *Ajuſtirung* eines Directorialentwurfs, wenn ſie gleich hier und immer nur mit einem Worte, wiewohl S. 262. ſelbſt im Directorialvortrage als *gebührend* bezeichnet wird, dem aufmerkſamen Leſer nicht entgehen. Dieſe bisweilen ſtundenlange Ausübung eines wichtigen Rechts, gab in der Folge oft die mühſamſte und delicateſte Beſchäftigung, indem ſie zwar ſeit der 28ten Sitzung (Heft 5. S. 409.) nicht ſogleich nach der Abſtimmung ſondern in einer beſondern Sitzung vorgenommen, aber der Directorialentwurf des Concluſums nie vor dieſer zur Ajuſtirung beſtimmten Seſſion mitgetheilt wurde. Jedoch iſt ſelbſt im Eingange der 71ten Sitzung von dem Directorialen die Praxis angezeigt worden, nach welcher oft einzelne Stellen benutzt und ausgehoben werden, ſo oft dabey die Einwilligung der vorherigen Abſtimmungen vorauszuſetzen ſey; dieſerhalb iſt auch der Ausdruck, daſs ein Concluſum der Majorität gemäſs ſey, im ausgedehntern Sinne zu nehmen.

Der §. 14. über das *Formale* S. 70. hätte wohl einige Erläuterung verdient. Es iſt nämlich ein noch nicht genug erkanntes Verdienſt der Reichsdeputation, daſs ſie zur Erſparung von Zeit und von Weiterungen über viele Förmlichkeiten ſelbſt in ihren äuſsern Verhältniſſen, durch kurze Vorbehalte und ſtillſchweigende Uebereinkunft ſich möglichſt hinausgeſetzt hat. Die zwanzig erſten Sitzungen ſtellen davon viele Beweiſe vor Augen. So z. B. bezog man ſich in der neunzehnten bey der ganz unerwarteten Faſſung des Erlaſſes § 81. lediglich *ad priora*, (S. 282.), manche andere kamen aber nicht einmal zur Sprache. So iſt z. B. eine feyerliche Eröffnung des Congreſſes mit der franzöſiſchen Geſandſchaft, wie die Reichsinſtruction ad 1. lit. c. darüber ein *Schema ſeſſionis* nach der Concertirung vom Jahre 1680. an die Hand giebt, aus der Acht gelaſſen. Eben ſo die daſelbſt lit. q. vorgeſchriebene Erfoderniſs lateiniſcher Tranſumte bey dem Schriftwechſel mit der franzöſiſchen Geſandſchaft. — Ueber das Idioma gab der §. 34. (S. 156.) ſogleich die Norm bis zu der Abſtimmung ad art. 4. in der 17ten Sitzung (S. 244 ſeqq.) Die Deputation ſchrieb deutſch, und bekam franzöſiſche Antworten; der Auslegungskunſt eröffnete ſich dadurch ein weiteres Feld, das freylich auch nicht unbebaut geblieben iſt. Selbſt die deutſchen Vollmachten wurden der franzöſiſchen Geſandſchaft ohne eine Ueberſetzung der Urſchrift übergeben. Die Badenſche Abſtimmung in der 17ten Sitzung (S. 258. 259.) ſetzt dieſen Punct ſehr zweckmäſsig auseinander, behält aber für das Friedensinſtrument ſelbſt eine gedoppelte Ausfertigung bevor. In lateiniſcher Sprache kommen jedoch nur zwey Noten der kaiſerl. Plenipotenz an die franzöſiſche Geſandſchaft im ganzen Laufe der Verhandlungen, vor. In Hinſicht auf die Kanzleyformeln der kaiſerl. Plenipotenz und des Reichstags ſah die Deputation manches von der unverfänglichen Seite einer grammatiſchen Willkür an, worin ſonſt eine weſentliche Bedeutung und praktiſche Beziehung nicht ganz zu verkennen geweſen wäre, und ſcheint nur die Rettung des *Princips* bedacht zu haben. Daraus iſt nun eine Polyglotte entſtanden, deren Studium zu der Verſtändlichkeit des Protocolls und der Beylagen mit deren Eingangs- und Schluſsformeln nothwendig iſt. Nur allmählich bildete ſich jeder Theil ſein vollſtändiges Wörterbuch. So z. B. wird der mit der Deputation vereinte kaiſerl. Miniſter in dem Hofdecrete vom 1ten November *Bevollmächtigter* und ſonſt auch *Bothſchafter*, von der Deputation *Höchſt-Anſehnliche Plenipotenz*, in den franzöſiſchen Noten aber *Miniſtre plenipotentiaire* genannt, indem er ſich ſelbſt als *Kaiſerliche Commiſſion* darſtellt. Was die Subdelegirten anfänglich ſelbſt S. 59. *Reſolution* der kaiſerl. Plenipotenz nannten, hieſs nachher im Deputationsconſeſs ein *Erlaſs*, und in der kaiſerl. Kanzley ein *Commiſſionsdecret*. Die Erlaſſe der Deputation an die kaiſerl. Plenipotenz und ihre Sitzungsreſultate, welche die Reichsinſtruction art. 1. lit. m. *Deputationsſchlüſſe* nennt, wurden von dieſer ſeit dem 15ten Decemb. *Gutachten* betitelt; und da, wo ſich die Deputation mit ihr *vereinigt*, legte ſie ſich ein *Genehmigungsrecht* bey. Was S. 24. im Seſſionsſaal noch als *Bericht* an die Reichsverſammlung benannt wurde, hieſs nachher *Anzeige*, und die Mittheilung derſelben an die kaiſerl. Plenipotenz, deren Form durch die vierte Sitzung ihre nähere Beſtimmung erhielt, wurde ausſchlieſslich mit dem Worte: *Remiſs* bezeichnet. So werden auch die bey der

der Deputation Legitimirten, bald *Ablegati*, bald *Gesandte* und *Bevollmächtigte*, im Kanzleystil aber *Particularabgeordnete* genannt. — So nützlich nun eine durchgängig bestimmte Terminologie seyn würde, und so sehr sich auch unsere bürgerliche Schreibart von dem Grotesken säubert, so schwer ist es doch, im Geschäftsstil sich von allen Einschiebseln und Floskeln loszumachen. Gewöhnlich liegt es auch daran, von welcher Seite der *erste* Schritt geschehen soll.

In §. 15. der *dritten* Sitzung (S. 70.) wird die Legitimation eines Bevollmächtigten von *Loos-Hesbaige* registrirt, gegen welche *Lüttich* in der 31ten Sitzung, so wie Hessen-*Darmstadt* einst wegen einer Hessen-*Homburgischen* Gesandtschaft, sich verwahrte. Nach der Praxis des Deputationsdirectoriums ist nämlich weder Reichsunmittelbarkeit noch reichsständische Eigenschaft zu einer solchen Bevollmächtigung in Rastadt als erfoderlich geachtet worden, womit man den Croyschen Fall §. 92. Sess. 31. (s. sechstes Heft S. 436.) vergleichen kann. Bey den Geschäftsmittheilungen an die Particularabgeordneten suchte man indess die *Nichtbetheiligten* auszuschliessen.

Das Interesse des Geschäfts stieg sehr in der *vierten* Sitzung, wo der Deputation die französische Erklärung bekannt wurde, dass sie eine *illimitirte Vollmacht* haben müsse, ehe man zu den Verhandlungen schreiten könne, indem die Basis der Reichsintegrität unzulässig sey. Insgeheim war wohl bey jedem die Besorgniss dieses Schritts entstanden, weil seit 2½ Jahren die Umstände und der Besitzstand so verändert waren, und man hatte schon laut bedauert, dass die Reichsversammlung im November 1797., statt der Ajustirung der Reichsvollmacht in minder wesentlichen Puncten, auf jene nicht Rücksicht nehmen durfte. Die Deputation vereinigte sich auch daher sehr bald über den schleunigen Bericht an die Reichsversammlung. Ein bayerischer ganz unvorbereiteter Antrag auf die Mittheilung der Präliminarien von Leoben war, nachdem die geheimen Verabredungen vom 17ten October und vom 1ten December 1797. schon in den Abstimmungen genannt waren, an sich sehr unschuldig und vielleicht nicht einmal von praktischem Nutzen, weil jener Präliminarvertrag durch nachher eingetretene Umstände ganz vernichtet worden. Es reizte jedoch dieses die östreichische Subdelegation zu einer Aeusserung gegen die mit dem Reichsfeinde getroffenen speciellen Uebereinkünfte, welcher von Sachsen und Bremen sogleich begegnet wurde. Baden liess zwar dieses unbeantwortet, gab aber dagegen eine sehr ausgearbeitete Abstimmung dahin, dass die Instructionsertheilung an die Comitialgesandschaften beschleunigt werde, welcher dann die Mehrheit beystimmte.

Die Eröffnung dieses Schlusses an die Particularabgeordneten, ist S. 85., so wie die von der ersten Friedensbasis S. 282. in eignen Anmerkungen eingeschaltet, aber nicht ganz deutlich die Art und Weise der Mittheilung. Es geschah nämlich durch eine Einladung ihrer Secretäre eben so wie bey der Dictatur. Die in der Instruction angedeutete persönliche Erscheinung der Particularabgeordneten im Sessionssaal, ist noch gar nicht eingetreten, und die Seltenheit und unvermeidliche Verspätung jener Mittheilungen, so wie die anfängliche Geheimhaltung des Protocolls, veranlasste einiges Missvergnügen. Am 10ten Decemb. circulirte sogar der Entwurf unter mehreren Particularabgeordneten zu einem Gesuche an die Reichsdeputation, um zwey oder drey unter sich auszuwählende Deputirte als blosse Zuhörer bey ihren Deliberationen zuzulassen; allein dieses Project scheiterte. Kursachsen trug in der 19ten Sitzung (S. 276.) auf eine vollständige Benachrichtigung derjenigen Particularabgeordneten an, die bey der damaligen Lage ein *eigenes* Interesse hätten.

Der §. 17. ist der Festung *Ehrenbreitstein* gewidmet, deren Lage und conventionsmässige Ravitaillirung sehr viele Eingaben der kurtrierischen Gesandschaft und selbst officielle Druckschriften veranlasste. Was es damit damals für eine Bewandniss hatte, erhellet aus dem Inhalte der fünften Sitzung. Dieser Stoff geht bis zu der erfolgten Uebergabe durch das ganze Protocoll, und es ist daher nicht ganz diplomatisch, dass mehrere diesen Gegenstand betreffende Eingaben, wie z. B. die fünf in der 67ten Anmerkung beygefügten, gar nicht registrirt worden. Das Vorschreiten der französischen Truppen über die Waffenstillstandslinie und die feindliche Behandlung des Hn. Kurfürsten von Mainz stehen damit in enger Verbindung. Mündliche Aeusserungen der französischen Gesandten liessen nämlich einen feindlichen Ueberzug von Fulda und Würzburg befürchten. Nun war aber durch die Friedenspräliminarien von Leoben, und nachher durch den Frieden von Campo Formio das deutsche Reich zu einem Waffenstillstande verpflichtet, welchen Frankreich eingegangen war. Die Mittheilung einer abgerissenen Stelle aus jenen Präliminarien machte wohl dieses dem Reiche kund, aber nichts von andern Clauseln, die damit in Verbindung stehen mögen. Der Reichsgeneral von Staader versicherte die Fortdauer des Waffenstillstandes, ohne dessen Beschaffenheit anzudeuten, und erklärte auch die französischen Handlungen für völkerrechtswidrig; unter der Hand vernahm man blos, dass eine vierzehntägige Aufkündigungsfrist dabey festgesetzt seyn mochte.

Dieses war die augenblickliche Lage bey der *fünften* Sitzung. Auf jene ihr unbekannten Beschränkungen konnte die Deputation keine Rücksicht nehmen, sondern reclamirte, was aus der Natur eines allgemeinen und unbeschränkten Waffenstillstandes fliesst; also verwahrte sie auch später sich gegen alle neue Contributionen, Holzverwüstungen, Truppenanhäufungen zum Schaden der occupirten Lande, der Revolutionirungsversuche nicht zu gedenken. Der in den Abstimmungen von Kursachsen herrschende Geist der Mässigung zeigt sich hier aufs neue in dem Ausdruck eines *unerklär-*

baren Benehmens. Bremen deutete mit patriotiſcher Kühnheit auf den 8ten Art. der Militarconvention vom 1ſten December, und, da ein franzöſiſches Directorialarrêté vom 19ten Frimaire gewiſſe — einen weſentlichen Bezug auf das deutſche Reich habende — Verabredungen von Campo Formio deutlich benannte; ſo begehrte es deren Mittheilung. Baden verſtärkte dieſen Antrag durch die Beziehung auf ein Schreiben des kaiſerl. Miniſters Grafen von *Fugger* an den Hn. Markgrafen, welches noch nicht im Druck erſchienen iſt. Oeſtereich, das letzteres gewiſſermaaſsen deſavouirte, beſchränkte ſich auf einen officiellen Wiener Abdruck des Haupttractats von Campo Formio, mit dem Verſprechen nach *Zeit und Umſtänden das gehörige ausgiebig nachzutragen;* gegen Bayern rügte es ein *unfreundliches Benehmen*, woraus eine ſpätere Perſonalveränderung ſich vielleicht erklären läſst. Würzburg, welches nach ſeiner geographiſchen Lage einen plötzlichen feindlichen Ueberzug befürchten muſste, ſuchte, wie Heſſen-Darmſtadt, das Weſen der Sache mit den Rückſichten für den kaiſerlichen Hof zu vereinigen. Die wichtigen Beylagen dieſer Sitzung beſtehen in den vier Militärdeclarationen, welche zu Heidelberg am 11ten und 12ten May ausgewechſelt worden, und müſſen *vor* dem Protocoll geleſen werden; man vermiſst dabey leider! die Frankfurter Convention der Generalen von *Wernek* und *Hoche*, auf welche ſich in der deutſchen Note vom 25ten Octob. ausdrücklich berufen wurde, und jene Generalitätsordre von Udine, wodurch zuerſt den in Deutſchland ſtehenden Truppen der Waffenſtillſtand bekannt gemacht wurde.

In der *ſechſten* Sitzung wiederholte Oeſtereich ſeine Verwahrungen wegen der Souverainetätsrechte und entſchuldigte die Lage der Umſtände auf eine ſehr gewandte Weiſe mit den reichsſtändiſchen Vorenthaltungen des Quintuplums; auch berief es ſich hier zuerſt auf eine Stelle im Tractat von Campo Formio. Die Majorität vereinigte ſich, ungeachtet der von Baden wiederholten Bedenklichkeiten, dahin mit der Reichsverſammlung, daſs man weitere Erkundigungen über die Reichsarmee einzuholen habe.

Im §. 26. iſt die Legitimation der *königlich-preuſsiſchen* Geſandſchaft regiſtrirt, welche ſowohl ihres perſönlichen glänzenden Beſtandes als auch des Geſchäftseinfluſſes wegen, in den Annalen des Congreſſes ſehr merkwürdig iſt. Wenn gleich die in den Reichsſchlüſſen von 1795. angerufene Verwendung und Mitwirkung in der Realität nicht *eintrat;* ſo begründete ſie doch auf der einen Seite die Gegenwart dieſer Geſandſchaft, von welcher die von franzöſiſcher Seite ausdrücklich erfolgte Einladung, auf der andern Seite ſo vieles erwarten lieſs. Von jenem Beſtande iſt hier nichts bemerkt, auch nicht einmal die *wörtliche* Faſſung der Vollmacht, welche *auf die Wahrnehmung ſowohl der eigenen Angelegenheiten des Königs als auch der reichsſtändiſchen und kurfürſtlichen, und ſodann auf die Abſchlieſsung und Unterzeichnung von Tractaten* ſich erſtreckte. Der Geſchäftsgang dieſer Geſandſchaft liegt faſt ganz *auſser* dem Protocoll; keine Spur deutet darin an, wie, die nicht mehr zu behindernde Uebergabe von Mainz abgerechnet, man ſich der Erhaltung der Erbfürſten und der politiſchen Reichsintegrität befleiſsigte. Die erſte Eingabe dieſer Geſandſchaft bey der Deputation war die vom 14ten Februar wegen der Abtretung des linken Rheinufers; ſie giebt kein Licht über die Beſeitigung älterer bedungener Vortheile noch des angenommenen Compenſationsſyſtems; die noch ſpätern Eingaben wegen der Waalgrenze, der Büdericher Inſel und der Feſtung Ehrenbreitſtein aber, ſind ſpecielle und abgeriſſene Bruchſtücke, und es wird daher dieſer Theil der Raſtadter Congreſsverhandlungen eine der ſchwierigſten Aufgaben, ſelbſt für den erfahrnen Geſchichtſchreiber ſeyn.

In den *fünf* Sitzungen, welche das dritte Heft enthält, gedieh zwar das Hiſtoriſche von der Lage der Feſtung Mainz und von den franzöſiſchen Militärbedrückungen zu der Kenntniſs der Reichsdeputation; der groſsere Theil ihres Inhalts betrifft aber die Discuſſionen mit der Reichsverſammlung und mit der kaiſerl. Plenipotenz. — Ueber die Kanzleyformeln der letzten nahm Sachſen und Bremen S. 140 und 141. eine ſehr zweckmäſsige Wendung, vorzüglich durch die Feinheit in dem Zuſatze: *und ſonſtigen Einleitungen*, wodurch der Ausdruck der *Genehmigung* nicht auf den Deputationsſchluſs, ſondern blos auf den Antrag angewandt wurde. Von mehrerer Bedeutung war die Differenz wegen der anzuhörenden *erſten kaiſerlichen Propoſition*, welche die zwölfte und dreyzehnte Sitzung ganz abſorbirt. An ſich wäre zwar dieſelbe, als eine wenig erhebliche Formalität, und alſo als Incidentpunct zu behandeln geweſen. Allein inſofern die Legalität des bisher Unternommenen dadurch ſtreitig werden konnte, war die übereinſtimmende und präciſe Faſſung aller Abſtimmungen, und ſelbſt die conſequente Annäherung der öſtreichiſchen (S. 192 und 193.) ſehr zweckmäſsig und auch von erwünſchtem Erfolge. — Die Differenz mit der Reichsverſammlung wegen des Concluſi trium vom 23ten und vom 28ten December, erregte diejenige Empfindlichkeit, welche in den Abſtimmungen der neunten und zehnten Sitzung wahrzunehmen iſt. Mehrere hielten ſowohl die Ertheilung abgemeſſener Vorſchriften als auch die Abſonderung der Protocolle ſo wenig in dem Sinne der Geſetze als in den Vorgängen von 1682 und von 1697. begründet; ob aber nicht in dem Ratificationsrechte des Reichstags eine Richtſchnur zu finden, welche dieſen Anſtoſs ſehr mindert, ſcheint nicht ganz verwerflich.

(Der Beſchluſs folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 11. May 1799.

GESCHICHTE.

RASTADT, b. Hofbuchdr. Sprinzing: *Protocoll der Reichsfriedensdeputation zu Raſtadt* etc., von *Heinrich* Freyherrn *Münch von Bellinghauſen* etc.

RASTADT u. Baſel, b. J. Decker: *Protocoll der Reichsfriedensdeputation zu Raſtadt* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

In der *vierzehnten* Sitzung (der erſten im vierten Heft) liegt die Auswechſelung der mit einer auſserordentlichen Geſchwindigkeit beygebrachten neuen Generalreichsvollmacht mit der franzöſiſchen Geſandſchaft. Dieſe Schnelligkeit war zum Theil den perſönlichen und Amtsverhältniſſen des Directorialen, als dirigirenden Cabinetsminiſters, zu ſeinem hohen Committenten, und ſodann der geographiſchen Nähe der mehreſten Deputationshöfe zuzuſchreiben; ein Vortheil, der ſich oft im Laufe der Unterhandlungen zeigte. *Baden* iſt bey ſich zu Hauſe, und konnte daher eine ausführliche, und nach den damals *neueſten* Umſtänden abgemeſſene Comitialabſtimmung (S. 209—211.) veranlaſſen. Die Subdelegirten von *Kurmeynz* und von *Heſſendarmſtadt* können vorzüglich, bey den auf der Route angeſtellten Stationsreitern, in 48 Stunden inſtruirt werden. So auch *Frankfurt*, *Bayern*, *Würzburg* und *Augsburg* ebenfalls in kurzer Zeit, ſo daſs nur Sachſen, Oeſtreich und Hannover in beträchtlicher Ferne ſind. — Mit dieſer Vollmachtsauswechſelung ſteht die in der zwanzigſten Sitzung regiſtrirte neue Vollmacht der franzöſiſchen Geſandſchaft in nächſter Verbindung (S. 285.), welche, wie zu Campo Formio geſchehen, *Kaiſer und Reich* in dem Ausdrucke: *Empire germanique* zuſammenfaſste, aber, anderer Mängel wegen, erſt im Maymonat berichtigt wurde. Die §. 51. erwähnte *geheime Regiſtratur* hätte ohne Bedenken vom Herausgeber mit abgedruckt werden können; es liegt ein Beweis der patriotiſchen Abſichten der allgemeinen Reichsverſammlung darin, deren Anwendung aber dem Drange der Umſtände bald weichen muſste.

Die funfzehnte und ſechzehnte Sitzung wurde in Gefolg der zwölften und dreyzehnten mit der nähern Vorbereitung des *Erſcheinens* der kaiſerlichen *Plenipotenz im Deputationsconſeſs* und mit dieſer Feierlichkeit ſelbſt ausgefüllt; insbeſondere drehte man ſich um die Frage über die Zuläſsigkeit neuer Credentialien, wobey ſich aufs neue der conciliatoriſche Geiſt der Deputation neben der weiſen Temperatur des öſtreichiſchen Voti (S. 225.) bethätigte. In der verleſenen Propoſition hat die Darſtellung der Lehnsrechte in Italien in Rückſicht Savoyens, Mayland, Mantua, Modena, Maſſa und Carrara, Reggio, Cenda und Nizza bekanntlich nicht die Verhandlung aufgehalten, und iſt ſolche (Anf. December 1798) in Anſehung der liguriſchen und römiſchen Republiken noch unentſchieden. Weit mehr kam damals auf die Sätze an: wie *der erſte Friedensantrag zu machen*, und was auf *die franzöſiſche Präliminaräuſserung* zu *antworten* ſey. Dieſe war nämlich am 17. Januar gegen die kaiſerl. Plenipotenz und den Directorialen, gegen jeden einzeln, in einem angemeldeten Beſuche mündlich dahin abgegeben, daſs die franzöſiſche Republik als Baſis des künftigen Friedens den Rhein zur Grenze verlange; gegen letzten hatte ſie ſich noch wiederholt des Beyſatzes bedient: *Que la Republique voulait fortement les indemnites.* Der Directorialis öffnete darauf (S. 58.) die Berathung über die Frage, was auf dieſe verlangte Friedensbaſis zu beſchlieſsen ſey; weniger unverfänglich war aber (S. 240.) deſſen Bemerkung, daſs diesſeits eine erſte förmliche Propoſition zu machen jetzt nicht mehr thunlich ſey. Es ſtimmten daher in der ſiebenzehnten Sitzung alle auf eine ſchriftliche *Beantwortung* der franzöſiſchen Eröffnung. Oeſtreich behielt ſich, vielleicht mehr aus Staatsgründen als des Ganges der Verhandlungen wegen, in der ſiebenzehnten und achtzehnten Sitzung das Protocoll offen, erklärte jedoch, daſs es, obgleich nicht abſtimmend, nichts aufhalten wolle, was die Reichsdeputation allenfalls jetzt gleich und vorläufig einzugehen für nöthig erachte. In der Terminologie behielt man zwar den Vortheil in Händen, indem die franzöſiſche Beantwortung dieſes ſchriftlichen Aufſatzes (S. 273.) als *Replique* regiſtrirt wurde; allein im weſentlichen entſtand daraus der Nachtheil, daſs eine an ſich nicht klare noch verſtändliche mündliche Eröffnung als eine wirkliche Propoſition angenommen, daſs, mit Verabſäumung der oft ſo nützlichen Präliminarerörterungen, gleich auf das Materielle des Friedensgeſchäfts geantwortet, und daſs dadurch der Vortheil der Negociation in die franzöſiſchen Hände gelegt wurde. Allenfalls ſcheint eine Rückäuſserung von Seiten der kaiſerl. Plenipotenz hinlänglich geweſen zu ſeyn.

Dieſen Zuſchnitt abgerechnet, enthält die Umfrage S. 242—265. alle politiſchen und Rechtsgründe gegen die Annahme der vorgelegten Baſis. Kurſachſen deutet mit Recht auf das *wechſelſeitige* Intereſſe, auch in demſelben Sinne Bremen auf das Syſtem der ältern franzöſiſchen Staatsmänner, Heſſendarmſtadt

ſtadt auf das *wahre Wohl* der in *der erſten Jugend ſtehenden* franzöſiſchen Republik: Bayern ſubſtituirt eine andere Baſis, nämlich die vordern mit Frankreich eingegangenen Friedensſchlüſſe; Bremen hebt auſserdem beſonders den ſeit dem Anfange des Kriegs ſtandhaft behaupteten und auch in die Note gebrachten wichtigen Satz hervor, daſs Deutſchland nicht *hauptkriegführende* Macht, ſondern nur *hülfleiſtender* Theil und Frankreich der angreifende war. Im Badenſchen Voto liegt allein der ahnende Fingerzeig, daſs das Reich *kein geringes* Opfer werde bringen müſſen; womit deſſen beſtimmter Antrag in der neunzehnten Sitzung, auf die Beförderung und Beſchleunigung der Friedenshandlungen gut übereinſtimmt. Den Keim der Säculariſationen, der in der franzöſiſchen Eröffnung lag, ſuchte Maynz (S. 261 — 263.) in ſeiner Abſtimmung ſchnell zu erſticken, indem es auf die Belaſſung des Eigenthums in den etwa abzutretenden Landen, allenfalls nach den franzöſiſchen Conſtitutionsgrundſätzen, antrug, und die Unthunlichkeit der Entſchädigungen, unter Beſeitigung des unanwendbaren weſtphäliſchen Friedens auf eine ſehr gewandte Weiſe vorſtellte. Für die Statiſtik giebt die Heſſendarmſtädtiſche Abſtimmung einige Zahlen, z. B. in den 10 elſaſſiſchen Aemtern die Volkszahl auf 100,000 Seelen, und die Einkünfte 400,000 fl.; ſo wie vom Amte *Lemberg* allein auf 200,000 fl. an. Eine von der kaiſerl. Plenipotenz beabſichtigte Abänderung des Deputationsſchluſſes hatte keine Folgen; und ſo entſtand denn am 26. Januar die erſte ſchriftliche Note.

In der von der franzöſiſchen Geſandſchaft darauf eingegebenen ſogenannten *Replique* (S. 274. 275.) wurde die in einigen Abſtimmungen liegende und nur im Zuſammenhange erklärliche Bemerkung ergriffen, daſs die franzöſiſche Republik durch die Lande des linken Rheinufers keinen *conſiderablen* Zuwachs von Macht und Gröſse mache, womit man die vorgeworfenen Vergröſserungsabſichten abzulehnen hoffte. Daſs darin für die *eigene Ruhe des Reichs* die Rheingrenze verlangt wird, nahmen mehrere ſogleich für einen bittern Spott, und die Einſendung der deutſchen Note nach Paris für einen deutlichen Beweis an, daſs zu Erringung des *ganzen* Rheinufers ſo wenig die geſandſchaftliche Inſtruction als die Hoffnung des Gouvernements damals begründet war. Allein die Einnahme der Rheinſchanze von Mannheim, die officiellen Berichte von der Gefahr der Feſtungen Philippsburg und Ehrenbreitſtein (S. 282.), die ſtarke Bedrohung des fränkiſchen Kreiſes mit den an der obern Nidda concentrirten Truppen und das ſo nahe Geklirre der Waffen mit den fortwährenden Gerüchten von Buonaparte's Rückkunft und von der alsdann unausbleiblichen Ueberſchnellung der Verhandlungen, erſchwerten gar ſehr eine ruhige kalte Fixirung der Gegenwart und der Zukunft; jedoch beharrte man in der zweyten deutſchen Note ſtandhaft auf der Reichsintegrität.

Ueber die Ajuſtirung der Note liefert der §. 66. (S. 286.) ein in den Verhandlungen einziges Beyſpiel, nämlich daſs die von dem Directorialen ausgeſetzten Puncte der franzöſiſchen Note nach der Sitzung, *ſtantibus in Circulo*, in Berathung gezogen wurden. — Ein ſchmeichelhafter Beweis des Vertrauens der Subdelegirten auf ihr Directorium, mit welchem die in den Abſtimmungen für letztes ſtets abgegebenen verbindlichen Bezeugungen zwar in beſter Verbindung ſtehen, welcher aber der hergebrachten Obſervanz und Verfaſſung bey wirklichen Deliberationsgegenſtänden nicht ganz gemäſs zu ſeyn ſcheint, und ſelbſt dem Directorialen wegen der Verantwortlichkeit läſtig fallen muſs.

Zwey Incidentpuncte, die auf den Gang des Friedensgeſchäfts keinen weſentlichen Bezug haben, ſind aus dem vierten Hefte noch herauszuheben; nämlich aus der ſiebenzehnten Sitzung die aufrühriſchen Bewegungen in einem Bezirke des Oberrheins, und aus der achtzehnten die Reiſe des B. *Bacher* nach Regensburg. Jene (§. 57. S. 237.) beſchränkten *ſich* auf die vom Elſaſs her, und höchſt wahrſcheinlich von der Ehrſucht eines franzöſiſchen Obergenerals, der den Stifter der cisalpiniſchen Republik durch die Begründung einer *Transrhenaniſchen* verdunkeln wollte, herrührende Impulſion. Obgleich das Verzeichniſs der Theilhaber auch auf die entfernteſten Gegenden Deutſchlands deutete; ſo wuchs die Giftpflanze doch gewiſs nicht auf deutſchem Boden. Die Beſtrafung einiger Werkzeuge durch Badenſche Gerichte machte den Ganzen ein Ende, und vielleicht wäre es jetzt angenehmer, dieſen Gegenſtand, welchen Kurmaynz S. 264. als eine drohende Revolution am rechten Rheinufer bezeichnete, und den auch Kurtrier (S. Beyl. XXXV. S. 90.) nebſt Heſſendarmſtadt urgirte, gar nicht in den deutſchen *Friedensannalen* verzeichnet zu ſehen. — Die Reiſe des B. *Bacher* nach Regensburg (§. 61. S. 269.) konnte bey dem Beſtande der kaiſerl. Inhibitorien nicht wohl eigenmächtig autoriſirt werden, und in ſofern iſt die Verweigerung des Paſſes von Seiten der kaiſerl. Plenipotenz ganz begreiflich.

Zwar beſtand die franzöſiſche Geſandſchaft darauf, daſs er bloſs als franzöſiſcher Bürger dahin gehe; aber die Kundbarkeit ſeiner Verhältniſſe und ſeine eigenen in Raſtadt gemachten Aeuſserungen hatten wenigſtens den Anſchein einer diplomatiſchen Sendung, die ſich auch nachher völlig beſtätigte. Der Ausgang war dieſer, daſs der B. Bacher ohne kaiſerl. Paſs ſeine Reiſe über Nürnberg und Anſpach nach Regensburg antrat, ein ſelbſtgebahnter Weg, auf welchem bekanntlich nachher die franzöſiſchen Geſchäftsträger nach Dresden, München u. ſ. w. nachfolgten.

Das *fünfte* Heft umfaſst *zehn* Sitzungen, welche faſt ganz die Verhandlung wegen der Rheingrenze ausfüllte, ohne ſolche bis zu der Abtretung des ganzen Ufers zu bringen. Einige §§. darin betreffen das Formale, z. B. der §. 68. wegen der kaiſerl. Plenipotenz und §. 69. 80 u. 81 wegen der ſchon ſelten werdenden Legitimationen, unter welchen das Intereſſe der in der Bayeriſchen Subdelegation vorgefallenes

nen. Veränderung sich schon im Ueberblicke der kernhaften Abstimmung Sess. 28. S. 367. zeigt. Die kurzen §§. 71. 72. 75 u. 76. beziehen sich auf die Wegnahme der Rheinschanze bey Mannheim und auf Ehrenbreitstein, §. 73. aber auf die damaligen Unruhen am Oberrhein. Dagegen absorbirte die französische Foderung des linken Rheinufers mit Recht alle Zeit und Aufmerksamkeit.

Schon in einigen Abstimmungen der zwey und zwanzigsten Sitzung S. 305—308., so wie später S. 331., leuchtete die Geneigtheit zu einer theilweisen Abtretung hervor. Der französische Besitzstand des Ganzen nach connivirter Wegnahme der übrig gebliebenen Theile, der erschöpfte Finanz- und Militärstand des Reichs und dessen *hülflose* Lage bey der Passivität der beiden grosen Höfe, dieses sind die Farben, mit welchen die meisten Abstimmungen mehr oder weniger schattirt wurden. Einzeln sind darin auch Präliminaranträge und Modificationsvorschläge aller Art berührt; in der kursächsischen Abstimmung das Bestreben, sämmtliche Foderungen mit einemmal aufgestellt zu sehen, und von Oestreich eine bestimmtere Erklärung hervorzulocken; — in den Oestreichischen die Hoffnung, den Niederrhein bis Andernach zu retten, mit der noch beynahe nach Jahresfrist fortgeführten Sprache, die Reichsdeputation in nichts behindern zu wollen; — in den Bayerischen (S. 303.) die mit dem damals auch an Auswärtige erlassenen Circularschreiben übereinstimmende Anrufung des Kaisers (als Königs von Ungarn?) und des Königs von Preusen; — in den *Bremischen* völkerrechtliche Darstellungen; — in den Kurmaynzischen (S. 316 u. 317.) die Vorbeugung des Entschädigungspuncts durch dessen ausdrücklichen Vorbehalt für Kaiser und Reich. Gegen diese Ablehnungsversuche wirkte aber eine aus dem Schosse der Deputation unwillkürlich hervorgegangene Impulsion, die Erklärungen der aufgefoderten Particularabgeordneten zu der bereitwilligsten Abtretung ihrer Besitzungen am linken Ufer (§. 78. 79—82.). Der Vorschlag, den Kursachsen S. 329. zu ihrer *Anhandgebung desjenigen, was ihnen dienlich und zweckmäsig scheinen dürfte*, bey Gelegenheit der gewohnten abschriftlichen Mittheilung that, war auf die Angabe des reellen Verlusts der Committenten gerichtet. In diesem Sinne schlossen sich die Nachstimmenden der allgemeinen Fassung an, welche auch so (S. 332.) in den Deputationsschlus kam, und deren Mittheilung eben so generalisirt als beeilt wurde. Die Art, wie sie geschah, ist hier nicht, wie bey den Anmerkungen Nr. 93 u. 94. angegeben; bemerkenswerth war aber dabey die Erklärung des nicht betheiligten Meklenburg-Schwerinschen Hofes bey dem Stillschweigen des Kurpfälzischen, die Gleichstellung eines Königshofes, dessen Mitwirkung und Verwendung in den Reichsschlüssen, so wie die förmliche Zuziehung zu den Tractaten auf dem Interesse eigener Aufopferungen begründet war, mit den Reichsrittern und Grafen, und die verspätete Kurtrierische Eingabe (S. 417.); — so wie in Ansehung des Inhalts die Bedingung der Entschädnifs, und in einigen (z. B. Nassau) die Mitwirkung von Frankrich. Diesen mächtigen Antrieb von aufsen suchten die französischen Gesandten durch äusserst nachdrückliche Drohungen und geflissentliche Ausstreuungen zu benutzen, welche deutsche Terroristen dann geltend zu machen wusten. Dazu kam selbst im Schosse der Deputation ein deutlicher Fingerzeig S. 349., und die Schnelligkeit der Instructionseinholungen, um das Gebot der Hälfte des linken Rheinufers so geschwind hervorzubringen. Neben der bey wirklichen Staatsministern vorauszusetzenden mehrern Autorisation, welche vorzüglich auf Kurmaynz anwendbar ist, konnten Würzburg, Baden, Hessendarmstadt, Augsburg und Frankfurt bey gröstentheils unterlegten Stafetten sich schleunig instruiren. Doch, selbst nach dem fehlgeschlagenen Anerbieten der Hälfte paarte sich mit den deutlichsten Beweisen der Nachgiebigkeit patriotische Behutsamkeit und gründliche Darstellung. Besonders ist die gewandte Fassung des östreichischen Voti in der acht und zwanzigsten Sitzung und dessen zweckmäsiger Antrag auf eine nähere Bestimmung der militärischen Grenze zu bemerken, den Kurmaynz unter Anbietung eines der beiden *Moselufer* modificirte. Auf diese Weise entstanden die jenseits nie gehörig beantworteten 18 Puncte vom 3. März, worin blos *überlassen*, nicht abgetreten wird, und zwar das *überrheinische Land*, nicht der *Cours du Rhin*, unter mancherley Ausnahmen und Modificationen.

Das *sechste* Heft, welches mit den Sitzungen 31—40 den ersten Band beschliesst, führt nach vergeblicher Anerbietung des Rheins bis an die Nette die Hauptnegociation bis zu der Ueberlassung des ganzen Rheinufers und der Annahme des Princips der Säcularisationen. Aufser einer Episode über Zeitungsunfug §. 99. den Legitimationsanzeigen, und der fortwährenden Verwendung wegen Ehrenbreitstein ist darin nichts als dieses enthalten. Auf welche Weise und wie die *deutsche Nachgiebigkeit* bis dahin gediehen, erhellt aber nicht ganz deutlich aus den Abstimmungen, sondern gehört zu der geheimen Geschichte des Congresses. Nur dieses hier, dafs von den bedeutendsten Geschäftsmännern auch dieses Opfer hingearbeitet wurde, nachdem die Apprehensionen wegen der Absichten auf Bayern verschwanden, und dafs die Demokratisirung der Schweiz und die Stimmung einzelner Subdelegationshöfe ebenfalls zum mächtigen Antriebe dienten. Zu den 18 Puncten vom 3. März kamen nun noch zwey andere *Voraussetzungen* (s. Sess. 32. §. 93.) die des Truppenrückzugs und der Entsagung auf sonstige Ansprüche. Die Wahl dieses Ausdrucks im Kursächsischen und Bremischen Voto war desto schicklicher, da die Erfüllung dieser Puncte erst jener Abtretung hätte *vorangehen* sollen. Oestreich, als Mitglied der Deputation, wich der Friedensbasis bestmöglichst aus, äusserte aber doch zuerst in der fünf und dreyssigsten Sitzung, dafs *alle Alteration in dem bisherigen Zustande des Reichs nicht gänzlich hintangehalten we-*

den könne. Die kaiserliche Plenipotenz, welche mündlich erklärte, die Annahme der ersten Basis ohne Vorbehalt des Niederrheins nicht an die französische Gesandschaft befördern zu können, überbrachte darauf das Resultat ohne ausdrückliche Vereinigung, welches aber sowohl französischer Seits, als von der Reichsdeputation für eine *stillschweigende Einwilligung* angenommen wurde. In den Kurmaynzischen Abstimmungen leuchtete eine merkliche Aenderung des Systems zu Annahme der französischen Foderungen hervor, deren Schlüssel S. 481 u. 482. nur zum Theil zu Tage liegt, und in einem geistlichen Incorporationsprojecte zu suchen ist. In der Directorialeigenschaft veranlasste auch die immer schwieriger werdende Ajustirung einige Collisionen, wie das Bremische *Votum* in Sess. 33. und der Vorbehalt sämmtlicher Subdelegirten in der sechs und dreysigsten (*dass man sich über das Conclusum bey der Fassung des Erlasses das weitere vorbehalte*) zur Genüge andeuten. Immerhin blieb die Beantwortung der französischen Note sehr unbefriedigend, und das Zögern der kaiserl. Plenipotenz diente zu nichts, als zu einem heftigen französischen Andringen auf einseitige Uebergabe der Deputationsantwort.

Was nun insbesondere das Entschädigungsprincip betrifft, so ergeben die darüber abgelegten Abstimmungen, aus welchen verschiedenen Gesichtspuncten die Subdelegationshöfe ausgingen. Drey davon, *Maynz*, selbst dem Säcularisationssystem nicht zuwider und launigt, *Hessendarmstadt* mit etwas gewagten Sätzen, und *Baden* mit consequenter Logik, erwarteten ihre Entschädigungen blos von Frankreich. *Sachsen* und *Bremen* wollten dagegen die Einmischung dieser Macht ganz davon entfernt wissen, und zwar ersteres (S. 528.) mit einem Seitenblick über die Unrechtmäsigkeit der Säcularisationen, letztes aber mit stets wachsender Geneigtheit zum Frieden. *Oestreichs* Entschädigungsforderung für den burgundischen Kreis war die wirksamste Erklärung gegen alle und jede Entschädigung mit Land und Leuten; es war blos für Entschädigung mit Geldzahlungen geneigt. *Würzburg* und *Augsburg* stimmten fast im Geist von Oestreich. So entstand die Majorität für die Fassung von *Bayern* und *Bremen*, dass man mit dem Modo von Säcularisationen, als *dem einzigen möglichen in thesi*, zu den erfoderlichen Indemnisationen zu gelangen habe.

Bey diesem schwierigen weitaussehenden und verwickelten Gegenstande wäre es vielleicht nützlich gewesen, die Competenz der Reichsdeputation als Inbegriffs der Deputationsstände zu der Annahme und Anwendung des Säcularisationsprincips in irgend einem Voto staatsrechtlich zu deduciren. Wenigstens musste die Befugniss von Kaiser und Reich im Fall der Noth und *pro salute publica* auf geistliche Stifter zu greifen, darin dargethan werden. Zur möglichsten Hebung aller Hindernisse wären auch die von den Entschädigungen auszuschliessenden Gegenstände anzudeuten gewesen, sogleich z. B. was vor dem Kriege nicht besessen oder streitig war, was durch anderweite Friedensschlüsse zu Campo-Formio, von Sardinien u. s. w. schon abgetreten worden, was ausser dem deutschen Reiche, in Italien, Elsass, Lothringen u. s. w. verloren gegangen, und endlich der sogenannte Kriegsverlust. Dadurch wäre die *ausschliessliche* Zulassung der *weltlichen reichsständischen Erblande* constatirt worden. In gleicher Hinsicht wäre eine Einschränkung des Säcularisationsobjects auf die Ueberbleibsel von abgerissenen Hochstiftern, auf die Reichsprälaten und *mittelbaren* Güter von Nutzen gewesen, um die Erhaltung der geistlichen Kuren und vordersten Bisthümer gleichsam zu garantiren; auf welches die östreichischen Vota deuten. Eine historische Episode aus dem Nymweger Frieden füllt dagegen die S. 516—527.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Wien*, in Comm. b. Schaumburg u. Comp.: *Kurze Erklärung der Zeichen aller berühmter Künstler, welcher sie sich bey Verfertigung der Bildnisse berühmter Männer bey ihren Arbeiten bedient haben.* mit 11 Kupfertafeln, welche solche verborgene Zeichen enthalten. 1798. 16 S. Text. 8. (20 gr.) Der Zweck dieser kleinen Schrift ist nicht leicht zu errathen. Soll sie ein Verzeichniss von den Monogrammen seyn, welche auf den Kupferstichen, Holzschnitten und Gemälden vorkommen; so ist solches sehr unvollständig, und wird von Christ's bekanntem Werk über diesen Gegenstand gewiss sehr übertroffen; oder soll sie, wie der Titel anzuzeigen scheint, nur diejenigen Zeichen enthalten, welche auf Bildnissen von berühmten Männern stehen; so ist des ungenannten Vfs. Mühe zum wenigsten sehr unnütz gewesen. Wir vermuthen daher, dass derselbe entweder selbst eine Sammlung von Bildnissen besitzt oder freyen Zutritt zu einer solchen hat, und den mächtigen Trieb — etwas drucken zu lassen, nicht anders als auf diese Weise zu befriedigen gewusst hat.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 13. May 1799.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Ueber Deutschlands Verfassung und die Erhaltung der öffentlichen Ruhe in Deutschland*, von *Günther Heinrich v. Berg*. 1795. 389 S. 8. (18 gr.)

Mit der bekannten Preisfrage der kurmainzischen Akademie zu Erfurt, welche die Auffoderung zu einer populären Schrift enthielt, wodurch das deutsche Volk von den Vortheilen seiner vaterländischen Verfassung belehrt, und vor den Uebeln gewarnt würde, wozu überspannte Begriffe von ungemessener Freyheit und idealischer Gleichheit führen, wurden zugleich die vier Fragen zur Beantwortung vorgelegt: 1) auf wie vielerley Art kann man die Unterthanen eines deutschen Staats überzeugen, dass sie unter einer weisen, gerechten und milden Regierung leben? — 2) Was heisst bürgerliche Freyheit, und auf wie vielerley Wegen lassen sich richtige Begriffe davon unter alle Stände, besonders die niedrigsten Volksclassen verbreiten? 3) Wie müssen zur Erreichung dieses Endzwecks die häusliche Erziehung, der Unterricht auf Schulen und Universitäten, in Volksbüchern und Zeitschriften, und andere zur Nationalbildung gehörige Anstalten eingerichtet werden? 4) Durch welche Mittel kann man, ohne auffallenden Zwang, es dahin bringen, dass die dazu vorgeschlagenen besten Einrichtungen wirklich ausgeführt werden? Der schon durch mehrere politische und staatsrechtliche Schriften vortheilhaft bekannte Hr. Prof. v. *Berg* zu Göttingen übergab der Akademie einige Beyträge zur Beantwortung dieser Fragen, welche in der Erf. Gel. Zeit. v. 1794 recensirt wurden, und wovon sich in der, in eben dem Jahre, zu Erfurt gedruckten Abhandlung: *über Erhaltung öffentlicher Ruhe in Deutschland und anderen Staaten etc.* ein Auszug findet. Die gegenwärtige Schrift ist nun eine ausführlichere Entwickelung der vorigen Beantwortungen. Der Vf. handelt vorläufig von *Freyheit* und *Volkszufriedenheit*. Freyheit des Bürgers sey der Besitz des Rechts, alles zu thun, was ihm gefällt, wenn er nur dadurch die vollkommenen Rechte anderer nicht verletze. Diese Freyheit könne und solle jede, auf Grundgesetzen beruhende, Regierungsform gewähren, und der immer mögliche Missbrauch sey in der Demokratie am gefährlichsten, weil gegen den Willen aller für den Einzelnen keine Rettung übrig bleibe, wogegen der aristokratische und monarchische Bürger, noch in den Grundgesetzen des Staats, die kein einseitiger Wille aufheben könne, und selbst in der öffentlichen Meynung, eine mächtige Schutzwehr finde. (Diese schon von andern gemachte Vergleichung ist sehr schwankend: denn es kommt dabey auf die relative Güte der monarchischen und aristokratischen Regierungsformen an, von welchen nur wenige solche Grundgesetze haben, die der einzelne Bürger zur Schutzwehr gegen die Regenten brauchen könnte. Die öffentliche Meynung allein ist aber gewöhnlich zu schwach und überdies ein sehr trüglicher Maasstab.) — Die Zufriedenheit oder Unzufriedenheit des Volks entstehe nicht immer von wirklichen Mängeln der Regierung: das Volk pflege oft ganz zufällige Uebel der Regierung beyzumessen, und daher sey es höchst nothwendig, selbiges auf richtigere Beurtheilungsgründe zu leiten, als es gewöhnlich bey seiner in Selbstsucht ausartenden Selbstliebe gebrauche. Der Vf. betrachtet im II. *Abschnitt* die *Mängel* und *Vorzüge des deutschen Staatskörpers*, und zeigt dabey sehr einleuchtend, dass dessen Verfassung zwar nicht die beste sey, aber doch mit Recht unter die besseren gehöre; dass einige ihrer Mängel, besonders das schlechte Executionswesen, innigst mit ihr verwebt seyen, und deren Verbesserung daher, ohne Aufhebung der Verfassung selbst, nicht erwartet werden könne; dass aber doch kein guter Bürger den Umsturz dieser Verfassung wünschen werde, weil die wesentlichen Mängel derselben nicht ohne Aufopferung sehr wesentlicher Vortheile, und ohne Kränkung der Eigenthumsrechte, zu heben seyen. Im III. *Abschnitt* werden die vorzüglichsten *Quellen der Volksunzufriedenheit, die nicht in den Mängeln der Staatsverfassung* und *Verwaltung liegen*, untersucht. Hier geht der Vf. die verschiedenen Stände, die Bildung und Grundsätze derselben durch, und findet vornehmlich in der häuslichen und öffentlichen Erziehung der niederen Volksclassen, den Keim der meist ungegründeten Volksunzufriedenheit und den Anlass zu Revolutionen, weil die Bildung des gröseren Haufens leider fast in allen deutschen Staaten vernachläßiget werde. Er schlägt daher im IV. *Abschnitt* einige *Mittel vor, die Unzufriedenheit des Volks zu vermindern* und die öffentliche Ruhe zu erhalten. Diese bestehen, wie man leicht erwarten kann, in einer bessern moralischen Bildung der Staatsbürger, sowohl durch häusliche als durch öffentliche Erziehung; in Verbreitung zweckmäßig belehrender Volksschriften; in einer vernünftigen Pressfreyheit; in einer mehr auf Moralität als auf Sinnlichkeit berechneten Einrichtung der Volksfeste und öffentlichen Vergnügungen; in einem richtigern Verhält-

nifs der verschiedenen Stände, wobey keiner vor dem andern vorzüglich begünstiget, die Ueberhäufung einzelner Stände, besonders des gelehrten, verhindert werde, und die Mitglieder der höheren Classen, durch ein herablassendes menschenfreundliches Betragen, ihre geringern Mitbürger bey guter Laune zu erhalten suchen; endlich in dem Bestreben der Regierungen, Obrigkeiten und Beamten, sich die Liebe der Unterthanen zu erwerben. Lauter gute zweckmäfsige Vorschläge, denen aber leider so manche Schwierigkeiten im Wege stehen, die, eben so wie die angeführten Mängel, mit der sich sehr unähnlichen Verfassung der meisten kleinen und grofsen deutschen Staaten innigst verwebt sind.

Leipzig, b. Hilscher: *Beurtheilung der jetzigen Mode gewordenen politischen Grundsätze, nebst Vorschlägen und Mitteln, sie zu widerlegen, für wahrheitliebende Deutsche.* 1798. 206 S. 8. (14 gr.)

Diese Schrift enthält zehn Abhandlungen. Der Vf. erklärt sich weder über den Zweck und die Veranlassung derselben, noch darüber, für welche Classe *wahrheitliebender Deutschen* er sie bestimme. Diejenigen, deren Verstand durch Unterricht und Lectüre gebildet ist, würden darin weder neue Bemerkungen finden, noch durch die Schönheit des Vortrags, die älteren noch einmal zu lesen, bewogen werden können; die Ungebildeten würden ihn sehr häufig nicht verstehen, z. B. S. 17.: „Was verursacht alles „physische oder alles moralische Uebel? Jenes eine „Abweichung der Natur, dieses eine Abweichung „des Willens! Gott sendet kein Uebel; alles partielle „Uebel ist, recht verstanden, entweder allgemeines „Gut, oder der Zufall läfst es zu, oder es entfällt „der Natur; doch aber nur auf kurze Zeit und nur „selten, bis der Mensch es alles vermehrte.“ In der ersten und zweyten Abhandlung wird mit vielem unnützen Wortaufwande bewiesen, dafs die Glückseligkeit hier auf Erden nur in der Tugend zu suchen sey. Als Rec. die dritte Abhandlung las, und auf die Materie vom Adel kam, schien ihm alles so bekannt, als ob er es mit eben den Worten neuerlich gelesen hätte. Endlich lösten ihm folgende Stellen S. 57—58. das Räthsel: „Der Adel hat nicht überall „zu viel Einfluss und Gewalt ohne Rücksicht auf Ver„dienst.“ — „Die Edelleute rissen oft so viel an sich, „dafs dem Volke gar nichts übrig blieb.“ Wenn der Leser die Beurtheilung von Kottnauer's Schrift: *Woran liegt es, dafs unsere Zeiten nicht besser sind?* In Nr. 358. des vorigen Jahrgangs vergleichen wollen: so werden sie dieselben Worte finden. Eben die Gleichförmigkeit beider Schriften, von der diese schöne Vertheidigung des Adels einen Beweis giebt, fand Rec. auch bey den folgenden Materien besonders bey den Bemerkungen über Freyheit, Religion und Erziehung. Ob er gleich die Kottnauerische Schrift nicht mehr bey der Hand hat, um sie mit der hier angezeigten vergleichen zu können: so bleibt ihm doch kein Zweifel übrig, dafs Hr. K. solche nur in eine andere Form umgeschmolzen, und sie so etwas vermehrt unter einem andern Titel nochmals zu Markt gebracht habe; und das in demselben Jahre! — das ist freylich etwas auffallend. Zu mehrerer Begründung der Richtigkeit dieser Vermuthung will Rec. noch eine in der Beurtheilung der ersten Schrift gleichfalls eingerückte Stelle hier ausheben, welche hier mit Abänderung weniger Worte S. 169. u. ff. also lautet: „Die, welche noch die alte Wahr„heit vertheidigen, dafs Religion mehr aufklärt als „alle Philosophie, und dafs christliche Gesinnungen „das allersicherste Mittel sind, mehr Freyheit und „Glück in die Welt zu bringen, kämpfen zu schwach „gegen den Strom des herrschenden Geschmacks und „dürfen keinen Beyfall erwarten, weil sie nur alte „Sachen zu sagen haben.“ Eine vortreffliche neue Quelle der Speculation würde sich freylich in unserm ohnehin so schreibseligen Jahrzehend den Bücherfabricanten öffnen, wenn sie dieselbe Waare dem Publicum unter mehreren Titeln vorlegen könnten; und je schlechter diese ist, je weniger dürfen sie besorgen, entdeckt zu werden, wenn nicht zufällig beide Schriften, wie hier, in die Hände desselben Recensenten kommen.

Alle bey der vorigen Schrift gerügten Fehler treffen auch diese. Der Vf. mag nicht leer von Kenntnissen seyn; aber es ist alles unverdaut. Auf jeder Seite bemerkt man sein Schwanken zwischen den sogenannten alten und den neuen Grundsätzen. Er scheint oft selbst nicht zu wissen, was er will; wie kann er es seinen Lesern deutlich machen? Nachdem er über die Vernachläfsigung der christlichen Religion geklagt hat, sagt er S. 162.: „An der „Neigung zu gemeinnützigen liebreichen Anstalten, „an der wahren Güte und Billigkeit, die gewifs im „Geiste unsers Zeitalters zu finden ist, hat der Geist „der ächten Christusreligion Antheil. Hätte er nur „wahren Einfluss aufs Ganze!“ Was soll das wohl heifsen? Wie kann den der Geist der Religion mehr wahren Einfluss auf das Ganze haben, als wenn er Neigung zu gemeinnützigen liebreichen Anstalten, wahre Güte und Billigkeit befördert?

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Nürnberg, in der Bauer- und Mannischen Buchh.: *Communionbuch für denkende Christen.* Von *Valent. Karl Veillodter*, Mittagsprediger an der Kirche zum heiligen Kreuz bey Nürnberg. Mit einem Kupf. 1799. 214 S. 8. (Schreibp. 16 gr. Druckp. 12 gr.)

Ist irgend eins unter den für denkende Christen vorhandenen Communionbüchern ganz geeignet, ein sittlich-religiöses Interesse für die Abendmahlsfeyer zu erwecken, und reinmoralische Gefühle, wie sie einer Religionsfeyerlichkeit angemessen sind, zu unterhalten; so ist es, nach der Ueberzeugung des Rec., welcher selbst zu den Andachtsbüchern für diesen

Zweck seinen Beytrag geliefert hat, das vor ihm liegende. Es empfiehlt sich nicht nur durch die dem Geiste der reinen Sittlichkeit ganz angemessene Darstellungen des Zwecks der christlichen Religionslehre und ihrer Feyerlichkeiten, und durch anziehende Schilderungen der sittlichen Würde ihres Stifters, sondern auch durch einen reinen deutlichen und doch dabey blühenden Vortrag, der den Geist nicht unbefriedigt läfst, aber auch zugleich das Herz zu den edelsten Empfindungen und Gefühlen erhebt. Da aus den Ueberschriften der darin enthaltenen religiösen Betrachtungen nur ein unvollkommener Schlufs auf den Inhalt und Werth des Ganzen gemacht werden kann; so glauben wir, das Abschreiben derselben unterlassen zu dürfen. Aber unserm Wunsche, dieses in jeder Rücksicht treffliche Andachtsbuch in den Händen aller gebildeten Religionsfreunde zu sehen, in der Hoffnung, dafs es ihnen eben den Genufs gewähren wird, den das Lesen desselben dem Rec. verschaffte, fügen wir noch die Bitte bey, dafs der Vf. bey einer zweyten Auflage, welche gewifs bald nöthig seyn dürfte, die fehlerhafte Wortbildung: dem *Herze* statt dem *Herzen*, verbessern, ingleichen den Vers S. 81., worin noch von Gottes *Geduld* geredet wird, und die S. 152. befindlichen Ideen für Betende, in welchen die Antropomorphose ein *freundlicher* Gott und dessen *Antlitz* bey den sonst so reinen Ideen, in dieser Schrift etwas sehr auffällt, als kleine Flecken aus dem so schönen Gemälde wegstreichen möge. —

Leipzig, b. Crufius: M. *Traugott August Seyffarth's*, Predigers zu Uibigau bey Herzberg im Sächsischen Kurkreise. *Praktische Anweisung zu einer fruchtbaren Einrichtung der gewöhnlichen Sonn- und Festtägigen Frühpredigten, zum Gebrauche für solche, die bey diesen Predigten ihrem eigenen Nachdenken durch gedrungene Gedanken eines andern zu Hülfe kommen wollen. Erstes Heft.* 1798. 316 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Uebersetzung und Erklärung der gewöhnlichen Episteln und Evangelien an allen bey uns üblichen Sonn- und Festtagen etc. Erster praktischer Anhang, welcher die Evangelien, nebst einigen andern Texten zu Frühpredigten, und ihre gemeinnützige Anwendbarkeit betrifft. Erstes Heft. (1 Rthlr.)

Der Vf. versprach in der Vorrede zum siebenten Hefte seiner Perikopenarbeit, dafs er einen doppelten supplementarischen Anhang zu seinem gröfsern Werke, den einen über die Evangelien, den zweyten über die Episteln liefern wolle, der von allen denjenigen abgesondert gebraucht werden könne, welche jene biblischen Abschnitte genugsam zu verstehen glauben, und welchen es blofs darum zu thun ist, die praktischen Untersuchungen, die sie darüber anstellen wollen, durch ein fremdes Urtheil zu erleichtern und zu ergänzen, der aber auch im Gegentheil für solche Käufer seines gröfsern Werkes entbehrlich sey, welchen es bey diesen biblischen Abschnitten blofs um exegetische Aufklärungen zu thun ist, oder für welche seine bisherigen kürzern praktischen Winke hinreichend gewesen sind. — In diesem Werke liefert er über jedes Evangelium und über jede Epistel sechs kürzere Entwürfe zu Predigten. Blofs an den drey gröfsern Festen hat er eine kleine Abänderung gemacht, indem er in demjenigen Theil seiner Supplemente, welcher die Evangelien enthält, zuerst zehn allgemeinere Entwürfe, und dann auf jeden besondern Tag noch zwey bestimmtere liefert. Was die Einrichtung dieser Entwürfe betrifft, so enthalten sie, (wie sich der Vf. in der Vorrede S. IX. ausdrückt,) gedrungen (gedrängt) an einander gereihete Gedanken, wobey dem Nachdenken eines jeden vieles überlassen bleibt, und die dazu hingestellet sind, dafs in der Seele des Predigers ein wohlthätiges Licht über diesen oder jenen abgehandelten Gegenstand aufgehet, und dafs er daraus das wichtigste und zweckmäfsigste für seinen religiösen Volksunterricht ausheben kann etc. Sein Selbstgefühl empört sich, wenn er bedenkt, dafs man Predigtentwürfen in den meisten Büchern dieser Art gröfstentheils einen Zuschnitt zu geben sucht, der dem, der sie gebraucht, wenig Nachdenken übrig läfst, und seiner *trägen* Gemeinnützigkeit(?) eine süfse Nahrung verschafft. Er ist überhaupt mit den Arbeiten seiner Vorgänger in diesem Fache nicht zufrieden. Nach seinem Urtheil sind sie gröfstentheils in die Hände solcher Männer gefallen, die bey noch so geringen Vorkenntnissen Beruf dazu gefühlt, und sie für das leichteste Schriftstellergeschäfte angesehen haben, und mit einer unverzeihlichen Eilfertigkeit dabey zu Werke gegangen sind. Einiger dieser Schriften gedenkt er namentlich; und Rec. ist ganz seiner Meynung. An *Kämpfe's homiletischen Handbuche* tadelt er nur die zweckwidrige Weitläuftigkeit, welche jedoch manchen Predigern, die solcher Hülfsmittel bedürfen, nicht unangenehm seyn dürfte. Es sind aber doch auch bessere Schriften dieser Art vorhanden, wie z. B. *Teller's* und *Beyer's* Magazin. An diesen und ähnlichen Werken könnte man sich begnügen lassen, und Rec. ist allerdings der Meynung, dafs man endlich einmal solche Arbeiten gänzlich schliefsen möchte, würde daher auch Hn. *Seyffarth* nicht gerathen haben, die ohnehin zu grofse Menge solcher Schriften mit der seinigen zu vermehren, und dies um so weniger, da er in seinem gröfsern Werke über die Evangelien und Episteln den Predigern Winke genug gegeben hat, wie sie die Texte benutzen können. Unter den in diesem Hefte befindlichen Entwürfen vom Neujahrstage an bis zum ersten Sonntage nach Trinitatis sind zwar viele, welche reichen Stoff zum Nachdenken geben; aber ungeübte Prediger werden kaum wissen, was sie aus manchen derselben machen sollen: wie es denn überhaupt schwer seyn dürfte, sich in den Ideengang des Vf's. zu finden. Damit diejenigen, die sich

dieſes Werk anſchaffen wollen, die Manier des Vf's. einigermaſsen kennen lernen, will Rec. ohne Auswahl gleich die erſte Diſpoſition zu einer Predigt am Neujahrstage ganz hieher ſetzen: „betrachtet man den hier erzählten feyerlichen Eintritt Jeſu unter das Volk der Juden, mit Erwägung deſſen, wie wichtig dieſer Schritt für ſeine ganze künftige Schickſalsreihe und Handlungsart war, und wie ſehr die ganze Zukunft davon abhieng, ſo lernt man daraus: *wie man auf eine vernünftige Art aus der Vergangenheit in die Zukunft ſehe.* 1) Welche Betrachtungen bietet die Vergangenheit zu einem vernünftigen Blick in die Zukunft dar? Dieſe Vergangenheit ſchlüpfte unvermerkt vorbey, ſie war unwiederbringlich, ſie war von einer Menge abwechſelnder Schickſale durchſchlungen, ſie war reich an Handlungen aller Art und ihren Folgen, alles entwickelt ſich darin auf eine bald dunklere, bald in die Augen fallende Art, doch nicht ohne Einwirkung der Gottheit, ſie theilte uns mancherley Erfahrungen mit. 2) Wie ſiehet man nun aus einer ſolchen Vergangenheit in die Zukunft? Man erwartet von der Zukunft eine groſse Aehnlichkeit mit der Vergangenheit, und ſiehet vielerley mit mehr oder weniger Sicherheit voraus; man denkt durch Erfahrungen und Kenntniſſe der Vergangenheit bereichert an eine weiſe Vorbereitung und Klugheit bey künftigen Ereigniſſen, man ſtählt ſein Herz zu einem redlichen Eifer in der Erfüllung ſeiner Pflichten; man erwartet von der Zukunft alles mit getroſtem Muthe. 3) Welche Anwendung dieſes Satzes auf den Jahreswechſel? Man brauche ſie zum Nachdenken über das verfloſſene Jahr und ſeine Ereigniſſe, zu einem wohlthätigen Hinblicke auf Gott, uns und unſere Brüder, und zur Hervorbringung der Gemüthsfaſſung, welche uns das künftige Jahr hindurch beſeelen muſs. Dies heute der kurze Wunſch für alle vom Gröſsten bis zum Geringſten.“ Manche Hauptſätze ſind auch dunkel und ſchief ausgedrückt; z. B. am Sonntage Septuag. Nr. 4) *Ueber die herrſchende Gewohnheit, bey einem neidiſchen Hinſehielen auf andere Ungerechtigkeiten gegen das zu begehen, was man ſelbſt beſitzt.* 5) *Von dem mürriſchen Weſen, wodurch viele Menſchen das Glück des Lebens unfühlbar machen.* 6) *Wie viel wir zur Beantwortung der Frage ſagen können, ob einſt der Himmel ſeine Belohnungen ganz gleich vertheilen werde?*

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. **Sulzbach**, mit Spindlerſchen Schriften: *Zuruf an die Bewohner der oberpfälziſchen Herzogthümer wegen Vertilgung der ſchädlichen Waldraupen.* (Von Dr. Schleis von Löwenfeld). 1797. 30 S. 8. (2 gr.) Rec. wünſcht dieſer kleinen Schrift, die ſehr gut gemeynt iſt, den beſten Erfolg, glaubt aber, daſs ſie vielleicht mehr Eindruck gemacht haben würde, wenn der Anfang in eben dem ruhigen und überzeugenden Tone abgefaſst wäre, wie das Ende, anſtatt daſs er mit Deklamationen beginnt, die den Leuten, für welche ſolche Blätter eigentlich geſchrieben werden, unerſtändlich ſeyn müſſen. Es werden in derſelben 1) der *Fichtenſpinner* (*Phalaena Bombyx Pityocampa*), 2) der *Kiefernſchwärmer* (*Sphinx pinaſtri*), 3) Die *Harzmotte* (*Phalaena Tinea reſinella*), 4) der *Borkenkäfer* (*Dermeſtes Typographus*) und 5) der *Kienbaumſpinner* (*Phalaena Geometra faſciaria*) nach einem, wie es heiſst, von der Bambergiſchen Hofkammer mitgetheilten Aufrufe kürzlich beſchrieben, und es wird hinzugeſetzt, daſs das *erſte* Insect in den Bayreuthiſchen, Gräflich-Reuſsiſchen und Fürſtlich Lobenſteiniſchen Forſten, das *zweyte* im Forſtamt Bamberg, das *dritte* in den Forſtämtern Bamberg, Schlüſſelau etc. das *vierte* in Vilseck, Waldenſtein etc. und das *fünfte* in dem obern Waldrevier des Forſtamts Vilseck und Vorchheim bereits ſchrecklich gewüthet hätten. Man erfährt es hier zum erſtenmale, daſs die *Phalaena Bombyx pityocampa* im Vogtlande jene bekannten Verwüſtungen angerichtet hat, und Rec. geſteht, daſs er ſie im Vogtlande gar nicht geſehen hat. Eben ſo neu ſind auch die Angaben von den übrigen Waldzerſtöhrern, den *Borkenkäfer* ausgenommen, von welchen man auch bis jetzt noch keine groſse Zerſtöhrungen aufzuweiſen gehabt hat. Es ſcheint alſo hier ein Miſsgriff in die Beſchreibungen der ſchädlichen Waldinſecten geſchehen zu ſeyn. Vielleicht daſs jene Gegenden bloſs von der *Nonne* und dem *Kiefernſpanner* (*Phalaena piniaria*) die der Vf. in der Folge auch anführt und beſchreibt, und vom *Borkenkäfer* gelitten haben. Gegen den *Kiefernſpanner* ſind in den Oberpfälziſchen Gegenden verordnet worden: 1) Scharfes Aufharken der Streue. Bey dieſem Mittel wird gewöhnlich die Streue verbrannt, oder aus dem Walde gefahren; allein nach Rec. Urtheil thut man wohl am beſten, man harkt ſie nur haufenweiſe oder ſchwadenweiſe zuſammen, in welcher Lage ſie in einander entbrennt und dadurch die Puppen getödet werden. Ueberhaupt liegen auch die mehrſten Puppen nicht im Mooſse, ſondern in der unter dem Mooſse befindlichen Dammerdenſchicht, allein ihre Zerſtöhrung wird durch das Moosharken doch bewirkt, weil ſich nämlich dann einestheils die Vögel in Menge einfinden und ſie verzehren, anderntheils der Regen ſie tödet. 2) Das Eintreiben der Schweine, gegen welches ſich, wie man am Ende ſieht, die Unterthanen ungegründeter Weiſe ſcheinen geweigert zu haben. 3) Verbot des Vogelfangs und 5) Veranſtaltung der Leuchtfeuer beym Schwärmen der Schmetterlinge. Gegen den *Borkenkäfer* werden auch gute Vertilgungsmittel vorgeſchlagen, allein wenn der Vf. glaubt, daſs er ſich nicht in geſunden Bäumen einniſte, ſo ſtreitet des Rec. tägliche Erfahrung dagegen. Am Ende wird der gute Rath ertheilt, daſs man die Kinder in den Schulen auf dieſe ſchädlichen Insecten aufmerkſam machen ſolle.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 14. May 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

BAMBERG u. WÜRZBURG, b. Göbhardt: *Handbuch der christlichen Sittenlehre für alle Stände*, auch zum Gebrauch für Katecheten und Prediger, nach seinem im Jahre 1791. herausgegebenen Grundriss, von *Gregor. Heiger*, Pfarrer im Würzburgischen. 1797. 456 S. 8. (1 Rthl. 4 gr.)

Dies Handbuch kann als ein Lehr- und Lesebuch, aber auch als ein Lehrgebäude der christlichen Moral angesehen werden, und es ist möglich, dass die Beurtheilung desselben sehr verschieden ausfalle, je nachdem der Beurtheilende seinen Blick auf die eine oder andere Seite davon richtet; wir wollen beide Seiten nach einander ins Auge fassen, und unsern Lesern einen bestimmten Begriff vom Ganzen zu geben versuchen. Sieht man auf die Leser, für welche der Vf., ein katholischer Prediger, geschrieben hat (hauptsächlich für Unstudirte, wie er sich selbst darüber S. 45. erklärt) und dann auf seine Behandlungsart der christlichen Moral; so darf man wohl mit einiger Zuversicht sagen, dass er, wenn sein Buch in die Hände recht vieler katholischer Christen kömmt, seinen Zweck, — die Liebe zur Tugend immer mehr anzufachen, und den Namen Gottes immer mehr zu verherrlichen — nicht verfehlen werde. Es ist nämlich der Geist der allgemeinen Menschenliebe, so wie sie das Christenthum lehrt, und eine, wenn gleich nur dunkel gefühlte Achtung vor der Vernunft, vor ihrem höchsten Gesetze und vor dem Ideal des Guten, was ihn durch das ganze Werk hin beseelt, und zuweilen selbst da, wo er sich in den Fesseln des Systems seiner Kirche bewegt, bis zu einem, wenn gleich niedern Grade von Freyheit und Selbstständigkeit emporhebt. Seine Begriffe von der Bestimmung des Menschen, der Glückseligkeit, den Pflichten gegen Gott u. s. w. sind, wenn auch nicht lauter und rein, wie man sie dermalen etwa vom protestantischen Volkslehrer fodert, wenigstens geläutert, von vielen fremdartigen, sonst darin gewöhnlichen Zusätzen gereinigt und befreyet, und ziemlich populär vorgetragen. Was jedem derselben besondern Nachdruck geben, und für die Leser des Vfs., denen die Bibel kein so bekanntes Buch ist, als den Protestanten, vorzüglichen Reiz und Werth haben muss, sind die gut ausgewählten, vollständig angeführten, und wo es nöthig schien, kurz erklarten Stellen aus dem alten und neuen Testament. Wir führen Beyspiele zum Beweise an. S. 24. „Es giebt eine innere und äussere Zurechnung. Die innere kömmt uns selbst zu, und der heil. Paulus empfiehlt sie uns zu unserm Vortheile. (Gal. 6. 4. 5.) Jeder bewahre nur sein eignes Thun, dann wird er Ruhm bey sich allein haben (wenn er findet, dass er dem Gesetze Gottes gemäss gehandelt habe.) Jeder wird seine eigne Last zu tragen haben (d. i. im Gerichte Gottes wird jeder seiner eignen Handlungen wegen, zur Rede gestellt werden, und nicht die Frage seyn, ob andere lasterhafter waren.) Die äussere Zurechnung geschieht theils von den Menschen, theils von Gott. Wiewohl die Menschen nehmen sich da ein Recht heraus, welches ihnen nicht zukömmt, weil der Heiland ausdrücklich sagt: Verurtheilet nicht, damit ihr nicht verurtheilet werdet u. s. f." S. 80. „Pflichten gegen Gott heissen alle Gesinnungen und Handlungen, deren Beweggrund die Vorstellung der unendlichen Würde ist, aus welcher Vorstellung die möglichste Hochschätzung der Gottheit, oder die Anbetung entsteht. Diese Pflichten heissen mit einem Wort Gottesdienst. Dieser ist nun entweder unmittelbar oder mittelbar. Die Pflichten des erstern drücke ich mit diesen Worten aus: Vermeide alles, was die Hochschätzung der unendlichen Vernunft schmälern kann, und vermehre sowohl in dir, als in andern diese Hochschätzung. Die Pflichten des andern lassen sich mit diesen Ausdrücken angeben: Vermeide alles, was den Pflichten gegen dich und den Nächsten zuwider ist, und befördere in der Welt die Absichten der Gottheit." S. 83. „Der äusserliche Gottesdienst, wie er von einer ganzen Gemeinde oder Gesellschaft entrichtet wird, macht an sich weder die Religion noch Frömmigkeit aus, sondern ist vielmehr ein Mittel zur innern wahren Religion und Frömmigkeit. Die Ausspräche des Heilands hierüber sind deutlich genug, dass nämlich wahre und zweckmäfsige Gottesverehrung in der Ausübung der Liebe und Erfüllung der Pflichten bestehe, und daher mehr sey, als alles äusere gottesdienstliche Gepränge u. s. w." Mit dieser Bemerkung des Vfs., so wie überhaupt mit dem Geiste der jetzigen Zeit, contrastirt freylich seltsam genug der sich gleichsam von neuem wieder entzündende Eifer der Priester für das Aeufsere ihres Gottesdienstes, und der Lärm, das Geräusch und der Prunk, womit neulich wieder in manchen Gegenden Deutschlands, während die Vernünftigern unter dem Volk das Lächerliche und Thörichte davon immer tiefer fühlen, Processionen, Wallfahrten und dergl. angestellt und gehalten werden. Vom Aberglauben sagt der Vf. S. 88. „er ist da, wo man zuviel glaubt, indem man blos natürli-

chen Dingen einen übernatürlichen Urſprung zuſchreibt, und vernunft- und religionswidrige Wirkungen von ihnen erwartet; z. B. wenn man glaubt, gewiſſe Krankheiten oder andere Vorfälle kommen vom Teufel, in dem ſteinern Bilde eines Heiligen ſtecke eine Wunderkraft, mit dem Weihwaſſer könne man Sünden tilgen u. ſ. w. S. 201 f. von der Aufklärung. „Der Name *Aufklärung* hat ſchon wunderliche Schickſale gehabt, je nachdem er Ohren angetroffen hat, in denen er, wie eine blos heidniſche Weisheit einen widrigen Schall machte. Aber die Sache ſelbſt bringt die wohlthätigſten Wirkungen hervor: denn ſie iſt die ſichere Wegweiſerin zur Religion. Ueberhaupt muſs ja der unwiſſende und natürliche Dummkopf zuvor Menſch ſeyn, ehe man einen Chriſten aus ihm bilde. Die Feinde der Aufklärung wiſſen, wie es ſcheint, nicht, daſs uns Gott befohlen hat, unaufhörlich an der Vermehrung berufsmäſsiger Kenntniſſe (d. i. an der Aufklärung) zu arbeiten. Ganz anders als dieſe, dachte der aufgeklärte Paulus." Phil. 1, 9—11. u. ſ. w.

So freymüthig und unbefangen, wie in dieſen Stellen, behandelt der Vf. faſt jede Materie, auf die ihn der Gang ſeiner Lehre leitet; z. B. Gelübde, Wallfahrten, Einſiedeley, Kaſteyungen, Verehrung der Heiligen und dergl. Nur da wird er ängſtlich, verlegen und furchtſam, wo er das Concilium zu Trient hinter ſich, oder den Proteſtantismus vor ſich erblickt; man vergleiche S. 63—65., wo er ſich in dem Begriff von der Beſſerung des Menſchen forgſam an die Lehren des tridentiniſchen Conciliums hält; und dann S. 395., wo es heiſst: „die kirchliche Geſellſchaft beſteht aus Lehrern und Schülern, aus Vorgeſetzten und Untergebenen, und im *ſanften Verſtande* aus Regenten und Unterthanen (ſo ſanft dieſer ſeyn mag; für unſere Zeiten iſt er wohl nirgends mehr ſanft genug!) Sie iſt aber auch die einzige *unmittelbar* von Gott ſelbſt eingeſetzte." Ferner S. 404., wo er zwiſchen theologiſcher und bürgerlicher Religionsduldung unterſcheidet. „Die erſte, ſagt er, kann nicht ſtatt haben;" man würde nach ihr alle Religionen dulden, weil man in jeder ſelig werden könnte, aber dieſer Grund ſey falſch, nur eine könne die wahre und ſeligmachende Religion ſeyn. „Wenn wir demnach andere Religionspartheyen dulden, ſo geſchieht es aus chriſtlicher Liebe, *die alles duldet, was zu dulden iſt*, ohne daſs wir uns um ihre innere Verfaſſung bekümmern; dafür mögen ſie bey dem allwiſſenden Richter Rechenſchaft geben, und dieſe Duldung heiſst die bürgerliche etc." In dieſen und ähnlichen Stellen vermiſst Rec. den Moraliſten, d. h. den geraden, muthigen Mann, der nicht links oder rechts umſchauet, ſondern der Wahrheit, die er in der Nähe oder Ferne erblickt, furchtlos entgegen geht, ohne ſie erſtürmen, oder mit leidenſchaftlicher Hitze und mit Geräuſch verbreiten zu wollen. Inzwiſchen verdient dennoch das Buch, als ein Lehrbuch fürs Volk aufs beſte empfohlen zu werden. Auch Katecheten und Prediger (für dieſe iſt am Ende ein Realregiſter beygefügt) wenn es ihnen blos um Materialien zu thun iſt, mögen ſich bey ſeinem Vf. recht gut Raths erholen können; aber wenn ſie ſich an ihn wenden, um mit ihm in den Grund und Geiſt der chriſtlichen Moral einzudringen, und eine ſcientifiſche Kenntniſs derſelben zu erlangen; ſo gehen ſie fehl. Hr. *H.* ſagt ſelbſt, S 327. „Zur Claſſe der Betrüger gehören auch Recenſenten, die eine unbedeutende Schrift ſo empfehlen, daſs ſie zum Ankauf derſelben locken, und ſo den Käufer ums Geld bringen." Daſs und in wie weit ſeine Schrift von einer Seite nicht unbedeutend ſey, hat Rec. dargethan, daſs ſie von der andern Seite gar nichts bedeute, hat er nun noch zu erweiſen. Ihren Vf. drückt das Joch ſeines kirchlichen Syſtems und des bibliſchen Buchſtabens viel zu ſehr nieder, als daſs er ſich über den Stoff ſeines Werks hätte erheben, und dieſen mit freyer Vernunftthätigkeit anſehen und behandeln können. Er hat ſich von vielen Vorurtheilen und Irrthümern los gemacht, und in ſich eine Reihe klarer Begriffe, die Bezug auf Moralität haben, hervorgebracht; aber den Grund der Sittenlehre Chriſti und der Tradition (wofern dieſe irgend einen vernünftigen Grund hat) in der Vernunft aufzuſuchen, und durch ſie beſtätigt zu finden, das hat er nicht vermocht, wenigſtens nicht gethan. Sein Moralſyſtem iſt dem Fundament nach und in ſeinem ganzen Zuſammenhange erdichtet und erlogen; durch den Ernſt, womit hin und wieder von der Vernunft und ihrem Sittenprincip geſprochen wird (ſo aufrichtig es mit dieſem Ernſte gemeynt ſeyn mag) iſt ihm ein Schein und Anſtrich von Wahrheit gegeben, der ſchlimmer iſt, als alle Lüge, gegen die ſich der Vf. S. 336 f. ſo männlich und bieder erklärt. Er ſagt zwar in der Vorrede S. X.: „ich ſtelle dieſes Grundpricip auf: das oberſte Sittengeſetz iſt blos aus Pflicht zu handeln; mithin iſt die Moral nicht die Lehre, wie wir uns glücklich machen, ſondern, wie wir der Glückſeligkeit würdig werden ſollen," allein wenn man auch zugiebt, daſs dieſer Satz, der eigentlich das Princip unſers praktiſchen Handelns ausdrückt, der höchſte Grundſatz unſers praktiſchen Wiſſens ſey; ſo hat er doch von ihm, als einem ſolchen, was die Grundlage ſeines Moralſyſtems betrifft, ganz und gar keinen Gebrauch gemacht. Ihm iſt, ſo ſehr er ſie rühmt, die Vernunft nichts, die Offenbarung alles. Die Glaubenslehre iſt, ſeiner Meynung nach S. 33. der Grund der Sittenlehre; „jene iſt das Fundament, dieſe das darauf aufgeführte Gebäude." Als Erkenntniſsquellen von der Beſtimmung des Menſchen giebt er ſeine Vernunft, die Erkenntniſs ſeines Ichs, und die göttliche geoffenbarte Religion an, aber er ſelbſt ſchöpft nicht aus jener Quelle, er unterſucht ſeine Vernunft ohne weitere Unterſuchung der Offenbarung; daher Aeuſſerungen, wie folgende: „Die Anleitung des Menſchen zu ſeiner Beſtimmung (welche die chriſtliche Moral giebt) iſt aus der göttlichen Offenbarung geſchöpft, und daher für den Menſchen beruhigender, als jene aus der bloſsen Vernunft, weil die Vernunft, wenn ſie ſich allein

überlassen ist, gar leicht auf Irrwege und Klippen stofst." Hätte er den Grund dieser gröfsern Beruhigung aufgesucht; so würde sich gefunden haben, dafs die Lehren der Offenbarung nur in so weit Beruhigung gewähren, als Vernunft, und nichts als Vernunft in ihnen ist; und somit wäre die ganze Behauptung weggefallen. Wenn er die Anmafsungen der Klügeley und der dürren Speculation Vernunft nennt; so kennt er die Vernunft nicht, und diese Selbsttäuschung dient dann nur dazu, um mit guter Manier die Offenbarung über die Vernunft hinaus zu setzen und der praktischen Vernunft auszuweichen. Aus einer solchen Selbsttäuschung und Verworrenheit ist der ganze 18te §. vom Vorzuge der christlichen Moral, geflossen. Da heifst es S. 34. „Hat demnach die christliche Moral nicht den Vorzug vor jener der blofsen Vernunft? Welche Moral hat einen so festen Grund, einen so edeln Zweck, einen so reizenden Beweggrund? Die philosophische Moral hat die blofse Vernunft zu ihrem Fundament. Gewifs ein seichtes und schwaches Fundament, wenn es nicht von der Offenbarung unterstützt wird!" Und S. 35 ff. „Welche Absicht bey unserm Streben schreibt uns die christliche Moral vor? Vielleicht unser eignes Interesse, wie es die philosophischen Glückseligkeitslehrer bisher thaten? Keinesweges, sondern sie verlangt eine solche Uneigennützigkeit von uns, dafs wir blos aus Pflicht handeln sollen, wenn uns auch keine Glückseligkeit dafür beschieden würde. Ist der Zweck der philosophischen Moral eben so edel? Wenigstens sind die heutigen Philosophen nicht mehr blofse Glückseligkeitslehrer, sondern, indem sie als das Grundprincip den Satz aufstellen: Was der Vernunft entspricht, das ist moralisch, fodern sie zugleich, dafs man aus Pflicht handeln müsse; und indem sie den Zweck des Menschen in der Annäherung zur Heiligkeit und Seligkeit Gottes setzen, verlangen sie nothwendigerweise die genaueste Erfüllung der Pflicht, in welche die Sinnlichkeit keinen Einfluss haben dürfe. Diese Grundsätze leiten sie nun freylich aus der Vernunft her; aber meines Erachtens entsteht die Frage: ob nicht eben hierin die Offenbarung der Vernunft das Licht angezündet habe? u. s. w." Wie kann doch der Vf. die christliche mit der Vernunftmoral vergleichen, ohne einen Maafsstab zum Vergleichen zur Hand zu haben? und woher nimmt er diesen? Ist es nicht die Vernunft, die ihn darreicht? Wie kann er jener den Vorzug vor dieser einräumen? Wie kann das, wonach der Werth von etwas anderm geschätzt wird, diesem andern an Werthe nachstehen? Auch verwechselt er wohl die Moral dieses oder jenes Philosophen mit der Vernunftmoral, wenn er meynt: diese verdanke der Offenbarung ihre besten und wahrsten Aufschlüsse. Die Vernunft ist ja selbst die Quelle der Offenbarung. Nennt sie die unendliche, nennt sie göttliche Vernunft, oder wie ihr sonst wollt, ihr sagt ja damit doch nichts weiter, als dafs sie nicht die Vernunft dieser oder jener Individuen, und nicht die eurige, sondern die absolute und allgemeine Menschenvernunft sey. Eine *objectiv* göttliche Vernunft für die Quelle der Offenbarung ausgeben, heifst doch wohl nichts anders, als durch und mit Unvernunft bestimmen wollen, was praktisch wahr oder göttlich sey, besonders wenn nun wiederum die Offenbarung zur Quelle aller praktischen Wahrheit gemacht wird. Auch mag endlich der Zweck des menschlichen Handelns, den die christliche Moral, nach der Meynung des Vfs., vorschreibt, immerhin geoffenbart heifsen, in dem Sinne, wie er dies Wort nimmt, ist er gewifs nicht geoffenbart. Woher und wie käme es doch sonst, dafs die Menschen nicht früher, nicht längst schon jenen Zweck in der Offenbarung gesehen und erkannt haben? Die Fortschritte, welche die Vernunftmoral in unsern Tagen gethan hat, brachte ja erst, wie die Geschichte dieser Tage beweist, die Moralisten dahin, das, was die Vernunft in ihrem Gebiete entdeckt hatte, auch in der Bibel, wo es vorher niemand sah, zu erblicken und (man ist bis diese Stunde noch nicht einig darüber: ob mit Recht, oder Unrecht?) zu finden.

So viel über das Princip dieses Systems! Es zerfällt in drey Theile, von denen der erste die Vorkenntnisse, der zweyte eine Tugendlehre und der dritte die Lehre von den Tugendmitteln enthält. Der zweyte handelt nach dem gewöhnlichen Zuschnitt der christlichen Moral zuerst die Pflichten gegen Gott, dann die gegen uns selbst, und endlich die gegen den Nächsten ab. Rec. mufs fürchten, zu weitläuftig zu werden, und enthält sich daher der Erinnerungen, die gegen mehrere Aeufserungen, besonders in diesem zweyten Theil aus dem Sittengesetz mit Fug und Recht gemacht werden könnten, z. B. gegen die Behauptung der *innern* Rechtmäfsigkeit, uns nicht blos gegen den, der unser Leben angreift, zu vertheidigen, sondern auch, falls es Noth thun sollte, angriffsweise gegen ihn zu verfahren, und ihm das seinige *zu nehmen*; und dies darum, weil unser Leben, wie es S. 213. heifst, obschon wir auch schuldig sind, das Leben unsers Nächsten zu erhalten, dennoch oben an stehe.

PHYSIK.

PARIS, b. Dupont: *Philosophie chimique, ou Vérités fondamentales de la Chimie moderne, disposées dans un nouvel ordre par A. F. Fourcroy.* Seconde Edition. An III. 174 S. 8.

LEIPZIG, b. Crusius: *Chemische Philosophie, oder Grundwahrheiten der neuern Chemie, auf eine neue Art geordnet* von *A. F. Fourcroy*, Arzt und Professor der Chemie. Aus d. Französ. übersetzt von D. *J. S. T. Gehler*, Oberhofgerichtsassessorn und Senatorn zu Leipzig. 1796. 190 S. 8. (12 gr.)

Die Schrift, die Hr. *F.* unter diesem Titel herausgegeben hat, enthält eine sehr gut geordnete Sammlung der Grundsätze der Chemie, und stellt, wie der Vf. selbst sagt, gleichsam ein Gemälde dar, welches,

ches dem, der es betrachtet, Gelegenheit giebt, alle Veränderungen, deren die natürlichen Körper bey ihren wechselseitigen Anziehungen fähig sind, ins Gedächtniss zurück zu rufen. Indessen kann sie nicht nur von dem Kenner in der Absicht, um alle Thatsachen in dem fast unermesslichen Gebiete der chemischen Wissenschaften zu übersehauen, oder sie zu wiederholen, mit Vortheile gebraucht werden, man kann sie auch benutzen, um einen vollständigen Lehrvortrag der Scheidekunst darauf zu gründen, der, eben so reich an Grundsätzen, als fruchtbar an Anwendungen, dem wissbegierigen Anfänger von der ganzen Laufbahn, die er zurückzulegen hat, einen vollständigen Begriff zu verschaffen im Stande ist. Der Vf. redet zuerst von der Wirkung des Lichtstoffes, des Wärmestoffes und der Luft, und von der Natur und Wirkung des Wassers und der Erden, dann handelt er von der Natur und von den Eigenschaften der verbrennlichen Körper, ferner von der Entstehung und Zerlegung der Säuren, von der Verbindung der Säuren mit den Erden und Alkalien und von der Oxydation und Auflösung der Metalle, und beschliefst zuletzt seinen Vortrag mit Anführung der Thatsachen, welche die Natur und Entstehung der Stoffe des Pflanzenreichs, den Uebergang der Vegetabilien in thierische Stoffe, die Natur dieser letztern und die freywillige Zersetzung der Stoffe des Pflanzen- und Thierreichs betreffen. Am Ende jedes Abschnittes hat er noch mehrere Anwendungen der angeführten Sätze oder Resultate beygefügt, und so sich bemüht, seine Lehren zu erläutern. Man sieht aus dieser kurzen Anzeige des Inhalts, die zugleich unsere Leser mit dem Plane bekannt macht, nach welchem diese Schrift ausgearbeitet worden ist, dass Hr. *F.* keinen von den Gegenständen, die, diesem Plane zufolge, hier erörtert werden mufsten, unberührt gelassen, und dass er also wirklich ein vollständiges Lehrbuch der Scheidekunst nach den Grundsätzen der Neuern geliefert hat. Der Vortrag des Vfs. ist freylich äufserst gedrängt, aber doch für den Kenner nirgends dunkel, und dieses Werkchen kann folglich zu der doppelten Absicht, deren wir oben gedacht haben, mit Recht empfohlen werden.

Die Uebersetzung, die wir zugleich angezeigt haben, ist im Ganzen genommen, sehr gut gerathen, und die wenigen Abweichungen vom Originale, die wir an einigen Orten, z. B. S. 27. Z. 2. S. 41. Z. 11. S. 50. Z. 15. S. 53. Z. 12. S. 90. Z. 2. S. 94. letzte Z. S. 151. Z. 8. u. f. w. bemerkt haben, sind von einer solchen Art, dass sie leicht von einem aufmerksamen und mit den Schriften der Antiphlogistiker bekannten Leser verbessert werden können.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Pavia*, ohne Anzeige des Druckers: *Lettera del Cittadino Professore Spallanzani al Signor G. A. Globert, celebre Chimico, sopra le piante chiuse ne' vasi dentro l'acqua e l'aria, ed esposte all' immediato lume solare ed all' ombra.* Anno VI. repubbl. (1798.) 13 S. 8. Die Versuche, deren Resultate Hr. *Sp.* in diesen Blättern beschreibt, haben ihn belehrt, dass das Sauerstoffgas, das die Pflanzen darreichen, wenn sie unter Wasser den Strahlen der Sonne ausgesetzt werden, immer mit etwas Stickluft und Kohlensäure verbunden ist. Er hat sich ferner, durch andere Beobachtungen, überzeugt, dass das *Sempervivum* eine gleich grofse Menge Luft giebt, man mag es in destillirtem und abgestandenem Wasser, oder in gemeinem Wasser der Sonne aussetzen, und dass auch andere Pflanzen so gut, wie jene, wenn sie unter Wasser, das durch Hülfe des Kalkwassers von seiner Kohlensäure befreyt worden ist, in die Sonne gebracht werden, eben so viel und eben so gute Luft geben, als wenn man sie unter gemeinem Wasser den Sonnenstrahlen aussetzt; selbst das Kalkwasser scheint hier keine Ausnahme von der Regel zu machen, wenigstens hat der Vf. gefunden, dass sich mehrere Pflanzen unter diesem Wasser auf die nämliche Art verhalten. Indessen scheint doch, in manchen Fällen, die Beschaffenheit des Wassers, mit dem man die Pflanzen behandelt, auf die Luft, die sie von sich geben, einen bedeutenden Einfluss zu haben; denn bey einigen Versuchen, die mit Wasser angestellt wurden, das mit Kohlensäure geschwängert worden war, hat sich mehr Luft entwickelt, als dann geschah, wenn Hr. *Sp.* nur gemeines Wasser angewendet hatte. Uebrigens gaben dem Vf. die unter Wasser den Sonnenstrahlen ausgesetzten Pflanzen eine bessere Luft und in gröfserer Menge, als ihm dieselben Pflanzen darreichten, wenn er sie blos in der Luft hatte stehen lassen; er berichtigt daher die Meynung, die *Ingenhousz*, in Rücksicht auf diesen Gegenstand, vertheidigt hat, und glaubt mit *Senebier*, dass die durch die Vegetabilien bewirkte Verbesserung der Atmosphäre keinesweges so beträchtlich sey, als sie seyn müsste, wenn die Folgerung, die jener Naturforscher aus seinen Versuchen hergeleitet hat, richtig wäre. — Hr. *Sp.* verspricht, seine Beobachtungen fortzusetzen und sie in der Folge in einer besondern Schrift bekannt zu machen, in welcher er auch die Frage: ob die Wasser des Erdkörpers die Luftsäure, die sie aus der Atmosphäre in sich nehmen, zersetzen, oder sie unzerlegt in sich behalten, oder wieder von sich geben, zu beantworten sich vorbehält.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. May 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Crapelet: *Collection portative de Voyages traduits de différentes langues orientales et européennes. Ornée de gravures. T. I.* Mit dem besondern Titel: *Voyage de l'Inde à la Mekke, par A'bdoul-Kérym*, favori de Tahmâs-Qouly-Khân; extrait et traduit de la version anglaise de ses Memoires, *avec des notes géographiques, literaires* etc. par *L. Langlès*, Conservateur des Mſſ. orient. de la Bibliotheque nation. et membre de l'Institut nat. — An. V. (1797.) 246 S. *T. II. III.* Mit dem besondern Titel: *Voyages de la Perse dans l'Inde et du Bengal en Perse*, le premier *traduit du persan*, le second de l'anglais, avec une Notice sur les revolutions de la Perse, un *Mémoire historique sur Persépolis et des notes.* Par *L. Langlès* — — An VI. 179⅔. CXXXI. 142 u. 268 S. 12.

Ein artiger Verſuch, Reiſen in Länder, von denen ſonſt nur die Gelehrſamkeit oder der Handel Notiz nahm, auf welche aber jetzt die Zeitbegebenheiten den Blick der Aufmerkſamen aller Art hinziehen, theils in neuen Umlauf zu bringen, theils aus der Verborgenheit orientaliſcher Handſchriften erſt ganz neu an das Licht zu fördern. Der Herausgeber und Ueberſetzer, mit mehrern abendländiſchen ſowohl als mit den orientaliſchen Sprachen bekannt, hat ein weites Feld zur Auswahl vor ſich. Wenn er aus der Menge von Reiſen, die in abendländiſchen Sprachen vorhanden ſind, nur das intereſſanteſte und lesbarſte wählt, um durch die Anſichten europäiſcher, kenntnifsreicherer Beobachter, die mit mancher Localität bekanntern, aber minder vollſtändigen Reiſebemerkungen der einheimiſchen Schriftſteller, welche Hr. Langlés aus den Quellen übertragen kann, zu ergänzen und zu beleuchten; ſo wird doch der eigenthümlichſte Werth ſeiner Sammlung gerade auf den letzten beruhen, welche man nur in der Nähe der groſsen Nationalbibliothek und mit ſo vielen Vorkenntniſſen, als er beſitzt, herauszugeben vermag. Das Gemeinnützige verſteht L. mit dem Angenehmen und Gefälligen, ſelbſt in der Aufsenſeite der Sammlung ſo gut zu miſchen, zugleich aber auch den Kenner durch Anmerkungen, voll morgenländiſcher Localkenntniſs ſo nützlich zu unterhalten, daſs Rec. einen gleichen Fortgang dieſer Unternehmung nicht weniger wünſcht, als er ihn mit Zuverſicht hofft. Dieſe Aufmunterung der gröſsern Leſewelt, für deren Vergnügen und Belehrung hier im Taſchenformat und mit verzierenden Kupfern, dennoch aber mit kennneriſchem Fleiſse geſorgt iſt, verdient ein Schriftſteller um ſo mehr, wenn er zu gleicher Zeit an beträchtlichen Hauptwerken arbeitet. L. hat ganz vorzüglich dieſes Verdienſt. Er arbeitet ſchon lange an einer *allgemeinen Geſchichte von Hindoſtan, nach morgenländiſchen Schriftſtellern*; er iſt mit einer *Ausgabe der trefflichen Reiſe Norden's nach Aegypten* beſchäftigt, welche im III. Bande durch Originalüberſetzungen orientaliſcher Geographen bereichert werden wird; fortdauernd erhalten mehrere franzöſiſche Journale Aufſätze von ihm, welche alle, wie z. B. ſein *Diſcours ſur l'utilité politique et commerciale des Langues orientales vivantes, prononcé à la rentrée de l'école ſpéciale de ces langues l'an IV.* (abgedruckt im *Journal des Savans.* Vendemiaire. l'an V.) ſich dadurch auszeichnen, daſs er neben den reichen Proben ſeiner ausgebreiteten gelehrten Bekanntſchaft mit dem ganzen Orient immer die Gewandtheit hat, alles pedantiſche Uebermaaſs zu vermeiden und das Unentbehrliche, in deſſen Darlegung er der Gründlichkeit nichts vergiebt, auch dem Nichtkenner durch die gute Art der Mittheilung zu empfehlen.

Im erſten Bändchen giebt L. ſeinen Landsleuten die von *Fr. Gladwin* zu *Calcutta* (1788. 217 S. 8.) aus dem Perſiſchen ſelbſt überſetzte und gedruckte *Memoirs of Khojeh Abdul-Kureem, a Caſhmerian of diſtinction* etc. im Auszug. Ein Theil dieſer Denkwürdigkeiten iſt im *neuen Repertorium für bibliſche und morgenländiſche Literatur von Prof. Paulus* überſetzt worden, ſo weit es die dem bibliſchen Orientaliſten wichtigen Gegenden betraf. Auch Hr. L. hat dieſe Ueberſetzung mit Beyfall angeführt, einige Bemerkungen des Ueberſetzers beſtätigt, und eine den Namen *Muksera* betreffende, verbeſſert. Ueberall bringt L. erläuternde Notizen in die Anmerkungen. Nachrichten von Mecca und Medina ſind aus Niebuhr und Muradgea d'Ohſſon ſupplirt; dagegen aber auch alles, was den Nadir Schach angeht, ausgelaſſen, weil es in L's. Geſchichte von Hindoſtan Platz finden ſoll. Trügen wir uns nicht, ſo wird der gröſste Theil der Leſer wenigſtens alles, was er unmittelbar aus orientaliſchen Handſchriften, welche ſo wenigen zu Gebote ſtehen, überſetzen wird, nicht bloſs im Auszug, ſondern vollſtändig zu erhalten wünſchen, ſobald nur nicht offenbare Unrichtigkeiten oder Mährchen von derjenigen Art vorkommen, die nicht einmal den Sittenforſcher intereſſiren kann, welchem ſonſt oft ein Irrthum oder

ein Mährchen bedeutender wird, als die gründlichste Wahrheit. Auch für dieſen hat einſt (1788) L. durch eine Sammlung von *Contes, Fables et Sentences, tirés de différens auteurs orientaux* (im 18.°) gearbeitet.

Im zweyten Bändchen folgt S. I—CXXXI. das eigenthümlichſte; eine von L. ſelbſt aus dem *Perſiſchen* überſetzte, nur allzu kurze *Reiſe von Perſien nach Indien*, welche *Abdulriſak*, Geſandter des vierten Sohns von Tamerlan, des Schach *Rokh*, in den Jahren 1442—44 gemacht hat. Sie iſt aus einem gröſsern Werke ausgehoben, welches für die Geſchichte des Schach, Rockh, und ſeiner Familie auf 133 Jahre lang, zwiſchen 1335 und 1468, Quelle iſt. Schon 1788 hat L. daraus einige *Ambaſſades reciproques d'un Roi des Indes et de la Perſe et d'un empereur de la Chine, traduites du perſan avec la vie de ces deux ſouverains et des notes tirées des différens auteurs orientaux manuſcrits et inprimés* (Paris. 8.) bekannt gemacht. In der jetzt herausgegebenen Geſandſchaftreiſe giebt Abdulriſak vornehmlich vom Handel zu *Ormuz*, einem Freyhafen (*dâr-al-iman* „Wohnung der Sicherheit") von *Kalikut* und von *Bisnegor* merkwürdige Notizen, mit einer Art, welche die europäiſchen Reiſebeſchreibungen der ältern Zeit bey weitem übertrifft. Die Anmerkungen des Ueberſetzers erläutern meiſt das Geographiſche. Proben von ſeltener Geſchicklichkeit der Elephanten werden S. CXV. mit ähnlichen Nachrichten lateiniſcher Autoren von dieſen *Funambulis* (Seiltänzern) verglichen. Der Pallaſt des Königs zu Bisneger wird *Eyvani Keivan* genannt (S. LI. CVII.) und *le palais du Saturn* überſetzt. Gewöhnlich wird dieſes כִּיּוּן mit כִּיּוּן verglichen. S. *Lud. de Dieu* bey Amos 5, 26. — Sollte aber der Pallaſt eines Königs, der ganz unter den Brahmanen ſteht S. XLIX, ſeinen Namen vom Saturn haben?

Der Reſt des IIten und das ganze III. Bändchen giebt *W. Franklin's* ſehr intereſſante, in der Voſſiſchen Sammlung auch verdeutſchte, Reiſe von Bengalen nach Schiraz, mit Anmerkungen, welche beſonders bey der Geſchichte Perſiens ſeit dem Nadir Schach mit den *lettres édifiantes* T. IV. Vergleichungen anſtellen, die der hiſtoriſchen Redlichkeit des Jeſuiten *Bazin* nicht vortheilhaft ſind. — Das I. Bändchen iſt mit Kupfern zweyer *Aleppinerinnen* und mehrerer *Beduinen*, das IIte mit einem Proſpect von *Schiraz* und dem *Grabe des Hafyz*, das IIIte mit Kupfern einer *Frau aus Iſpahan* und aus *Baſſorah*, und eines *Perſers*, der ſein Narguil raucht, geziert. Dieſe Zugaben ſind nicht nur nett geſtochen, ſondern auch wirklich unterrichtend. — Am Ende des letzten Bändchens vereinigt L. in einem *Memoire hiſtorique ſur Perſépolis* alle ihm bekannte orientaliſche Nachrichten über dieſe Stadt und die davon übrigen Ruinen, wobey auch auf *Valentyn's* treffliche, aber weniger bekannte, Reiſebeſchreibung über Indien Aufmerkſamkeit erweckt wird. Dſchemſchid wird als Vollender jenes Pallaſtes S. 210. und der Emir Katechiſch unter Schemſcham Ed Dulch, den Deylomiten, als deſſen Zerſtörer angegeben (S. 211.) in einer Erzählung aus Nozahât Alkulub, welche genau und glaubwürdig ſcheint. *Heeren's* Erklärung dieſer Alterthümer ſcheint der gelehrte Vf. noch nicht geleſen zu haben. L. ſieht den Pallaſt für einen Tempel des heiligen Feuers an. Er macht ſehr wahrſcheinlich, daſs ſeine Zerſtörung nicht einem Brand unter Alexander, dem Eroberer, zuzuſchreiben ſey.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Rom, b. Cuchet u. **Paris**, b. Belin: *Le vrai ami des Hommes.* Ouvrage poſthume de *Thomas*, membre de pluſieurs Académies; Imprimé ſur le Manuſcrit de l'auteur, laiſſé à ſes héritiers. 1796. (an IV. de la R.) 167 S. 8. (16 gr.)

Während man ſich zu Paris mit einer neuen Ausgabe der Werke von *Thomas* beſchäftigte, mit welcher auch, ſo viel uns bekannt, ein Anfang gemacht worden iſt, ſtellte man dieſe Schrift deſſelben ans Licht, wahrſcheinlich weil man ſich wegen ihrer Beziehung auf revolutionäre Gegenſtände einen guten Erfolg von ihr verſprach. Sie iſt kurz nach dem J. 1768 geſchrieben, wie aus S. 144 f. erhellt, zu einer Zeit, wo *Helvetius* (*Préface de l'Ouvrage ſur l'Homme*) ſchrieb: *Les maux et le gouvernement de mes concitoyens ont changé. La maladie à la quelle je croyais pouvoir apporter quelque remède eſt devenue incurable. — Ma patrie a reçu enfin le Joug du Deſpotisme.* *Thomas* hoffte noch ſeine Nation aus der Knechtſchaft gerettet zu ſehn; ja er hoffte, daſs Freyheit, Frieden und Recht ohne gewaltſame Criſen (S. 161.) in ſeinem Vaterlande und in ganz Europa herrſchend gemacht werden würde, und dieſes Werk ſollte dazu beytragen, die Abſchaffung der gröſsten und gefahrlichſten Misbräuche *ohne Revolution* zu befördern. Es iſt in drey Bücher getheilt. In dem *erſten* ſchildert er die Schreckniſſe des Kriegs während ſeiner Dauer und in ſeinen Folgen. Alle Uebel, Dürftigkeit und Sklaverey auf der einen, übermäſsiger Reichthum und Deſpotismus auf der andern Seite, Verachtung der Gerechtigkeit und der Vorſchriften der Sittlichkeit überhaupt entſpringen allein aus dem Kriege. Ihm ein Ende machen, heiſst das Uebel der Menſchheit mit der Wurzel ausrotten. Das *zweyte* Buch ſtellt dagegen die Segnungen des Friedens auf. Hier heiſst es unter andern ſchönen und glänzenden Zügen, mit gutmüthiger Uebertreibung: *Chacun remplit ſon devoir, parceque perſonne n'a plus d'intérêt à y manquer. — Le dépôt ſacré du bonheur public ne trouve plus ni d'envieux, ni d'infidelles; les dépoſitaires ſe croiraient dignes de perdre et l'honneur, et le rang qu'on a bien voulu leur conſier, s'ils avaient ſeulement la penſée de manquer à l'intégrité qu'exige la grandeur de leur miniſtère.* — Um der Welt die erſehnte Ruhe zu ſchenken, giebt es nur Ein ſiche-

res

res Mittel, dessen Darstellung das *dritte* Buch gewidmet ist. Dieses Mittel ist nichts anders als das Repräsentationssystem, wodurch das Volk zu dem einzigen Schiedsrichter über Krieg und Frieden gemacht wird. Man findet hier nichts, was nicht seit dem Anfange der Revolution über dieses System oft genug wiederholt worden ist, aber in einer schönen Sprache und mit dem glänzenden Anstriche einer Phantasie, die durch die Vorstellung allgemeiner Glückseligkeit erwärmt und begeistert ist. Diese Begeisterung kann ein edles und wohlwollendes Herz leicht über die Grenzen der Wahrscheinlichkeit hinausführen, und man wird sich vielleicht bey der Vergleichung der glänzenden Hoffnungen des Vfs. mit dem, was die Erfahrung bis jetzt gelehrt hat, eines gutmüthigen Lächelns nicht enthalten können; aber man wird zu gleicher Zeit einem Schriftsteller Achtung zollen müssen, dessen Geist solcher Träume, oder, wenn man will, solcher Irrthümer fähig war. Er hoffe dass ein Volk, welches selbst über Krieg und Frieden entscheidet, wenn es von einem ungerechten Feinde angegriffen wird, unverzüglich zu den Grenzen eilen und siegreich streiten werde, weil das Bewusstseyn der Gerechtigkeit das beste Schild sey; ja, er glaubt sogar, dass ein solcher Krieg nicht unglücklich seyn könne, weil weder *Krankheit*, *noch Mangel*, noch Desertion und Verbrechen ein tugendhaftes Volk entkräften werde, das nicht eher für den Krieg gestimmt habe, bis es von seiner Nothwendigkeit überzeugt gewesen sey. Der Sieg, setzt er hinzu, ist ihnen treu, und der Friede ihrer Seele verkündigt ihnen den Frieden, den ihre Feinde bald von ihnen werden erbitten müssen. Die repräsentirende Versammlung des Volks ist ihm *un synode incorruptible*. — Denn ein Volk, das tugendhaft genug sey, um dieses System anzunehmen, werde keine Kabalen in seinen Versammlungen statt finden lassen; und er hofft, dass der Welteifer, den die Begierde, in eine so ehrwürdige Versammlung aufgenommen zu werden, entzünden müsste, der Reinheit der Sitten eine neue Kraft geben würde. Das ganze System, welches den Inhalt dieses Buchs ausmacht, ist in folgenden Worten enthalten: *Citoyens de tous les pays! Est-ce vous qui demandez la guerre? Si ce n'est point vous, pourquoi en être les instrumens? Est-ce vous qui en recueillez les fruits? Non elle vous rend misérables. Pourquoi consentez-vous à en devenir les victimes? Est-ce vous qui en retirez la gloire? Pourquoi vous soumettre à être les jouets des orgueilleux qu'elle rend célèbres? — La guerre la plus juste serait celle que l'on ferait pour obtenir de n'en faire jamais.* Dass man in einer Schrift von *Thomas* glänzende Beschreibungen, redneriſche geistvolle Wendungen, aber auch hier und da rhetorische Uebertreibungen (*les bouillons de Thomas*) finden werde, versteht sich fast von selbst. Da man alle diese Eigenthümlichkeiten, zugleich mit seinen humanen und wohlwollenden Gesinnungen, in dieser Schrift findet; so lässt sich an ihrer Authenticität nicht zweifeln.

BERLIN, STRALSUND u. GREIFSWALD, b. Lange: *Magazin für Freunde der Naturlehre und Naturgeschichte, Scheidekunst, Land- und Stadwirthschaft, Volks- und Staatsarzney*, herausgegeben von *Christ. Ehrenfr. Weigel*. Vierten Bandes zweytes Stück. 1797. 8 Bog. 8. (8 gr.)

Mit diesem Stück schliesst sich der vierte Band und zugleich das ganze Magazin. Es ist Schade, dass eine Sammlung, die so viel Gutes enthält, und besonders für die Lande, für die sie zunächst bestimmt ist, ihren Nutzen hat, sobald ihre Endschaft erreicht. Der Herausgeber giebt keine bestimmten Ursachen dafür an, sondern bemerkt blos, dass eintretende Umstände ihn dazu veranlassten. Zugleich entschuldigt er sich, dass bey der geringen Zahl von Bänden der eigentliche Plan des Werks nur unvollkommen ausgeführt worden sey.

Dieses Stück fängt mit einem Aufsatz von Hn. *v. Willich über die Heringe*, besonders als Erwerb- und Nahrungszweig für Schwedisch-Pommern und Rügen an. Es ist zum Erstaunen, wie zahlreich dieser Fisch an den Küsten von Pommern und Rügen ist, und in wie grosser Menge er daselbst gefangen wird. Hr. *v. W.* schätzt die Zahl der letzten jährlich auf mehr als 21 Millionen, und den Ertrag davon auf 22,500 Rthlr. Dennoch könnte man vielmehr davon gewinnen, wenn man sie besser zu benutzen, und gleich an Ort und Stelle gehörig zu behandeln wüsste. Er erinnert, was in dieser Rücksicht geschehen müsste, und wünscht, dass die Landesregierung ihr Augenmerk darauf richten möchte. Zuletzt giebt er die verschiedenen Arten der Zubereitung des Herings in jenen Gegenden an. In der That können anderwärts die Kartoffeln nicht mannichfaltiger gebraucht werden, als dort die Heringe. In der Einleitung sucht er die Meynung Dott's und Anderson's zu widerlegen, dass dieser Fisch nur im nördlichen Eismeere zu Hause wäre, und die europäischen Küsten nur als Fremdling besuchte. Denn in der Ostsee würden das ganze Jahr hindurch Heringe angetroffen; sie laichen daselbst; man fing öfters kleine und junge Heringe; und endlich wären sie im Frühlinge und im Herbste, wo sie am häufigsten gefangen würden, am fettesten; kämen sie aber dann von ihrer langen Reise, so müssten sie gerade am magersten seyn. — II. *Auszug aus dem allgemeinen Register über die im Greifswaldischen Lazareth aufgenommenen Kranken* — eine Fortsetzung von Bd. III. St. 2. — III. *Auszüge aus den Rechnungen über die Einnahme und Ausgabe beym Lazareth, mit angehangten Bemerkungen.* — IV. *Kurze Bemerkungen über einige leuchtende Körper* — noch ein paar Worte zu dem im IV. Bde. 1. St. hierüber enthaltenen Aufsatz; sie betreffen das Leuchten der Johanniswürmchen, das nach *Forster's* Beobachtung in dephlogistisirter Luft verstärkt werden, nach *Beckerhinn's* Behauptung aber unverändert bleiben soll. — Es wird nichts entschieden, auch keine weitere Beobachtung angegeben. — V. *Ueber den Stoff der*

Fruchtbarkeit, in Rückſicht auf den Anbau der Gewächſe. Der Vf. erinnert in der Vorrede, daſs er dieſe Abhandlung nicht nach ihrer erſten Anlage hätte vollenden können, ſondern ſie wegen Mangel an Raum und Zeit ſehr abkürzen und zuſammenziehen müſſen. Vielleicht hat dieſe Kürze ihn verhindert, bey dem, was er hier vom Waſſer und der Luft ſagt, auf die neueſten Entdeckungen der Chemie mehr Rückſicht zu nehmen. Das antiphlogiſtiſche Syſtem wird hier das *brennbarwidrige* Lehrgebäude genannt — eine Verdeutſchung, die, wie mehrere, die der allzu groſſe Purismus neuerlich erzeugt hat, leider nicht deutſch iſt. — VI. *Bemerkungen über Hn. Gautier's Sammlung lebendiger vierfüſsiger Thiere und Vögel* — ebenfalls nur ſehr kurz — mit Anführung der Linnéiſchen Namen und Nachweiſung auf naturhiſtoriſche Schriften. Die ganze Sammlung war nicht ſtark. — VII. *Kurze Nachrichten.* — Ein Regiſter über den dritten und vierten Band macht den Beſchluſs.

HANNOVER, b. Ritſcher: *Linchens Feyerabende;* eine Toilettenſchrift für Frauenzimmer; herausgegeben von *Fried. Burchard Beneken.* I. Bändchen. 1796. 306 S. 8. (21 gr.)

Dieſe Feyerabende beſtehen aus zwey und dreyſsig Aufſätzen, welche der Herausgeber an der Seite ſeiner Frau ausarbeitete oder ſammelte, und ihr in den Feyerabenden vorlas, und welche beiden Gatten oft die ſüſseſten Unterhaltungen ihres Geiſtes und Herzens veranlaſsten. Daſs dieſe Aufſätze bey vielen andern Herren und Damen die nämliche Wirkung haben werden, iſt zu erwarten, indem es nach des Rec. Erfahrung ungleich mehr Liebhaber halbpoetiſcher und ſentimentaliſcher Predigten über Gegenſtände des häuslichen und gemeinen Lebens, als eines nüchternen und beſtimmten Vortrags giebt. Uebrigens würde Rec. glauben, ſich an den Damen weniger zu verſündigen, wenn er den Herausgeber von der Fortſetzung abmahnte, als wenn er ihn dazu auffoderte.

FRANKFURT u. LEIPZIG, b. Platvoet: *Neues nützliches Allerley aus dem Gebiete der Wiſſenſchaften, ſchönen Künſte und Menſchengeſchichte,* zur Unterhaltung, Belehrung und Uebung des Nachdenkens. 1796. 444 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieſes Allerley iſt eigentlich ein Collectaneenbuch, deſſen Inhalt gröſstentheils zwar nützlich ſeyn, die Herausgabe aber doch wohl nur damit entſchuldigt werden kann, daſs es, wie der Vf. in der Vorrede ſagt, zum Beſten einer dürftigen Familie geſchehen iſt. Es enthält übrigens folgende Rubriken: I. Philoſophiſche Abhandlungen. II. Religionsgeſchichte. III. Völkergeſchichte. IV. Länderkunde. V. Einige Bemerkungen aus der Naturkunde. VI. Schöne Künſte und Wiſſenſchaften, Künſtler und Beförderer der Künſte. VII. Nachrichten von einigen ganz beſondern Menſchen. VIII. Erfindungen. IX. Nützliche Lehren, weiſe Bemerkungen und gute Grundſätze. X. Muſik für Anfänger.

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. *Zwickau,* b. Höfer: *Beytrag zu den allgemeinen Grundſätzen der Forſtökonomie.* 1798. 36 S. 8. (3 gr.) Der Vf. dieſer kleinen Schrift ſcheint das Bedürfniſs eines ſyſtematiſcher abgefaſsten Lehrbuchs einzuſehen, nach welchem man Anfängern die Forſtwiſſenſchaft leichter und faſslicher vortragen könne. Denn nach der Vorrede will er ein ausführliches Syſtem der theoretiſch-praktiſchen Forſtökonomie nachfolgen laſſen. Man kann daher die in vorliegender Schrift angenommenen Grundſätze als eine Skizze oder als die erſten Grundzüge ſeines Syſtems anſehen. Freylich taugen die mehrſten bisherigen Lehrbücher über das Forſtweſen nicht, um dem Lehrling gleich helle und richtige Einſichten über alle Theile des Forſtweſens zu verſchaffen; doch machen einige gewiſs eine Ausnahme. Indeſſen wird das verſprochene Buch immer Nutzen ſchaffen, wenn beſonders der Vf. manche nicht genugſam erwieſene Lehre und Meynung in den bisherigen Forſtſchriften berichtigt und verbeſſert. Dahin gehört vorzüglich die Berechnung des Zuwachſes am Holzbeſtande und die ſich darauf gründende wirthſchafteliche Eintheilung des Holzvorraths. Ueber dieſen Gegenſtand der Forſtökonomie herrſcht gegenwärtig noch eine groſse Verſchiedenheit der Meynungen, und bey näherer Prüfung der, von dem Vf. im §. 9 u. 26. angegebenen Methode, entſtehen wichtige Zweifel gegen die Richtigkeit derſelben. Denn von dem Zuwachs einzelner Bäume kann noch kein richtiger Schluſs auf den Zuwachs des ganzen Holzbeſtandes gemacht werden, weil ſolcher nicht allein von der verſchiedenen Güte des Bodens, ſondern auch eben ſowohl von dem mehr oder minder engen oder geräumigen Stand der Bäume unter ſich abhängt, welches vornehmlich die Urſache iſt, daſs nur die wenigſten Stämme *eines voll- und gleichwüchſigen* Beſtandes zu der nöthigen Vollkommenheit gelangen können. Wenn alſo nicht die Auflöſung dieſes wichtigen Problems der richtigen Berechnung des Zuwachſes am ganzen Holzbeſtande vorher erforſcht, und der mögliche Ertrag des Forſtgrundes ausgemacht iſt; ſo läſst ſich auch durch die Diviſion mit dem Alter des haubaren Holzes noch kein befriedigendes Reſultat herausbringen, welches in allen Fällen zur Baſis angenommen werden könnte. Will alſo der Vf. bey der Ausführung ſeines Vorhabens beharren; ſo wünſcht Rec., daſs er über den Zuwachs des ganzen Holzbeſtandes auf mehrere Probe-Morgen verſchiedenen Alters genauere Unterſuchungen vornehmen möge, um aus den daraus gezogenen Reſultaten den Weg zu möglichſt ſichern Anſchlagsberechnungen zu bahnen. Das Verdienſt des Vfs. wird hiebey um ſo gröſser ſeyn, da der Mangel einer ſolchen Kenntniſs eine fehlerhafte Eintheilung des Holzvorraths zur Folge haben muſs.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. May 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Marburg, in der neuen akad. Buchh.: *Verſuch einer Zeichenlehre der Geburtshülfe*, von *Chr. Friedr. Elias*, der Arzneyk. Doctor und Landphyſicus zu Wolfhagen in Heſſen. 1798. 162 S. 8. (12 gr.)

Eine intereſſante, leſenswerthe Schrift, die um ſo willkommner jedem Geburtshelfer ſeyn muſs, da der in derſelben abgehandelte Gegenſtand von äuſserſter Wichtigkeit für die praktiſche Geburtshülfe iſt, und auſser *Hagen* in ſeiner Zeichenlehre, die jedoch mehrentheils Zeichen und Anzeigen mit einander verwechſelt, und *Voigtel* in den *fragmentis ſemiologiae*, welche ſich nur mit einigen Gegenſtänden dieſes Theils der Geburtshülfe beſchäftigt, kein Schriftſteller denſelben ausführlich und beſonders bearbeitet hat. Es war daher ein ſehr nützliches Unternehmen des Vfs., der Zeichenlehre der Geburtshülfe eine beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken; und Rec. kann mit Wahrheit geſtehen, daſs ſeine Erwartungen, durch die Beſcheidenheit und durch die Kenntniſſe, welche in der angezeigten Schrift herrſchen, vollkommen befriedigt worden ſind.

Voran geht eine Einleitung, die Art und Weiſe des Touchirens und des Nutzens deſſelben betreffend, deren Schluſſe der Vf. noch einige praktiſche Maximen und Vorſchriften angehängt hat, die zwar ſehr bekannt ſind, aber manchem Geburtshelfer nicht oft genug ins Gedächtniſs zurückgerufen werden können. Hieher rechnet Rec. beſonders dasjenige, was der Vf. über die nöthige Schonung der weiblichen Schaamhaftigkeit, und über die Anſtalten ſagt, welche viele Geburtshelfer vor einer Manualoperation zu treffen pflegen: z. B. das Auspacken der Inſtrumente vor den Augen der Kreiſsenden, das Aufſtreifen des Hemdes bis an den Oberarm, die unnöthigen Beſudelungen und Unreinlichkeiten mit dem Blute der Frauensperſon u. d. m. Anſtalten, welche bey der Kreiſsenden Furcht erregen, bey dem Geſchäfte ſelbſt ganz nutzlos, und dem Zutrauen äuſserſt nachtheilig ſind.

Die Zeichenlehre theilt der Vf. ſehr richtig in die phyſiologiſche und pathologiſche ein; weil die letzte ohne die erſte nie zur Gewiſsheit und Vollkommenheit gelangen kann. Nach dieſer Eintheilung handelt daher der Vf. in dem erſten Abſchnitte von der phyſiologiſchen Zeichenlehre; fängt von den Zeichen des natürlichen Zuſtandes der weichen Geburtstheile und Brüſte einer erwachſenen Weibsperſon an, und endet mit den Zeichen des natürlichen Zuſtandes einer Wöchnerin. Hier behauptet der Vf. unter andern: daſs nach einem Abortus das frenulum noch vorhanden ſeyn ſoll; daſs die Schwangerſchaft ſich füglich in drey Zeiträume theilen laſſe, von welchen der erſte von dem Zurückbleiben der Reinigung anfange, und ſich bis zum fünften Monate, der zweyte mit der erſten Bewegung der Frucht anhebe, und ſich bis zum ſiebenten Monate erſtrecke; der dritte aber bey dem Zeitpuncte eintrete, wo der Kopf zuerſt in dem Mutterhalſe angetroffen werde, und ſich mit der Geburt endige. Die Art und Weiſe ſich von dem Leben und den Bewegungen des Kindes zu unterrichten, wovon der Vf. S. 49. redet, möchte doch einigen Schwierigkeiten unterworfen ſeyn. Zwiſchen den austreibenden und erſchütternden Wehen, in dem letzten Zeitraume der Geburt iſt ſelten, und zumal bey einer natürlichen Geburt, ein ſo beträchtlicher und bemerkbarer Zwiſchenraum, daſs man beide Arten deutlich von einander zu unterſcheiden vermöchte. Der X. Abſchn. enthält die Zeichen des natürlichen Zuſtandes einer Wöchnerin, und der elfte Zeichen einer guten Säugamme. Rec. glaubt, daſs es der Sache angemeſſener ſey, mit dieſem, als mit jenem Abſchnitte zu ſchlieſsen, da eine Säugamme nur in ungewöhnlichen Fällen genommen wird, die Beſchaffenheit des Zuſtandes der Wöchnerin aber allemal auf die Beſchreibung der Geburt folgen muſs.

Im pathologiſchen Theile findet Rec. für nöthig anzuführen: daſs die Krankheiten mehrentheils alle, nur oft zu kurz abgehandelt ſind; daſs bey Abfaſſung der Zeichenlehre der unregelmäſsigen und widernatürlichen Geburten der Vf. der Voigtelſchen Claſſification gefolgt iſt, und daſs am Ende eine nach den bewährteſten Schriftſtellern abgefaſste Semiotik der Krankheiten des Wochenbettes und der Kinder angehängt iſt.

Zerbst, b. Füchſel: *Medicinifche Fragmente aus meiner Erfahrung gezogen* von Dr. *Joh. Georg Friedr. Henning*, Hofrath und Landphyſicus. 1799. 400 S. 8.

Nicht immer ſind gerichtliche Leichenöffnungen das einzige Mittel, die wahre Urſache des Todes auszumitteln. Die überlegteſte Behutſamkeit irrt ſich hier zuweilen. — *Wird das Menſchengeſchlecht mit jeder*

Generation schwächlicher, oder ist die Erscheinung anderswo zu suchen? Das eigentliche wahre Schwächerwerden liege nicht in der Zeugung, wohl aber gröfstentheils in der Lebensart, besonders in Absicht des Genusses der Nahrungsmittel. Man lasse bey Kindern ja nie die gymnastischen Uebungen über die physischen Kräfte hinausgehen. Das zu kalte Verhalten sey oft eben so schädlich, als das zu warme. Vorzüglich schwächen einige Handlungen unsrer Moralität, als Zorn, Hafs, Neid, Liebe, Geiz, Spielsucht etc. — *Warum sind anizt die Schwindsüchten so häufig?* Dieser Aufsatz, der weitläuftigste von allen, ist nicht sowohl für Aerzte, als vielmehr für Dilettanten unsrer Kunst geschrieben. Aufser dem angebornen älterlichen Keime giebt der Vf. hier zehn Ursachen an, welche diese Krankheit in unsern Tagen so sehr begünstigen, als: 1) „Unsre „theils modische, und mitunter überspannte physi„sche Erziehung; 2) unsre andern, vorzüglich in „heifsern Klimaten wohnenden nachgeahmte Kleider„tracht; 3) unsre heutigen Tänze und Arten der Ver„gnügungen; 4) unsre der menschlichen Natur gar „nicht entsprechenden Gastereyen; 5) zu frühe Er„weckung der Geschlechtstriebe durch Beyspiele, „Raisonnemens und Lectüre; 6) wirkliche Aus„schweifungen der Liebe auf natürlichem und unna„türlichem Wege; 7) zu frühe Verheyrathungen und „zu frühes Mutterwerden; 8) Ueberflufs heftiger „hitziger Weine, Liqueurs u. dergl.; 9) anhaltende „aus derangirter Häuslichkeit entsprungene Sorgen, „Indignationen u. s. w.; 10) vernachläfsigte und „durch Modeton zu wenig beobachtete Regeln bey „Katarrhal- und andern Bruftzufällen." Jede dieser Rubriken wird mit vieler Redseligkeit, Wärme und mancher passenden diätetischen Zurechtweisung einzeln durchgegangen; wir fürchten aber um so mehr mit dem Vf., er werde tauben Ohren gepredigt haben, weil manche Schilderung zu grell ausgemalt, nicht ganz wahr und etwas übertrieben ist, z. B. S. 99. „jede schnelle Bewegung im Kreise verursache auf „unsre Brust eine lebhaftere Action, indem während „des Herumdrehens die Luft allemal schneller und „öfter durchschnitten wird und daher das Einath„men häufiger vor sich geht," (Warum nicht weit natürlicher: durch die vermehrte Muscular-Bewegung). S. 101. „ihr schlafferer, reizbarer Körper „(der Frauenzimmer) ihr empfindlicheres Nerven„system, ihr *deshalb langsamer und trägerer Umlauf der Säfte* etc. *Gefrorenes* sey der Gesundheit höchst nachtheilig und der Vf. habe sich einmal nach dessen Genufs übel befunden etc. — *Auch der Moschus ist bey Katarrhen ein nützliches Heilmittel.* In der hier erzählten Krankengeschichte einer äufserst delicaten Frau wirkte er nicht blos krampfwidrig, sondern auch stärkend. *Einige Bemerkungen über die Mineralwasser.* Man wähle solche für jedes Individuum passend aus: vermische sie selten oder nie mit Milch oder Wein, und lasse sie in kleiner dem Magen nicht lästiger Menge und nie nach Tische trinken. — *Dem Staate kann und darf es nicht gleichgültig seyn, dafs sich zu nahe Verwandte unter einander verheurathen!* Die physischen, moralischen und ökonomischen Gründe dieser Nachtheile werden hier durchgegangen. *Woher jezt so häufig die Erscheinungen der Hämorrhoidalkrankheiten?* Aufser den bekannten diätetischen Ursachen zur Hervorbringung dieser Beschwerde zählt der Vf. auch die zu engen Kleidungsstücke und den Mifsbrauch der purgirenden Mittel. *Einige Bemerkungen über das halbseitige Kopfweh.* Es sey dasselbe von der *hysterischen* Migräne wohl zu unterscheiden und weiche nicht wie diese krampfstillenden, sondern zusammenziehend stärkenden Mitteln. Der Harn sey hier tingirt mit einem ziegelartigen Bodensatz, bey der hysterischen Migräne aber bleich. — Einen eigenen kalten Fieberstoff anzunehmen, mag wohl manchen unserer aufgeklärtern Pathologen auffallend seyn. — *Krankengeschichte einer Lungensucht* sammt der Leichenöffnung ist merkwürdig. *Amputationsgeschichte eines Unterfufses*, welche tödlich ablief. *Horrend* (ein Lieblingswort des Vf.) und unglaublich war die Verwüstung, welche die scharfe Gauche auf die leidenden Fleischtheile des Schienbeins und des Wadenbeins verursachte. *Einige Bemerkungen über den Keichhuften und dessen Heilmethode.* Eine in den Verdauungswerkzeugen angehäufte Schärfe scheint dem Vf. die wahre Ursache dieses Hustens zu seyn, die alsdann bey einem äufserst scharfen und flüchtigen Reiz in der Luft zur Wirksamkeit gebracht wird, und die Nerven des Schlundes, des Zwergfells und der Brust zu diesem Krampfhusten reizt. Die Ipecacuanha wirkte 1788 beynahe specifisch dagegen. Erwachsnen gab er Pillen aus einem Quentchen Rhabb. und einem halben Quentchen Ruhfwurzel, zwey Quentchen Venet. Seife und Card. bened. Extract dreymal des Tags allezeit 6 Stücke. — *Geschichte einer blasigten Nachgeburt*, bey einem Mifsfall von 3 Monaten, wie sie in *Selle* N. Beytr. 2 Th. S. 128 schon beschrieben wurde. *Geschichte einer eingeschlofsnen Nachgeburt*, die der Vf. glücklich holte. *Geschichte einer Evisceration des Kopfs*, wobey die Mutter gerettet wurde. *Geschichte einer Bauchwassersucht.* Nach dem Tode wurden 52 Mafs Wasser abgelassen und beynahe noch *ein Eimer* in der Bauchhöhle, nebst sehr vielen Hydatiden und ein 3½ Pfund schweres Ovarium gefunden.

Breslau u. Leipzig, b. Korn: *Von den Blattern und deren Ausrottung.* Ein gemeinfafslicher Beytrag zur Belehrung der Unkundigen über diese Kinderseuche und zur Prüfung aller bisherigen Ausrottungspläne, von Dr. *Elias Henschel*, ausüb. Arzte zu Breslau. 1796. 253 S. gr. 8.

Der geschickte Vf. ist mit kalter Vernunft und warmem Herzen der vorgesetzten Absicht nachgekommen, überall geht er die weise Mittelstrafse, er ist vollständig, und trifft den rechten Ton, die Unkundigen durch Ueberzeugung zu belehren, in einem der Würde der Sache angemessenen Stile. Einlei-

tung — Sind uns die Blattern angeboren? — Geschichte der Blattern. — Von den Eigenschaften des Blattergiftes und der Art seiner Mittheilung — Von den Mitteln, die den Blattern vorbauen, und denen, die den Körper vorbereiten sollen — Ist eine allgemeine Ausrottung der Blattern möglich? — Von den vorzüglichsten Vortheilen, die die Impfung gewährt. — Können wir durch eine vorurtheilfreye und der Natur mehr angemessene Behandlung die Sterblichkeit der Blattern vermindern? Dies sind die Ueberschriften der Abschnitte. So schön Druck und Papier sind, so hätten auch eine Menge Druckfehler vermieden werden sollen. S. 33. mufs es statt 20000, 2000 heifsen. Neues für Aerzte darf man natürlicherweise in einer solchen Schrift nicht erwarten. Doch verdienen folgende Stellen eine Auszeichnung: Das Blattergift (S. 53.) steckt auch durch Speise und Trank an. — Beyspiele. Nur der Dunst der *reifenden* Blattern (S. 58.) steckt aller Wahrscheinlichkeit nach an — ein Beyspiel von einem Kinde (S. 57.), welches erst den fünften Tag (nach Ausbruch der Blattern bey einem seiner Geschwister) entfernt wurde, und unangesteckt blieb, indefs das dritte, zurückbleibende die Blattern bekam und daran starb. — S. 59. Vor dem sechsten Monate ihres Lebens werden Kinder selten natürlich angesteckt. — S. 62. Der Strich von Breslau, wo der schleichende Flufs Ohlau mit Unrath angefüllt, hinfliefst, ist der schlimmste für ansteckende Krankheiten, besonders die Blattern. — S. 85. unter den Erleichterungsmitteln haben die Blasenpflaster Vorzüge, so wie Fufsbäder zu einer halben bis ganzen Stunde beym Ausbruche, wo das Fieber heftig war und der Ausbruch zögerte, nach des Vfs. Erfahrung; ganz warme Bäder (S. 85.) noch vorzüglicher. Die Warnung vor allem unnöthigen Blutlassen überhaupt, ist trefflich, und ein wahres Wort zu seiner Zeit geredet. S. 97. lobt er *Dimsdale's* Pulver als Erleichterungsmittel, schränkt aber doch (S. 100.) das allgemeine Lob solcher Arzneyen sehr ein. Als Verbauungsmittel (S. 104.) widerräth er den Campher. — S. 159. Die Stütze der allgemeinen Ausrottungsplane, die sich auf das Beyspiel der ehemals vertriebenen Pest gründet, fällt dahin, wenn man bedenkt, dafs die Pest mehr Erwachsene ergreift, wenigstens drey Viertel der Einwohner tödtet und mit so grofser Schnelligkeit und Wuth um sich greift, dafs die Menschen die allerverzweifeltsten Mittel ohne Bedenken ergriffen um ihr Leben zu sichern, welches sie auch dann noch nicht sicher glaubten, wenn sie die Pest schon überstanden hatten (weil diese Krankheit mehrmals den Menschen ergreifen kann.) Die Blattern hingegen befallen gröfstentheils nur Kinder, tödten höchstens ein Drittel, tödten nicht so schnell, lassen immer noch Hoffnung zur Genesung übrig, und man ist frey von ihnen, wenn man sie einmal überstanden hat. Man sieht, um wie weit weniger die Menschen sich gedrungen fühlen können, solche heftige Anstalten gegen die Blattern, als gegen die Pest zu ergreifen. Auch sind die Blattern kein ausländischer Feind, den man nur zu entfernen brauchte; sie haben unsre Länder unterjocht, sind bey uns einheimisch und fast überall, wenigstens in grofsen Städten immer einheimisch. S. 162. Es bleibt die Frage, ob wir in neuern Zeiten, wo wir die Heilart der Pest besser kennen, auch so gutwillig zu einem solchen Abhaltungsmittel schreiten würden? Ueberhaupt stellt er die Unthunlichkeit der allgemeinen, gewaltsamen Ausrottung so in ihrer Blöfse dar, dafs, wer es liest, wohl schwerlich mehr mit einem Gedanken daran hängen wird. Doch sprechen keine Erfahrungsgründe so stark gegen die eigenmächtigen Ausrottungsplane, als (S. 184. 185.) die Geschichte der Stadt Chester in England, wo bey allen guten, eifrigen und milden Vorkehrungen sich doch so viel Widerstand und unwidertreibliche Hindernisse fanden. Blos die *allmählichs Minderung* des Uebels bleibt uns übrig, die Glücks genug ist. Die Beförderung der Einimpfung (mit der Sorgfalt, dafs keine natürliche Epidemie dadurch verbreitet werde) durch Prediger, Kalender u. s. w. durch Abkündigung der genesenen Kinder von der Kanzel u. s. w. Während zehn Jahren (S. 219.) starben allein in Schlesien 37034 Kinder an natürlichen Blattern. Die Vortheile der Einimpfung werden sehr wahr dargestellt. S. 222. Die Convulsionen vor dem Ausbruche sind nicht so wünschenswerth, als man gewöhnlich wähnt; sie bringen zuweilen die schlimmsten Blattern. Die Milderung der natürlichen Blattern durch zweckmäfsige Behandlung trägt er sehr belehrend vor. S. 244. reine, öfters erneuerte (gewärmte) Wäsche, erneuerte, nicht zu kalte, nicht zu warme Luft — öfteres (S. 250.) Aufschneiden der Blattern dringend aus Erfahrung empfohlen.

Doch kann Rec. nicht umhin, dem sonst so vorsichtigen Vf. einige Erinnerungen (für eine zweyte Auflage) zu thun. „Dafs (S. 41.) das Blatterngift von so wirksamer Art sey, dafs es auch nur (schon) in *unendlich* kleiner Menge hinreichend sey, die Gesundheit zu zerstören," ist sehr uneigentlich gesagt und grofsen Mifsverständnissen ausgesetzt. — Gewifs gehört einiger Grad von Disposition zur Ansteckung; aber wird der Laye, wenn ihm so viel (S. 43.) von nöthiger Disposition dazu gesagt wird, sich nun nicht mit einer leichten Möglichkeit schmeicheln, dafs seine Kinder wahrscheinlich unangesteckt bleiben könnten, wenn sie auch mit Blatterkindern Umgang hätten, weil erst so viel Disposition zur Ansteckungsfähigkeit gehöre? Wie selten fehlt die Disposition dazu! oder vielmehr, wie so sehr unbedingt stecken die Blattern an! Auch möchte Rec. die Behauptung (S. 56.) nicht verbürgen, „dafs das Fieber ohne Ausschlag nicht vor Ansteckung auf immer bewahren könne," und sich nicht gern die sehr wahrscheinliche Aussicht rauben lassen, *durch die allmähliche Näherung der Kinder an die Blatterausdünstungen* (auf *O' Ryans* Versuche S. 110. gestützt), sie unansteckbar zu machen, und so allmählich die Blattern auszurotten, auch ohne Impfung! — Die fernere Prüfung des Nutzens der Ausdrückung des Blutes aus der

Nabelschnur" (S. 78.) verdient als ein abergläubiges Mittel dem Layen eher ausgeredet als empfohlen zu werden. — Alle Abende ein warmes Fufsbad für die noch nicht geblatterten Kinder, wenn die Blattern herumgehen (S. 84.), kann wie alle *allgemeine* Erleichterungspräservative dem Layen auf eigne Hand nicht gestattet werden. — Die Menge Körperfehler, die der Vf. S. 203. aufzählt, welche durch die Vorbereitungskur zur Inoculation alle entfernt würden, ist allzugrofs. Der Laye wird mifstrauisch, wenn er alle die Versprechungen liest, welche zu erfüllen kaum zum geringsten Theile in der Macht des Arztes steht. — So wie auch der Satz (S. 204.): „Wüfsten wir die Ankunft der natürlichen Blattern so sicher, als die der künstlichen, wir würden sie *eben so gutartig* machen können," der guten Sache schaden mufs. „Warum sollen wir denn also, spricht nun der Laye, unsre Kinder nicht zur natürlichen Ansteckung in Blatterstuben schicken, da die natürlichen eben so gutartig gemacht werden können, als die geimpften. Sie dürfen die kranken Kinder nur küssen, so werden sie so gewifs, als von der Impfung angesteckt? Die Zeit, wenn sie ausbrechen, lafs sie auch ein Paar Tage später seyn, als bey den geimpften, die kann man ungefähr so genau wissen, als bey der Inoculation, wo der Ausbruch ebenfalls nicht auf den Tag zutrifft." Da wäre denn alles wieder niedergerissen, was der Vf. auf den übrigen Seiten so schön aufbauete.

Es ist jedoch zu erwarten, dafs der Unkundige diese kleinen Flecken nicht bemerken, wenigstens nicht zum Schaden anwenden wird. Alle übrige Belehrungen sind dagegen desto vortrefflicher, so dafs Rec. wünscht, dafs dies Buch in Jedermanns Händen seyn möge.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GOTHA, b. Ettinger: *Gothaischer Hofcalender zum Nutzen und Vergnügen auf das Jahr* 1798. 120 S. *auf das Jahr* 1799. 108 S. 24. (jeder 16 gr.)

In Ansehung der *stehenden* Artikel behauptet dieser Almanach den Vorzug der zweckmäfsigen Abfassung und Gemeinnützlichkeit, und verdient daher die Ehre der Uebersetzung in das Italienische, welche ihm die *Florentiner* Gelehrten bekanntlich in jedem Jahre von neuen geben. In den vorliegenden beiden Jahrgängen sind die *neuen* Artikel von dem Hn. Bibliothekar *Reichard* in Gotha überaus wohl gewählt. Die *chronologischen* Tabellen der Kaiser und Könige von Dänemark, England, Frankreich u. s. w. — Die *Uebersicht der Macht des russischen Staats* von *Galletti* und *von Zach Geschichte der Astronomie*, die in den vorliegenden Jahrgängen fortgesetzt sind, werden gewifs nicht durch den nächstfolgenden Almanach aus dem Gedächtnisse der Leser verdrängt, wie sonst gewöhnlich der Fall ist. In dem von 1799. ist vorzüglich die *Theorie* vom *Maafs* und *Gewicht* für den praktischen Gebrauch gut bearbeitet. Die *Chronik der Zeit* vom Hn. D. *Klebe*, ist eine sehr nützliche Almanachsrubrik und Hn. *Blumenbach's* Name bey naturhistorischen Aufsätzen, ist schon allein für deren Gemeinnützlichkeit Bürge. Aus eben diesem Fache ist die Beschreibung der *harmonischen Grotte* auf der Insel Staffa, von Hn. D. *Reineke*, welche Rec. ehemals aus *Fauja's* Munde oft mit Entzücken hörte. Zu wünschen wäre es, dafs die angehängte und nicht mit in der Seitenzahl begriffene *neufranzösische Zeitrechnung* hinführo mit dem gewöhnlichen Zeitcalender parallelisirt würde.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Crusius: *Ueber den methodischen Unterricht in der Geschichte auf Schulen*, von *J. F. L. Danz.* 1798. 120 S. 8. (8 gr.) Nachdem der Vf. zuerst der vortheilhaften Gestalt gedacht, welche die Geschichte zu unserer Zeit und zwar vorzüglich durch die Bemühung deutscher Gelehrten erhalten, und nachdem er die Fehler gerügt hat, welche beym Unterricht in der Geschichte auf Schulen noch begangen werden, theilt er die Vorschläge selbst mit, die hauptsächlich darin bestehn, dafs er, wie *Gaspari* bey der Geographie, auf drey Classen von Schülern Rücksicht nimmt, nämlich: 1) auf den eigentlichen Gelehrten 2) den Mann von Literatur und Geschmack und 3) den gebildeten Bürger.

Bey dem *ersten* Cursus, welcher nur Grundlage, roher Entwurf ist, der in der Folge weiter ausgeführet wird, wäre vorzüglich auf den Bürger Rücksicht zu nehmen, und er müfste nur das enthalten, was jeder Mensch, als solcher, zu wissen nöthig hat. Der *zweyte* Cursus, mit dem eigentlich der gelehrte Unterricht in der Geschichte anhebt, bauet auf das Gerüste und die Grundlage des ersten weiter etc. hier verlangte Griechische und Römische Geschichte die gröfste Ausführlichkeit, die neuere Geschichte hingegen wird blofs in einer allgemeinen Uebersicht, nur in andeutenden Umrissen angegeben, um dem folgenden Curses gleichsam in die Hand zu arbeiten. Der *dritte* Cursus beschäftiget sich vorzüglich mit der neuern Geschichte. S. 36. „Eine ausführlichere Dar„stellung derselben mufste bis hieher verspart werden, da sie „ohne Zweifel mehr Schwierigkeiten hat, als die ältere Ge„schichte; und da sie, um gehörig gefafst zu werden, eine „ununterbrochene Aufmerksamkeit und einen schon sehr ge„übten Verstand voraussetzt. Sie ist wegen der Menge zu„sammenwirkender Kräfte verwickelter als die ältere, und es „gehört ein sehr fester Blick dazu, um die Einheit in derselben zu beobachten." Bey jedem Cursus betrachtet er folgende Stücke: 1) das Alter der Schüler, 2) die erlangten Vorkenntnisse, 3) künftige Bestimmung der Schüler, 4) den folgenden Cursus und das Verhältnifs, in welchem sie alle wechselseitig zu einander stehen, 5) den Vortrag, 6) die Hülfsmittel, den Vortrag zu erleichtern oder zu verkürzen und deutlicher zu machen, wohin er vorzüglich Bilder und zweckmäfsig eingerichtete Landkarten rechnet, 7) die Wiederhelung, theils als Prüfung, theils als Mittel, die Schüler auf die Hauptmomente aufmerksam zu machen. Was der Vf. über diese Punkte sagt, ist so vernunft- und erfahrungsmäfsig, dafs man diese Schrift den Schullehrern mit gutem Gewissen empfehlen darf.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 16. May 1799.

GESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Schneider: *Neuere Geschichte des Fürstenthums Bayreuth* von *Karl Heinrich Lang*, Königl. Preuss. geh. Archivar zu Bayreuth und Plassenburg. Erster Theil. Vom J. 1486 bis zum Jahr 1527. 218 S. 8.

Die Gründe, welche den Vf. bestimmten, die neuere Geschichte des Fürstenthums Bayreuth mit dem J. 1486 anzufangen, giebt er in der Vorrede an. Damals erhielten die beiden Fränkischen Fürstenthümer durch ihre Trennung von der Kur eigene Regenten, und in jener Zeit, mit welcher man die neuere Geschichte überhaupt beginnet, entwickelten sich die Reichsritterschaft und die Landstände, waren die Reformation und der Bauernkrieg Begebenheiten, von welchen jene ihre mächtigen Wirkungen schnell nach Franken verbreitete, dieser aber dasselbe vorzüglich traf. So gern man daher das Ziel, von welchem der Vf. ausging, sich gefallen lassen wird; so angenehm ist die Versicherung desselben, dass sein Freund *Henze* zu Thurnau die alte Bayreuther Geschichte bearbeite. Dem Urheber dieser Schrift war wenig vorgearbeitet, wie das überhaupt bey jedem Geschichtschreiber seyn wird, der aus den Quellen sein Werk hervorbringt. Er hat gewöhnlich leichtere Arbeit, wenn er nicht viele Vorgänger zu vergleichen braucht; die Mühe, welche dies und die Widerlegung ihrer Irrthümer kostet, wird nicht einmal belohnt durch die vielseitigere Ansicht, welche sie hin und wieder bewirken mag. Seine äussere Lage verschaffte dem Vf. alle Quellen. Er betheuert, dass jedes aufgeführte Factum eine reine diplomatische Wahrheit sey. Die Urkunden als Beylagen anzufügen, wäre nicht rathsam gewesen. Wegen äusserer Hindernisse, die vom Verleger und Käufer herkommen, wollen wir dies zugeben; aber den übrigen Gründen, welche er für sein Verfahren angiebt, können wir nicht beystimmen. Bey dem unerreichbaren Tacitus finden wir freylich, wie der Vf. erinnert, keine Beylagen von *Senatus Consultis*, *Rescriptis Principum*, Lapidarinschriften und Obeliskentexten; allein die Nachwelt würde eine solche Sammlung ihm sehr gedankt, und die historische Wahrheit dabey sehr gewonnen haben. „*Cäsar, Friedrich der Grosse* fährt der Vf. fort, *haben ihren unsterblichen Werken keine Urkundenbücher angehängt. Wollte Gott, wir hätten mehr solche Meisterstücke, ich wollte alle Schätze des Länigs, die ganze Europäische Fama darum geben. Wir Deutsche überhaupt sammeln zu viel und bauen zu wenig. Die Welt, die jetzt nachwächst, will nichts schwerfälliges mehr haben; kommen wir aber doch zum Trotz mit Folianten aufgezogen, so läuft man uns davon.*“ S. VIII. IX. Allein Cäsar und Friedrich der Grosse hatten für die vornehmsten Begebenheiten, welche sie erzählen, keine Urkunden, die sie anfügen konnten, und es ist ein grosser Unterschied, ob man etwas darstellt, welches man grösstentheils selbst vollbrachte und erlitt, oder ob man vergangne Zeiten aus fremden veralteten Nachrichten beschreibt. Auch möchte Rec. für die historischen Werke jener Helden, wenn sie nicht zugleich Quellen wären, selbst nicht eine dürftige Sammlung von Quellen hingeben. Diese lassen sich durch nichts ersetzen; Geist und Kunst in Bearbeitung der Geschichte werden sich nie auf immer aus der Welt verlieren. Auch kann man in der Geschichte nicht genug sammeln. Dass wir Deutsche es nicht noch zweckmässiger und genauer, nicht dass wir es zu viel thun, ist ein Unglück, und die eigentliche Bürde unserer historischen Literatur sind nicht die Sammler von Materialien, sondern jene ungeheure Menge von Geschichtschreibern, die historische Darstellungen liefern wollen, und ohne Geist, Kunst und Zweckmässigkeit aus den Quellen ihr Buch zusammenschreiben, und auf die Weise uns mit historischen Werken überhäufen, die im Grunde zu gar nichts von Zeitgenossen und Nachwelt gebraucht werden können. Wenn es endlich wegen des Kostenaufwandes nicht rathsam war, Beylagen von Urkunden zu machen: so war es dem Vf. doch Pflicht, durch Citate auf sie zu verweisen, sie mögen nun schon gedruckt seyn, wie es bey einem grossen Theile derselben der Fall ist, oder sich ungedruckt im Archiv befinden. Sind diese letzten nicht angeführt und näher bezeichnet; so muss es dem künftigen Archivar schwer fallen, dem Willen des Vfs. genug zu thun, dass er die Zweifel über eine Thatsache in dieser Schrift durch ein diplomatischen Beweis löse.

Diesen Erinnerungen *gegen* den Vf. wollen wir sogleich zwey Bemerkungen *für* ihn beyfügen: erstens, er hat seine Materialien mit jenem Sinne für Zweckmässigkeit ausgewählt, welcher das erste Erforderniss für die Geschichtschreibung, aber in der historischen Literatur der Deutschen selten ist; und zweytens, wiewohl keine Quellen angegeben sind; so würde man, auch ohne des Vfs. Versicherung, wie sorgfältig er sie benutzt habe, auf allen Seiten das Gepräge eines Studiums finden, wie es die Würde der Geschichte fodert.

Ganz Franken schien dem Tode des alternden Kurfürsten Albrechts mit freudiger Erwartung entgegenzusehen. Durch die *Pfaffensteuer* hatte er die Priester, durch seine Freude an *deutschen Lesebüchern* den rohen Adel, durch die Nichtverbesserung ihres Schicksales die Bauern gegen sich aufgebracht. Weil er sich so viel Mühe gegeben, die Fränkischen Fürstenthümer mit der Kur zu vereinigen; so glaubte man, dafs er die ganze Masse seinem ältesten Prinzen zuwenden werde; allein die Ueberredung seiner zweyten Gemahlin bewirkte, dafs die Fränkischen Fürstenthümer den beiden jüngern Söhnen Friedrich und Siegmund zufielen. Die Regierung der beiden Brüder war gemeinschaftlich; nur Wohnung und Renten waren jedem insonderheit angewiesen. Nach einigen geographischen Bestimmungen, einer Aufzählung der adelichen Familien im Lande, folgt eine Schilderung desselben. Mönche und Nonnen hatten sich zahlreich eingefunden S. 14. „Karmeliter wohnten zu Neustadt an dem Fufs des rauhen Kulmes, nach erhitzter Pilgrime Schwur des Karmels leibhaftem Bild.“ Die Verheerungen der Hussiten hatten zur Folge, dafs das Land schöner wiederhergestellt wurde; das neue Bayreuth erhob sich schnell zu einer ungewohnten Blüthe; aber doch blieb Kulmbach der Ort, wo die Pracht des Landes durch die Gegenwart des Hofes, der Kanzley und des Hofgerichtes, zahlloser Geistlichkeit und herzuströmenden Adels am meisten zur Schau gestellt wurde. Nach flüchtigen Umrissen vom Hofleben schildert der Vf., die Kanzley- und Aemter-Verfassung nach dem Beyspiele der Obergebürgischen Regierung des Markgrafen. Der *Hauptmann auf dem Gebürg* stand an der Spitze der Geschäfte, im Rath, beym Hof- und Lehengericht führte er den Vorsitz, commandirte die Vestung Plassenburg und hatte die völlige Militär- und ausübende Gewalt in seinen Händen. Nächst ihm waren gewöhnlich einige zwanzig Räthe, aus der landsässigen Ritterschaft, die aber nur bey den gewöhnlichen Hofgerichtstagen oder auf Einladung des Hauptmanns erschienen. S. 26. „Das wichtigste Werkzeug der Regierung war der *Landschreiber*, die höchste Würde auf die damals ein Bürgerlicher Anspruch machen konnte. Ohne sein Vorwissen, ohne seinen Rath, durfte der Hauptmann nichts vornehmen; nichts konnte ohne ihn ausgefertigt werden, weil er das Siegel in Verwahrung hielt. Ihm war das Archiv anvertraut. Alle Personen der Obergebürgischen Kanzley mufsten ihm bey ihrer Verpflichtung Subordination angeloben. An ihn lieferten die fürstlichen Aemter und Renteyen ihre Zinsen, Steuern, Umgelder und übrige Gefalle. Durch ihn gingen alle Ausgaben. Er mufste die Aemter visitiren; er war der *Lehen-Probst*; er war sogar verpflichtet, das Schlofs mit verwahren zu helfen...“ Der *Probst* vereinigte in seiner Person die Aemter eines Vorstehers der *Hofkirche*, eines Verwahrers der Haus-Reliquien und Heiligthümer, eines zweyten Archivars, und eines Gegenschreibers von dem Landschreiber. Die Stelle des Probstes nahm ihr Ende bey Gelegenheit der Reformation; dem Landschreiber wurden allmählig seine Federn ausgerauft. Justizsachen und Staatssachen haben aber nie vor diesen letzten gehöret. Jene kamen an das Hofgericht; Nachbars Differenzien, Reichstagssachen und auswärtige Correspondenzen besorgte gewöhnlich ein *Doctor Juris*, dem ein paar *Knaben* zum Schreiben beygegeben waren. Nur aus dem Adel wurden die Amtleute genommen, von denen der zu Hof in der Folge den Titel eines *Hauptmanns* erhielt. Nicht sowohl Wissenschaften und Rechtskenntnisse, sondern vielmehr *militärische Talente* schien man von den Amtleuten zu erwarten. Verhältnifs der *Kastner* und *Vögte* zum Amtmanne. S. 29. „In wichtigen Fällen berichtete der Hauptmann auf dem Gebürg an den Markgrafen oder wie es hiefs: *nach Hof*, wo der *Hofmeister* als erster Minister, die obersten Hofchargen und der bürgerliche *Kanzler*, der in verwickelten Sachen den Vortrag machte und die geheime Kanzley dirigirte, ein eigenes Ministerium formirten, dem als Subalternen wieder besondere *Kanzley-* und *Kammerschreiber* untergeben waren.

Markgraf Siegmund starb schon 1495: am Ende seines Testaments bat er seinen Bruder, dafs er seine Unterthanen nicht zu sehr mit dem Wildprett beschädigen möge. Der Geschichte von Friedrichs Alleinherrschaft in den fränkischen Fürstenthümern gehen zuerst Bemerkungen über den Zustand der Finanzen, die Steuern und die Art ihrer Erhebung im Lande voran. Wo konnte man die Vortheile einer guten Kameralverwaltung besser fühlen, als in einem Hause, welches die Erfahrung gemacht hatte, dafs man um Geld auch Kurfürstenthümer kaufe? Ein vortreffliches Mittel, bey ihr eine allgemeine Uebersicht zu erhalten, waren die sogenannten *Landbücher*, in welche alle Schuldigkeiten der Unterthanen, die in den Dörfern gesessenen Edelleute, die Grenzen der Dorfmarkungen, und sonst noch andere wichtige Privilegien und Urkunden eingetragen wurden. Noch jetzt müssen sie fast täglich benutzt werden. Mühsam und scharfsinnig sind dann einzelne Data über den Zustand der Waldungen, der Bergwerke, den Handel, die Industrie überhaupt, die Kriegsverfassung, das gerichtliche Wesen, die Polizeyanstalten, auch über Sitten und wissenschaftliche Cultur u. s. w. so einigermafsen zu einem Ganzen vereinigt. Darauf wendet sich der Vf. zu den Verhältnissen der fränkischen Fürstenthümer zu andern Reichsständen. S. 87. „Man handelte selten nach allgemeinen Grundsätzen, nach einem gemeinschaftlichen Interesse, sondern die zahlreichen Stände vereinigten sich nach dem Instinkt ihrer vielfachen Provinzial- oder Familieninteressen in verschiedene Conföderationen, die sich durch ihren wechselseitigen Druck oft lange auf ihrer Stelle behaupteten, und ohne es zu ahnden, einer höhern Politik zum beliebigen Werkzeug dienten. Diejenigen Stände, mit welchen die Markgrafen binnen diesem Zeitraum am gewöhnlichsten zusammen hielten, waren

die

die Kurfürsten zu Mainz, Cölln, Sachsen, Brandenburg, Wirtemberg und Hessen..." Helle Blicke über die politische Lage des Hauses Zollern, vorzüglich in Hinsicht auf die böhmischen Revolutionen, an diesem Platze genugthuend, wenn auch im allgemeinen nicht vielseitig genug, und dann Erörterungen, besonders über Streitigkeiten mit Nürnberg, die früher als der Anfang der bestimmten Periode waren, dienen sehr dazu, um uns sowohl im entferntesten als nächsten Kreise der äusern Verhältnisse der Markgrafen zu orientiren. Bedeutender als die Nachricht über die Fehden mit Nürnberg, Windsheim u. s. w. ist die Erzahlung von dem Betragen des Markgrafen Friedrich gegen die ingesessenen Edelleute, als der Adel in den fränkischen Fürstenthümern, in Bamberg und Wirzburg Bewegungen erhob, um sich gegen die landesherrliche Macht zu einem fast unabhängigen Corps zu bilden. Zu Neustadt an der Aisch versprachen die misvergnügten Ritter sich einander, alle Fehden unter sich einzustellen, durch ein Austraggericht ihre Streitigkeiten abzuthun, welches aus einem Hauptmann oder Richter und sechs Zusätzen bestehn sollte. Auch in andern Angelegenheiten durften diese die Versammlungen ausschreiben. Die bekannte Vorliebe des Markgrafen für den Adel, welchem er auch jetzt erklärte, *dass* der Edelmann ihm ins Herz geschlossen sey, die Unschlüssigkeit, an welcher der Bischof von Bamberg ihm gleich kam, besonders aber der Umstand, dass der Bischof von Wirzburg auch bey Ausführung der trefflichsten Ideen nicht ernsthaft gemeinschaftliche Sache mit ihnen machte, gaben jenem Bunde des Adels sein Gedeihen. In dieselbe Zeit setzt der Vf. den Anfang der *Landstände* in den fränkischen Fürstenthümern. In dem obergebürgischen ging die Entwickelung derselben noch später vor sich, als im untergebürgischen, wo der Vf. ihren ersten Keim im Jahre 1509 entdeckt, indem nämlich eine Versammlung, welche der Markgraf zusammengerufen, für die Ausführung ihrer Absichten eine *besondere Kasse* anlegt. Da noch von keinem Rechte der Versammlung, Beschlüsse zu machen, keiner Verbindlichkeit des Landesherrn, dieselbe zu befolgen, keiner eigentlichen Repräsentation die Rede ist; so sieht man leicht, wie dämmernd auch diese Spur von den Landständen noch sey. Die Heerzüge, kaiserliche Feldhauptmannschaften etc. der Markgrafen, wodurch ihre besten Plane unterbrochen wurden, wirkten mit zum Gedeihen so wichtiger Veränderungen in der Verfassung, wie Reichsritterschaft und Landstände waren.

In der Darstellung, wie dem Markgrafen Friedrich von seinen schändlichen Söhnen das Regiment entrissen, wie der Vater gemishandelt und ins Gefängnis geworfen wurde, herrscht ein Genius der Biederkeit, welcher den Gegenstand eben so anziehend macht, als für den Geschichtschreiber einnimmt. Es fehlt ihr selbst nicht an zweckmäsigen feinen psychologischen Bemerkungen, und der Scharfsinn des Vfs. wird bey Vertheidigung des Vaters gegen die Beschuldigungen der Söhne von Herzen begeistert. Die Härte, welche der Erbprinz Casimir wider seinen Vater ausübt, ist auch in seiner Staatsverwaltung bemerkbar gemacht. Eben so ist er auf eine treffliche Weise in Contrast mit dem Bauernkriege gesetzt. Kein kleiner Zug, welcher den Charakter dieses Uebels uns näher kennen lehrt, ist vergessen worden. Wie reich an Belehrung für unsere Zeit sind manche Bemerkungen z. B. dass die wenigsten aus dem Bauernheer eine deutliche Ursache anzugeben mussten, was sie eigentlich wollten; dass die Beschuldigungen der Bauern über ihre Ausschweifungen ungeheuer übertrieben waren! Und wie tiefgegriffen ist der Gedanke, welchen auch schon *Möser* geäusert hat, dass im Bauernaufstande für den kaiserlichen Hof die Gelegenheit offen dalag, über eine Menge kleiner Stände jene Obergewalt zu gewinnen, um die er später Jahrhunderte lang und vergeblich buhlte!.. Mit Triumph über das keineswegs glückliche Schicksal der beiden am meisten entarteten Söhne des Markgrafen Friederich, über die Befreyung desselben, wenn gleich Georg, sein zweyter Sohn ihm die Herrschaft nicht wieder abtrat, beschliesst der Vf. diesen ersten Theil.

Offenbar weht in demselben, bey allem mühsamen Fleiss, ein lebendiger Geist und Streben nach historischer Kunst; aber eben deswegen können wir noch ein paar Erinnerungen nicht zurückhalten. Manche Sachen, welche wir fast in jeder Hinsicht unfruchtbar nennen möchten, hat der Vf. selbst in die lebhaftesten Partien seiner Darstellung aufgenommen. Jene langen Verzeichnisse von Namen der Hauptleute, Räthe, der Aemter u. s. w. können für den Geschichtschreiber zum Leitfaden dienen; aber der Leser bedarf ihrer nicht, und das historische Leben wird durch sie zu Grunde gerichtet. Haben sie einen praktischen Nutzen; so können sie ja in Anmerkungen u. s. w. beygefügt werden. Wegen dieses Fehlers fällt ein anderer um so unangenehmer in die Augen. Die Lebhaftigkeit und Sprache, die Manier des Vfs. gehen zu oft und zu weit über die Gränzen der historischen Ruhe und Würde hinaus: Er erregt dadurch Verdacht, dass er nicht ganz unparteyisch und unbefangen seyn *könne*, wenn er es auch *wolle*, und verfällt zugleich in Künsteley. Diese verräth sich in Stellen solcher Art: S. 2. *„Allein das Schifflein der Politik drohte diesmal an den Klippen der weiblichen Künste einer zweyten Gemahlin zu scheitern, die durch ihre Seufzer und Thränen den zärtlichen Ehemann dahin gebracht u. s. w.“* Die Betrachtungen über das Schicksal der entarteten Söhne sollte man für den rhetorischsten Theil einer Leichenrede auf den Vater halten. In ihr, aber nicht in der Geschichte, dünkte uns z. B. folgende Ergiessung über *Casimir* schön: S. 213. *„Wer hätte um ihn weinen sollen? Der gefangene Vater, den er nicht mehr um Vergebung bitten konnte? Die Brüder, die sich auf seine Erbschaft freuten? Die Gattin, die er um ihres*

Wappens willen freyte? Der stammelnde Sohn, der ihn kaum von Angesicht kannte? Die Unterthanen? Ach, denen er die Augen ausstechen liefs, die konnten ihr eigenes Elend nicht mehr beweinen!.." Dieser letzte Zug ist überdies ein rhetorischer Kunstgriff und als etwas unwahres unter der Ehre der Geschichte. Bey weitem der gröfsere Theil der Unterthanen hatten noch seine gesunden Augen, um hinlänglich weinen zu können. Uebrigens ist jene Stelle ein merkwürdiger Beweis, wie schmal die Linie zwischen der edelsten historischen Darstellung und einer Reizbarkeit ist, welche die Geschichte beleidigt. Wenn man die Fragezeichen wegnähme und die Ausrufungen als Facta ruhig hinstellte, allenfalls noch etwas gedrängter; so wäre die Stelle im grofsen Geiste des Tacitus. Solche Seufzer mit Ach! erlaubt sich dieser freylich auch nicht. Es ist ein Triumph für den Historiker, wenn seine Leser seufzen, und weinen, lächeln und lachen, von Gedanken erfüllt werden und bey Begebenheiten glühen; aber nur durch diese Wirkung vermuthe man, dafs dies alles bey ihm auch der Fall gewesen sey; er habe das Ansehn, als sey er nichts weiter, als der todte Spiegel, in welchem das höchste Leben sich abbilden kann, ohne dafs er etwas dabey leidet. — Endlich würde dieses Buch weit mehr wirken, wenn der Vf. die Kunst leise Uebergänge zu machen, besser verstünde. Je abgerissner und dürftiger die Materialien sind, desto mehr bedarf es dieser Kunst, also in der deutschen Specialgeschichte ihrer am meisten.

LEIPZIG, b. Supprian: *Helden des alten Roms und des neuen Frankreichs.* Erster Theil. 1796. XIV und 371 S. kl. 8. mit einem schönen Titelkupfer. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der Vf. spricht in der Vorrede mit vieler Bescheidenheit von seinem Unternehmen. Er hat die lobenswürdige Absicht, durch Lieferung interessanter Lebensbeschreibungen zu Verdrängung der Romane und Halbromane mitzuwirken. Ueber das, was die Leser zu erwarten haben, erklärt er sich in der Vorrede also: „Der Vf. befleifsiget sich in den gegenwärtigen Aufsätzen strenger historische Treue, schöpft bey seinen Biographien nur aus den Quellen selbst, die er auch angiebt, und wagt keine vorgreifenden Raisonnements, oder wohl gar absprechende Entscheidungen über zweifelhafte Absichten, vieldeutige Gesinnungen, geheime Triebfedern der Handelnden; sondern erklärt sich hierüber nur da, wo sich entscheidende Urtheile aus der Natur der Dinge und aus der Zusammenstellung der Thatsachen von selbst ergeben. Sein Plan ist auf vier Bände angelegt, von denen jeder zwey Biographien enthalten soll, die als Seitenstücke neben einander aufgestellt betrachtet werden können. Der erste Band stellt dar den Römer *Coriolan* und den Franken *Dümouriez*; der zweyte zeichnet den *Pompejus*, den die Nachwelt den Grofsen nannte, und *Lafayetten*, den sie so nennen wird; der dritte führt auf den *Antonius* und *Mirabeau*, und der vierte endlich den jüngern *Cato* und *Sieyes*. Es sollen keine plutarchischen Parallelen geliefert werden: denn es gehört plutarchische Kunst, und so viel Aehnlichkeit der Verhältnisse und Verfassungen, als Rom und Griechenland zu gewissen Zeiten hatten, dazu, um der Geschichte dabey nicht Gewalt anzuthun, — wenn anders nicht gar auch jener noch nicht übertroffene griechische Meister, wie es doch zuweilen scheint, diese Gewalt der Wahrheit angethan haben sollte! Rec. hat den Vortrag gut und zweckmäfsig gefunden; das Zurückbleiben der folgenden Theile läfst aber doch vermuthen, dafs das Publicum das Unternehmen nicht hinlänglich unterstützt habe. Die Geschichte des thätigsten Mannes, wenn er kein Abentheurer war, enthält nicht so viel Mannichfaltigkeit und Abwechselung, als der gewöhnliche Romanenschreiber in die Geschichte des alltäglichsten Helden zu verweben weifs. Dem grösten Theile des lesenden Publicums ist es nicht um Wahrheit, nicht um Belehrung zu thun; er verlangt nur Unterhaltung; und hier wird es selbst dem talentvollesten Biographen schwer werden, dem mittelmäfsigen Romanfabricanten den Rang abzugewinnen. Vielleicht würde unser Vf. seinen Zweck noch eher erreicht haben, wenn er seine Lebensbeschreibungen, besonders die von Dümouriez, welche 270 S., oder beynahe ¼ des ganzen Bandes einnimmt, mehr zusammen gezogen hätte.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

COBURG, b. Ahl: *Gemeinnützige Aufsätze aus der Oekonomie - Kameral - und Staatswissenschaft, nebst mehreren dahin einschlagenden Rechten und Verordnungen*, von *Johann Christoph Cyriaci*; Herzogl. Sächsisch. Coburg. Saalfeld. Forst - und Jagdsecretär. Erster Heft. 1798. 12 Bogen. 8. (18 gr.)

Obgleich die hier angestellten Betrachtungen gröstentheils nur auf das Locale der Gegend anwendbar sind, wo der Vf. lebt, und obgleich Rec. mit manchen Aeufserungen nicht einverstanden ist; wie z. B. mit den Abgaben auf Tauben, u. a. so hat doch der Vf. das unverkennbare Verdienst, dafs er den Regierungen und Kammern mit vieler Freymüthigkeit sehr empfehlenswerthe Wahrheiten sagt, und in dieser Hinsicht ist die Fortsetzung zu wünschen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 17. May 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, i. d. Schäferiſchen Buchhandl.: *Annalen der Arzneymittellehre.* Herausgegeben von D. *Johann Jacob Römer. Erſten Bandes drittes Stück.* 1798. 194 S. 8. (16 gr.)

Die erſten Hefte dieſes periodiſchen Werkes, mit welchen wir unſere Leſer ſchon ehedem bekannt gemacht haben, zeichneten ſich durch mehrere gute Aufſätze, wichtige Beobachtungen, nützliche Nachrichten u. ſ. w. aus, und dieſes neue Stück, welches den erſten Band beſchlieſst, iſt, in Anſehung des Inhalts, ſeiner Vorgänger nicht im mindeſten unwürdig; denn es enthält ebenfalls viel gute, theils eigene, theils aus ausländiſchen Schriften entlehnte Abhandlungen, die ſich durch brauchbare Entdeckungen und Bemerkungen, durch wahrſcheinliche Vermuthungen, nachahmungswürdige Vorſchläge u. ſ. w. empfehlen, und es verdient alſo eben die günſtige Aufnahme, welche jenen Stücken zu Theil geworden iſt. Wir wollen, um unſere Leſer von der Richtigkeit dieſes Urtheils zu überzeugen, die Ueberſchriften der vorzüglichſten Aufſätze, die der Herausgeber in dieſes Stück aufgenommen hat, anführen, und zugleich den Hauptinhalt derſelben kürzlich angeben. 1) *Foſſe vom Opium.* Der Vf. beſchreibt das Verfahren, das man befolgen muſs, wenn man aus dieſer Drogue ein zum mediciniſchen Gebrauche vorzüglich taugliches Extract, das in der Doſe von einem Grane ſehr wirkſam iſt, ſich als ein vortreffliches beſänftigendes Mittel verhält, und nicht das mindeſte von der betäubenden und reizenden Eigenſchaft des Mohnſaftes beſitzt, bereiten will, und lehrt zugleich, wie man daſſelbe ſowohl für ſich anwenden, als auch zur Verfertigung des Diacodienſyrops; des flüſſigen Laudanums, und anderer Arzneyen benutzen könne. Der Vorſchlag des Vf., welcher darin beſteht, daſs man das Opium ſo bearbeite, wie man das Mehl der Getraidearten zu behandeln pflegt, wenn man aus dieſem den klebrigen Beſtandtheil rein darſtellen will, dann das Auswaſchewaſſer, welches allen Extractivſtoff in ſich hat, einige Male durchſeihe und allmälig eindicke, ſcheint allerdings ſehr gut zu ſeyn, und er verdient daher von den Apothekern befolgt zu werden. Der Kleber des Opiums, welcher ſich bey dieſer Bearbeitung abſcheidet, iſt, ſo wie das Harz deſſelben, zum innerlichen Gebrauche nicht tauglich, indeſſen ſind dieſe Beſtandtheile nicht ganz unnütz, man kann ſie, den hier erzählten Verſuchen zufolge, äuſserlich in der Geſtalt von Stuhlzäpfchen, oder auf andere Art wider manche Zufälle mit vielem Vortheile anwenden. 2) *J. H. de Paiva Beſchreibung der Jalappe.* Man hat lange geſtritten, ob die officinelle Jalapppe die Wurzel des *Convolvulus Jalappa* ſey, oder vielmehr von der *Mirabilis dichotoma* abſtamme; H. *de P.* entſcheidet dieſen Streit; er hat Gelegenheit gehabt, die wahre Jalappenpflanze, die auch in den portugieſiſchen Staaten, beſonders in der Gegend von Bahia in Braſilien, häufig wächſt, an Ort und Stelle zu unterſuchen, und ſeine Nachforſchungen haben ihm gelehrt, daſs die zuerſt genannte Pflanze die ächte Jalappenwurzel liefert, daſs die braſilianiſche Jalappe eben ſo wirkſam iſt, als die mexicaniſche, und daſs die Wurzeln verſchiedener Arten der Mirabilis nicht die Heilkräfte jener Drogue beſitzen. 3) *Ebendeſſ. über die Frucht des Dolichos pruriens.* Die Pflanze, welcher *Linné* dieſen Namen gegeben hat, gehört eigentlich nicht zu der Gattung *Dolichos*, ſie macht, zugleich mit den Arten, die *Dolichos urens*, *altiſſimus* und *lignoſus* in dem Syſteme dieſes Naturforſchers heiſsen, eine eigne Gattung aus, die unſer Vf. *Lavradia* nennt, und von der er eine genaue Beſchreibung mittheilt. 4) *J. A. Schmidt Praktiſche Bemerkungen über die Auguſturarinde, die ſchwarze Nieſswurzel und die ſalzſaure Schwererde.* Das zuerſt genannte Heilmittel hat Hr. *S.* in mehrern Krankheiten eben ſo wirkſam, wie die peruvianiſche Rinde, gefunden; das wäſſerige, mit einem kleinen Zuſatze von Weingeiſt bereitete Extract der ſchwarzen Nieſswurzel empfiehlt er als ein auflöſendes Mittel, in der Verbindung mit andern guten Arzneyen, z. B. mit goldfarbenem Spieſsglasſchwefel, Schleimharzen u. ſ. w. im anfangenden grauen Staar, bey Verſtopfungen des Thränenſacks u. ſ. w. und die ſalzſaure Schwererde zählt er unter diejenigen Mittel, die in ſcrophulöſen Krankheiten angewender zu werden verdienen; er iſt kein unbedingter Herold des zuletzt genannten Products, indeſſen glaubt er doch, einige Male ſehr gute Wirkungen von demſelben in den erwähnten Krankheiten beobachtet zu haben, und er urtheilt daher, daſs es billig ſey, daſs man in einem ſo ſchwer zu heilenden Uebel, wie die Skropfeln ſind, fernere Verſuche mit dieſem Mittel anſtelle, bevor man es in die Claſſe der unwirkſamen oder unnützen Arzneyen verweiſe. 5) und 6) *Alphons le Roy* und *Chriſt. Ehr. Weigel über den mediciniſchen Gebrauch des Phoſphors.* Dieſe Verfaſſer haben ihren Gegenſtand nicht auf eine und dieſelbe Art behandelt; der erſtere hat ſowohl mit dem Phoſphor ſelbſt, als auch

mit der Säure deſſelben und mit dem weſentlichen Harnſalze, im bösartigen Faulfieber, bey Entkräftungen u. ſ. w. Verſuche angeſtellt, die ſehr glücklich ausgefallen ſind, und von welchen er ſeinen Leſern Nachricht giebt; der letztere aber theilt faſt blos (die Reſultate einiger Erfahrungen, die er bey Hunden gemacht hat, abgerechnet,) Auszüge aus den Schriften der Herren *Menz*, *Barchewitz*, *Weikard* und anderer Aerzte, die den Harnphoſphor innerlich angewendet und die bey dieſer Gelegenheit beobachteten Erſcheinungen beſchrieben haben, mit, und fügt zuweilen ſein Gutachten über dieſe Fälle bey; der Aufſatz des Hn. *le R.* iſt alſo wichtiger, als der des Hn. *W.*; indeſſen wollen wir hiermit der Schrift dieſes Vf. nicht allen Nutzen abſprechen; ſie enthält eine ziemlich vollſtändige Ueberſicht der kliniſchen Verſuche, die mit Phosphor angeſtellt worden ſind, und ſie kann alſo den Aerzten, die ſich damit bekannt machen wollen und gleichwohl die Schriften ſelbſt, in welchen dieſe Verſuche erzählt ſind, nicht beſitzen, mit Recht empfohlen werden. 7) *P. P. Alyon über den Gebrauch des Sauerſtoffs gegen die Krätze und veneriſche Krankheiten*, 8) *W. Cruikſhank über den Gebrauch verſchiedener Säuren und einiger anderer Subſtanzen gegen die Luſtſeuche*, 9) *Th. Beddoes über die Wirkungen der Salpeterſäure in der Luſtſeuche.* In dieſen Abhandlungen wird die Behauptung vertheidigt, daſs der Sauerſtoff, oder die aus demſelben beſtehenden Säuren und überſauren Mittelſalze die veneriſche Krankheit und die verſchiedenen Zufälle derſelben ſehr gut und beſſer, als das Queckſilber und die aus dieſem Metalle verfertigten Arzneyen, heilen, und daſs dieſe Metallbereitungen eigentlich nur in ſo fern als antivenériſche Mittel wirken, in wie fern ſie Sauerſtoff enthalten. Die Vff. haben mit Salben, die aus Fett und Salpeterſäure bereitet worden waren, ferner mit übergeſäuertem ſalzſauren Pflanzenalkali, mit Salpeterſäure, oxygeneſirter Salzſäure, Zitronenſäure u. ſ. w. Verſuche gemacht, und durch dieſe Heilmittel ihre Kranken, von welchen mehrere ſehr gefährliche Zufälle hatten, und mit andern Arzneyen, ſelbſt mit Queckſilberbereitungen ohne Nutzen behandelt worden waren, glücklich und ſo vollkommen, als man nur wünſchen konnte, geheilt; ähnliche Erfahrungen haben auch andere Aerzte mit verſchiedenen Säuren angeſtellt, und die Vff. empfehlen daher dieſe neue Heilmethode zur Nachahmung und verſichern zugleich, daſs ſie der bisher gewöhnlichen Behandlungsart auch um deswillen vorgezogen zu werden verdiene, weil ſie eben keine beſondere Diät und kein Hüten der Stube erfodere, auch mit keinen unangenehmen Folgen, während der Wirkung der Arzneyen, vergeſellſchaftet ſey, und man durch dieſelbe zuverläſſiger und ſchneller, als durch die gewöhnliche Methode, zu ſeinem Zwecke gelange u. ſ. w. Die zahlreichen Beobachtungen, mit welchen die Vff. ihre Behauptung zu unterſtützen ſich bemühen, ſind allerdings der Aufmerkſamkeit der Aerzte und Wundärzte in mehr als einem Betrachte werth, und ſie verdienen daher mit Sorgfalt wiederholt und geprüft zu werden. 10) *Briefe von der Tecamezrinde, einer neuen Cinchonaart, und von der braſilianiſchen Fieberrinde.* Die zuerſt genannte Rinde ſtammt, wie es ſcheint, von einer Art der Cinchona, die bey Tecamez, einem Dorfe auf der Küſte von Quito, wächſt und bisher den Reiſenden und Naturforſchern ganz unbekannt geblieben iſt. Hr. *Fr.* hat unlängſt einige Portionen dieſer Rinde aus London erhalten, er theilt daher eine genaue Beſchreibung derſelben mit und wiederholt zugleich das, was *Brown* in einem (London 1797 abgedruckten) Briefe an *Lambert* von den Heilkräften dieſer Drogue geſagt hat. Unſer Vf. hat, wie er ſelbſt geſteht, noch keine Gelegenheit gehabt, die Wirkſamkeit dieſes Mittels in Wechſelfiebern zu prüfen, aber mit der braſilianiſchen Fieberrinde hat er einige Beobachtungen angeſtellt, welche er hier kürzlich erzählt, und aus welchen er den Schluſs macht, daſs dieſes Arzneymittel in nachlaſſenden Fiebern wirklich ſehr heilſam ſey. 11) *J. G. Bremſer über Hoffmann's geſchwefelten Spieſsglaskalk mit einigen Zuſätzen.* Hr. D. *Kauſch*, der Vf. dieſer Zuſätze, beurtheilt die in *Bremſer's* Streitſchrift *de calce antimonii ſulphurata* (die wir ſchon A. L. Z. 1797. Nr. 182. angezeigt haben,) angegebene Bereitungsart des geſchwefelten Spieſsglaskalkes und macht ſeine Gedanken über die Heilkräfte deſſelben bekannt. Er ſtimmt mit Hn. *Hufeland* darin überein, daſs dieſes chemiſche Product verkalkten Spieſsglaskönig, Schwefel und andere wirkſame Beſtandtheile in ſich habe, aber er glaubt, daſs dieſe Theile nicht in ſolcher Menge darin zugegen ſeyen, daſs man vorzüglich ſtarke Wirkungen davon erwarten, und ihm alle die Kräfte beylegen könne, die ihm *Hufeland* zugeſchrieben hat. Hr. K. ſelbſt hat ſich dieſes Mittels bedient, und er verſichert, daſs er, ob er ſchon ſtarke Doſen davon eingenommen hat, doch nur zuweilen Beförderung der Leibesöffnung und des Harnabganges nach dem Gebrauche deſſelben verſpürt, aber nie eine Vermehrung der unmerklichen Ausdünſtung beobachtet habe; auch zweifelt er, daſs der anhaltende Gebrauch dieſes Mittels, wie doch *Hufeland* wähnt, den Scorbut zu erzeugen im Stande ſey u. ſ. w. Die Erfahrungen, ſo wie die übrigen Beweiſe, mit welchen Hr. K. ſeine Meynung über die Wirkſamkeit dieſes neuen Arzneymittels unterſtützt, übergehen wir mit Stillſchweigen, da ſie eine weitläuftigere Zergliederung, als wir hier anſtellen können, erfodern, wenn man ſie gehörig prüfen will. 12) *Queckſilberſeife, ein neues mercurialiſches Präparat.* Dieſe Seife wird durch die Zerſetzung einer mit Waſſer verdünnten ſalpeterſauren Queckſilberauflöſung mittelſt alikantiſcher Seife bereitet. Der ungenannte Vf. dieſes Aufſatzes meynt, das Metall befinde ſich darin in einem ſchwach verkalkten Zuſtande, er vergleicht ſie daher in dieſem Betrachte mit dem auflöſlichen Queckſilber des *Hahnemann*, und glaubt, daſs ſie innerlich mit Nutzen gebraucht werden könne. 13) *Vorläufige Nachricht über den*

Kur-

Kurort zu Ilmnau. Unter dieser Aufschrift theilt der Herausgeber einen Auszug aus *Mexler's* Abhandlung über das ilmnauische Mineralwasser mit, und in dem letzten Abschnitte, welcher *kurze Nachrichten* überschrieben ist, liefert er noch einige Nachträge zu den Aufsätzen der Hn. *Alyon*, *Cruikshank* und *Beddoes* und macht seine Leser mit einigen neuern Erfahrungen, z. B. *über die Wirksamkeit des Seebades gegen den Wahnsinn und des Terpentinöls gegen innre Blutungen, über die Heilkräfte des Mahagonyholzes, des gelben Harzes, des Wismuthkalkes, der Erdbeeren* u. s. w. *über die Bestandtheile der Mineralquelle zu Godsberg, des Gesundbrunnens auf der Insel Rügen* u. s. w. bekannt, die der Aufbewahrung in diesem Archive allerdings nicht unwerth waren. — Hr. *Kühn* in Leipzig hat diesem Stücke eine Vorrede beygefügt, worin er meldet, dass ihm Hr. *Römer* die Herausgabe dieses Werkes überlassen habe, und zugleich verspricht, dasselbe nach eben dem Plane, der bisher dabey zum Grunde gelegt worden, fortzusetzen, und sowohl für die geschwindere Erscheinung der folgenden Stücke, als auch für eine mehrere Vervollkommnung derselben alle mögliche Sorge zu tragen. Die Erfüllung dieses Versprechens wird, hoffen wir, den Lesern sehr angenehm seyn.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Maurer: *Fabeln und Erzählungen* aus verschiedenen Dichtern gesammelt von *Karl Wilhelm Ramler*. Eine Fortsetzung der Fabellese. 1797. 318 S. 8. (1 Rthlr.)

Es kann jetzt den wackern Ramler nicht mehr kränken, wenn man offenherzig gesteht, was sich doch nicht verhehlen lässt, dass seine Art, die Werke anderer Dichter mit oder gegen ihren Willen zu corrigiren, etwas kleingeistisches, illiberales und präceptormässiges hatte. Bekümmerten sich die Abgeschiedenen noch um den Nachruhm und das Schicksal ihrer Producte, so möchten die Manen Gesner's und Lessing's wohl durch die Bemühungen ihres Freundes beunruhigt worden seyn. Hätte der bescheidene Götz weniger Zutrauen zu Ramlers kritischer Untrüglichkeit gehabt, so dürften wir es nun nicht beklagen, dass die ächte und ursprüngliche Gestalt seiner Gedichte unter anmaasslichen Verbesserungen verloren gegangen ist. Bey dieser Sammlung von Fabeln findet man weder eine Vorrede, welche über das Geschäft des Herausgebers dabey Licht gäbe, noch irgend eine Nachweisung über die Verfasser der einzelnen Stücke: diese mögen sich mit der Ehre begnügen, von Ramler eigenmächtig behandelt worden zu seyn. Ein Verfahren, das in der That so aussieht, als wenn er das Schulmeistern für viel etwas höheres gehalten hätte, als das Dichten. Dem Beurtheiler, der es der Mühe werth fände, Vergleichungen zwischen den Originalen und dem hier gelieferten Texte anzustellen, ist dadurch die Arbeit sehr erschwert: man musste mehr Belesenheit im Fache der Fabeln, und mehr Geschmack an dieser Dichtart haben, als Rec. besitzt, um ohne weitläuftiges Nachsuchen angeben zu können, wo jedes Stück hergenommen ist. Allein der Werth der Ramlerschen Verbesserungen lässt sich auch ohne so viele Umstände mit ziemlicher Sicherheit erkennen. Wo endlose Alexandriner ohne Abschnitt hinter einander drein stolpern, wie S. 65.:

> Und der krystallne Kronenleuchter angesteckt —
> In freyer Luft, im niedern Hüttchen drohten mir —

S. 225. Im Hühnerhofe eines Herrn, den seine Renten
Ernährten, ward bey raren Tauben, Hühnern, Fasanen
Ein Häufchen *Gänse* mit genährt.

S. 295. Geheimnisvoll und dunkel finde
Ich alles bey dem Amor: Fackel, Flügel, Binde,
Den Bogen, Köcher und der Pfeile Wunderkraft.
Dies alles sind Mysterien. In einem Tage
Erschöpfet niemand diese Wissenschaft.

wo Wohlklang und Quantität auf das gröbste beleidigt werden, wie S. 141.:

> Acemadure war | schön, doch von hartem Sinn,

da kann man zehn gegen eins wetten, dass die ungesegnete Hand des poetischen Chirurgen Verwüstungen angerichtet hat. Jeder leidliche Fabeldichter weiss wenigstens, dass diese Gattung im Sylbenmaasse die gröfste Leichtigkeit und Zwanglosigkeit fodert; dass er also in freyen Jamben mit verschlungenen Reimen sich keine Alexandriner ohne Abschnitt nach dem dritten Fusse, (die überhaupt nur in gereimten Oden-Strophen anzurathen sind) ja kaum fünffüssige Jamben mit einem andern Abschnitte als nach dem zweyten Fusse, erlauben darf. Es ist wirklich eine eigne Erscheinung, wenn ein Dichter, der ein so grosses Gewicht auf die sogenannte Correctheit legt, dessen Gedichte um derselben willen besonders angepriesen werden, bey seiner Verbesserung fremder unaufhörlich, selbst gegen den Rigorism der äussern Form, verstösst, ja ihn zerstört wo er ihn vorfindet; wenn jemand, der einen langen Lebenslauf fast einzig damit zubrachte, Verse zu feilen, nicht einmal so weit gediehen ist, nur einen ordentlichen Hexameter zu machen. Von der Uebersetzung Lessingischer Fabeln, deren hier verschiedene eingerückt sind, in Verse, haben auch anderswo Proben gestanden. Die Prosa war gedrängt und rasch, die Verse sind matt, und zum Theil selbst die Wahl der Sylbenmaasse so beschaffen, (z. B. reimlose Alexandriner mit weiblichen Endungen und ohne Abschnitt) dass sie gänzlichen Mangel an Gehör verräth. Und was soll man von dem Geschmacke eines Kunstrichters halten, der bey der einmal übernommenen geistigen Vormundschaft Stellen wie folgende (in der Erzählung *Bankban* S. 245. u. ff.) stehen liess:

In allen Adern, glaubet Hein,
Rinn' ihm entflammter *Branntewein*,
Im Busen schlag' ein *Hammer*.

Es ist nämlich von den Regungen die Rede, welche eine auf der Maskerade tanzende Schöne dem Markgrafen Hein verursacht, und deren eigentliche Art sich sogleich, wie sie sich in eine Nebenkammer zurück zieht, noch handgreiflicher offenbart:

Nicht Scherz mehr, nicht mehr Bruderkuss;
Geil ist des Wollüstlings Genuss,
Und jedes Wort verwegen.

Bald darauf weiss der Erzähler (wenn wir nicht irren, ein bekannter Name) sich noch viel mit seiner Delicatesse, indem er sich bey einer vorkommenden Nothzüchtigung folgendermaafsen aus dem Handel zieht:

O fleuch! und sie dich ja nicht um,
Und siehst du was, so bleibe stumm,
Du Göttin keuscher Leyer!

Eine andere kleinliche Angewöhnung Ramler's, besonders in seinen späteren Jahren, war die Sucht unnütze Noten zu machen. Die hier beygefügten sind zwar herzlich mager, aber dafür auch nur wenige. Es ist zu wünschen, dafs die Beforger seines literarischen Nachlasses seine Gedichte, bey der zu erwartenden neuen Ausgabe, theils von dergleichen störenden Zusätzen, theils von veränderten Lesearten, die, wie das Gerücht geht und einige erschienene Proben beweisen, beträchtlich viel daran verdorben haben sollen, befreyen, und den Dichter, der in der Verherrlichung der Thaten Friedrichs des Grofsen immer noch allein steht, sich selbst wiedergeben mögen.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Leipzig*, b. Klaubarth: *De Henrico I. Missniae et Lusatiae Marchione*, Commentatio I et II. — — scripsit *Frider. Augustus Guilielmus Wenck.* 1797. und 1798. zusammen 6 Bogen in 4. Der Zweck dieser beiden, mit gründlicher Kenntniss abgefafsten, akademischen Gelegenheitsschriften geht theils dahin, die, zum Theil widersprechenden, Angaben der Geschichtschreiber über die Genealogie Markgraf *Heinrichs* zu berichtigen, theils die, bisher streitig gewesene Frage: ob Markgraf Dedo, Heinrichs Vater, die Markgrafschaft Lausnitz oder Meifsen, oder auch vielleicht beide zugleich, besessen habe? genau zu prüfen und zu entscheiden. In der *ersten* Abhandlung beweiset der Vf. aus guten Quellen, dafs Heinrich ein Sohn Dedo's und der Adelheit von Brabant gewesen, und um das J. 1070 geboren sey. Zwar machen ihn mehrere Schriftsteller zu Dedo's Bruder wegen einer, von *Christ. Bekmann* edirten Urkunde vom J. 1135, worinne Heinrich ausdrücklich ein Bruder desselben genennet wird; allein der Vf. erkläret dieses Diplom aus den nämlichen Gründen, welche *Ritter* in seiner *meifsnischen Geschichte* S. 113. gegen die Aechtheit desselben vorgeleget hat, für falsch, und fügt aus einer, zu dieser Absicht nicht benutzten Urkunde vom J. 1118 (in *Kreyfsig's* Beyträgen Th. 2. p. 344.) einen neuen Grund hinzu, wodurch jener Verdacht ungemein bestärkt, und die Behauptung, dafs Heinrich ein Sohn, aber kein Bruder Dedo's gewesen sey, aufser Zweifel gesetzt wird. In der *zweyten* Abhandlung liefert der Vf. einige Nachrichten von dem Kriege, in welchen Dedo mit K. Heinrich IV, verwickelt wurde. Seine herrschsüchtige und ehrgeizige Gemahlin, Adelheid, die alles über ihn vermochte, hatte daran den meisten Antheil. Sie reizte ihn, ihre Ansprüche auf die thüringische Güter ihres ersten Gemals (Graf Otto's von Orlamünda) mit Gewalt durchzusetzen, und in Verbindung mit den misvergnügten Thüringern gegen Heinrich IV, zu Felde zu ziehen. Dedo wurde aber überwunden, seine Schlösser Beichlingen und Scheidingen wurden erobert, er selbst gerieth in Gefangenschaft und starb 1075, nachdem er sich zuvor mit dem Kaiser ausgesöhnt hatte. Eigentlich hätte ihm nun zwar sein Sohn Heinrich (*cui hereditaria successione Marchia debebatur*, sagt *Lampertus Schafn.* ad a. 1075) in der Markgrafschaft folgen sollen; allein K. Heinrich IV, liefs jetzt der Adelheit die, gegen ihn angesponnene Empörung empfinden, behielt ihren sechsjährigen Sohn, den sie ihm als Geisel zugeschickt hatte, in sicherer Verwahrung, und übertrug die erledigte Markgrafschaft Lausnitz nunmehro dem böhmischen Herzog Wratislaw, zur Belohnung seiner geleisteten Dienste. — Wegen der Frage: ob Dedo die Markgrafschaft Lausnitz oder Meifsen, oder auch beide zugleich im Besitz gehabt habe? geht der Vf. auf die vorherigen Besitzer der Markgrafschaft Meifsen zurück, und zeigt aus mehrern Stellen der alten Chronisten, dafs selbige von Graf Wilhelmen zu Weimar auf seinen Bruder Otto von Orlamünda, nach dessen kinderlosem Tode auf Graf Ekbert I von Braunschweig und endlich von diesem auf seinen minderjährigen Sohn Ekbert II, übergegangen sey. Letzterer wird theils von *Lamberto Schafn.* ad a. 1076, theils nach andern diplomatischen Nachrichten ausdrücklich im Besitz der Markgrafschaft Meifsen aufgeführt; und obgleich auch Markgraf Dedo zuweilen als *Marchio Misnine* vorkommt, so hat doch derselbe diese Markgrafschaft — wie der Vf. wahrscheinlich zu machen sucht — nicht für sich, sondern nur als Vormund des minderjährigen Ekberts II. verwaltet. — Aufser den Gütern, die dem Markgrafen Dedo (nach S. XXIV.) in dem *pago Sitsili* zuständig waren, besafs er auch wohl noch einen Distrikt *in pago Hassega*, der zwischen den Flüssen Saale, Unstrut und Wipper gelegen war, und worinn Dedo das Grafenamt bekleidete. Denn, nach dem Inhalt einer noch ungedruckten Urkunde *de dato Ingelenheim II Kal. Dec.* 1045 übergab König Heinrich III, seiner Gemahlin Agnes sein *praedium Schidingun situm in comitatu palatini comitis dicti in pago Hassega*. Das hier vorkommende Scheidungen gehörte also nicht, wie p. V. N. 4. angeführt wird, zur Allodialverlassenschaft des 1069 ohne Erben verstorbenen Markgraf Otto's, sondern es machte eine königliche Domäne aus, deren sich Dedo in dem Thüringischen Kriege bemächtiget hatte, und die K. Heinrich IV wieder eroberte. Uebrigens enthalten diese dem Umfange nach kleinen Schriften einen Reichthum von Nachrichten, der über diesen, noch ziemlich verwickelten Theil der alten meifsnischen Geschichte, manches Licht verbreiten und dem Geschichtsforscher zu nähern Untersuchungen Anlafs geben. Ueberall sind die Quellen aus den gleichzeitigen Chronisten wörtlich angeführt, und mit kritischem Scharfsinn benutzet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 18. May 1799.

GESCHICHTE.

PARIS u. STRASBURG, b. König: *Vie de Lazare Hoche*, General des armées de la Republique, par *A. Rousselin*. *Tome Premier*. 480 S. (nebst dem Bildnisse des Generals Hoche.) *Tome Second*. 488 S. (3 Rthlr.)

Mehr von Seiten der Kühnheit seiner Entwürfe, und von der Energie und der Beharrlichkeit in der Ausführung, als von Seiten seiner Kenntnisse und wahren Feldherrn-Talente achtungswerth, scheint Hoche uns mit einem Menzel, Treak und Luckner in eine Classe zu gehören, und sonach war kein grosser Gewinnst für die Fortschritte der Kriegskunst von ihm zu erwarten. Sein Geschichtschreiber hat den revolutionären Ton, der zu Robespierre's Zeiten herrschte, den zumal Barrere so sehr in Gang brachte und erhielt, bis zur Täuschung getroffen. Dieselbe Abwechselung von Schwulst und Gemeinplätzen; diese bunte Mischung von Anführungen aus ältern und neuern Schriftstellern; dies philosophisch seyn sollende Gewand, das der wahren Philosophie völlig fremd ist, und die wahre Gestalt nur zur Hälfte verbirgt; jene gesuchte Kürze, wo man unter dem Schein der Verachtung des Feindes und eigener Bescheidenheit, nur das Resultat mit wenigen Worten sagt, das aufs Geradewohl als Wahrheit aufgenommen werden soll, weil der Mangel an Detail die nähere Prüfung erschwert.

Hoche war 1768 in einer Vorstadt von Versailles von sehr armen Aeltern geboren, die ihm keine wissenschaftliche Erziehung geben konnten. Sein grosser Wuchs und seine schöne Gesichtsbildung war Veranlassung, dass er unter der französischen Garde Kriegsdienste nahm. Er wandte das Wenige, was er von seinem Gehalte, oder von seinem Nebenverdienste erübrigen konnte, zum Ankauf von Büchern an, die er mit grosser Begierde durchlas. Unter diesen beschäftigten ihn vorzüglich die Werke der neuern französischen Philosophen und insbesondere die Rousseauischen. Mit einer zügellosen Einbildungskraft begabt, und ohne Vorkenntnisse zu besitzen, hatten diese Schriften eine ausserordentliche Wirkung auf seine an keine so starke Nahrung gewöhnte Seele, und wahrscheinlich war dies Studium die erste Veranlassung, dass er nachher einer der eifrigsten Apostel der Revolution ward. Schon frühzeitig äusserte sich in ihm eine Abneigung, sich dem im Militair unumgänglich erfoderlichen Gehorsam zu unterwerfen. Hoche ward mehrmals wegen verübter Gewaltthätigkeiten und Vergehen gegen die Subordination gestraft. Er zeichnete sich durch seine Neigung zum Unruhestiften vor seinen Cameraden aus, welche durch das an ihm gerühmte hohe Gefühl für Gerechtigkeit, das ihn zu mehrern Händeln reizte, allenfalls entschuldigt, aber nicht gerechtfertigt werden kann.

In den Zeiten der politischen Gährungen und Unruhen ist derjenige, der Muth und Kraft genug hat, sich an die Spitze zu stellen, immer gewiss, bald grossen Anhang zu erhalten. Hoche's einnehmendes Wesen, sein Unternehmungsgeist und seine Verachtung aller Hindernisse erwarben ihm bald unter seinen Cameraden eine zahlreiche Partey. Gleich bey den ersten Auftritten der Revolution und insbesondere bey der Stürmung der Bastille, an der die französischen Garden bekanntlich vielen Antheil hatten, spielte er eine bedeutende Rolle. Bey der neuen Organisirung dieses Regiments ward er Adjutant. Er war in diesem Zeitraum la Fayette'n sehr ergeben. Der Kriegsminister Servant versetzte ihn als Lieutenant in das Regiment Rouerge, das zu Thionville in Besatzung lag. Während der Belagerung fand Hoche mehrmals Gelegenheit, Beweise von einem ausserordentlichen Muthe zu geben; nach der Aufhebung derselben ward er zu der Ardennenarmee geschickt, wo er die Bekanntschaft des Generals Leveneur machte, der sich seiner bey mehrern Streifparteyen mit gutem Erfolge bediente. Er verrichtete nachher den Dienst eines Adjutanten bey diesem General, und nahm an den verschiedenen Gefechten, die nach der Niederlage bey Altenhofen bis zu der gänzlichen Verlassung der Niederlande vorfielen, Theil. Leveneur schickte ihn, als Dumouriez die Armee verlassen hatte, nach Paris; allein kaum war er von dieser Reise zurück gekommen, als dieser General in Arrest genommen, und Hoche selbst, der sich seiner mit zu vieler Wärme angenommen hatte, vor das Revolutionsgericht in Douay geführt ward, das ihn aber frey sprach. Er ward nun zum Generaladjutant und Bataillonschef ernannt, und gleich darauf nach Dünkirchen geschickt, gerade in dem Augenblick, als die Armee des Herzogs von York vor dieser Stadt angekommen war. Hier commandirte er die drey heftigen Ausfälle vom 6ten, 7ten und 8ten Sept. 1793. Nachdem die Engländer die Belagerung aufgehoben hatten, erhielt er den Charakter als Chef der Brigade und zugleich das Commando über die Truppen, welche zur Deckung von Dünkirchen zurück blieben, und deren Stellung er

durch eine Art von verschanztem Lager bey Rosendal zu sichern suchte.

Hier entwarf er vermuthlich zuerst den Plan, England selbst anzugreifen. Er hielt 100 Bataillons, 15 Escadrons, 3 Compagnieen reitender Artillerie und 40 Stück schweres Geschütz für mehr als hinreichend zu dieser Eroberung. Das Schicksal schien ihm wenige Wochen nachher eine kleine Warnung zu geben. Er erhielt Befehl, einen Versuch auf Nieuport und Ostende zu machen, der nicht glücklich ausfiel. Der Vf. ist der Meynung, dass Hoche selbst das Corps, das diese Expedition ausführen sollte, in Person angeführt habe; Rec. glaubt aber mit Gewissheit versichern zu können, dass es unter den Befehlen des Generals Vandamme gestanden habe; wenigstens war dieser es, der an den versammelten Magistrat in Fürnes die Anrede hielte: *Je viens Vous apporter la mort et la famine*, und den ein Mitglied desselben Mr. *de L.* durch die sehr passende Antwort: *Rien que cela, mon General?* aus aller Fassung brachte, wenn er ihn gleich nicht dadurch abhielt, den letzten Theil seiner Drohung in Erfüllung zu bringen. Vandamme war es, der Nieuport auf eine sehr grofssprecherische Art auffodern liefs, und der dem Wohlfahrtsausschufs jenen pralenden Bericht von Fürnes machte, in welchem er versicherte: der Hafen von Ostende werde in kurzem nicht mehr seyn. Welchen Antheil Hoche aber auch an dieser Unternehmung gehabt haben mag; so bleibt ausgemacht, dass sie eben so schlecht eingeleitet, als übel ausgeführt ward.

Hoche sollte nun auf einem gröfsern Theater wirken; er erhielt das Commando über die Moselarmee, die schon seit geraumer Zeit sich in einer gänzlichen Unthätigkeit befand. Einer seiner ersten Grundsätze war, die Truppen in einer beständigen Bewegung zu erhalten, und sie so viel, als die Jahrszeit nur verstattete, campiren zu lassen, um der Weichlichkeit entgegen zu arbeiten, und sie an die Beschwerlichkeiten des Kriegs zu gewöhnen. Allein die Moselarmee war nicht allein aus Weichlichkeit unthätig; sie war schlecht organisirt und exercirt, woran vorzüglich das öftere Wechseln ihrer Generale Schuld war. Hoche arbeitete unablässig, die verlorne Disciplin herzustellen, und den Muth wieder zu beleben. Die Organisirung einer Armee ist aber nicht das Werk eines Augenblicks; man liefs ihm keine Zeit seine angefangene Arbeit zu vollenden. Nach dem damals in Paris zur Tagesordnung gehörenden Grundsatz, dass alle Angelegenheiten der Republik, wie im Treibhause, ausgerichtet werden müssten, verlangte der bey der Moselarmee anwesende Repräsentant *St. Just*, dass in kurzer Zeit nicht nur kein Preusse im Elsass bliebe, sondern auch keiner von ihnen nach seinem Vaterlande zurückkehren sollte, um die Nachricht von den erlittenen Niederlagen zu überbringen!! Hoche zieht seine Armee zusammen, greift die Preussen bey Kayserslautern mit Heftigkeit an — und wird geschlagen.

Es ist klar, dass Hoche in diesem Zeitraume eine starke Partey in Paris gegen sich hatte; denn es war ihm nicht möglich, den Chef seines Generalstabes *Hedouville*, den man wider seinen Willen in Arrest gezogen, und nach Paris geschleppt hatte, zu retten; es scheint aber, dass man seine Talente kannte, denn er behielt, ungeachtet der erlittenen Niederlage nicht nur das gehabte Commando, (eine bis dahin in den Annalen der Republik unerhörte Sache) sondern er bekam auch von den Repräsentanten und selbst von den Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses Briefe des Trostes und der Aufmunterung. Belebt durch dies ihm bewiesene Zutrauen, beschäftige sich Hoche einzig, den erlittenen Verlust wieder gut zu machen. Bleiben die Feinde unthätig, schreibt er in einem seiner Berichte; so sind sie verloren. Der Erfolg rechtfertigte diese Prophezeihung. Hoche greift von neuem an, siegt in den Ebenen von Weissenburg, zwingt die Verbundenen die Stellung von Hagenau zu verlassen, und trägt dadurch nicht wenig zu dem Entsatz von Landau bey.

Unser Vf. ist so sehr für den Feldherrn, dessen Geschichte er beschreibt, eingenommen, dass er die glücklichen Fortschritte, welche die französischen Waffen am Ende des Feldzugs von 1793 im Elsass und am Rhein machten, einzig und allein ihm zuschreibt, und daher an vielen Stellen gegen Carnot und vorzüglich gegen Pichegrü ungerecht wird. Wir räumen ihm ein, dass der heftige und aufbrausende Charakter Hoche's mehr dem Geiste, der gerade in diesem Zeitraum in dem Wohlfahrtsausschuss und vorzüglich in den französischen Armeen herrschte, angemessen war, als das sanfte und vorsichtige Wesen Pichegrü's. Hoche war, wie Jean de Bry einst sehr richtig von ihm sagte, ein Kind der Revolution, im eigentlichen Sinn dieses Ausdrucks; nur unter solchen stürmischen Verhältnissen konnte er eine Rolle von Bedeutung spielen, in jeder andern Lage würde er nicht empor gekommen seyn. Pichegrü war für ruhigere Zeiten geboren, sein stiller Charakter war mit dem Revolutionsgeist im Widerspruch. Hoche sah die Revolution mit dem Auge eines entzückten Liebhabers an, der selbst die Fehler schön findet; Pichegrü täuschte sich nicht über ihre wahre Beschaffenheit; vielleicht hielt er sie nicht einmal für das, was sie wirklich war. Hoche hatte in Handeln über Pichegrü eine Ueberlegenheit, wie sie der leidenschaftliche Mann über den, der blos den Gründen der kalten Vernunft Gehör giebt, in den Fällen hat, wo die gröfsere oder geringere Energie für den augenblicklichen guten Erfolg entscheidet. Es ist aber falsch, dass, wie hier behauptet wird, Pichegrü die Disciplin verfallen liefs; dieser General genofs das seltene Glück, nicht nur von seiner Armee, sondern auch von den Bewohnern der eroberten Länder geliebt zu seyn; der sicherste Beweis, dass er die Disciplin aufrecht erhielt.

Hoche erfuhr indefs bald auch an seinem Theile die Mifshandlungen, denen die Generale der französischen

fischen Republik ausgesetzt sind. Kaum kehrt er als Sieger mit seiner Armee in die vorher gehabten Standquartiere wieder zurück, als die Feindschaft mehrerer Personen von Gewicht, und unter diesen insbesondere des Rep. *St. Just*, ihm statt der Belohnung, die er mit Recht verdiente, einen schimflichen Kerker bereitet. Zu feige, ihn in der Mitte seiner Armee, die ihn als ihren Vater liebte, in Verhaft nehmen zu lassen, trägt man ihm zum Schein das Commando der italienischen Armee auf; allein kaum ist er zu Nizza, wo das Hauptquartier derselben war, angekommen, als man ihn in Arrest nimmt und nach Paris schleppen läfst, wo er, ohne verhört zu werden, nach der Conciergerie gebracht wird. Der Tod würde hier sein unvermeidliches Schicksal gewesen seyn, wenn der berühmte 9te Thermidor auch für ihn nicht die Stunde der Freyheit herbeygerufen hätte.

Hoche erhielt das Commando der kleinen Armee, welche den Namen von der Küste zu Cherbourg führte, und deren eigentliche Bestimmung war, die Aufrührer, welche unter den Namen von Chouans in diesen Gegenden grofse Verheerungen anrichteten, zu bekämpfen, womit nachher die Armee der Brester Küste vereinigt wurde. Rec. hätte gewünscht, über diesen merkwürdigen Theil aus Hoche's Leben hier einige nähere Aufschlüsse zu finden; allein die Darstellung des Vfs. ist hier eben so verworren und mangelhaft, als in den mehrsten Stellen seiner Geschichte. Nach dem, was Rec. aus dem hier angeführten, verglichen mit dem, was ihm glaubwürdige Personen, die Augenzeugen der dortigen Auftritte waren, versichert haben, als zuverläfsig ausheben kann, war die Lage, in der Hoche die dortigen Angelegenheiten fand, kürzlich diese: die Chouans waren eine in der ganzen Gegend zerstreuete Räuberbande, die keineswegs den Zweck hatten, die Monarchie wieder herzustellen, obwohl sie unter diesem Vorwande sich oft viele Gewaltthätigkeiten erlaubten, und nicht selten ihre Zahl durch eifrige Royalisten, die sie täuschten, ansehnlich verstärkt wurden. Der Krieg, den die Republik mit ihnen führte, dauerte lange, weil von den französischen Generalen keiner ernstlich zu Werke ging, und die Chouans bey allen Gelegenheiten sich zerstreuten und verbargen, und nicht eher wieder erschienen, bis die Armeen auseinander gegangen waren. Die Aufrührer hatten mehrere Chefs, die Hoche sehr richtig beurtheilte, wenn er gleich nach seiner Ankunft dem Wohlfahrtsausschufs berichtete: „mit 200,000 Livres und 10 „Paar Epaulets, werden wir den grösten Theil dieser Anführer für uns gewinnen; der Stock wird das „übrige thun." Hoche entwarf den Plan, durch eine anscheinende Mäfsigung und Schonung die Gemüther für sich zu gewinnen, bey der ersten Veranlassung aber mit desto grösserer Strenge zu verfahren. Diesem Grundsatz gemäfs, behandelte er die Einwohner mit möglichster Schonung und suchte durch eine anscheinende Toleranz, die Geistlichen in sein Interesse zu ziehen. Der Wohlfahrtsausschufs hatte das Abhauen der den Bewohnern dieser Gegend so nützlichen Hecken, mit denen ihre Felder umzogen sind, befohlen, Hoche wagte es diesen Befehl nicht zu vollziehen. Er bestrafte die Soldaten aufs schärfste, die, wie vielfältig geschah, sich Plünderungen und Grausamkeiten zu Schulden kommen liefsen. In Rücksicht der militärischen Operationen aber vertheilte er seine Armee in kleine Corps, die in den verschiedenen Districten beständig herumstreifen mufsten, um alle Zusammenrottirungen zu verhindern. Der gute Erfolg dieser Anordnungen zeigte sich bald. Es schien als wenn sich die unruhigen Gemüther immer mehr zum Ziele legen würden; der Geist der Mäfsigung, der gerade in dieser Zeit zu Paris herrschte, hatte einen wohlthätigen Einfluss auf jene unglücklichen Gegenden. Der Wohlfahrtsausschufs ging aber in dem angenommenen System des Nachgebens weiter, als Hoche für rathsam fand, der gleich anfangs die Aufrichtigkeit der Anführer der Chouans in Verdacht zog. Man hielt Conferenzen mit den Chouans, ohne Hoche dabey zu Rathe zu ziehen. Bey einer Unterredung, die bey Rennes zwischen den Abgeordneten der Republik und den Chouans gehalten wurde, verlangte einer ihrer Chefs, Cormartin, sogar, dafs Hoche nicht zugegen seyn sollte. Selbst der Waffenstillstand, den die Republik mit den Chouans schlofs, scheint nicht sein Werk gewesen zu seyn. So viel sieht man mit Gewifsheit, dafs Hoche in dieser Epoche nicht sehr die Gewogenheit des Wohlfahrtsausschusses besafs; er würde wahrscheinlich bald das Commando dieser Armee verloren haben, wenn nicht die Ereignisse, die gleich nachher eintraten, seine Dienste mehr als jemals unentbehrlich machten.

Die Chouans, statt die Waffen niederzulegen, versammelten sich wieder; sie gingen mit ihren Anwerbungen mit vieler Dreistigkeit zu Werke, und nahmen sogar von Hoche's Armee, und selbst von seinen eigenen Leuten mehrere als Recruten an. Schon hatte Cormartin ein beträchtliches Corps beysammen, als Hoche ihn unvermuthet überfiel und gefangen nahm. Kurze Zeit nachher landeten die Emigranten zu Quiberon. Die nähern Umstände dieser Expedition sind aus mehrern Schriften bekannt; wir bemerken hier nur, dafs der Vf. von einer Capitulation zwischen Sombreuil und Hoche nichts erwähnt. Nach diesem Treffen erhielt Hoche auch das Commando über die Armee in der Vendée, wo aufs neue Unruhen ausgebrochen waren. Diese waren inzwischen so furchtbar nicht mehr, wie ehemals; der geschlossene Waffenstillstand hatte die Folge gehabt, dafs viele Aufrührer nach ihren Dörfern zurückgekehrt waren, und die verschiedenen Chefs viel von ihrem Ansehen verloren hatten. Diese begingen unstreitig dadurch einen grofsen Fehler, dafs sie bey der Abschliefsung des Waffenstillstandes sich nicht gänzlich unterwarfen; eine halbe Unterwerfung und eine halbe Beybehaltung ihrer Unabhängigkeit mufste natürlich ihr Verderben herbeyführen; denn während sie ihre

Macht zum Theil aus den Händen gaben, blieben die republikaniſchen Armeen nicht nur in ihrer vorigen Stärke, ſondern wurden noch vermehrt. Es ſcheint ſogar, als wenn die in ſpätern Zeiten bewieſene gröſsere Theilnahme der Engländer und Emigranten an dieſem Aufſtande den Republikanern eher vortheilhaft als ſchädlich geweſen ſey. Stoſſel und Charette, dieſe einſt ſo furchtbare Anführer, fielen beide in die Hände des Generals Hoche. Wir finden nicht, dafs die verſchiedenen Truppenabtheilungen, mit denen Hoche die ganze Vendée durchſtreifen lieſs, vielen Widerſtand fanden, und er hatte folglich keine Gelegenheit, ſeine Feldherrn-Talente zu zeigen. Deſtomehr wurde aber ſeine Energie und Beharrlichkeit auf die Probe geſetzt; beide Eigenſchaften lieſsen ihn über die unzähligen Hinderniſſe, die ſich einem Frieden in der Vendée entgegenſetzten, den Sieg davon tragen.

Kaum iſt der Friede geſchloſſen, und wir ſehen Hoche mit einer Anſtrengung, die nur eine heftige Leidenſchaft hervorbringen und unterhalten kann, zu ſeinem Lieblingsproject, einer Landung in Irrland, zurückkehren. Hoche war nicht der einzige, der von dem Haſſe gegen die Engländer beſeelt war; wir finden dieſe Leidenſchaft bey allen eifrigen Anhängern der demokratiſchen Verfaſſung in Frankreich. Man haſst gemeiniglich den am mehrſten, deſſen Schläge am empfindlichſten treffen; England war unſtreitig der furchtbarſte Feind; aber nicht dieſe Urſache allein, ſondern insbeſondere der Umſtand, dafs die demokratiſche Verfaſſung gerade die conſtitutionelle, die mit der engliſchen ſo viel Aehnlichkeit hatte, über den Haufen warf, machte, daſs man einen Theil des Haſſes, den man gegen die der Conſtitution ergebenen hegte, auf die Engländer übertrug. Die Freyheit, der die Engländer huldigen, hat eine andere Geſtalt, als die Göttin, der die Franzoſen Altäre bauen. — Die ſchlechte Beſchaffenheit der Marine, und die Abneigung des Admirals *Villaret Joyeuſe*, der die Expedition nach Irrland miſsbilligte, zu ihrer Wiederherſtellung hülfreiche Hände zu bieten, machte, dafs die Ausrüſtung der Flotte; welche die Truppen nach Irrland führen ſollten, nur ſehr langſam von ſtatten ging. *Villaret Joyeuſe* ward durch ſeine Ernennung zum Repräſentanten von Breſt entfernt, und da der Seeminiſter *Truguet*, die Bemühungen des Generals Hoche unterſtützte; ſo gelang es dieſem endlich, ſich mit 15000 Mann Landungstruppen einzuſchiffen. Ein heftiger Sturm trennte mehrere Schiffe und namentlich die Fregatte, worauf ſich Hoche befand, von der Flotte, wovon der gröſste Theil zwar auf der irrländiſchen Küſte ankam, aber in der Abweſenheit ihres Chefs nicht zu landen wagte, ſondern nach einem drey wöchentlichen Aufenthalt in dieſer Gegend, wieder ohne etwas ausgerichtet zu haben, nach Frankreich zurückkehrte. Hoche ſelbſt landete nach unzähligen Gefahren jeder Art wieder in Rochefort. Das erlittene Unglück hat ſeinen Muth nicht geſchwächt; kaum hat er wieder feſten Fuſs gefaſst, und ſchon dringt er auf die abermalige Ausrüſtung einer Flotte, um die nämliche Unternehmung aufs neue zu verſuchen. Sein Wunſch geht diesmal nicht in Erfüllung, ſondern er erhält das Commando der Sambre- und Maaſsarmee.

Die Armee hatte während ihres Rückzugs aus Franken unter Jourdan ſehr gelitten; ihre Wiederorganiſirung, und die Einrichtung einer beſſern Verpflegung, waren die erſten Gegenſtände, womit Hoche ſich bis zur Eröffnung des Feldzugs vorzüglich beſchäftigte. Er theilte die Armee in mehrere groſse Diviſionen, die aber, nicht wie ſonſt gebräuchlich iſt, aus verſchiedenen Armaturen zuſammengeſetzt waren, ſondern nur aus einer einzigen beſtanden. So machten z. B. die Jäger und die Huſaren, jede eine eigene Diviſion, die ganze Infanterie aber war in 6 Diviſionen eingetheilt. Der Vf. hält dieſer Einrichtung eine ſehr groſse Lobrede, die Rec. aber nicht unbedingt unterſchreiben möchte. Die Vertheilung der Artillerie bey den Brigaden hat z. B. groſsen Nutzen; auch ſieht Rec. nicht wohl ein, warum die leichten Truppen, die doch nie an einem Orte zugleich agiren, eine Diviſion ausmachen ſollen.

(Der Beſchluſs folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. 1) *Stollberg* a. Harz, b. Schulze: *Der Dienſtſpiegel, und zwar erſtlich: Spiegel für Herrſchaften.* 1798. 38 S. 8.
2) Ebendaſelbſt: *Der Dienſtſpiegel, und zwar zweytens: Spiegel für Dienſtboten.* 1798. 38 S. 8.

In Nr. 1. iſt das von den ländlichen Dienſtherrſchaften zu beobachtende Verfahren gegen ihr Geſinde in 60 Regeln, und in Nr. 2. die Obliegenheit des letzten gegen die erſten in eben ſo viel Regeln zuſammengefaſst und in einer populären Schreibart vorgetragen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 18. May 1799.

GESCHICHTE.

PARIS u. STRASBURG, b. König: *Vie de Lazare Hoche, etc. par A. Rouffelin etc.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der Plan des General Hoche bey Eröffnung dieses Feldzuges war, während er den Theil seiner Armee, der sich am rechten Rheinufer befand, in mehrern Abtheilungen die Sieg passiren liefs, zugleich bey Neuwied über den Rhein zu gehen.

Die Niederlage, die der kaiserliche General Kray erlitt, ist noch im frischen Andenken; auch aus dieser Geschichte erhellt ziemlich deutlich, dafs die angefangenen Unterhandlungen wegen der Verlängerung des Waffenstillstands an den Vortheilen, die Hoche hier erfocht, einen sehr grofsen Antheil hatten. In andern Kriegen würde man von Gefechten dieser Art wenig Aufhebens gemacht haben; denn das Krayische Corps mochte aufs höchste 4000 Mann stark seyn; in der vor uns liegenden Geschichte hält der Vf. diese Affaire aber für einen so glänzenden Sieg, dafs er sich in keiner geringen Verlegenheit befindet zu bestimmen, welche merkwürdige That aus der Vorzeit würdig genug sey, mit ihr verglichen zu werden. Wir haben über die verschiedenen Gefechte, welche bis zu der Ankunft des Couriers von der Italienischen Armee, der die Friedens-Nachricht brachte, vorfielen, mehrere Druckschriften sowohl von Oesterreichischer als Französischer Seite, wovon die Antwort auf das Oesterreichische Bülletin von einem angeblichen Officier des Generalstabes des Generals Hoche von dem letzten selbst ist. Ein Ungenannter hat beide Schriften in einer kleinen Broschüre, (s. A. L. Z. 1798. Nr. 146.), mit einander verglichen, und mehrere in beiden enthaltene Unrichtigkeiten gerügt. So viel ist gewifs, dafs die Französische Armee der Kaiserlichen weit überlegen war, und sich in einer viel günstigern Lage befand. Der General Wernek würde vielleicht besser gethan haben, wenn er in der sehr mifslichen Lage, in welcher er sich befand, die erhaltene Disposition dem Buchstaben nach befolgt hätte, statt eine neue zu entwerfen, die zu nichts besserem führen konnte.

Nach dem Frieden ward Hoche durch innere Unruhen zu Paris, die sich mit Carnot's und Pichegrü's Sturze endigten, und woran er vielen Antheil hatte, sehr beschäftigt; es scheint auch, dafs er sein Lieblingsproject England anzugreifen wieder hervor gesucht hatte; allein eine sehr schmerzhafte Krankheit, wovon er den Keim schon lange in seinem Busen trug, endigte zu Wetzlar sein Leben. Der Vf. ermangelt nicht, um die Scene zu verschönern, eine Vergiftung mit ins Spiel zu bringen; die Beweise, die er anführt, sind inzwischen sehr unzureichend, und werden durch die von den deutschen Aerzten bekannt gewordenen Nachrichten über Hoche's Krankheit widerlegt.

Der zweyte Theil ist in mehrerm Betracht wichtiger als der erste. Er enthält mehrere Briefe, die Hoche theils an die verschiedenen Comités, an die Repräsentanten bey der Armee, an die Minister u. s. f. schrieb, nebst Auszügen aus Ordern an die Unterbefehlshabers und an die Truppen; auch sind einige freundschaftliche und Familien-Briefe mit eingerückt. Das Ganze macht ein nicht sehr zusammenhängendes Gemisch von ernsthaften und lustigen, von sehr unerheblichen und mit unter auch interessanten Gegenständen. Red. hat nicht ohne Vergnügen den verschiedenen Epochen nachgespürt, welche Hoche durchwandelte, ehe sein Geist sich aus der Rohigkeit bis zu einer verfeinerten Bildung erhob. Seine ersten Briefe und Ordres sind voll wilder, überspannter Ideen und Projecte; sein Stil ist ungebildet und verräth hin und wieder eine starke Bekanntschaft mit der Sprache, die in den Wachtstuben gebräuchlich zu seyn pflegt. Die Wörter *Bougre, Foutre, Diable*.... u. s. ff. kommen alle Augenblicke vor. Er macht sich über das Talent schön zu schreiben, das Pichegrü besitzt, lustig; unvermerkt fängt er aber selbst an, mehrere Aufmerksamkeit auf seine Schreibart zu verwenden.

Einige Berichte über die Lage in der Vendée und über die zweckmäfsigsten Mittel, den dortigen Krieg zu endigen, wie nicht weniger die Briefe an Carnot, (für dessen Kenntnisse er eine mit Furcht verbundene Achtung gehabt zu haben scheint,) enthalten viele reiflich durchdachte Bemerkungen.

Seine Schreibart verstand Hoche sehr gut nach der Denkart eines jeden, an den er schrieb, zu verändern. Dies zeigt sich besonders in den Ordres, die er vor dem Anfange eines Treffens gab. Sie enthalten mehr Auffoderungen zur Tapferkeit und Declamationen, als eigentliche Dispositionen. Aber anders schreibt er an die Generäle Morlot und Simon; anders an den klugen und feinen Desaix. Nach der Beendigung des Krieges in der Vendée, scheint sich eine trübe Stimmung seiner bemächtigt zu haben, die gegen das Ende seines Lebens immer herrschender wurde, und vermuthlich in dem zerrütteten Zu-

stande seiner Gesundheit ihren Grund hätte. Dies Gemisch von Rohheit und emporstrebender Cultur, vom Bewufstseyn seiner Energie und Stolz auf seine Thaten, mit dem Gefühl der immer mehr und mehr sinkenden Kräfte des Körpers, geben mehrern freundschaftlichen Briefen einen Anstrich von sanften Empfindungen, die hier ursprünglich nicht zu Hans gehören, obwohl er nicht ohne Sinn für die Freuden der Liebe und der Freundschaft gewesen zu seyn scheint. So wie er aber ins thätige Leben übergehet, so erscheint der Geist der Strenge, der eben so sehr ein Werk der Grundsätze war, als er zu den Zügen seines Charakters gehörte, wieder im vollsten Lichte. Kein Mittel ist ihm zu theuer, wenn es auf die Erreichung seines Endzwecks ankam. Er empfiehlt seinen Unterbefehlshabern Täuschung jeglicher Art.

Diese Sammlung von Original-Stücken, die den Inhalt des zweyten Theils ausmachen ist nach den Armeen, die er nach einander commandirte, eingetheilt. Sie würde sehr an Vollständigkeit und Deutlichkeit gewinnen, wenn man zugleich die Antworten und die Belege, von denen oft die Rede ist, mit abgedruckt hätte. Es scheint aber, dafs man bey der Bekanntmachung dieser Originalstücke, nicht mit sehr vieler Aufrichtigkeit zu Werke gegangen sey, sondern alles unterdrückt habe, was in irgend einer Hinsicht den jetzt in Frankreich herrschenden Meynungen anstöfsig oder dem Andenken Hoche's nachtheilig seyn könnte. Was uns in dieser Vermuthung noch mehr bestärkt, ist die Bemerkung, dafs in beiden Theilen, von dem Projecte eine Republik aus den an beiden Rheinufern eroberten Ländern zu bilden, durchaus keine Rede ist, woran doch, wie man zuverläfsig weifs, Hoche den gröfsten Antheil hatte. Vermuthlich fühlte sein Biograph, dafs ein Project, das der französischen Republik keinen Vortheil bringen würde, und den Bewohnern dieser Länder selbst durchaus sehr verhafst war, seinem Urheber zu keinem vorzüglichem Ruhme gereichen konnte.

Die in diesem Werke befindlichen Generalcharten von den verschiedenen Kriegestheatern, auf welchen Hoche commandirt hat, haben keinen besondern Werth.

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Schilderung der Franzosen während der Revolution. Von einem Augenzeugen.* 1797. 342 S. 8.

Des angenommenen Charakters eines Augenzeugen und des hochklingenden Vorberichts der Berichtigungen und Ergänzungen gangbarer Vorstellungen ungeachtet, kann Rec. nicht umhin, den gröfsten Theil dieses Gemengsels für oberflächlich seicht, ungeläutert in der Materie, abgeschmackt und incorrect in der Form, und den übrigen erträglichen Theil für entlehnt und nachgesprochen zu erklären. Keine neue Data und Aufschlüsse, keine belehrende Beobachtungen. Die behandelten Gegenstände sind etwa folgende: eine sehr verunglückte und auf seichte und einseitige Beobachtungen gegründete Schilderung des Charakters des französ. Volks in einzelnen Zeitpuncten der Revolution und seiner Repräsentanten. Ueber Volksgesellschaften und Jacobinismus. Widerspruch des Geschreyes über französische Emissarien und Propagandisten in Deutschland — wogegen bey aller Uebertreibung dieses Geschreyes, sich doch aus Thatsachen neuerer Zeit manches einwenden liefse. — Ueber gezwungene Anleihen und Requisitionen. — Plünderungen der Kirchen. — Revolutionsgerichte, Behandlung der Gefangenen und Beschreibung der Kerker. — Ueber den Hafs der Franzosen gegen Fremde, besonders auch gegen die *Deutschen!* Hier möchte manches nicht ungegründet seyn. — Ueber die verschiedenen französischen Constitutionsacten; Assignaten; Erziehung etc. zum Theil entlehnt und überhaupt das Allräglichste, was darüber noch gesagt ist. — Die Guillottine (wenig mehr, als die Ueberschrift.) — Der Abschnitt über die Emigranten endlich, ist in der prophetischen Bibelsprache (nicht sehr witzig) abgefafst. — —

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

MIETAU, b. Stelfenhagen: *Predigten durch das Bedürfniss und den Geist der Zeit veranlafst*, von *Johann Nicolaus Tilling*. 1796. 176 S. 8. (16 gr.)

Von der lebhaften, oft rauschenden Sprache, von dem öfters an Ueppigkeit gränzenden Reichthum und der raschen Lebhaftigkeit der Darstellung in diesen Vorträgen mag der Schlufs der zweyten und der Anfang der sechsten Predigt zur Probe dienen. — Pr. 2. S. 36. „Und welches Vertrauen, welches frohe muthige Vertrauen gebühret dem Gott, der so „weit half, dafs er auch weiter helfen werde! Er, „der die Tugend liebt, er, der sie so ernst gebot „und sie zu *Bedingung* des *Lebens*(?) machte, er „wird, er kann ihr die freundliche hülfreiche Hand „nicht versagen. Jeder gemachte Fortschritt bahnet „und bürget den Folgenden; jede erstiegene Stufe „zeiget in hellerem reitzendern Lichte die höhere. „Ja! von Kraft zu Kraft, von Würde zu Würde, „von Säligkeit zu Säligkeit drängt sich der Weise, „der Christ, durch die Gaukelspiele der leichtsinnigen Thorheit, durch die *Sirenen Gesänge* der Sinne „und Erdenlüfte, hinan zu jener *Sphäre* von *Glorie* „und *Majestat*, wo die hohe Ahnung, die hier schon „seinen Busen hob, sich erklärt, wo sich sein Glaube in Schauen, seine Hoffnung in Genufs verwandelt, wo er mit segnendem Blick auf die durchlaufene Bahn zurückschauet, und, durchdrungen von „süligen Gefühlen, spricht: sie war der Mühe und „des Kampfes, sie war der Thränen werth, womit „ich sie bezeichnet habe." — Pr. VI. S. 83. zu Anfange: „Der Glaube an den Auferstandnen, o ewiger Herr und Vater unsers Lebens! ist, Glaube an „deine allmächtige Gotteskraft, an deine Weisheit „an deine unausspechliche Menschenliebe. Der Glaube an den Auferstandenen ist die *Grundsäule* der „Tugend und der Ruhe von Millionen *irrender* und „trauernder Menschen. Der Glaube an den Auferstandenen, ist unser Führer und Beystand in den „Dun-

„Dunkelheiten, wo uns das Auge des Leibes und „das Auge des Geiſtes, die *Vernunft, ohnmächtig „verlaſst.* (?) Er iſt der heiligſte Bürge, jener groſsen herrlichen Hoffnung, die uns aufrecht erhält, „wenn die Erde unter unſern Füſsen wanket, und „uns Leib und Seele verſchmachten will. O erhal„te ihn uns, ſtärke, belebe ihn, laſs uns ſeiner Kraft „und ſeines Segens immer mehr froh werden. U. „V." Die freye Manier, worinn der Vf. arbeitete und vermöge deren er ſich aller beſondern Ankündigung ſeines jedesmaligen Thema, oder der ſeinem Gedankengange zum Grunde liegenden Diſpoſition überhob, machte es ihm möglich, ſeines redneriſchen Schmuckes ungeachtet, manche bey der gewöhnlichen Form beynahe unvermeidliche Umſchweife und Wiederholungen zu vermeiden, wobey man ihm jedoch einräumen muſs, daſs in ſeinen Abhandlungen noch immer ganz gute Ordnung herrſcht. Indeſſen bleibt es bey der Art, wie er dieſe Manier anwandte, und bey der zuweilen nicht geringen Umſtändlichkeit der eigentlich nur einleitenden Betrachtungen doch zuweilen zweifelhaft, was er eigentlich als Hauptſache habe ſagen wollen, und die mehreſten dieſer Vorträge haben weniger die beſtimmte Form eines planmäſsig articulirten Ganzen, als vielmehr rhapſodiſcher obwohl ganz gut zuſammengereiheter Reflexionen und gelegentlicher Ergüſſe des Gefühls, daher es denn kommt, daſs es ſchwer hält, ſich von ihrem Inhalte und von dem reinen Gewinn, den man daraus für die Praxis zu ziehen hat, eine ſo deutliche Rechenſchaft zu geben, als wenn ihnen eine präciſere Expoſition des Hauptzwecks und der Hauptmomente, wodurch der Redner denſelben zu erreichen gedachte — eine Sache, die man eigentlich an keinem guten Kunſtwerke ſolcher Art ganz vermiſſen darf und die ſich mit einer ungezwungenen und gefälligen den Anſchein des Schul- und Fachwerksmäſsigen vermeidenden Form recht gut verträgt — zum Grunde läge. Rec. macht dieſe Erinnerung abſichtlich, damit nicht junge und lebhafte aber noch nicht gehörig mit Kritik ausgerüſtete Köpfe durch die Neuheit der Sache geblendet, dieſe Manier unbefugt nachahmen und dadurch in Unordnung, Unbeſtimmtheit und Seichtigkeit verfallen. Selbſt die gegenwärtigen Vorträge ſind nicht durchgängig von einer gewiſſen Oberflächlichkeit frey zu ſprechen, die insbeſondere dem erſten einer Huldigungspredigt und dem letzten mit der Ueberſchrift: *der Probierſtein des Wahren und Guten*, der vor dem Hange zu aufrühreriſchen Geſinnungen in dem gegenwärtigen Zeitalter warnen ſoll, auch einigermaſsen dem neunten *die Tugend allein ſichert uns die Unſterblichkeit* zur Laſt fällt; wie denn überhaupt der Totaleindruck von den meiſten, doch mit gänzlicher Ausnahme der zweyten in der That ſehr vortrefflichen Predigt, *wie viel näher dem Ziele!* am Jahresſchluſſe — mehr ein blendender und je zuweilen exaltirender, als ſittlich erwärmender und ausdauernd belebender ſeyn dürfte. Nicht ſelten hat auch den Vf. ſeine Lebhaftigkeit zu unbeſtimmten und übertriebenen Behauptungen, Widerſprüchen mit ſich ſelbſt, Bombaſt und Verſtöſsen gegen den guten Geſchmack verleitet. Schon die vorhin angeführten Stellen enthalten davon einige Beweiſe — was ſollen *Sirenengeſänge* in einer Predigt — was denkt man ſich genau genommen unter einer *Sphäre* voll *Gloria* und *Majeſtät* — wie kann der Glaube an den Auferſtandenen uns zum Führer dienen, wo uns unſere Vernunft ohnmächtig verläſst; da uns alles, was er uns zu leiſten vermag, uns nur durch die Wirkſamkeit der Vernunft zu ſtatten kommen kann. — Sehr wenig edel iſt folgendes Bild S. 49. „der Geiſt der Selbſtheit und Erwerbſucht der alles „— Gute verhindert und die ſonſt ſo guten und viel„vermögenden Menſchen in nichtswürdige Hum„meln verwandelt, die dem ganzen ſchönen Bienen„ſtocke den Untergang bereiten" — unbegreiflich folgende Entgegenſtellung S. 60. „in einem chriſtli„chen Lande entweder ein Chriſt oder ein Atheiſt" — Sehr im Widerſpruche mit ſich ſelbſt iſt der Vf., wenn er in der IVten und Vlten Predigt darüber ſeufzt, daſs jetzt weit weniger Religion als ſonſt unter den Menſchen ſey, in der Vten aber zugiebt, daſs die Menſchen im Durchſchnitte jetzt doch wohl tugendhafter und frömmer ſeyn dürften, als ehedem. Höchſt abentheuerlich und unlauter iſt um mehreres zu übergehen der in der letzten Predigt S. 172. vorkommende Gedanke, daſs wir in dem Falle der Abweichung von irgend einigen (auch blos vor das Forum des Gewiſſens gehörenden) Vorſchriften des Chriſtenthumes unſer chriſtliches Vaterland verlaſſen und auf die nur der Befolgung jener Vorſchriften zugeſtandenen mit Uebertretung derſelben aber nothwendig wegfallenden bürgerlichen Vortheile Verzicht thun müſsten. — Zu welchen ſchändlich despotiſchen Maximen werden hier chriſtliche Regenten gleichſam autoriſirt; wozu überhaupt Religion und Chriſtenthum erniedrigt! Gänzlich miſslungen iſt dem Vf. der Anhang, der überhaupt nicht viel bedeutenden Huldigungspredigt — wir meynen Stellen wie folgende, wo von Catharina II. die Rede iſt S. 14. „deren *himmliſches* Herz in Wonne zerflieſst (?) „wenn der erhabene Endzweck (Menſchen zu be„glücken (?)) erreicht iſt." — S. 16. 17. „Gott! „wir küſſen in Demuth den Staub, aus welchem du „uns haſt werden laſſen (was heiſst das?), und prei„ſen mit Jubel deinen hohen heiligen Namen, daſs „*du* das Herz Catharinas der Gerechten, der Holdſe„ligen, der Gröſseſten und Mildeſten, unter deinen „Geſalbten, *geneigt haſt*, den Zepter der *Liebe* und „des Segens, den du in ihre ſtarke Hand gelegt „haſt, auch über unſere Grenzen, über das Heilig„thum deines verlaſſenen und geängſtigten Volks „*ausgeſtrecken*"?!! S. 18. *Gelingen* müſſe *alles* — was die himmliſche Seele, (noch anderwärts heiſst ſie die *angebetetſte* unter den *Töchtern der Erde*) deine geſegnete Dienerin beſchlieſst, wünſcht und *begehrt* u. dgl. m. Rec. wünſcht, daſs man mit dieſem Tone, die edle und feine Art, wie Hr. Hofpr. Sack in ſeiner letzten Huldigungspredigt Perſönlichkeiten dieſer

ser Art berührt hat, vergleichen möge. So, wie Hr. T. hier that, zu sprechen, ist wider alle Lehrweisheit, da solche Tiraden aus dem Munde des Predigers, der als solcher keiner Parthey angehören soll, nothwendig die nicht unbedeutende Menge derer, welche über eine neu aufgedrungene Regierung missvergnügt waren, weit eher erbittern als gewinnen konnte. So zu schmeicheln, ist nicht nur der Würde des Religionslehrers, sondern selbst der Würde des Menschen durchaus entgegen. — Die Rubriken sämmtlicher zehen Predigten sind folgende: 1) Huldigungspredigt; 2) wie viel näher dem Ziele, zum Jahresschlusse; 3) am Neujahrstage; 4) der Geburtstag Jesu; 5) der Todestag Jesu; 6) die Auferstehung Jesu; 7) die Vollendung Jesu; 8) der Geist des Christenthums; 9) Tugend allein sichert uns die Unsterblichkeit; 10) der Probierstein des Wahren und Guten.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Danzig* b. Wedel: *De fide historica Velleji Paterculi, in primis de adulatione ei objecta*, Commentatio critica lectionum indicandarum caussa scripta a *Carolo Morgenstern*, Philos. Doct. Eloqu. et Poes. in Athenaeo Gedanensi Prof. publ. ord. 1798. 48 S. 4. Der Zweck dieser Schrift geht dahin, den Vellejus Paterculus gegen den Vorwurf einer niederträchtigen Schmeicheley, den ihm mehrere, besonders Lipsius, gemacht hatten, zu vertheidigen, oder wenigstens zu entschuldigen. Derselbe Gegenstand ist in derselben Absicht schon von Hrn. *Jakobs* in der Vorrede zu seiner Uebersetzung des Vellejus (Leipzig 1793) behandelt worden, welches Hrn. *M.* aber unbekannt gewesen zu seyn scheint, da er seines Vorgängers nirgends erwähnt. Uebrigens gehen beide Gelehrte ungefähr denselben Gang, und kommen zu denselben Resultaten. — Nachdem der Vf. die Verdienste des Vellejus, als Geschichtschreibers, seine Unpartheylichkeit in Ansehung seiner Nation und ihrer Feinde, seinen Scharfsinn in der pragmatischen Darstellung, die Feinheit der hin und wieder eingestreuten Bemerkungen, und die Kunst, die er in seinen Charakterschilderungen darlegt, gezeigt und gerühmt hat, nahm er im zweyten Theile S. 7 die Stellen auf, die ihm jenen Vorwurf zugezogen haben, vergleicht sie mit den Urtheilen anderer Geschichtschreiber, besonders des Tacitus und Sueton, und zieht daraus S. 44. das Resultat, dass zwar das meiste von dem, was Vell. von Tibers Verwaltung erzähle, durch die ähnlichen Erzählungen des Tacitus und Sueton bestätigt werde, und man ihn also keiner offenbaren Unwahrheit zeihen könne; dass er aber das Gute durch rednerischen Schmuck übertreibe, vieles bemäntele, und manche für Tiber und seine Günstlinge nachtheiligen Umstände gänzlich verschweige. Von allen den Schandthaten, Ungerechtigkeiten und Greueln, die Tiber, besonders nach dem Tode des Germanicus begieng, sagt Vell. kein Wort; zuweilen scheinen zwar dergleichen in seiner Erzählung durch, diese werden aber so dargestellt, dass Tiber selbst keine Schuld dabey zu haben scheint, oder, wenn sein Antheil daran nicht verhehlt werden konnte, sie sich in keinem ungünstigen Lichte zeigen. Tibers Charakter beschreibt V. gar nicht. Indess müssen wir hiebey nicht ausser Acht lassen, dass V. sein Werk noch vor Sejans Tode, nach welchem der schlechtere Theil von Tibers Regierung erst eigentlich anfängt, geschrieben hat. V. ertheilt zwar dem Sejan die grössten Lobsprüche, allein, da diese nicht den eigentlichen Charakter dieses Günstlings betreffen, so stehen sie mit dem, was Tacitus Ann. IV, 1. von demselben sagt, nicht im Widerspruche; und wenn V. die guten Eigenschaften Sejans heraushebt, und seine Laster mit Stillschweigen übergeht, so that er nicht mehr noch weniger, als was Tiber, der Senat und Volk selbst thaten. (Dieses ist wohl keine Entschuldigung!) Wie hätte auch V. unterlassen können, diesen damals *so mächtigen* Günstling von der vortheilhaften Seite vorzustellen? — Wegen dieser Fehler und Mängel des Geschichtschreibers sucht der Vf. nun im dritten Theile den V. zu entschuldigen. Diese Entschuldigung besteht in vier Puncten. *Erstlich* war die Freyheit, seine Gedanken schriftlich zu äussern, unter den Kaisern, besonders dem Tiber, gänzlich unterdrückt. Man erinnere sich nur an den Cremutius Cordus; nach Dio Cassius LVII. p. 846 nahm Tiber nichts so übel auf, als wenn jemand seine Plane und Absichten errieth. Aber warum schrieb V. überhaupt unter solchen Umständen? Hierauf hat schon Ruhnkenius geantwortet, *dass* dann V. in der unthätigsten Ruhe hätte — *verfaulen* müssen, welches für einen grossen und ruhmbegierigen Geist so gut als Tod sey. (Hieraus würde als Grundsatz folgen: wer gern Ruhm erlangen will, und nur durch Schreiben dahin zu kommen hofft, der *muss* schreiben, unbekümmert, ob er durch die Zeitumstände gezwungen, Wahrheit oder Unwahrheit sagen, schmeicheln oder nach seinem Gewissen urtheilen muss!) *Zweytens* liess sich vielleicht V. durch Dankbarkeit gegen August und Tiber, denen er sein Glück grösstentheils zu danken hatte, und durch sein Verhältniss zu Tiber, unter dem er gedient, und den er also von einer vortheilhaften Seite, als General, kennen gelernt hatte, verleiten, ihn für besser zu halten, als er wirklich war. (So entschuldigt den V. auch H. *Jakobs* S. XVIII. besonders XXIII. und in der That scheint dieses, zusammengestellt mit der Bemerkung, dass V. seine Geschichte noch während der guten, oder wenigstens räthselhaften Regierungsjahre Tibers schrieb, die einzige Art zu seyn, wie man des V. Schmeicheley und Partheylichkeit eingestehen und ihn doch von der Seite seines Charakters, obwohl auf Kosten seiner Menschenkenntniss retten kann. Nur reimt sich hiermit wieder die oben S. 3. gerühmte pragmatische Kunst und der Scharfsinn, womit er die Charaktere schildert, und die verborgensten Triebfedern der Menschen aufdeckt, nicht, und noch weniger die S. 32. erwähnte Feinheit, womit er den Tiber entweder ganz aus dem Spiele lässt, oder alles zum Besten deutet). *Drittens* musste V. auch, da er sein Werk dem Consul Vinicius, einem Hofmanne, dedicirte, die vornehmsten Männer an Tibers Hofe *wohl etwas mehr, als er sonst nöthig gehabt hätte, preisen*, und *viertens* endlich erwähnt V. selten oder nie eines merkwürdigen Mannes, auch in den Zeiten der Republik, ohne ihm Lob oder Tadel, besonders aber jenes, zu ertheilen, und konnte also auch in Tibers Geschichte dieselbe Weise beybehalten. Viel auffallender wäre es gewesen, wenn er vom Tiber so spräche, wie er gethan hat, übrigens aber in Ansehung anderer Männer sich alles Urtheils enthielte. (Man könnte noch hinzufügen, dass ein Mann, der die Geschichte seiner Zeit und seines Vaterlandes schreibt, selten oder nie partheylos seyn kann, besonders wenn in der Zeit Partheysucht herrschend ist. Die Begebenheiten müssen für den Geschichtschreiber immer in einer gewissen Entfernung seyn, die, der Deutlichkeit einzelner Thatsachen unbeschadet, den allgemeinen Ueberblick des Ganzen erleichtert und befördert. Indessen, V. mag ein vorsätzlicher Schmeichler gewesen, oder durch seinen Charakter, seine Bonhommie, seine Lage und Umstände verleitet worden seyn, die Sachen eher in einem günstigen, als nachtheiligen Lichte zu sehen, so darf doch dieses für uns auf die Beurtheilung seines historischen Werths keinen Einfluss haben. Wir beurtheilen blos den Schriftsteller, ohne den Charakter des Mannes ins Spiel zu mischen, und dann ist klar, dass wir uns auf des V. Geschichte nur bedingterweise, wenn er mit andern Schriftstellern übereinstimmt, oder unleugbare Thatsachen erzählt, verlassen können, im Uebrigen aber gegen ihn auf unserer Hut seyn müssen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 20. May 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Barth: *Psalmi annotatione perpetua illustrati* ab *Ern. Frid. Car. Rosenmüllero*, Ling. Arab. in Acad. Lipſ. Prof. Volumen primum. Oder auch: *Scholia in Vetus Teſtamentum.* Partis quartae *Pſalmos* continentis volumen primum. 1798. 547 S. Vorr. 1 B. Prolegomena S. LXII. gr. 8. (1 Rthl. 20 gr.)

Der doppelte Titel ſcheint zum Beſten derjenigen gemacht worden zu ſeyn, welche ſich von dieſem Werke entweder nur die Sammlung von Scholien über die Pſalmen, oder alle Theile, die von derſelben ſchon erſchienen ſind und noch erſcheinen werden, anſchaffen wollen. Der erſte Theil iſt ſchon im J. 1788., die verbeſſerte Ausgabe aber 1795., und der zweyte im J. 1790. herausgekommen. In beiden ſind die 5 Bücher Moſis enthalten. Der dritte Theil kam in den J. 1791 und 1793. heraus, und umfaſste in zwey Abtheilungen den Propheten Jeſaias. In dieſem vierten Theile macht nunmehr Hr. *R.* den Anfang mit den Scholien über die Pſalmen, und ſcheint das Ganze derſelben, da dieſe erſte Abtheilung nur erſt 20 Pſalmen in ſich begreift, auf 7—8 Bände berechnet zu haben; ſo daſs dieſe künftig die Stelle einer exegetiſchen Bibliothek, die eine wohlgeordnete Auswahl des beſten und vorzüglichſten, was in ſo vielen Ueberſetzungen, Erklärungen und Anmerkungen ſowohl von ältern als neuern Gelehrten über die Pſalmen geſchrieben worden iſt, in ſich faſst, werden vertreten können. Unter den ältern Auslegern der Pſalmen hat Hr. *R.* vorzüglich die Paraphraſen des zu Altdorf im J. 1591. verſtorbenen Esrom Rüdinger, die Ueberſetzungen des Martin Bucer und die Commentarien des Anton Agellius; unter den jüdiſchen Gelehrten aber die Scholien des Kimchi, Aben-Esra und Salomon Jarchi benutzt. *Jene* verdienten allerdings wegen ihres mit Gelehrſamkeit und Gründlichkeit verbundenen geſunden exegetiſchen Urtheils aus ihrer Vergeſſenheit herausgezogen zu werden; und *dieſe* haben uns doch auch als Männer, welche mit der hebräiſchen Sprache ſehr vertraut waren, bey ihren nicht ſelten abgeſchmackten Erklärungen, manche ſchätzbare Auslegungen aus den älteſten Ueberlieferungen erhalten, welche Hr. *R.* dadurch, daſs er überall ihre eigenen Worte anführt und durch beygefügte Ueberſetzung den Ungeübtern eine Anweiſung, ihre dunkle und kurze Schreibart kennen zu lernen, giebt, noch brauchbarer gemacht hat. Auſserdem findet man hier das Beſte und Neueſte, was über die Pſalmen geſchrieben worden iſt, mit Rückſicht auf kleine und periodiſche Schriften, die ſich oft verlieren und leicht vergeſſen werden, in zweckmäſsiger Kürze und mit Geſchmack zuſammengeſtellt, ſo daſs junge Leſer mit weniger Mühe die Unterſuchungen und Reſultate der Exegeſe überſehen und daraus lernen können, wie weit man in der Erklärung der Pſalmen bis auf unſre Zeiten gekommen ſey. Hierbey verfährt Hr. *R.* ſo, daſs er jedesmal den Inhalt eines Pſalms bald weitläuftiger, wie bey Pſ. I. II. VII. IX. XIV. XVI. XVIII. bald kürzer, wie bey allen übrigen Pſalmen, die in dieſem Bande enthalten ſind, vorausſchickt und zugleich bey der Frage, von welchem Vf. und zu welcher Zeit der Pſalm verfertigt worden ſeyn möchte, einen Wink giebt, welcher unter mehrern Meynungen er ſelbſt beyzupflichten geneigt ſey. Hierauf folgen erſt Anmerkungen, in welchen eine ausführliche Wort- und Sacherklärung mit etymologiſch-philologiſch-antiquariſch-hiſtoriſchen Erläuterungen enthalten iſt. Bey dem erſten Pſalm werden verſchiedene Meynungen über den Inhalt und Vf. deſſelben geprüft. Venema behauptete, daſs er mit dem zweyten Pſalm ein Ganzes ausmache und ſich auf die Zeiten beziehe, in welchen David als beſtimmter König den Saul zum Feind gehabt habe und der Verfolgung und Verachtung ausgeſetzt geweſen ſey; in welcher Lage er ſich und ſeinen Anhängern Troſt und Muth in dieſem Gedichte zugeſprochen zu haben ſcheine. Und ein Ungenannter hat in ſeinem *Verſuch einiger Beyträge zur hiſtoriſchen Auslegung der altteſtamentlichen Bibel* die Vermuthung geäuſsert, daſs der Inhalt dieſes mit dem zweyten zu vereinigenden erſten Pſalms deutlich auf das, was von dem Huſai und Ahitophel 2. Sam. XV. erzählt werde, hinziele. Dagegen hat Esrom Rüdinger ſehr wahrſcheinlich zu machen geſucht, daſs der Vf., in ſo fern es David nicht ſeyn könne, in den Zeiten der Maccabäer, in welchen viele von den Juden abtrünnig wurden und ſich zu den Feinden des Vaterlandes ſchlugen, gelebt haben müſſe. Aus dieſer Verſchiedenheit der Meynungen zieht Hr. *R.* die Folge, daſs jeder Verſuch, allgemeine Lehren auf gewiſſe Thatſachen hinzuziehen, ungewiſs ſey; und ſtimmt daher, weil der allgemeine Inhalt des ſich ſchon durch den leichten und planen Stil ſehr von dem zweyten unterſcheidenden erſten Pſalms an gar keine beſtimmten Perſonen denken laſſe, dem Thom. Gataker bey, welcher in dieſem erſten Hymnus weiter nichts, als das alte Axiom der Stoiker: *Glücklich ſind die Tugendhaften; unglück-*

glücklich die Laſterhaften: gefunden und geglaubt hat, daſs er von dem Sammler und Ordner der Pſalmen ſtatt einer kurzen Vorrede vorangeſetzt, und vermuthlich deswegen auch in einigen Handſchriften gar nicht zu den Pſalmen gezählt, in andern aber mit dem folgenden verbunden worden ſey. Daſs der Vf. des zweyten Pſalms David ſelbſt ſey, iſt eine alte Meynung, die ſich von den Zeiten der Apoſtel herſchreibt. Auch die ſpätern Ausleger unter den Juden, Salomo Jarchi, Kimchi und Aben-Eſra behaupteten, daſs David dieſen Pſalm damals gedichtet habe, als die Philiſter die Burg der Jebuſiter eingenommen hätten und gegen den David zu Felde gezogen, aber von ihm geſchlagen worden wären. Hr. *R.* erinnert aber dagegen, daſs der Berg Zion v. 6. der *Heilige* genannt werde, welches erſt nach dem Siege über die Philiſter würde haben geſchehen können; und daſs der in dieſem Geſang geprieſene König auf eben demſelben Berge eingeſetzt, David hingegen erſtlich noch bey Sauls Lebzeiten zu Bethlehem vom Samuel, und hernach, als er die Regierung wirklich antrat, zu Hebron von den Häuptern des Stammes Juda zum König erklärt worden ſey. Ueberdies ſey in dieſem Pſalm von Völkern die Rede, welche ſchon unter der Herrſchaft der Iſraeliten geſtanden, und auf die Nachricht der neuen Königswahl ſich empört hätten, da doch bey dem Regierungsantritt des Davids noch keine auswärtigen Völker den Iſraeliten unterworfen geweſen wären. Wenn nun David nicht Vf. dieſes Pſalms ſeyn könne, ſo falle auch nicht allein die Meynung des Grotius, welchem Eckermann und Möller folgen, weg, daſs David dieſen Pſalm im 12ten Jahre ſeiner Regierung als Sieger der Philiſter und anderer benachbarter Völker gemacht habe; ſondern auch die Vermuthung des Venema, welcher Döderlein beygetreten iſt, daſs unter den erwähnten Völkern die Benjaminiten zu verſtehen ſeyen, welche den Isboſeth nebſt Sauls Familie gegen den David unterſtützt hätten; geſchweige denn, daſs mit Pfannkuche und Kuinöhl an Abſaloms Mitverſchworne gedacht werden könne. Hr. *R.* erklärt ſich daher für die Meynung derjenigen, welche unter dem geprieſenen König den Salomo verſtehen, weil dieſer unter allen iſraelitiſchen Königen allein nach ſeiner Salbung in königlichem Pomp auf die Burg Zion gezogen ſey und auch wegen 2. Sam. VII, 12. den Namen eines *Sohnes Gottes* führen könne; und vermuthet mit groſser Wahrſcheinlichkeit, daſs der Prophet Nathan, als Verfaſſer, den Salomo, bey deſſen Regierungsantritt ohne Zweifel allerley Unruhen entſtanden, aber auch bald wieder gedämpft und deswegen nicht in den Jahrbüchern bemerkt worden wären, in dieſem Geſang als einen vom Jehova geſetzten König den Iſraeliten zu empfehlen, die Abſicht gehabt haben möchte. Im achten Pſalm, deſſen Veranlaſſung von verſchiedenen Auslegern verſchieden angegeben und — weil ſie auf die Erklärung weiter keinen Einfluſs hat — ganz unbeſtimmt gelaſſen wird, führt Hr. *R.* von dem ſchwierigen הַגִּתִּית acht Meynungen an und erklärt ſich für die von dem Hn. Storr in deſſen *Obſerv. ad Anal. et ſynt. Hebr.* S. 157. vorgetragene, daſs es der Infinitivus von נתן mit dem paragogiſchen ה ſey, und den Sinn habe: *vel ſupra ipſos coelos longe eminet tua gloria et magnificentia, ut illam nemo aſſequi poſſit.* Rec. zweifelt daran, ob dieſe Erklärung vielen einleuchten werde und glaubt, daſs der Sinn des erſten Vs. leichter auf dieſe Art gefaſst werden könne: *quam illuſtre eſt nomen tuum in terra, quemadmodum gloriam tuam dediſti* (i. conſpicuam feciſti) *in coelo.* Den Pſalm XVI. hält Hr. *R.* für gleichzeitig mit dem 56ten und vermuthet, daſs ihn David damals gemacht habe, als er durch den Jonathan von dem unverſöhnlichen Haſſe des Sauls benachrichtigt worden und zu dem König der Philiſter Achis geflohen, aus deſſen Händen aber blos durch ſeinen verſtellten Wahnſinn entronnen ſey. Daſs der Meſſias in dieſem Pſalm redend eingeführt werde, wird von ihm geleugnet, und zwar darum, weil ſich die Juden von jeher ihren Meſſias nicht als einen Prieſter, oder als einen bedrängten Menſchen, ſondern als einen Helden und mächtigen König gedacht hätten. Bey der Erklärung des Worts וְאַיְרֵי im 2ten Vs. — welches Hr. *R.* ſubſtantive nimmt und den ganzen Vers überſetzt: *quod ad ſanctos attinet, qui in terra ſunt, omplitudines* ſ. *magnitudines omnis meae propenſionis in iis:* vermiſst Rec. die Bemerkung, wozu das הֵמָּה mit dem folgenden ו vor dem אַיְרֵי dienen ſoll.

Die *Prolegomena* beſtehen aus vier Capiteln. Das erſte handelt vom Urſprung der in dieſem vierten Theile der Scholien befindlichen Gedichte. Hr. *R.* findet ihn in den vom Samuel errichteten Prophetenſchulen, in welchen Redner und Dichter gebildet worden ſeyn, welche religiöſe Aufklärung unter dem noch rohen Volke durch Geſänge zu verbreiten geſucht hätten. Im zweyten Cap. wird unterſucht, zu welcher Zeit und von wem die Pſalmen verfertigt worden ſeyn. Den 90ten Pſalm ſcheint Hr. *R.* dem Moſes abſprechen zu wollen und verweiſt einſtweilen auf die zu ſeiner Zeit bey der Erklärung dieſes Pſalms vorzutragenden Gründe. Dem David legen die hebräiſchen Ueberſchriften 71. Pſ. bey. In der Alexandriniſchen Ueberſetzung führen noch elf andere ſeinen Namen, wiewohl ohne allen Grund. Hingegen haben andere, ohne daſs es die Ueberſchrift ſagt, den David ohnſtreitig zum Vf., indem Stil und Inhalt für ihn ſpricht. Diejenigen, welche dem Aſaph zugeſchrieben werden, (es ſind deren zwölf) ſollen alle, auſser dem 50ten, in die Zeit des Exils gehören. In eben dieſe Zeit muſs der einem gewiſſen Heman, dem Eſrachiten, beygelegte 88te Pſalm geſetzt werden, ſo wie auch der 89te, der einen gewiſſen Ethan zum Vf. haben ſoll. Vom Samuel und deſſen Schülern ſcheinen auch einige in dieſer Sammlung vorzukommen. Nur zwey Pſalmen, nämlich der 72te und 127te führen den Namen des Salomo, ob ſie gleich, ſo wie auch der 45te mehr auf ihn, als von ihm gemacht zu ſeyn ſcheinen.

Und

Und der 2te, 47te, 132te gehören wenigstens in sein Zeitalter. Aus den Zeiten der Könige scheinen ihm nur wenige, destomehr aber, und zwar vornehmlich diejenigen, welche von den Korachiten abgesungen werden sollten, aus den Zeiten des Exils, so wie auch einige so gar aus der Zeit der Makkabäer aufgenommen worden zu seyn. Das 3te Kap. handelt von der Sammlung, Eintheilung und Anzahl der Psalmen. Da hinter dem 72ten Ps. gesagt wird, dass sich hier die Psalmen Davids endigen; so hält man gewöhnlich diese Anzahl für eine vom David selbst entworfene Sammlung von Gesängen, welche in den heiligen Zusammenkünften hätten gesungen werden sollen. Hr. R. verwirft aber diese Meynung deswegen, weil sich Psalmen unter den 72. befinden, die zum Theil in eine spätere Zeit gehören, zum Theil aber auch blosse Wiederholungen enthalten, z. B. der 14te und 53te, der 70te und 40te, und vermuthet, dass diese erste Sammlung erst unter dem zweyten Tempel, und die zweyte um die Zeiten der Makkabäer gemacht worden sey. Die Abtheilung der Psalmen in fünf Bücher war schon zu den Zeiten des Hieronymus gewöhnlich, und gründet sich wohl auf das Schlusswort *Amen*, welches sich bey dem 41ten 72ten 89ten und 106ten findet, so dass also das *erste* Buch die Psalmen vom 1ten bis 41ten, das *zweyte* die vom 42ten bis 72ten; das *dritte* die vom 73ten bis 89ten; das *vierte* die vom 90ten bis 106ten, und das *fünfte* die vom 107ten bis zum 150ten in sich begreift. In Ansehung der Absonderung und Anzahl der einzelnen Psalmen herrschte schon von den ältesten Zeiten her eine grosse Verschiedenheit, weil die Abschreiber, und zwar diejenigen, welche die Zahlbuchstaben dazusetzten, die Zwischenräume zwischen den Psalmen nicht genau beobachtet haben. Wo und bey welchen Psalmen dieses geschehen ist, wird angegeben. Das 4te Kap. handelt endlich von den Ueberschriften der Psalmen, die nur bey 25 Psalmen fehlen, sonst aber theils den Verfasser, oder die Sänger, theils auch die Veranlassungen, den Inhalt oder die Melodie angeben, und von einigen für neu, von andern aber für ächt gehalten, oder doch wenigstens dem Esra und Nehemia zugeschrieben werden. Hr. R. hält einige Ueberschriften für ächt und behauptet, dass alle Psalmen anfangs nach der Gewohnheit der arabischen und syrischen Dichter mit dem Namen ihres Verfassers bezeichnet gewesen, aber wegen des mannichfaltigen Gebrauchs, der bey dem Gottesdienst davon gemacht worden sey, mit andern, die Melodie und Instrumente betreffenden, Ueberschriften, welche er in einem besondern Anhang zu erklären gesucht hat, nach und nach versehen worden wären. Ob man gleich über alles, was hier aus den Prolegomenen ausgezogen worden ist, auch schon in des Hn. Hofr. *Eichhorn* Einleitung ins A. T. hinlängliche Auskunft finden kann, so wird man doch dasjenige, was Hr. R. mit gewohntem Fleisse und Scharfsinn über eben dieselben Gegenstände vorgetragen hat, und besonders die sorgfältig angeführten Quellen, woraus er geschöpft hat, zu schätzen Ursache finden, und überhaupt gar leicht bemerken, dass er seinen eigenen Weg gegangen sey. Wenn die Erklärung der Psalmen geendigt seyn wird, so verspricht Hr. R. eine Abhandlung, über Ordnung der Psalmen nach Inhalt und Zeitfolge und eine andere, in welcher er eine Classification derselben nach ihren verschiedenen Gattungen geben und des Hn. Nachtigals Meynung von dem alten in den Psalmen befindlichen Drama prüfen wird.

SCHNEEBERG, in der Arnoldischen Buchh.: *Abriss der Kursachsischen Kirchen- und Consistorienverfassung*, nach der gegenwärtigen *Eintheilung in Diöcesen*, mit den darinn begriffenen Kirchorten in Städten, Flecken, Landparochien, Filialkirchen, Begräbnisskirchen, Hospital- und wüsten Kirchen, und Predigern; auch Bemerkungen, zu welchem Kreise, Amte, und unter wessen Collatur und Herrschaft jedes gehöret, sammt den eingepfarrten Ortschaften, und den in den Städten und Flecken befindlichen Schullehrerstellen u. s. f. Nebst einem Verzeichniss der merkwürdigsten Stifter und Klöster dieses Landes vor und nach der Reformation. Zum Gebrauch für Prediger und Candidaten, für Rechtsgelehrte und Freunde der Sächsischen Staatskunde bearbeitet, von *Christian Gotthelf Fix. Erster Theil.* 1795. 303 S. gr. 8.

Was man in diesem Werke, von dessen Fortsetzung uns nichts weiter zugekommen ist, zu erwarten habe, geht aus dem weitläuftigen Titel zureichend hervor. Ausser *Iccander's* (*J. C. Crell*) *geistliches Ministerium des Kurfürstenthum Sachsen*, Leipz. 1723. 8. und mit Suppl. bis 1735. und *J. S. Göbel's Ursprung, Geschichte und Verfassung der Consistorien in den Kursächsischen Landen*, Freyberg, 1794. sind dem Vf. verschiedene eingesandte Nachrichten zu Statten gekommen. Auch hat er den im J. 1782 zu Dresden gedruckten *summarischen Extract* bey der General-Brandkasse, wo unter der Aufschrift: *Einnahmegeld von Kirchen etc.* die Inspectionen und Kirchorte befindlich sind, benutzt, und nach diesem ziemlich vollständigen Verzeichnisse die Consistorien und zugehörigen Kirchorte, jedoch nach alphabetischer Ordnung, entworfen. Indess sind manche Verbesserungen, z. B. bey den Städten hinzugekommen, auch in Ansehung der eingepfarrten Ortschaften verschiedene nähere Angaben bemerket worden. In dem vorliegenden *ersten* Theil ist zuförderst (bis S. 60.) nach vorausgeschickter kurzen Geschichte der Kursächsischen Consistorien etc. von den Hauptgrundgesetzen und der Ausübung der landesherrlichen Rechte in Kirchensachen überhaupt, und von der Religionsverfassung insbesondere, imgleichen von den beiden höchsten Landescollegien in Kirchensachen, dem geheimen Consilium und dem Kirchenrathe zu Dresden, und von den Consistorien überhaupt, nach den angeführten und anderen bekannten Schriftstellern über die kursächsische Staatskunde, gehandelt. Hiernächst ist, in Ansehung der speciellen Materien, der Anfang mit dem

dem *Oberconsistorium zu Dresden*, und den dahin gehörigen geistlichen Inspectionen oder Diöcesen, nebst den darinn befindlichen Kirchorten etc. gemacht, und die letzten sind, mit den auf dem Titel angegebenen Bemerkungen, alphabetisch aufgeführet. Nach diesem Verzeichnisse sind in den Inspectionen Annaberg, Bischofswerda, Chemnitz, Colditz, Dohrilugk, Dresden, Freyberg, Grossenhayn, Leisnig, Meissen, Oschatz, Pirna und Waldheim, zusammen 613 Kirchorte enthalten. — Als ein Beytrag zur Kirchenstatistik wird diese mühsame Sammlung nicht ohne Nutzen seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Jena*: Das jüngste Osterprogramm enthält eine *Commentationem de tempore scriptae primae ad Timotheum* atque *ad Philippenses epistolae Paulinae*. Herr D. Paulus, als Verfasser dieser kleinen Schrift von 18 Seiten in 4. läfst nach seinem bekannten Scharfsinn und Geschicklichkeit auch schon oft untersuchte Sachen aus einem neuen Gesichtspunct anzusehen, auch hier neue Aussichten erwarten. Bey dem *ersten Brief des Apostels an den Timotheus* bestreitet er zuerst die zwey gewöhnlichen Meynungen, wovon die eine diesen Brief nach der angeblichen zweyten römischen Gefangenschaft, und die andere vor dem erstern römischen Verhaft des Apostels nach der Apostelg. 20, 1. angegebenen Reise desselben nach Macedonien, setzt. Beide gründen sich auf den aus 1 Timoth. 1, 3. geschöpften Umstand, dafs der Apostel diesen Brief damals geschrieben habe, als er aus Ephesus nach Macedonien gereiset war. Mehrere Zweifel, die Hr. P. jener letztern Meynung entgegesetzt, und die Unwahrscheinlichkeit, die er in der gemeinen Meynung der Ausleger findet, nach der *καθως παρεκαλεσα* etc. ein Vordersatz ohne Nachsatz sey — nöthigen ihn, der gedachten Stelle in dem Briefe einen andern Sinn zu geben, wobey er annimmt: *ινα παραγγειλης* drücke hier einen Imperativ aus; *προσμεινας* bezeichne zugleich das *Beharren* bey Einschärfung desjenigen, was Paulus dem Timotheus aufgetragen hatte; und *πορευομενος εις Μακεδονιαν* rede nicht von Pauli, sondern von Timothei Reise dahin, so dafs man diese Stelle folgendergestalt übersetzen müsste: „wie ich „dich ermahnt habe, als du zu Ephesus warst, beständig zu blei„ben (perseverare, nämlich bey der gedachten Einschärfung): „so schärfe auf deiner (jetzigen) Reise nach Macedonien einigen Leuten ein, dafs sie u. s. w." Diese Reise, mithin auch das gedachte Schreiben an den T., setzt er, auf Veranlassung der Stelle Philipp. 2, 19, der zu folge T. bald nach Philippi kommen sollte, in einerley Zeit mit der, wo P. den Brief an die Philipper schrieb, und diesen letztern nicht, nach der allgemeinen Meynung, in Pauli erste römische Gefangenschaft, sondern in die Zeit, wo P. von dem Procurator Felix zu Cäsarea gefangen gehalten wurde. Recensent will sich weder bey Vertheidigung der oben erwähnten Meynung, welche die Zeit des ersten Briefes P. an den T. in die Apostg. 20, 1. bemerkte Zeit stellt, noch mit Prüfung der letztern Meynung des Vf. über die Zeit des an die Philipper von Paulo geschriebenen Briefes aufhalten, weil es der Raum dieser Recension nicht verstattet. Diese letztere Vermuthung hat der Vf. recht gut mit den Umständen der Cäsareensischen Gefangenschaft des Apostels vereinigt, aber um so weniger befriedigend für den Recensenten das gehoben, was sich gegen sie erinnern läfst; und eine nähere Darstellung dieser seiner Zweifel sowohl, als der Gründe für obige Meynung über die Zeit, wenn P. den ersten Brief an den T. schrieb, und die Beantwortung derjenigen, womit Hr. D. P. dieselbe bestreitet, behält sich Rec. für eine bequemere Gelegenheit vor. Jetzt schränkt er sich blofs auf einige Erinnerungen über die neue Erklärung der Stelle 1 Tim. 1, 3. ein, weil wenn diese wegfällt, auch die ganze neue Meynung über die Zeit des an den Tim. geschriebenen ersten Briefs wegfallen mufs. 1) Es kann zwar *ινα* mit dem Conjunctiv den Imperativum ausdrücken; aber hier würde es äufserst hart seyn, es so zu nehmen. Anderwärts, wie z. B. Ephes. 5, 33. versteht sich dieser Gebrauch freylich von selbst, weil man es da nicht anders nehmen kann. Hier aber, wo *παρεκαλεσα* vorhergeht, kann man jeden unbefangenen Leser, der nicht eine andere Erklärung *sucht*, fragen, ob sichs ihm nicht von selbst aufdringe, das *ινα* von *παρεκαλεσα* oder *προσμεινας* abhängig zu machen: „ich ermahnte dich zu Ephesus zu bleiben, *damit* du solltest etc.?" 2) Eben so hart ists, *προσμεινας* hier von der Beständigkeit in der Lehre, dem steten Dringen auf dieselbe, zu nehmen. Denn wenn gleich dieses Wort mit dem Dativo so gebraucht wird: so kann es doch hier, wo es mit einem *Ort* verbunden wird, *εν Εφεσω*, keine andere als eine physische oder locale Bedeutung haben; zumal wegen des folgenden *πορευομενος εις Μακεδονιαν*, wo die Abreise, man mag sie von Paulo oder Timotheo verstehen, schlechterdings den Gegensatz, das Bleiben, manere in loco, erfordert. 3) Nicht anders können wir davon urtheilen, dafs *πορευομενος εις Μακ.* nicht auf Pauli, sondern Timothei Abreise gezogen werden soll. Natürlich erwartet man, wenn P. sagt: *ich* vermahnte *dich* zu Ephesus zu *bleiben*, und von einem nach Macedonien *reisenden* redet, dafs er unter dem letztern *sich* verstanden habe; besonders wenn man aus Kap. 3, 14. sieht, P. habe bald zu dem Timotheus kommen wollen, sollte er aber länger ausbleiben, so möchte Tim. diesen Brief als einstweilige Instruction annehmen, wie er sich in der Kirche (besonders mit Besetzung der Kirchenämter) verhalten solle. Denn dafs dieses Verhalten das in der Ephesischen Gemeine betreffe und Timotheus, *als er diesen Brief empfieng*, zu *Ephesus* geblieben und nicht auf einer Macedonischen Reise begriffen gewesen sey, läfs schon die gleich darauf folgende Stelle Kap. 4, 1. von dem in der Folge bevorstehenden Irrthum erwarten, weil P. gerade eben dieses Apostelg. 20, 29. 30. von Lehrern in der Gemeine zu *Ephesus* sagt. Zwar wendet der Vf. gegen diese natürliche, allen Auslegern eingeleuchtete, Erklärung ein; so würde der Apostel haben die Worte *πορευ. εις Μακ.* müssen gleich hinter *παρεκαλεσα σε* setzen. Aber mit weit mehrern Rechte kann man ja im Gegentheil sagen: wenn er *πορευ. εις Μ.* von *Timotheo* gemeynt hätte; so würde er diese Worte *hinter ινα* oder *παραγγειλης* gesetzt haben. Wenn endlich 4) der Hr. D. P. zur Unterstützung seiner Erklärung und um es zu rechtfertigen, dafs er den Vordersatz in *καθως — Εφεσω* sucht und den Nachsatz mit *πορευομενος* anfängt, fragt: ob denn wohl der Apostel gleich von Anfang seines Briefes, *ubi nondum ita fervet animus, ut verborum consecutionem facile negligat*, werde den Vordersatz: *καθως — Εφεσω* gesetzt haben, ohne einen Auftrag an den Tim. beyzufügen? so liegt ja dieser Auftrag schon in den Worten: *ινα παραγγειλης τισι μη ετεροδιδασκαλειν*, und der Nachsatz kann gar wohl erst v. 18. nachgeholt seyn, wie Ephes. 3, 14. der Faden wieder aufgehoben wird, den Paulus im ersten Vers hatte fallen lassen. Eine solche Art von abgebrochner und nachher erst wieder fortgesetzter Rede rührt auch nicht von einem Affect (*fervore animi*) her, sondern von Pauli Art die sich bey einem Satz ihm aufdringenden Gedanken nicht erst bis zur Endigung der ganzen Periode zu verschieben, sondern sie gleich hinzusetzen und dann wieder auf den Hauptsatz zu kommen. Röm. 1, 2. folg. unterbricht er sogar die Folge in der Aufschrift des Briefs durch solche gleich eingeschobene Gedanken. — Wir müssen noch manches Lesens- und Prüfungswürdige in diesem Programm übergehen z. B. über die *γενεαλογιαι* 1 Tim. 1, 4.; aber wer wird, wenn er es irgend haben kann, nicht lieber des trefflichen Mannes Bemerkungen und deren Ausführung in dem Programm selbst nachlesen wollen?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 21. May 1799.

PHILOLOGIE.

ZITTAU u. LEIPZIG, b. Schöps: *Anweisung alte und neue Sprachen auf eine leichte Art zu erlernen.* Mit einer Vorrede des kurf. Hofr. u. Oberbibliothek. in Dresden, Hn. *Adelung*. Aus dem Französischen mit Anmerkungen von *Christian Heinrich Reichel*. 1797. 16½ B. 8.

Die Methode des Vfs., fremde Sprachen zu lernen, besteht darin, dafs man die Grammatik übergehe, und auf kürzerm, leichterm und doch auch richtigem Wege den Lehrling zum Zweck führe. Der Sprachlehrer soll vier Elementarbücher zu so viel Stufen seines Unterrichts machen, von welchen hier kleine Proben gegeben werden, in denen hauptsächlich die lateinische Sprache zum Beyspiel gewählt ist. (Auf diese Art mufs freylich der Lehrer dem Schüler statt der Grammatik und des Wörterbuchs dienen; nur begreifen wir nicht ganz, wie ein jeder, besonders von denen, die nur um des Geldes willen lehren, Fähigkeit und guten Willen genug zu einem so mühsamen Geschäfte zeigen werde.) Der Vf. erlaubt jedoch, wenn es zum Reden und zum Schreiben einer fremden Sprache kommt, in jenem Fall einen Lehrer aus deren Lande, und in diesem eine Sprachlehre zur Beyhülfe.

Neu ist diese Meynung von der Entbehrlichkeit einer Grammatik bey Sprachenerlernung nicht, wie selbst in einer Note dieses Buchs S. 184. mit Gesner's Worten bewiesen wird. Hr. Hofr. *Adelung* äufsert hierüber in der Vorrede zu dieser übersetzten Schrift ungefähr folgendes, „dafs ein so beschaffener grammatischer Unterricht, wie er bisher meist im Schwange ging, den schulgerechten Sprachlehrling freylich nicht über den Empiriker erhebe, und doch ihm eine Menge Zeit raube, die der letzte erspart hat: man solle also eine Sprache praktisch lehren, aber mit unter immer dem Schüler die Gesetze bekannt machen, die die Schöpfer der Sprache bey deren Bildung beobachtet haben," wo zum Belege die deutschen Adjective mit und ohne Artikel von ihm angeführt werden, die einem Ausländer unmöglich durch blofse mechanische Uebungen ohne vorher gefafste Regeln bekannt werden können.

Rec. ist ganz der nämlichen Mittelmeynung, und glaubt, so wie die Sprache erst da war und die Grammatik nachfolgte, man erst einige praktische Sprachkenntnifs ihr vorangehen lassen müsse.

Der Vf. zeigt übrigens nicht wenig Einsicht und Geschmack für die Erfoderniffe der Rede; man bemerke z. B. was er S. 130. von der Poesie, S. 142. von den Figuren, S. 140. von den Kennzeichen schlechter Scribenten, und gleich Eingangs von der Natursprache u. s. w. sagt. Der Uebersetzer (jetzt Lehrer der französischen Sprache am Gymnasio zu Zittau) hat geleistet, was von ihm zu erwarten war, und die Gedanken des Franzosen sehr gut übertragen. Nur wäre zu wünschen gewesen, er hätte ihn allein reden lassen, ohne ihn zu unterbrechen, und blofs dann und wann das Abweichende in Hinsicht der deutschen Sprache in den Noten bemerkt. Durch das Gegentheil hat er den einfachen Gesichtspunct des Ausländers verrückt und uns dennoch nicht ganz in den unsrigen versetzt. Er hat sich auch auf diese Weise einiger Fehler des Vfs. mitschuldig gemacht, deren einer S. 152. uns besonders auffiel. Die Stelle aus Virgils Aen. II. *Cavae plangoribus aedes Foemineis ululant* — übersetzt der Franzose so: „*La maison concave heurle par le bruit des coups que se donnent les femmes*, und nimmt das *plangoribus*, das hier lautes *Wehklagen* bedeutet, für *Schläge*": — der Deutsche macht es aber noch besser: „das Gewölbe heult von *dem Geräusche der Schläge*, welche die Weiber *einander* geben." — Bey dem Franzosen konnte man doch die *coups* zur Noth noch so verstehn, dafs sich die Weiber vor Angst an die Brust schlagen; aber der Uebersetzer muthet uns zu zu glauben, dafs die armen Weiber einander vor lauter Angst geprügelt hätten.

Ein anderer Uebersetzungsfehler ist schon verzeihlicher. Am Ende dieser Schrift, wo der Vf. einen Versuch mit mehrern fremden Sprachen macht, heifst es im 1ten §. des spanischen Don Quixot: der Ritter hatte keinen Reichthum als eine Lanze, einen altväterischen Schild, und *rocin flaco y galgo corredor*. — Der Vf. übersetzt dies im Französischen: *cheval maigre et un peu coureur*. Der Deutsche folgt ihm: „einem magern ein wenig zum Laufen zugestutzten Rosse." — Das spanische Wort *galgo* heifst nicht *ein wenig*, sondern ein *Windhund*. Der alte französische Uebersetzer des D. Q. *Oudin*, von 1625, sagt: *un rouffin maigre et un levrier bon coureur*. Ein neuerer von 1722: *un rouffin maigre et quelque chien de chaffe* — und der deutsche Leipziger von 1734: „einen magern Klepper und *ein paar ausgehungerte Windhunde*." — (Nämlich der Spanier läfst uns in Ungewifsheit, ob der Hunde einer oder mehrere gewesen; auch ein Italiener würde den Plural hier nur durch einen Singular andeuten: *qualche veltro*.) —

1) Marburg, in d. neuen akadem. Buchh.: *Anfangsgründe der hebräischen Sprache, nebst Tabellen und einer Chrestomathie.* Zum Gebrauch bey Vorlesungen, von *Joh. Melchior Hartmann*, Doct. u. Prof. der Philosophie und orientalischen Sprachen zu Marburg. 1798. 8.

2) Ebendaselbst: *Hebräische Chrestomathie*, eine Beylage zur hebräischen Grammatik, herausgegeben von *Joh. Melch. Hartmann*. 1797. 8.

Das hebräische Sprachstudium ist in den neuern Zeiten mit mehrern hebräischen Grammatiken bereichert worden, dafs man von demjenigen, welcher eine neue schreiben will, mit Recht verlangen kann, er müsse entweder neue grammatikalische Aufschlüsse geben, oder doch die Methode verbessern. In beiden hat Hr. *H.* Versuche, und wie uns dünkt, glückliche Versuche gemacht. Er hat schon in einer Abhandlung, welche dem zweyten Stück des achten Bandes der *Eichhornischen* Bibliothek einverleibt ist, zu erweisen gesucht, dafs die Urheber des Punctationssystems nicht einig waren, und dafs man bey jedem Abschnitt auf Parteyen stosse, wovon die eine zu thun befiehlt, was die andere zu unterlassen räth. Hierauf hat nun Hr. *H.* vorzüglich aufmerksam zu machen gesucht, und hat besonders alle Zeitwörter durchgegangen, und die Personen, die von ihnen in der Bibel vorkommen, ausgezeichnet und in Ordnung gebracht. Hierdurch erhält man eine völlige Uebersicht sowohl der regulären als irregulären Punctation. Wir wollen, um einen deutlichen Begriff davon zu erwecken, ein Beyspiel hersetzen. Anmerkung zu Kal Tab. I — VII. über das Particip. קוֹטֵל, so בוֹגֵד, 35, das ist, diese reguläre Punctation wird in 35 Participiis angetroffen. Nur תֹּמֵךְ aber auch תֹּמֵךְ. — Nur מֹשֵׁלָה und so שׁוֹמֵמָה. Nur בּוֹגֵדָה, (dieses ist nicht richtig, denn Hos. 13, 13. kommt auch יוֹלֵדָה vor). Wie קְטֹלֶת eben so מְלֹכֶת. 4. Nur שׁוֹמֵמָה.

Um die Abweichungen des Punctationssystems kurz zu übersehen, war allerdings eine solche Zusammenstellung nützlich. Kein gründlicher Grammatiker wird daher künftig diese Grammatik entbehren können. Ob aber Uneinigkeit der Masorethen und Parteysucht, oder vielmehr das Schwankende ihres Systems, Nachläfsigkeit und andere Ursachen zu den vielen Unregelmäfsigkeiten beygetragen haben, getrauen wir uns noch nicht zu entscheiden. Wenigstens lassen sich gegen die Hypothese des Vfs. manche nicht unwichtige Zweifel erheben. Haben die uneinigen Punctatoren zu gleicher Zeit gelebt und gearbeitet: wie kommt es, dafs man das Unregelmäfsige in allen Büchern vermischt antrifft? Haben später Lebende, die anders dachten, die frühern corrigirt: warum haben sie nicht alles ihrem System conform gemacht?

Was die Methode anbelangt, so hat der Vf. in einer Einleitung die Geschichte der hebräischen Sprache in kurzen Paragraphen aus den bekannten bessern Quellen zur weitern Erläuterung in Vorlesungen vorgetragen. Die Grammatik selbst ist mit Ausschliefsung des Syntax in zwey Theile getheilt, von welchen der erste vom Lesen handelt: I. Von den Consonanten; II. Vocalen, Lese- und andern Zeichen; III. Sylben; IV. Ton- und Tonzeichen. Der zweyte handelt von den Redetheilen: I. Praefixis; II. Pronominibus; III. Verbo; IV. Nomine; V. Partikeln. Angehängt sind 9 Tabellen, welche die Paradigmata, Nomina, Verba, Suffixa enthalten.

Wir können es nicht billigen, was auch der Vf. dafür anführt, dafs er eine Geschichte der hebräischen Sprache vorausgeschickt, und von den Consonanten, Vocalen und Accenten alles das beygebracht hat, was in einer historisch-kritischen Einleitung ins alte Testament gelehrt wird. Wir sollten doch einmal anfangen, die Grenzlinien der Wissenschaften genauer zu ziehen, und nicht immer wieder, was zu der einen gerechnet wird, in die andere aufnehmen. Wir zweifeln sehr, ob man es billigen würde, wenn vor eine griechische oder lateinische Grammatik für die studierende Jugend eine Geschichte der Sprache und ihrer Grammatiken, und der Entstehung und Bildung ihres Alphabets etc. gesetzt würde.

In dieser Einleitung sind fast alle die ältern rabbinischen und christlichen Gelehrten, welche Grammatiken der hebräischen Sprache geschrieben haben, §. 15 u. 16. angezeigt, die meisten neuern aber, unter welchen sehr verdiente Männer sind, findet man nicht angeführt. Und hat Hr. *H.* nicht dem sel. *Michaelis* zu viel zugeeignet, wenn er S. 23. behauptet, dafs der einzig richtige Weg, welchen *Albert Schultens* zeigte, die hebräische Sprache zu lehren, durch *Michaelis* in Deutschland in Umlauf kam, und durch ihn noch mehr begründet und erweitert wurde? Unsere besten Grammatiker haben wohl, was die hebräische Grammatik anbetrifft, am wenigsten von ihm gelernt. Dem wahrhaft grofsen Manne bleibt Verdienst genug übrig, dafs er keiner Vergröfserung bedarf.

Wenn der Vf. S. 29. sagt, dafs die Hebräer zu der Zeit, da sie schreiben lernten, sich der phönicischen Charaktere bedienten, so wie sie auf den unbequem sogenannten samaritanischen Münzen aussehen: so wird er bey einem so grofsen Zwischenraum der Zeit selbst wohl schwerlich eine gänzliche Aehnlichkeit gedacht haben. Bey seiner Ausführlichkeit über den Ursprung und die Geschichte der Consonanten hätten wir erwartet, dafs er auch die Benennungen der Buchstaben Aleph, Beth etc. erklärt hätte, zumal wir darüber von Hn. *Paulus* in seinen Memorabilien einen so schätzbaren Versuch haben.

Die angehängte Chrestomathie bestimmte der Vf. dazu, um seine Zuhörer daraus unpunctirte hebräische Stücke lesen zu lehren. Sie besteht nur aus

drey

drey Abschnitten. Der erste enthält 60 Sprichwörter, die aus *Buxtorfs* hebräischen Blumenlese genommen sind, welche 1648 zu Basel erschienen. Der zweyte Abschnitt ist ein kurzer Auszug aus der römischen Geschichte im Chronikenton von R. Abraham Ben Dior, einem Zeitgenossen des Abenesra. Der dritte ist ein Excerpt aus Benjomin's Reisebeschreibung Italien betreffend. Wir finden weder an dem Gebrauch noch an der Auswahl dieser Stücke etwas zu tadeln.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Berlin, b. der Exped. d. preuss. Volksfreunds: *Sonntagsunterhaltungen für gebildete Religionsfreunde*, von D. *Thiess.* Erstes Heft. 1798. 204 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. klagt nicht mit Unrecht, obgleich auch nicht ohne einige Uebertreibung über die mannichfaltigen Mängel unserer sogenannten öffentlichen Gottesverehrungen, besonders über den Geist des Alterthums und der Einförmigkeit, der in unsern kirchlichen Zusammenkünften herrscht. Er meynt, dass dies zwar den Freund der Religion, der auch andern, zumal weniger gebildeten, Menschen gern ein gutes Exempel gebe, von diesen Versammlungen nicht ganz zu entfernen vermöge; der wirklich Aufgeklärte nehme daran keinen Anstoss, aber er müsse ihn doch für *Andere* besorgen, und auch er selbst würde den kirchlichen Versammlungen vom Anfange bis zu Ende, wo nicht *öfterer*, doch mit mehr Theilnahme und Heiterkeit beywohnen, wenn er darin das schon für misbräuchlich Erkannte, ruhig abgestellt, und *Altes* (?) *seinen* Begriffen und Erwartungen von dem hohen Interesse eines kirchlichen Vereins angemessener fände. Was nun aber seinen Wünschen hier noch abgehe, das sollte ihm vornehmlich durch die Predigt ersetzt werden. Aber dazu würde erfodert, dass der Prediger ganz der Mann sey, der gebildete Religionsfreunde, *wie ungleich diese übrigens nach ihren Einsichten und nach ihren äusserlichen Verhältnissen seyn möchten*, würdig zu beschäftigen wisse; ein Mann, der wahre Beredsamkeit, mit anerkannter Rechtschaffenheit, bewährter Frömmigkeit, feiner Welt- und tiefer Herzenskenntniss vereinigte — wie er dann freylich nur selten gefunden werde. Und auch selbst der würdige Prediger könne nicht immer leisten, was von ihm erwartet werden dürfte; weil er nicht immer ganz *auf der Kanzel gegenwärtig*, oder *auf ihr nicht ganz in der Gemeine zu Hause wäre*. Und endlich läge in der Predigt selbst ein nicht genug bedachtes Hinderniss der gehofften Wirksamkeit von Seiten des Redners, und der gewünschten Theilnahme von Seiten des gebildeten Zuhörers. Sie sey doch nur eine Rede, die *gehört* werde. Wie manches werde dann *überhört*, selbst von dem Nachdenkenden, eben weil er dem Gesagten nachdenke. Und hätte auch die Rede an sich Zusammenhang, so sey es doch oft nicht leicht *den* Zusammenhang zu merken, in welchem sie *mit der erst am letzten Sonntage gehaltenen Predigt stehe*. — Um nun unter diesen Umständen ein edles Bedürfniss gebildeter Religionsfreunde vollkommner, als es in den kirchlichen Versammlungen der Christen möglich seyn möchte, zu stillen, schrieb Hr. T. seine Sonntagsunterhaltungen; über deren nähere Bestimmung und Anwendung er sich so erklärt: „Sie sind nicht der blossen Unterhaltung in müssigen Augenblicken gewidmet, sondern sie sind für Leser von geübterer Denkungsart bestimmt. In einer heitern Morgenstunde, welche diese zur Privatandacht verwenden, sollen sie ihnen eine würdige Beschäftigung gewähren. Für den *Sonntag* wird diese vorzüglich geeignet, aber auch zu jeder andern Zeit, in welcher sie zum ernsten Nachdenken über wichtige Gegenstände sich aufgelegt finden, wird sie schicklich seyn. Um von einer solchen Zeit zur andern dies Nachdenken zu *unterhalten*, sollen diese Blätter in mehr als zufälliger Verbindung mit einander stehen; eine jede Betrachtung, wenn sie gleich für sich angestellt werden kann, soll auf die vorhergehende und nachfolgende Untersuchung Beziehung haben, sie soll *diese vorbereiten* und an *jene sich anschliessen*. Ist dann dieses Werkchen einst, auch nur zu einem Theil, vollendet: so wird es nicht das Ansehn einer blossen Zeitschrift haben, wiewohl es ihm zum Verdienst gereichen wird, den Geist und die Bedürfnisse des Zeitalters in Absicht auf Moral und Religion im Auge behalten, und darnach getrachtet zu haben *diesen* abzuhelfen, ohne *jenem* zu huldigen.“ Dies war der anfängliche Plan des Vfs. bey dieser periodischen Schrift, der aber jetzt bereits dahin abgeändert worden, dass an die Stelle der Sonntagsunterhaltungen *Vorlesungen über die Moral, die Religion und das Christenthum* treten sollen. Zur Ausführung jenes ersten Plans giebt der Vf. hier, nach einer kurzen Einleitung über Verbindung der Religion mit der Tugend, sehr systematisch zusammenhängende — nur durch die Aufschrift des jedesmaligen Wochenstücks von einander getrennte — moralische Betrachtungen nach Grundsätzen der kritischen Philosophie; und ist in diesem Hefte bis zur Untersuchung über die erste Pflicht des Menschen gegen sich selbst, als ein thierisches und zugleich moralisches Wesen, der Erhaltung seiner selbst in seiner animalischen Natur, gekommen. — Lassen wir den Titel des Buchs in seinen Würden. Das Buch an sich verdient nachdenkenden Lesern empfohlen zu werden. Der Vf. ist kein nachbetender Schüler derer Weisen, die er als Lehrer verehrt, sondern prüfet selbst, und weiss zuweilen dem Bekannten durch die Art seines Vortrags den Reiz der Neuheit zu geben. Und wenn auch dieser Reiz manchmal zu sehr gesucht und der Ausdruck (besonders bey einigen Antithesen) erkünstelt und verfehlt scheint; und wenn man auch manche Meynungen des Vfs. nicht unterschreiben kann: doch wird man ihm philosophischen Geist und Scharfsinn nicht absprechen, doch wird man überall Stoff zum Nachdenken, und nicht selten Belehrung finden.

Rostock, gedr. in der Müllerschen Officin: *Heinr. Val. nt. Becker's*, Prof. der Philos. und Pastors an St. Jacob in Rostock, *Sammlung einiger Predigten*, nach dessen Tode herausgegeben von M. *Joh. Georg Becker*, Prediger zu Jördendorf. 1799. XXVII u. 267 S. 8.

Betrachtet man diese Predigten aus dem, von dem Herausgeber angegebenen Gesichtspuncte, nämlich als Denkmal für die Jacobitische Gemeine in Rostock, deren Lehrer der Vf. beynahe vierzig Jahr hindurch war; so darf auch die Kritik von ihren sonstigen strengen Foderungen etwas nachlassen. Bey dieser Voraussetzung können wir ihnen das Zeugnifs geben, dafs aus denselben zwar nicht die heilsten und dem höchsten Grade der religiösen Cultur unsers Zeitalters angemessesten, aber doch im Ganzen genommen ziemlich gesunde und geläuterte Religionsbegriffe hervorleuchten. Scheint auch einigen Dispositionen logische Schärfe zu fehlen, so sind sie doch nicht offenbar unrichtig. Dafs der Vf. von *blinder* Anhänglichkeit an das kirchlich-dogmatische System frey war, sieht man sowohl aus der Wahl der Hauptsätze, welche durchgehends praktischen Inhalts sind, als auch aus der Kürze, mit welcher eine oder die andere Vorstellung des Lehrbegriffs, da wo der Vf. dieselbe nicht ganz umgehen zu können glaubte, berührt wird. Dies mufs nothwendig für seine bessern Einsichten ein günstiges Vorurtheil erwecken. Wir zeichnen von den 12 Hauptsätzen nur einige aus: *Von der Gewohnheit, bey Tische zu beten.* Hier klingt es allerdings etwas sonderbar, wenn S. 46. der Ursprung des Tischgebets von Adam selbst hergeleitet wird. *Von dem Werthe der Thränen bey Handlungen der Religion* (bey religiösen Feyerlichkeiten) recht praktisch. *Der Anblick einer Kinderleiche ist sehr lehrreich.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Kopenhagen*, b. Holm: *Dissertatio inauguralis physico-medica de carbone, ejusdemque praecipuis connubiis, de aetiologia phthiseos beddoesiana et de remediis alcalinis carbonicis*, quam Praeside *A. N. Ausheim*, M. D. Prof. Phys. P. Reg. cet. pro summis in medicina honoribus publico examini eruditorum submittit Auctor *Olaus Hieronymus Mynster*, Havniensis. 1797. 88 S. 8. — Der Vf. trägt in dieser Schrift die Meynungen einiger neuern Aerzte und Naturforscher über die auf dem Titel angegebenen Gegenstände, so wie über das Athmen der Thiere, über den Ursprung der Nieren- und Blasensteine, über den medicinischen Gebrauch der Kohle u. s. w. vor, und fügt zugleich sein Gutachten über dieselben bey. Er hält, mit *Lavoisier*, die Kohle für eine Zusammensetzung aus Kohlenstoff, etwas Erde und Laugensalz, und stimmt auch darin mit dem genannten Scheidekünstler überein, dafs der erstere von diesen Bestandtheilen die wahre Basis der Luftsäure sey, und sich immer in diese Säure verwandle, wenn man ihm die Gelegenheit, sich mit Sauerstoff und Wärmematerie verbinden zu können, verschafft. Die Meynung, die *Gren*, in Rücksicht auf die Mischung der Kohle und die Bildung der Luftsäure aus derselben, vertheidigt hat, hält er für sehr sinnreich und trägt Bedenken, ihr geradezu zu widersprechen, indessen äufsert er doch, dafs man, nach dieser Hypothese, manche Erscheinungen, z. B. die Entstehung eines milden Laugensalzes bey der Verpuffung des Salpeters mit Kohlen u. s. w. nicht gut erklären könne. Die Luft- oder Kohlensäure, fährt er fort, sey allerdings ein fäulnifswidriges Mittel, dafs sie aber auch in Körpern, die schon wirklich faulen, die Fäulnifs rückgängig machen und diese Körper wieder in ihren ehemaligen guten Zustand versetzen könne, sey nicht wahrscheinlich und selbst nicht einmal möglich; übrigens habe die Wirkung, die diese Gasart hervorbringt, wenn man sie als ein fäulnifswidriges Mittel braucht, ihren Grund nicht blofs in der sauren Natur der Luft, sie hänge vielmehr zum Theil auch davon ab, dafs eine wahre Fäulnifs nur in einer Luft, die wenigstens etwas Sauerstoffgas in sich hat, erfolgen könne. — Das Wasser, das einen Bestandtheil der ausgeathmeten Luft ausmacht, werde wohl nur zum Theil bey dem Processe des Athmens, auf die von *Lavoisier* angegebene Art, hervorgebracht, zum Theil werde es blofs abgesondert; die Verrichtung der Haut habe mit dem Athmen gewissermafsen Aehnlichkeit, und es gehe durch die Oberfläche des lebenden thierischen Körpers ebenfalls eine nicht kleine Menge Kohlenstoff in die Atmosphäre über. — Die Erscheinungen, welche statt finden, wenn verschiedene Körper, z. B. Lackmusbrühe, Kochenillabkochung, schleimige und ölige Salzlaugen, faules Fleisch u. s. w. mit Kohlen behandelt werden, könne man nicht auf eine und dieselbe Art erklären; manchmal äufsere sich bey solchen Versuchen eine chemische Verwandschaft, und diese sey die Ursache der erfolgenden Entfärbung oder Veränderung, manchmal aber habe nur eine mechanische Wirkung statt, und in einigen Fällen müsse man alle beide Ursachen als wirksam annehmen. Die Theorie des *Beddoes* von der Entstehung der Schwindsucht sey allerdings sehr scharfsinnig, auch scheine sie manche Gründe für sich zu haben, dennoch sey sie weder von ihrem Urheber, noch von andern Aerzten, die ihr Beyfall gegeben haben, wider die Einwendungen und Zweifel, die sich dagegen machen lassen, auf eine solche Art vertheidigt worden, dafs man ihr uneingeschränkt beypflichten könne u. s. w. Diese wenigen Aeufserungen, die wir aus dem vor uns liegenden Werkchen ausgehoben haben, beweisen, dafs Hr. *M.* bey Abfassung desselben nicht blofs andere Schriftsteller abgeschrieben, sondern auch die Meynungen und Urtheile derselben geprüft habe, und der Fleifs, den er auf diese Arbeit gewendet hat, ist eben so lobenswürdig, als die Bescheidenheit, mit der er seine Erinnerungen wider einige Theorien der genannten und anderer Naturforscher den Lesern mittheilt. Aber mit seiner Schreibart können wir nicht zufrieden seyn; er hat sich zwar deswegen entschuldigt, allein *non vero* anstatt *non item*. *dissentiernnt* anstatt *dissenserunt*, ferner *haec pilulae*, *haec conditiones* u. s. w. sind Fehler, die schlechterdings keine Entschuldigung zulassen, und *rubrior* und einige andere Worte und Redensarten, die er gebraucht hat, haben zu wenig gute Autorität, als dafs man sie nachahmen dürfte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. May 1799.

GESCHICHTE.

LEIPZIG, in der Dykſch. Buchh.: *Hiſtoriſche Ueberſicht der Politik Englands und Frankreichs von der Zeit der Conferenz zu Pillnitz bis zur Kriegserklärung gegen England*, durchaus aus authentiſchen Actenſtücken begründet, von *Herbert Marſh*. 1799. 602 S. 8.

Dieſe treffliche Schrift kann unbedingt den gewiſſen Beyfall des unpartheyiſchen Publicums hoffen, weil ſie eine merkwürdige Periode der neuern Revolutionsgeſchichte ruhig, unbefangen, und nach den ſtrengſten Foderungen der Zuverläſſigkeit unterſucht, ſo häufig auch die Veranlaſſung des Krieges zwiſchen England und Frankreich von erklärten Widerſachern der alten Ordnung, unberufenen Freyheitsapoſteln, oder unwiſſenden Aufklärern verſtellt, verunſtaltet und nicht ſelten verfälſcht iſt. Der Vf., ein durch ſeine theologiſchen Schriften bekannter engliſcher, aber ſeit längerer Zeit in Deutſchland verweilender Gelehrter, erweiſt mit unwiderleglichen Argumenten, daſs Groſsbritannien ſeit 1789. ſich eifrigſt beſtrebte, mit Frankreich in Eintracht zu leben, daſs von dieſer Neigung zum Frieden die abwechſelnden Pariſer Machthaber überzeugt waren, und daſs die brittiſche Regierung nach der franzöſiſchen Kriegserklärung kein Mittel unverſucht lieſs, den Frieden wieder herzuſtellen. Anſtatt daſs die Vertheidiger auch der ungereimteſten Maaſsregeln der groſsen Republik das Betragen jener ſo oft gereizten Regierung ohne den mindeſten Beweis im nachtheiligſten Lichte dargeſtellt, und manche von ihnen unbezweifelte Thatſachen verdreht oder verſtümmelt haben, gründet Hr. *M.* ſeine Geſchichtserzählung auf ſchriftliche Verhandlungen zwiſchen beiden Mächten, die Tagebücher der Nationalverſammlung und andere authentiſche Schriften. Damit der Leſer ſelbſt den Werth der hier geordneten und mit groſser Beleſenheit zuſammengeſtellten Thatſachen prüfen könne, ſind die Beweiſe, auf welche Hr. *M.* ſeine Angaben ſtützt, ganz oder ſtellenweiſe in den Noten mitgetheilt. Dieſe Anmerkungen beweiſen zugleich die Vorzüge, welche die Behandlungsart unſers Vfs. vor den Sophiſtereyen, grundloſen Behauptungen und Verdrehungen ſeiner Vorgänger und ihrer Nachbeter hat, unter welchen er vorzüglich Hn. *v. Archenholz* häufig berichtigt. Mit kritiſcher Aufmerkſamkeit hat er aus den Widerſprüchen und Uebertreibungen jener Schriftſteller die Nachrichten geſchieden, welche zur wahren Aufklärung ſeines Gegenſtandes dienen, auch längſtverdrängte Flugſchriften ſind ſeiner Aufmerkſamkeit nicht entgangen, und da er vorzüglich bey ſeiner Arbeit aus zuverläſſigen, unverwerflichen Quellen ſchöpfte; ſo ward es ihm leicht, die Fehlſchlüſſe, Declamationen und erdichteten Anklagen ſeiner Gegner aufzudecken, und ihre von vielen bewunderten Räſonnements in ihrer Blöſse darzuſtellen.

In vierzehn Abſchnitten behandelt Hr. *M.* in einer fremden Sprache, die er bis auf einen oder andern Idiotism ſehr rein und richtig ſchreibt, Groſsbritanniens Verhältniſſe gegen Frankreich bis 1793, die Maaſsregeln, welche bis dahin die brittiſche Regierung zur Erhaltung des Friedens nahm, bis Frankreich zuletzt den Krieg ohne alle Veranlaſſung erklärte, der früher ſchon durch Appellationen an das Volk von England, durch Anerkennung und Unterhandlungen mit den engliſchen revolutionären Geſellſchaften eingeleitet war. Die wiederholten, aber vergeblichen Bemühungen der engliſchen Regierung mit Aufopferungen aller Eroberungen den Frieden zu erlangen, beſchreibt ein beſonderer Anhang, und ſchwerlich wird ein Unbefangener nach genauerer Prüfung und Erwägung deſſelben ferner wiederholen, daſs England bey dieſen Unterhandlungen nicht ernſtlich verfahren wäre. Der hier beſchriebene Zeitraum umfaſst zwar blos die Jahre von 1791 bis Anfang 1793, ohne ſich in frühere Zeiten zu verlieren; da Hr. *M.* aber keinen Schluſs zieht, ohne ihn auf Thatſachen zu gründen, und keine Thatſache ohne die ſtrengſte Gewährleiſtung anführt; er auch um den Abſtand des gegenſeitigen Betragens beider Mächte zu zeigen, oft die einſeitigen Vorſtellungen franzöſiſcher und anderer Schriftſteller berichtigen und rügen muſste; ſo iſt das Werk ausführlicher gerathen, als der Vf. vielleicht beym erſten Entwurfe willens war.

Wir können zwar mit Recht vorausſetzen, daſs ein Werk, welches merkwürdige Vorfälle unſerer Zeit ſo gründlich darſtellt, und von allen Verunſtaltungen ſäubert, längſt in den Händen derer ſeyn wird, welche ſich nicht in ihren Urtheilen über Weltbegebenheiten täuſchen, ſondern unterrichten wollen. Allein damit eine groſse Claſſe von Leſern eine Schrift, welche ſo viele Aufklärung verkannter Wahrheiten enthält, nicht für eine Streitſchrift halten möge, die zu Gunſten Groſsbritanniens die Schaar ſeiner Widerſacher im ſchwerfälligen Deductionsſtil beſtreite, oder vielleicht glauben möge, die hier erwieſenen Thatſachen aus einem Schwall von Citaten, Vergleichungen oder Zurecht-

weisungen, aufsuchen zu müssen, halten wir es für Pflicht, diese Uebersicht ausführlicher anzuzeigen, ob wir gleich doch immer, wegen Reichhaltigkeit des Inhalts, kaum die wichtigsten Gegenstände berühren können.

Zuerst wird die gewöhnliche Beschuldigung geprüft, dass England entweder die Triebfeder der Conferenzen in Pillnitz gewesen, oder gleich daran Theil genommen habe, und unumstösslich erwiesen, dass England dem Beytritt zur Allianz gegen Frankreich förmlich entsagte. Vielmehr verminderte England damals seine Landmacht, erneuerte den Subsidientractat mit Hessen-Cassel nicht; die Seemacht war geringer, als gewöhnlich in Friedenszeiten, und der Nationalconvent war von den friedlichen Gesinnungen seines alten Nebenbuhlers völlig überzeugt. Nichts destoweniger versäumte derselbe keine Gelegenheit, die englische Regierung zu beleidigen. Wie der Negeraufstand in Domingo die weissen Einwohner in die traurigste Lage versetzte, suchten sie gegen ihre empörten Sklaven Hülfe bey dem Gouverneur von Jamaica; da Frankreich ihnen beyzustehen zu entfernt war. Sie erhielten auch zwey Fregatten nebst den benöthigten Lebensmitteln, die ihnen ein französisches Schiff versagte, weil sie ausser Stande waren, baar zu bezahlen. Der König von Grosbritannien liess jenen Vorfall der französischen Regierung förmlich notificiren, und dass Lord Effinghams Betragen seinen vollkommnen Beyfall habe. Ueber die Anzeige ward nun hin und her in der Nationalversammlung debattirt, und zuletzt eine Danksagung *nicht* an die *englische Regierung*, sondern an das *englische Volk* decretirt; obgleich nur der Gouverneur von Jamaica, nebst einigen der vornehmsten Einwohner, die unglücklichen Plantagenbesitzer, welche der Wuth der Neger entronnen waren, vom Hungertode rettete. Spätere französische Geschichtschreiber ermangeln nicht, diesen Vorfall ganz zu verstellen, und sie behaupten sogar, England habe die Neger in Domingo aufgehetzt, und sie mit Waffen versehen. Zu derselben Zeit, da eben dieses Reich seine Seemacht verminderte, vermehrte Frankreich seine Flotte, so dass sie beym wirklichen Ausbruch des Krieges der brittischen ansehnlich überlegen war. Da in England eine Gesellschaft an dem Umsturz der Landesverfassung arbeitete, mit dem Jacobinerclubb in Paris in der genauesten Verbindung stand, und die niedern Volksclassen durch überall vertheilte aufrührerische Schriften gegen die Regierung aufzuhetzen suchte; so ward im May 1792. der Druck, die Verbreitung solcher Schriften und alle unruhige Bewegungen durch eine Proclamation verboten. Ob dieses gleich eine blosse Polizeysache war, und in der Verordnung kein Wort von Frankreich oder Franzosen stand; so übergab der französische Gesandte doch dagegen eine Note, und verlangte, sie dem Parlamente vorzulegen. Die Zurückberufung des englischen Gesandten nach der Absetzung Ludwigs XVI., wird mit überzeugenden Gründen gerechtfertigt. Fast alle Gesandten verliessen um diese Zeit Paris, und bey wem sollte der Gesandte accreditirt werden, da die ganze Regierung damals nur provisorisch war, und eine Parthey die andere vom Staatsruder verdrängte? Doch blieb der erste Gesandtschaftssecretär, und wäre dort länger geblieben, hätten nicht die Greuelthaten vom 2ten Septemb. und die Ermordung zweyer Engländer, weil sie Aristokraten seyn sollten, Besorgnisse für seine persönliche Sicherheit erregt. In den Reden der Nationalversammlung ward häufig auf eine Revolution in England, der französischen ähnlich, gedeutet; den 19ten Novemb. 1792. verkündigte der Convent in einem Decret, welches in alle europäische Sprachen übersetzt ward, oder übersetzt werden sollte, allen Völkern Unterstützung, die sich gegen ihre Landesregierung empören würden. Eben dieser Convent nahm die Deputirten brittischer Unruhestifter feyerlich auf, und versicherte ihnen durch seinen Präsidenten, das Königthum wäre in Europa entweder vernichtet oder läge in letzten Zügen. England wimmelte damals von Freyheitsaposteln, die durch Geld und Ueberredungen die Gemüther zu bethören suchten, das brittische Ministerium liess sich in keine Beschwerden über diese wiederholten Beleidigungen ein, traf aber Massregeln, alle Entwürfe der Empörer zu vereiteln. Ein Theil der Landmiliz ward zusammengezogen, und London gegen einen geheimen Anfall hinlänglich gedeckt. Zugleich ward im Anfang 1793. die Fremdenbill publicirt, nach welcher sich alle Fremden, die nach England reiseten, über ihren vorigen Aufenthalt, ihre Geschäfte und andere Fragen vor der Obrigkeit legitimiren mussten. Weil dadurch dem Hin- und Herreisen der heimlichen Emissarien und den Verbindungen mit gewissen Gesellschaften in England Hindernisse in den Weg gelegt wurden, führte der Convent über die getroffene Verfügung bittere Klagen. Die wahre Ursache der Unzufriedenheit durfte er freylich nicht angeben; er glaubte daher in der Fremdenacte eine Uebertretung des 1786 geschlossenen Handelstractats zu finden, obgleich die Behandlung aller Fremden in Paris weit strenger war. Um eben die Zeit ward der Cours der französischen Assignaten verboten. Der Vf. zeigt zwar, dass England damals mit diesen Papieren überschwemmt war, und, wie Brissot versicherte, an 25 Millionen Livres nach diesem neutralen Lande verfandt waren; allein er scheint nicht erfahren zu haben, dass man durch die Assignaten das baare Geld aus England zu ziehen suchte. Die Assignatenmäkler gaben für klingende Münze den drey- und vierfachen Werth des Papiergeldes. Hr. *Chalmers* hat dies in der zweyten Ausgabe des *Estimate of the comparative Strength of Greatbritain* überzeugend erwiesen. Er zeigt unter andern, dass in dem einzigen Jahre 1792 nach Frankreich 2,909,000 Unzen Silber übernacht wären, da England in frühern Jahren höchstens 600,000 Unzen dahin auszuführen pflegte. Weil der Convent auch, um durch eine Korntheurung das Volk aufzuwiegeln, in England den Weizen zu den höchsten Preisen

auf-

aufkaufen liefs; so ward ebenfalls die Getreideausfuhr verboten. Alle diese Anstalten waren von Seiten der brittischen Regierung blos Klugheits- oder Vorsichtsmaafsregeln. Frankreich hatte lange vorher ähnliche Verfügungen getroffen.

Allein die damaligen Machthaber in Frankreich wollten durchaus Krieg mit England haben. Sie waren zu sehr durch ihre Emissarien und die Deputirten der brittischen Volksgesellschaften überzeugt, die Menge der Misvergnügten würde sich dem Kriege mit der französischen Republik widersetzen, und ihre Absicht durch einen lange vorbereiteten Aufstand unterstützen. Drohete doch der Gesandte *Chauvelin* dem brittischen Ministerium, wegen einiger Kriegsrüstungen, mit einer Appellation an das brittische Volk, dem man in Frankreich oft genug vordeclamirt hatte; Ludwigs Kopf mufs fallen, und dann mögen Georg III. und Pitt fühlen, ob die ihrigen noch fest auf ihren Schultern sitzen. Bey aller Gelegenheit suchten die französischen Machthaber England zu erbittern, oder wenigstens zu necken. Lange vor der Kriegserklärung liefs der Seeminister *Monge* ein Circular an alle Seehäfen Frankreichs ergehen, um die Einwohner zum Krieg gegen England zu ermuntern. Er schrieb darin: Die freyen Britten zeigen sich misvergnügt darüber, dafs sie die Waffen gegen ihre Brüder, die Franzosen, führen sollen. Wir wollen ihnen zu Hülfe eilen; wir wollen eine Landung auf dieser Insel wagen; wir wollen 50,000 Freyheitsmützen dahin verpflanzen.

Die Verhältnisse zwischen England und Frankreich in den letzten Zeiten und die Verhandlungen zwischen beiden Mächten, bis zum 1ten Febr. 1793. schildert der dreyzehnte Abschnitt darstellend und überzeugend. Wir sind aber gezwungen, unsere Leser darüber auf das Werk selbst zu verweisen, weil die reichhaltigen darin aufgestellten Thatsachen nur im Zusammenhange den Gang der Begebenheiten entwickeln, und einzeln ausgehobene Fragmente, die meisterhafte Behandlung eines absichtlich verdunkelten Gegenstandes nur unvollkommen darstellen. Der Minister *Le Brün* vereitelte alle Unterhandlungen, so geneigt auch das brittische Ministerium war, die abgebrochenen wieder anzufangen, und sich sogar mit Emissarien einliefs, welche mit keiner Instruction versehen waren. Die von beiden Seiten zuletzt gewechselten Schriften sind hier ganz abgedruckt, und mit den zweckmäfsigsten Anmerkungen versehen. Diese zeigen deutlich, dafs das französische Ministerium durch seine Antworten das brittische zu täuschen suchte; auf gegründete Beschwerden bey allen Friedensversicherungen keine Rücksicht nahm, und nur bemüht war, die zu sichtbare Schuld des Friedensbruchs auf England zu wälzen. Wie verächtlich wurden die Tractaten behandelt, worauf England die Sperre der Schelde gründete? Die ganze Antwort war: der Vertrag sey ohne Theilnahme der Belgier geschlossen worden. Wer diese und andere hier gegebene Aufschlüsse über die wahren Ursachen des Kriegs mit Grofsbritannien unbefangen erwägt, mufs aus Ueberzeugung Frankreich für den angreifenden Theil erklären, wüfste er auch nicht, dafs die Führer der abwechselnden Parteyen in Paris bald die Anarchisten, bald die Girondisten als Urheber des Krieges, und nicht das brittische Ministerium anklagen. Beyläufig wird in diesem Abschnitt gezeigt, warum der Minister der auswärtigen Affairen *Le Brün* so eifrig die Kriegserklärung und die Vereitelung aller Unterhandlungen betrieb. *Le Brün*, unter der königlichen Regierung seiner Vergehungen halber aus Frankreich vertrieben, schrieb 1788 in *Herve* das bekannte *Journal politique et general de l' Europe*. Nachdem er durch Lobpreisung des französischen Ministeriums, und übertriebenen Tadel des brittischen, seine Rückkehr nach Frankreich nicht bewirken konnte, veränderte er auf einmal seine Stimme, erhob die englische Regierung, und hoffte dadurch eine Pension von funfzig Pfund Sterl. zu erlangen. Er wandte sich zu dem Ende an Hn. Pitt, als aber dieser es unedel fand, sein Lob zu bezahlen, wiederholte *Le Brün* abermals die vorigen Schmähungen gegen Grofsbritannien, und schob seine ernstliche Rache bis auf gelegene Zeit auf, die er in seiner damaligen Lage nicht abwarten konnte. Auch das französische Kriegsmanifest stellt der Vf. in sein wahres Licht, und prüft die angeblichen, ungegründeten Bewegungsgründe, wodurch die Stellvertreter ihre abgenöthigte Kriegserklärung zu beschönigen suchen. Unter den angeführten Ursachen wird auch folgende gerügt, dafs Revolutionsfreunde in England mifshandelt wären, oder dafs England im Januar 1793. eine Verbindung mit dem Hause Oesterreich geschlossen habe, ungeachtet seit der bekannten Convention von 1790. erst den 30ten Octob. dieses Jahrs der neue Allianztractat zu Stande kam. Da die französische Regierung selber sich diese und andere unwahre Behauptungen erlaubt; so darf man sich nicht wundern, wenn ihre Vertheidiger oder Lobredner ausgemachte Wahrheiten verdrehen, oder in einem Nebel ungereimter Muthmafsungen zu verhüllen wissen. Der Anhang enthält, wie oben bereits bemerkt worden, die Geschichte der seit 1796 verunglückten Friedensunterhandlungen, die Grofsbritannien dreymal anfing. Auch hier mufs der erklärteste Feind Grofsbritanniens gestehen, dafs die französischen Machthaber selbst die billigsten Bedingungen keiner Aufmerksamkeit würdigten, und ihren so oft geäufserten Grundsätzen getreu blieben: *il faut incendier les quatre coins de l' Europe, notre salut est là.*

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Maurer: *Die Schule der Erfahrung für alle, denen Zufriedenheit, Leben und Gesundheit werth sind.* — Warnende Thatsachen zu Verhütung alltäglicher Unglücksfälle. — *Erster Theil.* 1798. 251 S. 8. (16 gr.)

Hr. *Becker* (in Gotha) hat sich durch seine gemeinnützigen Schriften überhaupt, und besonders auch

durch seine *deutsche Zeitung* ein grofses, bey weitem nicht genug erkanntes Verdienst um die grofse Classe derer Menschen erworben, die man gewöhnlich unter dem Namen *Volk* begreift. Ueberdies haben ihm aber auch, manche Schriftsteller viel zu verdanken, welche seine Schriften, vorzüglich die genannte Zeitung auf mannichfaltige Art benutzt, und freylich wohl den Dank dafür oft — wahrscheinlich blos deswegen nicht laut geäufsert haben, weil sie die Bescheidenheit eines Mannes, von dem sie wufsten, dafs er gern im Stillen Gutes thut, schonen wollten. Auch der Herausg. obiger Schrift hat aus jener reichen Quelle fleifsig geschöpft, ohne sie zu nennen. Manchen auf diese Art erhaltenen Beytrag hat er in einer etwas umgeänderten Form geliefert, aber auch manches so flüchtig abgeschrieben, dafs ihm auch die leichtesten Bemerkungen des Schicklichen dabey entgangen sind. So schreibt er z. B. (S. 242.) der *Beckerschen Zeitung* (Jahrgang 1793. S. 298.) nach: „Zu Hebenshausen — hat eine Frau Doctorin ihre Arzneybude aufgeschlagen, und zieht da ruhig und ungestört jährlich 200 bis 300 Rthl. etc." „Dies war 1793 so; aber auch noch im Jahre 1798? — In derselben Erzählung sagt der Herausg. dieser Schule der Erfahrung: „ich weifs Beyspiele, wo Leute 4 bis 8 Stunden weit herkamen, um Arzneymittel bey ihr zu holen;" weil es Hr. *Becker* oder *Becker's* Correspondent so sagt, der dies unstreitig mit Fug und Recht, nach selbstgemachter Erfahrung, sagen konnte; was der Nacherzähler doch wahrscheinlich nicht kann. — S. 17. giebt dem Herausg. sein guter Genius ein, das in einer andern, aus der Beckerischen Zeitung genommenen Erzählung befindliche, und dort richtige *ich* in der Nacherzählung zweckmäfsig abzuändern; vergifst aber gleich auf der folgenden Seite, dafs er einen Dritten erzählen lasse, und fährt nun zwiefach unschicklich fort: „die Frau geht zu einem Quacksalber — der sich gewöhnlich mit Viehkrankheiten abgiebt, *wie ich nachher erfuhr*, aber seine Arcana auch unwissenden Menschen mittheilt etc." wo es nun schlechterdings nicht zu errathen ist, *wer* die Erfahrung gemacht habe.

Rec. hat aber auch in diesem Buche manches gefunden, was er weder in den Beckerschen noch in andern Volksschriften gelesen hat, was wahrscheinlich der Herausg. aus seiner eigenen Erfahrung gab, und was, im Ganzen genommen, besser, fafslicher und belehrender geschrieben ist, als viele unberufene Volksschriftsteller neuerer Zeit zu schreiben pflegen. Soll aber seine Schule der Erfahrung künftig Nutzen stiften; so wird er sich dennoch sorgfältig bemühen müssen, verschiedene Fehler, an denen der erste Theil seines Werks leidet, in der Fortsetzung zu vermeiden. Er wird die Quellen, aus welchen er schöpfte, künftig ehrlich angeben, und dadurch sich mehr Glauben zu verschaffen suchen; er wird nach einem festern Plane und mit gehöriger Rücksicht auf ein bestimmtes Publicum arbeiten. Soll seine Schule der Erfahrung für den gemeinen Bürger und Landmann belehrend werden, so sind Stellen, wie S. 4. „Die Natur bahnt sich einen Weg, auf welchem sie das ganze Empfindungs- und Bewegungssystem, Nerven und Blutgefäfse wieder in Gleichgewicht und Einklang setzen kann;" oder S. 16. „er weifs sein Gaukelspiel so zu *fixiren* (?) dafs jedermann staunt, der in seine Kurstube tritt;" durchaus zweckwidrig. Er wird schicklichere Aufschriften, und für das zum Nachschlagen nöthige Inhaltsverzeichnifs mehr bezeichnende Hauptwörter wählen, als einige im ersten Theile sind; z. B. „*Verhebung* tödtet urplötzlich einen Knecht; *Unverantwortlichkeit* der Polizey zu Halle; *Kippeln* mit Kähnen, vorwitziges; *Bratwürste* bringen an den Galgen; *Mifshandlung* eines Scheintodten; Urindoctor wird *Herrlich* (!) angeführt u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Berlin*, b. Maurer: *Vergleichungen der in den königl. preufsischen Staaten eingeführten Maafse und Gewichte.* Von *J. A. Eytelwein*, königl. geheimen Oberbaurath und Mitglied versch. gel. Gesellsch. 1798. 6 Bog. gr. 8. (3 gr.) In den preufs. Staaten wurde schon 1704 zum Längenmaafs das *Rheinische* verordnet. Aber ob man gleich dahin gröfstentheils übereinstimmt, dafs man sich dabey an den ursprünglich *Leydener* Schuh halten müsse; so bleiben doch die Angaben für den Rheinischen Schuh so verschieden, dafs er nach Snellius nur = 137,50, nach Celsius dagegen = 141,49 in Pariser Linien (145teln des *pied du roi*) hält, und viele andere beachtungswerthe Angaben verschiedentlich dazwischen fallen. Daher denn im Jahre 1771 das Oberbaudepartement vorschlug, denjenigen rheinischen Schuh, welcher nach *Eisenschmid's* eignen Untersuchungen = 139,13 paris. Linien hält, als *Normalschuh* vorzuschlagen; und Hr. E. will nun diesen noch lieber den *brandenburgischen* Schuh genannt wissen. — Für Elleuwaaren gilt die berliner Elle; und die Probeelle auf der Kämmereystube etc. hält 296 par. Lin.; anders als bisher angegeben wurde: und eben so wird man die bisherigen gültigsten Angaben für Berliner Quart und Scheffel, nach hiesigen Untersuchungen um ein ziemliches abzuändern haben. Um die Gröfse des jetzt vorhandenen berliner Normalscheffels genau bestimmen zu können, war dessen Abwägung durch Wasser nothwendig; und zu diesem Behufe wurde mit vieler Genauigkeit und mit Zuziehung des Hn. Oberbergr. *Karsten* erforscht, dafs ein aus Mefsing verfertigter rhein. Kubikzoll im destillirten Wasser und bey 14 Grad Reaumür, gerade 288 Gran Medicinalgewicht = 5011½ Richtpfenn. Cöln. Markg. verliert, und demnach von solchem Wasser der rhein. Kubikschuh = 86593563½ Richtpf., beynahe = 66¼ Pfund Cöln. Markg. wiegt. — Hr. E. schlägt vor, die Scheffelmaafse künftig lieber viereckig parallelepipedalisch zu formen: für Getreide und andere klein gestückelte Waare würden die Ecken nicht verursachen, dafs solche Scheffel weniger fafsen möchten, als die runden; zu welchen das erfoderliche Holz selten werde etc. — Das berlin. Probequart findet Hr. E. sehr genau = 59 par. Kubikzoll. — Auch die landesüblichen Gewichte sind genau untersucht; alles so, dafs es auch für Ausländer lehrreich wird, und diese Schrift für die Maafs- und Gewichtkunde classisch macht. Die ganze Behandlung zeigt den gründlichen und gewissenhaften Kenner, wie man Hn. E. schon aus mehrern Schriften kennt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 22. May 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

Bresslau, Hirschberg und Lissa in Südpreussen, b. Korn d. ä.: *Das Zeichnen und die damit verwandten Künste* aus dem Französischen des Hn. *Neveu* übersetzt von *J. M. Mihes*. 1798. 1ster Th. 78 S. 4. nebst einer Tabelle und zwey Kupfertafeln. (20 gr.)

„Die vereinigten Comités hatten in dem Organisationsplan der Centralschule (zu Paris) beschlossen, dass jeder Lehrer denjenigen Theil des Unterrichts, welcher ihm anvertrauet war, mit einer mündlichen Uebersicht eröffnen sollte, welche das Ganze der Materie auf eine vollständige, obgleich abgekürzte, Art darstellte.“ Der Bürger *Neveu*, Lehrer der Zeichenkunst, entledigte sich dieses Auftrags in neun Vorlesungen, deren Plan und Inhaltsanzeige, er seinen Schülern, Zuhörern und Lesern, in der analytischen Tabelle, vorlegt. Wir erhalten hier durch des Hn. *Mihes* Bemühung die vier ersten von diesen Vorlesungen übersetzt, welche zufolge der Vorerinnerung aus dem *Journal Polytechnique ou Bulletin du travail fait à l'ecole centrale des travaux publics à Paris. An. III. de la Republique* genommen sind. Ihr Inhalt ist folgender. *Erste Vorlesung*. Von der Malerey überhaupt, ihre Wirkung, Zweck, Nutzbarkeit etc. *Zweyte Vorlesung*. Vergleichung der Künste unter sich. *Dritte Vorlesung*. Von der Composition, Erfindung, Anordnung, Einheit, Contrast, Ordnung, Abwechslung und Reichthum in der Malerey, Symmetrie, Geschmack. *Vierte Vorlesung* von dem äussern Schein der Körper, Form, Correctheit der Zeichnung, Schönheit. — Rec. gesteht offenherzig, dass er diese Schrift eben nicht mit der günstigsten Erwartung zu lesen angefangen, weil ihm sogleich die beiden Kupferstiche mit allerley Caricaturen vom Affen an bis hinauf zum griechischen Ideal Profil als ein verdächtiges Zeichen in die Augen fielen. Auch fand er viele Stellen in der Schrift, welche diese Erwartung rechtfertigten. So meldet gleich die Vorrede, dass alles zum Unterricht für junge Ingenieurs entworfen sey, und hernach fängt die erste Vorlesung mit fast unerträglich leerem Geschwätz an. Der Vf. meynt nämlich, die Künste hätten sonst einen verderblichen Einfluss auf die Sitten gehabt, der gröste Theil der Künstler sey ohne Unterricht, ohne Grundsätze, ohne Erhebung der Seele, geldgierig und aller Laster empfänglich gewesen. — Sie waren es, sagt er, welche mit jenen Lügen der Kunst, die Mauern der Kirchen und Paläste deckten, den doppelten Despotismus des Thrones und Altars heiligten, das Volk in der Sclaverey erhielten, u. s. w. — aber nun im Jahrhunderte der Freyheit, werden sie richtigen Gebrauch von der Kunst machen, das erhabene Amt wieder erkennen, welches ihnen obliegt, werden ihren tugendhaftern, besser unterrichteten (?) Zeitgenossen Vaterlandsliebe und Abscheu vor Sclaverey einhauchen, die öffentlichen Sitten neu erschaffen helfen, und die Menschen zur Tugend führen. Wer dächte nun dass unter dergleichen Spreu noch edle Körner zu finden sind? Und gleichwohl trifft man auf Stellen, denen man seinen Beyfall nicht versagen kann. Wir heben hier nur ein Beyspiel aus der zweyten Vorlesung aus, wo S. 19. und 20. sehr bündig mit den besten Gründen dargethan wird, die Malerey sey nicht im Stande eine Geschichte deutlich darzustellen, wie die vom C. Popilius, welcher um den Carthaginensischen Feldherrn, der mit ihm unterhandelte, einen Kreis in den Sand zog, und Antwort über Frieden oder Krieg foderte, ehe er diesen Kreis überschreite. Eben so wenig sey die Bedeutung zu errathen, wenn Jeremias gebildet wird, der zum Jüdischen Volk redet und den Topf zerschlägt. — Aber warum will der Vf. gleich hernach mit unhaltbaren Scheingründen doch den bettelnden Belisarius, Andronikus, der seinen Löwen am Bande führt, und den Sokrates, welcher den Giftbecher trinkt, empfehlen?

Auf ähnliche Weise ist nun das ganze Werk beschaffen, Wahres und Falsches wechseln immer mit einander ab: doch ist des letzten freylich viel mehr als des ersten, und wenn wir nicht sehr irren, so ist der Bürger *Neveu* eben kein grosser Kunstverständiger, sondern hat Gutes und Schlechtes, was er gehört und gelesen, ohne Unterschied zusammengetragen, und daraus Vorlesungen fabricirt. Der Stoff will sich ihm nicht fügen: daher schweift er so oft ab, und verirrt sich von dem, was er abhandeln will. S. 63. hat er uns durch einige derbe Anachronismen eine sehr kleine Meynung von seinem historischen Wissen beygebracht.

Auch Hr. *Mihes*, der Uebersetzer, scheint in Sachen der Kunst kein Eingeweyhter zu seyn. Wir glauben wenigstens, der Irrthum S. 46. komme auf

seine Rechnung, wo bey Anlass der Regel von der Anordnung, von Weinstöcken und Weinstockspflanzung gesprochen wird. Es sollte aber ohne Zweifel heissen, Weintraube, denn Tizian hatte sich einst dieser als ein Gleichniss von guter Gruppirung und eines wohl zusammenhängenden Ganzen bedient, und weil es äusserst passend ist, so hat man dasselbe seit der Zeit in der Kunstsprache beybehalten. Da wir das *Journal-Polytechnique* nicht bey der Hand haben, so wissen wir nicht, ob der Vf. oder der Uebersetzer anzuklagen ist, dass S. 41. steht „*wider diese Regel* (die Einheit) *hat Rafael in seinem Gemälde Heliodor gesündiget, wo er den Pabst Julius II. in dem Tempel zu Jerusalem darzwischen kommen lasst, auf seinen Schultern eine Processionsfahne tragend.*" Es wäre in der That merkwürdig, wenn der bestellte Lehrer der Zeichenkunst an der Centralschule zu Paris, welcher Vorlesungen über die Malerey halten muss, noch nie die Kupferstiche von Rafael's Bildern im Vatikan gesehen hätte; aber eben so sonderbar ist es, dass ein Deutscher sich vermisst, Schriften zu übersetzen, die von der Kunst handeln, wenn er so wenig unterrichtet ist, dass er dergleichen Fehler begehen oder übersehen kann.

BREMEN, b. Wilmans: *Die Nacht.* 1797. Erstes Bändchen. 226 S. Zweytes Bändchen. 206 S. 8. (Mit Titelkupfer.) (1 Rthlr. 16 gr.)

Seit jener Zeit, da Young's Nachtgedanken unter uns so ungemessene Bewunderung und eifrige Nachfolge fanden, dass das Helldunkel der Poesie mehr als Rembrandisch werden zu wollen schien, und man besorgen musste, die bunten Schmetterlinge der Phantasie würden sich alle in schwirrende Nachtvögel verwandeln, ist die *Nacht* vielleicht durch kein so weitläuftiges Gedicht verklärt worden, als das vorliegende. Doch ist dies keine von den düstern Youngschen Nächten, sondern eine transparente Mondscheinlandschaft, durch deren gemilderten Schatten nicht blos der Mond sondern alle Sterne hindurchflimmern; und in der That so transparent, dass über den dahinter angebrachten Lichtern das Gemählde selbst einem unter den Augen verschwindet. Anstatt mit geistigem Gehalt und dichterischer Schönheit zahlt der Vf. die Foderungen der Leser in Himmelskörpern aller Art, Sonnensystemen und Milchstrasen: einer Münze, die so verschleudert wird, seit einige Männer von Ruf die Erweiterungen der Astronomie in poetischen Cours setzten, dass man darauf bedacht seyn sollte, ihrem Credit durch eine Luxus-Verordnung wieder aufzuhelfen. Zum Glück beschäftigen sich nicht alle die *zwanzig Lieder*, worein der Vf. seine *Nacht* eintheilt, (die, wie er selbst gesteht, „der äusern Gestalt nach eigentlich nach gar keinen Mustern zugeschnitten," unsers Bedünkens aber völlig gestaltlos, und also von dieser Seite einer natürlichen Nacht recht ähnlich ist) mit dem gestirnten Himmel, mit Aussichten in die Zukunft und physikotheologischen Erstaunungen über beides; die letzten handeln von der Verbesserung der bürgerlichen Gesellschaft und der Religion, und vom Heil des Menschengeschlechts überhaupt. Alles dies ist herzlich gut gemeynt: aber die „reinen Absichten" des Vfs. in allen Ehren gehalten, können wir doch nicht umhin, sie von Ansprüchen anderer Art zu sondern, die er deutlich genug zu erkennen giebt, wenn er versichert, er werde sich „wegen der Geisel unbilliger Kunstrichter mit dem Beyfall einiger der ersten Dichter Deutschlands zu trösten wissen," oder gar hofft, man werde sein Werk „für ächt deutsche Poesie erklären." Es wäre wirklich sehr traurig für unsere Nation und Sprache, wenn dies mit Recht geschehen könnte. Ganz gemeine Empfindungen und tausendmal wiederholte Gedanken, in einem Vortrage, der nur eben über lahmer und aufgedunsener Prosa ohne allen metrischen Wohlklang hinschleicht, verdienen gewiss bey allen Völkern, und nach der Stufe, worauf unsere Literatur steht, bey den Deutschen ganz vorzüglich Unpoesie zu heissen. „Melodie war mein einziges Sylbenmaass," sagt der Vf.; aber welche Begriffe muss er von Melodie und Sylbenmaass haben, um sie hier anwendbar zu finden! Wo ist nur etwas rhythmisches in Stellen wie folgende hörbar: „denn alles war ganz mit unsern „ersten Ideen verwebt, durch alles fühlte die junge „Seele sich glücklich; darum bleibt dies Erinnern „in reiferen Jahren noch heilig." Und doch soll es im Text, wie uns die abgesetzten Zeilen bedeuten, Verse vorstellen. Dafür hat Gesner die Prosa in seinen Idyllen nie ausgegeben, obgleich ihr Wohllaut wohl ein wenig mehr dazu berechtigt hätte. Nur bey kurzen dithyrambischen Ergiessungen sind Rhythmen ohne gesetzliche metrische Wiederkehr angemessen, und die Befugniss zu dieser Form möchte doch von manchen unserer Dichter überschritten seyn. Der Vf. giebt ein gefährliches Beyspiel: wehe dem Papier, wenn die Romanenfertiger und alle, denen es blos um Anschwellen ihrer Producte zu thun ist, auf den Einfall kommen, ihre oft nur allzu kostbare Prosa wie Verse abzusetzen. S. 7. und 8. im 1ten B. kommt sehr schnell nach einander das Wort *Umsonst* dreymal als ein, vollständiger Vers (*versus* heisst Zeile) vor, und erregt die Betrachtung, wie ganz umsonst diese Einrichtung gewählt ist. Man sollte denken, die Vertraulichkeit mit den unermesslichen Räumen des Himmels habe diese Verschwendung des irdischen Raums verursacht. Wäre alles schlicht in einem fort gedruckt, so erwartete man wenigstens nichts anders als poetische Prosa, und die Seiten würden äuserlich weniger leer erscheinen. Dem gänzlichen Mangel an Kraft und Schwung ist zwar auf keine Weise aufzuhelfen. Bey Stellen, die einigen poetischen Schein haben, bieten sich auch sogleich die Reminiscenzen, besonders aus Klopstock dar. Ein Seraph, mit dem sich der Vf. in seiner Vision unterhält, theilt ihm Ermahnungen für die Fürsten mit:

— Dass fürchterliche Revolutionen
Nicht mehr die Erde verwüsten;
O Bruder!
So verkündige ihnen
Den Willen der Gottheit;
Denn so spricht der Herr:
„Ich hab' euch zu Fürsten gemacht u. s. w."

Wir verschonen die Leser mit dem übrigen: denn wie der Autor immer aus dem beabsichteten Pathos in das verwandte *Bathos* geräth, so hat er hier auch die höheren Personen, die er bemüht, in das gleiche Unglück verwickelt.

Am Schlusse der *Nacht* ist eine Declamation über *Aufklärung* und Freyheit angehängt, nicht in Versen, doch in einer Schreibart, die eben so wenig wahre Prosa ist, als jene ächte Poesie. Aber aufrichtig und gut gemeynt ist das hier gesagte wie alles: ungeachtet der Nächtlichkeit seiner Muse ist der Vf. ein grosser Gegner der Versinsterer, und wir müssen in Bezug auf alles vorher gehende in Erinnerung bringen, dass man ein sehr achtungswürdiger Mann seyn und doch schlechte Verse machen kann. Besser aber gar keine!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schleswig, b. Röhss: *Auguste und Hieronymus*, oder Briefe über die moralische Bildung des Menschen, nach den Bedürfnissen unserer Zeit. *Von einem Frauenzimmer.* Mit einem (höchst elenden) Titelkupfer. 1796 u. 1797. *Erster Theil.* 463 S. *Zweyter Theil.* 541 S. *Dritter Theil.* 639 S. 8.

Die Verfasserin versichert in der Vorrede, dass ihr einziger Zweck bey Verfertigung dieses Werkes sey, auf die Bildung der Menschen in allen Ständen zu wirken und durch Beyspiele zu zeigen, dass der Charakter durch die Erziehung eine unverkennbare Richtung bekömmt, und dass diese sehr oft das glückliche oder unglückliche Schicksal einzelner Menschen, vieler Familien und ganzer Nationen bestimmt. Man sieht, dass die Grenzen, welche sich die Vfn. bey diesem Plane gesteckt hat, nicht eng sind, und dass sie in einer Gegend wandelt, der es in diesem Jahrhunderte wenigstens nicht an Anbauern gefehlt hat. Aber in der That sind diese Gegenstände so wichtig, dass man wünschen muss, sie recht oft von den einsichtsvollsten und geistreichsten Köpfen behandelt zu sehn. Sie müssen in jedem Lichte, unter allen Gestalten gezeigt werden, um auch die trägern Gemüther zu erwecken; man muss sie auf alle Weise beleben, und ihnen überall und unter allen Ständen Theilnehmer und Freunde zu machen suchen. Unsere Vfn. hat die Form des Romans gewählt, um die Vortheile und Nachtheile der Erziehung zu zeigen; ein oft gebrauchtes Mittel, das aber seiner Natur nach, eine unendliche Menge von Formen erlaubt und in der That sehr geschickt ist, eine lebendige Ueberzeugung von den wichtigsten Grundsätzen der Erziehungskunst hervorzubringen. Aber um diese Absicht zu erreichen, bedarf es, ausser der richtigen Einsicht, einer schöpferischen beseelenden Kraft in dem Gemüthe des Schriftstellers; und diese haben wir, so leid es uns thut dieses Urtheil zu fällen, in dem ganzen weitschweifigen Werke nicht entdecken können. Die in demselben enthaltenen Lehren sind besser, als die Beyspiele, der raisonnirende Theil lesbarer, als der poetische, ob wir gleich auch an jenem weder Neuheit der Gedanken, noch neue Ansichten, noch eine hervorstechende Energie und Wärme des Ausdrucks rühmen können. Eine gewisse Leichtigkeit und Fertigkeit zu schreiben, welche oft nur aus der Unkenntniss der Gefahr entspringt, ist noch nicht schriftstellerisches Talent; so wenig als grosse, der Tugend ertheilte Lobsprüche für einen Beweis wahrer und inniger Achtung gegen sie gelten können. Wenn die Begebenheiten dieses Romans — der Absicht der Vfn. gemäss — zu Beyspielen und Belegen des Grundsatzes von der Wichtigkeit der Erziehung taugen sollten; so mussten sie wenigstens wahrscheinlich: wenn sie wirksam seyn sollten; so mussten sie anziehend und eingreifend seyn. Aber in dem ganzen Laufe der Geschichte sind beide Foderungen auch nicht einmal auf eine erträgliche Weise befriedigt. Ein Gewebe unnatürlicher, schlecht geordneter Begebenheiten, die kaum die Aufmerksamkeit des Lesers reizen; eine unwahrscheinliche, unauslöschliche Rachsucht, welche die vornehmste Triebfeder der Handlung ist; Klöster, schwache und wollüstige Fürsten, boshafte und verschmitzte Mönche, Banditen und Maitressen, von denen die höchste und reinste Tugend auf die erbarmungswürdigste Weise gequält wird, machen den Inhalt des Werkes aus. Glücklicherweise vereinigen die boshaften Ungeheuer, welche hier auftreten, mit ihrem bösen Willen einen so reichlichen Antheil von Unbesonnenheit und selbst von Dummheit, dass hierdurch die Geschichte noch ziemlich abgekürzt, und die unschuldiger Weise gepeinigte Tugend noch zeitig genug zu dem erwünschten Ziele häuslicher Glückseligkeit gebracht wird. Es ist eine merkwürdige Eigenthümlichkeit dieses Romans, dass die Hauptpersonen am wenigsten darinne beschäftigt sind. Zwar scheint es, als ob *Auguste* genug zu thun haben müsste, um einem geliebten Prinzen, aus reiner Liebe zur Pflicht, den Abschied zu geben; mit einem andern Bräutigam, aus Abscheu gegen seine blutdürstigen Gesinnungen, zu brechen; einen dritten Verlobten, der vor der Hochzeit stirbt, anständig zu betrauern; die *Schaar* von Männern (III. S. 501.) welche um sie freyt, von sich abzuhalten; und endlich den ihr von der Vfn. bestimmten Hieronymus zu heyrathen; aber dieses treffliche Mädchen ist so gut erzogen, dass ihr dies alles in der That nur wenige Mühe kostet. Dafür aber wird sie auch am Ende mit der Hand des schönsten Man-

nes in dem ganzen Buche belohnt. Uebrigens ist es zu loben, dafs jedermann nach Gebühr versorgt wird; die edeln Männer und Mädchen glücklich verheyrathet werden; die Schurken und Bösewichter ihren verdienten Lohn erhalten, und überhaupt die poetische Gerechtigkeit auf eine exemplarische Weise gehandhabt wird. Die Richtigkeit der Haltung, das Geistreiche der Darstellung und den Schönheitssinn, der in diesem Werke herrscht, mögen folgende wenige Stellen beurkunden. Eine schlaue Maitresse, das Triebrad der Intrigue, schreibt an einen Höfling, der zwar ihre Kreatur, aber Günstling des Fürsten ist, indem sie ihm zum erstenmal die Geheimnisse ihres Herzens enthüllt (I. S. 72.) „Wissen sie denn nicht, *dafs*, wenn ihnen meine Freundschaft Befehle giebt, so bin ich unumschränkter, als ihr Fürst, bin es mehr, als ihr kranker Fürst: denn was verliehren sie und ich, wenn dieses Phantom von Herrscher stirbt? Ich habe seine Schwächen benutzt; ich bin reicher als die Fürstin und ich habe selbst durch die dritte Hand dem Fürsten grofse Summen geborgt. — Diesem blödsinnigen Weichling ahnete es auf die entfernteste Weise nicht, dafs er das blofse Werkzeug meiner glühenden Rache und meiner weit aussehenden Plane war.“ Die Wirkung ist hier, wie man denken kann; der Günstling zeigt dem Fürsten den Brief, und wenn dem nun die Augen nicht aufgehen sollten! — Th. III. S. 593. schreibt ein Prinz, welcher Augusten um ihrer Einfachheit, Tugend und Liebenswürdigkeit willen, zur Braut gewählt hat, aus dem Lager an sie: „Wenn wir die Stadt erobern, so springt Mann und Maus über die Klinge; und das ist billig. Denn dafür ist es Krieg. Die Söhne des Mars kennen kein anderes Gesetz als Würgen; ewiger Krieg denen, die ihren Nacken nicht unter das Joch beugen.“ Diese Aeufserungen sind indefs dazu gut, dafs sie Augusten von diesem Manne befreyen und dem bestimmten Geliebten den Weg bahnen. Wie soll man aber im I. Th. S. 109. ff. die Beschreibung eines bis zur Stupidität albernen Konsistorialpräsidenten und seines eben so blödsinnigen ahnenstolzen Weibes rechtfertigen, da sie noch oben drein einem Mädchen in den Mund gelegt ist, dessen Lob von allen Seiten des Buches ertönt? „Das dreyfache Kinn — heifst es hier unter andern — der noch von Bratwurst und Butter glänzende und reichlich umflofsene Mund, die kupfrigte, zwischen zwey ungeheuern Backen tief versteckte Nase etc. — Der aus mancherley dämpfenden Gerüchen bestehende Nimbus der seinen fafsmäfsigen Körper umflofs u. s. w.“ Mit dieser würdigen Person, die eine ganz episodische Rolle spielt, beschäftigt sich die geistreiche Sophie Hochberg auf mehr als zwanzig Seiten, indem sie einen übrigens recht braven Mann in die Versuchung setzt, seine platten Soldatenstreiche in einer eben so platten Sprache lang und breit zu rühmen. Es ist nicht fein, die Schwächen eines braven, wenn auch schon rohen Mannes, und noch dazu des künftigen Ehegenossen, so vor dem Publicum aufzudecken. Aber das gute Kind weifs nicht was es thut, indem es durch einen unglücklichen Mifsgriff, Plattheit mit Humor und Witz verwechselt.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. Ohne Druckort: *Des Lucius Annaeus Seneca Vergötterung des Kaisers Claudius* nebst einer hingehörenden Stelle aus den Sprichwörtern des Erasmus, übersetzt von *Adolf Gröninger*. 1798. 36 S. 4. (6 gr.) Dieses Büchlein ist einzig wegen der Uebersetzung des Erasmischen Commentars über das in Seneca's Satyre vorkommende Sprichwort: *Aut regem aut fatuum nasci oportere*, der an Schönheit, Kräftigkeit und Freymüthigkeit den Aufsätzen im Fürstenspiegel an die Seite gesetzt zu werden verdient, beachtenswerth. Die Uebersetzung der Spottschrift auf den Claudius ist, wie dieser Kaiser selbst, *invitis diis* erzeugt. Wufste der Vf. nicht, dafs man schon eine wohlgerathene Uebersetzung von *Sonntag* im zweyten Heft der Schrift: *Zur Unterhaltung für Freunde der alten Literatur* hat? (Vergl. A. L. Z. Jahrg. 1791. Nr. 33. S. 264.) Nicht allein ist der Sinn des Seneca oft in der neuen Uebersetzung verfehlt, sondern sie ist auch steif und oft undeutsch. S. 9. heifst es: Hercules, *der auch keins der Ungeheuer fürchtete*, ward hier verwirrt beym ersten Anblick.“ *Hercules primo adspectu (Claudii) fane perturbatus est, ut qui etiam non omnia monstra timuerit*, d. h. *da sie noch nicht alle Ungeheuer fürchtete*. Die Prose des Vfs. mag noch einigermafsen hingehen, aber seine metrische Uebersetzung der Dichterstellen ist so schwerfällig, holpricht, lahm und so voller Inversionen, dafs man Mühe hat zu verstehen, was man liest. Die Urschrift mufs der Uebersetzung zur Erklärung dienen. Das: *Illuc unde negant redire quemquam* heifst hier: „Dort, von dannen man nie zurückkehrt, sagt man.“ Der Sonnengott, welcher am Morgen den Wagen aus seinen Schranken (*e carcere*) oder aus den Thoren des Sonnenpallastes (Ovid Met. 2, 155.) hervorgehen läfst, treibt, nach dem Uebersetzer, die Rader zuerst *aus dem Kerker* hervor. *Niveum vellus* heifst hier *schneegeweifsete Wolle*. Der Vf. mag wohl bey seiner Arbeit, die er sich so leicht machte, empfunden haben, was er die Parcen in ein paar hinkenden Hexametern empfinden läfst. Sie

Freuen sich, wenns die Finger erfüllt: es ist liebliche Arbeit.
Eilend von selbst ist das Werk und ohne die geringste Bemühung. —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 23. May 1799.

OEKONOMIE.

Leipzig, in d. Pottiſchen Buchh.: *Neues Taſchenbuch für Pferdefreunde, Pferdeärzte und Beſchlagſchmiede.* Oder gründliche Anweiſung zur richtigen Kenntniſs, Behandlung und Beſchlagung der Pferde, nebſt Anleitung die gewöhnlichſten, ſchwerſten Krankheiten und Unfälle der Pferde bald und ſicher zu heilen, aus den neueſten und bewährteſten Schriftſtellern in der Roſswiſſenſchaft, namentlich einem Bel, Robertſon, La Foſſe, Mogalla, Röder, Chabert, Osmer, Klarke und aus eigenen Erfahrungen zuſammengetragen von *K. F. B.* Mit Kupfern. 1797. 347 S. 8. (18 gr.)

Hr. *Lawrenze* in England verfertigte zum Beſten der Huf- und Curſchmiede einen wohlfeilen Auszug aus dem koſtbaren lehrreichen Werke des Prof. *Bel*, der um die Vieharzneywiſſenſchaft ſich ſo ſehr verdient gemacht hat. In England ward dieſer Auszug mit Beyfall aufgenommen, und das jetzt hier vor uns liegende Taſchenbuch ſoll nun davon, eine berichtigte und concentrirte Ueberſetzung ſeyn, die zugleich der Ueberſetzer mit verſchiedenen Abhandlungen anderer Schriftſteller, ſo wie auch mit ſeinen eigenen Erfahrungen bereichert und verwebt hat. Die Urſchrift haben wir nicht zur Hand, um ſie mit der Ueberſetzung vergleichen zu können; dieſe ſcheint aber mit vielem Fleiſs gearbeitet und ihr Vf. mit der Roſsarzneywiſſenſchaft bekannt zu ſeyn. Doch hätten wir ſtatt derſelben in gegenwärtiger Form lieber eine vollſtändige reine getreue Ueberſetzung und die Erfahrungen des Ueberſetzers, als Anmerkungen beygefügt gewünſcht, denn oft weiſs der Leſer nicht, was der Urſchrift, was dem Ueberſetzer, oder was den andern Schriftſtellern, die bey dem Taſchenbuche benutzt ſind, vom Inhalte zugehört. — Voran geht Prof. *Bel's* Biographie, die wir mit Vergnügen geleſen haben. Alsdann folgen: I. *Beſchreibung aller äuſsern Theile des Pferdes, mit Bemerkungen über ihre rechte Geſtalt.* Hierzu gehört die erſte Kupfertafel, die ein wohlgebauetes Pferd vorſtellt, an welchem die äuſsern Theile des Körpers durch Numern angezeigt werden. Zeichnung und Stich ſind nicht beſonders, auch enthält dieſer Aufſatz nichts, was ihm beſondern Werth geben könnte. II. *Beſchreibung vom Knochenbau des Pferdes*, nebſt Kupfer, ein Pferdeſkelett vorſtellend. Sowohl Beſchreibung als Kupfer ſind aus dem Werke des Hn. Prof. Mogalla (über Krankheiten der Pferde, I. Band. S. 192—245.), entlehnt. III. *Beſchreibung des Knochenbaues und der Knochendimenſionen eines der geſchwindeſten Rennpferde, der berühmten Eklipſe.* Dies windſchnelle Pferd brauchte zu einer deutſchen Meile 7 Minuten, 46 Secunden, 18 Tertien. Es ſtarb im 26ſten Jahre den 27ſten Februar 1789, an einer Colik, nachdem es den Ruhm aller andern berühmten Wettläufer verdunkelt hatte. Bel wurde aufgefodert, dieſes bewundernswürdige Thier zu zergliedern. Seine Beſchreibung, die wir von dem Knochenbau und den Knochendimenſionen deſſelben hier vor uns haben, enthält zugleich nicht allein allgemeine Ideen über den Mechanism der Fortſchreitungsorgane, ſondern auch eine Erklärung und Darlegung der Urſachen, welche ſämmtlich zur Vermehrung der Geſchwindigkeit des Galopps beywirken. Das Ganze giebt eine Weiſung zur höhern Kenntniſs und tiefern Prüfung der Rennpferde. Diejenigen, die ſich mit Pferdekenntniſs und Geſtütewiſſenſchaft beſchäftigen, werden dieſen Aufſatz nicht überſchlagen, auch ſelbſt Maler und Bildhauer dürften ihn mit Nutzen leſen. — IV. *Etwas über die Auswahl der Trag- und Zugpferde.* Auch dieſer Aufſatz iſt leſenswerth; er enthält für die, welche zu verſchiedenem Gebrauch Pferde zu wählen haben, nützliche Lehren. V. *Vom Beſchlage.* Eine kleine, aber für Hufſchmiede ſehr nützliche Abhandlung. Es gehören dazu 3 Kupfertafeln, welche Abbildungen von guten und fehlerhaften Hüfen und Hufeiſen für geſunde und fehlerhafte Hüfe enthalten. VI. *Von den natürlichen und zufälligen Krankheiten und Verletzungen der Füſse.* Unter dieſer Rubrik findet der Leſer abgehandelt: die Heilung der Steingallen, Hornkluft, Feigwarzen, Horndurchfäule, Rehe, Verrenkung und Zerreiſsung der Fuſsſehne, Brüche des Kronenbeins, des Nuſsbeins und Hufbeins, und zuletzt der Nagelverwundung, wo aber bey einigen dieſer Uebel in Rückſicht der Heilungsart manches zu erinnern ſeyn dürfte. VII. *Allgemeine Bemerkungen über die Thierarzneykunde.* Ein zwar kurzer, aber wohl überdachter und leſenswürdiger Aufſatz, welchen wir beſonders denen empfehlen, die nicht wiſſen was für Kenntniſſe zur Heilung der Thierkrankheiten erfoderlich ſind. VIII. *Verſuch über die Fluſsgalle.* Iſt ein überſetzter Auszug aus *Huzard's Eſſais ſur les Eaux aux jambes des Chevaux.* Paris 1784. 8. Die Fluſsgalle wird hier überhaupt als eine chroniſche Hautkrankheit beſchrieben, die zuweilen mit Entzündung verbunden, zuweilen anſteckend und ſeuchenartig ſey, und nur die Füſse der Pferde, Eſel und Mauleſel, ſelten aber die

die Füfse der wiederkäuenden Thiere angreife. Man hat schon eine deutsche Uebersetzung dieser Schrift, welche in das dritte Stück der auserlesenen Beyträge zur Thierarzneykunst, Leipz. 1788. 8. eingerückt ist. Sie ist aber höchst fehlerhaft, manchem Leser würde aus diesem Grunde eine vollständige getreue Uebersetzung hier angenehmer gewesen seyn, als dieser Auszug. IX. *Versuche und Bemerkungen über rotzige Pferde.* Für den Pferdearzt ein wichtiger und besonders lesenswürdiger Aufsatz. Er enthält *Bel's* Meynung vom Rotze und die Versuche, die er bey den Veterinarschulen zu Lion und London über die Heilung und Inoculation dieser Krankheit angestellt hat. — X. *Etwas über die Colik.* Nicht alle Arten der Coliken, sondern nur die gewöhnlichsten, und besonders die, welchen Rennpferde unterworfen sind, findet der Leser hier abgehandelt.

BERLIN, b. Pauli: *Neuestes Magazin für Oekonomen und Cameralisten.* Herausgegeben von *J. C. C. Löwe*, H. S. W. Landkammerrath und H. W. Hof- und Oekonomierath etc. *Zweyter Band. Zweyte Lieferung.* 1798. 119 S. 8.

Noch immer behält dieser nützliche Beytrag für die ökonomische Literatur in seiner Fortsetzung gleiche Einrichtung und gleichen Werth. Auch diesmal empfangen die Leser zuerst vier Abhandlungen, hierauf drey patriotische Vorschläge, sodann zehn kurze Aufsätze voll nützlicher Beobachtungen, Erfahrungen und Winke, und zuletzt eine Anzeige und Prüfung acht neuer ökonomischer und cameralistischer Schriften.

Von den Abhandlungen betrifft die erste den erhöheten Werth der Landgüter. Die Ursachen der grofsen Steigerung dieses Werths seit den nächstverflossenen 20 Jahren findet der Vf. in Bezug auf Schlesien, in der Einführung des Pfandbriefsystems, wodurch Credit und Industrie bewirkt wurde; in der dasigen aufserordentlich vermehrten Bevölkerung; in den beträchtlich erhöheten Preisen aller Landsproducte, deren Herabsinken auf ihren ehemaligen Betrag, wegen der gröfsern Zahl der Consumenten, als der Producenten, besonders in Rücksicht auf die Bedürfnisse an ländlichen Producten für die so sehr vermehrten Fabriken und ihre Arbeiter, nicht zu erwarten sey; in den vergröfserten Vorräthen an Gelde, dessen dadurch vermindertem Werthe und verändertem Verhältnisse gegen Waaren und Arbeiten; und in den vielfältigen neuen Anlagen und vortheilhaften Verbesserungen bey den Landgütern und deren dadurch bewirkten zwey- bis dreymal höhern Ertrage. Die bisherigen Handelsspeculationen mit Landgütern sind, nach des Vfs. richtigen Bemerkung, nicht Ursache, sondern Folge von der Erhöhung ihres Werths, und diese, die sich auch in vielen andern deutschen Staaten neuerlich ereignet, und gröfstentheils ebenfalls in jenen Ursachen ihren Grund hat, ein wirklicher Gewinn für das Staatsvermögen: denn von dessen Zu- und Abnahme ist das Steigen und Fallen des Preises der Grundstücke immer ein zuverläfsiges Kennzeichen. Die zweyte Abhandlung enthält eine Erzählung von den wirthschaftlichen Verbesserungen bey einer Herrschaft in Oberschlesien und deren Erfolge. Durch die hier beschriebenen, seit 6 Jahren angewendeten Mittel, ist bey dem Ackerbaue die vorherige jährliche Aussaat um 496 Scheffel (Breslauer Maafs) vermindert, und dennoch der Ertrag der Aernte im 5ten Jahre um 6867 Scheffel erhöhet, die Schäferey mit 600 Stück, der Hornviehbestand mit 64 Stück vermehrt, der Ertrag der Brauerey und Branntweinsbrennerey um 3300 Thaler vergröfsert, auch bey dem dasigen Eisenwerke bewirkt worden, dafs nunmehr aus dem hohen Ofen jährlich 5000 Centner Roheisen mehr als vorhin, und noch aufserdem aus den alten Schlacken 400 Centner Pocheisen erfolgen. Von der sich aus der Erhöhung des Zinsfufses und des Agio gegen Gold und aus dem Steigen des Wuchers ergebenden jetzigen Verminderung des baaren Geldes in Schlesien handelt die dritte Abhandlung. Es werden hier Gründe angegeben, weshalb zu hoffen sey, dafs diese Abnahme an Baarschaft nur temporell, nicht fortdauernd seyn werde. Sie bestehen in der herannahenden Endschaft des jetzigen Kriegs, in den geschlossenen Contracten über grofse Lieferungen schlesischen rohen und geschmiedeten Eisens nach England, in der wahrscheinlichen Hemmung des bisherigen starken Ausflusses des baaren Geldes nach Südpreufsen durch die vorhabende Einführung des Pfandbriefsystems daselbst, in der verbotenen Ausführung der preufsischen Goldmünze und in der nahen Wahrscheinlichkeit, dafs durch den neuen grofsen preufsischen Ländererwerb dem Handel und der Baarschaft immer mehr Zuflüsse werden verschafft werden. In der vierten Abhandlung befindet sich ein Beyspiel von der Beschaffenheit der jetzigen Beschwerden der Bauern gegen ihre Dominien (Gutsherrschaften). Hier werden die von gewissen Bauern angebrachten neun Klagepuncte über vermeyntliche neuerliche Erschwerungen der von ihnen im Winter wöchentlich 4 Tage, im Sommer aber 5 Tage zu leistenden Roboten (Frohn- oder Herrendienste) angeführt, zugleich der völlige Ungrund derselben erwiesen.

Unter den folgenden patriotischen Vorschlägen zweckt der erste dahin ab, dafs durch die Kreisphysiker das Hebammenwesen verbessert, und die Sterblichkeit der Menschen durch die Blattern, auch des Viehes durch Seuchen vermindert werden möge. Sie sollen daher nicht allein selbst in der Entbindungskunst geschickt, sondern auch zum Unterrichte der Hebammen in dem in jeder Kreisstadt deshalb zu errichtenden Institute verpflichtet seyn, die Ausbreitung der Blatterneinimpfung durch ihre Kenntnifs in dieser Curart und in der besten Behandlung der Blatterpatienten, auch durch ihre Vorstellungen und Empfehlungen befördern, desgleichen in der Thierarzneykunde Kenntnisse besitzen, und sich damit beschäftigen, und für solche ihre vermehrte

Dienst-

Dienstleistungen mit Vergrösserung ihrer Gehalte entweder von der Landesregierung, oder aus dem landschaftlichen Fond jedes Kreises, oder aus den Fonds der Viehassecuranzsocietäten, oder durch Beyträge von den Kreiseinwohnern belohnt werden. Der zweyte Vorschlag enthält nichts weiter, als kurze Bemerkungen über die Möglichkeit der Entbehrung des Rigaischen Leinsaamens und der Gewinnung guten Leinsaamens durch eigene Cultur. Diese wird daher, wegen der dadurch zu gewinnenden Vortheile, zwar empfohlen, aber nicht gezeigt, wie sie bewirkt werden kann. In dem dritten Aufsatze befindet sich blofs eine Rüge des Mangels an tüchtigen Ziegelstreichern und Zimmerleuten (in Schlesien) und der dem ländlichen Bauwesen hieraus erwachsenden grosen Nachtheile, mit dem allgemeinen Wunsche, dafs die Staatspolizey auf deren Wegschaffung bedacht seyn möge.

Die in den fernern kurzen Aufsätzen enthaltenen Gegenstände sind: ein Verzeichnifs verschiedener vorgeschlagener Zuckerfurrogate, nämlich aus dem Safte der Schwetschen, des Gerstenmalzes, des Ahornbaums, des türkschen Weizens, der Carotten, ingleichen durch Läuterung und Crystallisation des Honigs; eine Erfahrung, dafs der Genufs des Wasserviehgrases (*Poa aquatica* Linn.) dem daran von Jugend an gewöhnten Viehe unschädlich sey; die Empfehlung anzustellender Versuche mit dem Anbaue nordamerikanischen Leinsaamens; ingleichen des äufsern sowohl als innern Gebrauchs der fetten Oele in Viehseuchen; die nöthige Verdünnung und Abkühlung des Bluts bey den Schweinen durch hinlängliches Getränke zur Verhütung der Bräune; die deutliche Beschreibung einer besondern, in einem von der Räude verschiedenen grindigen Ausschlage bestehenden Schafkrankheit, der dagegen angewendeten Heilmittel, und deren zur völligen und dauerhaften Wegschaffung dieses Uebels nicht hinlänglich gewesenen Wirkung, nebst Anfrage wegen einer zweckmäfsigen Radicalcur; eine Anfrage über die physische Ursache, warum bey manchen Landhaushaltungen in manchen Jahren weit mehr Ochsen- als Kuhkälber erzeugt werden; die Zubereitung und Nutzbarkeit des Buchöls; die nützliche Erfindung, aus gemeinen Lehme Steine nach allerley Formen, zu Portalen, Gesimsen und Säulen, und zwar zu 4 bis 6 Cubikfufs grofs, zu verfertigen; und die Zubereitung der grofsen Nessel (*Urtica dioica* Linn.) zum Garne, und dessen Benutzung zur Verfertigung einiger Zeuge.

Den Beschlufs machen Inhaltsanzeigen und Recensionen von *Sickler's* deutschem Obstgärtner, *Becker's* Taschenbuche für Gartenfreunde, einer anonymischen Schrift unter dem Titel: die wichtigsten Lehren des nützlichen Gartenbaues, *Höck's* Magazine der Staatswirthschaft und Statistik, *Hoffmann's* ökonomischen Heften, über eine Schrift unter dem Titel: über die Beförderung des Zutrauens zwischen Regenten und Unterthanen, von *Gilly's* Beschreibung der Feuer abhaltenden Lehmschindeldächer, und von dem ersten Stücke der Nationalmonatsschrift für den preufsischen Staat mit dem Titel: königl. privilegirter preufsischer Volksfreund.

Leipzig, b. Rein: *Aufsätze aus der höhern Oekonomie* für Gartenfreunde, Thierärzte und Manufacturisten. Von dem Verfasser der Beyträge des Aberglaubens. 1797. 360 S. 8. (20 gr.)

Durch diesen Titel ist der Inhalt des Buchs nicht richtig bestimmt. Unter der Benennung *höhere* Oekonomie kann doch wohl nichts anders, als die politische Oekonomie, Staatswirthschaftslehre, verstanden, dahin aber nimmehr eine blofse Sammlung allerley, selbst zum Theil kleinliche *wirthschaftliche Privatgeschäfte* betreffender Belehrungen und Rathschläge gerechnet werden, z. B. über die Vertilgung einiger schädlicher Pflanzen und Insecten, über die Behandlung der Hühner beym Eyerlegen, über die Verbesserung gefrorner Würste, über den Anbau des Porres und der Steckrübe, über die Benutzung der Kürbisse und reifen Gurken etc.

Bey der starken Anzahl von einigen sechzig, ohne Ordnung und Auswahl zusammengehäuften Aufsätzen, können wir uns hier blofs darauf einschränken, einige besonders nützliche und bemerkungswerthe Nachrichten und Anweisungen auszuzeichnen, und zugleich einige kenntlich zu machen, die theils unzuverläfsig, theils aus andern Schriften schon hinlänglich bekannt sind.

Zu den Aufsätzen der ersten Art gehören z. B. die Nachrichten von dem Anbaue und der Benutzung des Mays, oder türkischen Weizens; die Belehrungen über die Wahl und Erziehung der Zugochsen; über die Vertilgung des Hederichs (*Raphanus Raphanistrum*); über die Anwendung des Kalks beym Ackerbaue; über die Obstbaumzucht; über den Anbau des Klees und der Esparcette, die neuen Erfahrungen von dem Durchwintern des Schweiger-Mangolds (*Beta maxima*) und die Belehrung von dessen Nutzen; die zur Zubereitung wohlschmeckender Butter angegebenen Mittel; besonders die Bemerkungen über die Auferziehung des jungen Rindviehs nach einer solchen Methode, wodurch dasselbe wahrscheinlich gegen die Viehpest gesichert werden könne.

Bey andern Aufsätzen hingegen entstehen Zweifel gegen die Zuverläfsigkeit der angepriesenen Hülfsmittel. Dahin gehören einige von den angezeigten Mitteln zur Aufbewahrung der Citronen; die ganz unglaubliche Nachricht, dafs ein thüringer Hauswirth sich durch die Fütterung seiner Hühner im Sommer mit Weizen und im Winter mit erwärmten Hafer, und durch ihre übrige Behandlung im Stalle, von jedem zwey oder dreyjährigen Huhne jährlich 200 Stück Eyer verschafft, und dafs ihm, nach Vergleichung dieses Einkommens gegen jene Fütterung, jedes verspeifte Huhn nicht mehr als 1½ Pfenig gekostet habe; die angerathene Vertilgung der Binsen durch Pferde- und Schafmist; die Empfehlung der sogenannten Drillwirthschaft (Tullischen Ackermethode)

thode) besonders zum Behufe des Weizenbaues, deren Mängel man schon längst in England, dem Lande ihrer Erfindung, anerkannt hat, und die auch in den Beyträgen zur Oekonomie, Cameral- und Policeywissenschaft (Dessau, auf Kosten der Verlagscasse 1782. 8.) S. 106. Anmerk. 27 hinlänglich erwiesen sind etc.

Unter den bereits genugsam bekannten Recepten und Anweisungen befinden sich z. B. die Methode der Vermengung des Düngers mit dem Ackerlande; die Mittel, gefrorne Würste durch das Einlegen in kaltes Wasser zu verbessern, durch Wegnahme eines Theils der Wurzeln der Obstbäume ihren allzu starken Holzwuchs zu vermindern, und ihre Fruchtbarkeit zu vermehren, ingleichen zur Verwahrung der Butter gegen übeln Geschmack und Ranzigkeit, durch ihre Vermischung mit grobem Seesalze, Salpeter und Zucker, die beschriebene Salbe wider die Räude der Schafe etc.

MATHEMATIK.

Berlin, b. Pauli: *Gemeinverständliches Rechenbuch, worin sowohl nach Thalern, Groschen und Pfennigen, als auch nach Gulden, Kreuzern u. s. w. überhaupt nach den Münz-, Maafs- und Gewichtssorten gerechnet ist, welche in den Fürstenthümern Anspach und Bayreuth und den benachbarten Ländern gangbar sind.* 1798. 538 S. 8. (20 gr.)

Dieses Rechenbuch ist eine Umarbeitung von *J. W. Schäffer's* Anweisung zur Rechenkunst, Anspach 1766, deren man sich sonst in den Fürstenthümern Anspach und Bayreuth zum Leitfaden beym Unterricht im Rechnen bedient hat. Da in diesem Buche blofs nach den dasigen Münz-, Maafs- und Gewichtssorten gerechnet ist; so ward nach der Vereinigung jener Länder mit der preufsischen Monarchie eine solche Einrichtung des Buchs verlangt, wodurch es für beide Länder brauchbar würde. Der Vf. des umgearbeiteten Buchs hat sich nicht genannt. Er versichert, die besten arithmetischen Lehrbücher, welche er zum Theil namhaft macht, benutzt zu haben. Dieses Rechenbuch ist nach seiner Bestimmung recht gut gerathen. Es enthält aufser den vier Speciebus in ganzen und gebrochenen, unbenannten und benannten Zahlen, und der Regel de Tri auch die Kettenrechnung, die Rechnung mit zusammengesetzten Verhältnissen nach der Basedowschen Regel (der verbesserten Reesischen), die Zinsrechnung, Rabattrechnung, Wechselrechnung (Verwandlung des Werths einer Summe), Gewinn- und Verlustrechnung, Gesellschaftsrechnung, Vermischungsrechnung, Tararechnung. Die Gründe der Rechnung sind zugleich auf eine faslsliche Art beygebracht, selbst von dem Ketrensatze und von der Basedowschen Regel. Es ist zur Uebung aufser den Exempeln, woran das Rechnungsverfahren gezeigt wird, auch oft eine Anzahl von Aufgaben beygefügt, die zum Theil aus dem gemeinen Leben, aus der Statistik, Geographie und Geschichte genommen sind. Die Antworten sind erst am Ende des Buchs angezeigt. Das Buch ist zum Selbstunterricht denen, die im Rechnen versäumt sind, zu empfehlen. Der Vf. wünscht sehr bescheiden, von den Mängeln seines Buchs unterrichtet zu werden. Diese müsste man aus dem Gebrauch finden. Eine Bemerkung inzwischen. Beym Dividiren ist es zur Ersparung des Raums dienlich, die Producte zur Seite zu setzen. Für arme Schüler wäre es gut einen Auszug zu veranstalten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Lingen*, b. Jülicher: *Ueber die Natur und Wirkung der Düngungsmittel von Hn. Parmentier.* 1797. 27 S. 8. (2 gr.) Dies kleine Werkchen ist eine Uebersetzung des längst bekannten Aufsatzes: *Mémoire sur la nature et la manière d'agir des engrais par Mr. Parmentier.* Der Uebersetzer ist Hr. M. *A. Hump.* Er hat den gelehrten Landwirthen dadurch einen grofsen Gefallen erwiesen, indem die Verdienste des Hn. P. schon lange erkannt sind. S. 4—7. heifst es, dafs die Neutral- und alkalischen Salze dem Boden *in grofser Menge* nachtheilig sind, allerdings eine sehr wahre Bemerkung. So sind die vorgeblichen *Düngsalze*, die mehrentheils nur in unreinem Kochsalze bestehen, dem Boden wo nicht schädlich, doch wenigstens nicht von grofsem Nutzen. Ferner heifst es S. 10. dafs Stoffe, die zur Fäulnifs übergehen, das mehrste zur Vegetation beytragen; dies ist eine ausgemachte Wahrheit, denn es düngen alle thierische Substanzen als Klauen, Knochen, Hörner etc. nicht eher, ehe sie zur Fäulnifs übergegangen sind, und ihre Wirkung geht nach vollendeter Fäulnifs verlohren. Dafs die Pflanzen aber ihren Kohlenstoff ganz *allein* aus der Athmosphäre hernehmen, wie es S. 13. heifst, ist wohl nicht ganz richtig, sondern die Dammerde selbst liefert, wie *Hassenfratz* richtig zeigte, den Pflanzen den mehrsten Kohlenstoff. Dafs aber der Kohlenstoff den ponderablen Antheil der Pflanze ausmache, ist sehr wahr, und es ist eine sehr schöne Bemerkung S. 13. dafs Pflanzen und Früchte, denen dieser ponderable Antheil fehlt, und die dagegen einen grösern Bestandtheil an Wasserstoff und Sauerstoff haben, geruchlos, und nur aufgedunsen sind. Ueberhaupt nimmt Hr. P. wie es auch ganz mit der Natur der Sache übereinkommt, die Dammerde, das Wasser, das Licht und die Athmosphäre mit einander verbunden, als die Mittel an, welche den Pflanzen den erfoderlichen Nahrungsstoff hergeben. Als Bestandtheil der Pflanzen nimmt er Sauerstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff an, die auch alle von den eben genannten Mitteln, den Pflanzen dargereicht werden; allein es ist der Stickstoff (Azote) ganz übersehen, der doch allerdings einen wichtigen Bestandtheil der mehrsten Pflanzen ausmacht. Sehr richtig wird S. 18. ein Unterschied zwischen *eigentlichen Düngmitteln* und *Verbesserungsmitteln* des Bodens gemacht. Die letzten machen den Boden zur Annahme der ersten empfänglich; dahin sind Mergel, Kalk, Kreide, Gyps und Asche gerechnet, es hätte aber noch Thon und Lehm mit dazu gezogen werden können. Sehr wahr heifst es S. 25., dafs man noch aus andern Körpern einen Dünger bereiten könne, wenn man mehrere Körper, — die für sich allein genommen der Fruchtbarkeit des Bodens hinderlich wären — mit einander verbinde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 24. May 1799.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, in der Raspeschen Buchh.: *Der Fortsetzungen der Pflanzenthiere neunte Lieferung.* 1798. 3 Bogen Text und 10 ill. Kupfer. in Quart. (2 Rthlr. 8 gr.)

Mit dieser Lieferung fängt der zweyte Theil dieses schätzbaren Werkes an, und Hr. Esper theilt uns darin vorzüglich bis dahin ganz unbekannte, oder doch wenigstens noch nicht hinlänglich untersuchte Arten der Pflanzenthiere mit; von denen er die mehrsten (alle bey denen hier nicht das Gegentheil bemerkt ist) durch den um die Naturgeschichte so sehr verdienten Missionär, Hn. *John* aus Tranquebar erhielt. Beschrieben sind hier aus der Gattung *Isis*; *I. aurantia stirpe articulata intus pulposa, extus lapidea, cortice papillosa calcarea, aurantia*, welche schon Pallas kannte, und für eine Abänderung der *I. ochracea* ansah, mit der sie auch in der That sehr nahe verwandt ist, und von der sie sich vorzüglich dadurch unterscheidet, dass da bey jener die Stämme aus einer rothen, steinartigen, sehr porosen Substanz bestehen, sie hier bis an die äussersten Zweige mit einer korkartigen sehr weichen Substanz ausgefüllt, und nur in einer dünnen steinartigen Schaale eingeschlossen sind. — *I. coccinea*, welche schon im Anhange des ersten Theils nach dem Ellis-Solandrischen Werke abgebildet und beschrieben war, und von welcher der Vf. hernach durch Hn. John ein Exemplar, nebst einer Abänderung von gelber Farbe erhielt. Das erhaltene Exemplar überzeugte Hn. Esper, dass Pallas irre, wenn er dieselbe gleichfalls als eine Abart der *I. ochracea* ansieht, und dass sie eine eigne Art sey, die sich vorzüglich durch ihre in einen Fächer ausgebreiteten und gitterförmig verwachsenen Aeste unterscheidet. — Diese beiden Isis-Arten waren schon vorher abgebildet, bey den folgenden ist aber auch in dieser Lieferung die Abbildung enthalten. Nämlich von einer feuerrothen Abänderung der *I. ochracea* mit gelben Poren, und einem Stücke der *I. dichotoma*, auf welchem sich die Rinde noch erhalten hat. — Von der Gattung *Antipathes* ist nur eine einzige und zwar bis jetzt ganz unbekannte Art *A. virgata ramis dichotomis, ramulis strictis, virgatis, aculeatis*, welche über anderthalb Fuss hoch wird, hier abgebildet und beschrieben. — Von den *Madreporis* finden wir hier eine angeblich neue Art. *M. plrygiana ramosa compresso-lobata, superficie granulosa, areolis contiguis, immixtis stellis majoribus*, welche der *M. contigua* sehr nahe kommt, und dem Vf. von Hn. Spengler mitgetheilt ist. Der Aufenthalt ist noch unbekannt. — *M. polygama Linn.* Diese Madrepore, welche sich durch die zwischen den kleinen befindlichen grosen Sterne, die unter sich eine walzenförmige sie durchbohrende Höhle haben, so sonderbar vor allen andern auszeichnet, gab Hn. Pallas zu der Vermuthung Anlass, dass die grosen Löcher durch Seeeicheln entstanden seyen, wogegen Linné, der Besitzer des einzigen Exemplars derselben, welches bis dahin bekannt war, sich mit richtigen Gründen vertheidigt. Gleichwohl bewog der eigne Bau dieser Koralle andere Naturforscher diese Höhlen andern Thieren, wenn gleich keinen Seeeicheln zuzuschreiben, und Hr. E. selbst war dieser Meynung. Durch Hn. John war er nun so glücklich, ein Exemplar dieser zweifelhaften Madrepore zu erhalten, welches ihn denn belehrte, dass die grosen Oeffnungen und Höhlen in seinem Exemplare, welches eine *M. favites* wir, von der *Patella perforata Linn.* herrühren, um welche herum, und über welche die Madrepore gewachsen war; das Linneische Exemplar war unstreitig auf dieselbe Art entstanden, nur war bey demselben die *M. Astroites* die Grundlage. — Von *M. Crales* ist hier ein jüngeres Exemplar, als das schon ehemals gelieferte, so wie von *M. peltata* eine Abänderung mit ausgehöhltem Stamme auf der scheibenförmigen Fläche abgebildet und beschrieben; so wie von noch einer Abänderung derselben Nachricht ertheilt wird, bey welcher der Rand ungleich ausgeschweift, die Fläche wenig vertieft und in der Mitte ausgefressen ist, und nochmals überwachsen zu seyn scheint. Hr. E. bemerkt, dass es überhaupt sehr viele Abänderungen bey dieser Madrepore gäbe. — Von *Spongiis* finden wir hier das sogenannte Fischbrod, *S. friabilis*, welches Hr. v. Schreber dem Vf., der sich lange vergebens bemüht hatte ein Exemplar desselben zu erhalten, besorgte. Hr. E. möchte es mit S. lacustris und fluviatilis wegen seiner von den übrigen Spongien so sehr abweichenden Eigenschaften von diesen trennen und ins Pflanzenreich verweisen. Er hält es, ob man es gleich in den Magen von Fischen gefunden hat, doch nur für ein zufälliges Nahrungsmittel derselben, und glaubt sogar, dass blosses Wasser zur Ernährung der Fische hinreiche, da sich ein ungefähr einpfündiger Karpfe, mit ganz zugewachsenem Munde in der Erlanger Universitätssammlung befindet. Das Fischbrod trifft man im Bodensee, und im Rhein bis über (unter?) Strasburg an. Aus dem letztern erhielt Hr. E. eine ähnliche Art, die aber eine wirkliche Conferve ist, und welche gleichfalls

den Fischen zur Nahrung dient. Der thierische Geruch, den diese Spongie so wohl im Leben als noch mehr bey der Fäulniss zeigt, sey mehrern unstrittigen (unbestrittenen) Pflanzen eigen. Dies möchte Rec. doch bezweifeln, und vielmehr glauben, dass noch Thiere im Pflanzensystem stehen. — *S. dasicornis frondosa, tenax, fubreticulata, ramis compressis dilatatis, ramulis terminalibus flexuosis, teretibus, dichotomis;* eine neue Art, die sich von der *S. linteiformis*, mit der sie einige Aehnlichkeit hat durch ihr Gewebe, und dem Mangel eines gemeinschaftlichen Stammes unterscheidet. — *S. cartilaginea lobato-ramosa, fibris cartilagineis compressis, denticulatis, albis; poris tubulosis.* Eine durch ihre Substanz von allen andern abweichende bis jetzt noch unbekannte Art, die aus sehr groben breiten Haaren besteht, welche sich in Spitzen endigen, die an den Seitenflächen der Aeste in einander gekrümmt sind, an den Enden aber gerade ausstehen. Trocken ist sie ungewöhnlich hart, daher brüchig, und vorzüglich schwer, im Wasser eingeweicht dehnt sie sich über die Hälfte ihrer vorigen Grösse aus, bleibt aber dabey sehr dicht; und giebt gedruckt einigen Schleim wie eingeweichter Tang von sich, dem sie in dem Gewebe ähnlich ist.

Ausserdem sind hier noch abgebildet, aber noch nicht beschrieben *Tubulosa cochleaeformis*, und *Sertularia Lichenastrum Linn.*

Mit Vergnügen bemerken wir, dass dieses treffliche Werk immer mehr zur Vervollkommnung der Kenntniss der Pflanzenthiere beytrage.

Nürnberg, in d. Raspesch. Buchh.: *Der Vogelfang* nach seinen verschiedenen Arten praktisch (praktisch) nach der Erfahrung beschrieben nebst Anleitung zur Jagd des Federwildprets von *Johann Christoph Heppe.* Mit (12) Kupfern. 1797. 508 S. 8.

Das ärgste Plagiat, welches sich denken lässt! Kaum dass einzelne Wörter oder Sätze darinn dem Hn. H. gehören. Alles ist fast Wort für Wort aus Hn. Bechstein's Naturgeschichte Deutschlands, und einiges andere aus Naumann, Pennant, u. a. abgeschrieben; selbst das wesentliche in den übrigens hübsch gezeichneten und gestochnen Kupfern, was sich auf den Vogelfang bezieht, von andern entlehnt; nur die mit vielem Fleiss ausgemalten Abbildungen der Drosseln sind Eigenthum des Vf. aber nicht ganz der Natur getreu.

Nach einer *Einleitung*, in welcher alles, ausser was von der Geschichte des Vogelfangs gesagt ist, und dem Naumannschen Systeme, Hn. Bechstein gehört, und in welcher die Systeme eines Klein, Brisson, Linné, Leske, Blumenbach, Götze, Batsch, und etwas von den Federn, Füssen, der Stimme und dem Aufenthalt der Vögel erwähnt ist, kommt der Vf. zu *den verschiednen Arten die Vögel zu fangen.* Die eigentliche Jagd, deren doch der Titel erwähnt ist, als nicht hierher gehörig, übergangen. Auch hier ist alles, was vom Strauchheerd und der Schneuss beygebracht ist, aus Bechstein. Den grössten Raum in diesem Buche von Seite 80. bis zu Ende nimmt nun die *Abhandlung von den Vögeln selbst, und der Art sie zu fangen* ein; in welcher die Drosselarten, Seidenschwanz, Pirol, Staare, Spechte, Eisvögel, Bienenfresser, Wiedehopf, Blauspecht, Wendehals, Baumlaufer, Krähen, Steker, Kuckuck, Würger, Kernbeisser, Ammern, Lerchen, Fincken, Sänger und Meisen, vollkommen wie in Bechstein's Naturgeschichte beschrieben werden; nur dass hin und wieder Celli, Donndorf, u. a. benutzt sind. — Die Raubvögel und das Federwildpret sollen einen zweyten Band ausmachen. Doch das deutsche Publicum wird hoffentlich diesen unverschämten Diebstal nicht begünstigen, und lieber Bechstein's Werke selbst lesen.

Hof, b. Grau: *Geschichte der vorzüglichsten Mineralien des Fürstenthums Bayreuth*, vom Doct. *J. G. Schneider*, ausübendem Arzte zu Hof u. s. w. *Erster Theil*, mit einer Kupfertafel. 1798. 151 S. 8. (12 gr.)

Der Hr. D. *Schneider* hat die Absicht, nach und nach die vorzüglichsten Mineralien seines Vaterlandes zu beschreiben, und widmet diesen ersten Theil allein dem Kieselschiefer, der bey Hof in so grosser Menge zwischen den Thonschiefer mit einbricht, dass nicht nur die Chausseen, sondern auch viele Mauerarbeiten daraus verfertigt werden können. Wir überschlagen das, was auf den ersten zwey und dreyssig Seiten über die geographische Beschaffenheit des Fürstenthums Bayreuth angeführt wird, so wie das raisonnirende Verzeichniss der fünf und funfzig Bücher, welche Bezug auf die Mineralien des Landes haben, und wenden uns sogleich zu dem Hauptgegenstande, dem Kieselschiefer um Hof, der nach seinen äussern Kennzeichen sowohl, als nach seinem geognostischen Verhalten genau und richtig beschrieben wird. In Rücksicht seiner Entstehung tritt der Vf. den Mineralogen bey, die ihn als einen Thonschiefer betrachten, dem ungemein viel Kieselerde beygemischt ist, wo dieselbe die thonigen Bestandtheile nicht ganz verdrängt hat. Er wird partien- und nesterweis im Thonschiefer angetroffen, der um Hof die herrschende Gebirgsart ausmacht, doch vorzüglich nur an solchen Stellen, wo der Thonschiefer eine dunklere Farbe annimmt. So genau und pünctlich der Vf. in allen Stücken zu Werke gegangen ist; so hat er doch bey Angabe des geognostischen Verhaltens des Thonschiefers unterlassen, das Streichen und Fallen der Lager und Blätter dieser Gebirgsart mit anzugeben, welches allerdings für viele seiner Leser Interesse gehabt haben würde. Besonders würde Rec. sich gern haben unterrichten lassen, ob auch bey Hof die Blätter des Thonschiefers mit dem Fallen seiner Gebirgslager fast im rechten Winkel stehen, wie er es in einigen andern Gegenden angetroffen

troffen hat. Es wäre dies sehr leicht gewesen, da Kalksteinlager zwischen denselben mit einschiefsen, welche das Fallen der Thonschieferlager genau bestimmen werden, gesetzt auch, dafs diese etwas verworren wären. Der Kalkstein, der zwischen dem Schiefer mit einschiefst, ist der sogenannte Bayreuthische Marmor, der theils für die Fabrik zu Geörgen am See, theils für das Bedürfnifs der Baue und Kalkbrennereyen gebrochen wird. Der Thonschiefer sowohl als der Kieselschiefer kommen bey Hof von verschiedenen Farben vor, wovon die dunkelschwarze nicht die gemeinste seyn dürfte, denn auch der dunkelste Schiefer sticht noch merklich ab, wenn man ihn mit schwarzem Stangenschörl, Steinkohle, und einigen andern dunkelschwarzen Fossilien zusammenhält. Am schwarzen Falstein fand sich der Kieselschiefer von besondern äufsern Gestalten, als: säulen- und keilförmig, pyramidal, rhomboidal u. s. w. Mit Recht hält der Vf. diese Stücke nicht für Crystallisationen, sondern für Zerklüftungen, die in mehrern Fällen dergleichen Körper bilden. Uebrigens ist der Kieselschiefer bey Hof eben so häufig wie anderwärts, mit Quarztrümmern durchzogen, die, je nachdem es der Raum verstattete, gröfsere oder kleinere Quarzcrystallen bemerken lassen. Ein kurzer Anhang zu der Geschichte des Kieselschiefers um Hof enthält Kritiken über den Kieselschiefer anderer.

Die zweyte und gröfsere Hälfte dieser Schrift enthält eine Geschichte des Kieselschiefers überhaupt, die der Vf. mit vieler Bescheidenheit nur einen Versuch nennt. Sie ist mit ungemeinem Fleifs bearbeitet, und man kann wohl behaupten, dafs sie alles in sich fafst, was von dieser Steinart bekannt worden ist. Dem Vf. scheint zu dergleichen mühsamen Arbeiten ein eigenes Talent zu besitzen, daher auch jeder Sachverständige den folgenden Theilen dieser Schrift mit Verlangen entgegen sehen wird. In der Vorrede erfährt man, dafs der Porfirstein des Hn. v. *Humboldt* vom Haideberge bey Zell ist. Das Kupfer stellt einen Kieselschieferfels vor.

FREYBERG, in der Crazischen Buchh.: *Versuch einer Anleitung zur Strecken- und Schacht-Mauerung*, von *L. J. F. Erler*, gewerkschaftl. Schichtmstr. und Lehrer an der Bergschule zu Freyberg. Mit 6 Kupfertafeln. 1796. 89 S. 4.

Gegenwärtiges Buch trägt in einer ganz guten Ordnung gröfstentheils Erfahrungen über die Grubenmauerung vor, die der Vf. in der Freyberger Bergamtsrevier zu machen Gelegenheit gehabt hat; überdies theilt er auch noch mit, was er über diesen Gegenstand brauchbares in Schriften aufgefunden hat. Da Hr. E. Lehrer an der Freyberger Bergschule, (nicht Bergakademie), ist, wo er jungen Bergleuten im Rechnen, Bergbau und Zeichnen so viel Unterricht zu geben hat als zu einem guten Steiger erfoderlich ist, — wie Rec. aus dem bergmännischen Calender von 1793, ersehen hat; so ist schon zu erwarten, dafs die oft gestellten Erfahrungen sicher zu gebrauchen sind, um so mehr, da aus dem ganzen Buche die Mühsamkeit und das Bestreben neu angehenden Gruben-Vorstehern nützlich zu seyn, hervorleuchtet. Diesen Zweck hat der Vf. bis auf einige Kleinigkeiten, völlig erreicht; und wir haben nur nöthig die Leser auf den Inhalt aufmerksam zu machen. Das ganze Buch zerfällt in vier Abschnitte: der erste handelt von der Grubenmauer im allgemeinen — hier hat der Vf. viel brauchbares über das Mauermaterial, besonders über den Mörtel zusammengestellt. — Der zweyte Abschnitt trägt den Nutzen der Grubenmauerung in Vergleich gegen die Zimmerung, vor. — Freyberg soll jährlich 10000 Stämme Holz, von verschiedener Stärke in seine Gruben verwenden müssen, welche zu Feuerholz genutzt 1500 Klafter ausmachen sollen. Diese Consumtion würde aber noch stärker seyn, wenn nicht jährlich im Durchschnitt 1000 Ruthen Steine zum Ausbau der Gruben vermauert würden. — Dritter Abschnitt: von den verschiedenen Arten der Grubenmauerung nebst den damit verbundenen technischen Verrichtungen. — Hier wäre es gut gewesen, wenn sich der Vf. mit den mathematischen Theorien der Gewölber näher bekannt gemacht hätte. Er würde manches gefunden haben, das für die Grubenmauerung nutzbar ist. Wenn er nun dieses gemeinfafslich vorgetragen hätte; so würde er seinem Buche noch einen bedeutendern Werth gegeben haben. Die Aufgabe §. 93. ist nicht so wichtig, dafs der Vf. nöthig gehabt hätte, sich dabey so lange aufzuhalten, zumal da jeder Anfänger der Geometrie sie leicht auflösen kann. — Der vierte Abschnitt enthält: Kosten-Anschläge für die Strecken- und Schachtmauerung nebst den Preisen der hierzu erfoderlichen Materialien und den Löhnen der Maurer auch anderer dabey benöthigten Personen; Vergleichung der Kosten bey der trocknen Mauerung gegen die Kosten bey der nassen Mauerung. — Obgleich in diesem Abschnitte vieles local ist, (welches auch nicht anders seyn kann); so wird man doch Hn. *E.* für die Mittheilung dieser Anschläge vielen Dank wissen. — Von S. 81. bis Ende stehen noch einige Zusätze, worunter besonders die Nachrichten schätzbar sind, die die Behandlung und den Gebrauch des Gipses bey dem Thüringer Canalbau enthalten.

ERDBESCHREIBUNG.

HALBERSTADT, b. d. Grofs'schen Erben: *Samuel Gottlieb Bürde's Reise durch einen Theil der Schweiz und des obern Italiens. Nebst Auszügen aus Briefen über einige Gemälde. Mit (2) Kupfern.* 1795. 324 S. 8. (18 gr.)

Die Reise und ihre vorliegende Beschreibung wird sechzehn Jahre vor dem Druck gemacht. Um so mehr ist es zu verwundern, dafs der Vf. sich jetzt noch entschliefsen konnte, diese Jugendübungen auf Reisen, wo, wie er selbst gesteht, es ihm an Fond von Kenntnissen

nissen fehlte, dem Publicum mitzutheilen, oder, was doch wenigstens von einem weisen Mann zu erwarten war, dass er, wenn er auch das Ganze nicht umschmelzen wollte, es doch um viele, mit höchst kleinlichen und alltäglichen Bemerkungen, unerheblichen Reisebegebenheiten und längst veralteten Nachrichten angefüllte Bogen abkürzte und den alsdann übrigbleibenden geringen Rest, concentrirt, allenfalls zu einem Journalartikel bestimmte. Oder sollte es wohl noch viele Leser, als etwa die Freunde, denen er diese Bogen überliefert, geben, die in der Anspruchlosigkeit des Vfs. etwas von Bedeutung liefern zu können, in seinem für Naturschönheit nicht unempfänglichen Gefühl, in einiger Darstellungsgabe und fliessenden Vortrag, Ersatz für die auf ganzen Bogen herrschende unerträgliche Leere an Sachen fänden? Sehr naiv gesteht Hr. *B.*, dass ihn seine jugendliche Unreife bey Besuchen von Menschen, auf Bibliotheken u. dergl. in nicht geringe Verlegenheit gesetzt habe. — Dafür konnte er sich trösten, denn er war damals noch in den Probe- und Schweige-Jahren des weisen Platon — ferner „dass er wie ein Kind nach allen seltsamen Gegenständen gaffte" — auch das war nicht übel, und dabey recht brav, dass der Hoffnungsvolle Jüngling sich das alles fleissig aufschrieb: — aber dass der Mann dieses alles noch sechzehen Jahre nachher drucken lassen mag! das ist zu viel. — — Seine Reise ging im J. 1779 in die Schweiz. Bey Zürch findet man ein Weniges über Lavater's einfaches Hauswesen und Charakter, mit frömmelnder Anhänglichkeit an *L.* geschildert. Dann spaziert und fährt der Vf. fleissig an den und auf die schönen Schweizerseen und Alpen, wovon einige Ansichten ganz artig dargestellt sind, freut sich der Sitteneinfalt der braven Alpenbewohner, sieht und hört vieles ihm Neue und berichtet es treuherzig seinen Lesern; reiset dann durch einen Theil des so interessanten Graubüntens und der italienischen Schweiz, ohne interessante Bemerkungen zu machen und kommt, über mehrere grosse Städte der Lombardie, nach Venedig, wo er am längsten verweilt, und recht viele längst bekannte Sachen gesehen zu haben erzählt. Um nicht, wie er sagt, mit seinen Bemerkungen ins Triviale zu fallen (!) erzählt er, mit kurzen Worten, die Geschichte eines intendirten Brudermords, welche mit vollständigern Umständen und psychologischen Entwicklungen vorgetragen, eine recht interessante Erzählung gegeben haben würde. — Nun geht es über Bologna, Florenz, Genua, Turin — nach Deutschland, bis Hamburg, eben so eilig und mit blosser Berührung der Oberfläche. — Auf die angehängten Briefe mit sogenannten artistischen Reflexionen, hätten weder Titel noch Vorrede aufmerksam machen sollen: denn es sind nichtssagende Declamationen über den Ausdruck in mehrern italienischen Christus- und Heiligengemälden, voll Lavater'scher Salbung und pietistischer Schwärmerey.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Görlitz*, b. Anton: *Anzeige der nothwendigsten Verhaltungsregeln bey nahen Gewittern und der zweckmäßigsten Mittel sich selbst gegen die schädlichen Wirkungen des Blitzes zu sichern. Für Unkundige.* 1798. 30 S. 8. Diese zwar kleine aber sehr gemeinnützige Schrift ist von der Oberlausitzischen Ges. d. Wiss. herausgegeben worden, und hat die Hn. *von Gersdorf* und *D. Knobel* zu Verfassern, und zwar ist vom ersten dasjenige, was der Titel sagt, vom letzten aber eine kurze Anzeige der Rettungsmittel durch den Blitz getroffener Personen, in so weit sie bis zur Ankunft des unentbehrlichen Arztes, von Jedermann angeordnet werden können. Es sind hier die bekannten Schriften von *Tetens*, *Lichtenberg* in Gotha, *Guden*, *Reimarus*, *Hemmer*, *Scherf* und *Zarda* benutzt und mit eignen Erfahrungen verbunden worden. Die reichste Quelle waren besonders Hn. Leg. R. Lichtenberg's Verhaltungsregeln bey nahen Donnerwettern, Gotha 1778, aus welchen der Vf. wie er selbst sagt, absichtlich ein paar Seiten fast wörtlich beybehalten hat. Zuerst wird manches bemerkt, was zur Beruhigung solcher Personen dienen kann, die eine allzugrosse Aengstlichkeit, bey einem herannahenden Gewitter zu befallen pflegt, und die gerade erst das Gewitter für sie gefährlich machen kann, wenn etwa eine zu sehr vermehrte Ausdünstung des Körpers damit verbunden seyn sollte; alsdann folgen 1) Regeln zur Beurtheilung der Grösse der Gefahr bey Donnerwettern. Die Methode, nach Pulsschlägen den Zeitraum zwischen Blitz und Donner und daraus den Raumabstand der Gewitterwolke zu bestimmen, wird mit Recht für unzuverlässig erklärt, und es ist wirklich die empfohlene Schätzung der Sekunden durch blosses taktmässiges Zählen derselben vorzuziehen. 2) Allgemeine Regeln zur eignen Sicherung. Mit Recht wird hier bemerkt, dass Menschen in Gefahr sind, wenn sie sich im freyen Felde als die einzigen hervorragenden Gegenstände befinden und es hätte die in diesem Falle sehr nützliche Regel gegeben werden können, dass sie alsdann wohl thäten, wenn sie sich an einem etwas vertieften Orte die Länge lang niederlegten, wobey indessen die Vorsicht zu gebrauchen wäre, dass ihrem vielleicht erhitzten Körper durch Nässe und Kälte kein anderer Nachtheil erwachse. 3) Besondere Regeln zur eignen Sicherung; wo wieder die Fälle unterschieden werden, ob man sich in- oder ausserhalb eines Gebäudes; in einem durch Blitzableiter gesicherten, oder nicht gesicherten, befindet. Hier wird unter andern die Oeffnung eines Fensters, oder einer Thüre empfohlen, um nicht beym Einschlagen vielleicht vom erstickenden Dampfe zu leiden, wenn man auch vom Blitze selbst verschont worden wäre, indem durch eine Zugluft der Blitz gewiss nicht angelockt werde; — hier wäre doch noch zu bemerken gewesen, dass man bey der Zugluft sicher seyn muss, dass nicht dadurch eine Dunstsäule aus dem Zimmer in die Luftgegend, wo das Gewitter herzieht, geleitet werde, als an welcher der Blitz leicht herabfahren könnte, denn in dieser Rücksicht hat man auch die Ventilatoren zur Zeit des Gewitters gefährlich befunden. Die vorläufigen Rettungsmittel hat der Hr. D. *Knobel* sehr zweckmässig angegeben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. May 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

ALTONA, b. Hammerich: *Beyträge zur Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens in protestantischen Ländern.* Herausgegeben von *D. Boysen* und *J. Boysen*, Predigern zu Garding und Witzwort in der Landschaft Eiderstädt. Erster Band. I—IVter Heft. 1797. 671 S. gr. 8. (1 Rthl. 16 gr.)

Ungeachtet diese neue Zeitschrift zunächst für die deutschen dänischen Länder berechnet ist; so ist sie doch dabey allgemein nützlich, und verdient deshalb auch allgemein, zumal in den von Predigern, Candidaten und Schullehrern unterhaltenen Literaturgesellschaften gelesen zu werden. Die *Seitenzahlen*, so wie die *Nummern* der Aufsätze, laufen durch die vier Hefte des Bandes durch. Alle Stücke sind freylich nicht von gleicher Güte, doch verdienen die mehrsten die Aufnahme, mit welcher indessen die Hh. Herausg. nicht zu nachsichtig seyn möchten, wenn das Ganze Beyfall und Fortdauer erhalten und behalten soll. Uebrigens enthält diese periodische Schrift theils *Abhandlungen* und *Aufsätze* über *Gegenstände aus dem ganzen Gebiete des Predigt-, Kirchen- und Schulwesens*, theils *Anzeigen und Nachrichten*, sowohl von den in protestantischen Ländern, und besonders in dem Vaterlande der Herausg. in diesen Fächern erschienenen *Schriften*, als auch von den in Absicht auf das Kirchen- und Schulwesen getroffenen *Veränderungen* und *Verbesserungen*. *Jährlich* sollen vier broschirte Hefte, die zusammen einen Band von ungefähr 40 Bogen ausmachen, und, so viel es die Umstände erlauben werden, regelmäfsig *vierteljährig* herauskommen. Beyträge, welche an einen der Herausg. oder an den Verleger, unter dem Namen des Vfs. eingesandt werden und dem Plane der Schrift angemessen sind, sollen mit Vergnügen angenommen und auf Verlangen verhältnifsmäfsig vergütet werden. — Der Geist einer vernünftigen Aufklärung und der kritischen Philosophie herrschen in dieser Zeitschrift, deren Tendenz dahin geht, *Moralität als das nothwendigste, wünschenswertheste und segenreichste Gut der Menschheit darzustellen, und sie durch Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens vorzüglich zu befördern.* Wir wollen den Inhalt angeben, und einige Anmerkungen nöthigenfalls hinzufügen. *Erster Heft, Erste Abtheilung. Abhandlungen.* I. Einleitung zu dieser Zeitschrift. II. S. 17. Arbeiten Religionslehrer glücklicher in der Vervollkommnung ihrer Zuhörer, wenn sie ihnen den Menschen, als ein von der Geburt an durchaus verdorbenes Geschöpf — oder wenn sie ihn als ein mit angebornen Richtungen und Kräften zum Guten begabtes Wesen vorstellen? — Eine Kalands- (Convents- von den Pastoren) Vorlesung von dem Hn. A. H. *Strotmann*, Probsten der Landschaft Eiderstädt und Prediger zu St. Peter. — Mag für Personen einer gewissen Cultur noch nöthig und ganz nützlich seyn. Warum spricht der Vf. aber von *wenigen Augenblicken*, die er zu reden habe? Fast sollte man nach der S. 17. befindlichen Anmerkung glauben, dafs der Küchenmeister bey solchen Conventen zu treiben pflege. III. S. 33. Welche Texte soll der Prediger bey seinem Religionsunterrichte zum Grunde legen? Von dem Herausg. in Garding. — Mag auch für ein gewisses Publicum nicht ohne Nutzen seyn. Diese Abhandlung soll übrigens ein Commentar seyn über gewisse Worte in des Vfs. kleiner Schrift: *Versuch über die zweckmäfsigste Methode, liturgische Verbesserungen einzuführen* u. s. w. IV. S. 53. Einige Bemerkungen, Vorschläge und Wünsche in Absicht auf die Bildung der Volksschullehrer, von dem Herausg. in Witzwort. Wenn der Vf. S. 66. in der Anmerkung schreibt: „Es ist mir nicht bekannt, dafs eine solche Eintheilung der Schulstellen in gewisse Classen zur Erleichterung und Sicherung der Beförderung der Seminaristen (und Schullehrer) nach ihrer Würdigkeit bis jetzt noch anderwärts als im *Altenburgischen* angeordnet und ausgeführet worden sey;" — so kann Rec. ihm versichern, dafs solches weit früher und als Vorbild wahrscheinlich, im *Gothaischen* wie so vieles andere, und mit dem besten Erfolge geschehen, auch wüssten wir nicht, woran der Vf. zu zweifeln scheinet, warum eine gleiche Einrichtung nicht auch in den gröfsten Ländern zu treffen wäre. Ueberhaupt findet sich in diesem Aufsatze sehr viel flaches, unzuhinlängliches und allgemein bekanntes, auch solches, das anderwärts schon längst und besser in Ausführung gebracht worden. Wenn Seminarien recht angelegt werden; so dürfen sie gar nicht hoch für das Land und die Schüler zu stehen kommen. Und statt aller Convente und Schulcommissionen, bey welchen selten etwas herauskommt, müsste vielmehr der erste Lehrer des Seminars als Inspector über die Schulen der Provinz gesetzt und dem Consistorio derselben unterworfen werden, so wie ein General-Schulinspector, der unter dem Oberconsistorio des ganzen Landes stände, und über dasselbe seine Aufsicht erstreckte. Dadurch nur würde möglichste Einförmigkeit im Plane und in der Ausführung bewirkt werden können, ohne welche nichts Gedeihliches zu erwarten steht. *Zweyte*

Abtheilung: Hiſtoriſche Nachrichten und Anzeigen. I. Nachrichten von Gegenſtänden des Kirchen- und Schulweſens in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein. S. 93. 1) Ueberſicht der wichtigſten landesherrlichen Anordnungen und Veranſtaltungen, welche in dem letzten Viertel dieſes Jahrhunderts zur Verbeſſerung des Kirchen- und Schulweſens in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein getroffen worden ſind. Unter dieſen Veranſtaltungen kommen vor: eine *Examenordnung der Candidaten*, die zwar gut iſt, aber auch faſt zu viel verlangt; die Einführung eines neuen *Geſangbuchs*, das von dem ſel. *Cramer* veranſtaltet wurde, und über welches hier eine gute Kritik vorkömmt; die Einführung eines neuen *Landeskatechismus*, der auch von *Cramer* veranſtaltet wurde. Wenn aber S. 103. es als ein Verdienſt deſſelben angeführt wird, daſs in der Erklärung des hinten angefügten lutheriſchen kleinen Katechismus geradezu geſagt werde: daſs unter der *Hölle* das *Grab* zu verſtehen, und daſs die Redensart *zur Hölle fahren* mit dem Ausdruck *begraben werden völlig ſynonym* ſey; ſo können wir darin nicht beyſtimmen. Wenigſtens läſst ſich, wie bekanntlich ſchon *Semler* bemerkt hat, dieſe Erklärung mit den geſchichtlichen Zeugniſſen der Kirchenſcribenten nicht vereinigen. Eine Nachricht vom *Schulmeiſterſeminar zu Kiel* und dem zu *Tondern*. Das S. 109. angeführte Geſetz: da die Zöglinge ſelbſt erſt lernen ſollen; ſo ſoll es auch *Keinem* erlaubt ſeyn, in der Stadt Unterricht zu geben, — können wir unmöglich billigen. Wie, wenn nun einige dazu fähig ſind? und wer erinnert ſich nicht dabey des *Docendo diſcimus*? Ja, wird nicht eben dieſer Unterricht der Seminariſten eine reichhaltige Quelle ihres Unterhalts? In Rec. Wohnorte verdienen ſie wenigſtens viel Geld damit, und werden häufig, ſelbſt in vornehmen Häuſern geſucht. Uebrigens wäre daſelbſt die Anlegung einer Normalſchule gar ſehr zu empfehlen; Befehle zur *Beförderung* der Seminariſten; Verordnungen den *Volksſchulunterricht*, das *Schulgehen* u. ſ. w. betreffend. S. 121. „Es iſt nur zu bedauern, daſs man faſt allgemein, ſelbſt an ſolchen Orten, wo Induſtrieſchulen durchaus nöthig und leicht einzurichten wären, gegen dieſe Neuerung mit Vorurtheilen eingenommen iſt, und eine ſolche Wohlthat ſogar, als wäre es ein groſses Uebel, mit Händen und Füſsen von ſich ſtöſst;" Sorgfalt für Verbeſſerung der *Liturgie* und der *gottesdienſtlichen Einrichtungen* überhaupt; *Beförderung notoriſch aufgeklärter, freymüthiger und für ächte Wahrheit und Moralität vorzüglich thätiger Männer zu den höchſten Lehrſtellen im Staate*, zu Generalſuperintendenten, Profeſſoren, Hofpredigern, Pröpſten, Hauptpredigern in Städten u. ſ. w.; von der *Aufrechthaltung* endlich der *Preſs-* und *Lehrfreyheit*. 2) S. 126. Nachricht von den *Landſchulen* in der Propſtey *Huſum* und von der Verbeſſerung derſelben, von dem Hn. Propſt *Wolfrath* in Huſum. 3) S. 184. Vermiſchte Nachrichten. II. S. Anzeigen und Nachrichten von *auswärtigen Schriften und Gegenſtänden*, als von der *Euſebia* 1—3 St., von den liturgiſchen Verbeſſerungen im Herzogthum *Oldenburg*, vom Jahre 1791—1795; von den neuern Verbeſſerungen im Kirchen- und Schulweſen des Markgrafthums *Baden*, nebſt noch einigen vermiſchten Nachrichten. — *Zweyter Heft. Erſte Abtheilung. Abhandlungen.* V. Ueber die auffallendſten Mängel und Singularitäten des Predigerſtandes, als Urſachen ſeiner geringen Achtung und Wirkſamkeit; iſt von einem holſteiniſchen Prediger anonymiſch eingeſandt worden, und ſoll in Anſehung einzelner in derſelben geäuſserten Behauptungen und Vorſchläge, von den Herausg. gelegentlich näher geprüft und beleuchtet werden, das wir unſern Theils auch hie und da zu thun verſuchen wollen. Allerdings, behaupten wir gegen die S. 194. befindliche Aeuſserung, ſollten Geiſtliche *heiliger* ſeyn, als Andere, leuchtender und öfterer ein gutes Beyſpiel geben u. ſ. w. Rührungen können wohl durch öftere Wiederkehrungen ihre Wirkſamkeit verlieren, aber nicht Einſichten durch öfteres Nachdenken, indem ſie ja durch dieſes immer heller, überzeugender und ſo wirkſamer werden müſſen. Auch möchten wir nicht der jetzt ſo gewöhnlich werdenden Argumentation beypflichten, S. 247. „Jede Privatcommunion iſt nach meiner feſten Ueberzeugung gar keine Communion; ſie iſt der evidenteſte Widerſpruch in Begriff und Ausdruck; ſie iſt keine *κοινωνία* mehr, keine gemeinſchaftliche Mahlzeit u. ſ. f." indem die *κοινωνία* hauptſächlich auf die Beziehung des äuſserlichen Symbolen im Abendmahl auf Jeſum und der von ihm gelehrten Gottesverehrung geht, und mithin der nicht weniger der Gemeinſchaft der Chriſten ſich zugeſellet, der allein communicirt. Deutlich leuchtet ſolches aus den alten Krankencommunionen hervor, wo den Abweſenden ein Theil des gemeinſchaftlichen Brods zugeſchickt wurde. Die heutigen Oſtien machen darin keinen Unterſchied. Doch wir müſſen abbrechen, und fügen nur noch hinzu, daſs ſonſt in dieſer Abhandlung ſehr viel Gutes zu finden, und daſs in der Seitenzahl die von 233 bis 240, doch ohne weitern Nachtheil, überſprungen ſey. VI. Fodert der chriſtliche Religionslehrer nicht zu viel, wenn er ſeinen Zuhörern reine uneigennützige Tugend zur Pflicht macht. Hr. *Boyſen* in *Witzwort* ſucht zu beweiſen, daſs Jeſus Lehre nicht Glückſeligkeits- ſondern Tugendlehre ſey, ſchlieſst jedoch den Aufſatz mit der ſehr heilſamen Erinnerung. „Aber freylich werden Religionslehrer auch darin dem Beyſpiel ihres groſsen Vorgängers nachahmen, daſs ſie, bekannt mit den Schwächen, der mangelhaften Jugendbildung, dem verſchiedenen moraliſchen Zuſtande und den verſchiedenen Bedürfniſſen des ſo ſehr gemiſchten Haufens ihrer Zuhörer, auch ſinnliche Bewegungsgründe zum Rechtverhalten, in der verſchiedenſten Modification dargeſtellt, in ihren Vorträgen brauchen und anwenden, um auf dieſe Art, ſo viel möglich, Allen Alles zu werden, und ihre Zuhörer, durch die verſchiedenen Stufen der moraliſchen

Cul-

Cultur, ihrem grosen Ziele ächter Sittlichkeit und reiner Tugend immer näher zu bringen." — Die weitere Ausführung dieser Gedanken soll künftig einmal zum Gegenstand eines Aufsatzes für diese Zeitschrift gemacht werden. VII. Bemerkungen und Vorfragen die *moralische Auslegung der Bibel* betreffend, veranlasst durch eine Recension in den *philosophischen Annalen*, (Jahrg. 1796. 2tes St. S. 268. über des Hn. D. *Nösselt's* Weihnachtsprogramm: *Animadversiones in sensum librorum sacrorum moralem.*) Des Vfs. Absicht geht nicht dahin, diese Schrift des D. Nösselt zu vertheidigen, indem er sie noch nicht einmal zu Gesicht bekommen hat, sondern seine Bedenklichkeiten gegen die Kantische Auslegungsart zu Tage zu fördern, weshalb er die Recension Schritt vor Schritt mit seinen Anmerkungen begleitet. — Wir enthalten uns, die nöthigen Berichtigungen zu dieser Abhandlung hinzuzufügen, da solches schon gröstentheils von den Herausg. geschehen, und äufsern nur dieses, dass die von Kant für nöthig erachtete Nachhülfe der Bibel durch seine moralische Auslegung, uns bey einer richtigen Exegese und der Lage der Sache gar nicht nöthig erscheine. Will der Vf. der Lehrmethode Jesu nachfolgen; so braucht man ihn in Ansehung der S. 275. geäufserten Bedenklichkeiten nur auf Matth. 13, 29. zu verweisen. Wahrheit zu sagen ist Pflicht, das *wann* und *wie* aber gehört in das Gebiet der Klugheit. In der Stelle S. 284. „Wenn unsere Zeitgenossen bisher das religiöse Vorurtheil geheget hätten: dass Homers Odyssee, oder Muhammeds Alkoran oder *Confucius Zenda Vesta* oder irgend ein Buch aus dem Alterthum eine göttliche Offenbarung enthielten u. s. f. ist wohl als ein Schreib- oder Druckfehler anzunehmen. VIII. Ueber die Nothwendigkeit eigener Volksschulcollegien und deren zweckmäfsigste Einrichtung. Aufser dem schon oben in dieser Rücksicht Angeführten, fügen wir noch dieses hinzu, dass zu solchen Verbesserungen ein grofser Enthusiasmus nöthig, desselben aber zwar eine Person, aber nicht ein ganzes Collegium, auf lange Zeit wenigstens nicht, fähig sey. Hätten wohl ganze Akademieen das zu leisten vermocht, was ein einziger Mann nicht selten geleistet hat? Auch ist es durchaus unrichtig, was man gewöhnlich zu glauben und vorzugeben pflegt, dass das Oertliche so grofse und öftere Ausnahmen von den allgemeinen Vorschriften nöthig mache; man verstehe nur specielle Regeln in allgemeine Gesetze auszudehnen. IX. Wie ist die Widersetzlichkeit der Aeltern gegen zweckmäfsige Schulverbesserungen am besten zu heben? S. 315. „Kinder haben als Menschen *ihre eignen Zwecke, und sie gehören auch dem Staate an.* Wenn daher Aeltern so unvernünftig sind, eine bessere Bildung ihrer Kinder verhindern zu wollen; wenn sie dadurch auch nachtheilig auf die künftige Brauchbarkeit derselben für die menschliche Gesellschaft wirken; wenn sie sich von diesem Bestreben nicht durch vernünftige Vorstellungen der Prediger und Schullehrer abhalten lassen (und sonst alle Arten nöthiger Behutsamkeit angewendet worden sind); so ist offenbar die *Obrigkeit*, als *Obervormünderin* der Kinder, berechtiget und verpflichtet, sich der *unterdrückten und gekränkten Menschheit in ihren künftigen Bürgern anzunehmen*, und — wenn gütliche Belehrungen und Vorstellungen (von Seiten der Obrigkeit) dazu nicht hinlänglich wirken sollten, — *ihre obrigkeitliche Macht* zur Einführung einer zweckmäfsigen Schuleinrichtung und zur strengen Aufrechthaltung derselben gegen *Widersetzliche anzuwenden.*" *Zweyte Abtheilung. Historische Nachrichten und Anzeigen.* Nachrichten von Gegenständen des Kirchen- und Schulwesens in den Herzogthümern Schleswig und Holstein. 1) Neue Kirchenagende. Eine umständliche Anzeige dieser ganz vortrefflichen Agende, welche durchaus Nachahmung verdient, und zumal in solchen Ländern, die weit vor jenen nördlichen an Aufklärung voraus zu seyn glauben, und in solchen wesentlichen Stücken es doch nicht sind. 2) Fortsetzung von den Landschulen in der Propstey Husum. Eine sehr treffende Stelle für solche, welche die Aufklärung des gemeinen Mannes ohne Ursache scheuen oder ohne Behutsamkeit befördern, möchten wir gern abschreiben, wenn es der Raum gestattete. Uebrigens hat der Hr. Propst viel geleistet nach der Lage, in welcher er die Schulen antraf. 3) Sonntagsschule in Kiel. 4) Plan zur Pensionsanstalt für die Witwen der Küster, Kirchspielsschulmeister und bestallten festen Neben- oder Districtsschulmeister in den Propsteyen Tondern, Apenrade und Sonderburg.

(Der Beschluss folgt.)

BERLIN, b. Vieweg d. ält.: *Religion für Menschen, oder der Werth der Lehre Jesu aus seinem bildlichen Vortrage.* Von *Johann Christian Friedrich Eck*, Consistorialassessor und Archidiakonus zu Lübben, im Markgrafthum Niederlausitz. 1797. 252 S. 8. (16 gr.)

Hr. *Eck* hat im Ganzen genommen, sein Thema sehr gut bearbeitet. Ordnung, Licht, Wärme, ein reiner, gebildeter und dabey kräftiger Ausdruck sind durch die ganze Schrift herrschend, und machen sie, zumal für den Prediger, dem der Vf. die Lehrart Jesu zum Muster darstellt, zur anziehenden Lectüre. Nach unserer Meynung nämlich ist es irrig, dass der Vf. den bildlichen Vortrag Jesu als eine Sache *absichtlicher Wahl* und *vorbedachter Einrichtung* ansieht, und behauptet, er habe dadurch nicht nur am besten für die Bedürfnisse seiner Zeitgenossen zu sorgen, sondern auch seinen Jüngern *ein Beyspiel von einer guten Lehrmethode* aufzustellen, im Sinne gehabt. Der Gebrauch der Bilder und Vergleichungen im Vortrage übersinnlicher Lehren ist bey den Morgenländern allgemein, wie man sich ja aus der Ansicht aller schriftlichen Denkmäler des Orients, wie man sich insbesondere aus den Ueberresten gleichzeitiger jüdischer Lehrer, ja schon zur Gnüge aus

den Schriften des A. T. belehren kann. Das Eigenthümliche Jesu bestand, wie es bey dem richtigen Verhältnifs aller seiner erhabenen Geistesfähigkeiten zu erwarten war, in der Schicklichkeit, Würde und Angemessenheit seiner Bilder. — Wie mifslich es sey, einem grofsen Manne bey allem was er thut, Absichten unterzuschieben, zeigt sich auch da sehr deutlich, wo Hr. E. ausführlicher zeigen will, dafs Jesus seinen bildlichen Vortrag gewählt habe, *um den Aposteln das Beyspiel einer guten Lehrmethode zu geben.* Bey den Beyspielen, woraus man sehen soll, wieviel der Unterricht Jesu bey seinen Jüngern gefruchtet habe, vergifst er ganz, dafs sich Paulus durchaus gar nicht in der Schule Jesu gebildet hatte, und ein Theil der angeführten Bilder auch gar nicht die Schule Jesu verrathen; und bey dem einen Bilde, das er aus dem Briefe Jac. und Petri anführt, hat er nicht bedacht, dafs dieses aus dem A. T. entlehnt ist. Der schlimme Einfluss des Fehlgriffes, überall den bildlichen Vortrag Jesu als absichtlich gewählt, darzustellen, und das Vergessen des wichtigen Umstandes, dafs im A. T. kein sehr verschiedener Stil herrscht, zeigt sich schon da, wo die einzelnen Bilder, unter welchen Jesus Glaubenslehren vorträgt, durchgegangen werden. S. 7. Erstes Bild, Matth. 6, 9. *Gott ist der Vater im Himmel.* Hat denn Jesus wirklich zuerst „den Unsichtbaren und Unbegreiflichen durch diese Vergleichung in ein Licht zu setzen gewufst, dafs wir ihn gleichsam mit Augen sehen, und mit unserm schwachen Verstande seine göttlichen Vollkommenheiten ermessen können?" (Solche bombastische Stellen kommen, im Vorbeygehen gesagt, äufserst selten vor.) Wie kann doch ein Askete dieses dem andern nachschreiben; und so viele herrliche Stellen der Psalmen und Propheten vergessen, wo Gott auf die rührendste Weise unter dem Bilde eines Vaters vorgestellt wird? — Das Schwächste, und was der sonst richtigen Exegese des Vfs. am wenigsten würdig ist, enthält §. 3. *Jesus in sofern er sich selbst als den sichtbaren Gottmenschen betrachten lehrte.* Niemand, der den gröfsten Theil dieser Schrift gelesen, würde folgende Stelle erwarten: „Wir erblicken in Jesu den *Allwissenden*," denn er bedurfte nicht, dafs Jemand Zeugnifs gäbe von einem Menschen, denn er wufste wohl, was in den Menschen war. Er kannte sie alle Joh. 2, 24. 25. Er durchschauete das Herz derer, die ihn einst stillschweigend der Gotteslästerung beschuldigten, und überführte sie von seiner *Scharfsichtigkeit* (also nicht von seiner Allwissenheit) durch die Anrede: warum denket ihr so Arges in euern Herzen. Matth. 9, 4. Seinen Verräther kannte er voraus u. s. w. So soll nach S. 19. aus den Thaten Jesu zu Wasser und zu Lande seine *Allmacht* folgen. Folget denn aus Wundern, *wenn man es auch aufgegeben hat, sie aus natürlichen Ursachen erklären zu wollen,* dafs der Wunderthäter *allmächtig* ist? So war es doch wohl Moses auch? — Damit man übrigens sehe, was man in dieser sonst beyfallswerthen Schrift zu suchen habe, zeigen wir noch mit ein Paar Worten den Inhalt an. Das Ganze zerfällt in zwey Abschnitte, von denen der erste, in Beyspielen, Jesu bildlichen Vortrag der Lehren von Gottes Daseyn und Wesen; von seiner Fürsorge für das Beste der Menschen; von Unsterblichkeit und ewigen Leben; von der Nothwendigkeit eines religiösen Lebens — zeiget. Der zweyte Abschnitt handelt von dem Werthe des bildlichen Vortrags Jesu in Beziehung auf seine Religionslehre, und dieser Werth soll aus der Absicht Jesu bey dem bildlichen Vortrage, und aus der Zweckmäfsigkeit desselben, für das jüdische Volk überhaupt, für die Jünger, für die Nachwelt dargethan werden. Zuletzt wird recht gut gezeigt, dafs der bildliche Vortrag Jesu *mutatis mutandis* noch heut zu Tage für Religionslehrer als Muster betrachtet werden könne.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Leipzig*, im Magazin für Literatur: *Zoologische Abbildungen genau nach der Natur colorirt*, nebst einer *kurzen Beschreibung derselben. Erstes Heft.* Ohne Jahrzahl. Ein Bogen Text und 6 Kupfer in Queerquart. (18 gr.) Kein Wort wird uns von dem Zweck dieses neuen Bilderbuchs gesagt, dessen Vf. wahrscheinlich der Verfertiger der Platten *Gangloff* ist. Die Kupfer sind blofse radirte Umrisse, mit Tusch schattirt, und dann illuminirt; sie sind zum Theil wenigstens entlehnt, und gehören nicht zu den schlechtesten, ob sie gleich weit entfernt davon sind schön oder auch gut zu seyn; welches auch bey dieser Art Arbeit und diesem Preise fast unmöglich seyn würde; hätte aber Hr. G. mit mehrerem Fleifse gearbeitet und nicht manchmal so offenbar aus Eilfertigkeit gesudelt; so würde er etwas Besseres haben liefern können. Der Text ist von derselben Beschaffenheit wie die Kupfer, und enthält eine kurze Beschreibung und Geschichte der abgebildeten Thiere, das letzte ausgenommen, dessen Beschreibung im nächsten Hefte folgen soll. Hier sind abgebildet: die wilde Katze, der Dachs, der Fuchs, der Biber, der Eichenhäher und der kastanienhalsige Taucher nach Jacquin.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. May 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

ALTONA, b. Hammerich: *Beyträge zur Verbeſſerung des Kirchen- und Schulweſens in proteſtantiſchen Ländern.* Herausgegeben von *D. Boyſen* und *J. Boyſen*, Predigern zu Garding und Witzwort in der Landſchaft Eiderſtädt etc.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Dritter Heft. Erſte Abtheilung. Abhandlungen. X. Ueber die Taufhandlung in unſerer Kirche, zur Vorbereitung auf eine zweckmäſsigere Einrichtung derſelben. Der Vf. ſagt viel Wahres und Gutgemeyntes, beypflichten können wir ihm aber ſo ganz nicht, wenn er S. 371. ſchreibt: „Selbſt die glaubwilligſten Theologen älterer Zeit, ſo ſehr ſie auch ihre Vernunft gefangen hielten, konnten ſie dennoch nicht ſo weit verleugnen, daſs ſie die Wiedergeburt für eine Wirkung des Taufwaſſers an ſich gehalten, oder behauptet hätten, Gott theile durch ſeine Allmacht dem Taufwaſſer ſelbſt, auſser ſeinen natürlichen Eigenſchaften, auch noch die übernatürliche Kraft mit, die Seelen der Täuflinge übernatürlich zu verändern und den ſeligmachenden Glauben darin hervorzubringen; vielmehr begnügten ſie ſich damit, anzunehmen, daſs Gott mit dieſem von Chriſto befohlnen Gebrauche jedesmal ſeine allmächtige Kraft ſo verbinde, daſs nur durch das Waſſer, als eine *cauſa inſtrumentalis* eine ſolche heilſame Veränderung in dem Täuflinge entſtehen könne." — Denn wer weiſs nicht, daſs ſelbſt Luther nach Auguſtins Vorgang eine gewiſſe Veränderung des Taufwaſſers annahm, dem Gott ſich ſelbſt beygemiſcht habe, und es deshalb *durchgottet* genannt werden könne, wie aus ſeiner bekannten Taufpredigt zu erſehen iſt. Von der *Kindertaufe* wird S. 401. alſo geurtheilt: „Ihr läſst ſich, vermittelſt der künftigen möglichen Erinnerung daran, wohl nur eine äuſserſt geringe moraliſche Wirkſamkeit beylegen; dahingegen darf man mit allem Rechte behaupten, daſs der Glaube an ihren Werth und ihre Nothwendigkeit unzähligen andern moraliſch ſchädlichen religiöſen Vorurtheilen Urſprung oder doch Nahrung gegeben habe." Doch will der Vf., welcher ſich *M. S.* unterſchreibt, die Taufe ſelbſt nicht abgeſchafft, ſondern nur beſſer eingerichtet haben. XI. Ein Wort über Aufklärung, Gleichheit der Menſchen u. ſ. w. nach den Grundſätzen des Chriſtenthums, in Beziehung auf Urians Nachricht davon. Der gute *Claudius*, als der Vf. des bekannten Gedichts: *Urians Nachricht von der neuen Aufklärung*, wird von jeder unedeln Abſicht bey der Verfertigung deſſelben freygeſprochen, und das Ganze als ein in einer Stunde jovialiſcher Laune, mit gutem Vorbedacht im burlesken Stil entworfenes Carrikaturgemälde angeſehen. XII. Ueber die zweckmäſsigſte Einrichtung der Claſſen in den ſogenannten lateiniſchen Schulen. In das Detail dieſer inhaltsreichen Abhandlung können wir uns hier nicht einlaſſen, fügen nur die Bemerkung hinzu, daſs, ſo vortheilhaft es iſt, wenn in lateiniſchen Schulen jedes Fach einen beſondern Lehrer hat, es im Gegentheil eben ſo nachtheilig ſich erweiſet, wenn in den niedern Schulen mehrere Lehrer in einer und eben derſelben Claſſe Unterricht ertheilen. Die Gründe dazu laſſen ſich vom Sachkundigen gar leicht auffinden. XIII. Ueber die Vertauſchung mancher überflüſſigen und unzweckmäſsigen Schulbücher mit zweckmäſsigern, in den niedern Stadt- und Landſchulen. Von dem Hn. Probſt *Wolfrath* in Huſum. Wer ſollte dem S. 462. aufgeſtellten Reſultate nicht beypflichten: „Daſs kein Vater, keine Mutter über irgend etwas, die Lehrmethode oder Lehrbücher und Schuldiſciplin betreffendes, eine entſcheidende Stimme habe." — *Zweyte Abtheilung: Schriften, Anzeigen und Nachrichten.* I. *Einheimiſche Schriften*, als *Schloſſer's* Schreiben an einen jungen Mann, der die kritiſche Philoſophie ſtudiren wollte. „Wir glauben genug geſagt zu haben, um unſere Leſer zu überzeugen, wie hämiſch entſtellt, wie partheyiſch beurtheilt und ungerecht verurtheilt hier eine Philoſophie dargeſtellt ſey, die ihres innern Werths wegen gewiſs Epoche machen, und nach Jahrhunderten noch von denkenden Köpfen geachtet und bewundert werden wird, wenn die Wahrſcheinlichkeitslehre des Hn. *S.* ſammt allen ſeinen Einfällen und Witzeleyen längſt vergeſſen ſind." — Ferner *Voſs* Belehrungen über die Bücher der Bibel u. ſ. f. Urtheil: „das Buch würde zweckmäſsiger, kürzer und wohlfeiler geworden ſeyn, wenn der Vf. ſich blos Schullehrer und andere gebildete Lehrer zum Gegenſtand ſeiner Belehrungen gemacht hätte." — Zuſprach an die Einwohner Schleswigs und Holſteins, die Kirchenagende betreffend, und, über die neue ſchleswig-holſteiniſche Kirchenagende u. ſ. w. von *Olshauſen*, welche beide Bücher die Abſicht haben, die Einwohner dieſer Herzogthümer in Anſehung der neuen einzuführenden Kirchenagende zu *belehren* und zu *beruhigen*. Endlich *Möller's* Materialien zu unmittelbaren Verſtandsübungen. „Die (angebrachten) Bemerkungen hindern uns keinesweges dem Vf. zu verſichern, daſs er ſich durch dieſe Arbeit um ſeine Amtsgenoſſen ſehr

sehr verdient gemacht habe, und wir können daher auch nicht umhin, diese Schrift allen Schullehrern zum zweckmäfsigen Gebrauch recht sehr zu empfehlen." II. *Auswärtige Schriften.* Museum für Prediger, von Beyer; Teller's neues Magazin für Prediger; Eusebia, von Henke, und Materialien für alle Theile der Amtsführung eines Predigers, zu deren Herausgabe sich mehrere Gelehrte (besonders im Westphälischen) unter welchen der Hr. D. *Rullmann* zu Rinteln sich unter der Einleitung nennt, vereiniget haben, und ein Hülfsmittel abgeben sollen für den Prediger, der gern in philosophischen und Religionskenntnissen mit der Cultur seines Zeitalters gleichen Schritt halten möchte. III. *Einheimische und auswärtige Nachrichten*, als: Neue dänische Liedersammlung für die dänischen Kirchen im Herzogthum Schleswig, wo es deren wenigstens 65 giebt; und Neuere Verbesserungen im Kirchen- und Schulwesen des Markgrafthums Baden. IV. *Vermischte Nachrichten*, aus welchen wir die *Altenburgische Verpflichtungsformel für angehende Prediger* abschreiben, wie sie aus dem Lateinischen wörtlich übersetzt S. 541. befindlich ist. „Ich N. N. geboren — — zum Prediger N. N. ernannt, bezeuge mit Herz und Mund, dafs ich der evangelisch-lutherischen Kirche aufrichtig zugethan sey, und demnach unsern symbolischen Büchern redlich beypflichte, und sie dergestalt unterschreibe, dafs ich alle darin enthaltenen bejahenden Sätze unsers christlichen Glaubens und unsers Bekenntnisses bejahe, die verneinenden aber verneine, nicht nur *insofern* sie mit der heil. Schrift übereinstimmen, sondern auch, *weil* ich sie mit derselben übereinstimmend gefunden habe. Ueberdies verspreche ich, dafs ich, was dieser in unsern symbolischen Büchern ausgedrückten reinen (*sanae*, vernünftigen? dem gefunden Menschenverstande sich anpreisenden?) Lehre zuwider seyn möchte, niemals und nirgends, weder heimlich noch öffentlich, weder mündlich noch in Schriften vortragen, sondern nach der Form und Norm derselben meine Vorträge einrichten, — so, dafs ich nicht nur mit der Kirche denkend (glaubend) sondern auch als mit ihr redend erfunden werde, — und dafs ich vor allen in dieser seligmachenden Wahrheit mit Gottes Hülfe (*cum Deo*, so der Herr will?) bis ans Ende meines Lebens verbleiben will. Amen!" — *Vierter Heft. Erste Abtheilung. Abhandlungen.* XIV. Ueber das Recht protestantischer Landesregierungen in Ansehung der Liturgie." S. 563. Ich glaube, durch das bisher Gesagte hinreichend erwiesen zu haben, nicht nur, dafs das Recht protestantischer Landesregierungen in Ansehung der Liturgie ihrer mit ihnen sich zu einer Kirche bekennenden Unterthanen kein usurpirtes, sondern in stillschweigender Uebertragung gegründetes sey, sondern auch, dafs es der Vortheil der Protestanten erfodere, ihre Landesregierungen im Besitz dieses Rechts zu lassen. S. 565. Doch sind sie auch befugt, ihren Regierungen — versteht sich auf eine gebührende Art — Vorstellungen zu machen, sobald es scheint, dafs sie die Grenzen ihrer Gerechtsame in Religionssachen überschreiten, oder insbesondere das Recht der Liturgie nicht auf eine zweckmäfsige Art verwalten." XV. Einige Bemerkungen über Hn. *G. S. Ritter's* Abhandlung: Kritik der Urtheile über Kirchenbusse u. s. w. in *Henke's* Eusebia. In den Streit selbst können wir uns hier unmöglich einlassen, bezeugen nur unsere Freude darüber, dafs hiedurch mehrere neue nützliche Vorstellungen in allgemeinern Umlauf kommen, und zwar in Ansehung der Ehe selbst, der Anticipation, der temporären Ehe und der Auflösbarkeit derselben. XVI. Auf welche Weise ist die Schulversäumnifs der gröfsern Schulkinder während der Sommerzeit einigermafsen zu ersetzen? Von dem Herausg. in Witzwort. Das Ganze läuft auf Sonntagsschulen, durch deren Besorgung aber den Lehrern und Pfarrern zu viel aufgebürdet wird, und darauf hinaus, dafs den Kindern etwas aufgegeben werde, das sie zu Hause besorgen, und dann mit zur Prüfung in die Schule bringen. Ueber die S. 600. befindliche Voraussetzung und die vermöge derselben vorgeschlagenen Bücher, liefse sich gar vieles erinnern, darauf wir uns hier aber nicht einlassen können, das jedem Sachkundigen aber von selbst schon einleuchten wird. XVII. Anzeige einiger Abhandlungen und einiger noch zu bearbeitenden Materialien für die Folge dieser Beyträge. *Zweyte Abtheilung. Schriftenanzeigen und Nachrichten.* 1) Eckermann's theol. Beyträge. 2) Bastholm's kurze Gedanken zu weiterm Nachdenken über den geistlichen Stand. Den grofsen Unterschied, welchen der Vf. unter den Stadt- und Landpredigern und unter der Bildung derselben zu ihrem Amte macht, können wir aus mancherley Rücksichten nicht billigen. Uebrigens heben wir nur noch den Vorschlag aus, dafs künftig auch *Doctoren der Landwirthschaft* creirt werden, und dadurch manche Prediger einen Rang zu erwerben Gelegenheit haben möchten, und den S. 639. befindlichen Vorschlag wegen der Ordination. „Soll aber noch beides (das *Knieen der Ordinanden* und das *Händeauflegen des Ordinans* und seiner Gehülfen) bey der Ordination beybehalten werden; so wünscht Rec., dafs es dem Volke recht deutlich und einleuchtend werde, dafs der Ordinans blos und lediglich im Namen und unter der Auctorität des Königs handle, wie Rec. neulich eine Ordination verrichten sah, da der Ordinans unter Auflegung der Hand dem knieenden Ordinanden Namens Sr. Königl. Majestät zu Dänemark u. s. w. das Recht und die Befugnifs zu den Verrichtungen des Predigtamts conferirte, und ihm dazu den Segen des Höchsten anwünschte, darauf den Ordinirten aufstehen liefs, und die feyerliche Handlung mit einem kurzen Gebete beschlofs." 3) Boysen's Abrifs der christlichen Sitten- und Glaubenslehren. 4) Harz zwey Predigten. 5) Ein Wort über Kirchenagende und das Recht des Landesherrn dabey. 6) Nöthiger Unterricht über die schlesw.-holstein. Kirchenagende. 7) D. M. Luther's Urtheile und Gutachten über Verbesserungen im Kirchenwesen. 8) Was hat man für Gründe, zu wünschen,

ſchen, dafs das alte Taufformular abgeſchafft werde? II. *Einheimiſche Nachrichten.* 1) Neue Einrichtung der lateiniſchen Schule in der Stadt Flensburg. 2) Vermiſchte Nachrichten. Aus dieſen heben wir zum Schluſſe nachſtehende S. 669. befindliche Nachricht aus: „der Vf. des däniſchen Repertoriums, welcher ſich durch ſeine *vielleicht* gar zu offenherzige und gar zu raſche Freymüthigkeit in Abſicht auf verſchiedene Puncte des kirchlichen Lehrbegriffs die Verketzerung und Verfolgung eines Theils der däniſchen Geiſtlichkeit zugezogen hatte, hat ſich dagegen nun durch eine däniſche Ueberſetzung der beiden bekannten *Löfflerſchen Abhandlungen über die kirchliche Genugthuungslehre*, zu vertheidigen geſucht, und dieſe zugleich mit einer Zuſchrift an den Chef des geiſtlichen Departements und mit einem Vorbericht an die Theologen ſeines Vaterlandes begleitet." — Da wir das däniſche Repertorium nicht geleſen haben, und alſo nicht wiſſen, inwiefern obiges *vielleicht* ſtatt finde; ſo fügen wir nur das bekannte Sprüchwort hinzu: *ſi duo faciunt idem, non eſt idem*, und freuen uns übrigens, dafs bey dieſer Gelegenheit die Löffleriſche Schrift in Dänemark mehr bekannt geworden, und ohne Zweifel eine nähere Unterſuchung der Genugthuungslehre auch daſelbſt veranlaſſen wird.

PHYSIK.

Nürnberg, in der Raſpeſchen Buchh.: *G. Gregory's Haushaltung der Natur, dargeſtellt nach den neuern Entdeckungen und Verſuchen.* Aus dem Engliſchen mit Anmerkungen des Hn. D. *K. G. Kühn*, Prof. zu Leipzig. Herausgegeben von D. *Ch. Fr. Michaelis*, Arzt daſelbſt. Erſter Band. 1798. XXXII. u. 528 S. gr. 8. 20 Kupfert. (1 Rthl. 16 gr.)

Dieſes Werk iſt zu London im Jahre 1796. in drey Octavbänden unter dem Titel: *The Oeconomy of Nature explained and illuſtrated on the principles of modern Philoſophy*, mit 46 Kupfertafeln, erſchienen. Es iſt eine Naturlehre im weiteſten Sinne, die als Einleitung in die Naturgeſchichte dienen, die allgemeinen Geſetze und Wirkungen der Natur faſslich erklären, und eine Ueberſicht der neuern Entdeckungen in dieſem Fache gewähren ſoll. Nebſt der eigentlichen Naturlehre enthält es auch die Beſchreibung der Einrichtungen in dem Pflanzen- und Thierreiche, und verbindet damit einen Grundriſs der Natur des menſchlichen Geiſtes. Auf die Aſtronomie hat der Vf. ſich nicht eingelaſſen.

In dem gegenwärtigen erſten Bande iſt die Naturlehre abgehandelt; die damit in nächſter Verbindung ſtehende phyſiſche Geographie und Mineralogie ſind für den folgenden Band verſpart. Die Einrichtung der Abhandlung wird man aus folgender allgemeinen Inhaltsanzeige einſehen. I. Allgemeine Eigenſchaften der Materie, zugleich auch vom Magnetismus. II. Von der Natur des Feuers. III. Vom Licht und von den Farben. IV. Von der Elektricität. V. Von der Luft, oder vielmehr von den luftförmigen Stoffen, zugleich vom Schalle, von den Winden, den Meteoren, den Wetterprophezeihungen (Witterungsvermuthungen) und der Aeroſtatik (Aeronautik).

Die Ausführung iſt nach dem Zwecke des Buchs ſehr gut gerathen. Der Vf. hat die Schriften ſeiner Landsleute mit Fleifs und guter Auswahl benutzt, auch einige der neueſten franzöſiſchen Schriftſteller in dem phyſikaliſchen Fache zu Rathe gezogen. Der Vortrag iſt faſslich und zuſammenhängend. Der auf dem Titel angezeigten Anmerkungen von Hn. Prof. *Kühn*. werden ſehr wenige ſeyn. Es iſt keine derſelben von den Anmerkungen des Vfs. durch ein Zeichen unterſchieden. Mit der Ueberſetzung hat man Urſache zufrieden zu ſeyn, wenn auch hin und wieder unbequeme Wendungen und nicht gutgewählte Ausdrücke vorkommen ſollten. Ein dünneres Mittel, wodurch das Licht geht, nennt der Ueberſetzer ein *lockereres*. Einmal ſagt er, die Strahlen erregen in *dem Auge* des Zuſchauers die *Idee* von Farbe. Die Anmerkung des Vfs. S. 257. worin die mathematiſche Theorie des Regenbogens vorgetragen wird, hätte weggelaſſen werden können. Sie iſt weitſchweifig und undeutlich. Der Ueberſetzer hat die Fluxion des Engländers und ſeine unbequeme Bezeichnung der Differentiale beybehalten. Die dazu gehörige Figur iſt unvollſtändig, und die Beziehung darauf wird noch durch einen Druckfehler erſchwert. Den Sinus und die Tangente eines Winkels bezeichnet der Vf. oder der Ueberſetzer bald auf die gewöhnliche Art, bald durch S. und T., welches Ungeübten Verlegenheit macht. Das Wurzelzeichen haben Setzer und Corrector für ein V angeſehen. So kommt in einer einzigen Anmerkung vieles zuſammen, was ſie unleſerlich macht. Dem Vf. iſt das Mathematiſche der Phyſik nicht bekannt genug. Die Erklärung des Regenbogens iſt mangelhaft und undeutlich. Seine Beweiſe zu einigen optiſchen Sätzen über die Brechung durch ſphäriſche Flächen, ſind nicht verſtändlich. In populären Schriften über die Phyſik, wenn ihre Vf. nicht recht der Mathematik kundig ſind, iſt es am beſten, die Beweiſe aus dieſer Wiſſenſchaft ganz wegzulaſſen, und nur dafür zu ſorgen, dafs die mathematiſchen Lehren genau und beſtimmt vorgetragen werden.

Hamburg, b. Hoffmann: *Grundriſs der Phyſik für Vorleſungen*, von *Heinr. Friedr. Link*, Prof. zu Roſtock. 1798. 284 S. 8. mit 1 Kupf.

Dieſer Grundriſs ſoll für Lehrlinge und Liebhaber der Phyſik ein Handbuch ſeyn, welches in der gröſsten Kürze nur die Materien nach einer ſtrengen Ordnung enthält, die, genau genommen, zur Phyſik zu rechnen ſind. Ferner wollte der Vf. die Leſer deſſelben auch auf die Verbeſſerungen der Naturwiſſenſchaft aufmerkſam machen, welche durch die neueſten Veränderungen in der Philoſophie hervorgebracht

sind. In dieser Absicht ist von S. 1 — 35. ein Grundriss der allgemeinen Naturwissenschaft vorangesetzt, worin Kant's Vorstellungen von Materie und ihren Bewegungskräften vorgetragen werden. Man sieht aber doch nicht, dass davon in der Folge Gebrauch zu weitern Aufklärungen gemacht wäre, so wie auch in andern neuen physikalischen Lehrbüchern das darin aufgestellte dynamische System unfruchtbar geblieben ist. Vor allem hätte erklärt werden müssen, wie Materie zugleich eine zurückstossende und eine anziehende Kraft haben könne. Beide Kräfte können durchaus nicht einerley Art seyn, die blos durch die Richtung der Bewegung verschieden wären. Setzt man statt der soliden Atomen Kräfte, deren Natur zwar unbekannt ist, und die wir blos durch ihre vermengten Wirkungen sinnlich erkennen, so setze man zugleich, dass diese Kräfte nicht auf einen bestimmten Raum eingeschränkt sind, und dass sie sich mit einander innerhalb desselben Raums oder auch eines veränderten verbinden können. Diese Vorstellung kann man sehr gut zur Erklärung mancher Erscheinungen benutzen, und die lästige Impenetrabilität der Urstoffe dadurch wegschaffen. Allein Hr. L. macht von der Metaphysik so wenig Gebrauch, dass er selbst (S. 39.) sagt; anziehende und zurückstossende Kraft müssen als ursprüngliche Kräfte aus der Physik durchaus verbannt seyn, da diese nur gegebene Erscheinungen abhandeln soll.

Der Umfang, der in diesem Lehrbuche der Physik gegeben ist, begreift nur das, was im engsten Sinne zu derselben gerechnet wird. Alles ist in drey Abschnitte gebracht, 1) von der Schwere. 2) von dem Zusammenhang und der Form der Körper; 3) von dem Verhalten der Körper gegen einander. In dem letzten derselben werden die Wirkungen der Körper unter folgende Rubriken vertheilt: feste und starre Körper; flüssige und tropfbare; luftförmige; ätherische. Die ätherischen sind: Licht, Wärmestoff, elektrische und magnetische Materie. Die Vorstellungen, welche sich der Vf. von der Beschaffenheit dieser verschiedenen Gattungen macht, anzuführen, würde zu weitläuftig fallen. Er trägt sie auch nur als Muthmassungen vor. Selbst die Behandlung des Wärmestoffs als einer Materie, will er nur für einen kurzen Ausdruck gelten lassen. Ueber die Natur der beiden magnetischen Materien, die man nach Analogie der elektrischen annehme, lasse sich nichts wahrscheinliches sagen, welches sehr wahr ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Rostock*, b. Stiller: *Von dem wohlthätigen Einflusse des Christenthums auf die Moralität seiner Bekenner, vorzüglich in den ersten drey Jahrhunderten.* Ein Versuch von *J. G. Hermes.* 1798. 42 S. 8. Da es jetzt immer mehr Mode wird, nur die dunkeln Parthien aus der Geschichte des Christenthums heraus zu heben, und die helle Seite entweder zu verstecken, oder auch ganz zu übersehen; so erfodert es die Billigkeit, historisch zu zeigen, dass man gar nicht Ursach habe, das Gesicht ganz davon wegzuwenden, sondern dass man das Gute, welches die Geschichte des Christenthums darbeut, eben sowohl zu beherzigen habe, als man das Schlechte, welches sie liefert, längst verabscheuet hat. Die christliche Religion hat als die einzige öffentliche *moralische* Volksreligion unstreitig den entschiedensten Einfluss auf die Sittlichkeit der Welt gehabt, und wenn gleich nicht alle Perioden ihrer Geschichte gleich stark dafür sprechen; so giebt es doch eine Periode, aus der sich der Beweis so klar führen lässt, dass auch der entschiedendste historische Skeptiker nichts Bedeutendes dawider einwenden kann. Dies ist die Periode, welche der Vf. (ein Schüler von D. *Ziegler*) zum Grunde gelegt, und daraus im Ganzen sehr glücklich für seinen Satz argumentirt hat, so viel es in einer kurzen Uebersicht geschehen konnte. Die christliche Religion war ihrem Geiste nach eine Religion der Humanität oder Menschenliebe, und zeigte sich auch als eine solche in aller Kraft in ihren Wirkungen an ihren frühern Bekennern. Daher die Wohlthätigkeit nicht blos unter sich, sondern auch gegen Jedermann; daher die Verabscheuung der grausamen heidnischen Schauspiele, welche den Charakter der Rohheit, Barbarey, Grausamkeit und Blutbegierde in ihren Bewunderern unterhielten; daher die Verabscheuung der schändlichen Sitte, die Kinder auszusetzen, und die Humanität, womit sie von den Christen aufgenommen und erzogen wurden. Daher ferner das bessere Loos des zweyten Geschlechts unter dem Volke und die bessere Erziehung der Kinder. Aber die christliche Religion war auch ihren Grundprincipien nach eine Religion von strenger Moralität. Daher die Verabscheuung alles Bösen, die Heiligkeit der Ehen und das continuirliche Streben zur Tugend. Dass dieses Zweck der Christen war, sieht man aus der strengen Censur, womit sie nichtswürdige Mitglieder aus ihrer Gemeinschaft ausschlossen, aus dem Bericht des *Plinius* über die Christen seiner Zeit, und aus den frühern Apologien. *Justin* sagt geradezu in seiner ersten Apologie: dass wer nicht den Lehren der Moral Jesu gemäss lebe, kein Christ sey, wenn er auch den Namen eines Christen führe, und bittet zugleich, dass man von Obrigkeitswegen solche Christen bestrafen möge, die sich ein Vergehen zu Schulden kommen liessen Apol. I. c. 22. Daher ferner die Treue gegen den Staat, und das Glück im häuslichen Leben, so dass die Christen brave Bürger des Staats, und tugendhafte Hausleute waren. Endlich zeigten sie auch wahre heroische Tugenden sowohl in den Verfolgungen, als unter den Armeen. Kein Wunder also, dass sich Constantin für ihre Parthey erklärte, da sie die besten Soldaten unter den Weichlingen der Zeit waren, mit denen sich etwas ausrichten liess. — Dies sind die Hauptpuncte, die der Vf. mit vielem Glücke so kurz als möglich verfolgt hat. Erschöpft ist die Sache dadurch noch nicht; sondern ein anhaltendes Studium der Apologien, und eine vielseitigere Umsicht in der Geschichte der Zeit, verbunden mit einer pragmatischen Reflexion, muss noch mehrere Data und Ansichten liefern. Allein die Hauptsache findet man doch hier, und dies war hinreichend zu einem überzeugenden Documente, dass Hr. *H.* seine akademischen Jahre wohl angewandt habe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 27. May 1799.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN

Leipzig u. Gera, b. Heinsius: *Andachtsbuch für aufgeklärte Christen*, von D. *Johann Otto Thiess.* 1797. I. Th. mit dem (von Lips) schön gestochenen Bildnifs des Vfs. IV S. Ded. u. Vorr. 364 S. Text u. 16 S. die weitläuftige Inhaltsanzeige. II. Th. XIV S. Vorrede u. Rubrikenverzeichnifs u. 366 S. Text. 8.

Ungeachtet es manchem, der dieses Buch in der Erwartung daran das zu haben, was er sich bisher unter einem Andachtsbuche gedacht hatte, zur Hand nimmt, begegnen dürfte, dafs er darin verschiedenes fände, was er nicht sucht, manches aber suchte, was er nicht findet; und ungeachtet es hier und da allerdings das Ansehen hat, als ob der Vf. dabey nicht immer einen ganz bestimmten deutlich gedachten Zweck vor Augen gehabt hätte: so ist es doch als Product des angestrengten Selbstdenkens, als unverkennbarer Beweis von deutlichen und richtigen Einsichten in diejenigen philosophischen Principien, welche zur Aufklärung über die Wahrheiten der Sitten- und Religionslehre das meiste beygetragen haben, und welche sich hier gröfstentheils mit eben so viel Klarheit, als Zweckmäfsigkeit dargestellt finden, als ein Inbegriff mit sehr ehrlicher Freymüthigkeit abgelegter, nichts gefliffentlich verkleisternder, und mit sehr fruchtbaren Winken begleiteter, das Christenthum betreffender Geständnisse, endlich als die Frucht eines ächt religiösen und moralischen Sinnes, von der man hinwiederum für Beförderung ächter Moralität und Religiosität, da, wo der Vf. *sein Publicum* findet, keine unbedeutenden Wirkungen erwarten darf, eine ungemein schätzbare, grofser Aufmerksamkeit würdige Arbeit. Indem Hr. *T.* in seiner Darstellung von Jesu Person, Geschichte und Lehre alle *formulas solennes*, wobey man so häufig gewohnt ist, nichts zu denken, mit nicht gemeiner Kenntnifs humanisirt und auf deutliche, dem gegenwärtigen Zeitalter geläufige Begriffe zurückführt, ist es ihm gelungen, den Charakter Jesu mit seltener Treue und Genauigkeit darzulegen, und aus so vielen kleinen Zügen, die gerade von demjenigen, welcher hier alles in den Nimbus der Göttlichkeit hüllt, am seltensten nach ihrem wahren Werthe beachtet zu werden pflegen, und die Rec. in diesem Buche mit einer Sorgfalt und Feinheit, wovon ihm noch wenig Beyspiele vorgekommen sind, aufgegriffen gefunden hat, das sittlich Gute, Edle und Grofse jenes Charakters ungemein fruchtbar zu entwickeln, wie nicht minder den Geist der eigentlichen Lehre Jesu, von der ihn hier und da umgebenden temporären Hülle zu scheiden, und insbesondere die subjective Denkens- und Sinnesart, die uns zu würdigen Nachfolgern des Unvergefslichen bildet, und ihm unsere ungeheuchelte Anhänglichkeit zusichern mufs, kenntlich zu machen. Wahrhaft erbaulich ist in der letzten Rücksicht gewifs folgende Stelle: Th. I. S. 277. „Möchte denn „Jesu Lehre auch uns so wahr seyn, als sie es ihm „war! — Aber um zu dieser Festigkeit der Ueber„zeugung, zu diesem reinen Glauben an Gott, zu „diesem unwandelbaren Vertrauen zu dem (auf den) „Vater im Himmel zu gelangen, giebt es keinen an„dern Weg, als den er selbst betreten und auch uns „vorgezeichnet hat. Das *Vertrauen auf Gott* ent„springt nur aus dem *Wandel vor Gott*, der *reine* „*Glaube* ist nur das Erzeugnifs eines *reinen Herzens;* „die *Festigkeit der Ueberzeugung* von der unendli„chen *sittlichen Bestimmung des Menschen* fliefst ledig„lich aus der *Festigkeit* des *Entschlusses* her, überall „gut zu seyn, und den *Foderungen des Sittengesetzes*, „in Absicht auf Gesinnungen und Handlungen immer „mehr ein Genüge zu thun. Nur wer auf die Art „den Willen des himmlischen Vaters thut, ist Jesu „Freund und Bekenner (Matth. 7, 21. Joh. 15, 14.) „und nur der wird inne werden, ob seine Lehre von „Gott sey." (Joh. 7, 17.) — So ist denn auch die Uebersicht von der Bergpredigt, wo freylich von *Kant* vorgearbeitet war, und von so manchen andern mehr oder weniger zusammenhängenden Aussprüchen und Belehrungen Jesu Th. I. S. 81 u. ff. ingleichen die Darlegung und zuweilen Rechtfertigung vieler Ereignisse seines öffentlichen und Privatlebens (wo wir unter andern die Aeufserungen Jesu gegen die für ihre Tochter bittende Cananiterin Matth. 15, 23—28. die S. 88. als eine nachdrückliche und gefliffentliche Bekämpfung des jüdischen Nationalstolzes ausgelegt wird, auszeichnen,) sehr wohl gerathen, auch über den Unterschied von Jesu Lehre und Lehrart, über das Eigenthümliche der Lehre und Lehrart der Apostel über die allmälige Läuterung und Verbesserung der letzten viel Richtiges und zum Theil originell gedachtes beygebracht; wie denn auch das, was zur Widerlegung einiger ungerechten Vorwürfe gegen die Sittenlehre Jesu vorgetragen wird, allen Beyfall verdient. Nicht weniger interessant ist der zweyte, eigentlich ascetische Theil, welcher Privat-, Familien, Kranken- und Kirchenandachten und einen Anhang von Liedern enthält. Die hier und da in den ersten vor-

kommenden Selbstprüfungen und Selbstunterhaltungen treffen nach Rec. Gefühl das Herz in einem Grade, welcher für ihren psychologischen Reichthum und moralischen Werth das gültigste Zeugniss abgiebt. Schön ist in den Familienandachten die erste über die eheliche Verbindung, voll richtiger und interessant vorgetragener Gedanken die zweyte über den älterlichen Beruf, ganz besonders reich aber an guten von Uebertreibung freyen Gedanken die dritte über das Verhältniss zwischen Herrschaften und Gesinde; und so lässt sich auch den Morgen-, Abend-, Neujahrs- und Krankenandachten ein bedeutender Werth nicht absprechen, welchen wir gern in mehrern ausgehobenen Stellen näher kenntlich machten, wenn nicht die Wahl schwer und des Auszeichnungswürdigen zu viel wäre.

Je mehr indessen Rec. überzeugt ist, dass gegenwärtiges Andachtsbuch wegen so vieles darin enthaltenen und meistens in einem ungemein anziehenden, nur selten in Empfindeley und Bombast ausartenden, Tone gesagten Guten ganz vorzüglich verdient, von aufgeklärten Christen und Religionsfreunden überhaupt zum Leitfaden ihrer moralischen und religiösen Selbstunterhaltungen gebraucht zu werden, ja dass es auch insbesondere geeignet sey, denjenigen, die dafür empfänglich sind, zu einem höhern Maafse von Aufklärung über die wichtigsten Gegenstände behülflich zu seyn: desto weniger kann er sich des Wunsches erwehren, dass nicht so manches darin vorkommen möchte, was die Brauchbarkeit davon merklich einschränkt, was, wenn auch gerade so wenig problematisch, als es Hn. T. scheint, und tausend andern mit nicht geringerm Rechte auf den Namen aufgeklärter Christen Anspruch machenden Leuten vielleicht nicht scheinen wird, doch gewiss hier nicht an seiner Stelle steht. Möchte z. B. immer mit allem Nachdrucke der humane Gesichtspunkt bey Würdigung der Handlungen Jesu, auch der von ihm meistens so ganz ohne physische Vorbereitung und Veranstaltung verrichteten Heilungen und Wiederbelebungen herausgehoben, und fest zu halten empfohlen seyn: so war doch gewiss das durchgängige Polemisiren, dass bey dem Allen an kein Wunder, auch nicht an irgend einige aussergewöhnliche Menschenkraft zu denken, vielmehr alles auf gemeine Art hergegangen sey, und von den Geschichtschreibern selbst nicht anders dargestellt werde, in einem Andachtsbuche, wenn man darunter nicht nach einer flachen Etymologie ein Buch auf Anlass dessen sich an und über mancherley *denken* lässt, sondern ein Erbauungsbuch, welches vielen Lesern, deren religiöse Ideen und Gesinnungen mit gewissen historischen, und auf den ersten Anschein aus den vorhandenen geschichtlichen Documenten am natürlichsten sich ergebenden Vorstellungen, in einer fast unzertrennlichen Verbindung stehen, in die Hände kommen kann und zu Gute kommen soll, versteht, sicher nicht an seinem Platze? Es taugt da wohl schwerlich, und kann wohl schwerlich ganz unanstössig heissen, wenn von den allerdings fragmentarischen, und nicht in allen Puncten übereinstimmenden Nachrichten des Matthäus und Lucas über die Geburt und Kindheit Jesu, von denen auch das ganz wahr seyn mag, dass sie für uns kein grosses Interesse haben, Th. I. S. 28. gesagt wird: „der Weg eines jeden von beiden konnte nichts anders seyn, als — ein Irrweg" — ferner dass die Evangelisten die von Jesu verrichteten Heilungen nur als Curen erzählen, und sie aus ihren Nachrichten als blosse *Scheinwunder* hervorgehen — was sich von vielen ehrlicher Weise schwerlich behaupten lässt — S. 60. dass Jesus dem Mos. Gesetze allen Werth abgesprochen habe — S. 62. dass es „nie sein „Gedanke gewesen sey, sich für den Messias auszu„geben," dass Schwärmerey, obgleich von der edelsten Art, an seinem freywilligen Tode Antheil gehabt habe — dass er, der nach einer Todten-Ohnmacht unvermerkt aus seinem Grabe hervorgegangen sey, sich seinen Freunden zuletzt freywillig entzogen habe, und bald nachher in der Einsamkeit gestorben sey — S. 261. dass die mosaische Constitution sich nur mit Fluchpsalmen vertragen habe — und viel dgl. m. Mögen alle diese Behauptungen, die bey einer historischen Erklärung des Textes immer problematisch bleiben werden, immerhin Gegenstand einer freyen esoterischen Untersuchung seyn: in einem Buche für den gemeinen Gebrauch, obgleich aufgeklärter Christen — wie unbestimmt ist aber nicht dieser Begriff, wenn von der Art jene Dinge zu beurtheilen die Rede ist! — — hätte der Vf. die Rücksichten, der beym Volksunterrichte nöthigen Behutsamkeit, um nicht das, was für viele noch Fundament moralischer und religiöser Gesinnung ist, zum Nachtheil der letzten zu untergraben, die er S. 354. selbst bemerklich macht, in Beziehung auf sein eigenes Buch, das man darum Anfängern in religiösen Untersuchungen schwerlich empfehlen kann, sondern blos solchen, die im Nachforschen, ja selbst im Zweifeln schon geübt sind, zum Gebrauche überlassen muss, mehr im Auge behalten sollen, ohne dass ihm darum die Gelegenheit benommen gewesen wäre, den rein moralischen Geist in Jesu Leben, Lehre, Entwürfen und deren Ausführung auf das bündigste ins Licht zu setzen; ja indem er sogar dadurch solche Reflexionen mehr zu individualisiren und auf besondere Fälle der Pflichtbeobachtung auf eine eigentlich ascetische Art anzuwenden, beträchtlich an Raume gewonnen haben würde. An reichlicher Nahrung zum Zweifeln und Hn. T. zum Theil etwas imposant entscheidende Behauptungen einzuschränken, dürfte es übrigens auch solchen Lesern, die an dem Resultate seiner Behauptungen keinen Anstoss nehmen, (wohin Rec. sich selbst rechnen zu dürfen glaubt) nicht fehlen. Sie dürften bey der Frage S. 28.: Wer war bey Mariens Verlobung, wer — bey der himmlischen Musik auf dem Felde zugegen? etc. fragen, ob sich nicht viele dieser Nachrichten auf Mariens mündliche Erzählung gründen konnten. — Sie dürften sich bey der Behauptung S. 54. dass Jesus, der Arzt, seine Jünger gleichfalls in dieser Kunst unterrich-

richtet habe, wundern beym Matthäus und Johannes, als Jesu persönlichen Schülern und Begleitern so ganz alle offenherzig dargelegte Auskunft hierüber zu vermissen. Sie dürften es bey S. 55. noch problematisch finden, ob die Wundersucht der Juden Jesu Thaten zu Wundern gestempelt, oder ob nicht die letzten ihrer auffallenden, zum Theil unerhörten Beschaffenheit wegen die Wundersucht der Juden veranlasst habe; da doch unstreitig vor Jesu auch Kranke, ähnliche Kranke, wie er sie heilte (Luc. 11, 19.), werden geheilt worden seyn, und doch bis dahin eben von keinen Wundern die Rede war. — Sie werden, um mehreres zu übergehen, fragen, wie denn S. 61. Marc. 12, 33. 34. als eine Abweichung vom Gesetz und besonders von der nachfolgenden Lehre jüdischer Weisen (Ps. 51.) zu betrachten, oder S. 262. gerade Joh. 5, 39. als Beweis, dass sich aus dem A. T. für die Lehre Jesu nichts darthun lasse, anzuführen, ob nicht Matth. 15. offenbar von der καρδίαις πρεσβυτέρων, der die ἐντολὴ Θεοῦ ausdrücklich entgegengesetzt wird, die Rede sey. Sie werden sich versucht finden S. 73. die Auslegung, dass Jesus Matth. 26, 63—65. mit den Worten σὺ εἶπας dem Hohenpriester einen unbefugt aufgedrungenen Eid zurückschiebe, aber nicht zugebe, dass er der υἱὸς Θεοῦ sey, für eine leere Deuteley zu halten und überhaupt alles, was davon vorkommt, dass Jesus nicht für den Messias und ὁ. θ. als jenem Begriffe gleich bedeutend habe gelten wollen, als eitles Schattengefecht, woraus nur hervorgeht, was jedermann weiss, dass er sich nicht im jüdischen Sinne diesen Namen zugeeignet habe, keineswegs aber, dass er von seiner Person und ausserordentlichen göttlichen Beglaubigung — (an göttliche oder übermenschliche Natur braucht hierbey nicht gedacht zu werden) — nicht selbst höhere und eigenthümliche Begriffe, ohne welche in seinem Betragen vieles moralisch unerklärlich bleibt, gehabt habe, anzusehen. Sie werden bey S. 103. schwerlich umhin können, das Betragen Jesu Matth. 21—23., mancher sehr feinen Bemerkungen ungeachtet, als geflissentlich und einer Lieblingshypothese wegen zu leidenschaftlich und mit seinem vorherigen Betragen zu auffallend contrastirend dargestellt, und in der Fiction S. 107. „dass Jesus in seinem Tode den Messias habe wollen absterben lassen" — richtig wenn vom jüdischen Messias die Rede ist — „und als solcher" — wirklich im Charakter des jüdischen Messias? — „aufgetreten sey, um auf immer zu verschwinden, eine viel zu theatralische, Jesu unwürdige Maschinerie zu finden — und endlich wird — mehreres andere bey Seite liegen zu lassen — wenn von exegetischer Ehrlichkeit die Rede ist, es sie befremden über Jesu Präscienz in Betreff seiner Auferstehung Hn. T. so sehr leise weggehen zu sehen. Ueber alle diese Puncte, wie gesagt, mag Rec. für seine Person gar nicht entscheiden; aber das Angegebene sammt und sonders ist ihm ein unläugbarer Beweis mehr, dass Discussionen solcher fast blos theoretischen Art einem Andachtsbuche grösstentheils fremd sind, dass sie fürwahr die *Andacht* mehr *zerstreuen* als *beschäftigen*.

Was den zweyten eigentlichen ascetischen Theil anlangt; so scheinen hier doch die individuellen eigentlich blos persönlichen Reflexionen in den Privatandachten, wo sich fast Alles, auch das Generellere an allerdings sehr interessanten Schilderungen von des Vfs. eignem Leben, Schicksalen und eigenthümlichen Verhältnissen anschliesst, zu gehäuft, um nicht das Interesse an vielem, was hier vorkommt, zu schwächen und eine beträchtliche Menge Leser, die zwischen sich und dem Subjecte jener Selbstgespräche weniger Aehnlichkeit als unter andern Rec. finden dürften, bey ihrer Andacht unbeschäftigt zu lassen. War es Hn. *Th.* mit der Behauptung Th. II. S. 97. Ernst: er begreife kaum, wie man ein Andachtsbuch für Andere schreiben könne; — so hätte er freylich das seinige ungeschrieben lassen müssen. — Aber das, was Spalding, Zollikofer u. a. ja selbst der Vf. an vielen Stellen geleistet hat, beweist doch, dass man ohne seine ganz eigenthümlichen Individualitäten so häufig einzuflechten, viel Erweckliches und religiöse Gesinnung Beförderndes, eine grösere Mannichfaltigkeit von moralischen Beschaffenheiten, Gemüthszuständen und Verhältnissen Berührendes sagen könne. So befremdet es, um nur eine dergleichen Auslassung zu erwähnen, unter den Krankenandachten keine auf den Fall der Wiedergenesung zu finden — und weil doch der Vf. diesen Gegenstand einmal berührt hat, ist es Schade, dass die an sich so fruchtbare Betrachtung über den gestirnten Himmel S. 152. in ein blos trocknes Schema von Astrognosie ausgeartet ist. Der Raum ist übrigens zu verengt, um alle einzelnen Gedanken und Ausdrücke, bey denen Rec. Bedenklichkeiten hat, namhaft zu machen. — Dergleichen wären unter andern Th. I. S. 264. „Jesu Lehre würde sich in der Welt erhalten haben, auch ohne Schrift," was zwar möglich, aber doch nicht so absprechend zu behaupten ist. — 279. „Laute Religionszweifel sind nichts anders, als geheime Anklagen des Gewissens." Th. II. S. 235. verdient die Stelle: „Ilieher mein Sohn, dass „ich mit den Worten eines Sterbenden (1 Kön. 2, 2. 3. „1 Chron. 29, 9.) der *für* einen *König* noch immer „ein *ganz guter Mensch* war, dich segne" — nebst mehrern andern die, wenn auch nur beyher wie S. 275. in wirklich ungerechten Tone von Fürsten als einer für sich gehässigen und nichtswürdigen Menschenclasse sprechen, wie auch solche, die wie S. 114. den Handelsstand unbedingt herabwürdigen, vornehmlich in einem Buche dieser Art eine ernstliche Rüge. — In den Foderungen an das, was Kirche und Schule und Prediger und Schullehrer seyn und leisten sollen, giebt es mancherley Phantastisches und Unausführbares — und kaum wird man sich bey Stellen wie diese S. 292. „Es fehlt des Predigers Vortrage nicht an *Ordnung*, weil er mit *Empfindung* spricht" — der Befremdung, noch weniger aber bey der ganz erfahrungswidrigen Behauptung S. 287. — „denn er ist eben darum, weil er einen guten

Kanzelvortrag hat, auch ein guter *Sänger*" — des Lächelns enthalten können. — Endlich ist es bey des Vfs. sehr billigem Verlangen S. 297. dafs geistliche Lieder einen ächt poetischen Werth haben sollen, zu verwundern, dafs unter der kleinen Anzahl derjenigen, welche sich im Anhange befinden, manche zum Theil, auch wohl s. S. 364. durchaus matt und unpoetisch sind.

Leipzig, b. Hertel: *Homiletisches Handbuch zum leichtern und nützlichern Gebrauch der gewöhnlichen evangelischen und epistolischen Perikopen auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres, für angehende Prediger und Kandidaten des Predigtamts*, von M. *Traugott Leberecht Kämpfe*, Katecheten an der St. Salvators-Kirche zu Gera im Voigtlande etc. *Ersten Bandes dritter Theil, Dritter Heft. Vierter Heft*, in fortlaufenden Seitenzahlen. 1797. S. 443—856. 8. (1 Rthlr.)

In diesen beiden Heften sind enthalten die evangelischen und epistolischen Abschnitte vom vierten Sonntage nach Epiphanias bis zum Sonntage Septuagesima. Vor dem dritten Hefte steht eine Abhandlung *über den rechten Gebrauch homiletischer Hülfsmittel, und insonderheit über den zweckmäfsigen Gebrauch des homiletischen Handbuchs* etc. Ob Hr. K. selbst, oder ein Anderer der Vf. dieser Abhandlung sey, ist nicht bemerkt. Aus verschiedenen Stellen ist das Letzte zu vermuthen. Dem sey nun wie ihm wolle, die Regeln, welche der Vf. ertheilt, sind gut, und wenn sie beym Gebrauche dieses Handbuchs befolgt werden, so wird die Trägheit nicht befördert; angehende, und auch schon geübte Prediger werden vielmehr reichen Stoff zum eigenen Nachdenken finden. Da die Einrichtung dieses mit Beyfall aufgenommenen Werks aus den vorhergehenden Heften bekannt ist, so wird es genug seyn zu bemerken, dafs sich der Vf. auch in diesen Fortsetzungen gleich bleibt. Aber die Geschichte der festlichen Zeiten ist sehr nachlässig bearbeitet, und durch viele historische Unrichtigkeiten entstellt. Um aus mehrern Beyspielen nur ein einziges anzuführen, so heifst es in der Geschichte der Fastenzeit S. 733. „die Erhöhungen der Fastenzeit geschahen entweder im *sechsten* Jahrhunderte unter *Gregor II*, oder im *achten* Jahrhunderte *unter Gregor dem Grofsen*, welches unter den Gelehrten noch nicht ausgemacht ist." Auch im folgenden ist alles durcheinander geworfen, und überall fehlt es an chronologischer Genauigkeit. Man lese nur die S. 733 f. gleich darauf folgende Stelle: „So stand es mit dem Fasten, bis in die Mitte des dritten Jahrhunderts, wo es, besonders zu Rom drey Wochen dauerte. Zu der Zeit aber, da Cornelius und Novatian um die geistliche Würde stritten, fingen die Novatianer (wie verschiedene glauben) zuerst an, es auf 6 Wochen auszudehnen, doch war das nicht allgemein, bis zu Gregor's des Grofsen Zeit die Fasten förmlich 4 Tage zugesetzt bekam, wo diese Gewohnheit durch Kirchenordnungen bestätigt wurde. Z. B. auf dem IVten *Concilio Aurelianensi, im Jahr* 541 gehalten, wurde can. 2. verordnet etc." Das fehlerhafte in dieser Zusammenstellung würde Hr. K. gewifs selbst entdeckt haben, wenn er diese ganze Abhandlung vor dem Abdrucke noch einmal mit Aufmerksamkeit gelesen hätte. Wie kann eine von dem Pabst Gregor dem Grofsen eingeführte Gewohnheit auf einem im J. 541 gehaltenen *Concilio* bestätigt worden seyn, da dieser Mann erst im J. 590 zur päbstlichen Würde gelangte?

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Brünn*, mit Siedlerschen Schriften: *Einiges zur Geschichte der protestantischen Gemeinde in Brünn*, v. M. *Victor Heinr. Riecke*, Senior der evangelischen Gemeinden in Mähren und Prediger des hiesigen Bethauses. Bey Gelegenheit der halbjährigen öffentlichen Prüfung der Schule am 8. Oct. 1798. 39 S. 8. — Keine Gemeine war bey ihrem Entstehen so klein, als die Brünnische, welche seit 1782 existirt, und damals kaum aus einer ansafsigen Familie bestand. Allein durch die Bemühungen des Hn. *Seitter's*, welcher von einigen Freunden, und selbst von einem edlen Katholiken, *Leop. von Köffiller* unterstützt ward, welcher letzte sogar die Erlaubnifs zur Errichtung eines Bethauses auswirkte, und inzwischen einige Zimmer in seiner Fabrik zu den Gottesverehrungen einrichten liefs, so wie durch die ansehnliche Summen, welche die zu diesem Zweck in Deutschland veranstaltete Collecte lieferte, kam nicht nur der Bau des Bethauses zu Stande, sondern es blieb auch noch eine Summe zum künftigen Bau einer Schule übrig, welche endlich auch errichtet ward. Anfangs besorgte der verdienstvolle Vf. das wichtige Geschäft des Jugendunterrichts allein, seit 1794 aber mit Zuziehung einiger Lehrer, und im vorigen Jahre ward Hr. Rath *André* als Director der Schule hieher berufen. Die in dieser kleinen Schrift eingestreuten Winke über Gegenstände, Stufengang und Methode des Jugendunterrichts verrathen den hellsehenden, erfahrnen Jugendlehrer. Aber auch die Einrichtung der religiösen Versammlungen, von welchen S. 13 u. 14 Nachricht gegeben wird, ist musterhaft. Den Kanzelvorträgen liegen bald willkürliche, bald auch gar keine Bibelstellen zum Grunde; aller Unterricht wird durch passende Zwischengesänge unterbrochen; das Vater Unser wird nur bey feyerlichen Gelegenheiten in einer Umschreibung ganz oder nur theilweise gebraucht; das Bild des Gekreuzigten steht nur in der Charwoche und wenn Abendmahl gehalten wird, wobey kein Leuchter, keine Consecration, keine Beichte üblich ist, und woran auch Reformirte Antheil nehmen, auf dem Altartische. Bey der Taufe wird kein apostolisches Glaubensbekenntnifs gebraucht. Die Kleidung des Religionslehrers ist ein einfacher schwarzer Rock, ohne Kragen und Umschlag, und nur Leichen veranlassen einen Trauermantel. Möchte doch diese treffliche, ganz dem Geiste der einfachen christlichen Religionslehre angemessene Einrichtung bald überall die verdiente Nachahmung finden!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 28. May 1799.

GESCHICHTE.

London, b. Faulder, Cadell, Davies etc. *The History of the Reign of Shah Aulum the present Emperor of Hindoſtan*, containing the Transactions of the Court of Delhi and the neighbouring States during a Period of 36 Years, by *W. Franklin*. 1798. 294 S. 4. nebſt einer Karte und vier Abbildungen berühmter Perſonen.

Der Vf. ſtand bis 1795 als Hauptmann unter den bengaliſchen Truppen, war zum Theil Zeuge vieler hier beſchriebenen Begebenheiten, und konnte bey andern handſchriftliche Quellen benutzen, welche ſchwerlich über die Grenzen von Hindoſtan gelangen, und auch dort nur Kennern der perſiſchen Sprache offen ſtehen. Auſser mehrern ungedruckten Werken benutzte Hr. *F.* bey dieſer Geſchichte des unglücklichen, ſo viel wir wiſſen, noch lebenden Kaiſers *Shah Allum* drey Lebensbeſchreibungen deſſelben, die entweder ſeine ganze kummervolle Regierung, theils einzelne Jahre derſelben behandeln. Auſserdem erhielt er von andern brittiſchen Officieren, die ihren Aufenthalt in Hindoſtan zur Aufklärung der Landesgeſchichte und Geographie benutzten, ſchätzbare Beyträge. Unter uns iſt Hr. *F.* ſchon durch eine 1787 von Bengalen nach Perſien unternommene Reiſe bekannt, welche der ſel. *Forſter* im erſten Bande ſeines Magazins überſetzt hat.

Die hier beſchriebenen Revolutionen, welche ſeit vierzig Jahren Hindoſtan verheert haben, ſind freylich ſchon aus andern Nachrichten nicht unbekannt, auch hat Hr. *Jonathan Scott* im zweyten Theil von *Ferishtas Geſchichte von Decan*, gerade Shah Allums Regierung ausführlich beſchrieben. Sein ebenfalls aus indiſchen Quellen gezogener Bericht ſtimmt daher im Ganzen mit unſern Vf. überein; aber demungeachtet unterſcheidet ſich Hr. *F.* ſowohl in der Darſtellung als Auswahl der Begebenheiten von ihm ſehr vortheilhaft; auch hat er eine Menge unbekannter Nachrichten erhalten, die ſein Vorgänger nicht erfuhr, oder nicht aufnahm, weil er Shah Allums Regierung nicht ausſchlieſslich, ſondern nur unter den Nachkommen Aurungzebes behandelte. So wichtige Aufklärungen indeſſen das hier anzuzeigende Werk für die neuere ſo ſehr verwickelte Geſchichte von Hindoſtan enthält, und ſo belehrend auch darin die Landesgeographie bey vielen dunkeln Gegenden behandelt iſt; ſo erfodert daſſelbe doch Leſer, die mit den neueſten Revolutionen, welche den Thron der weiland ſo gefürchteten Kaiſer von Delhi umſtürzten, eben ſo vertraut ſind, als brittiſche Befehlshaber und Handelsleute, in deren Nachbarſchaft ſich jene Mord- und Greuelſcenen ereigneten. Die Menge der abwechſelnd auftretenden, und kurze Zeit glänzenden Glücksritter, ſind ſelten ſo anſchaulich dargeſtellt, um ſie nicht wegen der Unbekanntſchaft, oder Aehnlichkeit ihrer langen Namen und Amtstitel mit ihren Helfershelfern zu verwechſeln. Die handelnden Perſonen betreten auf einmal den Schauplatz, und der gewöhnliche Leſer iſt auf ihre Erſcheinung und Mitwirkung nicht vorbereitet genug, ſo bekannt ihre frühern Thaten und Verbrechen auch den Officianten der oſtindiſchen Geſellſchaft ſeyn mögen. Raub, Meuchelmord, Hinterliſt und Verrätherey, wechſeln unaufhörlich mit andern kleinern und gröbern Verbrechen ab, und ſelten erſcheint jemand, wie die Begum Sumre, (die Wittwe eines deutſchen Abentheurers, der eigentlich *Walter Reinhard* hieſs, und ſich vom gemeinen Soldaten zum kaiſerlichen Feldherrn aufſchwang,) welche nach ihres Mannes Tode ſeine Truppen commandirte, die ſich durch wahre Anhänglichkeit an die Regenten und Erfüllung ihrer Pflicht vor den übrigen Ungeheuern auszeichnete. Dazu kommt noch, daſs über die Intriguen im Innern des kaiſerlichen Pallaſts, die Freygebigkeit des ſchwachen Shah Allums gegen verrätheriſche Günſtlinge, und die feyerlichen Aufnahmen der Vermittler und Unterhändler bey den unaufhörlichen Hofcabalen, wichtigere Auftritte bey den Heeren und auſserhalb den Mauern von Delhi übergangen, oder nicht gehörig herausgehoben ſind, ſo daſs der Zuſammenhang oft beym Leſen verloren geht. Vorzüglich bedauern wir, daſs Hr. *F.* nicht allemal nach ſeiner Vorgänger Weiſe, die häufig gebrauchten indiſchen oder perſiſchen Redensarten in einem eigenen Anhange, oder in den untergeſetzten Noten, ausführlich erklärt hat. Auch würde jeder Leſer gewonnen haben, wenn in der Einleitung, oder in einem alphabetiſchen Namensverzeichniſs, die vornehmſten hier in Menge auftretenden Perſonen kurz charakteriſirt wären, um ihre Theilnahme an der Erhaltung oder Zerſtörung der mogoliſchen Oberherrſchaft in Hindoſtan deutlicher überſehen zu können. Bey dem allen müſſen wir dieſe Geſchichte des vielleicht letzten indiſchen Kaiſers, als das beſte vollſtändigſte Handbuch über die neueſten Revolutionen in Delhi empfehlen, und obgleich der Vf. dabey ſchon Orme, Rennel und Scott zu Vorgängern hatte; ſo iſt ihm doch eine reichliche Nachleſe ſpecieller Erläuterungen über die

Geschichte und Geographie der freylich sehr zerstückelten Reichsprovinzen übrig geblieben.

Hr. *F.* fängt seine Geschichte mit dem J. 1758, oder dem Zeitraum an, in welchem Shah Allum als Prinz an der Landesregierung Theil nahm. Seine Flucht aus der kaiserlichen Residenz, um dem Dolch des Veziers zu entgehen, der bald darauf seinem Vater (Allum Gir II) das Leben raubte. Seine Züge nach Bengalen, um bald den dortigen Nabob, bald seine Beschützer, die Engländer, zu vertreiben; die Annahme des kaiserlichen Titels, ohne den Besitz des Throns, nebst seinen übrigen Schicksalen vor dem Vergleich mit den Engländern 1765 werden nur kurz angezeigt, weil andere eben diese Vorfälle schon ausführlich beschrieben haben. Weil die Engländer es damals nicht wagten, den Kaiser Shah Allum nach Delhi zu begleiten, überliefsen sie ihm die Provinzen Elhadabat und Korah, versprachen ihm auch aus den bengalischen Einkünften einen jährlichen Tribut von 26 Lac Rupien, für welche Gefälligkeit er ihnen die Herrschaft über Bengalen, Bahar und Orixa, nebst andern Districten auf der Küste Coromandel abtrat.

Fünf Jahre residirte der neue Kaiser im Schlosse von Elhadabat, und konnte mit seinen Einkünften reichlich alle Ausgaben bestreiten. Glücklich für ihn, wenn er damals mit einer Lage zufrieden gewesen wäre, die er nie auf dem wankenden Thron von Delhi hoffen konnte, und wenn er diese zerstörte Stadt nebst den verheerten Districten seines zerstückelten Reichs jedem andern überlassen hätte. Allein er warf sich 1770 den Maratten in die Arme, die nur im Namen eines Schatten-Kaisers das nördliche Hindostan, eben so, wie das südliche, das ihnen längstens gehörte, zu beherrschen wünschten. Hier schaltet der Vf. eine kurze, aber sehr zweckmäfsige, Episode über die Entstehung des Marattenstaats, dessen Ausbreitung und nachherige Zertheilung in mehrere Fürstenthümer ein. So sehr des Kaisers Beschützer, die Engländer, ihn vom Zuge nach Delhi abriethen; so verband er sich doch mit den Maratten auf die lästigsten Bedingungen. Er versprach ihnen für die Thronerbung in Delhi die Rückstände des Tributs, den sie seit 1747 aus den Ueberbleibseln des Kaiserthums zu fodern hatten, die Abtretung von Korah und Elhadabat, die Hälfte aller Beute, die sie in diesem Kriege machen würden, und bestätigte sie im Besitz aller frühern Eroberungen, die damals der Flufs Chumbul, welcher in den Jumna fällt, gegen Norden begrenzte. Gegen Ende des J. 1771 gelangte Shah Allum zum Besitz von Delhi. Nun ward Nudjuf Khan, ein tapferer Krieger, des Kaisers Feldherr und vornehmster Rathgeber. Er hatte ihm schon vorher in Korah gedient, und erhielt, so lange es lebte, Shah Allums Ansehen in Hindostan. Dieser suchte nun nebst den Maratten für den Kaiser die Provinzen in der Nachbarschaft von Delhi zu erobern, deren Statthalter und Lehnsbesitzer während der vorhergehenden Verwirrungen unabhängig geworden waren. Unter diesen ward ein Rohillafürst nordwärts von Delhi, der Nabob Nigib ul Dowla zuerst bezwungen, dessen Enkel Golaum Kadir den Kaiser 1788 so grausam behandelte. In diesem Kriege erfuhr er bald die Treulosigkeit seiner vermeynten Beschützer; die Maratten behielten die ganze Beute, welche über eine Million Rupien ausmachte, sie verbanden sich gar mit dem bis auf eine Festung bezwungenen Rohillafürsten, und wufsten den Kaiser dahin zu bringen, dafs er diesem verzieh, und ihm sein verlornes Land wieder einräumte. Hierauf sollten die Dschaten zu Paaren getrieben werden; aber bey diesem Kriege gewann der Kaiser eben so wenig, weil die Marätten durch Geld von den Dschaten gewonnen wurden, dagegen über den Ganges zogen, um die Länder anderer Rohillafürsten auszuplündern, und da sie hier zurückgejagt würden, auch der Kaiser diesen Einfall misbilligte, mit aller gemachten Beute Hindostan verliefsen und in ihr eigenes Gebiet zurückeilten.

Unterdessen erhoben sich in Delhi allerhand Cabalen gegen Nudjuf Khan, des Kaisers einzige Stütze; er erhielt sich jedoch in seinem Posten, erneuerte 1773. den Krieg gegen die Dschaten, nahm ihnen Agra wieder ab, und ihr Fürst mufste seine Zuflucht in eine Bergfestung nehmen. Auch von diesem in der neuern indischen Geschichte berüchtigten Räuberschwarm ertheilt Hr. *F.* einige Nachrichten. Nach ihm wanderten die Vorfahren der Dschaten aus den niedern Gegenden von Multon in die Provinz Agra ein. Auch an der durch Hastings Proceis so bekannt gewordenen Unterjochung der Rohillas an den Grenzen von Auhd nahm der Kaiser Theil. Nach dem Vergleich mit dem Nabob von Auhd, sollte er die Hälfte der Beute und des eroberten Landes haben. Allein der Nabob behielt alles für sich, und der Kaiser war zu ohnmächtig, sein Recht gegen den von England unterstützten Fürsten auszuführen, der sich noch dazu Shah Allums Vezier nannte. Dieser Krieg veranlafst Hn. *F.*, eine sehr instructive Beschreibung des Landes Rohilcund, welches sonst Cuttais hiefs, voranzuschicken, dessen Grenzen genau zu bestimmen, und von den vornehmsten Städten Nachricht zu geben, auch den vormals blühenden Handel derselben zu rühmen. Aber wir erfahren dabey aus den oben angeführten Ursachen nicht, was Sessoo und Saul für Ausfuhrartikel sind. Sonst zog der Kaiser aus dem Lande der Rohillas fünf Millionen Pfund Sterl. Einkünfte. Jetzt, da das Land verheert, und die Einwohner gröfstentheils durch den Krieg aufgerieben, oder ausgewandert sind, trägt es dem Nabob von Auhd etwa 400,000 Pfund Sterl. Auch die Familiengeschichte der jetzt regierenden Nabobs von Auhd wird bey dieser Gelegenheit aus handschriftlichen Nachrichten aufgeklärt. Im Ganzen stimmen sie mit der Geschichte dieser Fürsten überein, die *Forster* in seiner Reise aus Bengalen eingeschaltet hat; nur ist der Bericht unsers Vfs. ausführlicher; er weifs auch von ihrem Einflufs in Delhi, und dem Antheil, welchen sie an indischen Staatsveränderungen nahmen, mehr zu erzählen.

Nud-

Nudjuf Khan, der die Trüppen des Kaisers gegen die Rohillas angeführt hatte, ward wegen des nicht erfüllten Vertrags mit dem Nabob von Aubd sehr kalt aufgenommen; und Nebenbuhler und Neider, der es am Hofe des schwachen Kaisers in Menge gab, arbeiteten an seinem Fall; aber er war zu mächtig. Er zog hierauf 1776 wieder gegen die Dschaten, eroberte ihre Hauptfestung Deig, und bezwang ihr ganzes Land. Doch der Dschatenfürst rettete sich mit seinen Schätzen. Unterdessen hatte sich der Sohn des vorhererwähnten, und in seine Staaten wieder eingesetzten Nigib ul Dowlah Schahrungpore, gegen den Kaiser empört, die gegen ihn ausgesandten Truppen geschlagen, und drohete der Kaiserstadt mit einer Belagerung, nachdem er sein Heer durch viele Seiks verstärkt hatte. Dieser Nabob hiefs Zabita Khan. Da die Geschichte der Seiks, welche den westlichen Theil von Hindostan beherrschen, noch in ein undurchdringliches Dunkel verhüllt ist; so liefert Hr. *F.* hier, was ihm ein Anführer der Seiks über den Ursprung seines Volks mündlich berichtete. Das meiste ist freylich schon aus andern Nachrichten bekannt; allein desto schätzbarer sind die hier mitgetheilten Angaben von ihren vornehmsten Fürsten, deren Wohnsitzen und Kriegsmacht. Aufser vielen kleinen Anführern herrschen gegenwärtig zwölf Fürsten über die Seiks, die 12 bis 70,000 Mann stellen können. Doch haben die meisten nur ein Heer von 12—24000 Mann auf den Beinen.

Nudjuf Khan ward daher bey diesem Aufstande nach der Hauptstadt zurückberufen, und mit ihm zog der Kaiser dem Rebellen entgegen. Doch durch Unterhandlungen ward der Krieg bald geendigt. Zabita Khan versprach Gehorsam und Tribut, und behielt seine Länder. Doch bald nach diesem 1777 geschlossenen Frieden ward Shah Allums Thron durch einen neuen Aufstand in der westlichen Provinz Agimere erschüttert. Hier behaupten seit den ältesten Zeiten mehrere Rasbuttenfürsten in den Gebirgen und Sandwüsten dieser Provinz ihre Unabhängigkeit. Ihre Bergfesten sind freylich zuweilen von den indischen Kaisern erobert worden; sie haben dem Grofsmogul in seinen Kriegen Hülfe geleistet, an dessen Hofe ansehnliche Staatsämter bekleidet, auch häufig wegen ihrer Besitzungen Tribut nach Delhi bezahlen müssen. Einer von diesen Fürsten war seit einiger Zeit damit im Rückstande. Diesen Umstand benutzten Nudjuf Khans Gegner, vorzüglich der Oberste unter den Höflingen, den Kaiser zu einem persönlichen Feldzug gegen die Rasbutten zu vermögen, und dieser ward ohne Nudjuf Khans Wissen unternommen. Der Rasbuttenfürst unterwarf sich zwar; aber ehe der völlige Vergleich geschlossen ward, fand dieser Feldherr sich bey der Armee ein, brachte 1779 den Frieden zu Stande, und Shah Allum ging wieder nach Delhi zurück. Hier war er wie bisher Werkzeug desjenigen, der mit seinen Truppen den kaiserlichen Pallast besetzt hatte, und mufste ins Feld ziehen, Festungen belagern, und von seinem kleinen Gebiete Districte verschenken oder verleihen, wie es seine Wächter haben wollten. Doch so lange Nudjuf Khan lebte, dauerte der Einfluss solcher Höflinge nur kurze Zeit, und ihr gewöhnliches Schicksal war, von ihm gestürzt und ihrer zusammengerafften Schätze beraubt zu werden. Doch von diesen Confiscationen flossen gewöhnlich nur geringe Summen in die kaiserliche Casse. Nudjuf Khan starb endlich 1782, und nach dessen Tode kämpften die Generale um die Herrschaft über den Kaiser. Einige wurden in diesem Streit von ihren Gegnern ermordet, der Kaiser mufste jeden zum Minister annehmen, der sich ihm nach Entfernung seiner Nebenbuhler aufdrang, und Delhi war zwey Jahre der Schauplatz abwechselnder Verräthereyen, Ermordungen und anderer Missethaten. Wir können hier nicht alle die Personen nennen, die der alte von falschen Freunden verrathene Kaiser zu Rathgebern und Führern wählen mufste, und durch welche Mittel sie die ersten Ministerstellen und Anführerstellen erlangten. Genug, der Kaiser ward zuletzt gezwungen, die Maratten abermals zu Hülfe zu rufen, und einen ihrer mächtigsten Fürsten, den Madaji Scindia, zu seinem ersten Minister zu ernennen. Scindia stellte des Kaisers Ansehen bald wieder her, und vertrieb die Aufrührer oder Anhänger der vorigen Minister aus ihren festen Plätzen und Districten, so dafs er des Kaisers Gebiet nach allen Seiten vermehrte, oder das wieder zusammenbrachte, was seit Nudjuf Khans Tode in andere Hände gekommen war. Doch diese Zeit der Ruhe und Ordnung war von kurzer Dauer. Der Marattenfürst, der sich mit den Schätzen seiner Feinde schon sehr bereichert hatte, suchte durch Erpressungen und Veränderungen in des Kaisers Finanzeinrichtungen noch gröfsere Reichthümer zu erlangen. Er zog alle Güter und Ländereyen ein, die bisher Civil- und Militärbeamten statt des Gehalts angewiesen waren, und versprach ihnen monatliche Zahlungen aus dem kaiserlichen Schatz, wodurch er viele Grofsen, vorzüglich die Befehlshaber der Truppen, aufbrachte. Ihr Hafs gegen den Minister zeigte sich in dem Kriege, den er 1787 abermals gegen die Rasbutten führen mufste. Alle mogolische Anführer gingen mit ihren Truppen zu den Feinden über, und Scindia erlitt durch ihre Verrätherey eine solche Niederlage, dafs er sich mit den Trümmern seines Heers nicht wieder nach Delhi wagte, sondern nach der Festung Gwalin flüchten mufste. Seine Abwesenheit ward von den Misvergnügten benutzt, die Maratten aus allen Posten zu vertreiben; nur Delhi hatten sie noch besetzt. Aber hier erwartete den unglücklichen Monarchen das härteste Loos. Ein Ungeheuer, Namens Golam Khadir, ein Sohn des vorgenannten Zabita Khan, drang aus den nördlichen Gebirgen hervor und vertrieb die Maratten aus Delhi. Nun ward der so oft beraubte kaiserliche Pallast ganz ausgeplündert, die kaiserliche Familie durch Hunger, Schläge und andere Mishandlungen gequält, ihre Schätze anzuzeigen, die der Barbar längst verschlungen hatte, und endlich dem alten Kaiser die Augen ausgestochen. Des Kaisers Ober-

hofmeister, den er von Jugend an mit Wohlthaten und Gnadenbezeugungen überhäuft hatte, rief jenen Wüterich nach Delhi, und bewirkte durch seine Intriguen und falschen Rathschläge, dass es dem blutdürstigen Rohillafürsten gelang, solche Freveithaten gegen seinen Oberherrn auszuüben. Diese Greuelscenen sind bereits aus andern Nachrichten bekannt, und unter andern hat Hr. *Scott* in seiner vorhergenannten Geschichte ein vollständiges Tagebuch von dem, was während dieser Zeit in dem kaiserlichen Pallast vorging, eingeschaltet, das man nicht ohne die mitleidigste Theilnahme aus der Hand legen kann, und das den grausamen Behandlungen, die Ludwig XVI und seine Familie im Tempel erdulden musste, zum Gegenbilde dient. Doch die tausendfach verdiente Strafe folgten dem Verbrecher auf dem Fuse nach. Die Maratten eilten endlich Delhi zu Hülfe, und erreichten den Galam Kadir auf der Flucht nach seinen Schlupfwinkeln in den Gebirgen. Bey seiner Ankunft im Lager der Maratten ward er in einem eisernen Käficht dem Gespött aller Soldaten bloisgestellt. Ihm wurden hierauf Nase und Ohren abgeschnitten, auch Hände und Füse abgehackt, und in diesem verstümmelten Zustand sollte er nach Delhi zurück gebracht werden. Er starb aber unterwegs. Shah Allum ward, ungeachtet seiner Blindheit, wieder auf dem Thron von Hindostan erhoben, von dem ihn der grausame Rohilla auf kurze Zeit verdrängt hatte. Aber alt, schwach und blind kämpft er auf demselben, mit Mangel und Elend, und als der Vf. schrieb, hatte der Tod seinen mannichfaltigen Leiden noch kein Ende gemacht. Madaji Scindia wiefs ihm zwar für seinen Hofstaat jährlich neun Lack Rupien an, davon er aber in sehr unregelmäfsigen Zahlungen, für sich, seine 30 Kinder und was sonst zum Hofe gehört, nur 50,000 Rupien erhält, und daher bey wirklichem Mangel der nöthigsten Bedürfnisse von seinen ehemaligen Vasallen mit kleinen Summen unterstützt wird, wie ihm denn während des Vfs. Anwesenheit in Delhi der Nabob von Auhd monatlich 2000 Rupien zu übersenden pflegte.

Vier Anhänge folgen noch am Schlufs der Geschichte. Sie enthalten: 1) eine Beschreibung des heutigen Delhi, unter dessen Ruinen sich noch herrliche Monumente der mohrischen Baukunst erheben. Hier beschreibt der Vf. auch die Audienz, wozu er und einige andere britische Officiere bey dem alten Kaiser im März 1794 gelassen wurden. Sie erhielten doch von ihm goldgestickte Turbans und Staatskleider von Baumwolle, welche ihr Geschenk, das blofs aus weifsen Schnupftüchern bestand, reichlich erwiederten. — 2) Eine kurze Erzählung der Revolution in Rampore im J. 1794, wodurch der letzte Rohillastaat seine Endschaft erreicht, und der Herrschaft von Auhd, wie die übrigen, unterworfen ward. 3) Ein persischer Brief, den der älteste kaiserliche Prinz 1787 auf seiner Flucht an den König von England schrieb, um seinen Vater gegen die Maratten und Rohillas zu schützen. 4) Eine persische Elegie, worin der von so vielen Leiden gebeugte Shah Allum den Verlust des Gesichts betrauert, mit einer englischen Uebersetzung in gereimten Versen. Sie ist dadurch freylich sehr europäisirt; aber der Vf. versichert, der alte Kaiser habe persisch mit der gröfsten Vollkommenheit geschrieben, und seine noch häufig vorhandenen eigenen Aufsätze würden als Meisterstücke des Ausdrucks geschätzt.

Die vier Kupfer sind Copien von Originalgemälden, welche den Kaiser in seinem Staatskleide, den Nudjuf Khan, den Marattenfürsten Madaji Scindia, und einen weiland mächtigen kaiserlichen Staatsofficianten Mujud al Dowlah vorstellen. Die Karte umfafst das eigentliche Hindostan nordwärts des Nerbuddeflusses, dabey liegt vorzüglich Rennel's Karte in der III. Section seines neuvermehrten Memoire zum Grunde.

KINDERSCHRIFTEN.

HANNOVER, b. den Gebrüdern Hahn: *Exempelbuch zum hannöverischen Landeskatechismus, mit Fragen, kurzen Anreden und Liederversen begleitet, für Kinder und Kinderlehrer.* Zweytes Heft, herausgegeben von *D. L. D.* 1798. 203 S. 8.

Da Rec. bereits bey der Anzeige des ersten Hefts seine Meynung über dieses, im Ganzen brauchbare Exempelbuch gesagt hat; so wird es genug seyn zu bemerken, dafs sich der Vf. auch in diesem Hefte ziemlich gleich geblieben ist. Die hier aufgenommenen Erzählungen aus der alten Geschichte, z. B. von *Euklides, Diogenes, Aristipp, Epaminondas* scheinen in einem solchen Buche, wegen der für Kinder schwer zu merkenden Namen von Personen und Ländern, nicht zweckmäfsig zu seyn, und es hätten leicht andere Beyspiele dafür gewählt werden können. S. 16. heifst die letzte Frage: Welche Kinder werden wohl mehr durch die Erzählung von *Perikles* beschämt? In der ganzen vorhergehenden Erzählung war aber die Rede blofs von dem *Euklides*. Perikles hat sich also wohl nur durch einen Schreibfehler hieher verirrt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 29. May 1799.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Lindh.: *Kongl. Vetenskaps Academiens nya Handlingar.* (Neue Abhandlungen der Königl. Akad. der Wissenschaften.) *Tom.* XIX. für das Jahr 1798. *Erstes Quartal.* Januar, Februar und März. *Zweytes Quartal.* April, May und Junius. (Mit 2 Kupfertafeln.) *Drittes Quartal.* Julius, August, September. (Mit 2 Kupfertafeln.)

Dies erste Quartal hat folgende Abhandlungen. I. Hn. Westrings fortgesetzte Versuche aus den meisten Flechtenarten Färbestoffe zu bereiten, die auf Wolle und Seide hohe und schöne Farben geben, und zwar hier mit folgenden 1) *Lichen pubescens, filamentosus, ramosissimus, decumbens simplex, nitidus;* giebt doch nur wenig höchstens eine schwache Fleischfarbe und Umbrafarbe. 2) *L. barbatus, filament. pendulus, subarticulatus ramis patentissimis,* diesen findet man weit häufiger als den vorigen in allen schwedischen Waldungen, und man könnte davon jährlich einige 100 Schiffpfunde sammeln. Er giebt der Seide eine schöne glänzende Orangefarbe. 3) *L. plicatus; filament. pendulus ramis implexis, scutellis radiatis,* war wegen seines medic. Nutzens in ältern Zeiten unter dem Namen: *Muscus arboreus* in der *Materia medica* mit aufgenommen, und wächst häufig. Er kann, tüchtig getrocknet und geklopft, statt Haare zum Ausstopfen gebraucht werden, dergleichen Schweden auswärts kommen läfst, und wovon das Schiffpf. 7 bis 8 Rthlr. 16 gr. kostet; hat vielen Farbestoff, der grüne, Orange-Carmelit und Isabellfarbe giebt. 4) *L. hirtus, filament. ramosissimus, erectus, tuberculis farinaceis sparsis;* wächst auf Bäumen, Zäunen und Steinen, und giebt Orange, Carmelit, Isabell, hellgelbe Nankings und nufsbraune Farben. 5) *L. floridus, filament. ramosus, erectus scutellis radiatis;* giebt besonders auf Seide ins grünliche fallende Farben. 6) *L. compressus; longissimus ex fusco nigricans, glaber, radiciformis:* vielleicht keine Flechte sondern ein Gewächs von einer eigenen Gattung, wächst unter der Rinde auf alten verfaulten Stämmen; hat nicht viele Farbematerie, giebt auch keine beständige Farbe auf Wolle; auf Seide hell Carmelit und Ventre de Biche. 7) *L. vulpinus, filament. ramosissimus, erectus fastigiatus, inaequali angulosus;* wird in Smoland und Westgothland auf hohen Dächern von Bretern und Spänen gefunden, aber nicht in Menge, giebt sonst schöne hohe und ächte Farben, als citrongelb, pistaziengrün, hellgelb, auch auf Leinwand. Damit gemachte Proben, die der Vf. ein halb Jahr an der Sonne liegen lassen, waren wenig verändert. 8) *L. ochroleucus,* wächst bey Torneå; ist sehr klein und fein, und dem Anschein nach eben nicht von sonderlichem Nutzen zur Färberey. Eigentliche Versuche hat der Vf. doch noch nicht damit anstellen können. II. Hr. Oberamtmann Schröter zu Lilienthal Bericht von einem merkwürdigen sehr entfernten Lichtphänomen, das er den 28 Jun. 1795 im Serpentarius observirt hat; ist eingesandt und aus dem Deutschen ins Schwedische übersetzt. Er bestätiget aufs neue die Unendlichkeit der Schöpfung in Ansehung des Raums, und erweitert die Kenntnifs von den Atmosphären der Weltkörper und der feinen ätherischen Materie, welche die ganze Schöpfung anfüllet, und durch welche die Himmelskörper auf einander wechselsweise wirken. Der Vf. beobachtete das Phänomen, das wahrscheinlich sehr weit entfernt seyn mufste, und das von der Art war, was man einen Sternschufs nennt, mit einem 27 fäfsigen Teleskop. Es hatte keinen stärkern Schein als die Schimmer der Sterne in der Milchstrafse. So wohl dieser schwache Schein, als der kleine Bogen, welcher dieses Lichtphänomen binnen einer Secunde zu durchlaufen schien, bestätigen die Meynung des Vf. von dessen weiten Entfernung von wenigstens einige 1000 Meilen, von der Erdfläche. III. Hn. B. *Melanderhjelms* Anmerkungen über die Atmosphären der Erde, der Sonne und der übrigen Planeten, wozu die vorhergehende Schrötersche Abhandlung Anlafs gegeben hat. Hr. M. nimmt noch einen andern Grund für die Höhe der Atmosphäre der Erde aus dem Condensationsgesetz her, nämlich dafs sich die Dichtigkeit derselben in verschiedener Höhe über der Erdfläche verhalten, wie die Schwere der über sie liegenden Atmosphäre. Vermöge dieses Gesetzes mufs die Dichtigkeit der Atmosphäre in der Entfernung von vier Meilen von der Erde 16, von 8½ Meilen 256, von 19 Meilen 65, 536, von 39 Meilen 4300000000 mal dünner seyn, als auf der Oberfläche der Erde. Auf eine ähnliche Weise mufs es auch mit der immer abnehmenden Dichtigkeit der Atmosphären der Sonne und der übrigen Planeten beschaffen seyn, indem man annehmen kann, dafs die ganze Atmosphärenmasse unsers Planetensystem von einerley Beschaffenheit sey. Da sich die Atmosphäre der Erde zugleich mit ihr selbst um ihre Achse bewegt; so ist solche, wie Hr. *M.* in seiner Astronomie gezeigt hat, in einer Sphäroide eingeschlossen, deren gröfserer Halbmesser 3952 Meilen ist, welches ziemlich mit dem, was Schröter aus dem beobachteten Pha-

nomen schliesst, übereinkommt." Dies führt den Vf. auf die Betrachtung des zwischen so vielen Millionen Planetsystemen ausgebreiteten und den Raum zwischen solchen einnehmenden Aethers, einer so feinen Materie, die zwar von der Luft verschieden ist, aber doch solche selbst durchdringt, viel flüssiger und elastischer wie die Luft ist, und woraus der unsterbliche Newton den Druck der Körper auf einander herleitet. Freylich bleibt hier noch manches Vermuthung, doch glaubt der Vf., man könne mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen, dass sich die Atmosphären der himmlischen Körper viel weiter erstrecken, als innerhalb den Raum, welchen sie in Ansehung ihrer Bewegung um ihre Achsen einnehmen, und dass die Räume des Himmels zwischen den Atmosphären der Planeten eine sehr feine und dünne flüssige Materie enthalten, die mit solchen von einerley Art und Beschaffenheit ist. IV. Hn. Prof. Retzius Bericht von den Versuchen, die er mit verschiedenen ausländischen Arten von Bäumen und Gesträuchen in dem botanischen Garten zu Lund, und in dortigen angelegten Plantagen angestellt hat. Der Vf. beschreibt zuerst die Lage und den Boden derselben, und dann die Versuche mit an 160 verschiedenen Holzarten, von *Acer* an bis *Zanthoriza Apiifolia*. Von den Rosskastanien hat er eine Art Mehl erhalten, das zum Händewaschen eben so gut ja besser ist als Mandelkleien. Die ächte Kastanie kommt in Schonen fort, und trägt Frucht, wenn sie nur vor starken und kalten Winden in Schutz steht. *Ilex aquifolium* wächst anfangs gut, und vertrocknet bald. *Juglans nigra* und *cinerea* will nicht recht fort. Schwarze Maulbeerbäume sind vormals in Schonen nicht selten gewesen; jetzt aber kann man sie schwer fortbringen. Auch *Pinus Strobus* will nicht recht fort, wohl aber *Pinus Larix*, nur wächst er langsam. *Populus monilifera* kommt vorzüglich geschwind und gut fort. Graue und gelbe Renetten kommen zwar fort und tragen Frucht, doch erhält sie nicht die gehörige Reife. Die Versuche die der Vf. mit der mächten Acacia angestellt hat, lassen ihn glauben, dass gewisse Autoren, sie zu sehr gerühmt und empfohlen haben; sie bricht beym geringem Winde leicht ab. u. dergl. m. V. Hr. Apotheker *Nyström* von Bereitung des Bernsteinfirnisses, und wie man ihn beym Beizen schwedischer Holzarten gebrauchen könne. Der Vf. hat, da Meublen von ausländischem Holz sehr theuer sind, Versuche gemacht, dem Ulmen, Eichen- Roth- und Weifsbuchen: Ahorn- Birnen- Sperberbaum- Mehlbaum- Aeschen- Erlen- Birken- und Tannen-Holz durch verschiedene Arten von Beizen die Farbe von Mahagony zu geben, worunter Ahorn- Birken- Erlen- und Buchen-Holz mit einer Eisenauflösung gebeizt, dem Mahagony am ähnlichsten werden. Er beschreibt so wohl die dabey genutzte Composition und Bereitung eines Bernsteinfirnisses, (der aus ½ Pf. geschmolzenen Bernstein, 1½ Pf. Leinölfirnis und 2 Pf. Terpentinöl bereitet wird. Zum Leinölfirnis aber nimmt er 1 Pf. gestossene und durchgesiebte Silberglätte, 2 Loth fein geriebenen weissen Vitriol und eine Kanne Leinöl), als auch eine Eisenbeize aus 4 Loth Eisenfeilspäne; und eine Blauholzbeize, aus 4 Loth ächtem Blauholz, 2 Loth Alaun und 2 Loth fein geriebenem Rothstein. Er zeigt endlich, wie man sich dieser Beizen sowohl als des Firnisses zum Beizen und Ueberstreichen von Meublen zu bedienen habe. Der Bernsteinfirnis dient auch ächt vergoldete Meublen damit zu überstreichen, da sie alsdann mit Weingeist und Seifenschaum ohne Schaden der Vergoldung können gereiniget und abgewaschen werden: sollen dergleichen Meublen als z. E. Tischblätter u. d. gl. sehr glatt und eben seyn; so müssen sie vorher mit Pimstein abgerieben werden, ehe man sie mit Firnis überzieht.

Den Anfang des *zweyten* Quartals macht eine für die Artillerie wichtige Abhandlung des Hn. Viceadmiral von Chapman, welche die Kanonen betrifft, deren Pulverkammer nicht allenthalben gleich weit ist, sondern die nach hinten enger und abgestumpft zugeht. Es werden in Schweden seit vielen Jahren 2 und 3 pfündige Niethaken mit dergleichen Pulverkammern gebraucht, von der man glaubt, dass sie sehr scharf schiessen und der Kugel mit wenigen Pulver eine grösere Geschwindigkeit geben. Auch hat man seit einiger Zeit Kanonen mit dergleichen Kammern, die mit weniger Pulver eben so scharf schiessen, als die deren Pulverkammer gleich weit gebohrt ist. Allein da man beym Probeschiessen mit solchen Kanonen nicht die rechte Methode gewählt hat; so ist auch das Resultat davon noch nicht so recht sicher gewesen. Da indessen dadurch viel Pulver erspart werden dürfte; so verdient die Sache die genaueste Untersuchung. Dies kann aber ohne eine richtige Theorie über den Unterschied der Wirkung solcher und der gleichgebohrten Kammer nicht geschehen, und dieses sowohl als alles, was bey den anzustellenden Versuchen, um zu ganz sichern Resultaten zu kommen, in Acht genommen werden müsse, hat der Vf. hier ausführlich auseinander gesetzt. Er beweiset mathematisch, dass sich die Menge des Pulvers in einer Kanone mit einer zugespitzten Kammer, zu der Menge des Pulvers einer gleichgebohrten, wenn beide gleich scharf schiessen, d. i. den Kugeln gleiche Geschwindigkeit geben sollen, verhalten wie 3,34 zu 5, oder 2 zu 3. Zuletzt bemerkt der Vf. noch, dass eine cylinderförmige Pulverkammer von kleinerm Diameter als des Kugellaufs, dergleichen man bey Mörsern gebraucht, zwar vortheilhafter seyn würde, indem die Kraft auf die Kugel dann immer mit der Quantität des Pulvers in gleicher Proportion ist, wenn die Pulverkammer eine gewisse Länge nicht überschreitet; allein dergleichen Pulverkammern würden beym Laden der Kanonen so grosse Hindernisse verursachen, dass sie daher nicht anwendbar sind. 2) Hn. Modeer giebt eine Beschreibung der Gattung von Gewürmen, *Nais, das Wasserschlängelchen*. Der Vf. beschreibt sie genauer als bisher von den Naturforschern geschehen ist also: *corpus pellucidum, lineare, depressum, articulis* *utrin-*

utrinque saepius setis longis, simplicibus, fasciculatisve: abdomine fasciculis pilorum brevissimorum per paria longitudinaliter digestis. Caput tentaculis nullis; oculi 2 aut nulli. Die mit Haaren besetzten Bauchwarzen dienen ihnen statt der Füsse, sich an das, woran sie sich hängen, in die Höhe zu schlängeln. Ihr Körper enthält in seinen Adern eine silberweisse Feuchtigkeit, die sie am Hintertheil herauslassen, und die dort einen Ableger formirt, wodurch sie sich in grosser Menge fortpflanzen. Die Ableger, die schon wieder Ableger haben, fallen endlich von dem Leibe der Mutter ab, die oft vier bis fünf solcher Ableger hinter einander herschleppt, bis sie nach einander zur Vollkommenheit kommen. Wenn man sie zerschneidet oder zerreifst, haben sie die Kraft sich ganz wieder herzustellen; ein Phänomen, woraus Götze die Auferstehung und Wiederherstellung unsers Körpers erklären wollte. Hr. *M.* theilt diese ganze Gattung ein. 1) in die ohne alle Seitenborsten; dahin rechnet er: *Nais vermicularis, capite subtus barbato, oculis nullis. N. Serpentina, vertice macula elongata, lunulisque supra collum tribus serie longitudinali nigris.* 2) in diejenigen, die einzelne Seitenborsten haben, als: *N. proboscides; capite apice forficato, cujus medio in tubulum subulatum longe protracto. N. Marina, supra convexa, subtus plana. Capite antice tubulo exserendo. N. elinguis; proboscide nulla. N. digitata; cauda laciniata.* Und 3) in die *cum setis lateralibus fasciculatis*, als *N. furcata, cauda cirrhis duobus articulatis. N. barbata; capite oculato, infra barbato.* Und, *N. quadricuspida, verrucis lateralibus bifidis setosis, abdomine cirrato caudaque quadrifida.* 3) Hn. Paykull's Anmerkungen über die Gattung Coccinella. Hr. P. ist mit der Eintheilung derselben, die Herbst und Schneider machen, nicht zufrieden; und glaubt solche sey besser darauf zu machen, ob solche mit kurzen feinen Haaren bestreuet, oder ganz glatt, oder fast rund oder oval gestaltet sind. Nur auf die erstern mit ganz feinen oft nur durch das Microskop bemerkbaren Haaren, die sich in Schweden finden, wendet der Vf. hier seine Aufmerksamkeit, und beschreibt folgende Arten: 1) *Coccinella bisbipustulata, oblongo ovata nigra, thoracis angulis flavescentibus, elytris punctis discojdalibus quatuor.* 2) *C. analis, oblongo-ovata nigra, capite, thoracis margine, elytrorum apicibus, ano, pedibusque rufis.* 3) *C. flavilabris, oblongo-ovata nigra, ore pedibusque rufescentibus, elytris puncto antico discojdali rubris.* 4) *C. Discoidea, oblongo-ovata, nigra elytris disco posticeque rufescentibus.* 5) *C. minima, ovato-globosa, nigra, antennis palpis, tibiis tarsisque rufescentibus.* 6) *C. Morio, subovata; nigra, immaculata tarsis piceis.* 7) *C. parvula, ovata, nigra capite, thoracis margine, pedibusque flavo rubescentibus.* 8) *C. marginalis, ovata elytris nigris, macula magna subtriangulari marginali baseos, rubra.* 9) *C. affinis, ovata nigra, tibiis tarsisque rufescentibus, elytris puncto pone medium rubro.* 10) *C. Abietis, ovata, rufo-testacea, immaculata.* Man findet sie in Upland auf Tannenbäumen gegen Ende des Septembers. 11) *C. Aptera, subrotundo-globosa, aptera, capite rhoracisque medio fuscis, elytris livide rubris immaculatis*, und 12) *C. globosa, subrotundo-globosa, alata, capite pedibusque rubris thorace brevissimo disco fusco.* Man sieht hieraus, dass der Vf. bey Bestimmung der Arten auf die Gestalt des Thorax und die mehr und mindere Convexität des Körpers sieht. Auch ein paar Abarten sind angeführt. 4) Hn. Acharius Beschreibung eines Mannes, der ohne Arme, Hände, Hüften, und andere gewöhnliche Glieder gebohren worden, und mit den beiden brauchbaren Zehen des rechten Fusses schreiben, klöppeln und allerhand Handwerkerarbeit verfertigen kann, mit einer Abzeichnung desselben. Ein neuer Beweis von der grosen Kraft der Seele solcher Krüppel, alle körperliche Hindernisse zu überwinden. Der, von dem hier Nachricht ertheilt wird, und der noch lebt, ist 1760 in Ostgothland von armen Bauerleuten gebohren; der Vater war verwachsen, sonst aber ein bescheidener Mann, die Mutter taugte nicht viel, und zog mit ihm als Kind herum, um sich etwas zu verdienen, bis er zu Soderköping ins Hospital kam. Er zeigte von Jugend auf eine lebhafte Seele, aber auch vielen Muthwillen, und war zu starken Getränken als Kind gewöhnt. Ein wirklicher Monorchis schwängerte er vor zehn Jahren eine liederliche Weibesperson, die ihm im Hospital beym Ankleiden und sonst behülflich seyn mufste, und wollte sie auch heyrathen, welches doch nicht zugegeben ward. Sein Kopf macht beynahe $\frac{1}{3}$ seines ganzen Körpers aus. Die Höhe des letztern ist von dem plano, worauf er ruht, kaum $\frac{1}{4}$ Elle. Mit seinen beiden beweglichen Zehen des linken Fusses schreibt er sehr gut, malt Figuren, kloppelt, schneidert und nähet, wobey er die Nadel im Munde hält, rasirt sich, spielt auf der Violin, kann sich selbst von einem Orte zum andern bewegen, fährt einen kleinen, von einem Hunde gezogenen Karren, macht allerhand hölzernes Geräthe, wobey er sich des Messers und Hobels, der Säge und Axt auf eine bewundernswürdige Art zu bedienen weifs. Er hat eine ziemlich gute Gesundheit, und klagt selten. Seine Tochter, die er mit der obengedachten Weibsperson, die selbst einen Buckel hat, gezeuget, ist ein ganz frisches und gesundes Kind.

(Der Beschluss folgt.)

Leipzig, b. Heinsius: *Erste wissenschaftliche Nahrung.* Allen edeln jungen Freunden geweiht. 1798. drey Abschnitte. 56; 84; 170 S. 1 Bog. Register. 8. (mit 7 Kupfert.) (22 gr.)

In dem ersten Abschnitte ist eine kurze, ganz gute Anweisung zur Rechenkunst enthalten; in dem zweyten ein Unterricht von den geometrischen Figuren, Anweisung sie zu zeichnen, und etwas von der Feldmeskunst, welches zur Vorbereitung auf das genauere Studium dieser Wissenschaft dienlich seyn mag. Der dritte Abschnitt soll eine kurze Ueber-

ficht der Natur und ihrer Geschichte geben, ist aber ganz mifsrathen. Unrichtiges, halbwahres, unnützes, trifft man fast auf allen Blättern an. Manches ist abgeschmackt. Es verlohnt nicht der Mühe davon Beweise zu geben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. 1) *Ofchatz*, b. Oldecop: *Kleine Konkordanz, oder sechsfaches Register über das neue Dresdnische Gesangbuch.* 1798. 64 S. 8.

2) *Leipzig*, b. Martini: *Warum findet die Einführung der neuen Gesangbücher jetzt so viele Schwierigkeiten und Widerstand?* In Briefen. 1798. 104 S. 8.

3) *Leipzig*, b. Kramer; *Beherzigungen über das alte und neue Dresdnische Gesangbuch*, oder Volksblätter für den gemeinen Mann, der aus neuen Gesangbüchern singen soll und nicht mag, von *C. C. Schlitz*, Prediger in Beunderf.) 1798. 99 S. 8.

4) Unter dem angebl. Verlagsort: *Strasburg*, b. v. Guttenberg: *Kritik des neuen Dresdnischen Gesangbuchs*, nebst einem Prognosticon über den öffentlichen Kultus in Sachsen. 1799. 87 S. 8.

Sämmtliche vier Schriften, deren Anzeige wir hier zusammenfassen, beziehen sich vornehmlich auf das (A. L. Z. 1798. Nr. 250.) von einem anderen Rec. weitläuftig beurtheilte Dresdener Gesangbuch. Nr. 1. deren Vf., laut der Vorrede; der durch seine *biblische Geographie* und andere Schriften bekannte Pfarrer *Frege* in Laas bey Oschatz ist, will eine gröfsere Bekanntschaft mit dem neuen Dr. Gesangbuch befördern und seine Brauchbarkeit erhöhen. Das erste Register weiset diejenigen Gesänge nach, welche sich auf die vorzüglichsten Gegenstände der christlichen Lehre, die nach alphabetischer Ordnung angegeben sind, beziehen. Wir haben hier einige Gegenstände vermifst, als: Bewegungsgründe zum Guten, Festigkeit, Wankelmuth u. a. worüber gewifs im Dr. G. B. passende Verse vorhanden sind. Das zweyte und dritte Register enthält ein Verzeichnifs der auf alle Sonn- und Festtage und auf besondere Ereignisse passenden, und der aus dem alten Gesangbuch beybehaltenen Lieder. Das vierte giebt die den neuen Liedern zum Grunde liegenden Bibelstellen an, das fünfte die Namen der Vff. der in dem Delitzscher, Freyberger, Eisenberger, Dresdener, beiden Leipziger, Niederlausitzschen und Wittenbergschen Gesangbuch befindlichen Gesänge. Auch dieses Verzeichnifs ist etwas dürftig ausgefallen und mufs aus *Heerwagen's* Literatur der geistl. Liederdichter ergänzt werden. Von Nr. 4. des Dr. G. B. ist, so viel wir wissen, *Schubart*, von 5. und 28. *Dietrich*, von 27 *Heeren* und von 12. b) *Teller* Vf. Das sechste Register enthält ein Verzeichnifs und eine Vergleichung der vorkommenden Hauptmelodien. Die Unrichtigkeit, mit welcher dieses Register abgefafst ist, veranlafste Hn. *Hiller* in Leipzig, *Erinnerungen* dazu auf 2 Octavblättern herauszugeben. Nachdem Hr. H. mehrere Fehler nahmhaft gemacht hat, urtheilt er, als Musikverständiger so darüber: „dafs dieses Melodieenregister dem Dr. n. G. B. nicht den geringsten Vortheil gewährt, sondern — die Cantoren u. s. w. bey jedem Schritt irre führt, wird Jeder finden, der sich auf Untersuchung desselben einlassen will."

Nr. 2. verräth einen Vf. von gemäfsigter Denkungsart, der manche richtige Bemerkung vorträgt. Er findet die Schwierigkeiten in dem Geist des Zeitalters, nach welchem die Niedern mifstrauisch gegen Höhere, diese dagegen furchtsam sind; in der gesunkenen Achtung des Predigerstandes, wozu nach S. 34. auch das Ablegen der Perücken beygetragen haben soll; in dem innern Gehalte des Dr. G. B. selbst, der nicht ganz auf dem gemeinen Mann berechnet seyn soll. Nach der Meynung des Vfs. hätten die im alten G. B. gewöhnlichen Rubriken beybehalten, die Wechselgesänge, die für Dorfkirchen unanwendbar wären, weggelassen, die Lehre von den Höllenstrafen nicht mit Stillschweigen übergangen werden sollen. Auch tadelt er die Aufnahme des 422 Liedes: Beglückt, beglückt ist wer auf Erden etc., weil dieser Anfang an das *Höltysche*: Beglückt, beglückt wer die Geliebte etc. erinnere, so wie die Weglassung der Namen der Vff. und die vorgenommenen Veränderungen im Ausdruck, Alles aber aus unstatthaften Gründen. Denn, wenn man sich bey Veranstaltung eines neuen G. B. nach den Vorurtheilen der Unwissenden richten soll; so wird dadurch kein Schritt vorwärts gethan. Was in Dorfkirchen nicht ausführbar ist, kann doch in Stadtkirchen ausgeführt werden, und selbst in Dorfkirchen könnten, wenn nur die Jugend in Schulen Anleitung zum zweckmäfsigen Gesange erhält, Wechselgesänge gesungen werden. Was weifs der Bauer vom Holty'schen Beglückt? Gebildete Religionsfreunde werden aber durch diese Aehnlichkeit des Anfangs eines Kirchen- und eines Freudenliedes gewifs nicht in ihrer Andacht gestört werden, wenn nur im Religionsgesange selbst nichts Anstöfsiges vorkommt. So ängstlich war Luther nicht, wie unser Vf. Denn er nahm Melodieen von den bekanntesten Volksliedern und legte ihnen religiöse Texte unter, wie dies von der Melodie des alten Liedes: *Gelobet seyst du Jesu Chr.* bekannt genug ist. Ohne genugthuende Gründe giebt der Vf. dem Freyberger Gesangbuch von 1780 den Vorzug vor allem neuern. Dem neuen Leipziger, das, wie jedes andere, seine Mängel hat, würde er aber gewifs nicht Uebereilung in der Ausführung vorwerfen, wenn nur die Acten, welche die Geschichte dieses G. B. enthalten, dem Publicum vorgelegt würden. Daraus würde sich, wie Rec. aus sicherer Hand weifs, ergeben, dafs die meisten Rubriken mehreremale umgearbeitet werden mufsten, um die sich einander widersprechenden Foderungen der theologischen Facultät zu erfüllen.

Der Vf. von Nr. 3. beginnt von Bonaparte und dem Rastadter Congrefs, um auf das Dr. G. B. zu kommen, und zieht Dinge herbey, die für den gemeinen Mann durchaus unverständlich und ohne alles Interesse sind. Dahin gehören Ausfälle auf kantische Predigten, dergleichen doch Hr. Sch. selbst geschrieben und sich dabey noch mit fremden Federn geschmückt hat. Ausfälle auf die Kraftgenie's, wofür er die *windigten Gecken* erklärt, die alle Posttage von den gröfsten Fabrikstädten gelehrter Zeitungen, Briefe erhalten, und bey denen immer unbeantwortete Briefe von Königsberg und Jena liegen. Zur Empfehlung des Dr. G. B. liefsen sich gewifs haltbarere Gründe, als S. 38.: es ist auf Befehl des Kurfürsten selbst herausgegeben worden etc. anführen. Durch solches seichte Geschwätz (wie auch S. 79. vorkommt) wird der guten Sache mehr geschadet, als genützt.

Nr. 4. enthält mehrere gegründete und freymüthige Bemerkungen über die Unvollständigkeit des Dr. G. B. und über die Beybehaltung solcher Ausdrücke, welche falsche Vorstellungen begünstigen. Aber, um ein durchaus vollkommenes Gesangbuch zu liefern, das in Ansehung seines Inhalts nur rein moralische Begriffe enthielte, in Absicht auf die Form aber Allgemeinverständlichkeit und Würde, verbunden mit wahrhaft dichterischem Geiste in sich vereinigte, dazu sind wirklich noch zu wenig Vorarbeiten vorhanden. Denn Gellert's, Münter's, Cramer's, Klopstock's u. a. Lieder haben, bey allen ihren Vorzügen, dennoch bedeutende Fehler. Beyläufig nimmt auch der Vf. das neue Leipziger Gesangbuch gegen mehrere Vorwürfe, die diesem Buche in der darüber erschienenen Kritik gemacht wurden, in Schutz. Sein Tadel der Rubrikenordnung des Dresdner Gesangbuchs ist am wenigsten bedeutend. Auch das angehängte Prognosticon befriedigt die Erwartungen nicht ganz.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 29. May 1799.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Lindh.: *Konigl. Vetenskaps Academiens nya Handlingar. etc.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die in dem *dritten* Quartal befindlichen Abhandlungen sind: 1) Erfahrungen über die Fortpflanzung des *Polytrichum commune* durch Pferde, von P. *Osbäck*. Nicht alle Moose und Flechtenarten sind den Wiesen schädlich. Die, welche oben auf der Erde liegen, können den Graswurzeln zum Schutz dienen; die auf Steinen wachsen, thun keinen Schaden, sondern können zum Ausstopfen der hölzernen Wände gebraucht werden. *Sphagnum palustre* dagegen, ob es gleich auch zum Ausstopfen gebraucht werden kann, und sich die Lappen dessen bedienen, ihre Kinder darein zu legen, und es um geschwollene Füsse zu wickeln, ist für die Wiesen äusserst schädlich. Eben dies ist der Fall mit *Polytrichum commune*, wenn es gleich zu Ofenwischen, in den Bettstellen der Lappen, und an einigen Orten, als in Bohus zu Häxel für Pferde gebraucht wird. Denn da es sehr tiefe Wurzeln schlägt; so drängt es andere nützliche Gewächse aus. Die Erfahrung hat gelehrt, dass manche Arten von Pflanzen durch Thiere und Vögel nach Orten, wo sie sonst nicht gefunden wurden, gebracht sind. Der Vf. hat bemerkt, dass so gar die Moose, deren Saame so fein und schwer zu pflanzen ist, auf die Art fortgepflanzt werden. Er hatte eine Wiese, um den Dünger vom Rindvieh für den tragbaren Acker zu ersparen, angefangen mit Pferdemist zu düngen. Nie war da vorher eine Spur jenes Unkrauts zu sehen gewesen, allein nun zeigte es sich allenthalben, an den Stellen, wo die Pferde ihren Mist fallen liessen. Und er räth daher, ja keine Pferde auf den Acker gehen zu lassen, die wenn sie jenes Moos mit den Samen fressen, letzten in ihrem Mist wieder fallen lassen. 2) Nachricht von einigen Schwedischen Vögeln, von *C. P. Thunberg*. Man hat in neuern Zeiten, da man sich mehr auf die Naturkunde des Landes gelegt, und darin gesammelt hat, verschiedene Arten von Vögeln in Schweden entdeckt, die man vorher nicht darin gefunden hat, als z. E. *Anas alandica, fraenata, dispar; Tetrao canus; Falco dubius; Parus Saebiensis; Emberiza Maelbiensis; Sterna caspica; Columbus septentrionalis; Stria arctica*, die ein Lindroth, Calmodin, Carlson, und Oedman zuerst bemerkt haben. Hr. Th. vermehrt diese Anzahl mit folgenden: 1) *Corvus lapponicus; fordide albus, capite collo pectore alisque basi cinereo-fuscis.* 2) *Tetrac eremita; totus fuscus, cauda alarumque apicibus caeruleis.* 3) *Falco lithofalco; cera lutea, corpore supra cinereo, subtus rufo lineolis fuscis, cauda cinerea versus apicem nigricante apice albo.* 4) *Tantalus falcinellus; facie nigra, pedibus caeruleis, ala caudaque violaceis, corpore castaneo.* 5) *Rallus porzana; rectricibus binis intermediis albomarginatis, rostro pedibusque subolivaceis.* 6—8) *Larus cinerarius, rudibundus* und *minutus.* 9) *Falco Lagopus; cera pedumque lanatorum digitis nudis luteis, rectricibus albis versus apicem nigris.* 10) *Strix lapponica, inauriculata corpore albido nigro fusciato maculatoque.* 11) *Strix nivea; inauriculata tota nivea immaculata.* 12) *Stria siberica; inauriculata corpore albido nigro maculato; genis, arcu nigro.* 13) *Tringa pusilla; rostro pedibusque fuscis corpore subtus rufescente rectricibus extimis scapo albo, uropygio variegato.* 14) *Tringa arenaria; rostro pedibusque nigris corpore griseo subtus toto facieque albis, loris griseis.* 15) *Scolopax paludosa; rostro pedibusque fuscis, loris et superciliis nigris corpore nigro-vario supra rufo, subtus exalbido.* 16) *Scolopax gallinula; rostro recto tuberculato, pedibus virescentibus, loris fuscis, uropygio violaceo vario.* 17) *Anas albifrons; cinerea macula frontali alarumque fascia albis.* 18) *Colymbus glacialis, pedibus lobatis, capite nigro cristato, gula alba, collo ferrugineo.* Einige von diesen findet man in Gmelin's Syst. avium. Es sind fast alle Zugvögel; auch ihre Oekonomie ist beschrieben. 3) Geographische Lage verschiedener Oerter in Finland durch astronomische Observationen im Jahr 1787 und 1788 bestimmt, von *N. G. Sohulten*. Bey diesen Observationen bediente sich der Vf. einer Stunden-Pendeluhr von Ernst, eines 20 füssigen astronomischen Tubus, und eines sehr guten astronomischen Quadranten von 18 englischen Zoll von Sisson. Hiedurch ward die Länge und Breite von St. Michaels, Ramdasalme, Pjelisjärvi, Kides-Kirche und Hangö Landspitze genau bestimmt. 4) Von conischen Pferdegöpeln und dem Gebrauch derselben zur Ausförderung in Gruben, von G. A. von Lindblom. Schon im zweyten Quartal dieser Abhandlungen vom J. 1796 hat der Vf. eine Beschreibung eines solchen conischen Pferdegöpels bey der Grube zu Persberg, mit den dabey angebrachten eisernen Ketten, beschrieben. Dabey hat er jetzt noch einige Verbesserungen angebracht, und Anmerkungen über solche Art conische

Winden überhaupt mitgetheilt, und besonders die Kraft derselben mathematisch berechnet, auch eine Tabelle darüber beygefügt. 5) Die Seifensiederey zu Regensburg, beschrieben von Hn. Schörbing. Der Vf., der sich als Königl. Schwed. Legat. Sekretär in Regensburg aufhielt, beschreibt das ganze Verfahren beym dortigen Seifensieden, und erläutert solches durch Mittheilung des in Kupfer gestochenen Plans der ganzen dortigen Einrichtung. Er zeiget auch, wie sowohl die Lauge bereitet, als die Seife selbst gesotten wird. Die Regensburgische Seife ist, besonders während des Krieges, durch die Schweiz häufig nach Frankreich verführt worden, und ist nach aller Aussage zum Walken des Tuchs und Kochen der Seide eben so gut als die weisse Französische. Zu einem Sud Seife gehören;

4 Centr. Talg zu 23 Gul. der Centr. — —	92 Gul.
Asche für — — — — — — —	12 —
Kalk — — — — — — — —	5 —
Salz — — — — — — — —	4 —
Ein halbes Maas Holz — — —	2 — 30 kr.
kostet also	115 Gul. 30 kr.

Hiervon erhält man 7 Centner Seife, zu 29 Gul. der Centner macht 203 Gul. Hier zeigt sich also ein Gewinnst von 87 Gul. 30 kr. wovon doch etwas für Arbeitslohn und Abnutzung der Gefässe abgerechnet werden muss. 6) Beschreibung des schwarzen Adlers, *Falco fulvus canadensis*, von *S. G. Cjungh. Linné* und die von ihm angeführten Autoren haben diesen Adler sehr kurz und unzureichlich beschrieben, der Vf., der ihn selbst vor sich gehabt, giebt uns davon eine ausführliche Beschreibung in schwedischer und lateinischer Sprache, die doch für unsere Blätter zu weitläuftig ist. 7) Erfahrungen einen besondern Schein des Wassers in der Ostsee in den Scheeren bey Vermdö betreffend, von O. Wasström. Man bemerkt diesen bleichen und an Farbe dem hellblauen elektrischen Funken sehr ähnlichen Schein des Nachts zu Herbstzeit und gegen Winter beym Rudern, beym Ziehen des Zugnetzes, und Segeln, besonders bey stillem Wetter. Die Einwohner halten dies von ihren sogenannten Mareld für einen Vorboten von Nord und Nordostwind mit Regen und Ungewitter. Man bemerkt ihn besonders in den langen Herbst- und Winternächten, wo sowohl auf der Erdfläche als in der Luft manche Veränderungen vorfallen, vermuthlich also auch im Wasser. Beide Luft und Wasser gehen dann allmälig aus dem Zustand der Wärme in die Kälte über. Und da dieser Schein sich nur bey einigen Graden Kälte, besonders bey trübem Himmel, zeigt; so vermuthet der Vf., er komme von den unzähligen feinen noch auflösslichen Eisentalg her, die wenn sie gerührt werden, sich wälzen und in Stücken gehen, ihre eigene Luftpartikeln an einander brechen, und daher bald einen stärkern bald schwächern Schein verursachen. Doch glaubt der Vf., dass auch elektrische Ursachen mit dazu beytragen, wozu er den Grund in dem feinen starken und leimartigen Sediment, welches durch die ganze Masse des Wassers als ein besonderer Bestandtheil verbreitet ist, suchet.

MATHEMATIK.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Johann Ge. Büsch, Prof. in Hamburg, Mathematik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens.* 1 Th. 1ter Band, welcher das *Nutzbare aus der reinen Mathematik* enthält. Mit 10 Kupfern. 376. S. 2ter Band, welcher eine *praktische Mechanik* enthält. Vierte sehr verm. u. verb. Ausg. mit 9 Kupfern. 1798. 470 S. 8.

Die mehreren Auflagen, die seit 1773 von diesem Werke gemacht worden sind, würden seine Gemeinnützigkeit schon beweisen, wenn auch nicht der Name des Vf. schon dafür bürgte. Die zweyte Auflage erschien schon 1776 und die dritte 1792. Auch in der gegenwärtigen hat der Vf. seine anfängliche Methode des Vortrags beybehalten, nach welcher er die Strenge der Beweise nicht so weit getrieben hat, als er sie sonst in seinem Lehrvortrage der reinen Mathematik sich empfohlen seyn lässt. In dieser vierten Auflage erscheint insonderheit die Arithmetik sehr vermehrt, und der Vf. hat jede Gelegenheit wahrgenommen, um diejenigen arithmetischen Wahrheiten durch neue Vorstellungsarten aufzuklären, von welchen er bemerkte, dass sie von den vielen Verfassern arithmetischer Lehrbücher nicht lichtvoll genug behandelt wurden. Indessen demonstrirt er selbst in der Arithmetik bey weitem nicht so scharf, als in der Geometrie, sondern wendet lieber Vorstellungsarten an, die man Inductionen nennt; nimmt die Rechnungsart so vor, als ob sie eben erst erfunden werden sollte, und leitet denn weiter eins aus dem andern her, auf solche Art hat wirklich diese Arithmetik eine eigene Originalität, übrigens giebt ihr der Vf. selbst nicht die Bestimmung zu einem eigentlichen Lehrbuche. Auch in der Geometrie ist vieles verbessert und zugesetzt worden, in der Mechanik weniger, um sie nicht unverhältnissmässig zu machen. Hr. B. hatte die Absicht die ganze angewandte Mathematik auf ähnliche Art abzuhandeln; so haben wir auch wirklich von ihm die Hydrostatik, Aerometrie und Hydraulik in einem, die bürgerliche und Wasserbaukunst, jede in zwey Bänden. Die optischen Wissenschaften hatte er auch bereits vor mehrern Jahren schon so weit ausgearbeitet, dass sie nur der letzten Revision noch bedürfen, auch eine populäre Astronomie ist zur Hälfte bis auf die Revision fertig geworden, — dabey wird es aber leider sein Bewenden haben, da das herannahende Alter, und besonders der Gesichtsmangel den würdigen Mann bestimmt hat, jenen Gedanken der Vollendung dieses Cursus ganz aufzugeben. Er ist mit seinem Freunde Klügel wegen Vollendung der Astronomie dahin

übereingekommen, dafs er zwar den Entwurf der theorischen und physischen Astronomie ihm mittheilen, auch sich die Bearbeitung einzelner Abschnitte vorbehalten wird, aber die Revision des von ihm schon vollendeten Theils, so wie die Ausführung des übrigen, demselben ganz überlassen will.

Leipzig, b. Becker: *Versuch einer Anleitung zum Kopf- und Tafelrechnen für das früheste Kindesalter.* Von *Friedrich Herrmann.* 1798. 302 S. 8. (12 gr.)

Hr. *H.* hält viel auf die Methode, den Schulunterricht in Cursus abzutheilen, und darin mag er Recht haben, dafs er aber hinzusetzt: er habe unter dem ganzen Heere von bessern oder schlechtern Rechenbüchern, welche Deutschland überschwemmt hatten, noch keins gefunden, worin die Rechenkunst auf eine für das früheste Kindesalter geniefsbare Art vorgetragen wäre, beweiset nicht dafs dergleichen nicht vorhanden wären. Ja, es dürfte auch noch die Frage seyn, ob des Vfs. Methode vielen Kindern geniefsbar wäre, denn z. B. solche, wie sein Carl und Mienchen, die er im Buche aufstellt und die einen sehr muntern Geist und schnelle Fassungskraft zu haben scheinen, werden schwerlich Geduld genug haben, das was auf den ersten 83 Seiten steht, durchzunehmen, ehe sie „von Eins bis Tausend zählen, und auch die Zahlen alle schreiben lernen." Von hier bis zum Ende des Buchs ist der Vf. nicht weiter gekommen, als dafs er die Grundbegriffe der vier Rechnungsarten entwickelt, und einige kleine Exempel zur Uebung beygebracht hat. Er theilt auch hier zwey Tafeln vom *Einmal eins* und *Ein in Eins* mit, die von seiner Erfindung sind z. B. 1 mal 1 ist 1; 2 mal 1 ist 2; 3 mal 1 ist 3 u. s. w. Die übermäfsige Weitläuftigkeit im Vortrage rührt freylich zum Theil mit von der gewählten Gesprächsform her, wo immer, um zu grofse Trockenheit zu vermeiden, völlig fremde Nebendinge mit eingemischt werden. Bey Bestimmung des Begriffs von *Zahl* und *Zählen*, sagt der Vf. S. 15. „u. s. so ist jede Zahl im Grunde eine Sammlung von mehrern oder von vielen Einheiten. Wenn man zu diesen vorhandenen Einheiten noch eine Einheit legt, was thut man da? — Karl, Mienchen, (zugleich): — Man zählt. — Vater: also lieben Kinder, heifst zählen so viel, als neue Einheiten zu schon vorhandenen Einheiten so hinzulegen, dafs man eine auf die andern folgen läfst" — u. s. w. Wir bemerken hiebey, dafs eine Sammlung von Einheiten nicht anders zur Zahl wird, als in wiefern sich solche der Verstand unter einem gewissen Zeichen vorstellt, und dafs zählen eigentlich heifst, sich die Folge solcher Zahlen, bey welchen die folgende von der vorhergehenden um eine Einheit unterschieden ist, vorstellen. Für Lehrer, die noch nicht wissen, wie man sich zu Kindern herablassen solle, kann dieser Versuch, die übermäfsige Weitschweifigkeit abgerechnet, nützlich seyn, aber dafs der Vf. auch die übrigen Gegenstände der Rechenkunst auf ähnliche Art abhandeln möchte, wollten wir ihm kaum rathen.

Frankfurt u. Leipzig, in der neuen akad. Buchhandl.: *Bewährte Anweisung Schornsteine feuerfest zu bauen, zu fegen und das Rauchen zu verhindern; wie auch Stubenöfen nach russischer Art zu verbessern.* Mit fünf Kupfertafeln. 1797. VIII. u. 136 S. 8. (12 gr.)

„Ich habe schon in meinen Grundlehren der bürgerlichen Baukunst, sagt der durch viele ökonomische und Bauschriften sehr bekannte Vf. Hr. *von Cancrin*, die Theorie von dem Bau nicht rauchender und feuerfester Schornsteine vorgetragen, aber freylich sehr kurz, weil man in einem Lehrbuche nur das Wesentliche der Wissenschaft, die man sich zu seinem Augenmerk gemacht hat, abhandeln kann. Weil ich nun schon damals willens war, eine ganz vollständige Abhandlung über den Bau vollkommen eingerichteter Schornsteine herauszugeben, und ihre gute Einrichtung ein in jedem Betrachte höchst wichtiger, ja wohl der erste, Vorwurf eines Baumeisters ist, wenn er nicht den ersten Grund von so manchen Feuersbrünsten in sich fassen will, die übel eingerichtete Schornsteine verursachen; so gebe ich dann hiemit jetzt auch diese mehr vollständige Abhandlung von dem Bau der Schornsteine in den Druck."

Man mufs gestehen, dafs die Ausführung der guten Absicht, die der thätige Vf. bey dieser Abhandlung gehabt hat, ihm im Ganzen wohl gelungen ist. Mit der ihm eigenen grofsen Umständlichkeit belehrt er uns, worauf bey dem Bau guter Schornsteine und guter Stubenöfen zu sehen sey. In dem ersten Kapitel handelt er von dem Bau der Schornsteine und ihrer Fegung, giebt den Begriff von Schornsteinen, zeigt, dafs die innere Figur der Grundfläche der Schornsteine willkürlich und keine Ursache sey, wenn ein Schornstein rauche; wie grofs die Schornsteine in ihrer Grundfläche gemacht werden, und dafs und wie die Schornsteine geschleift werden müssen, damit sie nicht rauchen. (Hier macht sich aber der Vf. von dem Aufsteigen des Rauches in einem geschleiften Schornsteine eben so unrichtige Begriffe, als alle die, welche in dem Wahne stehen, das Schleifen der Schornsteine sey ein Universalmittel, sie von dem Rauchen zu befreyen. Wenn bisweilen dadurch, dafs ein vorher lothrechter Schornstein geschleift worden, dem Rauchen abgeholfen wurde; so lag gewifs die Ursache davon nicht in dem Schleifen, sondern in andern dadurch bewirkten Umständen. Hierbey übereilet sich aber so mancher Praktiker im Schliefsen.) Der Vf. bemüht sich ferner zu beweisen, dafs es nützlich sey, den Schornstein von unten nach oben zu erweitern; dafs die Schornsteine nicht hie und da verengt werden dürfen, wenn sie nicht rauchen sollen; dafs jedes Feuer in einem Hause seinen eigenen Schornstein haben müsse, wenn man den Rauch in dem

Hauſe vermeiden will; daſs mehrere Schornſteine in dem Dache zuſammengeführt, aber damit ſie nicht rauchen, durch Zungen von einander abgeſondert bleiben müſſen; daſs, wenn die Schornſteine gut ziehen und nicht rauchen ſollen, man für die Erhaltung der Wärme des Rauches in ihnen zu ſorgen habe; daſs nahe an dem Ausgange der Schornſteine keine ihnen entgegenſtehende ſenkrechte oder ſchiefe Fläche ſtehen müſſe; daſs über einem Schornſteine keine ſtärkere Bewegung ſeyn dürfe, als die iſt, welche der Rauch in ſeinem Steigen beſitzt; daſs der Rauchfang über einem Küchenheerde über den Heerd hervorragen, daſs dieſer Rauchfang in einem ſehr ſtumpfen Winkel an die Schornſteine anſtoſsen müſſe; daſs derſelbe nicht von innen nach auſsen zu gewölbt ſeyn dürfe, ſondern eine ebene Fläche haben müſſe; auch nicht über Mannshöhe über dem Küchenheerde ſtehen dürfe; (dieſes ſoll wohl heiſsen, nicht über Mannshöhe über den Fuſsboden der Küche anfangen dürfe); daſs der Küchenſchornſtein ſenkrecht gerade über dem Feuer des Küchenheerdes ſtehen müſſe. (Dieſes iſt auch ſo nothwendig nicht, wenn der Rauchfang geräumig, niedrig und ſteil genug iſt, und überdem es der Küche nicht an Luftzug von auſsen her fehlt); daſs die Küchenſchornſteine nach der Gröſse der Feuer eingerichtet werden müſſen. Ferner lehrt der Vf. die Schornſteine über dem Küchenheerde etwas trichterförmig einzurichten, nämlich unten weit und oben enge; wie, um das Rauchen zu vermeiden, bisweilen die Küchenheerde ſich einrichten laſſen; Mittel, durch die man dem Rauchen der Oefen, Kamine und Küchenſchornſteine, und beſondere Mittel, durch die man dem Rauchen der Ofenſchornſteine abhelfen kann. (Hier wird aber unrichtig behauptet, daſs das Rauchen eines Ofenſchornſteines allemal an dem Bau des Schornſteines liege. Oefters iſt Mangel an Zugluft, oder der Wind, der vermöge des Locale ſeinen Zug von oben in den Schornſtein hinein und unten heraus durch den Hausflur nimmt, oder ein zu niedrig angebrachtes Rauchloch des Ofens u. ſ. w. Schuld); beſondere Mittel dem Rauchen der Kamine durch einen Windfang abzuhelfen; beſonderes Mittel, dem Rauchen der Kamine durch einen Vorhang abzuhelfen; beſonderes Mittel dem Rauchen der Kamine durch einen Roſt abzuhelfen; beſonderes Mittel, dem Rauchen der Kamine durch eine Vorſtellthüre abzuhelfen; beſonderes Mittel, dem Rauchen der Küchenſchornſteine abzuhelfen, wenn die Urſache an dem Rauchfange liegt; die Baumaterialien, aus denen die Schornſteine erbauet werden, ſollen feuerfeſt ſeyn; die Schornſteine müſſen, wenn ſie feuerfeſt ſeyn ſollen, mit Mörtel gemauert und in- und auswendig wohl getüncht werden; ſie müſſen zu eben dem Zwecke von allem Holzwerk entfernt gehalten werden; da, wo ſie durch eine Decke gehen, muſs das Holzwerk wohl verblendet werden; wenn ein Schornſtein feuerfeſt ſeyn ſoll, ſo muſs er über dem Wechſel auf den Decken eine Ruhe haben (die Maurer nennen dieſes *abgeſattelt* ſeyn, es taugt aber nichts, die Schornſteine, wo man es vermeiden kann, dem Gebälke aufzubürden, beſſer und feuerfeſter iſt es immer, wenn ein Schornſtein durchaus nur unten auf ſeinem wohl gegründeten Fundamente ruhet); die Schornſteine ſollen da, wo ſie geſchleift werden, um feuerfeſt zu ſeyn, eine Roſt bekommen (ein gutes feuerſicheres Schlepplager); die Schornſteine müſſen, um feſt zu ſtehen und feuerfeſt zu ſeyn, über dem oberſten Gebälke zwiſchen den Sparren zum Dache hinaus geführt werden; ſie müſſen auch einige Fuſse über die Firſte des Daches hinausgehen; das Auskratzen iſt gleich nach ihrer Aufmauerung nöthig; in dem Rauchfange der Küchen dürfen keine hölzernen Stangen zum Räuchern des Fleiſches ſeyn; was zur Schönheit eines Schornſteines gehöre; und was zur Zierlichkeit derſelben; von der Fegung der Schornſteine, die mit Ruſs angefüllt ſind, durch das Beſteigen; von der Fegung der mit Ruſs angefüllten Schornſteine mit einem an ein Seil gebundenen Beſen,

In dem zweyten Kapitel wird von der beſtmöglichſten Einrichtung der ruſſiſchen Stubenöfen gehandelt. Erſtlich allgemeine Grundſätze, nach denen ein Stubenofen eingerichtet ſeyn muſs, wenn er Wärme genug geben, und doch wenig Holz koſten ſoll. (Hier iſt es eine unrichtige Behauptung, daſs eine ſchwerere und dichtere Materie die Wärme länger anhielte, als eine leichtere. Es kommt hiebey auf Wärmeleitende Eigenſchaft an, aber nicht auf Schwere und Dichte); dann beſondere Eigenſchaft der ruſſiſchen Stubenöfen. (Dieſe ſind faſt einerley mit den ſogenannten ſchwediſchen, wovon *Sachtleben* zu viel Rühmens gemacht hat); Erklärung eines in Kupfer abgebildeten gewöhnlichen ruſſiſchen Stubenofens; Vortheile der ruſſiſchen Stubenöfen; Erklärung eines verbeſſerten in Kupfer vorgeſtellten viereckigen ruſſiſchen Stubenofens; Vortheile dieſes verbeſſerten ruſſiſchen Stubenofens. Das viele Auf- und Niederziehen des Rauches in dieſen Oefen hat als eine unnatürliche Leitung des Rauches nicht des Rec. Beyfall, und er würde nach Durchleſung der Cancriniſchen vortheilhaften Beſchreibung doch noch nicht Luſt haben, ſeine wohl eingerichteten deutſchen Kachelöfen mit dieſen verbeſſerten ruſſiſchen Oefen zu vertauſchen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 30. May 1799.

NATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Dietrich: *Marbodi liber Lapidum* seu *de Gemmis* varietate lectionis et perpetua annotatione illustratus a *Joanne Beckmanno*. Additis Observationibus *Pictorii, Alardi, Cornarii*, subjectis sub finem *annotationibus ad Aristotelis Auscultationes mirabiles* et *ad Antigoni Carystii historias mirabiles*. 1799. 192 S. 8.

Der Vf. des Buchs habe zwar, sagt Hr. B. in der Vorrede, weder von Seiten des Genies noch des Ausdrucks etwas empfehlendes; auch hänge der ganze Werth des Inhalts von den Originalen des Plinius und Solinus ab: dennoch habe er sich zu einer neuen Ausgabe des Buchs aus folgenden Gründen entschlossen. Es enthalte allerdings manches, das bey den Untersuchungen über die von den Alten genannten Steine und Metalle dienen könne. Auch könne man die Schriften der hier genannten Kritiker und die Bemerkungen eines Lessing und Veltheim über die Steinarten der Alten nicht verstehen oder schätzen, ohne den Marbodus gelesen zu haben. Endlich habe ihn auch das Verlangen etwas zur Aufklärung der Naturgeschichte der Alten in diesem Fache beyzutragen, vermocht. Keine von den bisherigen Ausgaben könne man vollständig nennen; er habe daher alle verglichen, und aus allen ein Ganzes zusammengesetzt, doch so, dass er die ihm richtig scheinenden Lesearten in den Text aufnahm, die andern unter dem Texte anmarkte, aus den Ausgaben des Pictorius, Alardus und Cornarius die brauchbarsten Anmerkungen auszog, und die alte gleichzeitige, gereimte französische Uebersetzung als ein seltenes Denkmal der alten sich bildenden französischen Sprache aus der Ausgabe von Beaugendre wieder abdrucken liess, so wie dessen Vorrede über das Leben und Vaterland von Marbodus. Die erste Ausgabe von 1511., so wie die Wiener Handschrift, hat Hr. *Ribini* für Hn. B. verglichen. Durch Beaug. Untersuchungen ist das Todesjahr 1123 von Marbodus ausgemittelt.

Den Eingang eröffnet der Brief des König *Euax* an Tiberius, und eine ziemlich weitläuftige Untersuchung des Hn. B. über diesen Namen, welche aber kein befriedigendes Resultat giebt. Darüber wundert Rec. sich um so weniger, weil Hr. B. sich nicht um die Quellen bekümmert hatte, aus welchen Marbodus geschöpft hat. Dies sind keinesweges Plinius oder Solinus, sondern spätere Schriften, welche aus jenen ihre Nachrichten übergetragen hatten, und oft durch falsche Lesarten sich hatten täuschen lassen. Dahin gehört der französische Vf. des Buchs: *de rerum natura*, welches *Vincentius* von Beauvais und *Albertus Magnus* fast ganz ausgezogen haben, ferner *Arnoldus de Saxonia de virtutibus lapidum*, welchen Vincentius oft anführt, ein gewisser *Dyoscorides*, ein *Aristoteles de lapidibus*, ein *Philosophus* ohne Namen der Schrift, aus welchem 9, 51 der Name Rubin und Alvred angeführt werden, auch Physiologus, wovon es 1, 14. heisst: *Liber qui dicitur Physiologus, Ambrosii nomine signatus, sed ab haereticis conscriptus.* Einen *Egidius magister hospitalis, qui extraxit librum de CXXV lapidibus*, nennt Vincentius 8, 87. Des *Euax Liber de sigillis lapidum*, welches nach Hn. B. des *Lumen animae* von Farinator im Prologus erwähnt, ist vielleicht dasselbe, woraus Vincentius 9, 35. eine Stelle anführt unter dem Namen *Liber de sigillis lapidum*. Ein ähnliches Werk führt der Vf. des Buchs: *de rerum natura* bey Vinc. 9, 60. an, wo es heisst: *Dicit autem Tethel philosophus Judaeorum in libro de sculpturis lapidum, quod quum invenitur in chrysolito femina habens in una manu avem et in alia piscem, valet ad negociandum.* Aus diesem Buche nun ist ohne Zweifel genommen, was derselbe Vf. Kap. 58. von den geschnittenen Karneolen der Kinder Israel anführt. Im Kap. 76. nennt er ihn *Thethel* und K. 77. werden eine Menge von Figuren im Jaspis geschnitten aus ihm angeführt. Von diesem abergläubischen Gebrauche der geschnittenen Steine finden sich schon bey Plinius und Aelianus Spüren; aber Marbodus ist davon frey; auch findet sich in den *Orphischen Gedichten von Edelsteinen und in dem Buche des Psellus keine Spur davon.*

Ueber alle diese Schriftsteller, so wie über die andern, welche Albertus M. und der Prologus zum *Lumen animae* nennt, mussten erst genaue Nachforschungen unternommen werden, aus welchen sich das Zeitalter eines jeden, so wie die Folge aller in Ansehung des Inhalts und Werths ihrer Schriften ermessen liesse. So aber hat Hr. B. nur hier und da eine Stelle erläutert, nur einzelne Stellen bald aus dem Albertus, bald aus Arnoldus, bald aus Dioscorides und andere verglichen, ohne das Ganze zu umfassen, welches man doch aus der auf dem Titel versprochenen *perpetua annotatio* erwarten sollte, und überhaupt über die Rangordnung und Zeitfolge der vorhergehenden oder gleichzeitigen Schriftsteller keine einzige Bemerkung beygebracht. Nur allein solche Untersuchungen konnten einer neuen Ausgabe des M. einen Werth geben; und ohne diese bleibt es immer nichts als eine elende Rhapsodie von aber-

gläubischen Mitteln aus Steinen hergeleitet in elende Verse gebracht, deren Beziehung auf die Erklärung und Verbesserung von Plinius oder Solinus so lange höchst zweifelhaft bleiben wird, als nicht erwiesen werden kann, dass M. unmittelbar aus Plinius und Solinus schöpfte, sondern vielmehr sich Stellen auffinden lassen, welche oft wörtlich mit den Versen des M. übereinstimmen, und so den Namen von Originalen eher verdienen, als die von Hn. *B.* beygebrachten Stellen des Plinius, welcher höchst selten die vermeynten medicinischen Kräfte der Edelsteine mit berührt hat. Ueber die Gattung und Natur der von Marb. genannten Steine selbst hat Hr. B. nur selten neue Bemerkungen beygebracht, sondern meist nur auf seine bereits gedruckten übrigen Schriften sich berufen, unter andern auch auf *Vorrath kleiner Anmerkungen über mancherley gelehrte Gegenstände*, wozu er sich also hiermit als Vf. bekennt. Das Buch selbst ist ziemlich fehlerhaft gedruckt, die Interpunction sehr oft unrichtig, und auf die Stellung oder Ordnung der Verse konnte und sollte Hr. *B.* mehr Kritik wenden, wenn er einmal den Marbodus wie einen alten classischen Schriftsteller behandeln wollte. Zum Beweise des bisher Gesagten will Rec. ins einzelne gehen und Beyspiele aus den verschiedenen §§., worin die Verse unter besondern Rubriken vertheilt sind, als Belege zu seinem Urtheile anführen, und hier und da eigne Bemerkungen beybringen.

Gleich beym *Prologus* fanden wir in der aus Vincentius angemerkten Variantensammlung ein Paar Abweichungen, welche Hn. *B.* überzeugen können, wie nöthig es sey, seine Gewährsmänner und Ausgaben genau anzugeben und zu bezeichnen. V. 16. *egregium quoddam volumus rarumque videri.* Hierbey wird aus den Ausgaben *quiddam* angeführt, des Vincentius *quidem* aber nicht erwähnt, welches doch eben dahin führt. V. 21. wird aus Vincent. (*nec dubium cuiquam debet falsumque videri*) die Lesart *cuivis* angemerkt, welche die Nürnberger Ausgabe nicht hat, sondern dafür *falsumve videri.* §. 1. heisst es vom *Adamas* v. 47. *insanos curat durosque reverberat hostes. Clausus in argento lapis hic, auro referatur, cingat et hinc laevum fulgens armilla lacertum.* Dabey findet sich keine Anmerkung. Rec. vermuthet aber aus Vergleichung der Stelle des *Arnoldus de Saxonia de virtutibus Lapidum* bey Vincentius, welche so lautet: *et contra morbos et contra hostes indomitos gestatus in lacerto sinistro*, dass die Stelle heissen sollte *Insanos — hostes, clausus si lapis hic argento aurove feratur* u. s. w. Dass die Alten unsern Diamant gekannt haben, aber auch unter demselben Namen Kryställe und schöne Quarze mit begriffen haben, bemerkt Hr. *B.* S. 8 und 12; nur findet er bey dem Beweise noch Bedenken, welchen *Delisle* aus der von Plinius angegebenen Krystallisation hernimmt. Die Stelle heisst: *Laterum sexangulo laevore turbinatus in mucronem, aut duabus contrariis partibus, utsi duo turbines latissimis suis partibus jungantur.* 37 K. 4. Ob hier Pl. die achteckigte Gestalt gemeynt habe, wie Delisle behauptete, lässt sich mit Hr. *B.* nicht allein bezweifeln, sondern geradezu leugnen. Denn Pl. sagt vorher: *Indici non in auro nascentis sed quadam crystalli cognatione: siquidem et colore translucido non differt, et laterum sexangulo* u. s. w. Also sind die sechs Ecken des Adamas ganz offenbar wie am Kryställ, und Plinius giebt zwey Arten an, eine sechseckige einfache Pyramide, und die andere aus zwey sechseckigten Pyramiden zusammengesetzt, wo die breite Basis von beiden zusammenstösst. Diese letzte Gestalt findet sich, wie Hr. *B.* bemerkt, nie an den Diamanten, wohl aber bey den Bergkrystallen. Die Worte *ferruginei coloris* erklärt er aus Pl. für *translucidi* und *aerei*, von der klaren Wasserfarbe. Dahin zieht er *palliatum ferrugineum, nam is est color thalassicus* Plauti Milit. 4, 4, 43. wobey Nonius sagt: *vere autem ferrugineus color coeruleus est*, und noch *ferrugineos hyacinthos* aus Virgils Georg. 4, 183. darzu anführt, welche einige für die Schwerdtlilien erklärten. Bey Virgil Aeneid. 9, 582. ist *ferrugo Iberа* dunkle Purpurfarbe, wie *peregrina ferrugine clarus et ostro* 11, 772. Dies alles passt nicht zu der Stelle des Marb. Eher würde passen, was hier so angeführt wird: *Sic Donatus auctor est, ferruginem aerei coloris esse.* Aber warum die Stelle nicht bestimmter angegeben? vorzüglich bey einer nicht gemeinen Sache. Bey §. 4. S. 19. wird bemerkt, dass der Name Jaspis ausser unserm Jaspis mehrere durchsichtige Edelsteine, vielleicht auch Marmorarten, begriff. Bey v. 97. finden wir keine Variante aus Vincentius angemerkt, und doch sagt dieser 8. c. 71. *Helinandus libro X. Jaspis optimus est viridi — colore. caste gestatus fugat febres et hydropem. appositusque — parturientem: vis autem eius fortior dicitur esse in argento.* Dies sind gerade die Verse des Marb. unter dem Namen von Helinandus angeführt. Der S. 21. angeführte Dioscorides, den Hr. *B.* nicht kennt, so wenig als H. wird von *Bartholomaeus Anglicus de rerum proprietate* nicht allein angeführt, sondern vielmehr hat dieser die Stelle aus dem Vincentius ausgeschrieben, welcher diesen Schriftsteller überall, so wie auch hier beym Sapphir, anführt. Bey §. 6. *de Calcedonio* wird bemerkt, dass der Alten Edelstein von unserm Chalcedonier ganz verschieden sey; dieser sey vielleicht ehemals mit zu den Achaten gezählt worden; jenen könne er nicht errathen. Die Worte *atque haud scio, an noster Marbodus primus de chalcedonio scripserit* bedürfen noch einer weitern Untersuchung. Wenigstens hat der französische Vf. *de natura rerum*, welchen Vincentius und Albertus so oft anführen, ganz dieselben Data in Prosa angeführt bey Vincent. 8. B., welche Marb. nur in Verse gebracht hat. Bey §. 7. *de Smaragdo* hat Hr. *B.* die Verse von 145 an, wenig erläutert, und selbst die Erklärung S. 27 gethan *liceat et mihi homuncioni in libro vili, quod semper licuit summis viris Burmannis, Graeviis. Gronoviis aliisque in libris excellentissimis et praestantissimis, relinquere intactos versus, quos prorsus intelligere mihi ipse non videor.* Wir wollen sehen, wie weit aus Vergleichung der gleichzeitigen

Schrift-

Schriftsteller sich Rath schaffen läfst. Zuerst bemerken wir, dafs wahrscheinlich die ganze Stelle aus mehrern Theilen von verschiedenen Vffn. zusammengesetzt ist; welche man vielleicht so unterscheiden könnte. Die Verse 134—145. so wie hernach 152 und 153. enthalten den Sinn, welchen die Stelle von Arnoldus bey Vincentius also ausdrückt: *Smaragdus lapis est viridissimi coloris, cuius species sunt XII. Schitici, britannici, iulaici, et qui nascuntur in venis aeris, et maculosi et calcidonii: melioresque sunt schitici qui de griphibus eripiuntur, et quos visus penetrat: eorumque luce aer tingitur, et quos nec lux nec umbra obscurat, et quorum forma est plana et concava. Hic opes auget et in causis verba persuasoria praebet.* Hingegen die Verse 146. 147—149. scheinen von einer andern Hand zu seyn. *More jacentis aquae vultum spectantis adumbrat. His usum speculis testatur fama Neronem, cum gladiatorum pugnas spectare liberet. Optimus hic situs est, quorum sunt corpora plana.* Dieser letzte Vers mufs aber voran stehen; und alsdann drückt die Stelle den Sinn aus, welchen das Buch *de rerum natura* so giebt: *forma smaragdi optima est plana, quia dum strato est, adumbratur.* Auch mufs es heifsen: *optimus his situs est, quorum sunt corpora plana: more jacentis aquae vultum spectantis adumbrat;* verstanden *hic situs.* Hingegen haben die Worte: *More jacentis — adumbrat* nach dem Verse *strata — vel concava forma* durchaus keinen Sinn. Zu dem Inhalte der Verse 150. 151. weifs Rec. kein Original anzugeben, wohl aber der folgenden bis zum 160ten. Denn das Buch *de rerum natura* sagt: *Smaragdus si reverenter portetur, morbum caducum fugat et morbum, qui hemitricheus vocatur: visum etiam refocillat et oculos purgat: qui vino ablutus vel oleo perunctus hominem gratum etiam verbis facit: libidinis quoque motus compescit, fertur etiam divitias augere, persuasionem in omni negotio facere, et facundiam parare.* Bestimmter sagt Dioscorides: *smaragdus collo suspensus hemitricheum et morbum caducum curat:* und setzt am Ende hinzu: *ac tempestatem avertit.* So weit läfst der Sinn von allen Versen sich gar wohl ausfinden; nur mufs er aus den Varianten in den Text im V. 154 *in illo* V. 155 *dirum* und V. 156 *simili ratione* aufnehmen. Die beiden letzten *perficit in viridem magis exactumque colorem ablutus vino, viridique perunctus olivo* haben sogar keinen Sinn, aber wohl in der Lesart: *perficit in viridem magis accenditque colorem.* Man sieht, dafs der Vf. die Worte des Plinius: *qui non omnino virides nascuntur, vino et oleo meliores fiunt;* oder des Solinus: *mero et viridi proficiunt oleo, quamvis natura imbuantur,* habe ausdrücken wollen. Aber der ganze Inhalt, so wie die Stelle der beiden Verse, zeigen hinlänglich, dafs sie von fremder Hand hinzugefügt sind, oder doch wenigstens an einen schicklichern Platz gehören. Bey §. 12. *de Beryllo* wird zuerst bemerkt, dafs die Alten wahrscheinlich unsern Beryll und Aquamarin so genannt haben; hernach wird S. 34. die Vermuthung geäufsert, dafs das Wort *Brille* von *Baryll*, wie die Alten sagten, und dieses von *beryllus* herkäme; weil man vielleicht die ersten Augengläser aus grünem dem Beryll ähnlichem Glase gemacht habe. Im 205. *dicitur et sese stringentis adurere dextram* zieht Hr. B. diese Lesart der andern *gestantis* aus folgendem Grunde vor: *Nam Vincentius Bellov. p. 518. ex Helinandi mortui anno 1227 chronicorum libro 10. haec servavit verba de beryllo: dexteram stringentis adurit, aqua, in qua jacet pota, valet infirmis oculis, caet.* Was soll der Sprachgebrauch oder das Ansehen vom Geschichtschreiber Helinandus hier entscheiden? Nach den bey den classischen Schriftstellern angenommenen Regeln der Kritik kann allein der eigne Sprachgebrauch des M. entscheiden. Und dieser ist allerdings für *stringentis.* Aber bey der Gelegenheit will R. doch die Stelle des Vinc. aus der Nürnberger Ausgabe hersetzen: *Helinandus in cronicis libro X. berillus est coloris violacei vel aquae marinae. Juba scripsit quod conjugii dat amorem et portantem se magnificat, dextramque stringentis adurit. aqua — oculis, tollit ructus et suspiria et cunctis epaticis fertur curare dolores,* welches, wie man bey der Vergleichung sogleich bemerkt, die Worte des Marb. nur etwas versetzt, sind. Aufserdem sieht man auch aus dieser Citation, dafs die Lesart: *Hic et coniugii praestare refertur amorem,* welche aus Aldrovandi von Hn. B. angemerkt ist, die einzige wahre seyn müsse, nicht *gestare.* Bey §. 17. *de Chelidonio v. 254.* wird bemerkt, dafs Beaugendre in der einen Handschrift von einer neuern Hand noch folgende Verse geschrieben fand. *Hicque facit vigiles tollitque malos cogitatus. Hic intellectum confertque, bonum lapidistae:* Rec. findet bey Vinc. die Worte des Arnoldus: *facitque hominem vigilem malamque cogitationem repellit, et intellectum bonum tribuit:* woraus die beiden Verse zusammengesetzt worden sind. Bey §. 18. v. 287. vom *gagates* wo es heifst: *vincit praestigias et carmina diva resolvit: et solet, ut perhibent, deprendere virginitatem:* führt Hr. B. die Worte von Albertus M. an, welche zwar die Stelle erläutern: aber die Originalstelle ist vielleicht eher die von Arnoldus bey Vincentius: *aqua in qua triduo jacuerit, cito partum liberat: ipsa quoque aqua si a puella potetur, an virgo sit, deprehenditur.* Und nach beider Stellen Inhalte mufs der Vers *et dilutus aqua dentes firmat labefactos* vor dem andern *et solet* u. s. w. gesetzt werden, damit *dilutus aqua* auf beiderley Wirkungen passe. Bey §. 19. vom Magnet S. 43. wird ἡ μαγνῆτις des Theophrast, welche sich drechseln läfst, von einer Talkart erklärt: und bey v. 300. angemerkt, dafs schon in den orphischen Lithicis X, 10. der Aberglaube von der mit dem Magnet angestellten Probe der Frauentreue vorkomme. Bey der Stelle v. 306. *Si fur claustra domus spoliis gazisque refertae ingrediens, prunas ardentes per loca ponat, et superaspergat magnetis fragmina prunis: mox in ea quicunque domo mansere, fugantur, ut per tetragonum fumi vapor alta vaporet, mentibus eversis, velut impendente ruina diffugient omnes, in ea quicunque manebant,* merkt Pictorius zu *tetragonum* an: *hoc est per quatuor*

angulos. Hr. B. meldet, dafs ihm ehemals eingefallen fey, ob nicht *tetragonum* ein Schornstein seyn möchte; aber nachher sey ihm die Vermuthung unwahrscheinlich geworden, weil in dem Zeitalter von Marb. noch keine Schornsteine üblich gewesen seyen. Und wenn sie es auch gewesen wären, so wissen wir dennoch nicht, worzu Hr. B. sie hier hätte brauchen mögen. Pictorius erklärt die Stelle richtig, wie die Stelle von dem lateinischen *Dioscorides* bey Vincent. zeigt, *intra quatuor angulos domus carbones ardentes ponunt, et lapidem minute percisum supermittunt, sicque mentes et oculos eorum, qui assunt, avertunt, ut timore fugiant, putantes super se ruere domum.* Aus diesem Original erhellet erstlich, dafs der Vers *ut per tetragonum* sogleich nach dem *et superaspergit* stehn, und zweytens, dafs es *mentibus aversis* für *eversis* heissen müsse. Bey v. 529—535. von dem Nutzen des Korallenmehls in Wein und Oelberggärten so wie mit dem Getreide ausgesäet hat Hr. B. richtig die Orphische Stelle 15, 85. angemerkt, aber die Frage, woher Marb. in dem Verse *grandinis avertit calamis contraria tela* den Ausdruck *grandinis tela* genommen habe, da er wahrscheinlich das orphische *βέλεμνα χαλάζης* nicht gekannt habe, konnte Hr. B. sich aus der Stelle des Buchs *de rerum natura* bey Vincentius beantworten, welche noch aufserdem einen Aufschlufs giebt, und daher verdiente angemerkt zu werden. Sie heifst: *hic fulminibus et tempestatibus resistit: unde antiqui lapidem hujusmodi contractum cum seminibus in agro jactabant, aut in arboribus suspendebant, ut grandinum spicula non sentirent. Daemonibus quoque terribilis est, et hoc forte, quia frequenter ramorum ejus extensio modum crucis habet.* Bey §. 30. *de geranite* wird die Variante *gerochites* und *Hieracites* angeführt, auch die Stelle aus Albertus M. vom *gerachides* und bemerkt, dafs Vincentius dasselbe von dem *hieracites* aus Aristoteles und Arnoldus anführt. Die Stelle des Albertus ist aber aus Arnoldus genommen; und diese verdiente daher als das Original den Vorzug. In der Nürnberger Ausgabe des Vincentius finden wir *hieratites* geschrieben, so wie anderswo *gerarchia* statt *hierarchia*. Bey §. 31. *de hephaestite* wird bemerkt, dafs Marb. in Plinius 37 K. 10. *Corintho* statt *Coryco* gelesen habe. Aber so lasen schon Isidorus und Dioscorides bey Vincentius 8 K. 71 und 66. wo derselbe Stein *Epistitis* und *Efestis* heifst. V. 471. *accensus idem compescit seditiones* hat Vinc. die rechte Lesart *accensas*. Bey §. 41. v. 568. *quod lapis hic* (es ist vom Bergkrystall die Rede) *solet subjectus concipit ignem, amotosque sibi solet hinc accendere fungos* werden ähnliche Erzählungen von Brenngläsern aus Orpheus, Suidas, dem Scholiasten über Aristophanes und andern angeführt; aber die merkwürdige Stelle des Suidas und des Scholiasten wird weder erklärt noch verbessert, und am Ende sagt Hr. B. S. 72. *Quae huc attulimus, etsi ad Marbodi sententiam exponendam supervacanea sunt, tamen queant inservire eis, qui prima rudimenta et incunabula optices velint investigare.* Darzu nun ist die älteste Stelle hinlänglich, wenn sie anders deutlich oder sonst zu erklären ist. Hier aber werden mehrere aus andern ausgeschriebene Stellen von derselben Sache wiederhohlt, und die schwierigen nicht erklärt. Ueberdem allem hat Hr. B. die falsche Lesart *amotos* ganz übersehn; bey Vincentius steht richtig *admotos*. Den *Orites* §. 43 soll nach Hr. B. Plinius unter den ältern Schriftstellern allein nennen; aber in der Orphischen Schrift XI, 18. u. 113. ist der *ὀρείτης* derselbe.

(Der Beschluss folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Ohne Anzeige des Verlagorts: *An das ungarische besonders protestantische Publicum detaillirte Erklärung der Ursachen des Entstehens und des Einschlafens des ersten praktisch-ökonomischen Industrialinstituts zu Szarwasch.* Von seinem Stifter *Samuel Teschedik*. 1798. 63 S. 8. Hier stattet der würdige *Teschedik* selbst einen für jeden Freund der Menschheit äufserst interessanten Bericht ab von dem Entstehen und den Wirkungen einer Kulturanstalt in Ungarn, von welcher schon vor einiger Zeit in dem deutschen Merkur eine kurze Nachricht gegeben ward. Als Decan und Visitator in vierzehn Landschulen lernte der Vf. die traurige Beschaffenheit derselben kennen; sein Plan eines praktisch-ökonomischen Instituts ward von allen Seiten gebilligt, sein Privatinstitut dieser Art veranlafste nach vier Jahre langen glücklichen Versuchen, nicht nur ein kaiserliches Aufmunterungsdecret, sondern erzeugte auch bey den Szarwascher Einwohnern den Wunsch, ihre Kinder nach dieser Lehrmethode in öffentlichen Schulen unterrichten zu lassen, und so entschlofs sich Hr. *T.* zur Errichtung dieses öffentlichen Instituts. Unbenutzte Menschenhände und Kräfte, unbekannte und unbenutzte vaterländische Producte und Verwendung des ganzen ansehnlichen Vermögens des Hr. *T.*, (welches er S. 23. auf 17,000 Gulden angiebt) machten den Fond einer Anstalt aus, deren Zweck kein andrer war, als die verfallene Industrie, Land- Haus- und Staatswirthschaft durch frühe Bildung guter Bürger und Landwirthe, fleifsiger Handwerksleute, Manufacturisten etc., durch praktischen Unterricht, frühe Uebung in nützlichen Geschäften, Wegräumung schädlicher Vorurtheile, unabänderliche Versuche in der verbesserten Landwirthschaft, praktische Religionsübungen in allen christlich-bürgerlichen Tugenden statt des leeren religiösen Geschwätzes, emporzubringen und dadurch zugleich die bessere Bildung der Volkslehrer einzuleiten. Aber durch Neid, Chicane, Religions- und Bauernfanatismus ward diese wohlthätige Kulturanstalt gestürzt, ehe sie noch ihre gehörige Consistenz erhalten hatte, und dauert nur noch als ein von den öffentlichen Landschulen getrenntes Privatinstitut fort. Bedeutend sind die bisher gelieferten Früchte dieses Instituts im literarischen Fache, als: Einführung besserer Schulbücher, Volkslieder und Kinderspiele etc. im Fache der Oekonomie, Urbarmachung mehrerer öden Felder, zweckmäfsige Beschäftigung vieler Menschen, Anziehung neuer Obstsorten, Anbau des Klees und anderer Gewächse, Bewahrung des Viehes bey einer allgemeinen Seuche, Benutzung unbekannter Producte u. s. w. Eben so wichtig sind auch die dadurch bewirkten Verbesserungen im Fache der Technologie, des Commerzes und in anderer Rücksicht, so dafs das Urtheil, welches Hr. Rath *Becker* schon 1790. über dieses Institut fällte, Hr. *T.* führe am Ende von Ungarn das aus, worüber wir Deutsche schreiben, vollkommen bestätigt wird. Den Lesern unsrer Blätter kann daher die Nachricht, welche Rec. so eben aus Ungarn erhält, dafs dieses Institut jetzt zur kaiserl. königl. Anstalt erhoben worden sey, dafs der Kaiser den verdienstvollen Hn. *T.*, als Director und aufserdem noch drey Lehrer besolde, jährlich sechs Studirenden Stipendien gebe, und dafs die Reformirten und Lutheraner in Ungarn zwey Lehrer unterhalten, nicht anders als erfreulich seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 31. May 1799.

NATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Marbodi liber Lapidum seu de Gemmis* varietate lectionis et perpetua annotatione illustratus a *Joanne Beckmanno* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Bey §. 45. *de liparaea. Partibus in Scythicis lapis est liparaea vocatus*, wird blos des Plinius 37, 10. *lipares* angemerkt nebst Isidorus 16, 14. ohne irgend eine Erläuterung. Unter den Varianten steht *Lybicis* für *Scythicis*, und einige Ausgaben haben *lipares* oder *laparis*. Wenn man bey Vincentius 8, 80. die Stelle aus dem Buche *de natura rerum* vergleicht: *Lyparaea lapis est in Lybia*, so möchte die Lesart *Lybicis* wohl den Vorzug erhalten. Im Orphischen Gedichte 18, 51. wird Λιπαρῆς blos unter andern Steinen genennt. Zu §. 46. *de enhydro* wird das Original von Plinius 37, 10. angeführt *enhydros semper rotunditatis absolutae, in candore est laevis, sed ad motum fluctuat intus in ea velut in ovis liquor* und dagegen die Stelle des Solinus 37 gestellt: *enhydros exsudat, ut clausam in eo putes fontaneam scaturiginem:* aber der Schluss ist sehr übereilt, welchen Hr. B. aus der anscheinenden Verschiedenheit der Nachricht macht: *Ergo Solini aetate ita vocabatur lapis continenter aquam exsudans; de quo sequens tempus fabulam ad incredibile miraculum perduxit.* Denn im Solinus war die alte Lesart *exundat*, wie die Stelle von Isidorus bey Vincentius 8, 70. zeigt, wo es heisst *exundat enim aquam ita ut clausam putes in eo fontaneam scaturiginem.* Aus Plinii *fluctuat* machte Solinus *exundat*, die Abschreiber aber *exudat*, *exsudat*, und dieser Schreibfehler diente der Fabel zur Grundlage, welche Marb. vorgetragen hat. Die *Iris* §. 47. v. 621. erklärt Hr. B. für einen Bergkrystall, und den *androdamas* §. 48. für *spathum speculare Linnaei.* Nur die Lesart *androdamanta lapis formae quasi tessara quadrae* musste verbessert werden *tessera quadra*, wie der Nürnberger Vinc. hat, obgleich hier diese Abweichung nicht angemerkt ist; doch haben auch zwey gute Ausgaben des Marb. *quadra*, und Plinius sagt; *quadrata, semperque tessellis similis.* V. 643 und 644. hat der Nürnberger Vincentius: *conchae — teserantur hiantes — patulum rores haurire supinos:* doch würde Rec. die alte Lesart vorziehen, *hausta* für *hausiu* V. 655. und *praedum* für *praedam*, v. 657. sind wohl nur Druckfehler. Bey §. 57. *de diadocho* wird aus Plinius 37, 10. angeführt *Diadochos beryllo similis est:* weiter aber aus den mit Marb. gleichzeitigen Schriftstellern nichts bemerkt, und zwar aus dem Grunde: *sed quae aetas Alberti M. addidit, ea libens praetermitto.* Nun dann hätte Hr. B. das ganze Buch von M. unberührt lassen sollen, welches ganz aus den Fabeln seines Zeitalters zusammengesetzt, nicht aber aus Plinius ausgezogen ist. Und warum ward denn Hr. B. hier auf einmal so schwierig oder eckel, da er so manche andere Fabeln mit Stellen aus Arnoldus, Vincentius und Albertus belegt hatte? In der Nürnberger Ausgabe des Vinc. findet Rec. *diacodos* so wie im Buche *de natura rerum*, welche Stelle das Original zum Marb. zu seyn scheint, und in der Stelle des Arnoldus bey Vincentius. Im letzten Kapitel *de chrysopasio* hat der Nürnberger Vincentius, dessen Lesarten hier gar nicht angemerkt sind, *crisopasion*, so wie auch die Stellen von Isidorus und Arnoldus bey Vinc. 8, 61. In dem Anhange von Versen hätte Nr. 2. *magus salus oculis ophthalmius esse probatur* Hr. B. noch zum Beweise dienen können, dass der Opal gemeynt sey, wie er bey V. 633. aus mehrern Umständen erweislich zu machen sucht. Der Nürnberger Vinc. hat daselbst *optallius* wie noch zwey Ausgaben von Marb. und was hier von ihm gerühmt wird: *nam se gestanti visus conservat acutos*, rühmt auch das orphische Gedicht 9, 3. καὶ ὃ καὶ ὀφθαλμοῖσιν ἀσσητῆρα τετύχθαι von dem *Opallius*. Der *Exebenus* Nr. 6. heisst bey Dioscorides im Vincentius 8, 66. *Ebenus*, wo dieselben Wirkungen angegeben stehn. Von S. 97 bis 135 folgt die alte gleichzeitige französische Uebersetzung in Versen, für deren Mittheilung aus der seltenen Ausgabe des Beaugendre Hr. B. Dank verdient. Von 148 — 168 gehn die Zusätze und neuen Bemerkungen über *Aristoteles de mirabilibus auscult.* und *Antigonus Carystius* nach Hn. B. Ausgabe; worunter sehr vieles höchst überflüssig und entbehrlich ist. Doch wollen wir von einigen vorzüglichen Bemerkungen die Leser noch unterhalten. Ueber den Antigonus K. 15. wird die Verbesserung des Baron *Locella* προξενιῶν für προξένων keinen Widerspruch leiden, aber wozu so weitläuftig hier von einer Sache gesprochen, welche der Mann schon in den Anmerkungen zu Xenophon von Ephesus abgemacht hatte? Von dem Hauptinhalte des Kapitels dem Wahrzeichen der Stadt Kranon, den beiden auf einem Wagen stehenden Raben, wird nichts bemerkt, da doch schon *Heyne* in der Recension die noch übrigen Münzen der Stadt als Belege angeführt hatte. Nur ganz beyläufig sagt der Hr. Baron von *Locella: et ad hanc superstitionem referri debere puto urceum currui impositum in numis Cranonis.* Er meynt die von Antigonus erwähnte Sitte bey eintretender Dürre den kupfernen Wagen

im Tempel zu rütteln, um dadurch und das damit verknüpfte Gebet Regen zu erlangen. S. 156 wird die Camperische Meynung, des Plutarchus γαλεὸς sey die Beutelratze, erwähnt mit dem Zusatze *me dissentiente*. Reicht dies hin? Ist nicht schon von andern bereits erwiesen, dafs Camper sich von der lateinischen Uebersetzung, wo *felis* für γαλῆς stand, täuschen liefs? Ueber K. 45. macht Hr. Baron von *Locella* eine lange Anmerkung um zu beweisen, dafs es ἔνλημτος im Antigonus und Aristoteles für ἐπίλημτος heifsen müsse, weil ἐπιλ. zwar für *deprehensus, apprehensus, correptus* und daher auch für einen von der Epilepsie befallenen Menschen, gebraucht würden. *Sed hoc nimirum ab Salmasio et Scaligero docendum fuisset, in compositione aliquando facilitatem notare, quod sane non sit e. c. in* ἐπίγαυρος, ἐπικάρσιος, ἐπικαίριος, ἐπίμαστος, ἐπιστρόγγυλος, ἐπίκαρπος, ἐπιμέλος *et multis similibus, neque etiam, ceu forte alicui videri possit, in* ἐπίχαμος, *in quibus omnibus* ἐπὶ, *(nisi malis in quibusdam aut plane redundare, aut leviter saltem significationem intendere;) valet ad vel sub non* ἐ etc. Wir müssen aber dagegen bemerken, dafs die Bedeutung, welche der Hr. Baron verwirft, nicht von dem Vorwort ἐπὶ abhängt, sondern von der Form des Zeitworts; so wie Hr. B. selbst hernach aus Plutarch περίληπτος für *quod mente potest comprehendi* anführt; aber sogleich damit sehr falsch περιληπτικωτάτη Φύσις aus Antoninus, und ὑπερίληπτος aus dem Ernestischen Hederich (wohin es aus Polybius getragen worden ist) vergleicht. Wozu verweist uns Hr. B. bey K. 74. von der gröfsern Anzahl der Zähne im männlichen Geschlechte des Menschen und der Thiere an Riolanus und sogar an Melchior Sebizius und dergleichen Leute jetzt noch zurück? da wir von mehrern Thierarten ungezweifelte Beyspiele für den Aristotelischen Satz haben. Aus mehrern Anmerkungen des Baron *Locella* vermuthen wir, dafs sie schon vor einigen Jahren dem Hn. B. mitgetheilt worden waren; daher sie jetzt in mancher Rücksicht zu spät kommen. Dahin rechnen wir S. 161. die zwey Anmerkungen über μωρόω, ἀκμὴ, ἀκμάζω und ἀκμάζω, wobey noch das gefällige Anerbieten hier ausgezogen zu werden verdient: *In Lexicorum supplementum bene multa vocabula in schedis meis adnotata habeo, quae ut alia omnia mea huius generis, liben issime cum viris doctis, qui ea in usum publicum aliquando evulgare volent, communicarem.*

SCHÖNE KÜNSTE.

Dresden, in d. Waltherisch. Hofbuchh.: *Beschreibung der Kurfürstl. Antiken-Gallerie in Dresden*, zum Theil nach hinterlassenen Papieren Hn. *Joh. Friedr. Wacker's*, ehemaligen Inspectors dieser Gallerie, bearbeitet von *Joh. Gottfr. Lipsius*. 1798. 526 S. 4. mit einer Abbildung der sogenannten Agrippina und 10 Grundrissen der Zimmer dieser Gallerie.

Die Freunde der Kunst und der Alterthümer mögen sich freuen, dafs sie mit diesem Werke ein vollständiges Verzeichnifs von den reichen Schätzen einer Sammlung erhalten, welche allerdings verdient, dem Publicum bekannter zu werden, als sie es bisher gewesen ist. Hoffentlich werden dadurch viele Künstler und Kunstliebhaber gereizt werden, nach Dresden zu kommen und sich an den Meisterstücken zu ergötzen, die daselbst aufbewahrt sind. Mancher von denen, die sich so laut über den Verlust betrüben, den Italien kürzlich erlitten, mufs beschämt verstummen, dafs ein solcher Vorrath von Kunstwerken mitten unter uns, bisher nach Verhältnifs seines Werths wenig geachtet, und leider auch noch jetzt gröfsentheils unerkannt sich befindet. Wir streuen dem verstorbenen Inspector *Wacker* hiemit noch eine Blume auf sein Grab, weil er durch hinterlassene Papiere Anlafs zu diesem Verzeichnifs gegeben. Die von ihm herrührenden Notizen sollen sich über den gröfsten Theil der Statuen in den sieben ersten Zimmern und über einige aus dem achten Zimmer erstrecken; alles andere sind wir dem Fleifs des Herausg. des Werks, Hn. *Lipsius*, schuldig. Indessen müssen wir zum Besten der Kunst und des Geschmacks wünschen, dafs die Arbeit einem gründlichern Kenner zugefallen seyn möchte. Denn weil sie zunächst für den Unterricht junger Künstler und Kunstliebhaber bestimmt, und darum auch manches weitläufiger gerathen ist, als es sonst nöthig gewesen wäre; so sollte das Ganze billig von groben Fehlern durchaus rein und mit bewährter Kenntnifs abgefafst seyn. Wir sehen uns deswegen gezwungen, um zur Beförderung der Absicht des Werks mitzuwirken, von einer nicht kleinen Zahl Irrthümer, die uns in demselben aufgestofsen sind, die erheblichsten zu bemerken. — Eine Abhandlung, über das *Costume der Aegyptier, Etrusker, Griechen und Römer gröfstentheils in Bezug auf die Antiken Galerie in Dresden*, geht der Beschreibung voran. Wir wollen über den Gehalt dieser Abhandlung weiter nicht streiten: er ist überhaupt nicht grofs; aber das überflüfsigste ist doch wohl der Theil, welcher die Etrusker betrifft, denn die Sammlung besitzt keine Etruskische Monumente, und indem der Vf. den dreyseitigen Altar und einen uralten Sturz der Minerva dafür ausgeben will, hat er diesen Werken eben so wenig, als sich selbst, Ehre gemacht. Einige Gefäfse in gebrannter Erde rechnet er uns ebenfalls für Etruriſch an, verwahrt sich aber doch und sagt: „*wenn diese nicht campanische sind*;" ist denn hierüber wohl noch ein Zweifel? — Bey Gelegenheit einer kleinen modernen Copie des Borghesischen Fechters vernehmen wir von ihm mit überschwenglicher Freygebigkeit in Noten und Text, was Winkelmann und Lessing von der Originalfigur gesagt und vermuthet haben. Bey einer andern kleinen Copie des *Schleifers* zu Florenz ist S. 121. ein recht abgeschmackter Aufsatz von Hn. *C. L. Junker* aus *Meusel's* neuem Museum für Künstler und Kunstliebhaber 1tes Stück abgedruckt, worin vermeynt wird, diese Statue, (welche gewifs eine der schönsten Zierden der Florentinischen Sammlung ist) sey moderne Arbeit und

zur

zur Zeit des Herzog Cosmus de Medicis verfertigt worden. In der That man hat Urſache, ſich darüber zu verwundern, wie weit es gewiſſe Leute im Abſchreiben gebracht haben. — Unrichtig wird S. 138. angemerkt, daſs ſich der Farneſiſche Herkules im Muſeo Clementino befinde; alle Welt weiſs ja, daſs er erſt im Hofe des Farneſiſchen Pallaſts geſtanden, und nachher nach Neapel gebracht worden, wo er noch iſt. Wir ſehen mit Unwillen eine ſchiefe Meynung des verſtorbenen Wacker's, welcher die Büſte einer Bachantin im dritten Zimmer (im Plan mit *m* bezeichnet) für eine Amazone angeſehen, S. 183. eingeſchaltet, wodurch ſelbſt das Andenken dieſes Mannes bey kundigen Lefern und Beſchauern lächerlich werden muſs. Es bedurfte doch wahrlich keiner groſsen Kenntniſſe, um die Unſtatthaftigkeit eines ſolchen Angebens einzuſehen, und wir glaubten wenigſtens, Hn. *Lipſius* ſehr Unrecht zu thun, wenn wir ihm nicht ſo viel zutrauen ſollten. Uebrigens iſt dieſe Büſte von vortrefflicher Arbeit und eine der ſchönſten in ihrer Art. Lit. *q.* in eben dieſem Zimmer iſt ein zwar ſehr beſchädigter Kopf eines Amor, aber, die erhaltenen Theile deſſelben ſind unvergleichlich ſchön. Die Statue Nr. 2. im vierten Zimmer S. 202. ſcheint ein zuſammengeſetztes Werk zu ſeyn; den Kopf oder eigentlich nur den obern Theil deſſelben, der ſehr ſchön iſt, möchten wir für den Reſt einer Venus Urania halten. Der Vf. meynt zwar, es ſey eine Juno; man muſs ſich aber nicht durch das Diadem irre machen laſſen, ſondern auf die Augen Acht geben, welche nicht der Juno, ſondern der Venus angehören. — Die Minerva *B.* über Lebensgröſse können wir nicht für ſo ganz vortrefflich halten, als S. 219. angedeutet wird: ſie iſt aber merkwürdig als antike Copie von einer andern Nr. 6., die im folgenden Zimmer ſteht, ein treffliches Werk des hohen Stils iſt, und ein Hauptſtück der Sammlung ſeyn würde, wenn ſie nicht ſo ſehr gelitten hätte. Ein ſchöner nackender Jüngling *D.* im vierten Zimmer wurde ſonſt für einen Antinous, und dann für einen Diſcobolus gehalten. Weil aber dieſe beiden Benennungen nicht paſſend ſind; ſo vermuthet der Vf., es ſey der *jüngere Brutus oder vielleicht der Gott des guten Ausganges*. Wir glauben unmaſsgeblich, es ſey das Bild eines griechiſchen Jünglings, der in den Spielen geſiegt hatte. Das Werk verdient in Rückſicht der Kunſt alle mögliche Achtung; und daher iſt es unſern Lefern vielleicht nicht unangenehm, wenn wir ſie etwas näher mit demſelben bekannt machen. Die Figur iſt ganz wohl erhalten bis auf die Naſe und beide Vorderarme, welche neu ſind; ſie ſcheint der ſpätern Zeit des hohen Stils anzugehören, oder, wenn man lieber will, aus der Zeit zu ſeyn, da der ſtrenge hohe Stil ſich kaum anfängt zum Zarten und Gefalligen hinüber zu neigen. Die kurz geſchnittenen glatt an den Kopf gekämmten Haare ſind noch auf die alte Weiſe, d. i. dratartig gearbeitet. An dem Nackenden iſt zwar nicht mehr ganz das Strenge etwas Steife und Harte, welches man an Figuren des hohen Stils gewöhnlich wahrnimmt; aber er iſt doch noch weiter von dem Weichen und Zärtlichen entfernt, wie ſich ſolches z. B. am Apollino und andern Figuren dieſer Art äuſsert. Die Augenlieder, welche etwas ſchweres haben, der ſcharfe Schnitt derſelben ſo wie der Augenknochen, ſcheinen ebenfalls ſeine nähere Verwandſchaft mit den ältern Werken deutlich anzuzeigen. Es iſt merkwürdig, daſs dieſe Figur, welche den ſo eben angegebenen Kennzeichen zufolge, aus Zeiten herſtammt, da das Ideliſche in der Kunſt am gewöhnlichſten war, doch treu der Natur nachgebildet iſt, und der Künſtler aus Achtung gegen dieſelbe nicht verſchmähet hat, auch das zufällig Eigenthümliche ſeines Modells auf den Marmor überzutragen. Daher ſcheint es zu kommen, daſs an den Beinen, in Verhältniſs zum Körper, der von ungemein zierlicher Form und Wohlgeſtalt iſt, Muskeln und Sehnen etwas zu ſichtbar ſind, welches vermuthlich von einer frühen und vielfältigen Anſtrengung im Ringen und Laufen herrühren mochte. Aus eben dem Grunde ſehen auch die Füſse zu ſtark und ausgebildet aus. Am rechten Fuſse, der nicht in Bewegung iſt, weil die Figur darauf ruhet, iſt ſogar die Sehne, welche von der kleinen Zehe herauf läuft, ſichtbar angegeben. Was im Geſicht idealiſch ſcheinen möchte, kann gar wohl griechiſche Nationalbildung ſeyn; der etwas zu groſse Mund und ein eigener Zug in den Augen laſſen keinen Zweifel übrig, daſs es ein ähnliches Bildnifs war.

Von der Minerva Nr. 4. im fünften Zimmer ſcheint der Vf. nicht ganz ſo eingenommen, als wir es ſind: er ſagt blos, *daſs der Helm für Künſtler nachahmenswerth ſey*, welches uns unverſtändlich iſt, und hält den aufgeſetzten Kopf für vorzüglich ſchön, aber nicht zur Statue gehörig; wir hingegen zweifeln an dem Werth des Ganzen nicht, und ſchätzen dieſe Figur ungemein hoch. Nur iſt zu bemerken, daſs ſie in Zeiten verfertigt zu ſeyn ſcheint, als die Kunſt ihre höchſte Würde ſchon abgelegt hatte und die Grazie ſuchte. Der Künſtler vertauſchte das Groſse, Ernſte und Charakteriſtiſche mit der Anmuth; er wollte ſie nicht als Göttin, mächtig und erhaben, ſondern in möglichſt lieblicher Geſtalt darſtellen, und hat ſeinen Zweck nicht verfehlt. Wie leicht, wie zierlich ſie daher geht oder vielmehr ſchwebt! Von der ſchnellen Bewegung flattern die Falten ihres Gewandes um die Füſse zurück, welche überaus zierlich geſtellt ſind; ſelbſt in der Bewegung der Zehen treibt die Grazie ihr Spiel. Das Gewand iſt artig über den Hüften gebunden und die Aegide ſteht ihr ſo gut; ſie hat weniger breite Schultern als die meiſten Minerven zu haben pflegen; ihre jungfräuliche Bruſt fängt nur erſt zu ſchwellen an, der niedliche Aufſatz von Haaren und Helm ziert und umfaſst das ſchöne Geſicht; unter dem kriegriſchen Schmuck der Waffen kann ſie das ſanfte Gemüth nicht verläugnen oder verbergen; der Ernſt auf dem Geſichte, im offenen Auge, ſcheint blos

angenommen; das Drohen will ihr nicht gelingen, und indem sie zu schrecken gedenkt, wird sie noch reizender und gewinnt die Herzen. Einem Herkules Nr. 8. geschieht, wie wir glauben, etwas zu viel, dadurch, dafs er mittelmäfsig genannt wird; er zeichnet sich wohl als vorzüglich aus; sein Kopf darf unter die guten gerechnet werden, und es würde überhaupt viel zum Lobe dieses Werks zu sagen seyn, wenn dasselbe nicht bey der Restauration wahrscheinlich durch unvorsichtiges Waschen mit Scheidewasser von der ursprünglichen Kraft und Bestimmtheit seiner Formen etwas eingebüfst hätte.

Die Gruppe von Amor und Psyche in diesem Zimmer, soll derjenigen, welche ehedem im Capitol gestanden, nach Hn. Casanova's Meynung „*nicht im mindesten weichen.*" Auch hier möchten wir für unsere Gruppe etwas mehr Gewicht in die Schaale legen; denn die ehemals Capitolinische ist an sich selbst kein grofses Meisterstück; hingegen kann die Dresdner für eine schöne Arbeit gelten; aber jene ist gut erhalten, und daher ein überaus gefälliges übereinstimmendes Ganze; diese aber hat der Ergänzer schlecht ausgestattet, besonders wird ihm niemand für die Köpfe danken. — In dem Verzeichnifs der Alterthümer im 6ten, 7ten und 8ten Zimmer sind uns keine erheblichen Irrthümer aufgefallen; wir folgen also dem Vf. ins neunte, wo wir einige Anmerkungen zu machen haben. Nr. 2. ist eine Figur, welche zum Alexander restaurirt worden: der antike Sturz ist von vortrefflicher Arbeit. Der Kopf *m.* wird für eine Ariadne gegeben, ist aber wahrscheinlicher das Bruchstück einer schönen Statue des Bacchus. Es wird S. 371. bemerkt, dafs Hr. Casanova die berühmte ehemals Capitolinische Ariadne (auch ein Bacchus) bey weitem nicht von so delicatem Stile gefunden habe, wie diese hier. Wir können seiner Meynung nicht beypflichten, sondern lassen jenem berühmten Werke den verdienten Vorzug. — Ueber die sogenannte *Agrippine* werden Lessings, Winkelmanns und Casanova's Urtheile weitläuftig angeführt; endlich hält Hr. *L.* dieselbe mit *Wacker* für eine *Niobe*. Die erste Benennung sowohl, als die letzte, hat grofse Schwierigkeit; wir sehen auch überhaupt nicht ein, warum man sichs so viele Mühe kosten läfst, dieser Figur einen Namen anzupassen. Wenn uns unsere Beobachtungen nicht trügen, so hat der stark beschädigte und restaurirte Kopf Aehnlichkeit mit den Töchtern der Niobe; aber die Arbeit an demselben ist viel weicher, vorzüglich an den Haaren, den Augen und Augenknochen; er gehört indessen nicht zur Figur, gegen welche er verhältnifsmäfsig zu klein ist, und die Sehnen des Halses zeigen, dafs der ursprünglich ächte Kopf eine ganz andere Stellung gehabt haben mufs. Wer über diesen Punct noch zweifelt, sehe nur die Statue von der Rückseite an, wo der Nacken nicht pafst, und das Haupt ganz verschoben auf der Seite zu sitzen scheint. Der Rumpf ist zwar auch sehr gut gearbeitet, weich und natürlich; allein wir möchten ihn doch nicht für so ganz unvergleichlich halten wie Hr. Casanova gethan hat; am wenigsten Lob scheinen uns die Falten zu verdienen. — Mit Vergnügen bezeugen auch wir, dafs die Venus *E.* eins der schönsten Bilder dieser Göttin sey; nur dem Wunsch des Hn. *Lipsius* die fehlenden Beine, durch ein Paar andere antike zu ersetzen, welche in eben diesem Zimmer den modernen Rumpf einer Venus tragen, können wir nicht Beyfall geben; denn ungleichartige Theile in ein Ganzes zusammen verbunden, thun nie eine gute Wirkung und durch die Operation des Zusammenfügens würden höchstwahrscheinlich beide Fragmente nur noch mehr *verletzt* werden. Der bekannte Sturz des Ringers *C.* steht, als Kunstwerk betrachtet, unter allen Antiken zu Dresden oben an, und gehört wohl unstreitig mit zu den allerbesten Denkmälern der alten Kunst: es ist schwer, ihn mit irgend einer der vorhandenen Hauptstatuen zu vergleichen; zarter als der Borghesische Fechter und edler als der Sterbende, (ehemals im Capitol) von gröfserm Stil und Formen als der Discobolus, (ehemals im Clement. Museum) unterscheidet er sich von denselben und steht gleichsam mitten zwischen ihnen. Dafs er im Alterthum eine sehr geschätzte Figur war, erweist sich daraus, dafs im Pallast Pitti zu Florenz zwey schöne antike Copien davon vorhanden sind; desgleichen hat man einen geschnittenen Stein mit dem Namen des Meisters, welcher ihn ebenfalls vorstellt.

Wessen Bild die Colossalfigur, die man gewöhnlich für Alexander den Grofsen ausgiebt, eigentlich sey, wird ohne Zweifel noch lange unentschieden bleiben. Den Kunstfreunden mag es indessen genügen, dafs sie schön und ihrer Aufmerksamkeit vollkommen werth ist. Ob Hr. *L.* gute Gründe dafür habe, diese Statue für eine Arbeit des *Pyrgoteles* zu halten, welcher, so viel wir wissen, ein Steinschneider zu Alexanders Zeiten war, lassen wir dahin gestellt seyn: eben so auch seine Bemerkung S. 406., dafs *Moses* der Erfinder von der Mosaik gewesen und das Brustbild *Aarons* verfertigt haben soll.

Ein Kopf über Lebensgröfse von rothem Marmor im Zimmer der Mumien *F.*, der für eine Isis oder Sphinx ausgegeben wird, scheint uns, was Casanova auch darüber gesagt und sich verwundert haben mag, doch nichts anders als ein Antinous zu seyn. Er ist gut gearbeitet und in so fern ein schätzbares Denkmahl, aber nicht von ägyptischer Kunst, sondern aus Hadrians Zeit. —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 1. Junius 1799.

PHILOSOPHIE.

Berlin, im Verlage d. königl. akadem. Kunst- u. Buchh.: *Neue Beyträge zur kritischen Philosophie und insbesondere zur Geschichte der Philosophie. Erster Band.* Herausgegeben von *Joh. Christ. Aug. Grohmann* u. *Karl Heinr. Ludw. Pölitz.* 1798. XXVIII u. 279 S. 8. (22 gr.)

Dieses ist der Anfang einer Zeitschrift, welche besonders Beyträge zur Geschichte der Philosophie nach dem Begriffe, welchen sich Hr. G. von der Behandlung und Bearbeitung derselben gebildet hat, liefern, und wovon alle Jahr ein Band wie der vor uns liegende erscheinen soll. Er bittet in der Vorrede die Leser, welchen er seine Bemühungen zur billigen Beurtheilung übergiebt, ihn nach seiner *Denkart* und seinem *eigenthümlichen Gesichtspuncte* zu richten, und er zeichnet, um die erste kenntlich zu machen, eine kurze Geschichte seines Nachdenkens. Eigentlich aber beschreibt der Vf. nicht seine Denkart, sondern nur die *Art seines Meditirens*, welche darin besteht, dass er vor der Lectüre eines Buchs selbst über den Gegenstand desselben nachdenkt, und ihn nach seinen Ansichten gleichsam im Geiste bearbeitet; dass er, ehe er selbst eine Schrift ausarbeitet, über die Idee, die er bearbeiten will, lange Zeit brütet, und sich ausschliessend mit derselben beschäftigt. „Die Idee von dem Gegenstande, auf welche ich fiel, und welche mir mehr oder weniger eine bisher unbekannte Ansicht der Dinge zeigte, war bey ihrem Kommen mit einer solchen Erschütterung meiner Aufmerksamkeit verbunden, dass es nur die Idee war, die mich mehrere Tage lang begleitete. Ich fürchtete mich gleichsam, sie zu analysiren; ich musste einen Punct abwarten, wo sich die Idee vor meiner Seele fixirt hatte. Ein eigenes Gefühl aber ist es, das ich selbst nicht bestimmen kann, welches mir sagt, dass ich den Gegenstand weit genug verfolgt, dass ich ihn durch Nachdenken erschöpft habe. Ein Buch von zwanzig und mehrern Bogen kann ich dann ohne Aufenthalt innerhalb vierzehn Tagen niederschreiben, nachdem ich freylich vorher vielleicht ein halb Jahr den Gegenstand desselben mit mir herumgetragen, und jede Seite des Buchs fast in meiner Seele abcopirt habe.“ Diese Art zu studiren, sagt er, sey in der That ein Kennzeichen der Einseitigkeit, eine Art der Beschränktheit, und könne zur Einseitigkeit, zur Beschränktheit führen; indessen sichere sie die Originalität, und müsse mehr auf besondere unbekannte Ansichten der Dinge, als bisher im Umlauf gewesen, führen. Wenn der Vf. die Nachtheile dieser Methode eben so glücklich vermeidete, als er sie richtig kennt; so würde er in der That bey seinen Talenten in der Folge noch brauchbare Beyträge für die Wissenschaften liefern. Er fodert also, wer ihn beurtheilen will, soll sich in seinen Gesichtspunct versetzen, seinen Standpunct wählen, aus welchem sich ihm die Ansicht der Dinge zeigt, eine billige Foderung, so weit sie möglich ist, denn um ganz denselben Standpunct zu gewinnen, müsste man auch die ganze Reihe von Meditationen vornehmen, die ihn zu der Ansicht geführt hat, welches wegen der verschiedenen Individualität nicht ganz möglich ist. — Noch bitten beide Herausgeber um Humanität in Beurtheilung ihrer Beyträge. Ich glaube, sagt Hr. G. in der Vorrede, „diese Bitte werde *zugestanden* werden,“ denn es scheine in der gelehrten und besonders leider in der philosophischen Welt dahin gekommen zu seyn, „dass man eine Humanität contrahiren und Verträge schliessen kann.“ (Rec. setzt hinzu, dass man aus Parteylichkeit manchem grossen Manne öffentlich das Privilegium zusichert, mit der Humanität es halten zu können, wie es ihm beliebe, wie Hn. G. wohl bekannt seyn wird.)

Dieser Band enthält folgende Aufsätze: 1) *Was heisst Geschichte der Philosophie?* Von Hn. *Grohmann.* Diese Abhandlung ist auch unter dem Titel: „Ueber den Begriff der Geschichte der Philosophie — Wittenberg 1797 besonders abgedruckt und in A. L. Z. 1798. Nr. 118. angezeigt worden. Einige kleine Veränderungen abgerechnet, finden wir hier nur einige Zusätze, unter andern von einer doppelten Behandlungsart der Geschichte der Philosophie. Man kann entweder, heisst es S. 71. *synthetisch* selbst handeln und die Synthesen durchführen, die einzelnen Systeme oder die einzelnen Gründe, auf welche die Systeme sich stützen, bis zu einem höchsten Puncte, zu einer höchsten Einheit, welche nun das System der Wissenschaftslehre schliesst, durchführen; oder man kann *analytisch* von den einzelnen objectiv gleichsam hingestellten Gründen (Kategorien) die Systeme ableiten, oder sie darauf zurückführen. Es müsste daher auch einen doppelten Begriff von der Geschichte der Philosophie geben; der eine gebe die synthetische, der andere die analytische Methode derselben an, sie stimmten aber übrigens vollkommen mit einander überein. Daher nimmt der Vf. die Erinnerungen zurück, welche er gegen den im Nietham-

merſchen philoſophiſchen Journal aufgeſtellten Begriff gemacht hätte; wir zweifeln aber, dafs der Vf. jener Ueberſicht, die hier gegebene Expoſition des Begriffs als die ſeinige anerkennen wird. Was den eigenen Begriff des Vfs. betrifft, ſo mufs Rec. auf die obige Recenſion verweiſen; denn neue Gründe zur Rechtfertigung deſſelben kommen hier nicht vor. Die zweyte Abhandlung von Hn. G. *Verſuch einer philoſophiſchen Geſchichte der Beurtheilungsprincipien über Offenbarung* S. 79. hat zum Theil den Zweck, des Vfs. Ideal von der Geſchichte der Philoſophie, welches in der erſten Abhandlung aufgeſtellt iſt, zu rechtfertigen. Dieſe Abſicht kann auf dieſem Wege aber nicht erreicht werden. Zur Erläuterung der Begriffe und der Behandlungsart kann ein ſolches Beyſpiel der Ausführung dienen, aber nicht zur Rechtfertigung des Begriffs. Zudem kann ein einzelner Gegenſtad auf mehrere Arten behandelt werden, ohne dafs man daraus auf die Behandlung der ganzen Geſchichte im Zuſammenhange Anwendung machen könnte. Endlich iſt auch das, was der Vf. hier geliefert hat, keine Geſchichte, ſondern philoſophiſches Räſonnement. Zuerſt claſſificirt er die verſchiedenen Parteyen in Rückſicht auf Offenbarung (Offenbarungsleugner und Orthodoxen, Heterodoxen und Moderatiſten, wo die Eintheilung nicht logiſch ſcharf iſt, denn die Offenbarungsleugner ſind auch Heterodoxen); dann unterſucht er die Quelle des Begriffs von Offenbarung im Vorſtellungsvermögen, um auszumachen, nach welchen Grundſätzen, nach theoretiſchen oder praktiſchen, die Offenbarung zu beurtheilen ſey. Das Reſultat iſt, dafs der Begriff nicht durch Erfahrung, nicht durch den Gegenſtand, der offenbart iſt, oder Offenbarung ſelbſt gegeben, dafs er eben ſo wenig pſychologiſch oder aus der innern Erfahrung, noch aus der reinen Sinnlichkeit, der dichtenden Phantaſie, dem Verſtande, der Urtheilskraft, der beſtimmenden und reflectirenden Vernunft abzuleiten ſey. (Demnach müfste der Begriff unmöglich ſeyn.) Ungeachtet dieſe Unterſuchung in Anſehung des Begriffs fruchtlos geweſen; ſo dient ſie doch zur Beſtimmung der möglichen Principien zur Beurtheilung der Offenbarung. Dieſe können entweder theoretiſche ſeyn, und zwar entweder der beſtimmenden oder reflectirenden Urtheilskraft, oder empiriſche, zweytens praktiſche, der beſtimmenden oder reflectirenden praktiſchen Vernunft. Der Vf. zeigt von jedem dieſer möglichen Principien, dafs es wirklich angewendet worden ſey, hebt aus den neueſten Schriften das hieher gehörige Räſonnement aus, und begleitet es mit ſeinen Reflexionen. Er ſelbſt tritt für ſeine Perſon der Deduction der Offenbarung bey, welche der Vf. der Kritik der chriſtlichen Offenbarung (Leipzig 1798) gegeben hat, nach welcher ſie ein Poſtulat der praktiſchen Vernunft iſt, durch welches der Glaube an Gott und Unſterblichkeit ſeine Befeſtigung erhält. Es iſt aber befremdend, dafs der Vf. keine Ahnung von der Unhaltbarkeit dieſer Deduction hat. Ueberhaupt iſt bey allen ſcharfſinnigen Bemerkungen, welche dieſer Aufſatz enthält, doch weder den Foderungen einer hiſtoriſchen noch philoſophiſchen Behandlung des Gegenſtandes Genüge geſchehen; man vermiſst Ordnung, lichtvollen Zuſammenhang; die Principien hätten beſſer geordnet werden können, und vor allen hätten die Fragen über die Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit der Offenbarung unterſchieden werden ſollen. — Der Vf. ſchlieſst dieſen Aufſatz mit einigen Beobachtungen und Reſultaten, die uns am beſten gefallen haben. 3) *Verſuch einer Angabe der vorzüglichſten unterſcheidenden Hauptpuncte der Kantiſchen und Fichtiſchen Philoſophie.* In dieſem Aufſatze des Hn. G. iſt eine gewiſſe Einſeitigkeit unverkennbar, indem das Eigenthümliche der Kantiſchen Philoſophie aus einem ganz falſchen Geſichtspunct dargeſtellt wird, in der Abſicht, um die Wiſſenſchaftslehre auf eine höhere Stufe zu ſtellen. Nach einigen Betrachtungen über die Schickſale der letzten, deren Urſachen theils aus den Eigenthümlichkeiten derſelben, theils aus der nach Erſcheinung der Kantiſchen Schriften herrſchend gewordenen Denkart hergeleitet werden, ſucht er den Scheidepunct in beiden Syſtemen auf, und führt einen Denker redend ein, den der Widerſtreit und die Unhaltbarkeit aller Speculationen dahin bringt, ſich ſelbſt die Frage vorzulegen, ob die Vernunft vielleicht nicht dahin reiche, wohin die Speculation ſtrebt. Er kommt auf den Unterſchied zwiſchen dem Nothwendigen und Zufälligen in den Erkenntniſſen. „Unter dieſen nothwendigen Kenntniſſen entdecke ich nun auch ſehr leicht, dafs die Formen des Denkens, ſelbſt die Formen des Anſchauens dahin gehören, alſo ſie müſſen auch a priori ſeyn, *es ſind mir a priori gegebene Formen des Denkens und Anſchauens, es ſind meine Geſetze des Anſchauens und des Denkens.*“ Es ſey aber ein Sprung, heifst es darauf S. 168. von dem a priori zu folgern, dafs es *mein* ſey. „Aus dem a priori Daſeyn oder Gegebenſeyn kann weder das *Meinige* noch das *Deinige* gefolgert werden: alſo um dieſes zu erhalten, mufs man zu dem Bewufstſeyn zurückkehren, dafs ich geurtheilt habe. Nun aber ſoll doch kein Philoſoph das, was er annimmt, blofs der guten Willkür anheimſtellen; ſondern er mufs alles mit ſtrenger Nothwendigkeit zeigen, er mufs nothwendig machen, dafs man dieſes „*Mein*“ unmittelbar durch das Philoſophiren ſelbſt finde, nicht aber überlaſſen, dafs man es durchs Bewufstſeyn als Factum poſtulire.“ Wer vermiſst hier nicht das Eigenthümliche, von welchem Kant ausging, und das eigentliche Object ſeiner Kritik des Erkenntniſsvermögens. Nicht das Mein und Dein auszumachen, ſondern das Allgemeingültige zu entdecken, war die Abſicht, und wenn durch die Analyſe der Sinnlichkeit, des Verſtandes und der Vernunft das Formelle gefunden war; ſo war ein Beweis, dafs die Formen des Anſchauens und Denkens auch meine Formen ſind, eine ſehr überflüſsige Arbeit. Die Unterſcheidungspuncte zwiſchen beiden Philoſophien ſind nach dem Vf. folgende: 1) In Kants Kritik zeigen ſich die Formeln des

Den-

Denkens und Anschauens als ruhende, feste, dem menschlichen Gemüthe gegebene Formen; in der Wissenschaftslehre sind es thätige, lebendige Handlungsweisen des Denkens. 2) In der Kritik sind die Formen, wie die Vermögen, denen sie inhäriren, *getrennte* Einheiten und die Vermögen selbst gewisse bleibende feststehende Behältnisse. 3) In dem Kantischen System ist alles *rhapsodisch*, ohne systematische Verbindung; in dem Fichtischen aber in der grösten wissenschaftlichen Einheit deducirt. 4) In der Kritik sind nur die letzten äussersten Grenzen des Kriticismus, die Resultate dargestellt; in der Wissenschaftslehre aber begründet, dass sich die Resultate als Erfolge mit ihren Gründen zeigen. — Es ist hier weder der Ort, noch überhaupt nothwendig, diese Unterscheidungsmerkmale näher zu beurtheilen. — Den Beschluss machen zwey Abhandlungen von Hn. *Pölitz*. 4) *Ueber den Streit zwischen dem formellen und dem gemischten Princip in der Moral* S. 186. 5) *Das Naturrecht als Ideal aller Rechtswissenschaften* S. 223. Beide Aufsätze stehen im Zusammenhange mit einander, und sind mehr wohlgemeynt, als befriedigend. Man findet weder gründliche strenge Untersuchung für Denker, noch eine populäre Darstellung des Wissenschaftlichen; das Räsonnement ist an keinen festen Punct angeknüpft, beruht auf keiner vollständigen Erörterung der Begriffe. Hr. *P.* glaubt, dass ein formelles Princip der menschlichen Natur nicht angemessen sey; weil diese aus sinnlichen und übersinnlichen Anlagen und Zwecken bestehe, worauf das Moralprincip Rücksicht nehmen müsse. Grenzenloser idealischer Fortschritt (in Wahrheit, Schönheit und Sittlichkeit) ist der Grundtrieb der übersinnlichen, und grenzenlose Glückseligkeit der Grundtrieb der sinnlichen Natur des Menschen. Die Verbindung des sinnlich-übersinnlichen Zwecks, Harmonie zwischen Fortschritt und Glückseligkeit ist die Aufgabe an den Menschen, die seine Bestimmung zu lösen hat. Wie diese Aufgabe zu lösen sey? darüber sind die Meynungen getheilt. Möglich sind nur drey Verhältnisse dieser beiden Zwecke gegen einander. Entweder der Mensch unterdrückt die Foderung der sinnlichen Natur, und opfert sie der übersinnlichen auf. (dies Subordinationssystem stellt *Kant* (?), und mit einigen Modificationen im Ganzen auch *Reinhard* (?) auf); oder der Mensch befolgt die Foderungen der sinnlichen Natur auf Kosten der übersinnlichen, er strebt nach Glückseligkeit auf Kosten der Zwecke seines Gemüths (das materialistische und eudämonistische System); oder er bringt beide ins Gleichgewicht (ein Coordinationssystem) wo er die Triebe und Zwecke beider vereinigt und dadurch einig wird mit sich selbst. — Dieses Räsonnement, welches auf seichten Gründen und Missverständnissen der kritischen Philosophie beruht (man sehe S. 205.), klärt sich auf, wenn man weiss, dass der Vf. die Moral auf die theoretische Philosophie gründet, kein Gesetz auch selbst den kategorischen Imperativ nicht für ursprünglich und selbstständig, sondern blos als Mittel zu Erreichung eines Zwecks (S. 206.) betrachtet. In der zweyten Abhandlung geht Hr. *P.* von dem Gedanken aus, dass das Naturrecht, Staatsrecht, Völkerrecht u. s. w. nur isolirte Theile sind, die noch kein wissenschaftliches Band zu einem Ganzen vereinigt. Zu diesem Ende müsse das Naturrecht das Ideal aller Rechtswissenschaften werden; es müsse das Ideal der Vollendung für den äusern freyen Wirkungskreis des Menschen aufstellen, nicht für das entstehende oder kämpfende Individuum, sondern für das, was es werden soll: mithin muss dieses *Ideal allen Zwang* von sich ausschliessen, „nicht als ob nicht ein vernünftig sinnliches Wesen das andere zwingen dürfe, seinen äusern freyen Wirkungskreis nicht zu verletzen, sondern weil das moralische Wesen, im Ideale alles Rechts gedacht, schon so weit vollendet ist, dass es gar keines Zwanges bedarf, um seinem Ideale sich zu nähern. Es ist dann unter den Individuen eine solche Einigkeit hervorgebracht worden, wo alle das Ideal erkennen, darnach streben und in der Realisirung desselben einander nicht beunruhigen; es ist dies die Zeit des ewigen Friedens, den die Vernunft gebietet, so sehr auch die Geschichte den Eintritt desselben als unmöglich darstellt. Der Staat ist die Vereinigung freyer Wesen, um gemeinschaftlich dem Ideale des Naturrechts sich zu nähern. Das Staatsrecht hat die Aufgabe, das Ideal des Naturrechts, so weit es im Leben im Staate möglich ist, zu realisiren; daher ist das Zwangsrecht ein wesentlicher Bestandtheil des Staatsrechts. Das Völkerrecht ist eben so für alle existirende Staaten das Ideal, wie das Naturrecht das Ideal für alle in einem Staate existirende Individuen; das Staatenrecht beschäftigt sich mit der Realisirung dieses Ideals. Was die Hauptidee betrifft, so liegt sie jedem wissenschaftlichen Versuche eines Naturrechts zum Grunde, in sofern sie die Bedingungen untersucht, unter welchen die äussere Freyheit mit der Freyheit eines jeden zusammenstimmt. Von dem Naturrechte aber allen Zwang ausschliessen, ist so viel als den Rechtsbegriff zernichten. Und welcher Gewinn ist dadurch für die Wissenschaft zu erwarten? An dem Entwurf eines nach dieser Idee bearbeiteten Naturrechts, welchen der Vf. beygefügt hat, ist zum wenigsten nichts davon zu ersehen. Sein Naturrecht gründet sich auf das von ihm angenommene gemischte Princip, das ist auf theoretische Sätze, aus welchen keine absolute Verbindlichkeit, dergleichen in dem Tugend und Rechtsgesetze enthalten ist, entspringet. Die höchste Foderung an den Menschen ist nach dem Vf. Einigkeit der sinnlichen und übersinnlichen Zwecke. Diese Foderung entspringt aber nach §. 5. S. 241. aus der theoretischen Vernunft als dem Vermögen Einheit hervorzubringen. Daher hat das ganze Gebäude des Vfs. keinen festen Grund, wenn er nicht wieder einen Naturtrieb zur Selbsteinigkeit annimmt, aus welchem das Streben darnach als Naturwirkung nothwendig erfolgte. Dann ist es aber kein Gegenstand des Sollens.

GESCHICHTE.

MANNHEIM, b. Schwan u. Götz: *Fragmente zur Kunde der Staatsverfassungsgeschichte des deutschen Reichs.* 1797. 134 S. 8. (9 gr.)

In einer rauhen Sprache sind hier Zeiten und Begebenheiten, Ursachen und Wirkungen so in einander vermengt, dafs es unmöglich ist, einen deutlichen Zusammenhang herauszufinden. Aufser ein paar abgenutzten Stellen des *Cäsars* und *Tacitus* nimmt der Vf. unbedenklich alle seine Belege aus ganz neuen Schriftstellern. Nirgends verräth er ein eigenes Studium der Quellen. Alles, was er sagt, haben vor ihm schon *Möser* und *Kindlinger*, aber weit klärer und richtiger, entwickelt. Der Vf. nimmt zuerst an ein *Freyfassereysystem*, und unter diesem ein *Dominicalsystem* der deutschen, celtischen und slavischen Völkerstämme, ein *Grundherrlichkeitssystem*, ein *Hinterfassereysystem*, eine *Nationalgenossenschafts-Heermannie*, ein *Gefolgesystem*, ein *Reichsfassereysystem*, ein *Reichsterritorialsystem*, ein *Reichsbeneficialsystem*, ein *Reichs-* und *Landschaftssystem*, ein *Reichsjustizpflegesystem*, ein *Reichsheerbannssystem*, ein *Staatslehensystem*, ein *Reichslehensystem*, ein *Landeshoheitssystem*, ein neues *Reichs-* und *Landstandschaftssystem*, ein *Territorialjustizpflegesystem*, ein *Reichsstaatssystem*, und was dergleichen Systeme mehr sind, die sich wohl richtiger alle auf ein einziges, nämlich auf das *Militärsystem*, reduciren lassen. Das *schönste System* allumfassender, alle öffentlichen und Privatverhältnisse aufs treffendste nutzender Politik ist dem Vf. das Lehensystem, das er sogar eine Lehens- und Herzensverbindung nennt. Das jetzige gesetzliche deutsche Staatssystem steht, seiner Meynung nach, in einer *prachtvollen politischen Grösse da!* Ja wohl! wir sehen es. — Die reichhaltigsten Materialien, die vortrefflichsten Ideen und sinnreichsten Aufschlüsse über die Regierungsverfassung der ältern deutschen Völker finden sich in einem Buch, wo man sie vielleicht zunächst nicht sucht, nämlich in *Mably's Observations sur l'histoire de France.* Wer, vorbereitet durch diese vortreffliche Entwickelung, in Verbindung mit *Möser's* Osnabrückschen und *Kindlinger's* Beyträgen zur Münsterschen Geschichte, zum Studium der alten Gesetze, Capitularien, Urkunden und der Geschichtschreiber des Mittelalters überginge, der würde allenthalben auf die interessantesten Entdeckungen stofsen, und über die Geschichte der deutschen Regierungsverfassung ein classisches Werk zu liefern im Stande seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Nürnberg u. Altdorf*, b. Monath u. Kußler: D. *Ben. Christian Vogels*, vordersten öffentlichen Lehrers d. A., *Sichere und leichte Methode, den Ileus von eingeklemmten Darmbrüchen zu heilen*, sammt drey merkwürdigen Fällen die selbige (sie) bestättigen (bestätigen). 1797. 50 S. gr. 8. Der innere Gebrauch des Mohnsaftes bey einigen Arten von eingeklemmten Darmbrüchen war allerdings, wie auch der Vf. anführt, selbst in Verbindung mit abführenden Mitteln schon von Mehrern vor ihm angerathen worden. Die herzhafte Anwendung dieser Methode aber, selbst bey dem rein entzündlichen Ileus und die gleichzeitige Auflegung mohnsafthaltiger Umschläge auf den leidenden Theil, scheint dem Vf. allerdings eigenthümlich zu seyn, und er macht sich durch die Bekanntmachung dieser kleinen Schrift mit den angehängten drey geheilten Fällen verdient.

Wenn die Taxis nicht möglich ist, und schon Aderlafs (in inflammatorischen Fällen) auch wohl Blutigel an dem leidenden Theile, vorhergegangen sind, und die Zeichen des Ileus eintreten, läfst er die äufsern schmerzhaften Theile mit einem Bleywasser feucht erhalten, worin Mohnsaft aufgelöst worden, und giebt zugleich innerlich in kurzen Zwischenzeiten ein flüssiges Abführungsmittel mit Laudanum versetzt. Er versichert, es habe ihm in den schwierigsten Fällen nicht fehlgeschlagen, dafs nicht bald Blähungen darauf, dann Leibesöffnung und Zurücktretung des eingeklemmten Bruches von freyen Stücken erfolgt seyen, wie auch die drey erzählten Fälle bestätigen. Wenn auch beym Einnehmen anfänglich Erbrechen erfolge; so höre es doch bey fernern Gebrauche auf. Die äufserliche Anwendung des Mohnsafts mag auch das ihrige zur Minderung des Erbrechens thun.

Indessen wünschte Rec., dafs die Verordnungen einfacher eingerichtet gewesen wären, etwa eine Auflösung eines einzigen Laxiersalzes mit Mohnsafttinctur innerlich und kalte Wasserumschläge mit Mohnsafttinctur versetzt äufserlich. So aber setzt der Vf. zu dem Umschlage noch Kampher, welcher doch die Wirkungen des Mohnsaftes gröfstentheils aufhebt. Ein Glück, dafs die zugesetzte geistige Kampherauflösung in dem wäfserigen Umschlage immer präcipitirt werden mufste, und daher wohl nicht seine ganze Mohnsaft hindernde Kraft ausüben konnte. Wozu aber die Umstände? Auch innerlich setzte er Kampher zuweilen bey, nebst einer Menge anderer Zusätze (welches Rec. gar nicht billigen kann), von denen sich gar nicht errathen läfst, wie sehr sie den zuweilen zögernden Erfolg hintertrieben, oder was wieder andere Zusätze zur Bewerkstelligung des guten Ausgangs möchten beygetragen haben. Reine Erfahrungen in der Arzneykunde erfodern durchaus völlig einfache Mittel, eins, höchstens zwey Ingredienzen auf einmal.

Oft wurden drey verschiedene Arzneyen (denn aus kräftigen Substanzen bereitete Thee und Einnehmvehikel sind doch wahrlich auch nicht gleichgültige Arzneyen!) zugleich gebraucht, und die Recepte selbst bestunden aus vier, sechs, acht und mehr Ingredienzen. Es ist Schade!

Der Praktiker irrt sich, wenn er glaubt, dafs eine einfache Auflösung selbst des widrigsten Salzes, z. B. des Bittersalzes (hier mit Mohnsafttinctur versetzt) im Ileus oder auch sonst, eher würde ausgebrochen oder schwieriger genommen werden, wenn er nicht Melissenwasser, Kalbsmark, Syrupe, Manna, Oelzucker, Sternanis, versüfste Salpeterfäure, und Gott weifs, was noch sonst zusetze. Er irrt sich! Ein einfacher, auch noch so widriger Geschmack, wird dem Kranken beym fernern Einnehmen immer erträglicher, ein vielgemischter immer widriger.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 1. Junius 1799.

MATHEMATIK.

Frankfurt am Mayn, b. Varrentrapp u. Wenner: *Anfangsgründe der Mathematik.* Zum Gebrauch auf Schulen und Universitäten herausgegeben von *G. G. Schmidt*, Prof. der Mathem. zu Giessen. *Erster Theil. Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie und Buchstabenrechnung.* 382 S. gr. 8. mit 6 Kupf. *Zweyten Theils erste Abth. Statik, Hydrostatik, Aerostatik und Mechanik fester Körper.* 348 S. mit 7 Kupf. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die Veranlassung zu diesem Lehrbuche gab dem Vf. ein Vorsteher einer Lehranstalt, der einen kurzen und fasslichen Unterricht in den mathematischen Wissenschaften nach Art des zu seiner Zeit so allgemein beliebten Wolfischen Lehrbuchs wünschte. Die Stelle des Wolfischen Auszuges kann das gegenwärtige Lehrbuch nicht vertreten, da es einen viel grösern Umfang hat. Von Wolfs Anfangsgründen unterscheidet es sich in Absicht auf die Einrichtung, theils durch die Art des Vortrags, theils dadurch, dass es in dem zweyten Theile häufig ziemlich weit in das Gebiet der Physik übergeht. Was den Wolfischen Lehrbüchern einen so daurendem Beyfall, selbst lange nach dem Tode ihres Verfassers, verschafft hat, ist der einförmige deutliche Vortrag, und die gute Auswahl, die den Bedürfnissen und den Fähigkeiten derer, welchen sie zum Unterricht bestimmt waren, angemessen ist. Sie verdienen daher noch immer, dass Verfasser neuer mathematischen Lehrbücher sie ihrer Aufmerksamkeit würdigen. Das Lehrbuch, welches Hr. Schmidt jetzt liefert, ist für den Unterricht auf Schulen zu reichhaltig, und in manchen Stellen zu schwer und gelehrt. Den eigentlichen Schulkenntnissen würde es, besonders bey der jetzt gewöhnlichen Verkürzung des Aufenthalts auf Schulen, zu viel Eintrag thun, wenn man die Schüler so weit in die Mathematik und Physik hineinführen wollte, als es in diesem Lehrbuche geschieht. Selbst für den gewöhnlichen Vortrag auf Universitäten möchte es zu ausführlich seyn. Ein Lehrbuch müsste überhaupt nur ein kurzer Abriss seyn, damit die Zuhörer desto leichter den Zusammenhang des Ganzen übersehen können, und damit ihnen die Erläuterungen und Zusätze des Lehrers mehr interessant werden. Unsere neuen Lehrbücher in allen Fächern pflegen viel zu weitläufig zu gerathen. Uebrigens ist das angezeigte Lehrbuch der Empfehlung sehr werth, vornehmlich zum Gebrauch derjenigen, die durch eigenen Fleiss sich unterrichten wollen, besonders wenn sie einige vorläufige Kenntniss der Mathematik und Physik schon erhalten haben.

Der erste Theil kommt in Absicht auf die Anordnung fast ganz mit *Klügel's* Anfangsgründen der Mathematik in desselben Encyklopädie überein. Der Vf. zeigt in der Vorrede an, dass er dieselben vorzüglich benutzt habe. Hin und wieder ist einiges zugesetzt, oder weggelassen. Die Anwendungen auf das Feldmessen sind in der Geometrie selbst eingeschaltet. Am Ende ist die Buchstabenrechnung mit Anwendungen auf Arithmetik und Trigonometrie beygefügt. Einige Berichtigungen wären noch zu machen. Bey der Aufgabe (S. 64.), wie lange braucht ein Körper auf dem Monde durch 256 Ruthen zu fallen, wenn er dort in einer Minute so weit, als auf der Erde in einer Secunde fällt? scheint ein Misverstand versteckt zu seyn. Die Zeit des Falles auf dem Mondkörper durch eine gewisse Höhe ist von der Zeit des Falles eines Körpers in der Gegend des Mondes gegen die Erde hin sehr verschieden. Die letztere verhält sich ungefähr so wie es hier angegeben ist. — Die Erklärung des Verhältnisses, dass es die Art sey, wie eine Grösse aus der andern entstehe, ist zu weit. Dies ist allgemein Relation. — Der Satz: in jeder geometrischen Proportion sind auch die vorhergehenden und nachfolgenden Glieder von beiden Verhältnissen in geometrischer Proportion, würde deutlicher heissen, ist das Verhältnis der vorhergehenden Glieder gleich dem Verhältnis der nachfolgenden. — In dem Exempel §. 117. ist der Werth von 5 Conventions Thaler. zu 12 Gul. rheinisch und der Werth von 1 Louisd'or zu 9 Gul. rheinisch angegeben. — In der Erklärung der geraden Linie kommt der Begriff von *Richtung* vor, welche aber nichts anders ist als eine der Lage nach gegebene gerade Linie. Gegen die Behandlung der Lehre von den Parallellinien ist verschiedenes einzuwenden, welches Rec. um den Raum zu sparen, nicht anführen will. — *Ludolph von Colln*, unrichtig, statt L. von Ceulen oder L. van Collen. Er war aus Hildesheim gebürtig. — Die Buchstabenrechnung, so wie sie hier vorgetragen ist, möchte doch Anfängern nicht deutlich seyn. Es musste gezeigt werden, zu welchem Zweck man sich der allgemeinen Rechnung bedient; auch musste mit einigen schicklichen Aufgaben der Anfang gemacht werden, ihren Gebrauch zu erklären. Die Multiplication und Division entgegengesetzter Grösen könnte leichter als aus dem davon gegebenen Begriffe, der in der That unbrauchbar ist, hergeleitet

werden. Die Rechnung mit den Potenzen einthelliger Gröfsen konnte hier ohne Schaden wegbleiben. Die Demonstrationen der trigonometrischen Formeln hätten können kürzer gefafst werden. Der Beweis der Formel für die Reduction eines Winkels auf einen horizontalen ist sehr weitläufig, weil die sphärische Trigonometrie hier nicht angewandt werden konnte. Die Formel hätte zum praktischen Gebrauch auch ohne Beweis mitgetheilt werden mögen.

In dem zweyten Theile ist, wie schon oben erwähnt ward, vieles aus der eigentlichen Physik hineingebracht, als eine Tafel der specifischen Gewichte vieler Körper auf acht Seiten; von *Richter's* Versuchen und Rechnungen über die Verdichtung bey Mischungen, von S. 155—162; *Gilpin's* Tabelle über die Dichte von Mischungen, Wassers und Weingeists; über die Ausdehnung der Körper und insbesondere der Luft durch die Wärme; vom Metallthermometer; von den Dämpfen, besonders den wässerigen, und ihrem Einfluss auf die Atmosphäre. S. 237—259. Hr. Schmidt ist als ein geschickter praktischer Physiker aus seinen Aufsätzen in Gren's Journal der Physik bekannt; er hat also über die von ihm bearbeiteten Gegenstände hier sich auch ausführlicher verbreitet, als es die Absicht und das Ebenmaafs des Buchs erforderte. Inzwischen, da darüber in andern Lehrbüchern nur wenig vorzukommen pflegt, so mögen manche Leser mit dieser Abschweifung nicht unzufrieden seyn. Ueber einige Stellen findet Rec. Erinnerungen nöthig. In §. 10. wird gesagt, dass alle Theile der Materie gleich schwer seyn, das ist, sich selbst überlassen, mit gleicher Geschwindigkeit zur Erde fallen, und dass daher der ungleich grofse Druck verschiedener Körper (von gleicher Gröfse) gegen ihre Unterstützungen von der ungleichen Menge der schweren Theile in ihnen herrühren. Allein der Fall der Körper wird so wohl durch die Wirkung der ganzen Erde auf den Körper als durch die Wirkung (oder Anziehung) dieses auf jene verursacht. Die letzte ist freylich so gut als unendlich klein. Allein das Verhältnifs der Wirkungen auf die Erde wird durch das Aufhängen an einer Wage bemerkbar. Die Verschiedenheit der specifischen Gewichte kann daher sowohl von einer verschiedenen Anziehungskraft gegen die Erde als von der verschiedenen Dichtigkeit herrühren. — Von einer gleicharmigen Wage wird §. 41. erfordert, dass der Unterstützungspunct etwas über die Linie der Aufhängepuncte der Schalen falle. Allein das macht die Wage träg. Die Wage kommt bey einem Ausschlage durch das Gewicht des Wagebalkens in Ruhe, wenn der Schwerpunct einen gewissen Abstand von der Verticallinie durch den Unterstützungspunct erreicht hat. Nur bey sehr leichten Wagen möchte die von dem Vf. angegebene Lage des Unterstützungspunctes nöthig seyn. — Die Einrichtung der gedoppelten Schnellwage, welche nach der Angabe des Hn. Obriftlieut. *Müller* beschrieben wird, findet sich im wesentlichen, und einfacher in Musschenbroeck's Physik. Die Berechnung der Lage, in welcher bey einem Ausschlage diese Wage zur Ruhe kommt, gehörte nicht für dies Buch. Die Wage nimmt fünf Seiten ein. — Vom Reiben wird zwar sehr gut, aber für ein Elementarbuch zu umständlich, auf 15 Seiten gehandelt. — *Woltmann's* Theorie des Drucks der Erde gegen Wände und Mauern, auch ziemlich ausführlich. Die Versuche gaben ungefähr die Hälfte dessen, was die Theorie gab. Hr. *S.* trägt eine Formel vor, welche bey langen Wänden, wie er vermuthet, besser mit der Erfahrung stimmen möchte. — Ueber die Umstände bey der Wiederherstellung der natürlichen Lage eines schwimmenden Körpers, aus welcher er durch eine äusere Kraft gebracht ist, deutlich genug. Nur ist unrichtig der Schwerpunct des eingenommenen Wasserraumes der *Mittelpunct der Gröfse* genannt. Ein Mittelpunct der Gröfse kommt ja nicht allen Körpern zu. Auch ist bey der Bestimmung des *Metacentrum* beyzufügen, dass dabey die Drehung des schwimmenden Körpers unendlich klein gesetzt werden muss. Sonst ist es kein bestimmter Punct. — Die Schwimmblasen der Fische sind nicht in allen gedoppelt, wie S. 127. gesagt wird. Als Mittel zum Steigen und Sinken kann die Schwimmblase den Fischen wenig oder gar nichts helfen, weil der Raum derselben nur sehr wenig verändert werden kann; auch haben manche Fische keine Blase. Die Zusammenziehung und Ausdehnung des Bauches muss dazu behülflich seyn. — Die Rechnung über die Bestimmung der in einer Mischung enthaltenen Materien von zweyerley Art ist zu weitläufig. — Vom Wasserwägen ist sehr gut gehandelt, aber auch fast zu umständlich. *Sisson's* Wasserwage wird beschrieben. Doch wird nicht bemerkt, dass *Brander's* Wasserwage im Grunde dieselbe ist, und noch ein Mikrometer dazu hat. Das Wasserwägen gehört eigentlich in die praktische Geometrie, nicht in die Hydrostatik. — Von *Smeaton's* Birnprobe sagt der Vf. (S. 211.), dass der Erfinder sie auf den Satz gegründet habe, dass die Dämpfe, wenn sie durch eine äusere Gewalt plötzlich zusammengedrückt werden, ihre Elasticität verlieren, und wieder in den vorigen tropfbar flüssigen Zustand zurückkehren. Dieses ist irrig. Aus Sm. Aufsatz über seine Luftpumpe in den Transactionen Vol. XLVII. sieht man, dass er an Dämpfe, die sich bey dem Auspumpen entbinden mögen, gar nicht gedacht hat. Erst im Jahr 1776 ward *Nairne* durch *Cavendish* darauf geleitet, dass durch die Verdünnung der Luft aus den Feuchtigkeiten innerhalb der Maschine sich Dämpfe entbinden, die bey der Zulassung der Luft in Wasser verwandelt werden. Nairne hat merkwürdige Versuche zur Vergleichung der Barometerprobe und der Birnprobe angestellt, die in den Transactionen, Vol. LXVII. beschrieben sind. Hr. Schmidt hat diese Versuche nicht gekannt, da er sie in seiner Abhandlung über die Birnprobe im Gren's neuem Journ. d. Physik, 3ter Bd. nicht erwähnt. — Der Vf. sagt S. 220, nach Gehler, dass Fahrenheit den Raum des Quecksilbers bey der Tem-

peratur o in 11124 Theile getheilt, und gefunden habe, dafs es sich bis zur Kochhitze um 600 solcher Theile ausdehne, und daher diese Temperatur durch 600 bezeichnet habe. Dieses ist schwerlich richtig. Fahrenheit verfertigte zuerst Weingeist-Thermometer, und bezeichnete daran drey fixe Puncte durch 0; 32; 96. Man sieht leicht, warum diese Zahlen gewählt sind. Als er das Queckssilber anwandte, trug er jene Zahlen darauf über, und fand für den Siedpunct des Wassers den Grad 212, und den Siedpunct des Queckssilbers 600. Die Verhältnifszahl 11124 scheint Boerhave gefunden zu haben *Elem. Chem.* p. 174. womit ebendas. p. 165. zu vergleichen ist, auch Meisters Abhandlung über die Graduirung der Fahrenheitischen Thermometer in den neuen Götting. Comm. Vol. III. — Das Mariottische Gesetz scheint auf die Vergleichung des Raums der Luft und der darin enthaltenen Dämpfe nicht anwendbar zu seyn, wie S. 245. geschieht. — Der Vf. bemerkt sehr richtig, dafs der Coefficient der Formel für die barometrische Höhenmessung nach dem Grade der Feuchtigkeit der Luft veränderlich sey, da verschiedentlich feuchte Luft durch dieselbe Erhöhung der Temperatur verschiedentlich ausgedehnt wird. Dieser Umstand scheint ihm bey der Höhenmessung durchs Barometer bisher vernachlässigt zu seyn. Doch hat der Oberste Roy zufolge seiner Versuche über die Elasticität feuchter Luft schon in den Transact. Vol. LXVII. erinnert, dafs der grofse Unterschied der Elasticität trockner und feuchter Luft auf die Bestimmung der Höhen mittelst des Barometers Einfluss haben müsse. Die daselbst beschriebenen Versuche hat Hr. *Sch.* mit den seinigen (Gren's Journ. IV.) nicht verglichen. — In dem letzten Abschnitte von der Bewegung der Körper als Puncte betrachtet, und der soliden Körper, wäre hin und wieder einiges zu verbessern, welches anzuzeigen aber nicht mehr Raum ist.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Unger: *Vaterländisches Lesebuch für Land- und Soldatenschulen.* 1799. 260 S. 8.

Die Geschichte des Vaterlandes für die Jugend bearbeiten, ist in jedem Staat ein heilsames Beginnen, dessen Wirkungen aber um so eingreifender werden, je mehr es dem Staate Bedürfniss ist, dafs seine Bürger einen bestimmten Geist bekommen, und nicht ohne Einsicht in dasjenige bleiben, was ihm Noth thue. Es ist ausgemacht, dafs der preufsische sich in diesem Fall befinde. Durch seinen Genius hat er einen Rang erhalten, zu welchem er nicht durch die Masse seiner Länder berechtigt war; dieser Genius ist militärisch. Daher mufs früh beym Unterricht in der vaterländischen Geschichte auf militärische Bildung, vorzüglich bey dem Stande Rücksicht genommen werden, aus welchem die Heere gröfstentheils entstehen. Für Land- und Soldaten-Schulen kann darin nur ein Gesichtspunct herrschen.

Wenn so bestimmt ist, welche Materialien vorzüglich aus der Geschichte des Vaterlandes ausgehoben werden sollen, hängt die Wahl der Methode in Benutzung derselben von individuellen praktischen Rücksichten ab, da hier von eigentlicher historischer Darstellung, von einem Werke, das seine Regel in sich selbst trägt, nicht die Rede seyn kann. Will man der Jugend sogleich einen Abrifs der ganzen vaterländischen Geschichte geben; so konnte bey der Ausführung der Geschichte des preussischen Staates die Methode kaum zweckmäfsiger seyn, als im gegenwärtigen Buche. Von den ältesten Zeiten der Mark-Brandenburg, des Stammlandes, beginnt die Erzählung; dann aber wendet sie sich vornehmlich zu dem regierenden Hause; und wenn gleich die vorzüglichsten Regierungsanstalten, die es traf, und die anschwellende Macht des Staates, unsern Augen nicht entzogen werden; so sind doch die kriegerischen Thaten der Regenten, ihre wachsenden Heere und selbst einzelnes tapferes Vollbringen einzelner Regimenter und Krieger der Hauptgegenstand, dem angegebenen Gesichtspunct zufolge.

Dem Gerüchte nach will der König von Preussen, welchem nichts so sehr am Herzen liegt, als die Bildung der untern Volksclassen, dieses Buch in die Schulen eingeführt wissen. Dieser Umstand und das bishergesagte mag den Werth desselben bestimmen. Durch einige Proben wollen wir ausserdem noch es sich selbst charakterisiren lassen. S. 83. über die Schlacht bey Fehrbellin: „Vorher liefs der Kurfürst eine öffentliche Betstunde halten, denn der grofse Mann versäumte nie, was er dem lieben Gotte schuldig war, dem er stets zuerst die Ehre gab, wenn er etwas Grofses ausgeführt hatte. Dann hielt er eine Anrede an seine tapfern Soldaten. Er stellte ihnen die Gefahr vor, worinn das Vaterland war, und schlofs mit diesen Worten: Fechtet daher, wie brave Soldaten und bedenkt dafs ihr *Brandenburger* seyd. Folgt mir getrost! Frohen Muthes will ich euch mit Gott anführen!" S. 135. „Vom Könige Friedrich Wilhelm dem Ersten stammen ebenfalls viele Einrichtungen her, die noch jetzt in der Armee sind; unter andern die *Kantoneinrichtung*, welche er 1737 einführte. Die Beschaffenheit derselben liegt einem jeden vor Augen. Einige Residenzstädte haben Kantonfreyheit, und das nicht etwa darum, dafs es als ein grofses Glück anzusehen wäre, wenn man nicht nöthig hat, Soldat zu werden, sondern vielmehr, weil in diesen Residenzstädten alle Aemter, Landescollegien und Fabriken sind, die den Wohlstand des Landes befördern. Wenn nun aber von diesen Aemtern, Collegien und Fabriken die Männer und Söhne zu Soldaten genommen würden, könnten sie bestehen? Wo wären gleich ausgelernte Menschen da, die an ihre Stelle treten und arbeiten könnten? Ein anderes ist es mit dem Pfluge, den ein jeder treiben kann, ohne es Jahre lang gelernt zu haben. u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Altona* u. *Hamburg: Freymüthige Gedanken eines deutschen Staatsbürgers über die Secularisirung der geistlichen Wahlstaaten Deutschlands, in rechtlicher und politischer Hinsicht.* 1798. 116 S. 8. Der Vf. unterwirft die bekannte jetzt vorgeschlagene Secularisation geistlicher Staaten in Hinsicht der Rechtmäßigkeit und Politik, einer genauen Prüfung. Er gehet dabey von den Grundsätzen aus, daß die Rechte der deutschen Bischöfe auf ihre Länder eben so heilig und unverletzbar sind, als die Rechte der Erbfürsten auf ihre weltliche Staaten. So wenig nun die weltlichen Fürsten verbunden seyn, einen Theil ihrer Erbstaaten zur Ausgleichung aufzuopfern, eben so wenig seyen es auch die geistlichen Regenten. Der Vertrag, vermöge dessen die Stände des Reichs sich zur Ergreifung der Waffen gegen einen gemeinschaftlichen Feind mit einander vereiniget haben, binde zwar alle zu einer gemeinschaftlichen Theilnehmung und Mitwirkung; er enthalte aber keineswegs eine Verbindlichkeit zum Ersatz der Kriegsschäden, die der eine oder der andere Mitstand erlitten habe. Auch in dem Fall, wo einzelne deutsche Reichsstände, die gerade an der Grenze der feindlichen Macht liegen, einen Theil ihrer Länder in dem künftigen Friedensschlusse den Franzosen überlassen müssen, finde keine Entschädigung statt, weil sie diese Gefahr, bey ihrer Einwilligung zum Kriege (stillschweigend) auf sich genommen hätten. Wenn aber auch in diesem Fall eine Verbindlichkeit zur Schadloshaltung denkbar sey, so könne doch solche nie einzelne Staatsmitglieder treffen; sondern müsse, nach dem Grundsatze: „der für *alle* gelitten hat, muß von *allen* schadlos gehalten werden" auf alle und jede Reichsstände übergehen. Es sey daher eine schreyende Ungerechtigkeit, den geistlichen Ständen allein jene Verbindlichkeit aufzubürden, und sie allein zum Opfer für andere zu machen. Man glaube zwar, im gegenwärtigen Fall, wo der so sehr gewünschte Friede eine Aufopferung an Landen und Leuten für die französische Republik nothwendig mache, sey es doch besser, daß einige deutsche Bischöfe, als gewesene Domherren, von ihren geistlichen Fürstenthronen, zu welchen sie ohnehin zufällig erhoben worden, wieder herabsteigen und zu ihrem ehemaligen Privatleben zurückkehren, als daß ein uraltes erlauchtes Erbfürstenhaus von seiner, seit Jahrhunderten erworbenen Fürstenwürde verdrängt werde. Allein dieser Grund verdiene keine Rücksicht, weil der, durch das Loos der Wahl zum geistlichen Fürstenthum gekommene, Bischof dasselbe unverletzbare Recht auf seine Lande habe, als der Erstgeborne einer Fürstenfamilie auf seine Landeshoheit und Reichsstandschaft immer haben mag. Der Vf. preist hierauf die Unterthanen der geistlichen Staaten vorzüglich glücklich, und erklärt es für eine widerrechtliche Härte, sie, wider ihren Willen, einem fremden Scepter zu unterwerfen; sie zu Anerkennung anderer Gesetze, anderer Abgaben und Steuern, eines drückenden Militärsystems zu zwingen, und ihnen die Huldigung eines Landesherrn, der einer andern Religion zugethan sey, aufzudringen.

Zu Begründung des bekannten Sprichworts: *daß unter dem Krummstab gut wohnen seyn*; werden die Vorzüge angeführet, wodurch sich die Regierung der geistlichen, minder mächtigen, Fürsten vor der Regierung der Weltlichen auszeichnet. „Ihr reiferes Alter, heißt es S. 51. ff. schützt die Unterthanen vor den Ausbrüchen wilder Leidenschaften; Sie haben keine Macht *Böses* zu thun, wohl aber das *Gute* im vollem Maasse zu wirken; das Ansehen der Reichsgerichte wird von den geistlichen Wahlfürsten in seiner ganzen Vollkommenheit anerkannt; ihre Regierung wird durch Landstände oder durch die Rechte der Domkapitel eingeschränket; es stehet nicht in ihrer Gewalt, ihre Länder durch willkürliche Auflagen zu drücken, Grundstücke zu veräußern, Bündnisse mit auswärtigen Mächten auf Kosten der Unterthanen zu schließen; das Blut ihrer Unterthanen zu verkaufen, und den Säugling in der Wiege zum Soldaten einzuweihen." Etwas zu dreist scheint uns auch die Behauptung S. 56., „daß die Aufklärung und Bildung des eigentlichen Volks in den geistlichen Wahlstaaten weit größere Fortschritte gemacht habe, als in vielen andern weltlichen Staaten." Wenn anders die Grundlage der Aufklärung in der Ausrottung der Vorurtheile und des Aberglaubens besteht; so dürfte doch wohl das Landvolk der geistlichen Staaten, welches z. B. noch jetzt in sitten- und zeitverderblichen Wallfahrten und in andern zweckwidrigen und abergläubischen Handlungen seine Glückseligkeit sucht, in der *wahren* Aufklärung noch weit zurückstehen. Eben so wenig gehören auch die, zum Besten des Landmannes angelegten, Wildzäune und die Verminderung des Wildprets zu den ausschließlichen Vorzügen der geistlichen Fürsten; sie sind, wie aus öffentlichen Schriften bekannt ist, schon weit früher in weltlichen Staaten getroffen worden. In der Folge geht der Vf. zu den politischen Gründen gegen das Secularisationsproject über. Nach seiner Meynung würden die Secularisationen eine Vernichtung der kaiserlichen constitutionellen Gewalt und mithin den Untergang der ganzen bisherigen Verfassung des deutschen Reichs nach sich ziehen; sie würden in eine fürchterliche Aristokratie der Machthaber der größern Reichsbezirke ausarten. Die geistlichen Wahlfürsten, sagt der Vf. sind, durch die Anhänglichkeit an den kaiserlichen Hof, von jeher die Schutzwehre (?) desselben gegen die Eifersucht und Verbindungen der demselben gefährlichsten und mächtigsten Erbfürsten gewesen. Hebt man die Hochstifter auf, und schafft sie in weltliche Staaten um; so fällt gewiß der bey weitem größere Theil den *protestantischen* Erbfürsten zu. Diese bekommen alsdann das Uebergewicht im Reiche, welches sie nicht anders als mittelst Herabsetzung der kaiserlichen Gewalt benutzen würden. Die nöthigen Bemerkungen hierüber werden sich jedem unbefangenen Leser von selbst aufdringen. Nicht weniger auffallend sind die politischen Weissagungen von der Vernichtung der übrigen weltlichen Erbstaaten, als Folgen der Secularisation etc. „Wenn die Titel nicht mehr ehrwürdig und „heilig sind (heißt es S. 81.) auf welchen die Rechte der Wahl„fürsten beruhen, glaubt Ihr, Ihr Erbfürsten, daß eure Für„stenhüte unerschüttert auf euern Häuptern bleiben werden? — „Der nämliche Ehrgeitz und die Habsucht, deren Opfer die „geistlichen Wahlfürsten werden sollen, ist auch die Quelle des „Untergangs für die weltlichen Erbfürsten. Wo *einmal* Ge„walt für Recht gilt, wo das verschlingende Princip der Ueber„macht, nur einmal öffentlich anerkannt und befolget worden, „da müßte eine Art von politischem Wunder eintreten, wenn „nicht mehreremale dieses Princip geltend gemacht werden „sollte. — So wird sich dann früher oder später das Unrecht „selbst rächen an denjenigen, welche es an den geistlichen „Staaten zuerst ausübten. Aus der Beute, welche man an den „deutschen Wahlstaaten gemacht hat, werden neue Kriege sich „entspinnen, und die erste Theilung Deutschlands, wird, nach „wiederholten Greuel-Scenen, die zweyte nach sich ziehen" etc. Er sucht ferner begreiflich zu machen, daß von der Ausführbarkeit der Secularisationen des Westphälischen Friedens auf die gegenwärtigen Zeiten platterdings kein Schluß gemacht werden könne. Bey jener habe die Reichsverfassung erhalten werden können; bey der gegenwärtigen würde sie aber nothwendig zu Grunde gehen müssen. Zuletzt werden über die politischen Verhältnisse Oesterreichs, Englands, Preußens, Rußlands, der protestantischen deutschen Höfe und Frankreichs, kurze Betrachtungen angestellt, und daraus das Resultat gezogen, daß das wahre Interesse derselben nicht die Zerstörung der geistlichen Wahlstaaten und mit ihr der gesammten Reichsverfassung, sondern die Erhaltung derselben seyn könne. — Wir enthalten uns alles Urtheils über eine so vielseitige Sache, von der hier offenbar wenigstens nicht alle Seiten in Betrachtung gezogen sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 3. Junius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

JENA, in der akad. Buchh.: *Bemerkungen über das Nervenfieber und seine Complicationen in den Jahren* 1796, 1797 und 1798, von D. *Christ. Wilh. Hufeland*, Prof. der Medic. in Jena. 1799. 199 S. 8.

Der verdienstvolle Vf. will in diesen Bogen die Geschäfte und den Geist des klinischen Instituts zu Jena bey der Behandlung dieses Nervenfiebers darstellen; angehenden Aerzten richtige Ansichten und Grundsätze der Behandlung dieser jetzt so allgemeinen Krankheit oder vielmehr herrschenden Krankheitscharakters mittheilen und endlich die so wichtige Lehre von den Complicationen derselben, die durch den Brownianism so ganz entstellt ist, mehr ins Licht stellen. Diese dreyfache Absicht hat er, nach des Rec. Urtheil, vollkommen erreicht, wie der Leser aus dieser gedrängten Anzeige selbst sehen wird.

Der stehende Krankheitscharakter läfst sich schlechterdings nur aus der Atmosphäre und einem ihn unterhaltenden fehlerhaften Zustand derselben ableiten: ja es ist sehr möglich, dafs die Krankheit der organischen Natur und die Krankheit der Atmosphäre Coeffecte ein und der nämlichen Ursache oder Influenz sind. (*Schäffer* sagte vor 18 Jahren schon über diesen Gegenstand dasselbe mit folgenden Worten: „In Absicht derjenigen Ursache, welche „allgemeine Krankheiten und Constitutionen bewirkt, „ist zu vermuthen, dafs es aufser dem Körper eine „gewisse Kraft giebt, welche die Luft schwerer und „leichter, das Queckfilber steigen und fallen macht, „welche ununterbrochen auf Pflanzen und Thiere „wirkt, das Wachsthum und die Fruchtbarkeit jener „und die Gesundheit dieser bald beschleuniget und „begünstiget, bald verhindert und untergräbt, wel„che Constitutionen zu Krankheiten und Epidemieen „verursachet, plötzliche Todesfälle ohne Entdeckung „einer körperlichen Ursache u. s. w. bewirket;" s. dessen *Versuche aus der theor. Arzneyk. Vers.* 1. S. 126. und *Vers.* 2. S. 65.) Hierauf gründe sich auch die wichtige praktische Folge, dafs es eben so gut herrschende Heilmethoden geben müsse: bald eine Reihe von Jahren hindurch eine antiphlogistische, bald eine reizende und stärkende, ein andersmal eine gastrische. In der Gegend von Jena und fast in ganz Deutschland sey seit zwey Jahren der *nervöse* Charakter der stehende oder herrschende. Dieses Nervenfieber charakterisirten folgende drey Hauptmomente: 1) Affection des Sensoriums und Nervensystems; 2) Widersprechende Symptome; 3) Veränderlichkeit der Hauptsymptome des Pulses, Urins, der Respiration. *Erregte und verminderte Empfindlichkeit* zeichneten sich deutlich aus, und hatten einen wichtigen Einfluss auf die Behandlung. Catarrhalisch-rheumatische Schmerzen begleiteten gewöhnlich diese Epidemie. Die Dauer war lange, oft sechs bis acht Wochen; die Prognose äufserst zweifelhaft. Die Cur erfoderte drey Rücksichten: *Behandlung des Nervenfiebers an und für sich; Behandlung der Symptome; Behandlung der Complicationen.* Die Grundursache bestand in *Schwäche*, welche mit erhöheter oder verminderter Reizfähigkeit verbunden war. Im ersten Fall mufsten die sanftesten Reizmittel als Spirit. Minder. rad. Valerian. Seneg. Vin. Huxh. etc., im zweyten hingegen die kräftigsten und flüchtigsten, als die Schlangenwurzel, *Castor. Varill.* Wein, *Liq.* C. C. per saturationem par. Camphor. Ol. Cajep. Moschus, Opium, Naphth. Phosphorus etc. anhaltend und in steigenden Gaben angewandt werden. Folgende Vorschrift rettete einen schon beynahe aufgegebenen Kranken: ℞ *Pulv. rad. Serpentar. Virg.* ʒβ. *Cort. Chinae* ʒj. *Infund. Vin. rhenan. opt.* ℔jβ. *add. Camphor.* Jj. *in Liq. anod. H. f. q. Solut. Moschi or. gr.* xv. *Laud. liq. Syd.* ʒβ. *Syr. C. Aurant.* ʒj. *MS.* Alle zwey Stunden eine halbe bis ganze Tasse. — Bey erhöheter Reizfähigkeit bewirkte folgendes Mittel oft allein die ganze Cur. ℞ *Pulv. rad. Valerian. sylv.* ʒij. *Seneg.* ʒj. *ebull. c. font. aq.* ℥vj. *Coll. add. Spirit. Minder.* ʒβ. (Rec. giebt ihn in ähnlichen Fällen immer zu anderthalb bis zwey Unzen) *Vini Huxh. gtt.* lx. *Syr. C. Aurant.* ʒj. MS. Alle zwey Stunden zwey Efslöffel. Das Waschen mit Wein und Kampfer-Spiritus, Senfdecoct, Fufs- oder ganze Bäder von lauem Waffer und Milch oder etwas Wein mit aromatischen Kräutern, Sinapismen, Vesicatorien, passende Klystiere aus China, Valerian. Angelica etc. waren von vorzüglichem Erfolg. Unreinigkeiten in den ersten Wegen müssen, ehe man stärkt, vorzüglich durch Brechmittel ausgeleert werden: nur entscheidet die belegte Zunge hier nicht allein. Die besten Nahrungsmittel waren leichte, nicht fette Fleischbrühen mit einem Eydotter, Wurzelgemüse, Reis, Sago etc. — Die zweyte Rücksicht bey der Cur war auf die *Symptome* als Delirien, Krämpfe zu nehmen, besonders wo der Grad der Heftigkeit als bey profusen Blutausleerungen, Urinen, Schweifsen, Diarrhöen, Brechen

chen etc. solches erheischte. Wir übergehen hier die angezeigten passenden Mittel gegen jede dieser nicht kritischen zu starken Ausleerungen und kommen nun auf die Behandlung der *Complicationen*, welche meisterhaft auseinander gesetzt ist und 1) *rheumatisch-katharrhalisch*, 2) *gastrisch*, 3) *entzündlich* und 4) *faulicht* war. In der *rheumatischen* liege immer ein seröser und reizender Krankheitsstoff zum Grunde, der vorzüglich durch *rad. Seneg. Stip. dulcam.*, Schwefel, Antimonialia, Extract. Hyoscyam. Aconit. Camphor. Opium, Spirit. Minder. Guajac., laue Bäder, besonders durch Blasenpflaster nach und nach beseitiget werden müsse. Bey der *gastrischen* Complication soll man ungescheuet passende Brech- und abführende Mittel reichen, wenn solche angezeigt sind. Ipecacuanh. mit ein Paar Gran Castor. wirke als ein gutes Brechmittel, so wie Chinatrank mit Salmiak und Tamarinden, Rhabarber etc. ohne zu schwächen durch den Stuhl ausleeren. Einige interessante hier erzählte Krankengeschichten erörtern das Gesagte anschaulich. Die *entzündliche* Complication war die seltenste und erheischte örtliche oder allgemeine Aderlässe, antiphlogistische mit Stärkungsmittel zu verbinden und die erhitzenden Reizmittel einzuschränken. Die *krampfhafte* oder *schmerzhafte Entzündung* musste anders als die *wahre active* (erhöhete Lebensthätigkeit der Gefässe) und diese wieder anders als die *passive Localentzündung* (Mangel an Lebensthätigkeit der Gefässe) behandelt werden. In der ersten oder krampfhaften Entzündung half Opium, Valeriana, Hyoscyam. Moschus, oft Brechmittel, Klystiere, Vesicator. etc. in der zweyten nützen örtliche Blutausleerungen durch Blutigel, Schröpfköpfe, ja selbst ein Aderlass am Arm, ehe man zum Gebrauch der Valerian. Fl. Arnic. Seneg. Einreibungen mit Salmiak, Inhalationen, Blasenpflastern etc. schreiten konnte. Im dritten Fall der *passiven* Entzündung nämlich schadet alles, was schwächt und erhitzende Excitantia und Roborantia, die stärksten Gaben von Wein, Kampfer, Moschus, Serpent. mit China, Vesicat. Sinapium etc. halfen. (Diese deutlich auseinander gesetzten und in der Natur gegründete Distinctionen der Entzündungen gefielen Rec. vorzüglich wohl.) 4) Die *faulichte* Complication bestand in der Annäherung zur Entmischung und Auflösung der organischen Materie oder zur chemischen Fäulnis, in so weit dieselbe im Lebenden möglich ist. Hier war ausser den Excitant. und Roborant. die Anwendung der Kälte, der Mineralsäuern, Terr. Japonic. Cort. Querc. Rad. Torment. Bistort. innerlich und äusserlich angezeigt. Das Ganze wird durch belehrende Krankengeschichten erläutert und bestätigt. Rec. kann diese interessante und beynahe vollendete Abhandlung über diesen Gegenstand nicht nur angehenden, sondern auch geübtern Praktikern um so nachdrücklicher empfehlen, da er während seiner 25jährigen Praxis unzähligemal diese Krankheit beobachtete, vieles darüber nachlas, selbst davon schrieb und sie dennoch mit grossem Nutzen und Frommen für die Zukunft aus der Hand legte.

Leipzig, b. Liebeskind: *Der Hausarzt, oder Anzeige der bewährtesten Hausmittel und Anweisung sie zur Verhütung oder Heilung der Krankheiten gehörig zu gebrauchen.* Ein Handbuch für Landgeistliche, Hausväter und andere Personen, die an Orten leben, wo kein Arzt ist. Herausgegeben von *Immanuel Stange*. 1797. 186 S. 8.

Es ist schon so viel über den Schaden, welchen Arzneyvolksbücher gewöhnlicher Art stiften können und auch wirklich stiften, sowohl in Büchern als in Recensionen gesagt und bewiesen worden, dass Rec. seine Klage darüber: dass auch dieser *Stangische Hausarzt* die Zahl dieser gefährlichen Bücher vermehrt, für überflüssig hält; er glaubt es sey nun Sache der Landespolizeyen, dem gefährlichen Einfluss, den solche Volksbücher auf das Leben und die Gesundheit der unwissenden, sehr zahlreichen und nützlichen Menschenclasse, die Rath und Zuflucht bey ihnen sucht, eben so willig und thätig entgegen zu arbeiten, als sie den Nachtheil zu hemmen suchen, welchen das Lesen der jetzt sogenannten Revolutionsschriften auf den Glauben, die Treue und den Gehorsam dieser Classe haben kann. Die Zahl der schädlichen Volksarzneybücher vermehrt sich mit jeder Messe, und dieser Beweis, dass sie gebraucht werden, sollte allerdings gültig und mächtig genug seyn, die Polizeyen dahin zu vermögen, dass sie die Strenge der Censuren auch auf diese gefährlichen Volksschriften ausdehnen. Um zu beweisen, dass dieser *Stangische* Hausarzt von einem Censor, der das Volk und die Arzneykunde gehörig kennt und dem das Wesen und die Grenzen der Volksarzneykunde genau bekannt sind, das *Imprimatur* nicht erhalten haben würde, werden folgende Stellen daraus schon hinreichen: S. 50. „Die Alant-„wurzel schmeckt bitter, schleimig und gewürzhaft „und ist ebenfalls ein sehr gutes Mittel bey starkem „Husten und beym Ausbleiben der Monatszeit von „Verschleimung der Säfte, weil sie den Schleim gut „auflöst. Sie wird im Frühjahr und Herbst gesammelt. Man schneidet sie klar, nimmt davon ohn-„gefähr ein Loth auf ein Maass Wasser, oder wenn „der Kranke matt und der Husten nicht stark ist, „Bier, lässt sie eine Zeitlang kochen, seihet die Brühe „durch, mischt etwas Honig darunter, und trinkt „Tassenweise davon. Man kocht frische Wurzel zu „Brey, vermischt sie mit ungesalzener Butter und „braucht sie äusserlich und innerlich gegen die Krätze." S. 65. „Die Knospen der Fichte enthalten ein balsa-„misches Harz, das sich in vielen hartnäckigen „Krankheiten sehr wirksam gezeigt hat. Dahin ge-„hört besonders der Scharbock, alter eingewurzelter „Husten, Schleimschwindsucht, Schlaffheit des Kör-„pers, Wassersucht, zurückgehaltene Monatsreini-„gung aus Verschleimung der Säfte u. s. w. Man „sammelt diese Knospen, nimmt ohngefähr eine Hand „voll, übergiesst sie mit einer Kanne heissen Wasser „und trinkt diese Portion des Morgens nach und „nach, wenn der Trank kühl geworden ist." S. 76. „Kindern gebe man nie Rhabarber, die besten Ab-

„führ-

„führungsmittel für Kinder sind: Manna mit einem „Loth Weinsteinrahm oder Pflaumenbrühe mit einem „Loth Bittersalz." S. 117. „Nur wenig von einem „starken Durchfall dem Ansehn nach verschieden ist „die Ruhr. Sie wird aber dadurch kenntlich, dass „sie gewöhnlich gegen das Ende des Sommers kömmt „und viele Menschen zugleich befällt. — — Die „Rhabarber ist bey dieser Krankheit eins der besten „Abführungsmittel, man nimmt daher sobald als „möglich ein halb Quentchen geröstete Rhabarber. — „— — Nach dem Gebrauch vorhergehender abführenden Mittel kann eins oder das andere von nachstehenden Mitteln gebraucht werden. Rother Steinbrech gepülvert, zwey Quentchen in einem weichen „Ey oder Wein. — Wegebreitsaft, Natterwurz in „Wein gekocht, Schaafgarbe und Wegebreit in Wein „gekocht. Oder: Man nimmt den Schwamm, den „man an der äussern Rinde der Eibischbeerbäume „oft findet, reibt ihn zu Pulver und mischt einen „Esslöffel voll davon mit so viel reinem Honig und „ungesalzener Butter, dass das ganze Gemische nur „einen gehäuften Esslöffel voll macht, und nimmt „es gewärmt täglich ein- oder zweymal!!!"

Leiden, b. Meerburg: *J. van Heekeren* M. D. *de osteogenesi praeternaturali.* Cum Tabula aenea. 1797. 125 S. 4. (2 Rthl. 6 gr.)

Diese wohlgerathene Schrift bezieht sich nicht, wie man vielleicht aus dem Titel schliessen könnte, auf *einen* Fall einer widernatürlichen Knochenerzeugung allein; sondern es wird darin von solchen Erzeugungen an den verschiedenen Theilen des menschlichen Körpers überhaupt gehandelt. Die Bemerkung, dass die zu Leiden herauskommenden Dissertationen meistens einen vorzüglichen Werth behaupten, findet Rec. auch durch diese vorliegende Schrift bestätiget. Ein Auszug derselben würde um so weniger hier passlich seyn, da sie auch in Deutschland allgemein in den Buchhandel gekommen ist, so dass jeder Wissbegierige sie selbst leicht erhalten kann. Rec. begnügt sich daher, den allgemeinen Plan der Schrift nebst einigen wichtigeren Bemerkungen des Vfs. kurz anzuzeigen. Nachdem der Vf. nämlich eine gedrängte Darstellung der Physiologie der Knochen gegeben hat, wobey er vorzüglich auf die Organisation und Lebenskraft dieser anscheinend so wenig oder gar nicht belebten Theile aufmerksam zu machen sucht, und zumal die Absonderung und Ernährung derselben etwas näher beleuchtet, geht er zur widernatürlich vermehrten Knochenerzeugung über. Die Verschiedenheit sowohl der Natur als Stärke des widernatürlichen Reizes bewirke, dass oft die Knochen nur schwerer werden, ohne am Umfange zuzunehmen, oft aber auch beides zugleich statt finde. Eben daher lasse sich die verschiedene Beschaffenheit der Knochen bey gleichen Krankheiten erklären. Es komme nämlich dabey sehr auf die Krankheitsperiode an, in welcher der Mensch gestorben war, von dem das Knochenpräparat herrührt. Ganz im Anfange werde bey entzündlichem Zustande der Knochen leichter, weil dann die Saugadern vorzüglich gereizt seyen; nachher werden die Zwischenräume durch die ernährenden Gefässe mehr als gewöhnlich gefüllt u. s. w. An dem schwammigen Ende der Knochen entstehen eher Ulcerationen als Verhärtungen; wegen der grösern Menge von Saugadern. Der Vf. geht die verschiedenen Arten widernatürlicher Knochenerzeugungen an den Knochen selbst durch. Viel Gutes und Brauchbares sagt er vom Callus und den verschiedenen Ursachen, welche die Erzeugung desselben in zu grosser Menge bewirken; vorzüglich kommt hier Muskelwirkung in Betracht; daher komme es auch, dass aller Unförmlichkeit ungeachtet, sich doch bey geheilten Knochenbrüchen derselben Glieder eine gewisse Uebereinstimmung in der Gestalt des luxurirenden Callus finden lasse. An den platten Knochen fehle es gewöhnlich an Knochenmasse zur Heilung der Wunden; dies komme von der geringeren Menge der Gefässe und dem abweichenden innern Bau derselben her. Die verschiedenen Ursachen sowohl der vermehrten als verminderten Knochenerzeugung werden einzeln durchgegangen. Hierauf handelt der Vf. von widernatürlichen Verknöcherungen knorpeliger und ligamentoser Theile, und geht dieselben am Kehlkopfe, an dem Brustbein, an den Rippenknorpeln, an den Knorpelscheiben zwischen den Rückgrathwirbeln und am Becken einzeln durch. Er zeigt jedesmal zuerst das Historische, dann die Art, wie die Verknöcherung geschieht und endlich den daraus auf mancherley Weise entspringenden Nachtheil an. Von den Knorpeln geht der Vf. zu den häutigen Theilen über, und zeigt wie an der *dura* und *pia mater*, ja selbst in der Hirnmasse Verknöcherungen entstehen können; wobey er, wie überhaupt, auf manche Beyspiele aus Schriftstellern hinweist. Auch die Verknöcherungen in den Arterienhäuten geht er durch; er fand dass sie zwischen der Zell- und Muskelhaut ihren Platz hatten, an der letzten aber fester ansassen. Ausser den Beyspielen aus Schriftstellern und aus den zu Leiden vorhandenen rühmlichst bekannten pathologischen Sammlungen, führt er auch hie und da eigene Fälle von Leichenöffnungen an. Noch am Ende der Schrift wird von der Leichenöffnung einer Frau gesprochen, woran sich beträchtliche Verknöcherungen des Herzens und der grossen Arterien fanden, wovon einige inwendig noch weiche breiartigerdige Masse enthielten. Eine von den Verknöcherungen eben dieser Frau prüfte der Vf. in Rücksicht des Verhaltens gegen andere Knochensubstanz von einem natürlichen Knochen, und fand das Verhalten ganz analog. Die beygefügte Kupfertafel enthält verschiedene Ansichten eines Präparates aus des verdienten Brugman's Sammlung: es ist nämlich ein durch viele ausgetretene, sonderbar gebildete Knochensubstanz wieder vereinigter Bruch des Halses am Oberschenkel, an dem durch das Zusammenziehen der Muskeln verschiedene Leisten, Höcker und Spitzen entstanden sind, welche der Vf. alle auf ihre verursachenden Muskeln zurückführt.

Die Kupfer sind ziemlich kräftig und belehrend; es würde aber besser gewesen seyn, die Figuren anstatt einer grofsen Foliotafel auf mehrere Tafeln zu vertheilen, um das vielfache Einschlagen der Abdrücke beym Einbinden zu verhüten, welches denselben so leicht nachtheilig wird.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Druckort: *Sammlung von Beurtheilungen einiger bayerschen politischen Druckschriften.* Von einem Zuschauer auf dem Lande. 1797. 202 S. 8.

Unter diesem nicht bestimmt genug ausgedrückten Titel, (denn die hier abgehandelten Gegenstände betreffen nicht die *Politik*, sondern die innere Staatswirthschaft, oder auch die Landespolizey,) findet man: 1) eine Abhandlung über den Ungrund der 1794. zu München bey Lentner erschienenen Druckschrift des Lt. A. H. über die anwendbarsten Grundsätze bey Culturprozessen und Theilungen der Gemeinheiten, vom Lt. H. A. — 2) Ein Paar Worte über die Druckschrift: über das Bierbraurecht in Bayern, von Franz Xav. von Moshamm etc. von einem Akademiker. 3) Freundschaftliche Erinnerung an die Herren Fleischhacker in München über ihre Druckschrift: Ursachen der gegenwärtigen Fleischtheurung etc. 1796., von einem Landmetzger. In eine nähere Erörterung dieser meist localen Controversen, wozu die angeführte Sammlung manche scharfsinnige Urtheile enthält, können wir uns hier nicht einlassen. —

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Pavia*, b. Galeazzi's Erben: *Riflessioni medico-pratiche sull' uso interno del Fosforo, particolarmente nell' Emiplegia.* Anno IV. repubblicano (1795.) 46 S. 8. Die Beobachtung, welche den Hauptinhalt dieses, von Hn. *Brera* abgefafsten Aufsatzes ausmacht, ist zwar nicht so glücklich ausgefallen, dafs sie andere Aerzte veranlassen könnte, klinische Versuche mit dem Mittel, dessen sich der Vf. bedient hat, anzustellen; aber dennoch ist sie in manchem Betrachte lehrreich, und sie verdient daher hier kürzlich wiederholt zu werden. Die Patientin, eine 26jährige, seit mehrern Jahren verheyrathete Frau, bekam im November 1797. (im dritten Monate nach der glücklichen Entbindung von einem, wie es scheint, gesunden Kinde,) ein anhaltendes Fieber, und als dieses nachgelassen hatte, einige andere Zufälle, zu welchen sich im December eine Lähmung des linken Arms gesellte, die sich, einiger angewendeten Mittel ungeachtet, nach und nach verschlimmerte und weiter auf der linken Seite ausbreitete, so dafs die Patientin auch den linken Fufs nicht mehr zu bewegen im Stande war. Hr. *B.* der sie jetzt erst (im Januar 1798.) unter seine Aufsicht bekam, verordnete ihr den Gebrauch verschiedener wirksamer Arzneyen, und behandelte sie späterhin, da einige Umstände anzeigten, dafs sie vor nicht gar langer Zeit venerisch gewesen war, zugleich auch mit Calomel und andern Quecksilbermitteln; allein diese Heilmethoden schlugen so wenig an, dafs man nach einiger Zeit, zumal in Rücksicht auf die Lähmung, gar keine Besserung bemerkte, und der Vf. genöthigt war, einige andere Arzneyen zu versuchen. Er entschlofs sich daher, den Harnphosphor, dessen innerlichen Gebrauch in Fällen dieser Art mehrere, besonders deutsche Aerzte, sehr empfohlen haben, anzuwenden; er verschrieb seiner Patientin folgende Mischung:

℞ Phosphori, grana duo, extingue exacte in s. q. Mucilag. g. arabici, olei olivarum et vitelli ovorum; hinc divide in quatuor partes aequales, et unicuique dosi adde Aquae Cinnamomi, uncias tres;

und liefs davon alle zwey Stunden eine halbe Dose einnehmen, so dafs folglich auf einmal nur ¼ Gran Phosphor in den Körper der Kranken kam. Sie hatte kaum die Hälfte dieser Mischung zu sich genommen, als sich die Umstände so zu verändern anfingen, dafs man berechtigt war, einen glücklichen Erfolg zu erwarten: denn die Lähmung verlor sich, besonders im linken Fufse, nach und nach immer mehr, die Patientin konnte, ohne einer Stütze zu bedürfen, ziemlich lange in der Stube herumgehen, und im linken Arme spürte sie eine gewisse Empfindung, die sonst in ähnlichen Fällen fast immer von guter Vorbedeutung zu seyn pflegt. Hr. *B.* glaubte also, das rechte Mittel zur Hebung dieser hartnäckigen Krankheit getroffen zu haben, und er war entschlossen, noch einige Dosen davon bereiten zu lassen; aber die Patientin sagte ihm, dafs ihr dieses Tränkchen gar nicht wohl bekäme, dafs sie eine höchst unangenehme Schwere im Magen fühle, und dafs ihr überhaupt dasselbe so zuwider sey, dafs sie sich nicht entschliefsen könnte, den Gebrauch desselben länger fortzusetzen; er sah sich also genöthigt, diesen Vorstellungen nachzugeben, und er nahm wieder zu den vorher gebrauchten Mitteln, besonders zur flüchtigen Salbe, die mit etwas Kampfer und Cantharidentinktur versetzt worden war, und womit er die gelähmten Theile öfters zu reiben verordnete, seine Zuflucht und liefs endlich noch zwey Gran Phosphor in einigen Klystieren beybringen. Allein die Patientin ward, ungeachtet der vortheilhaften Veränderung, die die ersten Dosen des Phosphors bewirkt hatten, dennoch von Tage zu Tage schwächer, sie klagte über schmerzhafte Empfindungen im ganzen Körper, über Schlaflosigkeit und über starke Neigung zum Brechen, sie kam zuletzt ganz von Kräften und starb am 21ten März, nachdem sie vorher sich mehreremale stark gebrochen und heftige, gleichsam brennende Schmerzen an der ganzen innern Fläche des Körpers, besonders im Unterleibe, empfunden hatte. — Dies ist die kurze Geschichte des Uebels dieser Patientin, deren Tod Hr. *B.* dem innerlichen Gebrauche des Phosphors zuschreibt; er meynt, die einzelnen Theilchen dieses Mittels hätten sich, ungeachtet sie in der verschriebenen Mischung ungemein zertrennt und mit andern Dingen aufs innigste verbunden gewesen wären, dennoch im Körper der Kranken nach und nach wieder zusammen begeben, sie seyen dann langsam verbrannt und hätten so die höchst schmerzhaften Empfindungen im Magen und Darmkanale und zuletzt den Tod selbst verursacht; er bemüht sich, dieses Urtheil durch die Beobachtungen, die bey der Oeffnung des Leichnams dieser Person gemacht worden sind, und durch andere Gründe wider die Einwendungen, die vielleicht dagegen vorgebracht werden könnten, zu rechtfertigen und erzählt am Schlusse noch einige mit Hunden, welchen Phosphor eingegeben worden war, angestellte Versuche, die, wie er versichert, unglücklich abgelaufen sind und seine Meynung, über die tödlichen Wirkungen des Phosphors bey jener Patientin, aufs vollkommste bestätigen. Die Anmerkungen, die der Vf. über diese und andere ähnliche Fälle an verschiedenen Stellen seiner Schrift macht, übergehen wir mit Stillschweigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 4. Junius 1799.

GESCHICHTE.

1) BERLIN, b. Unger: *Charakteriſtik Friedrich's des Zweyten, Königs von Preuſſen.* 1798. *Erſter Theil.* 475 S. *Zweyter Th.* 369 S. *Dritter Th.* 327 S. 8.

2) BRESLAU, b. Korn: *Fragmente zur Schilderung des Geiſtes, Charakters und der Regierung Friedrich's des Zweyten,* von *Chriſtian Garve.* 1798. *Erſter Theil.* 345 S. *Zweyter Theil.* 306 S. 8.

Einen Reichthum von Anekdoten über einen groſsen Mann, wie dieſe Charakteriſtik Friedrich's des Zweyten enthält, zu einer Zeit ſammeln, wo es noch möglich iſt, den Quellen derſelben nachzuforſchen, und ſie einer vielſeitigen Kritik zu unterwerfen, iſt ein Geſchäft, wofür die Nachwelt eben ſo dankbar ſeyn wird, als es einem Bedürfniſſe des Herzens und Geiſtes bey der Mitwelt entgegenkommt. Aber dagegen kann man die Foderungen an den Fleiſs und den Scharfſinn des Sammlers nicht hoch genug treiben. Mit Sinn für die Merkwürdigkeit einzelner Züge, mit Anſpruchloſigkeit in der Aufzeichnung und Zuſammenſtellung derſelben hat der Herausgeber dieſer Charakteriſtik (Dr. *Stein*, Verfaſſer eines Handbuchs der Geſchichte des preuſsiſchen Staats) ohne Zweifel ſeine Arbeit vollführt; aber deſto mehr wünſcht man auch, dafs er dem erſten Erfoderniſſe genug gethan, nämlich ſeine Quellen für jeden Zug, jede Erzählung ſorgfältig angegeben hätte. Durch einen Nachtrag könnte dieſer Foderung noch jetzt Genüge geleiſtet werden. Es wird um ſo nothwendiger ſeyn, da gegen die völlige Aechtheit mancher Anekdote ſich Zweifel wiederholt aufdrängen, vorzüglich wenn lange Unterredungen aufgezeichnet ſind, die zwiſchen einzelnen Menſchen, bisweilen an einſamen Oertern, vorfielen. Eine falſche Scham wäre es, wenn der Herausgeber nicht geſtehen wollte, wo er mitunter die Quelle nicht hinlänglich gewürdigt hat.

Der ganze Reichthum der einzelnen Züge von Friedrich dem Zweyten iſt unter zwey Hauptabtheilungen gebracht, wovon die erſte körperlicher Charakter, die zweyte Gemüthscharakter des Königs überſchrieben iſt. Das Kapitel von den Vergnügungen Friedrich's hätte aber, gröſstentheils wenigſtens, nicht zu jener gerechnet werden ſollen. Was hat z. B. ſeine zärtliche Liebe zu ſeinen Windſpielen mit ſeinem körperlichen Charakter zu ſchaffen? Auch

andern Kapiteln der erſten Abtheilung könnte man denſelben Vorwurf machen.

Da dieſes Werk und die Fragmente des vortrefflichen *Garve* über Friedrich den Zweyten zu gleicher Zeit erſchienen ſind; ſo hat man zugleich Materialien und das Reſultat derſelben über den Charakter des groſsen Königs erhalten. Die Reſultate des Philoſophen mit einzelnen Abſchnitten der Materialienſammlung zuſammen zu halten, möchte daher ein Geſchäft ſeyn, welches dem Zwecke dieſer Blätter entſpräche.

In ſeinen Betrachtungen über den ſittlichen Charakter Friedrich's des Zweyten wirft *Garve* zuerſt einen Blick auf die Neigung deſſelben zu den Vergnügungen der Tafel. „Er war lecker und gewählt, wenn ruhige Zeiten ihm erlaubten, in ſeinem Pallaſte unter ſeinen Freunden zu leben; aber er aſs ſchlecht, und war zufrieden, ſobald es die Noth oder ſeine Pflicht erfoderte.“ S. 294. Th. I. eine Behauptung, welche durch Thatſachen hinlänglich belegt iſt; aber weder ſie, noch die folgende, dafs Feinheit der Zunge und Feinheit des Gefühls in Gegenſtänden der Einbildungskraft und der Sittlichkeit mit einander in Verbindung ſtehen, wogegen doch mehrere Erfahrungen ſtreiten, verſöhnen uns ganz mit dem Zuge, dafs der König den Küchenzettel für den folgenden Tag, wenn er Speiſen enthielt, die er vorzüglich gern aſs, nicht nur mehrmals mit Vergnügen anſah, ſondern dann auch die Mittagsſtunde kaum erwarten konnte. ſ. *Charakt. I,* 11. Ganz wird man dagegen mit den Weltweiſen darin übereinkommen, dafs ſogenannte Jugendſtreiche nie der vornehmſte Zeitvertreib der Jugend Friedrich's waren, ſondern vielmehr die Neigung zum Wiſſen und der Geſchmack an Geiſtesarbeiten mit ihm geboren ſcheint. Sehr anziehend ſind die Gedanken über Friedrich's Anhänglichkeit an ſeine Familie; ſo wie überhaupt *Garve* nie belehrender und liebenswürdiger iſt, als wenn er die Empfindungen betrachtet, welche das geſellige Leben beſeelen. „Ein ausgezeichnet guter Kopf, ein hervorragendes Genie wird immer aus dem Kreiſe ſeiner Familie, mit der er nicht mehr gleich denkt, und ähnlich empfindet, herauszuſpringen ſuchen. Eben deswegen aber wird ihm der Genufs dieſer ſtillern Freuden unbekannter; und dieſe Saiten des Herzens, weil ſie ſeltener berührt werden, verlieren zuletzt ihren Ton.“ S. 310. Th. I. Wie wenig der Kreis, welchen er bey ſeinem Vater fand, für Friedrich anziehend war, iſt allgemein bekannt; aber wiewohl auch ſpäterhin

mancherley Urſachen ihn vom Genuſſe der Familienfreuden entfernten; ſo vernachläſsigte er dennoch nie die Pflichten, welche die Familienverbindungen auflegen, ſondern er fand auch innerhalb ſeines Hauſes die Gegenſtände ſeiner innigſten Verehrung und Zärtlichkeit. Der Weltweiſe verweilt hier, wie ſich vermuthen lieſs, vorzüglich bey der Freundſchaft des Königs für ſeine Schweſter, die Markgräfin von Bayreuth. S. 316. „Dieſe Schweſter beſaſs ſein ganzes Herz, wenn es ſich irgend einem Menſchen überliefert hat. Aehnliche Talente, Neigung zu Dichtkunſt und Wiſſenſchaften, ähnlicher Zwang in dem väterlichen Hauſe, fortgeſetzte Mittheilung und wechſelſeitige Theilnahme aller Empfindungen, ſo wie aller Schickſale, alles hatte das in der frühen Jugend geknüpfte Band durch die ſtärkſten Motive der Freundſchaft befeſtigt. Es war eines ſeiner ſchwerſten Schickſale, daſs der Verluſt dieſer Schweſter ihn mitten unter Unglücksfällen des Kriegs treffen muſste. Mit ihr ſtarb wirklich, wie mir es ſcheint, die Zärtlichkeit des Herzens im Könige ab. Er fand nie wieder eine Perſon, mit der er ſich innig verband. Und wie war es möglich, da das Alter und ſelbſt ſeine wachſende Gröſse ihn immermehr von andern Menſchen entfernte?“ — Am Tage des Ueberfalls bey Hochkirchen erhielt er die Nachricht vom Tode der Markgräfin, und er ſagte auch ſpäterhin zu d'Alembert: dieſer Augenblick iſt der ſchrecklichſte meines Lebens geweſen, und ich begreife immer noch nicht, wo ich die Stärke hergenommen habe, zwey ſo harten Schlägen, womit mich das Schickſal zugleich beugte, widerſtehen zu können. *Charakter.* Th. I. S. 204. Mit Vergnügen findet man in dieſem Werke auch die ſchönſten Züge über die Freundſchaft geſammelt, welche Friedrich auſserhalb ſeiner Familie verſchenkte. *Garve* hat über ſie kein Fragment geliefert, ſo ſehr auch dieſe dazu dient, den König in einem ſchönen Lichte zu zeigen, da er nur durchaus rechtſchaffene und weiſe Männer mit ihr beehrte, welche er ſtets von ſolchen Lieblingen unterſchied, die ihm bloſs wegen ihres Witzes und ihrer Kenntniſſe gefielen. Mylord Marſchall behauptet unter jenen einen der erſten Plätze. Bey ſeiner Rückkehr nach ſeinem Vaterlande, ſagte ihm der König mit Thränen: erinnern Sie ſich, im Fall es Ihnen in Schottland nicht gefallen ſollte, daſs Sie hier einen Freund haben, dem Sie ſtets fehlen werden, und deſſen Klagen ſie enden können, ſo bald Sie nur wollen! . . Gegen ſolche Freunde übte Friedrich gewiſs nie den Deſpotiſm aus, mit welchem er die ſchönen Geiſter oft mitten unter den gröſsten Vertraulichkeiten niederdrückte, und wodurch ſeine Freundſchaft ſo verdächtig geworden iſt. Dieſes Schloſs, ſchreibt Mylord Marſchall von ſeinem Aufenthalt in Sansſouci, iſt für mich eine Art von Kloſter, in welchem ich mich recht glücklich fühle; unſer Pater Abt iſt ein Mann, mit dem ſich ſehr gut leben läſst. Indeſs wenn ich in Spanien wäre, würde ich mich doch gewiſſenshalber verbunden achten, ihn der heiligen Inquiſition, als der Zauberey verdächtig anzuzeigen. Denn hätte er mich nicht bezaubert, würde ich wohl hier bleiben, wo ich nur das Nachbild der Sonne ſehe, indeſs ich doch in dem unvergleichlichen Klima von Valenzia leben und ſterben könnte?“ — Trotz ähnlicher Aeuſserungen von andern Freunden Friedrich's, trotz der regen Empfindſamkeit, die er häufig für ſie verrieth, ſtimmen wir gern mit dem philoſophiſchen Schriftſteller darin überein, daſs die Anlagen ſeines Herzens nicht zur vollen Ausbildung gelangten. Auch ſcheint er nie im Stande geweſen zu ſeyn, bey ſeinen Freunden den Eindruck, daſs er unumſchränkter König ſey, und die nachtheiligen Folgen, welche derſelbe für die Freundſchaft hatte, ganz zu vertilgen.

Mit Wohlgefallen verweilt ſich der Philoſoph bey Friedrich's Hang zur Fröhlichkeit. Mutter Natur gab ihm, neben dem Verſtande groſse Dinge zu bedenken, den Witz, kleine zu belachen. Des glückliche Einfluſs, welchen die Gabe ſeines Geiſtes, allem die roſenfarbene Seite abzugewinnen, auf ſeine Unternehmungen im Felde und im Cabinett hatte, iſt hier von verſchiedenen Seiten beleuchtet. „Die Natur hat den groſsen Mann, indem ſie ihn zur Ausführung ſchwerer Unternehmungen ausrüſten muſste, zugleich mit ſolchen Gemüthsanlagen verſehen, die in den Augenblicken der Ruhe, ihn der Freude und des Genuſſes des Lebens am meiſten fähig machen, und auf dieſe Weiſe, ſchon bey ſeiner erſten Bildung, dem Verdienſte eine Belohnung zugeſellt.“ S. 336. 37. Doch geſteht der Vf. auch, daſs der König durch ſein Talent, ſeine Neigung zum Spott, in ſeinem Privatleben oft denen fürchterlich wurde, die als ſeine Unterthanen ihm ergeben, und als Geſellſchafter mit ihm in Verbindung waren. Ein ſolcher Spott geziemte ihm um ſo weniger, da der Angegriffene ſich mit gleichen Waffen muſs wehren können, wenn man mit Ehre angreifen will. „Aber einem Könige iſt in einem Kampfe des Witzes kein Gegner gleich; er iſt immer unverwundbar, und doch im Stande, tödtliche Wunden beyzubringen.“ . . Der unwürdigſten Art des Königs zu ſpotten und witzig zu ſeyn, hat der Vf. hier nicht erwähnt. Sie beſtand darin, daſs er ſelbſt in Staatsbefehlen witzig, und deshalb oft ſchief und beleidigend war, daſs in Antworten, welche er als König gab, die unſchuldigſten Individuen verſpottet wurden, wenn etwa ihr Stand, z. B. der geiſtliche, oder ihr Name, wenn derſelbe z. B. eine lateiniſche Endigung hatte, ihm nicht gefielen. Die *Charakteriſtik* enthält in mehrern Abſchnitten Belege für dieſe Art ſeines Spottes.

Beſonders reichhaltig an verſtändigen Bemerkungen ſind die Fragmente über den Regierungscharakter Friedrich's des Zweyten. Der König beharrte in den meiſten Fällen hartnäckig bey Entſcheidungen und Befehlen, ſelbſt wenn er belehrt wurde, daſs er nach unrichtigen Vorausſetzungen ſeinen Willen beſtimmt habe. Es giebt zwey Fälle, wo herrſchenden Perſonen es nothwendig werden kann, auch wahr-

wahrgenommene Ungerechtigkeiten und Irrthümer nicht sogleich zu verbessern, nämlich, wenn durch die Umänderung der Maafsregeln die Meynung der Untergebenen von der Fähigkeit des Oberhauptes zu regieren zerstört würde, und zweytens bey solchen Geschäften, wo Abänderung selbst Verbesserung der ersten Entschlüsse unausbleiblich Zögerung und Verwirrung nach sich zieht. Der Feldherr findet sich vorzüglich in dem ersten Falle. Bey dem Könige waren die Züge des grofsen Feldherrn auch in seinem Regentencharakter herrschend. Weil die kriegerischen Geschäfte einen grofsen Theil seines Lebens angefüllt haben; so liegt darin die Entschuldigung seiner Beharrlichkeit bey einmal gefafsten Entschlüssen gegen die bessere Einsicht ganzer Collegien und der ersten Staatsdiener, oft gegen seine eigene bessere Ueberzeugung. Gern wird man mit dem Weltweisen übereinstimmen, dafs Friedrich, wenn er bey augenscheinlichen Unrichtigkeiten wider die Vorstellungen seiner Minister beharrte, entweder dieselben für so eingeschränkt ansah, dafs sie durch die Festigkeit seines Urtheils in ihrem eigenen sich irre machen liefsen, oder sich für so weit über sie erhaben glaubte, dafs er eben so wenig ihre Urtheile achten, als ihre Einsichten benutzen durfte. Viele Züge aus seinem Leben sprechen dafür, dafs dies letzte gewöhnlich der Fall seyn mochte.

Die Betrachtungen des Weltweisen über die Regierung aus dem Cabinette, welche Friedrich wählte, geben das Resultat, dafs die Concentrirung aller Geschäfte auf seine einsame Untersuchung und alleinige Entscheidung unter einem so grofsen König, als Friedrich, zwar mehr Gutes, als Uebles stifte, unter einem schwächern und weniger planmäfsig fleifsigen Fürsten aber durchaus Verwirrung mit sich bringe, und den besondern Nachtheil habe, dafs die Macht aus den Händen der Ersten und Vornehmsten des Staats, denen sie gewissermafsen gebührte, in die Hände Geringerer, weniger bey dem Wohl der öffentlichen Sache interessirter, weniger durch die öffentliche Meynung in Schranken gehaltener Personen falle. Gegen dieses Resultat könnte man einwenden, dafs in Monarchien, wo der Adel noch immer bedeutender Vorrechte geniefst, und der Regel nach, wider welche einzelne Ausnahmen nichts beweisen, allein Ansprüche auf die ersten Staatsämter hat, leichter ein Mann, für welchen mehr der Glanz seiner Familie, als Verdienst des Charakters und Geistes spricht, zum Range der Minister gelangen wird, als dafs die Stellen der Cabinetsräthe an Männer vergeben würden, die sich an Denkart, Kenntnissen und Geist nicht auszeichnen. Wenn die Monarchie nur wohlgeordnet ist; so wird man selbst unter weniger grofsen Königen als Friedrich II war, ausgezeichnete Charaktere und Geister unter den Cabinetsräthen finden.

Scharfsinnig sind die Ursachen entwickelt, warum Friedrich bey der Aufführung fast aller grofsen Monumente seines Reichs und seiner Regierung die Personen, welchen sie anvertraut war, so sehr drängte, dafs er ihnen oft nicht die zur dauerhaften Verfertigung nöthige Zeit liefs; ein Verfahren, welches um so fehlerhafter war, je mehr ein Regent für die Ewigkeit arbeiten soll, weil er zum Besten einer moralischen Person, die er für unsterblich ansehen mufs, des Staats arbeitet. Die Betrachtungen über des Königs Meynung vom Werthe des Adels (Th. I. S. 184 bis 197.) stützen sich auf folgende Gedanken. Als erblicher Monarch mufste er die Vorzüge der Geburt auch an andern hochachten; aber er hatte über dieselben sich auch als denkender Mann Begriffe gebildet. Darum sind seine Aeufserungen über den Werth des Adels sehr verschieden. Das einemal sprach er über denselben blofs als erblicher König, als erster Officier seiner Armee, als erster Adlicher seines Staats, das anderemal als Philosoph und Mensch. In einigen Fällen trieb er seine Unparteylichkeit so weit, dafs er dem Adel Anlafs zum Mifsvergnügen gab: in andern, und besonders bey der Armee, ging seine Vorliebe gegen die Geburt selbst bis zur Ungerechtigkeit gegen alte und treue Diener. Es ergab sich deutlich, dafs seine Begriffe über Vorzüge der Geburt nicht völlig entwickelt, und eben deswegen nicht völlig übereinstimmend waren. In der Verwaltung der Geschäfte handelte er nach folgender dunkeln Maxime. Das frühe Bewufstseyn eines unverlierbaren Vorzuges vor andern Menschen verleiht ein gewisses Zutrauen zu sich selbst, und mit ihm eine gewisse Gabe zu regieren, zu befehlen und ungezwungen im Umgange zu seyn. Daher ist es nicht ein blofses Vorurtheil, wenn man bey der Armee, bey den ersten Stellen aller Regierungsdepartements, bey den Gesellschaftern der Souverains, die den Hof ausmachen, der Geburt einen Vorzug einräumt. — Dafs Friedrich wirklich nach dieser dunkel empfundenen Maxime handelte, wird man gern einräumen; aber nicht so leicht billigen, dafs *Garve* derselben seinen Beyfall schenkt. Wenn das Bewufstseyn eines angebornen Vorzugs eine oft nothwendige und heilsame Gabe zu repräsentiren verleiht; so würde daraus sich nichts weiter ergeben, als dafs der Monarch hoffen dürfe, unter dem Adel am schnellsten Männer zu finden, die zu Stellen fähig sind, wo die Manier des Herrschers glücklich wirken kann; aber keineswegs kann daraus folgen, dafs der Bürgerliche, der ein offenbares Talent zu repräsentiren neben allen übrigen nothwendigern Eigenschaften für die Bekleidung wichtiger Stellen sowohl im Militär als im Civil verräth, zu denselben nicht eben so leicht als der Edelmann gelangen dürfe, und noch weniger, dafs er Edelleuten nachstehn müsse, die sichtbar die Gabe zu befehlen gar nicht besitzen. Wie wahr übrigens die Behauptung sey, dafs Friedrich seine Begriffe über Vorzüge der Geburt nicht ganz entwickelt hatte, beweisen viele Züge, welche in der *Charakteristik* gesammelt sind, besonders Th. 2. S. 1—15. Aus ihr sehen wir zugleich, dafs der König den Anregungen augenblicklicher Stimmung, welchen er öfters wider die Würde eines Herrschers folgte, sich

in Hinsicht auf Vorzüge der Geburt und die damit zusammenhängenden Maximen am häufigsten überliefs, eben weil er nicht zu entschiedenen Begriffen über diesen Punct gelangt war.

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *Etwas für Politiker und Psychologen.* 1795. 176 S. 8. (14 gr.)

Dieses Etwas besteht in vier Abhandlungen: 1) *Ueber den Adel.* (Eigentlich über die Rechtmäfsigkeit der Erblichkeit zweyer vorgeblichen Prärogativen des Adels: „des Rechts auf eine vorzügliche „Achtung in der bürgerlichen Gesellschaft, und des „Vorrechts zur Verwaltung der vornehmsten Staats„ämter.") 2) *Aesthetische Bemerkungen über einige Ideen des Horazischen Briefes an die Pisonen.* 3) *Von dem Einflusse der Mode auf die Urtheile über das Schöne.* Der Vf. macht einen Unterschied zwischen der Geschmacklosigkeit, die sich wirklich von der Mode das Urtheil über das Schöne vorschreiben läfst, und zwischen der Nachgiebigkeit, womit man in der Wahl der Gegenstände, von denen man seinen Geschmack belustigen (?) läfst, der herrschenden Mode folgt, und behauptet nicht ohne Grund, dafs die letzte zwar verzeihlicher sey, aber zur ersten hinführe. 4) *Ueber edle und grofse Handlungen.* Hier stellt uns der Vf. das ungeheure und unerhörte Ideal eines sittlich grofsen Menschen auf, und meynt „dafs der Adel einer Handlung dadurch erhöht werde, dafs die Vernunft, um sie hervorzubringen, erst einen Kampf mit sinnlichen Trieben zu bestehen hat." Ist der Kampf schwer, so giebt dies grofse Handlungen. Edle Handlungen, (wenn man sich des Ausdrucks durchaus bedienen will,) sind aber nur Ausflüsse einer edlen Denkungsart, und diese fodert im Gegentheil eine Einigkeit des menschlichen Wesens, bey der der Kampf mit sinnlichen Trieben nicht mehr vorkommen, nicht einmal Narben hinterlassen haben darf. Nur der ist edel, der andern gut und grofs zugleich zu handeln scheint, ohne es selbst zu ahnden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Göttingen*, b. Dietrich: *Grundrifs akademischer Vorlesungen über die Aesthetik*, von *Friedr. Bouterwek*, Prof. der Philosophie. 1797. 238 S. 8. (2 gr.)

Ebend.: *Abrifs akademischer Vorlesungen über die Philosophie der Schreibart in deutscher Prose*, von *Friedr. Bouterwek*. 1797. 16 S. 8. (1 gr.)

Diese Bogen sollen, nach der Aeufserung des Vfs., seinen Zuhörern zum Leitfaden dienen: andere Leser möchten zu dem Leitfaden erst wieder einen Leitfaden nöthig haben. Die Rubriken sind nicht zur Uebersicht methodisch geordnet, sondern hingeworfen, oft in blofsen Fragen; und zwischen insularisch dastehenden Andeutungen und Namen sind Brücken von Gedankenstrichen geschlagen. Wo diese Aesthetik hinaus will, läfst sich nur ungefähr aus den gröfsern Abschnitten errathen. Sie ist eingetheilt in *Philosophie der ästhetischen Darstellung*, *Philosophie des ästhetischen Ausdrucks*, und *Philosophie der Kunstformen*. In der ersten findet man eine *Philosophie des Schönen*, *des Erhabenen und des Lächerlichen*. Der Abrifs giebt nach einer philosophischen und historischen Einleitung eine *Philosophie der deutschen Sprache*, und eine *Philosophie des deutschen Stils*. Man sieht, es wimmelt von kleinen Philosophieen; sie schiefsen dem Vf. wie Pilze unter den Händen auf: er ist glücklich zu schätzen, wenn ihm die Eine und untheilbare Philosophie dabey nicht verloren geht. Wenn sich der Sprachgebrauch, eine philosophische Theorie eine Philosophie zu nennen, auch rechtfertigen liefse; so ist doch eine Philosophie des *deutschen* Stils gerade wie eine Philosophie des Schumachens. Die Philosophie kann nur unbedingte Zwecke des Menschen ausführen lehren: Die Grammatik könnte also allerdings eine philosophische Wissenschaft seyn, weil sie es mit dem nothwendigen Werkzeuge der Gedanken zu thun hat; die Anwendung ihrer Grundsätze auf eine bestimmte Sprache ist offenbar philologisch. „Die schöne Kunst ist," nach S. 10. „nicht Einem, sondern zwey höchsten Gesetzen unterworfen." Zwey unumschränkte Monarchen in Einem Staat! Sie werden also hoffentlich höflich gegen einander seyn. „Sie heifsen: *„Gesetz der Darstellung.* Sein Princip ist Einheit „und Eurythmie, bestimmt durch die besondere Natur jeder „Kunst. *Gesetz des Ausdrucks.* Sein Princip ist ästhetische „Wahrheit oder getreue, selbst in der Verschönerung fragmentarisch getreue Nachahmung der Natur." Da diese höchsten Gesetze wieder ihre Principien haben; so möchte man nun wohl wissen, aus welchen Gesetzen die Principien herfliefsen. „Das Lächerliche ist," S. 9. „das *ästhetisch-Unvernünftige.* Wenn die Definition nur nicht zugleich Beyspiel ist, welches um so schlimmer wäre, wenn das Beywort *ästhetisch*, als eine *qualitas occulta* bezeichnend, nicht sonderlich beachtet würde. Ein Beyspiel der vielen Fragen mag folgende seyn: „Darf die Poesie *fluchen?*" Darf die Theorie so wunderlich fragen? Wenn der Vf. erst deutlicher macht, was er unter *Kunstformen* versteht; so wird sich erklären, oder wahrscheinlicher, leugnen lassen, dafs die zeichnenden und plastischen Künste keine haben, wie er behauptet. Bey allem Streben nach Neuheit verräth sich Anhänglichkeit an alte Autoritäten, wenn die Heroide unter den *didaktischen Formen* aufgeführt wird. Am Schlusse der Aesthetik ein Anhang *von einigen Dichtungen, die keine Gedichte sind*, wohin auch der Roman gehören soll. Leider giebt es eine Menge Romane, die weder Gedichte noch Dichtungen sind: was sie aber seyn sollten, ist eine ganz andere Frage.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 5. Junius 1799.

GESCHICHTE.

1) Berlin, b. Unger: *Charakteriſtik Friedrich's des Zweyten, Königs von Preuſsen* etc.

2) Breslau, b. Korn: *Fragmente zur Schilderung des Geiſtes, Charakters und der Regierung Friedrich's des Zweyten*, von *Chriſtian Garve* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

So wird man auch zu den übrigen Betrachtungen des Philoſophen über den Regierungscharakter Friedrichs II, S. 196—291. hinlänglich Belege in der *Charakteriſtik* finden. Die Reſultate von jenen beſtehen in folgenden Meynungen und Gedanken. Das Volk und den gemeinen Soldaten ſah Friedrich, als Regent und Feldherr, als die letzte Stütze ſeiner Macht an, und glaubte ſie gewinnen zu müſſen; auch hielt er es für eine nothwendige Pflicht, ſich der Bauern als der hülfloſeſten Claſſe doppelt anzunehmen. Die Nachlicht und die mitleidige Fürſorge, die er für den Bauer hatte, und der Vorzug, den er dem Adel einräumte, ſtanden beide mit einander im Verhältniſſe, und floſſen aus einer Quelle. Der Bauer war nur als Stand, der Edelmann als Individuum bey ihm angeſehen. Jener Stand gab ihm ſeine Soldaten, dieſer ſeine Officiere. Beide ſah er zugleich als Werkzeuge und als Gegenſtände ſeiner Regierung an; den Bürger rechnete er nur zu den letzten. Seine Thätigkeit in der Regierung war ununterbrochen, und konnte es ſeyn, da er Herr über ſeine Talente und ſeinen Willen war, eben ſo Herr über ſeine Zeit, und von einem glücklichen Gedächtniſſe, das alle Verwirrung eines Zerſtreuten entfernte. In der Wahl ſeiner Diener beſaſs er eine Divinationsgabe, welche die feinſte Blume der Urtheilskraft iſt; aber zu groſse Kühnheit, oft nur von einem einzigen Zuge auf den ganzen Menſchen zu ſchlieſsen, verleitete ſie mitunter zu Fehlgriffen. Sein Volk war zu unumſchränkten Gehorſam gewöhnt, Friedrich hatte keine Reizung, ſeine Macht zu erweitern, indem er Formen verletzte. Was er von landſtändiſchen Rechten in ſeinen ererbten Staaten vorfand, ward von ihm heilig geachtet. Er bezweckte eine Reformation des ganzen Juſtizweſens; in einzelnen Fällen durchbrach er die Schranken deſſelben nicht. Herrſchende Meynungen ſeiner Unterthanen hatte er nirgends, ſelbſt nicht einmal in der Religion, zu beſiegen. „Nur einmal lieſs er ſich, bey der Streitigkeit über die Einführung des Berliner Geſangbuchs, verleiten, Duldſamkeit mit Spott zu verbinden; eine Miſchung von Seiten des Regenten, welche dem Volke weher thut, als ſelbſt die gegen ſeine Meynungen gerichtete Autorität.“ S. 234. So heilig Friedrich die Formen achtete, welche er noch vorfand, ſo gern zerbrach er die Feſſeln der Formalitäten. Dem Hofceremoniel ſuchte er ſich am ſchnellſten zu entziehen, als dem ſchädlichſten für einen thätigen Fürſten, wiewohl er bey Gelegenheiten, wo es durchaus nothwendig war, mit aller Würde zu repräſentiren wuſste. Auch den Formalitäten, welche bey Verhandlungen mit fremden Mächten herrſchen, wuſste er viel von ihrer drückenden Weitläuftigkeit zu nehmen, indem er die beiden Hauptveranlaſſungen derſelben, wenn auch nicht gänzlich aufhob, doch ſehr ſchwächte. Er legte nämlich das Miſstrauen gegen andere Höfe bis zu einem gewiſſen Grade ab, und ſuchte es zugleich bey ihnen zu vermindern: er führte ſeine Unterhandlungen in der Hauptſache ſelbſt, und hielt ſeine Miniſter und Geſandten durch ſeine Aufſicht im Zaume. Nicht durch deſpotiſche Eingriffe in einzelnen Fällen, ſondern durch die Wirkung des Beyſpiels eines ſelbſtdenkenden Fürſten auf die Richter, durch allgemeine Reformen befreyte er das Recht von den überflüſſigen Formalitäten der Gerichtshöfe. Den Betrachtungen über Friedrich's Gleichgültigkeit gegen Satyren und Pasquille, deren Gegenſtand ſeine Perſon und Regierung waren, dient zur Einleitung die Bemerkung, daſs kein gefährlicherer Act des Deſpotismus, kein ſchlüpfrigerer Punct für jede Regierung, in Deſpotismus auszuarten, je geweſen, als die Beſtrafung derjenigen Beleidigungen, welche die Ehre des Regenten angreifen, weil hier die ſtrafbaren Verbrechen auf keine Weiſe genau definirt werden können. „Daher ſtellt Tacitus die Ausdehnung oder die Einſchränkung der Liſte der Vergehungen, die von den erſten römiſchen Kaiſern unter die Majeſtätsverbrechen gerechnet wurden, als das Barometer von dem Grade der Freyheit oder der Knechtſchaft vor, welche jeder Regierung eigen war.“ S. 281.

Im erſten Abſchnitte des zweyten Theils der *Fragmente*, welcher den religiöſen Charakter des Königs betrifft, finden wir das ſehr wahre Reſultat, daſs dieſer mit ſeinem eigenen Syſtem in der Religion nicht völlig ins Reine gekommen war, wie auch mit ſeinen Maximen über Duldung und Verbeſſerung des Fehlerhaften in den Religionen. Der Grundſatz aber ſtand immer bey ihm feſt, daſs der Staat niemanden wegen ſeiner Religion verfolgen und in der Ausübung derſelben einſchränken dürfe. Eben ſo

frey von Tadelſucht und Parteylichkeit iſt das Urtheil über Friedrich den Krieger und Feldherrn. Von den Eigenſchaften, deren der Heerführer bedarf, hatte er viele von Natur, mehrere durch ſeinen frühen Fleiſs, den er auf die Wiſſenſchaften wandte; einige erlangte er erſt nach und nach durch ſeine Feldzüge ſelbſt. Die Tapferkeit des groſsen Feldherrn, daſs man mitten in der Gefahr die Ruhe des Geiſtes ſich erhält, welche zum Ueberlegen und Beſchlieſsen nothwendig iſt, bildete ſich bey ihm nur nach und nach zur Vollkommenheit. Uebrigens iſt in der *Charakteriſtik* ein Zug aufgezeichnet, welcher beweiſet, daſs er als Prinz ſchon im Felde die kälteſte Ruhe bey Todesgefahr behalten konnte. Was ihn als Feldherrn ſo ſehr über ſeine Feinde erhob, war die Vereinigung eben derjenigen Geiſtesfähigkeiten mit wiſſenſchaftlicher Aufklärung, und mit Tugenden des Charakters, wodurch er der gute Verwalter ſeiner Finanzen und der gute Regent wurde. Unter den Fragmenten vermiſchten Inhalts zur Charakterſchilderung Friedrich's II ſind einige reich an feinen Bemerkungen. Der eigenthümliche und allgemein durchſcheinende Charakter des Verſtandes des Königs iſt geſunde Vernunft: nicht Tiefſinn, nicht ausharrende Meditation war ſeine Sache. S. 167. Th. 2. In der Maxime Friedrich's, daſs die Dümmſten die Ehrlichſten wären, ſprach wahre Menſchenverachtung, welcher er doch gewöhnlich nur bey einzelnen Menſchen, in einzelnen Geſchäften unterlag; bey ſeinen allgemeinen Anordnungen ſprang der Gedanke hervor, daſs eine gewiſſe Dummheit mit der Liſt wohl beſtehen könne, und bey einem natürlich hellen Kopfe einiges ſittliches Gefühl faſt unausbleiblich ſey. S. 185—88. In dem Abſchnitt über des Königs Geſchmack an der Natur und der Anmuth des Landlebens hat der Vf. eben ſowohl ſeinem eigenen Herzen, als dem Herzen Friedrich's ein ſchönes Denkmal geſetzt. Ein König, der jenen Geſchmack hegt, indem er mit Geſchäften des Ehrgeizes und berauſchenden Vergnügen ſeine Zeit ausfüllen könnte, verräth gewiſs Anlage zu Menſchenliebe und Tugend, und eben ſo gewiſs ſich ſelbſt genugthuende Gröſse. S. 228 u. f. w. In der Vertheilung von Belohnungen, Gnadengeſchenken und Ehrenzeichen für geleiſtete Dienſte, oder für ihm bekannt gewordene Verdienſte, ſchien der König bisweilen das zu ſeyn, was die Engländer *whimſical* nennen, und es ſich vorzunehmen, Erwartungen zu täuſchen u. ſ. w. S. 256. Wir können dieſe Winke über den Werth der Fragmente vermiſchten Inhalts nicht beſſer als mit folgender Stelle beſchlieſsen, welche der Erörterung des Gedankens Friedrich's angehört, daſs es unmöglich ſey, einer ganzen Nation oder ihrem groſsen Haufen eine vernünftige Religion zu geben, und ſie bey ihnen lange zu erhalten. S. 270. „Der König ſetzt zwiſchen den Einſichten der Führer, Geſetzgeber und Religionsſtifter eines Volks, und den Einſichten des Volks einen Unterſchied voraus, der in der Natur nicht vorhanden iſt. Jeder Weiſer wird erſt durch ſein Jahrhundert gebildet, ehe er daſſelbe bildet. Er kann durch die Stärke ſeines Geiſtes, oder durch glückliche Lage, die Alten glaubten, durch eine höhere Erleuchtung, begünſtigt, einige neue Wahrheiten finden, und einige angebetete Irrthümer verbannen. Aber gemeiniglich drückt er nur die Geſinnungen und Meynungen, die in dem vernünftigſten Theile der Nation ſchon herrſchen, kühner und deutlicher aus. So war es wenigſtens mit der Reformation, die uns am nächſten iſt, und die wir am beſten kennen."

Die Betrachtungen über den literariſchen Charakter Friedrich's ſind reich an Nebenunterſuchungen, z. B. über das zweckmäſsigſte Studium der Geſchichte. Wir ſtimmen mit jenen ſowohl, als mit dieſen zu wenig überein, als daſs es uns hier der Raum erlaubte, ihnen zu begegnen. Ueber den Geſchmack des Königs möchten gleichfalls nicht alle ſo urtheilen, wie S. 124. „Das, was er in dem Werke des Geiſtes irgend einer Nation ſchön fand, war gewiſs ſchön: aber nicht alles war ſchlecht, was er verwarf." Ein Geiſt, auf deſſen Urtheil Ideenverbindungen und Erinnerungen ſo gewaltſam wirken, wie auf den König, hat ſelten ein reines Urtheil über äſthetiſchen Werth.

Einen groſsen Theil der Fragmente von *Garve* machen Vergleichungen Friedrich's II mit den römiſchen Kaiſern Hadrian und Marc-Aurel aus. Daſs Parallelen leicht von der Wahrheit abführen, iſt freylich keine ungegründete Behauptung; bey einem ſo milden und unbefangenen Schriftſteller verſchwindet dieſe Beſorgniſs. Aber es ſcheint, daſs der Witz, welcher Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten zwiſchen berühmten Menſchen aufſucht, mehr in Blitzen beleuchten muſs, als durch emſige Unterſuchungen aufklären. Der charakteriſtiſchen Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten giebt es doch nur eine geringe Zahl, und kräftig und ſchön geſagt, ſpringen ſie ſogleich in die Augen. Hier tritt noch die Unbequemlichkeit ein, daſs in den nachfolgenden Fragmenten die Erörterungen dieſer Vergleichung zum Theil wiederholt werden.

NATURGESCHICHTE.

FRANKFURT a. M., in der Gebhard- u. Körberſchen Buchh.: *Beſchreibung einer Sammlung von meiſt vulkaniſchen Foſſilien, die Deodat Dolomieu im Jahre 1791 von Malta aus nach Augsburg und Berlin verſandte, mit verſchiedenen dadurch veranlaſsten Aufſatzen*, herausgegeben von *Karl Wilhelm Noſe*. 1797. 82 S. Fol.

Bey dem noch immer gährenden Streite der Neptuniſten und Vulkaniſten in der Mineralogie, iſt wohl nichts ſo ſehr geeignet, die wahren Geſichtspuncte, aus welchen vulkaniſche und nicht vulkaniſche Gegenſtände betrachtet werden müſſen, zu beſtimmen, die Vorſtellungen von der Entſtehungs- und Veränderungsart der in Zweifel gezogenenen Foſſilien allmälich

mälich zu berichtigen, und so endlich einem festen Ziele näher zu kommen, als fleifsige Beobachtung und Untersuchung derer Fossilien, welche in Gegenden vorkommen, wo noch jetzt vulkanisches Feuer wirksam ist, oder wo wenigstens die Spuren solcher Feuerwirkungen ganz unverkennbar sind. Unser Vf., welchem das mineralogische Publicum schon mehrere lehrreiche Schriften über diesen Gegenstand verdankt, nimmt in der vorliegenden Schrift, deren Veranlassung der Titel zu erkennen giebt, Gelegenheit, manches zu berichtigen und Winke zu neuen Ansichten zu geben. Wenn man nun auch nicht durchaus in allen Stücken dem Vf. beytreten kann; so ist doch nicht zu leugnen, dafs er seinen Gegenstand mit grofser Kenntnifs und von der rechten Seite angreife; denn Studium der Natur selbst im Grofsen und Kleinen mufs immer der einzige Leitfaden unserer Ideen und Theorien bleiben, wenn wir nicht, wie es leider in unsern Tagen nur zu häufig der Fall ist, blofs mit unstatthaften Hypothesen prunken wollen, denen der wahre Beobachter auf den ersten Blick den seichten Grund ansieht, auf welchem sie sich erheben. Der vom Vf. selbst näher bestimmten Beschreibung dieser Fossilien geht ein aus *Dolomieu's* französischer Handschrift übersetztes kurzes Verzeichnifs, und dann eine Einleitung in die Classification der zu beschreibenden Gebirgsarten voran. Hier bestimmt der Vf. zuerst den allgemeinen Charakter des Thongeschlechts, und schlägt dann den allgemeinen Namen *Thonstein* für alle die Steinarten vor, welche die angeführten Eigenschaften besitzen und nicht Feldspath oder Olivin eingemengt enthalten; denn die mit Feldspath gemengten Steine sind Porphyre, und die mit Olivin gemengten, Basalte. Basalt könne nämlich gar nicht bey oder unter den Thonstein geordnet werden, weil er zuweilen auch kiefelartig, ja wohl gar, wie es schon Vermuthungen gebe, talkartig gefunden werde. Die thonsteinigen, hornsteinartigen oder kiefelschieferigen Massen der Basalte gleichen wesentlich allen übrigen Fossilien, die denselben Namen führen, und müssen es auch, wenn die Prädicate gültig seyn sollen. Nach dieser Vorausfetzung müfste also der Basalt nothwendig zu den gemengten Stein- oder Gebirgsarten gezählt werden, welches doch Rec. nicht statthaft findet, zumal da der Vf. selbst anführt, dafs Olivin, obgleich weit seltener, auch in andern Steinarten vorkomme, und da der Olivin in den Basalten oft in so geringer Menge vorhanden ist, dafs man in beträchtlichen Massen derselben gar keine Spur von Olivin antrifft. Ein Hauptunterscheidungszeichen einer Steinart mufs sich auch an jedem Handstücke derselben immer auffinden lassen; wie soll sonst derjenige, welcher nicht Gelegenheit hat, dasselbe an Ort und Stelle weitläuftiger und genauer zu untersuchen, wissen, was für eine Steinart es sey! Das Wort Basalt bezeichnet eine eigene ungemengte, von andern durch Bruch, Farbe, Härte u. s. w. verschiedene Steinart, welche freylich durch mehrere Abstufungen sich bald dem Thon, bald dem Kiefelgeschlechte mehr nähern kann; aber doch nie in das letzte, und noch weniger in den Kiefelschiefer selbst ganz übergeht, sondern immer in das Thongeschlecht gehört, was auch der Vf. in der Folge für seine Meynung sagen mag; wo er doch selbst anerkennt, dafs bey weitem die meisten Basalte ihrer Grundmasse nach zum Thongeschlechte gehören. Was Basalt genannt worden ist, und nach allen Kennzeichen — zum Kiefelgeschlechte gehört, trug den Namen mit Unrecht. In der gleich folgenden tabellarischen Uebersicht findet man Basalte und Porphyre sowohl unter vulkanisirten und nicht vulkanisirten Fossilien aufgeführt. Auf diese Tabelle folgt die nähere Beschreibung der einzelnen Fossilien, mit gleich unter den einzelnen Numern angefügten Bemerkungen. *Trapp-Porphyr* heifst hier eine Basaltmasse mit Feldspath ohne Olivin. *Obsidian-Porphyr*, ein Obsidian mit Feldspathkörnern, welcher sich hier wieder durch Nr. 35. 88 u. 89. bestätigt. Bey dieser Gelegenheit erwähnt der Vf. auch des unbezweifelt eingesprengten Schwefelkiefes in einem grofsen Stücke des isländischen Obsidians. An den vulkanisirten Basalten ist Porosität immer das Hauptkennzeichen. *Basaltporphyre*, welche Dolomieu *Porphyrlaven* nennt, kommen in ziemlicher Menge vor. Auf diese Beschreibungen folgen Betrachtungen und Folgerungen, welche vorzüglich aus der Frage fliefsen, was durch jene Beschreibungen für die Wissenschaft gewonnen sey: 1) *Die ausländische Nomenclatur betreffend;* hier zeigt der Vf., dafs *roche de corne* der Ausländer eigentlich das sey, was der Deutsche unter dem Ausdrucke basaltische Masse verstehe. Auch Wallerius verstehe unter seinem Corneus solche Fossilien, welche zu hart sind, um zu den Thonarten, und zu weich, erdig und matt, um zu den Hornsteinen gezählt werden zu können (bekanntlich darf jetzt nach Klaproth's Analyse des Demantspathes und Saphirs grofse Härte gar nicht mehr als ein ausschliefsliches Eigenthum der kiefelartigen Steine angesehen werden). Mit dem Worte *Petrosilex* bezeichne Dolomieu allermeistens Porphyre, jedoch von verschiedener Art: als Thon-, Dolomian-, Horn- und Pechsteinporphyr; hiebey liege der Hauptbegriff des Hornsteins, als einer Mittelart zwischen Thon- und Kiefelgeschlecht, zum Grunde. 2) *Die oryktognostische Bestimmung des Basaltes betreffend:* hier spielt, wie schon oben bemerkt, der Olivin als Gemengtheil eine zu grofse Rolle. Der Vf. hat nach der angenommenen Charakteristik *Thon-*, *Thonstein-*, *Kiefelschiefer-*, *Obsidian-*, ja sogar *Feldspath-Basalt*: letzter nämlich mit sehr vielem derben Feldspathe; *Obsidian-Basaltporphyr*, wenn dem so bestimmten Basalte noch krystallinischer Feldspath beygemengt ist. 3) *Die geognostischen und ursachlichen Verhältnisse einiger Fossilien betreffend:* das Stück Nr. 89. der Sammlung: schwärzlichgrauer, ziemlich stark verschlackter Obsidianporphyr, mit weifsem, sehr kleinen Feldspathe, gar einzelnen gelben und grünen Olivin, nebst eingemengten Basaltbrocken von der Insel Vulkano, zeige das jüngere Alter einiges Obsidians in Bezug auf einigen Basalt. Der Vf. giebt

bey dieſer Gelegenheit einige ſehr gute Winke, wie man bey Erforſchung des relativen Alters mehrerer Foſſilien zu verfahren habe; und Rec. ſtimmt ihm in der Behauptung des ſehr verſchiedenen Alters der Baſalte vollkommen bey. 4) Vom *Dolomian-Porphyr.* Dolomian nennt der Vf. alles, was durch Einwirkung eines natürlichen oder künſtlichen Feuers zu Bimſtein werden kann; unter die generiſche Benennung ordnet er als Arten ganz verſchiedene Foſſilien, und daher entſteht *Pechſtein-Dolomian, Prehnit-Dolomian* u. ſ. w. Rec. befürchtet, daſs dieſe vielen neuen zuſammengeſetzten Namen in der Folge zu mancher Verwirrung Anlaſs geben werden. Den Namen Dolomian giebt der Vf. jetzt den meiſten ſeiner ehemaligen Deodatite (S. Niederrhein. Reiſe). Wer ſteht uns dafür, daſs in der Folge nicht der Vf. oder ein anderer auch den Namen Dolomian wieder mit einem andern vertauſcht? — Die Trennung mancher bis jetzt für gleich gehaltener Arten kann allerdings nützlich ſeyn; aber wozu die ewig neuen Namen? — Sehr nöthig iſt die Unterſcheidung der von manchen unter dem Namen Pechſtein begriffenen verſchiedenen Foſſilien, wenn ſie nämlich nicht vor dem Löthrohre leichtflüſsig ſind; denn dieſe Eigenſchaft iſt für die eigentlichen Pechſteine bezeichnend. 5) *Ueber die Kenntniſs des Pyrotyps an vulkaniſirten Foſſilien:* hier zeigt der Vf. manche Vortheile ausführlicher, welche die Beobachtung der Sammlung veranlaſste. Gute Winke über die Unterſcheidung des Pyro- und Hygrotyps, welche in manchen Fällen freylich ſehr ſchwierig iſt. 6) *Vergleichung des Zuſtandes der hephäſtologiſchen Mineralogie bey einigen Nationen:* Italiener, Franzoſen und Deutſche kommen hier vorzüglich in Betracht; doch dürfen die Leſer keine ausführliche Geſchichte dieſes Theils der Wiſſenſchaft erwarten. Der Vf. ſucht vorzüglich zu beſtimmen, was der Deutſche thut, oder wenigſtens thun ſollte. 7) *Von der mineralogiſchen Hephäſtologie überhaupt:* Der Vf. ſtellt hier nach Principien der kritiſchen Philoſophie den genauen Begriff der ächt wiſſenſchaftlichen Lehre von den vulkaniſirten Foſſilien auf. Im Beſchluſſe erfährt der Leſer noch, daſs der Vf. auf einer Reiſe nach Augsburg bey ſeinem Freunde Hr. *v. Cobres*, die dieſem von Dolomieu geſchickten Foſſilien ſah, und ſich dieſelben nachher auf eine Zeitlang zum nähern Studium ausbat, wo ſie von dem den Wiſſenſchaften und ſeinem Freunde gern dienenden Hn. *v. C.* nach Elberfeld, dem Wohnorte des Vfs., geſandt wurden. Den Beſchluſs machen *literariſche Beredungen*, wo der Vf. Stellen aus Dolomieu's, Spallanzanis, Reuſs, Sauſſüre's, Kirwan's, Senebier's und Crell's theils commentirt, theils nur darauf hinweiſt, ferner *chemiſche Aufſchlüſſe*, wo das Miſchungsverhältniſs von Halbopal, Obſidian, Pechſtein, Bimſtein, Puzzolane und Eiſenſchlacke angegeben und verglichen, auch wahrſcheinlich gemacht wird, daſs der blaſige Bimſtein meiſtens aus Pechſtein, der faſerige aus Obſidian entſtehe, und endlich ein *Nachtrag zu den chemiſchen Ausſagen über die Miſchungsverhältniſſe der Bimſteine*, wo mehrere Bimſteine den Beſtandtheilen nach verglichen werden. Klaproth's neue Analyſen des Bimſteins, welche auch auf des Vfs. Veranlaſſung von *Stucke* nach derſelben Manier und mit gleichem Erfolge wiederholt wurden, verändern in Rückſicht der aufgefundenen Aehnlichkeiten der Beſtandtheile der mit dem Bimſteine verwandten Steinarten im weſentlichen nichts, denn bey gleicher Zerlegungsmanier werden auch dieſe ähnliche Beſtandtheile liefern. Ganz offenbar beſtätigt ſich dies durch die Analyſe des Halbopals (Klaproth's Beytr. 2. Th.), welcher nur ungleich weniger Alaunerde, übrigens aber eben die Beſtandtheile als der Bimſtein enthält. Dieſe Analyſe konnte dem Vf. damals noch nicht bekannt ſeyn. Mit lobenswürdiger Freymüthigkeit ſagt der Vf. noch, daſs der von ihm ehemals ſogenannte Deodatit nichts anders als gemeiner Pechſtein ſey.

HALLE, b. Dreyſig: *Abbildungen einiger ſchönen Vögel nebſt Beſchreibung ihrer Lebensart.* Siebentes Geſchenk für die Jugend. Ohne Jahrszahl. 71 S. Text, 11 Blätter mit illuminirten Holzſchnitten und 1 illuminirten Kupfer in Octav. (12 gr.)

Die von dem Verleger gelieferten Zinnfiguren, zu deren ſiebenten Lieferung wahrſcheinlich dieſer Text gehört, waren, wenigſtens was die erſten Lieferungen betrifft, die Rec. geſehn hat, bey weitem beſſer, als die hier mitgetheilten elenden Abbildungen, und das wird auch wohl mit der ſiebenten Lieferung der Zinnfiguren der Fall ſeyn. Der Text, bey welchem, wie es auch die Vorrede angiebt, vorzüglich Göze und Bechſtein benutzt ſind, wird den Kindern, für welche er beſtimmt iſt, eine nützliche und angenehme Unterhaltung gewähren. Er beſchäftigt ſich nicht nur bald kürzer, bald ausführlicher mit den hier abgebildeten Vögeln, ſondern liefert auch einige allgemeine Betrachtungen über die ganze Claſſe derſelben. Statt des Condors iſt die Abbildung des Hafengeyers geliefert, welches doch nicht gut iſt, da es die Kinder zu unrichtigen Begriffen veranlaſst.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 5. Junius 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEMGO, in d. Meyer'schen Buchhandl.: *Versuch einer moralischen Einleitung in das neue Testament für Religionslehrer und denkende Christen.* Von *Immanuel Berger.* Dritter Theil. 1798. XVI. u. 494 S. 8.

In der Vorrede zu diesem dritten und letzten Theil erklärt sich der Vf. deutlicher über den Titel, welchen manche Recensenten nicht ganz angemessen gefunden haben, und über den Zweck seines Werkes. Er unterscheidet seine Einleitung von einer allgemeinen, und nennt sie moralisch, weil er eine Anweisung zu geben versucht, das N. T. in Rücksicht auf Moral richtig zu verstehen, zu beurtheilen und anzuwenden, da hingegen eine allgemeine Einleitung aus allen Wissenschaften schöpft, die damit in Verdung stehen, und sich auf alle Zwecke desselben bezieht. Er hat sein Buch zunächst für Religionslehrer und denkende Christen bestimmt, wie der Titel zeigt. Jenen soll eine so viel als möglich vollständige Uebersicht aller moralischen Lehren des N. T. gegeben werden, nebst Anleitungen, sie für unser Zeitalter richtig anzuwenden. Er hat sich daher besonders Mühe gegeben, den eigenthümlichen Sinn jeder moralischen Stelle deutlich zu entwickeln, so dass es dem Prediger leicht werden muss, das analytische Thema, welches in ihr liegt, zu finden, und bey einigem Nachdenken auch synthetische Themata nach einer richtigen Ideenverbindung damit zu verknüpfen. Für denkende Christen soll diese Schrift die Stelle eines Erbauungsbuches vertreten. Hiemit entschuldiget er manche Wiederholungen der nämlichen Sachen, welche doch vielleicht hätten vermieden werden können, wenn der Plan etwas anders angelegt worden wäre. Indessen wollen wir mit dem Vf. um so weniger hierüber streiten, da doch auch für die Bequemlichkeit der Leser gesorgt ist. Dieser Theil, womit dieses nützliche Werk beschlossen wird, enthält die Briefe Pauli, nebst allgemeinen Bemerkungen über die Paulinische Moral. Nach unserer Einsicht hat der Vf. den Sinn des Apostels meistentheils richtig getroffen; aber auf manche Erklärungen dürfte doch sein System Einfluss gehabt haben. Dahin gehört die Uebersetzung der Stelle Röm. 3, 21—28. nach welcher der grosse moralische Werth des Glaubens an Jesum, welchen Paulus empfiehlt, *bloss* darin bestehen soll, dass er den Menschen tugendhaft macht, weil Jesus den Menschen die reinste Tugendlehre mitgetheilt hatte. Die vieldeutigen Ausdrücke δικαιοσυνη, δικαιος, δικαιειν sollen in allen diesen Stellen durch *Tugend, tugendhaft, tugendhaft machen* übersetzt werden. Er bekennet zwar selbst, dass diese Bedeutung Kap. 4. nicht ohne Schwierigkeit angenommen werden könne, weil λογιζεσθαι, welches oft damit verbunden wird, nicht recht dazu zu passen scheint; meynt aber die Schwierigkeit könne leicht gehoben werden, wenn man statt λογιζεσθαι jedesmal γινεσθαι setze, welches Paulus Kap. 2, 25. 26. damit verwechsele. — Dies scheint aber der Zusammenhang, in welchem jene Ausdrücke vorkommen, schlechterdings nicht zu erlauben, wie der Vf. vielleicht selbst einsehen wird, wenn er das 3te und 4te Kap. nochmals im Zusammenhange liefet. Die Lehre Pauli von der Vergebung der Sünden, und von der Begnadigung der Menschen durch Christum ist der Moralität nicht nachtheilig, wenn sie richtig verstanden wird. Man darf nur nicht vergessen, dass seine Briefe zunächst an solche Christen gerichtet sind, die erst vor Kurzem aus dem Judenthum oder Heydenthum zur christlichen Religion übergegangen waren. Diese hatten bisher allesammt geglaubt, ohne Opfer und Cerimonien könne Gott nicht versöhnt werden. Der Apostel erklärt sie für entbehrlich, und fodert von den neubekehrten Christen vor allen Dingen ein zuversichtliches Zutrauen zu Gott, dass er den Sündern, die ihre Vergehungen bereuen, und sich zu bessern gedenken, ohne Opfer und andere dergleichen Anstalten, folglich auch ohne Beobachtung des Mosaischen Ceremonialgesetzes verzeihen werde. Aus diesem Glauben entspringt dann, nach der Lehre des Apostels, die kindliche Gesinnung gegen Gott, nach welcher der begnadigte Christ seine Pflichten nicht mit ängstlicher Furcht, sondern aus Liebe, und aus reinen, edlen Absichten zu erfüllen strebt. Kap. 5, 1. 2. Wenn das seine Meynung nicht gewesen wäre; so hätte er nicht nöthig gehabt Kap. 6. gegen den Missbrauch zu protestiren, den man von seiner Lehre von Begnadigung und Vergebung der Sünden machen konnte. — Was der Vf. bey Gelegenheit der Stelle 1 Kor. I, 17. — II. *Ueber das Verhältniss des Christenthums zu menschlicher Weisheit und über den Stolz auf die letztere sagt*, verdient beherziget zu werden. Den sogenannten Brief an die Hebräer hält er für eine Rede, welche von irgend einem der ersten christlichen Lehrer, vielleicht, wie die gewöhnlichste Meynung ist, von Paulus, in einer christlichen gottesdienstlichen Versammlung zur Erbauung gehalten worden ist. Da diese Meynung vielen Einfluss auf die richtige Beurtheilung dieser Schrift selbst hat; so wiederholt er die Gründe für die-

dieſelbe, die er zuerſt in einer Abhandlung in der *Göttingiſchen Bibliothek der neueſten theologiſchen Literatur* Bd. III. St. 3. vorgetragen hat. — Dieſer Meynung ſcheint nichts in dem ganzen Schreiben zu widerſprechen, als der Schluſs Kap. 13, 22. wo es heiſst: „*Ich ermahne euch, meine Brüder, nehmt die Erbauungsrede wohl auf; denn ich habe euch einen kurzen Brief geſchrieben.*“ Dieſe Schwierigkeit kann aber, wie er bemerkt, gehoben werden, wenn man annimmt, daſs ſich dieſe Worte auf einen kurzen Brief beziehen, welcher der Rede beygefügt wurde, und welcher die Nachricht enthielt, wo, wann, von wem, und bey welcher Gelegenheit ſie gehalten worden ſey. Dieſer Brief gieng frühzeitig verlohren, und daraus läſst es ſich erklären, wie es zugieng, daſs uns alle weitere Nachrichten von dieſer Schrift fehlen. Die Unterſchrift kann keine Einwendung gegen dieſe Behauptung ſeyn, da dieſe Unterſchriften bekanntlich unächt ſind. — In den angehängten *allgemeinen Bemerkungen über die Pauliniſche Moral* wird über die Geſchichte Pauli in Rückſicht auf ſeine Moral, und über den Charakter dieſes Apoſtels, als Lehrers der Moral, viel Gutes geſagt, wobey ſich der Vf. den Herrn *C. R. Niemeyer* (in ſeiner Charakteriſtik der Bibel) zum Führer gewählt, jedoch vorzüglich auf ſolche Puncte aufmerkſam gemacht hat, die dieſer unberührt lies. — Es ſind übrigens einige Druckfehler ſtehen geblieben, welche wohl hätten angezeigt werden ſollen, wegen angehenden Theologen, die das Buch leſen, und mit der neueſten theologiſchen Literatur nicht hinlänglich bekannt ſind. S. 116. *) werden *Peleys horae Paulinae*, und *Thilemann's diſſ. de eruditione Pauli* etc. angeführt. Es ſoll heiſsen: *Paleys* und *Thalemanns*. S. 481. *) ſteht *Paleg* an ſtatt *Paley*. S. 163. heiſst es: in unſern Moralen ſucht man zu demonſtriren, daſs die *Bigamie* die einzig rechtmäſsige Art der Ehe ſey. Es ſoll wohl heiſsen: *Monogamie*.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Unger: *Marie Müller*. 1799. 388 S. 8.

Marie Müller, die einzige Tochter eines alten Bürgers, wohlhabend genug, um die Entwicklung ihrer Schönheit, ihres talentreichen und gefühlvollen Sinnes nicht durch Dürftigkeit beſchränkt zu ſehen, zeigte in ihrem ganzen Weſen jene reine Innigkeit der unverdorbenen und doch gebildeten Natur, die unwiderſtehlich zum Herzen dringt. Sie verſprach ihre Hand ihrem Vetter Ludewig, einem offenen, redlichen Jüngling, welcher mit ihr aufgewachſen war. Achtung zog ſie zu ihm hin, und die Unwiſſenheit ihres unbefangenen Herzens, das die Liebe noch nicht kannte. Wie wenig ſie Leidenſchaft für ihn fühlte, verrieth ſie ſchon, indem ſie ſelbſt ihn vor ihrer Verbindung noch in die Welt hinausdrängte. „O ich weifs wohl, ſagte ſie, wie Dir zu Muthe war, wenn wir ſo Sonntags hinaus an den Fluſs gingen, und die Gegend breitete ſich weit und fruchtbar vor uns aus; wie Du dann hinſtarrteſt, mit unbeweglichen Augen, und mich oft fragſt, ſehen als wir noch Kinder waren, ob ich mich nicht auch hinüber ſehnte über die blauen Berge, wie Du? Oder wenn wir in der Ferne ein Poſthorn blaſen hörten, wie Dich das ergriff! Oder wenn ein leichter Reiſewagen an uns vorüberrollte; — da ward Dirs ſo eng um die Bruſt, und Thränen ſtanden Dir oft in den Augen, daſs mir's nur ſelten gelang, mit aller meiner Liebe Deinen finſtern Unmuth zu zerſtreuen? Geh, ſieh Dich noch ein paar Jahre um, und dann — Ihre Worte verloren ſich in einen leiſen Seufzer, und eine leichte Röthe flog über ihr Geſicht.“ S. 7. 8. Ein Ideal hatte ſich ihre Einbildungskraft in einſamen Stunden gebildet, und demſelben war ihre ſtille Liebe geweiht: ſie duldete nur die Zärtlichkeit Ludwigs. Ihre Gedanken über die Zukunft unterbricht der Vater, indem er ſie hinabſehen heiſst, wer der Herr ſeyn möge, der vorüber reitet. Sie ſah einen jungen ſchönen Mann, der einem Armen mit einer Leutſeeligkeit im Ton und Blick, die ſein Geſchenk noch übertraf, ein Goldſtück vom Pferde zuwarf... „Er ſchien ſechs oder ſieben und zwanzig Jahr alt zu ſeyn, hatte eine ſchöne Figur voll Anſtand und Würde, Augen, in denen eine ſanfte Schwärmerey mit jugendlichem Feuer ſich ſtritt, Lippen, auf denen der mildeſte Ernſt mit dem frohen Lächeln der Jugend ſich paarte, eine Stirn, ſtolz und leicht empört, und regelmäſsige Züge, durch eine ſanfte Melancholie verſchönert. Mit wilder Anmuth flogen die feidnen Locken um ihn her, und kühn und gebieteriſch wölbten ſich die dunkeln Augenbraunen über den ernſthaft lächelnden Blick.“ S. 11. Marie hatte ihr Ideal jetzt in der Wirklichkeit geſehen, und die engliſche Dogge des Jünglings, die ſich verlaufen hat und von ihr aufgenommen wird, giebt Gelegenheit zur unſeeligen Bekanntſchaft zwiſchen der Jungfrau und dem ſchönen Ritter, einem Grafen Wodmar. Er kam geſpannt durch das Lob, welches ſein Kammerdiener, der den Hund aus Müller's Hauſe geholt hatte, der Schönheit und Anmuth Marien's zollte. Vergebens kämpfte ſie wider die Leidenſchaft. Sie fühlte jetzt erſt den Werth des Lebens, da die Liebe es in den ſchönen Schatten ihrer Myrthen nahm. Aber ihre Tugend widerſtand dem Plane des Grafen, der ſchon verſprochen mit einer Gräfin, die er nicht kannte, und hingeriſſen von Liebe zu Müller's Tochter, der Gemahl von jener, in der ſüſſeſten Verborgenheit der Geliebte von dieſer ſeyn wollte. Sobald Marie eines ſolchen Planes kundig war, beſchloſs ſie, den Geliebten nie wieder zu ſehen, aber auch zugleich ihren Ludwig nicht zu betrügen. Er verdient, ſagte ſie zum Vater, ein freyes, ganzes Herz, ein Herz, noch nicht von Gram zerriſſen, noch nicht von fremder Liebe erfüllt. Unterdeſs hatte Wodmar Nachricht von ſeinem Vater bekommen, daſs er binnen zwey Monaten mit ſeiner Braut vermählt werden ſolle... „Er reiſete ab mit dem feſten Vorſatze, Mariens Andenken in ewige Vergeſſenheit zu begraben.

Als

Als sein Wagen durch die Vorstadt an ihrem Hause dahin flog, und an der Gartenmauer vorbey, über welche die dunkeln Linden flüsternd sich beugten, die in jener glücklichen Nacht ihn und seine Marie in ihren vertraulichen Schatten nahmen; da ward ihm das volle Herz so gepresst, und noch einmal empörte sich laut sein Unmuth gegen ihre strenge Tugend." S. 70. 71.

Gräfin Josephine, welche ihm zur Gemahlin bestimmt war, hatte ihre Jugend in der Kostschule einer edlen Wittwe verlebt, an welche sie sich mit Innigkeit anschloss. Der Sohn derselben, August Wilmuth, ein Officier in der ersten Blüthe der Jugend, von angenehmer Gestalt, ohne schön zu seyn, denn sie trug den Stempel der Güte und des Edelmuths, war Josephinens Lehrmeister im Zeichnen. Sie fühlte ruhiges Wohlwollen gegen einander bis zu der Stunde, da die Gräfin dem Jüngling gegenüber sass, welcher ihr Bild malen wollte. Mit zarten Zügen ist hier beschrieben, wie sich ihre Leidenschaft offenbart, und Josephine, von Liebe in ihrem ganzen Wesen durchdrungen, tritt mit ihrer schönen Festigkeit bestimmt vor unsere Augen, wenn wir sie mit thränendem Blicke sagen hören: „So lange der Segen meiner Aeltern den Bund nicht heiligte, den mein Herz geschlossen hätte; so lange würde mich selbst die zärtlichste Liebe nicht zurückhalten, ihn wieder zu brechen." August hatte sein Urtheil vernommen; aber wie oft wehte zwischen den beiden Geliebten noch der Sturm der Leidenschaft, ehe die Gräfin durch einen Brief der Mutter zum Tage der Hochzeit gerufen wurde.

Wodmar kam ihr entgegen. Beide so schön und geistreich und gefühlvoll, und unglücklich durch ihre Verbindung mit einander! Sie nahten dem Schlosse der Aeltern Josephinens... „Die Sonne loderte eben im Abendroth hinter dem waldigten Gipfel der westlichen Anhöhe, als sie ankamen. Noch spiegelte sich die sterbende Gluth in den grosen Bogenfenstern, die wie brennende Spiegel aussahen, und eine sanfte Rührung ergriff Josephinen beym Anblick der stolzen Gebäude, die im milden Abendlicht vor ihr lagen. Eine grosse Anzahl von Bedienten empfing sie mit einer so schüchternen Ehrfucht, dass sie daraus sehr leicht auf die Art ihrer Aeltern, mit ihnen umzugehen, schliefsen konnte. Wodmar leitete ihre wankenden Schritte zu einem Saal, wo die ganze Familie beysammen war." S. 170. 171. Josephine kniete vor ihrer Mutter und benetzte die Hand derselben mit den Thränen des Wiedersehens. Die Blicke ihres Vaters waren finster. Sie hörte nachher von ihrer Mutter, dass er mit ihrer Art sich vorzustellen nicht zufrieden gewesen, die auch etwas Romaneskes durch die bürgerliche Erziehung bekommen habe, deren Rost sich bald abreiben werde. Josephinens Schmerz war unendlich; das Geständniss ihrer Liebe entfuhr ihr, und ward mit Staunen und Verachtung von der Mutter aufgenommen. Ihr Gram und die Ursache desselben entgingen nicht ganz Wodmars Blicken; aber die Gewalt der Convenienz und die Schönheit seiner Braut betäubten dennoch die Liebe, die in seinem eignen Innern sprach. Nach der Verheyrathung beschloss Josephine auf den Gütern zu leben; ihrem Gemahl klopfete das Herz vor Sehnsucht nach der Stadt, wo Marie lebte. Der Vater dieser letzten war gestorben; sie wohnte mit einer Muhme, einer Stickerin, zusammen. Der Anblick des Geliebten weckte in ihr wiederum die volle Flamme der Leidenschaft. Voll Reue beschwor er sie, nun in eine rechtmäfsige Verbindung mit ihm zu treten, weil er nicht ohne sie leben möge; eine heimliche Heyrath, ein verborgnes Leben auf einem abgelegnen Gute wären aber nothwendig bis zum Tode seines Vaters. Auf einem prächtigen Landgute geschah durch einen Betrüger die Trauung; dann fuhren sie nach Nesselfeld, dem Orte, wo Marie leben sollte... „Es lag nur sechs Meilen von jenem Gute, aber immer einsamer wurde der Weg, der über unfruchtbare Haiden und steinigte Felder führte. Endlich, als die öde Gegend immer flacher und flacher wurde, sahen sie es schon weit aus der Ferne liegen; denn es war das einzige Haus, welches das Auge auf der ganzen, leeren, mit Getreide sparsam bebauten Ebene erblickte. Einige wilde Kastanienbäume, deren Grün noch nicht erwacht war, warfen den Schatten ihrer unbekleideten Aeste auf den Hofraum, und an der grauen, halbbemoosten Steinwand schlängelte sich der gefellige Epheu empor. Sie stiegen ab, der Kastellan des Schlosses empfing sie, und öffnete ihnen die Zimmer, die für sie bereitet waren. Aufser ihm und dem Schlofsgesinde gab es meilenweit kein lebendiges Wesen in der Gegend." S. 228. 229.

Mit den lieblichsten Farben ist das Leben der Liebenden an dieser einsamen Stäte geschildert, über welches nur Wodmars Gefühl seines Verbrechens bisweilen eine Wolke führte. Er schied endlich... „Selbst auf der Staubwolke, hinter der sein Wagen verschwand, verweilte noch lange, ihr Blick..." Er kam zu Josephinen. Der Ernst, die Trauer in seinem Wesen und seinen Zügen, die Aussicht, bald Mutter zu werden, der Nebel, welcher sich, allmälig über ihre Leidenschaft gezogen, alles trug dazu bey, ihn ihr werther zu machen. Sie schenkte ihm einen lieblichen Knaben. Zwischen zwey holden weiblichen Wesen stand er mit schwarzem Bewufstseyn. Im Herbst bereifste er seine Güter in Gesellschaft Josephinens. Zu Wodmershausen, auf dem Gute, wo Marie betrogen war, liefs er sie, um allein zu dieser zu reiten, die er in vier Monaten nicht gesehn hatte... „Er traf sie am Klavier an; aber sie spielte nicht mehr, sondern schlug nur mit der einen Hand zuweilen einen schwermüthigen Ton an, indefs ihr Auge mit dem reinsten Ausdruck des Verlangens auf dem Bilde ihres Karls verweilte, das ihr gegen über hing. Ein einziges Licht erhellte sparsam das Zimmer; sie hatte es so gestellt, dass nur

die Züge ihres Wodmars von seinem matten Schimmer beschienen wurden, und alle übrigen Gegenstände in einer holden Dämmerung schwammen. Leise hatte er die Thür geöffnet, leise sich unter dem heftigen Klopfen seiner Brust ihr nahe geschlichen, und nun, da er sie so tief mit sich beschäftigt sah, konnte er sich nicht länger halten, und schloss sie mit dem Ausruf: Liebste, beste Marie! fest in seine bebenden Arme." S. 258. 259.

Spät im Herbste, da Josephine ihren Gemahl aus der Stadt zurück erwartet, beschliesst sie ihm entgegenzureisen. Eben dadurch, dass sie die Unbequemlichkeiten, welche nach seiner Schilderung mit einem Aufenthalt zu Nesselfeld verbunden waren, nicht achtet, nur um ihm so viel näher zu seyn, will sie ihm ein Zeichen ihrer wachsenden Neigung geben. Die schreckliche Entdeckung wurde gemacht. In der Scene derselben sind die Charaktere Josephinens und Mariens besonders fein gehalten. Diese letzte beschloss, sich plötzlich, und ganz von dem Verführer loszureisen, und von einer Geldsumme, ihrem väterlichen Vermögen, zu leben. Die Briefe des Grafen hinterliess sie der Gräfin, als eine Rechtfertigung ihres ehemaligen glücklichen Wahnes... „Unbemerkt schlich sie in dunkler Nacht die Treppe hinunter, und zum Hause hinaus. Noch einmal blickte sie zurück, nach den düster erleuchteten Fenstern ihres lieben unvergesslichen Zimmerchens. Ach ein matter Schein stahl sich durch den dunklen Epheu, der es mit treuer Anhänglichkeit umgab, und zitterte herab auf den bereiften herbstlichen Boden. Unwillkürlich musste sie an alle die seeligen Stunden denken, die sie innerhalb seiner traulichen Mauern an der Seite ihres Wodmars verlebt hatte, und vor dem Wonnegefühl der Erinnerung verstummten noch einmal ihre Schmerzen, um dann desto heftiger zu toben. Ein paar Thränen stiegen in ihr Auge, und rasch wandte sie sich um. Fort, fort, sagte sie zu sich selbst, und die ganze Grösse ihres Unglücks überfiel sie jetzt; — o dass sich meine Vernunft mit meinem Glücke verloren hätte." S. 290. 291.

Erschöpft sank sie endlich nieder. „Ihre Gedanken fingen an sich dunkel in einander zu mischen, und sie glaubte den Abendwind ihres Lebens wehen zu hören." Sie ward am Morgen von einem Kärner gefunden, welcher sie mit sich nahm; einige Tagereisen machte sie in seinem Fuhrwerke. Der Kärner, sein häusliches Leben, die Art, wie Marie in dasselbe aufgenommen wurde, haben eine schöne idyllenartige Wahrheit. In der Nähe dieser Heimath lebte ein junger Förster, kein anderer als Ludwig. Er war mit einem Prinzen auf eine Reise gegangen, und hatte nach kurzer Zeit von demselben seine gegenwärtige Stelle erhalten, damit er glücklich mit seinem jungen Weibe leben könne. Welche Veränderung, als er in Mariens Arme eilen wollte! Durch einen zurückgelassnen Brief derselben bekam er Aufschluss über alles; aber die Kunde, welche er von Wodmars Verheyrathung mit Josephinen erhielt, liess ihn ahnden, wie ungeheuer die arme Marie betrogen seyn müsse. Er wollte hinfliegen und den Betrug entdecken. Aber dann sagte er zu sich selbst: Warum soll ich die goldene Täuschung vernichten, in der sie so selig schwärmt? Ach, sie würde doch an meinem Herzen keinen Ersatz finden, für den süssen Traum, aus dem ich sie weckte. Jetzt fand er sie, von Gram verblüht, und zwang sie, noch die Seinige zu werden, damit sie an seinem Herzen sterben könne. S. 358. „Schweigend und voll sanfter Wehmuth folgte Marie den grünen Spuren des Weges an seinem Arm, die sie gestern noch einsam betrat. Das volle, glühende Abendroth goss selbst auf die östlichen Wolken seinen reizenden Purpur aus; die Abendglocke tönte melodisch durch die stille Luft, die sie umgab, und schien ihr in dieser rosenfarbenen Minute der Nachhall ihrer ersten Jugend zu seyn, in der sie einst mit ähnlichen Aussichten, nur nicht so traurig, vor Ludwig stand."

Sie starb bald an Ludwigs Herzen; in einen Brief an Wodmar strömte sie kurz vor ihrem Tode noch einmal ihre Liebe aus. Schwer hingen Schicksal und Reue über dem Grafen. Josephine schied sich auf ewig von ihm, und fand ihr Glück in ihrem Sohn und im Zusammenleben mit der Wittwe Wilmuth, ihrem Freunde, dem einst geliebten Auguste und der Gattin desselben, die seine Tugenden belohnte.

Ohne Zweifel verdanken wir einer weiblichen Hand dies Werk voll zarter Innigkeit und schöner Wahrheit. Es herrscht in demselben freylich keine genialische Erfindung; aber die einfache Geschichte entwickelt sich so leise, die Charaktere sind so ächt menschlich und lebendig gegriffen, durch so kaum bemerkbare Schattirung sind die Figuren doch in ihrer ewigen Natur so sehr von einander verschieden, und die Sprache ist so durchsichtig, so rosenfarben, dass der Genuss, welchen man hier gewinnt, durchaus lieblich seyn würde, wenn man nicht hin und wieder durch kleine Unbesonnenheiten im Ausdruck eine Störung empfände.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 6. Junius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Müller: *Italienische medicinisch-chirurgische Bibliothek*, oder *Uebersetzungen und Auszüge aus den neuern Schriften italienischer Aerzte und Wundärzte.* Herausgegeben von D. *C. Weigel.* Dritten Bandes, Erstes Stück. 1796. 254 S. Zweytes Stück. 245 S. nebst Register gr. 8.

Brugnone, über die Eyerstöcke und die gelben Körper. Auf einige Leichenöffnungen an Menschen und vielen an Thieren gestützt, behauptet er die Gegenwart der gelben Körper auch in unbefruchteten Weibchen. Auch in Mauleselinnen fand er sie. So sucht er ebenfalls die Meynung zu widerlegen, man könne aus der Zahl der gelben Körper des Eyerstocks wissen, wie viel Embryonen im Uterus seyen. *Palletta, über einige Krankheiten des Mastdarms.* — Gegen *Schrunden:* Erweichende äussere Mittel, Abschneiden des Zackensacks u. s. w., welches aber gegen bösartige Schrunden, die man nicht berühren darf, nicht half. — *Jücken am After;* es quält besonders des Nachts die wenig oder nicht menstruirten Frauenzimmer. Kömmt es bey Verheiratheten vor; so hält er sie für unfruchtbar und mit Krätzmaterie behaftet. Aeusserlich sieht man nichts. Er braucht im allgemeinen Blutigel an die Schaamtheile gesetzt, ganze Bäder und Schwefelsalbe in die Scheide gebracht; auch Eis. Das von Askariden verursachte wird, wie der Uebersetzer erinnert, zuweilen durch eingenommene Zinnfeile gehoben. — *Polypen* heilt der Vf. durch Abschneiden, so tief als möglich. — *Vorfall;* allerley Mittel, darunter kalte Klystiere, und Alaun mit Eyweiss geschlagen. (*Sempervivum minimum* hätte nicht durch *Hauslaub*, sondern durch *Mauerpfeffer* übersetzt werden sollen.) — *Proctalgie* (hier, vermuthlich als Druckfehler, *Protalgie.*) Ein merkwürdiger Fall. Der Schmerz verschwand beym Zutritt eines Wechselfiebers, kam aber nach dessen Heilung zurück. — *Skirrhen;* gewöhnlich unheilbar. *Brera, über den Weichselzopf;* pathologisch gut. *Marsili über die Fiebervertreibende Kraft der Datisca cannabina.* Dies grosse, in Candien einheimische, sehr bittere Kraut zeigte sich gegen Wechselfieber vorzüglich mit schwankendem Typus schon bey der ersten oder zweyten Gabe hülfreich (der Absud von vier Blättern oder zwölf Gran der Saamen.) Grünes Erbrechen, Purgiren und starker Harnabgang waren die sichtlichen Wirkungen. *Pennada über dieselbe Pflanze.* Er führt zwölf Fälle an, in deren sechsen sie half, und andern sechsen nicht. Im ersten Falle ward der Kranke gelbsüchtig und ödematös. Im vierten Falle hatte der Kranke zu viel genommen und bekam schreckliche Angst, Erbrechen einer zähen gelben Materie, zweytägige heftige Schmerzen in den Därmen und ungemein viel wässerige Stühle; das Fieber war weg, aber der Kranke blieb noch einige Zeit matt. Im sechsten; der Kranke ward wassersüchtig. Was diese Pflanze gegen Wechselfieber ausrichtet, scheint sie Rec. da zu thun, wo die Heilung durch Ausleerungen von oben und unten zu erwarten ist. *Spallanzani, künstliche Befruchtung einer Hündin*, die sehr vorsichtig von *Rossi* und *Branchi* angestellt ward und glücklich von statten ging. *Sografi, vorzüglichste Methode, die durch äussere Gewalt entblössten Schädelknochen zu behandeln.* Durch Anbohrung mehrerer kleinen Löcher mit dem Perforativtrepane. Sehr lehrreich. *Zusatz des Herausgebers, über die verschiedenen Knochenbohrer der Alten. Pennada, ein im Herzen gefundenes Geschwür.* (Ein Mann ward in die Brust geschossen, die Wunde heilte und er starb ein Jahr hernach an einer andern Krankheit. Bey der Oeffnung fand man die plattgedruckte Kugel in der vordern Herzkammer und die Wunde zugeheilt.) — Ein Frauenzimmer, welches lange an Herzklopfen, Engbrüstigkeit und Ohnmacht gelitten hatte, starb, und wie die Leichenöffnung zeigte, an einem grossen Geschwüre der linken Herzkammer. *Fiorati, anatomische Beobachtung.* Ein zwiefaches Loch in der Aorta. *Angeli, Heilkräfte der Arnika:* in einer Paraplegie von einem Falle; bey allgemeiner Schwäche und Zittern in den Gliedern von geistigen Getränken; in Schwäche der Nerven und Lähmung der untern Gliedmassen von gleicher Ursache; in Hemiplegie der Folge einer Apoplexie; in einer Paraplegie; in einer Paralysis der Folge eines Falles (wo aber auch Baldrian gebraucht ward); in der Hemiplegie einer Schwangern (wo doch auch Kamillenwasser und Vitriolspiritus zugesetzt ward); bey zurückgetretenen Blattern mit Convulsionen; in einem krampfigen Zusammenziehen der rechten Hand; in unvollkommner Amaurosis; in einem drohenden Brande am Arme (wo aber auch China gebraucht ward;) in einer Hydrosarkocele die in Brand überging; bey Ischurie und Abscess im Unterleibe (wo aber auch Mohnsaft zugleich angewendet ward.) *Angeli, eine steinige Zirbel.* Den vor dem Tode hergehenden heftigen Kopfschmerz, das Brechen, Irrereden, das rothe Gesicht, den sehr harten Puls und zuletzt den Lethargus hält er für Symptomen. *Angeli, von einer hartnäckigen convulsivischen Krankheit.*

Sein Verfahren ist gerade das Gegentheil von dem, wie man bey einer ähnlichen Krankheit (es waren Entwickelungsmolimina der Monatsreinigung) zu Werke gehen soll. Statt der grosen Menge empirischer gemischter Mittel würden blos Fusbäder von lauem Wasser das ganze Unglück abgewendet haben. *Zacchiroli, ein Blutspeyen.* Nach körperlicher Anstrengung entstanden, durch gelinden Druck auf das Brustbein erregbar und mit tonischen Krämpfen und Ekstasis begleitet. Doch ist noch viel anscheinend Fabelhaftes in der Erzählung. *Angeli, Husten und Anlage zur Lungensucht.* Er heilte dergleichen, aber mit zusammengesetzten Mitteln, da man dann nicht weis, was eigentlich geholfen hat — ein Verfahren, welches auch in Deutschland als Seuche unter den niedern Aerzten grassirt. Doch ist die Aufmerksamkeit, die er auf die Krankheiten der Luftröhrendrüse erregt, auszuzeichnen. *Simonetti, Folgen von verschlucktem rothen Präcipitate.* Es war Ein Gran, der Brennen und Geschwulst im Schlunde, Geschwulst am Zahnfleische, Spannen im Magen, Erbrechen, Diarrhöe und endlich Speichelfluss verursachte, weil ausser Oel nichts Zweckmäsiges angewendet worden war. *Zacchiroli, über die schwarze Krankheit des Hippokrates.* Hitzige Getränke und Gram (Rec. setzt hinzu; Zorn, Schreck) die anleitenden Ursachen, und remittirendes Fieber, stechender Schmerz in der Herzgrube, drückendes Kopfweh, Ohnmachten, kalter Schweis, Sinnlosigkeit u. s. w. begleitende Symptomen. Er verwirft (ohne Ursachen anzugeben) die von *Arandiga* angerühmte versüste Salpetersäure, und giebt doch selbst Hoffmannischen Geist, ausser Tamarindenmolken, erweichenden Klystieren und vegetabilischer, karger Kost. Doch hat er noch viel Nebenmittel. *Angeli, Gallensteine.* Das Dürandische Mittel hülfreich; in welcher Flüssigkeit er auch ausser dem Körper solche Steine zergehen sah. *Simonetti, eine Wassersucht;* mit Leichenöffnung. *Angeli, eine Dysurie*, deren Tödlichkeit von einem Gewächs in der Blase und einer Vereiterung der Nieren abhing. Die Harngänge und der Kopf wurden nicht untersucht!! *Foschini, ein Harnblasenstein.* Er wog 19¼ Unzen. *Brasanti, Operation eines eingesperrten Leistenbruchs.* Er schnitt 1½ Zoll des brandigen Darmes hinweg, vereinigte die beiden gesunden Enden mit der Kürschnernath, schob den Darm ein, verband trocken und die Kranke ward völlig hergestellt. Wahrhaftig alles Mögliche, wenn das Factum richtig ist! *Monti, Gebrauch der Erde gegen Flechtenausschlag und Vipernbiss.* Es war nicht gemeine Erde, sondern zertretener Estrich (also Gyps?) welcher mit Essig aufgelegt einen Ausschlag an der Stirne hob. Oefters aufgelegte Gartenerde heilte einen (scarificirten) Vipernbiss am Arme. *Palletta, Einfache Heilmethode des künstlichen Afters.* Ein Bauer hatte seinen künstlichen Aster mit einem Kissen einige Zeit hindurch verbunden; der heraushängende Darm hatte sich dadurch zurückgezogen und die Oeffnung war allmählich verheilt. Seitdem öffnet der Vf. bey der Operation der Brüche den Darm, schiebt ihn dergestalt ein, dass die Oeffnung hinter der Bauchwunde zu liegen kömmt und verbindet einfach mit Scharpie in Wein getaucht. Oft ist die Genesung erfolgt, wovon er zwey Fälle erzählt. Bey dem einen erfolgte die Heilung in 80, bey dem andern in 20 Tagen; eine Bestätigung dessen, was wir Deutsche schon wissen. *Palletta, zwey von selbst erfolgte Einrenkungen des Oberarms. Genuardo, eine neue Art die Paracentesis zu machen.* Durch die Mutterscheide (von ihm zweymal glücklich angewendet) und durch den After (vorschlagsweise.) *Fabris, eine Hodengeschwulst.* Der 33 Jahre verhärtete Hode wog 1 Pfund und 7 Unzen. *Palletta, über die Articulation des Schenkelbeins.* In Absicht der Verrenkungen lehrreich.

Zweites Stück. Perati, Geschichte eines Nachtwandlers. Merkwürdig. Laue Bäder, Aderlass, Abführungen schadeten auffallend. Anfänglich stellten ihn China und kalte Bäder her. Bey einem Rückfalle that China weniger als Eisen, und, als er wieder zurückfiel, auch dieses nichts und er musste zu Laudanum und endlich zu Mohnsaft in Substanz (ein Quentchen auf die Gabe) seine Zuflucht nehmen. *Palletta, Behandlungsart vier von einem tollen Hunde gebissener Personen.* Durch Aetzmittel auf die Wunden und den innern Gebrauch der Tollkirschwurzel. Sie genasen; aber ohne dass man wissen konnte, ob sie ohnedies die Wasserscheu bekommen haben würden. Ein fünfter Fall, eben so, nur dass er noch mehrere Mittel zu Hülfe nahm. Alle solche Vorbauungsfälle beweisen nichts. *Mascati, eine epidemische Kriebelkrankheit.* Die gute, kräftige Kost schien das Uebel zu mäsigen; geheilt war aber damals noch keiner, auch nicht gestorben. *Vorschlag eines Arztes, die Kriebelkrankheit zu heilen.* Durch Einspritzung der zweckmäsigen Mittel in eine Vene. So ward ein vom Vipernbisse schon asphyktischer Bauer durch Einspritzung von 16 Tropfen Hirschhorngeist schnell durch *Guazzi* gerettet. Etwas ähnliches sahe *Bastiani* und *Valisneri. Prinetti, Heilung einer Kothfistel.* Durch einfachen Verband binnen vier Monaten. *Moriggia, eine Nachtblindheit.* Die Pupillen mehr als gewöhnlich erweitert und bey mäsigem Lichte unbeweglich. Der Dunst des kaustischen Salmiakgeistes half. *Marabelli, Untersuchung einiger durch Krankheit veränderter thierischer, besonders milchähnlicher Flüssigkeiten.* Das Extravasat einer am Kindbettfieber Verstorbenen verhielt sich chemisch gar nicht als Frauenmilch, und war vielmehr mit dem aus der Brust zweyer an Lungenentzündung verstorbenen Männer übereinstimmend. Mehr der Milch ähnlich fand er die eiterartige Flüssigkeit, die aus dem Nabel einer Wassersüchtigen flos. *Pennada, Wasserscheu vom Stiche eines Insekts* (einer Wespe ähnlich.) Am vierten Tage nach dem Stiche (in die Gegend der Schilddrüse) brach die Wasserscheu aus und tödtete am neunten. Leichenöffnung. *Pennada, eine durch Zufall geheilte unheure Wassersucht.* Die Kranke, deren Unterleib 75 Zoll im Umfange hatte, fiel aus dem Bette, worauf sie

sie öfteres Drängen auf den Harn bekam, wodurch in vier Tagen 384 Pfund weifslichte, dickliche Flüssigkeit (wie bey Abzapfungen) von ihr ging. *Pennada, eine neunjährige convulsivische Krankheit.* Merkwürdig! Acht Jahre lang waren täglich zwey Paroxismen, einer fünf Stunden vor, und einer sechs Stunden nach Sonnenuntergang. Bäder von 16° bis 19° *Reaum.* Würme brachten endlich die Heilung unter stinkenden Nachtschweifsen. *Buzzi, Leichenöffnung zweyer Gelbsüchtigen;* in Rücksicht der Farbe der Augenhäute angestellt. *Buzzi, eine Amaurosis durch Elektricität geheilt. Camera, ein Mädchen vom Bandwürme geheilt.* Eine *taenia lata* (15 Ellen lang) die durch Farnkrautwurzel und Purganzen abging. *Flajani, Nutzen des Kampfers bey Wunden.* In schlaffen grofsen Wunden mit Verlust von Substanz streut er mit Glück ein Pulver von Kampfer mit einer doppelten Menge Zucker abgerieben. *Flajani, Behandlung alter Fufsgeschwüre.* Waagerechte Lage der Füfse im Bette, Bähungen der Geschwulst mit Chinaabsud, Skarificiren der Ränder, Verband erst mit Semmelbrey, dann mit Queckfilbersalbe und die austreibende Binde hintennach. *Flajani, drey Beobachtungen.* Mangelnde Harnblafe und Zeugungstheile. Eine in der Harnblafe gefundene (verschluckte) Haarnadel. Ein Stück Nagel, $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, in den Ballen der grofsen Zähe eingestochen und nach 23monatlichen, nicht sehr beschwerlichem Aufenthalte darin, ohne Eiterung wieder hervorgekommen. Ein durch die Harnröhre eingeglitschter Ohrlöffel. *Pennada, epidemische Constitution in Padua von 1786 und 1787.* Unter andern ein herumgehender brandiger Rothlauf, wobey aber die Menge der Aderlässe dem Kenner mifsfällt. *Palletta, über die Verengerung des Mastdarms.* Oft entstehe sie bey einer Mastdarmfistel, deren Operation auch die Verengerung zu heben pflegt, zuweilen ohne, zuweilen mit Anwendung der Erweiterungswieken. Eine, wie es scheint, spastische Strictur des Mastdarms, durch genossene kleine Portionen Gefrornes und äufserliche Auflegung des Eises auf den Unterleib gehoben. Eine Verengerung der Mutterscheide. *Palletta, über die Skirrhen in den Brüsten und den Brustkrebs.* Durch viele erzählte Fälle sucht er zu beweisen, dafs in den meisten Fällen, wo besonders keine Localursache statt findet, der Krebs auch keine örtliche, sondern eine Krankheit des ganzen Körpers sey. Ihm scheinen weniger die Milchgefäfse, als die einsaugenden Gefäfse und das fette Zellgewebe zu leiden. Er nimmt gewöhnlich die Bruftwarze bey der Operation mit hinweg.

Der Herausg. hat hier eine noch strengere Wahl als in den ersten Bänden getroffen. (Nur einige Stücke von *Angeli* dünken Rec. der Aufnahme nicht ganz werth.) Auch dieser Band hat sehr viel theils durch die beygefügten praktischen, theils aber und vorzüglich durch die literarischen Notizen gewonnen.

BERLIN, auf Kosten des Vfs. und gedr. b. Petsch: *Compendium syndesmo-osteologicum* (besser *osteosyndesmolog.*) *für angehende Wundärzte*, zum Gebrauch und Nutzen seiner Vorlesungen entworfen, von *Ernst Gotthilf Sonnenburg*, Dr. Leibmed. des reg. Herz. v. Braunschw.-Lüneb. Oels, und Medicus practicus zu Berlin, wie auch bestallter(m) Med. des Hosp. der Parochialkirche. 1797. 318 S. 8. (1 Rthl.)

Beynahe thut es Rec. leid, von vorliegender Schrift ein so ungünstiges Urtheil fällen zu müssen; da der Vf. hin und wieder in der Vorrede Bescheidenheit und guten Willen genug zeigt; aber es ist in der That doch kaum zu begreifen, wie heutiges Tages selbst in einer so trockenen Wissenschaft als Osteologie gröfstentheils ist, etwas so unerträglich pedantisches und so über die Mafsen lächerliches, als dieses Handbuch ist, dem Drucke übergeben werden könne. Rec. bedauert den Schüler, welcher in eines solchen Lehrers Hände fällt; denn nach diesem Handbuche ist es leicht einzusehen, dafs auch seine Vorlesungen unter aller Kritik seyn müssen. Dunkelheit und Weitschweifigkeit hat der Vf. dadurch einzig zu vermeiden gesucht, dafs er, wie er selbst sagt, keinen *tropus*, keine *Synonyma*, keinen *Pleonasmus* noch irgend einen *terminus technicus* deutsch übersetzt hat, wobey er so gewissenhaft zu Werke gegangen ist, dafs er selbst die längst von uns Deutschen aufgenommenen Wörter: Osteologie, Physiologie, beständig mit ihrer lateinischen Endigung a honorirt; daher §. 1. die *Osteologia* lehret den Namen, (die) Anzahl, Figur, Lage, Gröfse, Verbindung und Vereinigung (was für ein Unterschied zwischen beiden letzteren?), wie auch *substantiam* der *Ossium* des menschlichen Körpers; den Nutzen davon lehrt die *Physiologia*. §. 3. Damit man einen deutlichen Begriff von der Kraft der Gelenke bekommen möge, so verbinde ich die *Osteologiam* mit der *Syndesmologia* in eins, (!!) der Nutzen davon ist leicht einzusehen; wie einige es versucht haben. (??) §. 6. Aus der *prima materia hominis* (woraus nach dem vorigen § die Knochen ihren Ursprung nehmen) bildet die *anima humana* vermöge ihres Bildungstriebes einen Knorpel. — Die *Medulla* leimt die *lamellas* zusammen!! Als ein Beyspiel der Faslichkeit des Vortrages mag folgende Stelle dienen: §. 175. *Nutwen* (des Schambeines nämlich). Das *os pubis* bildet den innern Theil des *Acetabuli*, und den vordern Theil des *Pelvis* und dessen *Aperturae superioris* vorn, (;) besonders bildet es mit dem *osse Ischio* das gröfste *foramen* des Menschen, und *foramen ovale ossis innominati* heifst, welches von einer *Membrana* verschlossen ist (.) vom äufserlichen rauhen Umfang des *foraminis* u. s. w. Aber nicht allein die Art des Vortrages verdient Tadel oder vielmehr Mitleid; sondern auch die offenbaren falschen Behauptungen, welche man hin und wieder findet: so z. B. §. 13. Alle *Periostea* haben ihren Ursprung von der *dura matre*, denn die *dura mater* besteht aus zwey *laminis*, die *externa* dienet den *ossibus cranii* zum *Periosteo interno*,

und sitzt an den *Suturis* am festesten. §. 136. soll der *processus basilaris* des Hinterhauptbeins die hintere Wand der *faucium* bilden!! Vorzüglich herzbrechend sind auch die den Zuhörern zu Nutz und Frommen manchen Paragraphen angehängten chirurgischen Bemerkungen: z. B. §. 80. Alle *Ossa cuboiformia* haben fast alle ebene *superficies articulares*, das ganze *Genus* nenne ich bequem *Diarthrosin strictissimam*. *Anmerkung:* Aus dieser ganz kurzen und neuen *Theoria* kann ganz leicht ein neues richtiges *Systema* von *luxationibus* gebildet werden, welches vorher unmöglich war, weil hier alles zusammen im *Nexu* stehet, was zusammen gehöret!!! — §. 477. Oft brechen die Zähne leicht, öfter mit heftigen Schmerzen heraus, wegen der Dickigkeit und Härte der *Gingivae;* davon viel von diesen unschuldigen Geschöpfen massacriret werden. *Anmerk.* Man nehme für 6 Pf. Quittenkörner und 3 Pf. Rosen- oder Brunnenwasser, thue beides zusammen in einen Theetopf, und thue noch hinzu für 6 Pf. Jungfernhonig, bestreiche mit diesem Schleime das Zahnfleisch, es wird davon weich und dünne; wo dann die Zähne leicht hervorbrechen, und alle Zufälle hören auf und das Kind wird gerettet. Aus Pflicht und Mitleiden nenne ich hier dieses Mittel, um die (der) Massacre Einhalt zu thun. Die Beschreibung der untern Muschel ist wie der Vf. sagt, neu. §. 418. Das *Präparatum* ist vor mir, davon den ganzen Abriss des neuen Gebäudes der *Conchae inferioris* aufgeführt, und das alte abgerissen, weil es mir im Ideengang unbequem zu demonstriren war, und einige mir nützlich scheinende Materialien vom alten Gebäude zum neuen auswählte. *Anmerk.* Sollte das *Signum* dem *Signato* nicht *proximum* seyn, so kommt es hier nicht aufs *Signum*, sondern *Signatum* an, weil ich bey Abreissung des alten Gebäudes zu viel Staub in die Augen bekam, und konnte keine Mitarbeiter finden, die mir zu Hülfe kamen, mithin man hierauf Nachsicht brauche. Die Decoration läst sich leicht an diesem neuen Gebäude machen. Schon in der Vorrede sagt der Vf., dass er vorzüglich die Schriften eines *Bartholini* zu Rathe gezogen habe, aus welchen (namentlich *Thom. Barthol. Anatome*) auch beynahe auf jeder Seite die Belege in lateinischer Sprache den Paragraphen des Vfs. untergedruckt sind. Was dies für angehende Wundärzte, welche leider so selten auch nur die Anfangsgründe der lateinischen Sprache kennen, für Nutzen schaffen könne, sieht Rec. nicht ein. Merkwürdig ist noch, was der Vf. von seiner Anhänglichkeit an Bartholin sagt, da er ihn S. 125. eines Fehlers zeihet; nachdem er die Stelle angeführt hat: *Os enim jugale — non est peculiare os etc.* Es ist und bleibt ein Κρινομενον, und sind wir hierin *paulo subtilius, excoliret* in unserm *Seculo;* obgleich dieses grosen Mannes *Sagacitaet* mir fehlt. Mein Führer ist im *Systemate*, welches ich zum *objecto* gewählet, und nach ihm mich bilde. Der letzte §. des Buchs mag auch diese Anzeige desselben beschliesen, denn er ist ganz im Geiste des Vfs. Es ist die Rede vom Nutzen der Nagelglieder an den Zehen. Sie beschliesen das Ende des Fusses, als die Basis worauf der Mensch, als die Gedächtnissäule des Schöpfers, ruhet, — und dann der Vers aus Gellert: Der Mensch, ein Leib, den deine Hand u. s. w. Uebrigens wimmelt auch das Buch von Druckfehlern, vorzüglich in den lateinischen Wörtern. Von diesen Druckfehlern ist ein Verzeichniss angehängt.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Klaubarth: *Eustathii* Antecessoris olim Constantinop. *de intervallis et praescriptionibus* s. de varia temporum in iure civili observatione libellus. Graece et Latine cum scholiis et notis emendatius edidit *Lud. Henr. Teucherus.* 1791. 158 S. 8.

Die Abhandlung des Eustathius περι χρονικων διαστηματων ist von den Gelehrten, wegen der Zusammenstellung der mancherley in den römischen Rechtsbüchern und den Basiliken vorkommenden Zeitbestimmungen von einem Moment an bis zu 100 Jahren, insonderheit bey der Lehre von der Verjährung immer geschätzt worden, und es ist in mehr als einer Rücksicht zu wünschen, dass eine neue Ausgabe dieser griechischen Schrift auch jetzt noch Manchem nicht unwillkommen gewesen sey. Der Text ist hier nach Freher in *Leunc. Ius Gr. Rom.* T. II. abgedruckt: jedoch sind nicht selten andere Lesearten aufgenommen. Die allegirten Gesetzstellen sind genauer bestimmt und ergänzt worden. Vorzüglich aber sind in den Anmerkungen noch mehrere von E. übergangene Zeitangaben beygefügt, wodurch Hr. *T.* sich unstreitig ein Verdienst erworben hat, woraus jedoch zugleich erhellet, dass das seinem Autor von Seiten der Vollständigkeit beyzulegende Lob nicht anders, als gemäsigt seyn dürfe, obgleich die Arbeit sonst, auch für die Rechtsgeschichte, nicht ohne Nutzen ist. Eine Untersuchung über die Quellen, aus denen E. schöpfte, eine Würdigung des wahren Gehalts seiner Arbeit, und einige Nachrichten von den Handschriften und Ausgaben derselben, haben wir in der Vorrede ungern vermisst. Dagegen würden wir dem Herausg. die nochmalige ausführlichere Anempfehlung des Psellus, von dessen Συνοψις των νομων er zwey Jahre vorher ebenfalls einen Abdruck besorgt hat, gern erlassen haben, und wir müssen gestehen, dass wir durch die von ihm angeführten Gründe von dem Werth und der Brauchbarkeit dieses Büchleins, worin das ganze Recht gleichsam in einer Nuss abgehandelt ist, wogegen unser E. sich bescheiden nur auf einen gewissen Gesichtspunct beschränkt, und denselben weit fester hält, nicht überzeugt worden sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 7. Junius 1799.

GESCHICHTE.

Halle, b. Gebauer: Fortsetzung der *Allgemeinen Welthistorie*, durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Deutschland und England ausgefertigt. *Neun und vierzigster Theil.* Verfasset von *Johann Christian von Engel.* 1797. 2 Alph. 17 Bog. in Quart.

Eben dasselbe Buch unter der Aufschrift:

Geschichte des Ungrischen Reichs und seiner Nebenländer. *Erster Theil;* ingleichen unter der dritten: Geschichte des alten Pannoniens und der Bulgarey, nebst einer allgemeinen Einleitung in die Ungrische und Illyrische Geschichte.

— — — Fortsetzung der Allgemeinen Welthistorie u. s. w. *Neun und vierzigsten Theils zweyter Band.* 1798. 3 Alph. 9½ Bogen.

Auch unter der Auffschrift:

Geschichte des Ungrischen Reichs und seiner Nebenländer. *Zweyter Theil.*

Hier tritt ein Geschichtschreiber von Ungarn, seinem Vaterlande, auf, dem es weder an Kenntniss und Gebrauch aller (bisher wenigstens geöffneten) Quellen und Hülfsmittel, noch an glücklichem Forschungsgeiste fehlt; der aber auch eben so viel Patriotismus als Freymüthigkeit mit einander zu verbinden scheint. Leute, sagt er in der Vorrede, S. 6. welche auf unsere Zeiten und unsere Regierungen nicht genug Bitterkeit aufbringen können, haben ihn ermahnt, jetzt lieber nichts zu schreiben, *um nicht verketzert zu werden.* Er gesteht auch, (Einleitung S. 1.) „unter dem Toben und Brausen mehrerer einander nicht verstehender, desto hitziger aber verfolgender, Parteyen die Feder ergriffen zu haben. Allein, da er in der vaterländischen Geschichte, für welche noch so unendlich viel zu thun sey, und über welche er schon seit mehr als fünf Jahren Untersuchungen angestellt habe, nicht unthätig bleiben könne; überdies ohne Leidenschaften, wie die alten Denkmäler, zu sprechen gesonnen sey; so hätten ihn jene und andere Warnungen nicht abschrecken können. Ein Hauptthema seiner Geschichte ist ihm, (Einl. S. 3.) zu zeigen, *„wie sehr wir Ursache haben,* uns als Unterthanen österreichischer Regenten vom 18ten Jahrhunderte, im Zusammenhalten mit den Leiden und Thaten der Vorwelt glücklich zu schätzen; man dürfe über der Wahrheit, dass so vieles in so manchen Stücken besser und vollkommener in Ungarn beschaffen seyn könnte und sollte, nicht vergessen, dass es einmal noch ärger war; dieser Satz beruhe auf einer getreuen Schilderung des Elends von Ungarn unter einem *Wladislav II*, und unter *Ludwig II, welche er vor allem andern seiner Geschichte von Ungarn vorausschicken wolle;* indem hiemit auch das Lehrreiche und Nützliche derselben, nämlich die historische Entwickelung der innern Staatsverfassung, innigst verbunden sey.“ (Wir verkennen das Edle und Gemeinnützliche in der Hauptabsicht des Vfs. nicht; besorgen aber, dass sie von ihm zu einseitig gefasst sey. Er nimmt für sich und seine Leser Ungarn nicht blos zum Standorte, sondern auch zum Vaterlande an; es war aber genug, sie dasjenige am Ende seiner Geschichte als ein Resultat daraus ziehen zu lassen, was er als Patriot gleich anfänglich zum vornehmsten Augenmerke macht. Und wenn er mit der Schilderung von Ungarns Zustande gegen den Anfang des 16ten Jahrhunderts den Anfang seiner Geschichte machen will; so gewinnt sie dadurch noch mehr das Ansehen einer blos für Ungarn entworfenen, nicht sowohl Geschichte, als Anwendung derselben. Wie kann auch diese Methode, die an sich nicht genau historisch ist, den Vorwurf einer absichtlich parteyischen Darstellung ganz vermeiden? gesetzt, dass auch diese, wie wir gar nicht zweifeln, wahr und treu seyn sollte. Wir zweifeln sogar, ob der Vf. auf diesem Wege seine Absicht erreichen werde: denn wie leicht kann ein Ungar dagegen sagen: unter *Wlad. II* und *Ludw. II* war freylich mein Vaterland sehr zerrüttet; aber jetzt, dreyhundert Jahre später, bin ich, nach so vielen vorhergegangenen Hülfsmitteln und Beyspielen, zu einem weit höhern Wohlstande berechtigt, als ich wirklich geniesse.) Uebrigens hat der Vf. in der Einleitung zuerst aus einem ungedruckten Werke des Hn. Prof. *Schwartner* zu Pesth ein statistisches Miniaturgemälde von Ungarn mitgetheilt, (S. 5—14.) welches sehr lesenswerth ist. Da aber dieses Werk seitdem unter der Aufschrift: *Mart. Schwartner's* Statistik des Königreichs Ungarn, Pesth, 1798. 8. im Druck erschienen ist; so beziehen wir uns auf die Recension in der A. L. Z. 1798. Nr. 272. Nur das Einzige mag hier noch stehen, dass das schriftstellerische Publicum in einem Reiche von mehr als sieben Millionen Menschen, (Croatien, Dalmatien, Slavonien und Siebenbürgen mit eingeschlossen,) jetzt kaum an 50 Köpfe reicht; die Uebersetzer und Verfasser kleiner Flugschriften mit eingerechnet. Doch der grösste Theil der Einleitung besteht aus zwey zum Theil urkundlichen Belegen über den elenden Zustand Ungarns unter *Wlad. II* und *Ludw. II;* sie zeigen, wie pol-

polnisch und barbarisch, sagt unser Vf., derselbe gewesen sey. Das eine, aus einer Handschrift der kaiserl. Bibliothek genommen, ist des Bischofs von Fünfkirchen, Johann Ernst, königl. Schatzmeisters, Rechnung über die Staatseinkünfte; oder *Registrum proventuum Regni Hungariae*, von den Jahren 1494 und 1495; (S. 17—181.) und das andere bisher auch ungedruckte, enthält *Hansen Thurnschwamb's*, Fuggerisch-Thurzoischen Factors zu Neusohl, zwar vom Jahr 1563 bis 1580 aufgesetzte, aber nicht viel über des unglücklichen *Ludwig's* Regierung (1526) hinausreichende Nachricht von Ungarns Zustande. (S. 190—209.) Zwey allerdings schätzbare Aufsätze, besonders der erste, die aber nicht hieher gehören. Der Vf. hat fruchtbare Anmerkungen darüber, und zuletzt ein Epiphonema an die Ungarn hinzugefügt.

Nunmehr folgt S. 211. *die Geschichte und kurze Geographie des alten Pannoniens*, seit der Epoche der alten Griechen, bis zur Einwanderung der Ungarn im J. C. 890 fg. Pannonien unter den Hunnen nimmt nur eine Seite ein, S. 244 fg. „Es ist Zeit, sagt Hr. v. E., einmal das Gedächtniss unserer Jugend von *dem Hunnisch-Avarischen Unsinn*, womit es gleich Anfangs beym Eintritte in die ungarische Geschichte überladen, und von dem wahren und eigentlichen Hauptstudium abgeschreckt worden ist, zu befreyen. Es ist nun einmal erwiesen, dass unsere gutgebildeten, heiter und offensehenden, schlanken, grossen, ihre eigene Sprache redenden Ungarn nichts mit den Mongolisch-Kalmykischen hohläugichten, aufgedunsenen, und an Sitten und Sprache *orientalisch wilden Hunnen* gemein haben. Eben so wenig hat Pannonien als Land mit ihnen zu schaffen; sie sind blos als Gäste zu betrachten" etc. (Aber können denn in einer ungarischen, zumal so ausführlichen Geschichte, die nicht für die Jugend geschrieben wird, die merkwürdigen Hunnisch-Avarischen Auftritte nicht anders beschrieben werden, als dass man *Unsinn* verträgt? Und was ist denn *orientalische Wildheit?* An Wildheit überhaupt gaben die Ungarn in ihren ersten Zeiten den Hunnen nicht viel nach. Noch bemerken wir bey dem Citatum S. 243. Anm. n.) *Olympiodorus in Bibliotheca*, dass *Olymp.* kein solches Werk geschrieben hat; es muss heissen: *Olymp. in dem Auszuge seines verlornen Werks in Photii Bibliotheca.*) Unterdessen, wenn gleich der Vf. sich im *Historischen* dieser Periode sehr einschränkt; so ist er doch auf andern Seiten desto weitläuftiger geworden; selbst über die *Avaren*, über *Bulgaren*, *Chazaren* und andere Nationen, die doch auch für Ungarn, nur als Gäste zu betrachten sind; nämlich in Ansehung ihrer *Abstammung* und Verwandschaft. Er hat eine ganz neue Hypothese, wie er sie selbst nennt, (S. 282.) aufgestellt: dass vor den *Ungarn* nur *viererley Völkerstämme* in der Wanderung durch jenes Land begriffen vorkommen: der *Deutsche*, der *Mogolisch-Hunnische*, der *Slavische* und der *Türkisch-Tatarische*, zu welchem *Avaren*, *Bulgaren* und viele andere Nationen gerechnet werden. Den Beweis für diese letzte Ableitung hat er theils aus *Nestor* genommen, (S. 252.) theils aus allerhand Aehnlichkeiten von Namen, körperlichen Eigenschaften u. dgl. m. Im Grunde ist es aber doch nur ein Beweis geblieben, wie die meisten etymologischen, die ohne eigentliche Zeugen, Hypothesen durch Hypothesen, durch wirkliche oder erkünstelte Uebereinstimmungen u. dgl. m. unterstürzen. Ueberhaupt hat wohl der Vf. bisweilen aus manchen Quellen, Namen, Spuren u. dgl. m. zu viel geschlossen oder bewiesen. Wir wissen besonders aus den Nachrichten eines Gelehrten, der mit der russischen Geschichte, und ihren ältesten Annalisten, genau bekannt ist; dass *Scherer* den *Nestor* höchst unzuverlässig übersetzt hat; er bediente sich des russischen Abdrucks vom sogenannten *Nestor*, oder vom Radzivilischen Codex; welcher Abdruck aber auf allen Seiten verändert, interpolirt und castrirt ist; ja selbst der Radzivilische Codex ist nichts weniger, als der ächte *Nestor*, und hat eben so grosse Schreibfehler, wie jeder andere. Gleichwohl hat der Vf. auf jene Uebersetzung viel gebauet. So findet er auch den Namen *Uz* in *Chozar*, und in den *Polovzern*, *Felduzen;* er lässt (S. 382.) 600,000 Uzen über die Donau gehen u. dgl. m. *Verum ubi plura nitent, non ego paucis offendar maculis.*

Mit S. 283. geht *die Geschichte der Nebenländer des ungarischen Reichs* an. Sollte aber wohl dieses die einer allgemeinen ungarischen Geschichte recht angemessene Ordnung seyn, eher die Geschichte der Nebenländer dieses Reichs zu beschreiben, als dessen Ursprung und Fortgang, in dem es sie nach und nach erworben hat? Ohne indessen darauf Rücksicht zu nehmen, finden wir, was hier geleistet worden ist, an sich recht schätzbar. In der Bestimmung, welche Länder als ungarische Nebenländer anzusehen sind, hält sich der Vf. an den Titel der ungarischen Könige: *Dalmatiae, Croatiae, Slavoniae, Ramae, Serviae, Galiciae, Lodomeriae, Cumaniae et Bulgariae Reges.* Die Geschichte von *Galizien* und *Lodomerien*, hat er im 48sten Theil dieser allgemeinen Weltgeschichte beschrieben. *Rama* steht für *Bosnien*, und *Cumanien* kann im ersten und politischen gewöhnlichen Sinne gleichsam für die *Walachey* und *Moldau* angenommen werden, die beide ehemals bald dem ungarischen, bald dem polnischen Könige als Vasallenländer gehorchten. Ueber die Geschichte dieser Länder verspricht der Vf. manches ganz Neue; aber auch richtiger und ordentlicher, als es bisher geschehen ist, vorzutragen. Er giebt daher eine Nachricht von den Quellen, deren er sich bedient hat; besonders von der wichtigsten, von *Johann Raitsch*, Archimandriten eines Klosters zu Kovila im Batscher Comitat, illyrisch gedruckten illyrischen Geschichte in vier Octavbänden, zu Wien in den Jahren 1794 und 1795. *Catharina II* schickte demselben eine goldene Denkmünze an einer goldenen Kette, und liess dem Verleger des Werks hundert Ducaten auszahlen; dieser litt aber dadurch nicht geringen Schaden, dass man es zu St. Petersburg nachdruckte. Doch wirft Hr. v. E. auch demselben Mangel

gel an Kritik, besonders in Rücksicht älterer Begebenheiten; übermäfsige Vorliebe gegen die slavische Nation, und einen theologisch-unhistorischen Eifer für die morgenländische Kirche vor. Eben dieser Hr. *Raitsch* hat auch des Hn. *Gebhardi* Geschichte von Servien und Bosnien in die sogenannte illyrische, d. h. servische und rascische Sprache übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet, zu Wien 1793 drucken lassen. Der Vf. hat also hier zuerst (S. 293 fg.) *die Geschichte der Bulgaren in Mösien*, nebst einer kritischen Erläuterung, Berichtigung und Bestätigung der Thunmannischen Völkergenealogie und ältesten Geschichte der Bulgaren, Türken, Chazaren, Ungarn, Petscheneger, Uzen, oder Cumanen und Wachachen, mitgetheilt. Sie geht bis auf die neuesten Jahre, und endigt sich mit der Geographie und Eintheilung der heutigen Bulgarey. Zwar gesteht der Vf. selbst (S. 474.), das Studium dieser Geschichte sey sehr trocken; nur Liebhaber der Völkergenealogie und der Geschichte von Ungarn, überhaupt der höhern Geschichtskunde, könnten demselben wahren leidenschaftlichen Geschmack abgewinnen. Desto mehr behält die gegenwärtige Untersuchung ihren eigenen Werth, da sie mit einer ausgebreiteten Sprachkenntnifs, und unter Hülfsmitteln, die Ausländern nicht leicht in die Hände gerathen, angestellt worden ist.

Für diese ungarische Geschichte sind sechs Bände des 49sten Theils bestimmt. Bis in den dritten werden die ungarischen Nebenländer; im Reste desselben, ingleichen im vierten und fünften, Ungarn selbst, im sechsten aber wird Siebenbürgen vorkommen. (Ob diese Ausführlichkeit zu den übrigen Verhältnissen des grofsen Werks der allgemeinen Welthistorie, und zu dem Grade von Wichtigkeit, den die ungarische nebst der mit ihr verwandten Geschichte hat, passen werde, wird sich zeigen, wenn sie vollendet seyn wird.) Jedem Bande sollen Abbildungen verdienstvoller Männer aus den gedachten Ländern beygefügt werden. In dem gegenwärtigen findet man die Bilder des Hofkanzlers und geheimen Raths, Grafen *Teleki de Szék*, dessen Sohn sich auch durch eine einheimische Reisebeschreibung bekannt gemacht hat; ingleichen des erstgenannten Gelehrten *Johann Raitsch*; endlich einen Abrifs des illyrischen Hafens *Porto Re*. Mit Vergnügen sieht man übrigens aus der Vorrede, wie thätig jetzt von ungarischen Gelehrten an der Erweiterung ihrer Vaterlandskunde gearbeitet werde. Von dem um dieselbe schon so verdienten Canonicus *Pray* hat man eine pragmatische Geschichte von Ungarn, und von dem Hn. Statthaltereyrathe *von Lakics*, ein Staatsrecht dieses Reichs zu erwarten; beiden ist diese Arbeit auf Anrathen eines Ministers schon vor mehrern Jahren vom Hofe aufgetragen worden: und die erste ist bereits fertig. Der unermüdete Hr. *von Kovachich*, dessen *Supplementa ad vestigia Comitiorum* über zwey Jahre lang von der Ofner Censur aufgehalten wurden, bringt allerhand *Subsidia Juris Publici, municipalis et privati* ans Licht. Hr. Prof. *Kövy* zu Patak hat ein Handbuch des ungarischen Privatrechts angekündigt. Die Herren *Görög* und *Kerkes* sorgen für gute ungarische Landkarten, auch für eine brauchbare Geographie, und Hr. Prof. *Schedius* beschäftigt sich mit einer Geschichte der ungarischen Literatur.

Der zweyte Band dieser Geschichte hat aufser den schon gedachten Aufschriften, auch noch die besondere *Staatskunde und Geschichte von Dalmatien, Croatien und Slavonien, nebst einigen ungedruckten Denkmälern ungarischer Geschichte*. Zuerst steht auch hier eine Reihe, zum Theil wichtiger, ungedruckter Urkunden, (S. 5—145.) meist unter der Aufschrift: *Fortsetzung der Voracten zur ungarischen Geschichte*. Nach einer italienisch abgefafsten Beschreibung der Bulgarey durch *Georg Martin Ragasi* vom Jahr 1598 (S. 5. 6.) folgt eines päbstlichen Nuncius in Ungarn, vermuthlich *Asculanus*, wie Hr. *v. E.* bemerkt, Bericht an den Pabst vom Zustande Ungarns, von den königlichen Einkünften, und von den Thaten des K. *Matthias Corvinus*, vom J. 1480; ein sehr merkwürdiger Aufsatz in italienischer Sprache, bestimmt dem Pabste höhere Begriffe von dem grofsen Könige und seiner Macht beyzubringen, auch jenen zu warnen, dafs er ihn in der Ausübung des Patronatrechts nicht ohne Noth stören, vielmehr wider die Türken nachdrücklich unterstützen möchte. Die Instruction, welche K. Ferdinand seinen Commissarien in Siebenbürgen im J. 1552 ertheilte, und der Bericht, welchen sie darauf an den König über seine Einkünfte in diesem Lande erstatteten, (wiewohl dieser noch nicht ganz eingerückt ist,) verdienen auch ihren Platz. Aus der gleichzeitigen deutschen ganz treuherzigen Erzählung von dem Reichstage zu Hatwan im J. 1525 und aus einem lateinischen Tagebuche des zu Pesth in eben dem Jahre gehaltenen, sieht man, wie ungestüm und für die Könige gefährlich damals diese Versammlungen gewesen sind. Endlich ist S. 63 fg. *Centuria Diplomatum et Epistolarum Turzonianarum*, zur Hälfte mitgetheilt worden; wozu Hr. *Mart. Lautsek*, evangelischer Prediger, erläuternde Anmerkungen beygefügt hat. Sie gehen vom J. 1531 bis 1613, und geben der ungarischen Kirchen-, besonders Reformations- und Gelehrtengeschichte, manches angenehme Licht. Darauf werden S. 145 fg. die Ergänzungen und Vermehrungen der historischen und statistischen Literatur der Nebenländer des ungarischen Reichs, unter mancherley nützlichen Auszügen fortgesetzt. Als die erste Annäherung zur eigentlichen Geschichte dieses Bandes, kann man *die geographische und statistische Uebersicht vom* (ehemaligen) *venetianischen Dalmatien* (S. 200—241.) betrachten, durch welche nicht allein *Büsching's* Beschreibung sehr verbessert und ergänzt, sondern auch überhaupt die bisher vorhandenen übertroffen worden. Eben dieses gilt von *der statistischen Einleitung zur Geschichte von Croatien, Dalmatien und Slavonien*, S. 241—339. die zum Theil aus Handschriften gezogen ist, noch weit mehr; so wie auch *die geographisch-statistische Uebersicht vom*

ungarischen Litorale oder Uferlande, S. 340—392. alles besser aufklärt, als es bisher bekannt war. Einzelne Beyspiele aus allen diesen Aufsätzen würden für unsere Leser weder deutlich noch lehrreich genug seyn. Die noch S. 392—412. hinzugefügten *staatsrechtlichen Untersuchungen über Dalmatien, Croatien und Slavonien* betreffen das Verhältnifs dieser Reiche gegen das ungarische; worüber sonst viel gestritten worden ist. Das Resultat aus beiderseitigen Gründen ist S. 396. folgendes: Slavonien und Croatien sind wahre Bestandtheile des einen und untheilbaren ungarischen Reichs; doch mit der im ungarischen alten System gewöhnlichen Respectirung alter Sitten und Gebräuche durch die ungarische Nation ihrer Herrschaft unterworfen; beide sind sogleich in Comitate organisirt, und diese den übrigen ungarischen Comitaten völlig gleich gemacht worden; das Municipale aber und Eigene in ihrer Verfassung entstand blofs durch den Umstand, dafs ihre Bane öfters Prinzen von Geblüte mit herzoglicher Gewalt, und daher öfters widerspenstig wider den ungarischen König selbst waren. Ob nun gleich nach der genauern historischen Methode alle diese vorangeschickten Urkunden und statistischen Erörterungen ihre Stelle füglicher theils als Belege, theils als historisch erwiesene Folgerungen, bey jedem Theil der Geschichte, zu dem sie gehören, gefunden haben würden, nur die geographischen ausgenommen, welche mit Recht vor jeder ausführlichen Geschichte eines Landes hergehen; so übersieht man doch dieses gern wegen der Reichhaltigkeit und des Neuen, das darin ausgestreuet ist. Nunmehr wird *die Geschichte von Dalmatien* (S. 413—576.) in sechs Perioden vorgetragen. Nach der Meynung des Vfs. hat man bisher auf dieselbe viel zu viel Wichtigkeit gesetzt, weil man das Land nicht so genau kannte, und Wunder welche Schätze und Vortheile in demselben suchte. Allein es handelt sich hier, sagt er, nur um 250000 Menschen, und um die Frage: nicht, wie sind diese Menschen zu einer so blühenden, geschickten, reichen, wohlhabenden; sondern, wie sind sie, die Seestädte und die Patricier ausgenommen, zu einer so rohen, barbarischen, gemischten, an Geschmack und Sitten verwahrlosten Nation geworden? Wie haben sich die 20 Reggimenti nach und nach unter venetianischer Herrschaft zusammengesetzt? wie viel ist davon den Ungarn abgezwackt, wie viel in neuern Zeiten den Türken entrissen worden? Weit kürzer mufste *die Geschichte von Slavonien* (S. 576—580.) und *von Croatien* (S. 581—596.) gerathen. Das letzte macht eigentlich die Comitate Zagrab, Kreutz und Warasdin aus. Alles ist aus den besten Quellen geschöpft. Die Bilder des k. k. geheimen Raths *Jos. Izdenczy de Monostor*, auch der um die ungarische Geschichte so verdienten Männer, *Adam Franz Kollár* und *Martin Georg von Kovachich*, sind eine Zierde dieses Bandes.

In der Vorrede zu demselben versichert Hr. v. E. (und der Augenschein bestätigt es,) dafs er sich darin vorzüglich bestrebt habe, solche Kenntnisse zu verbreiten, welche die Eröffnung mehrerer Ausfuhr, und also die Belebung mehrerer Industrie (Betriebsamkeit), das Fortschreiten des ungarischen Seehandels, die patriotische Vereinigung zur Grabung nützlicher Canäle, die Schliefsung eines engern und nützlichen Bandes zwischen Ungarn und seinen gegen die See hinliegenden Nebenländern, zum Endzwecke haben. Er beruft sich überhaupt auf seine guten Absichten, beklagt sich, dafs sie von einigen wenigen verkannt werden, und meldet zuletzt, „der Ausgang einer den ersten Band dieses Werks betreffenden Verhandlung werde es entscheiden, ob und wie bald ein dritter Band mit der Geschichte von Bosnien und Servien erscheinen dürfe."

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wismar u. Schwerin, b. Bödner: *Wismarsche privilegirte wöchentliche Anzeigen und Nachrichten, welche aufser den gewöhnlichen Intelligenz-Nachrichten auch ökonomische und gemeinnützige Aufsätze, Hausmittel und historische Abhandlungen enthält.* 1796. 1797. 1798. 4. (Jeder Jahrgang 1 Rthlr.)

Rec. freut sich, das er das schon einmal gefällte Urtheil über die gute Auswahl der aufgenommenen Aufsätze bestätigen kann. Wenn Hr. D. *Gröning* so fortfährt, so darf er gewifs auf den fernern Beyfall seiner Gegend rechnen.

Leipzig, b. Feind: *Oekonomisches moralisches und gemeinnütziges Journal für Frauenzimmer.* Von der Verfasserin des Unterrichts für ein junges Frauenzimmer, das Küche und Haushaltung selbst besorgen will, und der Verfasserin der Gartenökonomie für Frauenzimmer. Erster Heft. Mit Julianens Bildnifs. 1794. 123 S. 8. (8 gr.)

Einige Recepte, Beschreibungen von Pflanzen und Zeugen, Anweisung zu Anlegung und Benutzung der Fischteiche, und ein paar Anekdoten, auch ein schönes Lied, werden hier in einer schleppenden Schreibart aufgetischt, welcher weder Dialog noch Briefstil, noch Reim, aufzuhelfen vermag. Die Auswahl der in 25 Aufsätze gestreuten Materialien könnte leicht gemeinnütziger seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 8. Junius 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Hemmerde und Schwetschke: *Die Urkunden des Jerusalemschen Tempelarchivs in ihrer Urgestalt als Beytrag zur Berichtigung der Geschichte der Religion und Politik aus dem Hebräischen mit kritischen und erklärenden Anmerkungen, auch mancherley dazu gehörigen Abhandlungen* von *Karl David Ilgen*, Prof. d. Philos. und d. Orient. Literat. in Jena. *Erster Theil.* 1798. XX. und 510 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Auch unter dem Titel:

Die Urkunden des ersten Buchs von Moses in ihrer Urgestalt zum bessern Verständniss und richtigern Gebrauch derselben in ihrer gegenwärtigen Form aus dem Hebräischen mit kritischen Anmerkungen und Nachweisungen, auch einer Abhandlung über die Trennung der Urkunden von K. D. Ilgen.

Schon die erste Ankündigung im Messcatalog machte den Rec. äusserst begierig, dieses Buch selbst zu lesen. Er kannte den Vf. aus seinen andern Schriften als einen feinen Beobachter und sorgfältigen Bibelforscher, und erwartete deswegen auch in dieser Schrift wichtige Entdeckungen und neue Aufklärungen über eines der wichtigsten und schwierigsten Bücher des A. Testaments. Nachdem er nun das Buch gelesen hat, findet er seine Erwartung auch *in so weit* bestätigt, dass er wirklich sehr viel Neues und Scharfsinniges darin gefunden hat; aber er ist beyweitem nicht von allem überzeugt worden, was hier mit sichtbaren Fleiss des Vfs. aufgestellt ist. Der Vf. versucht es, durch Hülfe der höheren Kritik, die Urkunden, welche in der Genesis benutzt sind, genauer als seine Vorgänger zu sondern, und alles, was einem Verfasser gehört, mit dem möglichsten Fleisse zusammen zu stellen. Diese Bemühung verdienet allerdings Lob, und kann zu neuen richtigen Aufschlüssen führen, wenn sie mit der nöthigen Vorsicht unternommen wird, und dabey keine Dinge unterstellt werden, die mit den Zeugnissen der Geschichte nicht wohl zu vereinigen sind, oder doch nicht ordentlich erwiesen werden können. Da die höhere Kritik hauptsächlich auf dem individuellen Gefühl des Auslegers beruhet, und dieses, wenn man sich ihm überlässt, leicht auf Abwege und willkürliche Hypothesen hinleitet; so kann man bey dem Gebrauch der höheren Kritik nicht vorsichtig genug seyn. Ist einmal ein gewisser Gesichtspunct festgesetzt oder angenommen; so schliesst sich diesem sehr leicht eine gewisse Vorliebe an, und nun kann es dem Scharfsinn nicht schwer fallen, neue Gründe aufzufinden, die für sich betrachtet, ein gewisses Gewicht haben, und den einmal angenommenen Gesichtspunct sehr wahrscheinlich machen können. Bey einem sehr alten Buch ist dieses um so viel leichter, da manches ganz natürlich in einem entfernten Dunkel liegt und selbst die Eigenheiten und Schwierigkeiten des Buchs dazu benutzt werden können. Aber nun läuft man auch Gefahr, die Sache nur einseitig zu beurtheilen, andere wichtige Gründe, die einen andern Standpunct schon rechtfertigen, entweder zu übersehen oder nicht nach ihrem wahren Gewicht abzuwägen, und die Eigenheiten und das Auffallende eines solchen alten Buchs nach seinem Gefühl zu modificiren. Es ist deswegen wohl das sicherste, dem Gefühl bey solchen Forschungen ein gewisses Ziel zu setzen, und bey einem Buche, das unläugbare Zeugnisse und Spuren des hohen Alterthums für sich hat, lieber offenherzig zu gestehen, dass sich nicht alle Umstände bey seiner ursprünglichen Entstehung ergründen und herausbringen lassen, als sich einem gewissen unbestimmten Gefühl und der Willkür der Hypothesen zu überlassen, und die Entstehung jeder einzelnen Urkunde und die Art der Zusammenstellung derselben bis auf einzelne Worte und nach allen Umständen erklären und bestimmen zu wollen.

Inzwischen wollen wir durch diese Bemerkung, keinesweges den Gebrauch der höheren Kritik ganz verwerfen, und noch weniger dem vorliegenden Buche seinen Werth und Nutzen absprechen. Es enthält immer sehr viele neue Ansichten, die aufs neue verdienen erwogen und mit eben dem Fleiss und eben der Genauigkeit untersucht zu werden, die der Vf. bey seiner Bearbeitung gezeigt hat. Geschiehet dieses mit unparteyischem Forschungsgeist und mit steter Hinsicht auf die Winke und Zeugnisse der Geschichte, die uns bey aller Kürze und Sparsamkeit immer wichtig bleiben müssen; so wird sicherlich die wahre Auslegung dadurch gewinnen, und es ist unstreitiges Verdienst, dieses befördert zu haben. Rec. kann sich hier nur darauf einschränken, dass er die Leser mit dem Inhalt dieses Buchs näher bekannt macht, und nur hin und wieder einige Bemerkungen einstreut.

Hr. *I.* sagt in der Vorrede, dass die Geschichte der Israelitischen Nation noch in ein undurchdringliches Dunkel eingehüllt sey. Er sagt ferner: „Es

sind zwar in den Büchern, die in der letzten Epoche ihrer Existenz im Nationaltempel zu Jerusalem aufbewahrt wurden, und das heilige Archiv, so wie zugleich das Nationalarchiv, ausmachten, und die sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben, Materialien dazu vorhanden; aber diese Materialien sind schwer daraus zu schöpfen, das Archiv ist in Unordnung gerathen, die Urkunden sind zerrissen, zerstückelt, in einander geslossen; man weiss weder Verfasser noch Zeitalter genau anzugeben, es herrscht allenthalben die gröfste Verwirrung, sie mag nun durch die Nachlässigkeit, oder durch Einfalt und Aberglauben, oder durch absichtliche Bemühung derer, die die Aufsicht darüber hatten, entstanden seyn; kurz die Sammlung derselben, so wie sie gegenwärtig bestehet, ist so gut wie ein verschlossenes Buch und ein unter sieben Siegeln verwahrtes Document. — Die Erfahrung lehrt, dass, so viel auch geschehen, für das Ganze im Grunde noch sehr wenig geschehen ist." Dieses ist doch wohl übertrieben; die Arbeiten der Vorgänger, selbst in neueren Zeiten, werden dadurch zu sehr herabgewürdigt. Mit Recht fragt man auch hier nach dem eigentlichen Beweis, dass das Archiv in eine solche Unordnung und Verwirrung gerathen sey. Billig müsste dieses doch auch historisch begründet werden können. Wie kommt es aber, dass man nicht den geringsten Wink von dieser Unordnung, die doch in späteren Zeiten entstanden seyn soll, aufweisen kann? Wie kommt es, dass man vor 1800 Jahren und noch weiter rückwärts nicht einmal so etwas ahndet, da man doch den Zeiten jenes angenommenen Factums um so viel näher war? Wie ist die entstandene Verwirrung und Zerstückelung, es sey nun, dass Nachlässigkeit oder absichtliche Bemühung daran Schuld sey, mit der durch die Geschichte bestätigten wirklich übertriebenen Sorgfalt und Hochachtung gegen diese Schriften zu vereinigen? Wenn der Vf. auf Astruc zu reden kommt, und von *Eichhorn* sagt, dass er der Meynung, dass die Genesis aus mehrern Stücken zusammengesetzt sey, das Gewicht aufgedrückt habe: so setzt er noch hinzu. „Nach *Eichhorn* hat man für das Ganze wenig Schritte vorwärts gethan; ausser dass durch die Gründe eines *Fulda* und *Nachtigall* der Meynung des Spinoza, dass die historischen Schriften weit später ihre gegenwärtige Gestalt erhalten, mehr Eingang verschafft worden ist." Es fragt sich aber, ob auch ein hinreichender Grund dazu vorhanden war? Rec. hat sich wenigstens von dem Entscheidenden jener Gründe nicht überzeugen können. Es sind theils neue Hypothesen aufgestellt, die keine eigentliche Haltbarkeit haben; theils gründet man sich auf Dinge, die, wenn man auf die Data der Geschichte achtet, sich aus einer späteren Abschrift oder Recension sehr leicht und natürlich erklären lassen. Und bey allem diesem hat man nicht auf das, was gegen die Behauptung des Spinoza schon lange vorher mit Grund war erinnert worden, geantwortet. Auch kann Rec. mit dem Vf. nicht einstimmen, wenn er S. XIII. behauptet: dadurch, dass man den Moses den ganzen Civil- und Priester-Codex nach einem festgesetzten Plan niederschreiben lasse, verwandele man alle grosse Männer nach ihm in Automate, die nichts nach den Bedürfnissen ihres Zeitalters dazu oder davon zu thun vermochten, obgleich so viele Verordnungen ihr späteres Zeitalter so deutlich an der Stirne tragen. So lange wir die Juden in der Geschichte kennen, so lange finden wir bey ihnen auch die religiöse und politische Constitution, die sie auch dem Moses zuschreiben; und es ist zugleich eine bekannte Sache, dass viele alte Völker ihre Constitution, besonders die religiöse, als etwas sehr heiliges betrachtet, und sich darin keine eigentliche Abänderungen erlaubt haben. Nach der Geschichte liess man auch die alte Constitution unverändert stehen, wenn auch die politische Verfassung einige Veränderungen erlitte, die der ursprünglichen Einrichtung nicht ganz gemäss waren. Man verknüpfte immer die neuen Einrichtungen mit der alten Constitution, entwickelte jene aus dieser, suchte ihren Missbräuchen vorzubeugen und auf den ganzen Geist der alten Gesetze aufmerksam zu machen. Selbst der spätere Unterschied zwischen dem geschriebenen und mündlichen Gesetz, der doch wirklich schon alt ist, zeugt von der sorgfältigen Achtung gegen die alten Gesetze, und dass man sie stehen liess, wie sie waren, wenn man gleich neuere Bestimmungen nöthig fand. Dass viele Verordnungen in Moses ihr späteres Zeitalter deutlich an der Stirne tragen, möchte wohl schwer zu erweisen seyn; im Gegentheil sind offenbar manche darin, die gewiss nur damals können gemacht seyn, als das Volk ursprünglich zu einem besondern Staat eingerichtet wurde. Doch über dieses alles wird sich alsdenn am besten urtheilen lassen, wenn der Vf. selbst das Resultat aus seinen Untersuchungen gezogen, und bey der Fortsetzung dieses Werks jedem einzelnen Stück sein Zeitalter angewiesen haben wird.

Die Abhandlung über die Trennung der Urkunden in dem 1. Buch Moses rechtfertiget das Verfahren des Vf., welches er bey der Bearbeitung dieses Buchs beobachtet hat; und deswegen müssen wir zuerst davon reden. Der Vf. handelt von der Trennung überhaupt, und bemerkt gleich anfangs, dass die Trennung und Absonderung der Urkunden in der Genesis ein so ganz eigenes und einziges Geschäfte sey, dass keine andere Beschäftigung der höheren Kritik damit verglichen werden könne, indem keins der bekannten Denkmale des Alterthums von ähnlicher Beschaffenheit sey, und seine gegenwärtige Form auf eine ähnliche Weise erhalten habe. Die Genesis sey nicht dem Inhalt nach aus älteren Denkmalen geschöpft, so dass wenigstens die Form dem Vf. gehöre, sondern die alten Denkmale seyen darin selbst in ihrer Urform in Stücken zusammengestellt und so an einander gereihet, dass man nicht sagen könne, dass das Werk einen Verfasser, sondern nur, dass es einen Zusammensetzer, einen Zusammenordner, einen Sammler habe. Daraus wird alsdenn gefol-

folgert, dafs die einzelnen zerriſſenen und zerſtückelten Theile nach gewiſſen Merkmalen, die ſie kennbar machen, wieder müſſen zuſammengeſetzt werden. Der Vf. zeigt darauf, dafs die Beſchaffenheit der Geneſis dieſe Trennung möglich mache. Der Beweis, dafs das Buch ein auf dieſe Weiſe zuſammengeſetztes Werk ſey, wird geführt 1) aus den am unrechten Ort ſtehenden Ueberſchriften. Hr. *I.* führt die Ueberſchrift K. 2, 4. als Beyſpiel an. Er glaubt ſie habe urſprünglich zu Anfang des erſten Schöpfungsgemäldes K. 1, 1. geſtanden und ſucht es zu erklären, wie der Sammler dazu gekommen ſey, dafs er dieſer Ueberſchrift gerade die jetzige Stellung gegeben habe. Rec. findet in dieſer Erklärung etwas geſuchtes, und es bleibt ihm immer wahrſcheinlicher, dafs die Ueberſchrift eigentlich zum folgenden Stück oder Fragment gehöre. Hr. *I.* führt zwar an, dafs in der Ueberſchrift השמים והארץ ſtehe, aber gleich nachher in dem Verfolg ארץ ושמים, welches ihm wichtig ſcheine. „Ich erſehe, ſagt er, ſo viel daraus, dafs in der Ueberſchrift und in dem 1 V. des 1 Kap. die herrlichſte Uebereinſtimmung iſt, und dafs die Ueberſchrift nothwendig zu dem erſten Stück gehört; wer dieſes nicht mit mir fühlen kann, für den ſchreibe ich ſo etwas nicht.“ Aber iſt denn dieſes Gefühl gegründet? Verſchwindet nicht jene Wichtigkeit, wenn man bemerkt, dafs der Samaritaner, die 70, der Syrer und Hieronymus auch am Ende des Verſes שמים וארץ geleſen haben? Die gewöhnliche Verſetzung iſt alſo wohl ohne Zweifel durch die ſpäteren Abſchreiber entſtanden. Iſt dieſes aber; ſo iſt auch in der Ueberſchrift die herrlichſte Uebereinſtimmung mit dem Verfolg. Wollte man dieſes aber auch nicht annehmen; ſo könnte man doch immer ſagen, die Worte, *dieſes iſt die Entſtehungsgeſchichte Himmels und der Erde*, rührten vom Verfaſſer oder Sammler her. Dafs dieſer ganz und gar nichts hinzugefügt und überall blofs Zuſammenſetzer geweſen ſey, iſt angenommen, aber nicht eigentlich erwieſen. 2) Aus den Wiederholungen, wobey Wiederholung in der Einkleidung und in der Materie mit Recht unterſchieden werden. Von der letzten iſt hier nur die Rede. Es möchte aber wohl nicht alles, was Hr. *I.* als Belege anführt, gerade einen andern Vf. ankündigen. Z. B. die Namensveränderung Jacobs in Iſrael, deren Kap. 32, 28. 29. und wieder 35, 10. gedacht wird. In der letzten Stelle iſt wohl blofs eine Hinweiſung auf jene frühere Geſchichte und ויאמר mufs im Plusquamperfect überſetzt werden. Die neue Verheifsung zu Bethel fängt erſt V. 11. an. Die Verkaufung Joſephs nach Aegypten wird zwar K. 37, 36. und 39, 1. zweymal erzählt; aber die Erzählung war durch die Zwiſchengeſchichte K. 38. unterbrochen worden, und daher wird die Verkaufung Joſephs noch einmal bemerkt, weil nun dieſe Geſchichte fortgeführt wird. Eben ſo wenig findet auch Rec. in andern Stellen Wiederholungen, woraus man mit Grund auf einen andern Vf. ſchlieſsen kann. K. 41, 35. ſoll Joſeph zweymal rathen, Getreide aufzuſchütten; K. 41, 38—40 und 41. ſoll Joſeph zweymal über ganz Aegypten geſetzt ſeyn, V. 45. 46. ſoll er zweymal ſich entfernt haben, um ſein Amt anzutreten, V. 48. 49. ſoll er zweymal Getreide aufgeſchüttet haben K. 45, 3 und 4. ſoll er ſich zweymal ſeinen Brüdern zu erkennen gegeben habe. Wer bey dieſem allem auf die alte Manier zu erzählen achtet, der wird ſchwerlich hierin deutliche Spuren von Zuſammenſtellung verſchiedener Urkunden entdecken können. 3) Aus der Verſchiedenheit des Stils. Hr. *I.* macht darauf aufmerkſam, dafs in einigen Stücken Gott אלהים, in andern יהוה oder יהוה אלהים genennt werde, dafs ſo wie der Name יהוה und אלהים wechſelt; auch der Name des Vaterlandes des Labans wechſele, welches bald ארם נהרן bald פדן heifse, und dafs in einigen Stücken der Name Jacob in andern aber der Name Iſrael vorkomme. Zugleich wird bemerkt, dafs die Abſchnitte, welche אלהים haben, ſich durch den Gebrauch verſchiedener Wörter und ganzer Redensarten von den Abſchnitten, in welchen Gott יהוה genennt wird, unterſcheiden; dafs der eine Verfaſſer oder der Elohiſt ſich von dem andern oder dem Jehoviſten auch in Anſehung des ganzen Stils der Einkleidung und Verbindung der Gedanken merklich auszeichne; dafs der Elohiſt insbeſondere die Wiederholung des Hauptworts liebe, welches bey dem Jehoviſten ſo wenig der Fall ſey, dafs durch die Weglaſſung deſſelben bisweilen Dunkelheit entſtehe; dafs der erſtere eine ängſtliche Genauigkeit und detaillirte Ausführungen beobachte, der andere aber nicht; dafs jener oft ſchleppend ſey und Periſſologien liebe, dieſer hingegen Präciſion u. ſ. w. Hr. *I.* bemerkt ferner, dafs ſich auch in den Stücken, die ſich durch den Gebrauch des Namens Jacob und Iſrael unterſcheiden, ein groſser Unterſchied in der Schreibart zeige, die eben ſo auffallend ſey als zwiſchen dem Elohiſten und Jehoviſten. Er unterſcheidet daher auch hier zwey verſchiedene Verfaſſer und nennt, weil beide den Namen Elohim gebrauchen, den mit dem Namen Jacob den erſten Elohiſt und den mit dem Namen Iſrael den zweyten Elohiſt. Um den Unterſchied zwiſchen beiden auffallend zu machen, werden verſchiedene Beyſpiele von einzelnen Ausdrücken und ganzen Redensarten, wodurch ſich beide unterſcheiden, angeführt. Manches iſt aber auch hier, wie bey dem Vorhergehenden, blofs auf den erſten Anblick auffallend und ſcheinbar. Z. B. K. 37, 20. 25. 26. ſoll dem zweyten Elohiſten gehören, weil hier der Ausdruck הרג gebraucht wird, im Gegentheil wird V. 18. 21. 22. dem erſten Elohiſten zugeſchrieben, weil hier המית, נכות נפש und שפך דם gebraucht werden. Aber iſt hierin wohl etwas charakteriſtiſches? Es iſt doch etwas gewöhnliches, dafs der Erzähler, beſonders wenn er verſchiedene Perſonen redend einführt, auch dieſe ſich verſchieden ausdrücken läfst. Wenn immer ein und daſſelbe Wort gebraucht werden mufs, warum gebraucht

denn der so genannte erste Elohist selbst verschiedene Worte von ein und derselben Sache? Ist etwa הרג ein seltenes Wort? Wollte man so scharf unterscheiden, so konnte man auch in dem Ausdruck כסיגו רמו V. 26. eine Uebereinkunft mit שמך רם V. 22. finden. Eben so wird auch die erste Hälfte des 35 V. K. 41. dem zweyten Elohisten und das folgende dem ersten Elohisten beygelegt, weil im Anfang des Verses אמר und nachher בר vorkommt, da doch das letztere eine nähere Bestimmung des ersteren ist, welches im allgemeinen Vorrath, Proviant, bezeichnet. Mehreres anzuführen verbietet der Raum. 4) Aus der Verschiedenheit des Charakters, wodurch sich manche Stücke von andern auszeichnen, und wodurch sie nicht nur verschiedene Verfasser, sondern auch verschiedene Absichten derselben ankündigen. Hr. *I.* sagt, so wie der zweyte Elohist sich in der Schreibart zu dem Jehovisten hinneigt, eben so entfernt er sich wenig von ihm in Ansehung seines Charakters; und wie die Sprache des ersten Elohisten von der des zweyten und des Jehovisten abgehet, so zeigt sich auch bey ihm ein ganz abweichender Charakter. Der erste Elohist verfolgt nur einige Hauptbegebenheiten, die er mit den simpelsten Worten ohne Schmuck, ganz im Tone der alten Welt aufstellt. Seine Hauptsorge ist, getreue historische Nachrichten von den Stammvätern des Israelitischen Volks zu liefern. Er hält daher streng auf Chronologie. — Bey dem zweyten Elohisten siehet man wenig von eigentlicher Geschichte; nichts als Chronologie; alle Facts, die er aufstellt, haben eine andere Beziehung, und müssen mehr für Mythen, als für wirkliche Begebenheiten gehalten werden. Er richtet ganz sein Augenmerk darauf, den Abraham und seine Nachfolger als treue und sorgfältige Verehrer ihres Gottes aufzustellen. — Der Jehovist hat vieles mit dem zweyten Elohisten gemein. Doch bauet er nicht alle aufgestellte Facta so auf Etymologie, wie jener, und giebt ihnen kein so mythisches Gepräge, sondern weiss sie so vorzutragen, dass sie das Ansehen einer documentirten Geschichte bekommen. Seine Hauptabsicht ist die Besitznehmung des Landes Kanaan durch die Israeliten, die theokratische Staatsverfassung, das levitische Priesterthum als einen sehr frühzeitig entworffenen Plan der Gottheit darzustellen. Alles dieses sucht Hr. *I.* durch einzelne Beyspiele näher zu zeigen und recht auffallend zu machen; aber auch hier kommt manches vor, welches blos auf dem einseitig angenommenen Standpunct beruhet, welches aber Rec. hier nicht weiter ausführen kann.

(Der Beschluss folgt.)

ARNSTADT, b. Trommsdorfs Wittwe und Erben: *Die Denksprüche Jesus, des Sohnes Sirach. Ein Lehr- und Lesebuch für Leser aus allen Ständen, besonders für Schulen.* Aufs neue übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen versehen von *Friedrich Christian Zange*, des Predigtamts Candidat. 1797. VIII. u. 148 S. 8. (8 gr.)

Die Sammlung von Denksprüchen Jesus, des Sohnes Sirach ist von jeher mit Recht für ein brauchbares Sittenbuch für den gemeinen Mann gehalten worden. Sie ist auch bekanntermafsen in vielen Bürger- und Landschulen als ein Lesebuch eingeführt. Hier liefert nun Hr. Zange eine neue Uebersetzung zu diesem Gebrauch mit kurzen Erklärungen undeutlicher Stellen. Er hat die gewöhnliche Ordnung der Kapitel verlassen, und das Ganze in 97 Abschnitte getheilt, unter welche er die hie und da zerstreuten Erfahrungen, Ueberzeugungen und Lebensregeln (wie Hr. Prediger *Linde* den Inhalt angiebt,) geordnet hat. Er bekennet dankbar, dafs er vornehmlich durch Benutzung der griechischen und deutschen Ausgabe dieses Gelehrten auf den richtigen Sinn mancher Stellen geleitet worden ist. Die hinzugefügten Anmerkungen sollen theils Erläuterungen, theils Winke zum weitern Nachdenken für den Leser, besonders für Lehrer Anleitungen seyn, mit ihren Schülern über diese und jene Materie weiter zu reden. — Die Uebersetzung ist fliefsend, auch gröstentheils richtig, und verdient empfohlen zu werden. Wer sie mit der Lutherischen Uebersetzung vergleichen will, dem wird das Suchen durch die zuletzt angehängte Vergleichung der Abschnitte mit den Kapiteln in der Lutherischen Uebersetzung erleichtert.

SCHÖNE KÜNSTE.

HALLE, b. Hendel: *Allgemeine Einleitung in das Studium der alten Kunstdenkmäler* aus dem Französischen des Herrn *A. L. Millin* Oberaufsehers des Museums der Antiken in der Nationalbibliothek zu Paris u. s. w. *mit einigen Zusätzen des Uebersetzers.* 1798. 112 S. 8. (6 gr.)

Bürger *Millin's* Schrift wurde schon A. L. Z. 1797. Nr. 29. von einem andern Recensenten mit Einsicht beurtheilt: wir verweisen also, was ihren innern Gehalt betrifft, den Leser ganz auf jene Recension. Von den Zusatzen des Uebersetzers, die auf dem Titel angezeigt sind, möchte man sich leicht eine zu grofse Vorstellung machen; sie bestehen aus ein paar ganz unbedeutenden Noten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 8. Junius 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Hemmerde und Schwetschke: *Die Urkunden des Jerusalemschen Tempelarchivs in ihrer Urgestalt als Beytrag zur Berichtigung der Geschichte der Religion und Politik aus dem Hebräischen mit kritischen und erklärenden Anmerkungen, auch mancherley dazu gehörigen Abhandlungen von Karl David Ilgen, etc.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Hierauf gründet nun der Vf. die Nothwendigkeit der Trennung, und sucht zu zeigen, dass die Genesis einzig und allein durch die Trennung wirklich verständlich werde. Allerdings muss man bey der Erklärung der Genesis darauf achten, dass sie aus verschiedenen Fragmenten bestehe, und dass gewisse alte Documente und Familiennachrichten darin benutzt sind; aber ob die Urkunden allenthalben so in einander geschoben, zerrissen und wieder verbunden seyen, wie hier angenommen wird, und ob gerade diese Trennung und Zusammenstellung der einzige Weg sey, die Genesis richtig zu verstehen, ist eine andere Frage, die Rec. bis jetzo noch bezweifeln muss. Der Vf. beruft sich auf die Widersprüche, die sich in der Genesis finden, und die keine wahre und gesunde Exegese zu heben vermag, die aber augenblicklich verschwinden, so bald man die Urkunden abgesondert vor sich liegen hat, und als Werke verschiedener Verfasser betrachtet, die zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Absichten schrieben, und die verschiedene Traditionen befolgten. Freylich wird dadurch die Erklärung erleichtert; aber Rec. glaubt doch, dass man bey solchen anscheinenden Widersprüchen billig zuerst den Weg der ordentlichen Interpretation versuchen müsse, weil schon die Zusammenstellung des Sammlers oder des Verfassers etwas für sich hat und man wenigstens erwarten darf, dass er sich die Nachrichten und Sachen in einer Verbindung mit einander gedacht habe, wir aber dieses in einer alten fragmentarischen Geschichte aus mancherley Gründen nicht gleich übersehen können. Unter den hier angeführten Widersprüchen ist manches, welches in Erwägung zu ziehen ist, aber bey manchen Stellen ist doch die Schwierigkeit vergrösert. Z. B. K. 11, 14. soll dem ersten Elohisten widersprechen, weil nach diesem Ismael bereits 17 Jahre alt war, und hier erzählt werde, Hagar habe den siebzehnjährigen Ismael nebst dem Wasserschlauch auf ihren Schultern forttragen müssen. Offenbar beziehet sich aber שם על שכמה nach der Absicht des Erzählers blos auf den Wasserschlauch. Sollte es sich auf ואתהילד mit beziehen; so würde dieses vorhergesetzt seyn. Hr. *I.* giebt dieses auch gewissermasen zu, fragt aber ferner: „was will man machen, wenn Hagar das siebzehnjährige Kind unter einen Busch legt, wenn das Kind weint, wenn Hagar das Kind aufheben soll, wenn sie es tränkt? Lässt sich da auch noch ein Ismaelchen von siebzehn Jahren denken?" Nach dem Sprachgebrauch und der ganzen Lage der Umstände lässt sich dieses allerdings gedenken ילד wird doch auch von Erwachsenen gebraucht 1 Mos. 4, 22. und Dan. 1, 4. wo die 70 es richtig durch *νεανισκος* ausdrücken, desgleichen Ruth 1, 5. und 2 Kön. 2, 24. Dass תשלך V. 15. auch heisen könne, *sie liess ihn liegen, verliess ihn;* bedarf keines Beweises. Bedenkt man dabey, dass Ismael nach der Erzählung dem Verschmachten nahe und also ganz entkräftet war; so wird man auch den Ausdruck שאי und החזקי V. 18. sehr zweckmäsig finden, ohne daraus zu folgern, die Hagar habe ihn auf ihre Arme nehmen und nicht fallen lassen sollen. Aus der ganzen Erzählung siehet man auch, dass Ismael selbst nach der Idee des Erzählers kein kleines Kind mehr gewesen ist. Vergl. V. 9. Eben so verschwinden auch andere Schwierigkeiten, die hier zusammengestellt sind, wenn man sie nach dem Sprachgebrauch und der Erzählungsart der alten Welt betrachtet, und dabey auf das Fragmentarische der Nachrichten achtet.

Hr. *I.* sucht nun auch die Art, wie er die Urkunden trennt, zu rechtfertigen. Er glaubt, wie schon aus dem angeführten erhellet, dass die in der Genesis benutzten Urkunden drey verschiedenen Verfassern angehören, davon zwey von Gott den Namen Elohim und der dritte den Namen Jehova gebrauchen. Diejenige, die den Namen Elohim gebrauchen, oder die Elohisten, nennt er *Sopher Eliel* (Gott ist mein Gott) um zu bemerken, dass sie sich durch den Gebrauch des Namens Elohim charakterisiren; den dritten oder den Jehovisten, nennt er *Sopher Elijah* (mein Gott ist Jah oder Jehova) weil die ihm angehörigen Stücke sich durch Jehova auszeichnen. Um sie aber wieder von einander selbst zu unterscheiden, so giebt er dem einen *Eliel* noch den Beynamen *Harischon* (der erste) und dem andern den Namen *Haschscheni* (der zweyte). Auch *Elijah* erhält den Beynamen *Harischon*, weil in der Folge noch ein anderer *Elijah* auftreten könnte, wovon er

Katechumenen über folgende zwey wichtige Fragen: Was bin ich 1) nach meinem Wesen, oder nach meiner Natur? 2) Nach meiner Religion? Das ist an sich ganz gut. Aber über die erste Frage ist zu wenig, und über die zweyte zu viel gesagt worden. Denn nach der ersten Frage hätte der Mensch nicht nur als ein vernünftig freyes, sondern auch als ein sinnliches Geschöpf betrachtet werden sollen; welches aber hier übergangen wird. Hingegen wird schon S. 12. gefragt: „Was glauben wir von uns, wenn wir uns in Rücksicht auf die Religion mit andern Völkern vergleichen, und nun folgen die Lehren von Christo, besonders von seiner Gottheit und Menschwerdung, (von S. 14. bis 20. wo die Stelle Joh. 1. weitläuftig erklärt wird,) von der Erlösung, mehrentheils nach dem alten System, von seinen Wundern etc. Dies alles hätte eigentlich zur Beantwortung der zweyten Frage gehört, welche S. 46. wieder aufgenommen wird, als die zweyte Abtheilung der ganzen Abhandlung. Hier hat sich nun der Vf. mehrentheils an die Fragen von der Taufe in dem Hannöverschen Katechismus gehalten. Als Katechisation über diese Fragen betrachtet, ist die Abhandlung nicht übel gerathen. Aber in dem Katechismus selbst ist noch zu viel aus dem alten, aus biblischen Stellen, wenn sie richtig erklärt werden, nicht erweislichen kirchlichen System beybehalten, und zu wenig Rücksicht auf den Umstand genommen worden, dass die Apostel in den Stellen, wo die Rede von der Taufe ist, erwachsene Menschen im Sinne hatten, die kurz vorher Juden oder Heyden gewesen waren, und nach empfangenen Unterricht in der christlichen Lehre, deren Wichtigkeit und Wohlthätigkeit sie erkennt hatten, sich hatten taufen lassen. Von dem allen kann nur sehr wenig auf unsere Kindertaufe angewendet werden, die übrigens als Einweyhungs-Cerimonie zum Christenthum ihren Nutzen haben kann. Ueberhaupt scheint uns das Ganze dieser Confirmanden-Prüfung nicht interessant genug zu seyn.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Vofs und Comp.: *Gemälde von Gärten im neuern Geschmack*, dargestellt von *C. L. Stieglitz*. 1798. 138 S. in kl. 4. mit XXVIII. Kupfern gezeichnet von *Siegel*, gestochen von *Darnstedt* und *Schumann*. (4 Rthlr.)

Der Endzweck der neuern Gartenkunst geht dahin, eine Menge malerischer Ansichten von verschiedenem Charakter auf einem verhältnifsmäfsig kleinen Raum hervorzubringen: oft wagt sie es gar, mit Hülfe fremder Pflanzen und Gebäude den Spaziergänger illusorisch aus einem Welttheil in den andern, ja gar in vergangene Zeiten zurück zu versetzen. Hr. *St.* hat uns in seinem Werk nicht blofs eine Beschreibung wirklich vorhandener Garten-Anlagen gehen, oder wenn man sich des Worts hier bedienen darf — Portraite malen wollen, sondern sich seinen eigenen Ideen von der Gartenkunst frey überlassen und in diesem Sinne zwey Gärten erfunden, von denen die Kupfertafeln sowohl die Plane als auch die interessantesten Ansichten und Gebäude darstellen. „*Um nun*“ sagt er in der Vorerinnerung S. VII. „*den Beschreibungen dieser Gärten das Trockene und Eintönige zu benehmen, worein man sehr leicht verfallen kann, und um sie lebhafter und angenehmer zu machen, so ist die dichterische Einkleidung gewählt worden. Wie auf einem Spaziergange wird der Leser durch diese Gärten geführt, wobey die Empfindungen dargelegt werden, die beym Anschauen schöner Gegenden und reizender Gartenpartien die Seele jedes gefühlvollen Menschen durchdringen.*“ Es ist nicht zu leugnen, dafs diese Form gut erfunden ist: bey einer schönen Ausführung hätte das Ganze ungemein anmuthig und unterhaltend werden müssen. In einer andern Stelle S. 61. giebt uns der Vf. Aufschlufs über das, was er bey der Composition seiner Gemälde im Ganzen beabsichtigte. „*Der Garten, den wir zuerst besuchten, zeichnete sich durch das Liebliche und Lachende aus, das überall sich verbreitete; dieser* (der zweyte) *zeigt erhabnere Gegenstände. Wenn dort nur ein kleiner Flufs sich durch Wiesen und Gebüsche schlängelte, so durchschneidet hier ein breiter Strom die Gegend. Wenn dort lauter gefällige, ländliche Bilder sich uns darstellten; so sehen wir hier lauter dichterische Scenen, die uns in die Zeiten der Vorwelt versetzen. Dort wirkte alles auf unser Gefühl; hier vereint sich alles, um die Phantasie zu beschäftigen.*“

An den Gebäuden, welche auf den Kupfertafeln vorgestellt sind, fände die strenge Kritik ohne Zweifel weniger zu loben, als auszusetzen: es scheint aber auch nicht des Vfs. Absicht gewesen zu seyn, Muster aufzustellen; denn dafür ist schon das Format der Kupfer zu klein; sondern wo ein Tempel, Pavillon oder dergleichen steht, mag sich der Leser denselben von dem besten Geschmack und Verhältnissen denken. Die Beschreibung der beiden Gärten oder die Spatzierreise durch dieselben zu Wasser und zu Lande ist allzureichlich mit Gedichten durchwebt, die eben nicht immer unterhaltend sind. — Verse, wie dieser S. 105.

„Auf meines scharfen Schwertes Spitze steht.“

können unmöglich gelobt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 10. *Junius* 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

1) Braunschweig, b. Schröder: *Anmerkungen und Berichtigungen zu der im* 19*ten Stück des braunschweigischen Magazins bekannt gemachten Vorlesung des Hn. Prof. Roose: über die Bildung angehender Wundärzte durch medicinische Wissenschaften*, von D. *J. H. Schmidt.* 1798. 144 S. 8.

2) Ebendas.: *Kritik und Antikritik der kleinen Schrift: Hinsicht auf die Arzneywissenschaft etc.* von D. *J. H. Schmidt.* 1798. 16 S. 8.

3) Ebendas.: *Erklärung des Kunststücks Steine zu zerkäuen, und selbige auf eine anscheinende Weise wiederzuschlucken.* Von D. *J. H. Schmidt.* 1798. 16 S. 8.

4) Ohne Druckort: *Vademecum für H. R.(oose), enthaltend nützliche Gedanken über Steinfresser, Recensenten, Lebenskraft, Barbiergesellen und Professorendünkel.* Etwas zur Geschichte des literarischen Despotismus, von D. *J. H. Schmidt.* 1798. 142 S. 8.

Seichtigkeit und leeres Geschwätz fanden wir noch nie mit so viel Dünkel, mit so viel Galle, mit einer solchen Sucht, in logischer Form gründlich zu scheinen, vereinigt, als in diesen Schriften des Hn. *Schmidt*, der das Publicum so gering schätzt, unausgesetzt zankend vor ihm zu erscheinen. Schon die nur einige Bogen starke *Hinsicht auf die Arzneywissenschaft in Beziehung auf Veterinareinrichtungen*, war voll Unwissenheit, Anmasung und Herunterwürdigung anderer. Er entblödete sich nicht, S. 3. zu sagen, das antiphlogistische System habe die Köpfe fast aller Chemiker verwirrt gemacht. Er, der in keiner Wissenschaft, und also auch nicht in der Chemie Beweise von Einsicht gegeben hat; er war so unverschämt, da er im Text S. 13. von gelehrtem Diebstahl spricht, in einer Anmerkung den originellsten und tiefsinnigsten deutschen Theoretiker, *Reil*, zum Beweise anzuführen, der aus *Glisson tractatus de vita naturae* geschöpft habe (dass diese in Anwendung chemischer Begriffe auf den thierischen Körper übereinkommen, hat er wahrscheinlich aus dem Journal der Erfindungen erfahren, und so gemisdeutet.) Er gab sehr verständliche und bestimmte Winke, dass man beym chirurgischen Institut in Braunschweig sehr verkehrte und schädliche Maasregeln befolge, beschuldigte die Lehrer und stellte Hn. *Roosens* lehrreiche und geistvolle Schrift über die Lebenskraft als eine blosse Compilation auf, bey der er zum Nachtheil der Leser alle Prüfung vermissen zu wollen scheint; denn er frägt: wie würde der fahren, der hier nicht prüfen könnte? Diesen, obgleich offenbaren Angriff konnte Hr. *Roose* mit Stillschweigen übergehen; aber gleichgültig konnte es ihm nicht seyn, welche Meynungen unter den jungen braunschweigischen Wundärzten und unter dem dortigen Publicum überhaupt über den Nutzen der Wissenschaften, die er erstern vortrug, verbreitet würden. Er hielt also, und liess im braunschweigischen Magazin abdrucken eine Vorlesung: *über die Bildung angehender Wundärzte durch medicinische Wissenschaften.* Ohne Hn. *Schmidt's* Schrift zu nennen, oder sich auf sie zu beziehen, erörterte er blos die Nothwendigkeit dieser Bildung. Aber Hr. *Schmidt* ist nicht der Mensch, der eine Gelegenheit zum Zanken (wir müssen das hier viel zu edle Wort: *Streiten* immer vermeiden) unbenutzt vorüber gehen lässt. Gleich erschien Nr. 1. Rec. glaubt nun auch nicht, dass die chirurgischen Institute nicht grosser Verbesserungen bedürfen. Man sollte nicht jeden Barbiergesellen zulassen, ohne seine Fähigkeit zu untersuchen, ohne auf eine gewisse Vorbereitung zu bestehen, und ohne einen gewissen Fleiss zu verlangen. Man hat allem einen zu akademischen Zuschnitt gegeben, und die Einrichtungen zu sehr nachgebildet, die für angehende Aerzte getroffen sind. Die Wundärzte haben es zumal nöthig, für und durch die Praxis erzogen zu werden; und daher sollte man nur darauf rechnen, dass das nur Wurzel bey ihnen fasst, und Gedeihen bringt, was ihnen an Leichnamen, oder an Kranken selbst gezeigt wird. Physiologische, pathologische und therapeutische Begriffe sind ihnen aber unentbehrlich, selbst wenn sie nur chirurgische Tauglichkeit erhalten sollen. Aber sie üben ja auch allenthalben, die Gesetze mögen sagen was sie wollen, medicinische Praxis aus, die ihnen der Staat selbst bey Regimentern und Feldhospitälern zur Pflicht macht, und deswegen muss man sie auch dazu zweckmäsig anführen. Hr. *S.* weis sich aber viel darauf, dass er immer behauptet, Pathologie und Therapie sey nicht zu fassen, und besonders die Behandlung einer innerlichen Krankheit könne nicht gut seyn, ohne Philosophie, Nationalismus, und was er in dergleichen prächtigen Worten ausdrückt. Wir verkennen gewis nicht den Einfluss von Aufklärung in der Philosophie auf alle Wissenschaften, und wissen sehr wohl, auf welche Höhe manche Köpfe durch Nachdenken über philosophische Gegenstände sich erheben. Aber nur

wenige haben Anlage, in metaphyſiſche Speculationen einzudringen; und wem dieſe fehlt, den verwirren ſie nur noch mehr. Man ſehe ſich doch um, wo die brauchbarſten Geſchäftsleute in allen Fächern ſind; man befrage die Geſchichte, wer unſre Erkenntniſſe am mehrſten erweitert, am beſten verarbeitet hat. Denker ſind und waren es; aber nicht in der Regel Philoſophen, Metaphyſiker, Logiker. Daſs ſie dieſes nicht ſind und waren, davon zeigen ſich einem Kenner oft Spuren genug, die allerdings gewiſſe Mängel erzeugen, aber keine groſse weſentliche Nachtheile; denn Conſequenz im Denken, richtiges Schlieſsen ſteht und fällt nicht mit Kenntnifs der Logik u. ſ. w. Aber die Art von Syllogiſtik, in der Hr. *S.* Gewandheit hat, führt zu nichts, als zur Beſchränktheit und Steifheit, weil ſie das Fortſchreiten hindert, indem ſie das falſche Gefühl von Untrüglichkeit giebt, das er in jeder Reihe verräth, und macht die gröſste Langeweile. So verwandelt er eine Behauptung in einen Schluſs, und dann heifst es: der Syllogismus iſt falſch, die Concluſion ſtimmt mit dem Unterſatz wegen der Quantität nicht überein, im Unterſatz iſt der *terminus minor* particulär, und in der Concluſion univerſell u. ſ. w. So ſcholaſtiſch zu verfahren, verdunkelt, ſtatt zu erhellen.

Nr. 2. iſt ein Abdruck der Recenſion der *Hinſicht in der Arzneywiſſenſchaft* etc. in der A. L. Z. und der Antikritik des Vfs. In der Recenſion war das beſonders oder allein ausgehoben, daſs Hr. *S.* das Brownſche Syſtem und die viel neuere Zuſammenſchmelzung deſſelben mit der antiphlogiſtiſchen Chemie verwechſelte. Aber ein charakteriſirenderes Beyſpiel konnte auch nicht aufgeſtellt werden, wie wenig Mühe der Vf. ſich gegeben hat, das allgemein bekannte kennen zu lernen, ſelbſt wenn er es mit lautem Schreyen verdrängen will.

Nr. 3. iſt auf Veranlaſſung eines Aufſatzes des Hn. Prof. *Wiedemann* geſchrieben, der durch mehrere ſorgfältige Unterſuchungen überzeugt wurde, und im braunſchweigiſchen Magazin bezeugte, daſs ein Herumreiſender, der ſich für einen Wilden ausgab, wirklich Steine im Mund zermalme und hinunterſchlucke. Hr. *S.* ſtellt mechaniſche Gründe dagegen auf, und will alles auf Taſchenſpielerkünſte zurückführen. Er hat dabey treffliche Gelegenheit, ſeine groſse Stärke in breiten Demonſtrationen und ſchulgerechten Schlüſſen zu zeigen. In ſeiner Behauptung ſelbſt wagen wir aber nicht, ihm zu widerſprechen. Kömmt man ſo eben vom Leſen des ſchönen *Wiedemannſchen* Aufſatzes; ſo ergreift einen von neuem Indignation, daſs ſich Hr. *S.* einer ſolchen Wendung bedient, als: es ſey für jeden Naturkundigen *ſchimpflich*, ſich ſo hintergehen zu laſſen.

Nr. 4. hier finden wir *zum drittenmal* dieſelbe Antikritik des Vfs. gegen die Recenſ. der *Hinſicht* etc. in der A. L. Z. abgedruckt. Das bisher Geſagte und ſchon der Titel ſelbſt überheben uns, den ganzen Inhalt der Schrift anzugeben, und zu beurtheilen. Er beſchäftigt ſich beſonders mit Hn. *Rooſe's* Schrift über die Lebenskraft, und will ihm durchaus den Vorwurf des Materialismus aufbürden; ein Vorwurf, der um viele Jahrzehende zu ſpät kommt, um dem edlen Hn. *Schmidt* die Freude verſchaffen zu können, ſeinem Gegner geſchadet zu haben.

Wir freuen uns, daſs die Hn. *Rooſe* und *Wiedemann* nicht Gelegenheit gegeben haben, eine Gegenſchrift von ihnen anzuzeigen, und ſtellen ihr kluges und braves Schweigen in allen ſolchen Fällen zum Muſter auf. Schlieſslich iſt es noch nöthig, zu verſichern, daſs gegenwärtiger Rec. nicht Vf. der Anzeige *der Hinſicht* etc. in dieſen Blättern iſt, daſs er nicht in der Stadt oder dem Herzogthum Braunſchweig wohnt, und mit Hn. *Schmidt* es gemein hat, keinen andern, als den Doctortitel zu haben. Das alles werden die Hn. Herausg. der A. L. Z. bezeugen können, ſobald es bezweifelt wird. Rec. verſichert noch auf Ehre, daſs er weder Hn. *Schmidt*, noch Hn. *Rooſe* von Perſon kennt.

GESCHICHTE.

ZITTAU u. LEIPZIG, b. Schöps: *Geſchichte des Huſſitenkrieges*. Für Liebhaber der Geſchichte merkwürdiger Revolutionen. 1795. 218 S. 8.

Der Vf. dieſer Geſchichte ergriff die Feder in der Abſicht, „um dem Weltbürger zu zeigen, daſs die erſten Siege der Gewiſſensfreyheit nicht weniger blutig waren, als die der politiſchen. Sollte dieſe Arbeit, fährt er fort, dem Menſchenfreunde die Hoffnung einflöſsen, daſs das zur Erringung der politiſchen Freyheit der Völker vergoſſene Blut eben ſo wenig vergeblich gefloſſen ſeyn dürfte, als das unſerer Vorfahren für die Freyheit der Gewiſſen; ſo hätte der Vf. ſeinen Zweck ganz erreicht. Iſt es uns erlaubt, von ähnlichen Begebenheiten auf ähnliche Erfolge zu ſchlieſsen; ſo kann ſich der Kampf für die Freyheit wohl ſchwerlich eher endigen, (als) bis die Menſchheit das Kleinod errungen hat, nach welchem ſie mit ſo allgemein angeſtrengten Kräften zu ſtreben ſcheint, und wenn er auch Periodenweiſe eingeſchlafen zu ſeyn ſcheinen ſollte." Wir halten den Vf. für einen Mann von Einſicht und Rechtſchaffenheit, auch ſind wir recht wohl damit zufrieden, daſs er den Huſſitenkrieg als einen Kampf für religiöſe Freyheit ſeiner Zeitgenoſſen darſtellt. Wenn er aber, wie es völlig das Anſehen hat, glaubt, daſs die Ströme Menſchenblut, welche gleichſam vor unſern Augen ſeit einigen Jahren gefloſſen ſind, im Kampfe für politiſche Freyheit vergoſſen wurden; ſo können wir ihm nicht beytreten. Für die abwechſelnden Beherrſcher der Nationen ſind ſie gefloſſen: und welche Nation wäre denn durch dieſelben frey geworden? und giebt es nicht mehr als eine, die auf dieſem mit Blut bezeichnetem Wege ihre geſetzmäſsige Freyheit verloren hat? Uebrigens nennt der Vf. gute Quellen, denen er in ſeiner Geſchichte gefolgt iſt; ſeine Erzählung hat viel Gefälliges; ſeine Urtheile ſind meiſtentheils treffend; und wenn er gleich nichts Neues ſagen wollte; ſo ſieht

man

man doch, dafs er nicht ohne Nachforschen geschrieben habe. Weniger haben uns mehrere witzige und redneriſche Stellen gefallen. Gleich gegen den Anfang: „*Wenn es wahr iſt*, was *Voltaire* irgendwo ſagt: *daſs die Muſe der Geſchichte nur mit einem Dolche bewaffnet, wie die Melpomene gefalle*: ſo wird dem Huſſitenkriege, dieſem groſsen hiſtoriſchen Trauerſpiele, der Beyfall des Publicums nicht entgehen," — kann man einwenden: Das iſt in dieſem Zuſammenhange nicht wahr; Volt. konnte als tragiſcher Dichter ſo ſprechen; aber wer darf behaupten, dafs in der Geſchichte nur kriegeriſche Auftritte gefallen? Die Anrede an Sachſen und Leipzig, S. 18. iſt für den hiſtoriſchen Stil ganz fremd. Nach S. 49. ſollen *Huſſen's* in den Rhein geworfene Aſche die Wellen an Belgiens und Frankreichs Ufer geſpült haben. Woher weifs der Vf. dieſes? ſie kann ja gar wohl in der Nähe von Coſtnitz geblieben ſeyn. Eine auffallende Unrichtigkeit iſt es S. 57., dafs K. *Wenzel* im J. 1418. geſtorben ſey; es iſt ausgemacht, dafs hier 1419 ſtehen müſſe. Auch wird wohl nicht jeder Leſer es *eine ſehr treffende Satyre* dieſes Fürſten auf die Zänkereyen der Prager Gelehrten, mit dem Vf. (S. 17.) nennen, dafs er ſeinem Küchenmeiſter das Rectorat über die dortige Univerſität aufgetragen hat.

Augsburg, in d. Stageſch. Buchh.: *Hiſtoriſche Unterhaltungen zur Bildung des Geiſtes und Herzens*, von *J. C. Wagenſeil*. *Erſter Band*, in ſechs Heften. *Mit* 9 Kupfern und 2 Landkärtchen. *Zweyter Band*, in ſechs Heften. Mit 10 Kupfern und 2 Landkärtchen. 1797. (3 Rthl. 8 gr.)

Der Vf. giebt in der Vorrede den Zweck und Plan ſeiner Arbeit ſelbſt folgendermaaſsen an: „Wer in gegenwärtiger periodiſchen Schrift neue Aufklärungen in der Geſchichte, oder kritiſche Unterſuchungen ſtreitiger Thatſachen ſuchte, würde ſich eben ſo ſehr irren, als derjenige, der eine erſte Nahrung für Kinder erwartet(e) — die Abſicht des Vfs iſt, ein nützliches Leſebuch für den unſtudirten Bürger und die reifere Jugend zu liefern," — Jedes der vorliegenden Hefte beſteht aus vier Bogen. Im *erſten* und *zweyten H.* des *erſten Bandes* iſt die Geſchichte der franzöſ. Revolution bis auf die Annahme der erſten Conſtitution erzählt; das *dritte H.* enthält die griechiſche Geſchichte; im *vierten* werden die Lebensbeſchreibungen des Pythagoras, Ariſtides, Themiſtocles, Socrates geliefert; das *fünfte* und *ſechſte* umfaſst die Geſchichte der Römer von den früheſten Zeiten an, bis auf den Untergang der römiſchen Monarchie im Occident und im Orient. Rec. braucht hier nicht zu erinnern, dafs dieſe in einen ſo engen Raum zuſammengepreſste Darſtellung ſo wichtiger und thatenreicher Zeiträume, als die genannten, wenig mehr, als die äuſsern Umriſſe, als eine flüchtige Angabe der Rubriken und Hauptepochen derſelben enthalten kann. Ueberhaupt hat ſich der Vf. ſeine Arbeit ſehr leicht gemacht. So erzählt er den Anfang der franz. Revolutionsgeſchichte nach *Campe's* höchſt unzuverläſſigen und einſeitigen Briefen aus Paris, nach Rabaut de St. Etienne u. ſ. w. Nach S. 5. des 1ten H. ſoll Tarquin, der letzte König der Römer, die Lucretia entehrt haben, da doch bekanntlich ſein Sohn dies Verbrechen beging. Dieſer Irrthum iſt H. 5. S. 10. noch einmal wiederholt. H. 2. S. 88. heifst es: „Der König ſandte ihn (den Herz. v. Orleans) mit einigen Aufträgen nach England, und entkam dadurch den Ohrfeigen, die ihm nach allgemeiner Verſicherung la Fayette zu geben gedroht hätte, wo und wie er ihn träfe" — hier ſollte man glauben, dafs dem Könige dieſe Ohrfeigen gedroht ſeyen, — überhaupt ſehen wir nicht, wie der Vf. dieſen unbedeutenden Umſtand in eine Skizze aufnehmen konnte, wo blos die wichtigſten Hauptmomente einen Platz verdienten.

Eben ſo verfährt der Vf. im *zweyten Bande*. Hier iſt die Geſchichte Deutſchlands, von den früheſten Zeiten an, bis zum Tode Joſephs II. auf nicht völlig 9 Bogen zuſammengezwängt, und noch oben ein die Geſchichte der Gelehrſamkeit *in nuce* mit angehängt. Nach S. 135. wird Friedrichs II. Todestag auf den 17. Aug. 1787, alſo ein Jahr zu ſpät angegeben. Das *dritte H.* von S. 142. an erzählt die Geſchichte der niederländiſchen Revolution, ganz nach *Schiller*, auf nicht völlig 3 Bogen. Im *vierten H.* wird die Geſchichte der Kreuzzüge und ihrer Folgen ſkizzirt. Nach S. 12. ſoll Friedrich I. mit ſeinem Pferde in einen Fluſs geſtürzt und ertrunken ſeyn, nachdem ihn der Vf. im erſten Hefte S. 37. beym Baden ſich hatte erkälten und daran ſterben laſſen. S. 49. beginnt die Geſchichte Carls V, welche im folgenden Hefte fortgeſetzt wird; das *ſechſte Heft* liefert die Fortſetzung der franzöſ. Revolutionsgeſchichte, bis zur Ermordung des Königs.

Rec. ſieht nicht ein, wie durch eine ſo flüchtige Erzählung, wo die Begebenheiten, gleich den Bildern in einer Zauberlaterne, nur nach ihren äuſsern Umriſſen, vor dem Blicke des Leſers vorüber ſchweben, der auf dem Titel angegebene Zweck: „*Bildung des Geiſtes und Herzens*" erreicht werden könne. Die dem Buche beygefügten Kupfer, harmoniren mit dem Texte, d. i. ſie ſind meiſt bloſse Copieen, wovon es ſich nicht der Mühe lohnen würde, die Originale nachzuweiſen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Jena*, in der akadem. Buchh.: *Von der Macht des Gemüthes durch den bloſsen Vorſatz ſeiner krankhaften Gefühle Meiſter zu ſeyn*, von *I. Kant*. 1798. 54 S. 8. Der ehrwürdige Weltweiſe beſchenkt uns in dieſer kleinen Schrift mit ſeinen in Abſicht auf Diätetik angeſtellten Selbſtbeobachtungen. Er durfte es wagen, ſein diätetiſches Benehmen zum Beweiſe der Macht des Gemüthes, durch den bloſsen Vorſatz ſeiner krankhaften Gefühle Meiſter zu ſeyn, aufzuſtellen. Dieſe Macht zeigt er als die höchſte diätetiſche Aufgabe. *Grundſatz der Diätetik*. Auf Gemächlichkeit mufs die Diäte-

tik nicht berechnet werden; denn diese Schonung seiner Kräfte und Gefühle ist Verzärtlung, der Schwäche und Kraftlosigkeit folgt. Der Stoicism, als Princip der Diätetik (*sustine & abstine*) gehört also nicht blos zur praktischen Philosophie, als Tugendlehre, sondern auch zu ihr als Heilkunde. Er könne der Erfahrung an sich selbst gemäss der Vorschrift nicht beystimmen: man soll Kopf und Fuss warm halten. (Es lautet aber jetzt allgemein: Kopf kalt, Füsse warm.) Er finde es gerathener, beide kalt zu halten, gerade der Sorgfalt wegen, sich nicht zu verkälten. (Rec. dringt auch bey allen gesunden, festen Menschen, und bey allen, die sich noch gewöhnen können, darauf, sich nicht durch Furcht vor Verkältung, oder vielmehr durch die Maasregeln, zu denen sie führt, äusserst empfänglich für Verkältung zu machen. Aber es giebt leider der Menschen so viele, deren Füsse keiner Kälte, zumal keiner nassen Kälte ausgesetzt werden dürfen). Das wechselnde Erwachen und Einschlummern ist für das ganze Nervensystem lähmend, zermalmend, und in täuschender Ruhe Kraftverschöpfend. Das Bett ist das Nest einer Menge von Krankheiten. (Eine sehr grosse Wahrheit.) Im Alter sich zu pflegen oder pflegen zu lassen, blos um seine Kräfte durch die Vermeidung der Ungemächlichkeit, z. B. des Ausgehens im schlimmen Wetter oder überhaupt durch die Uebertragung der Arbeit, die man selbst verrichten könnte, an andre, *zu schonen*, so aber das Leben zu verlängern, diese Sorgfalt bewirkt gerade das Widerspiel, nämlich das frühe Altwerden, und Verkürzung des Lebens. *Von der Hypochondrie.* Sie ist das gerade Widerspiel von dem Vermögen des Gemüthes, seiner krankhaften Gefühle Meister zu seyn, nämlich Verzagtheit über Uebel, welche den Menschen zustossen *könnten*, zu brüten, ohne, wenn sie kämen, ihnen widerstehen zu können; eine Art Wahnsinn, welchem freylich wohl irgend ein Krankheitsstoff, Blähung oder Verstopfung, zum Grunde liegen mag, der aber nicht unmittelbar, wie er den Sinn afficirt, sondern als bevorstehendes Uebel (oft doch auch als vermeyntlich daseyendes) von der dichtenden Einbildungskraft vorgespiegelt wird; wo denn der Selbstquäler (*Heautontimorumenos*) statt sich selbst zu ermannen, vergeblich die Hülfe des Arztes aufruft. Beherrschung dieser beängstigenden Gefühle kann man von Hypochondristen nicht verlangen. Der Vf. habe eine flache und enge Brust, die der Bewegung des Herzens und der Lungen wenig Spielraum lasse, und so eine natürliche Anlage zur Hypochondrie, welche in frühern Jahren bis an den Ueberdruss des Lebens grenzte. Diese in seinem Bau gegründete Beklemmung blieb; aber ihres Einflusses auf seine Gedanken und Handlungen sey er Meister geworden. *Vom Schlafe.* Seit etwa einem Jahr fühlte der Vf. oft krampfigte Anwandlungen im Gehirn, und sehr empfindliche Reize, die ihn, so wie auch Fehler des schwächlichen Alters, am Schlaf hinderten. Mit Anstrengung heftete er aber seine Gedanken auf ein andres Object, um die Aufmerksamkeit von jener Empfindung abzulenken; dadurch diese dann, und zwar schleunig, stumpf wurde, und so die Schläfrigkeit sie überwog. Und dieses könne er jederzeit bey wiederkommenden Anfällen in den kleinen Unterbrechungen des Nachtschlafes mit gleich gutem Erfolg wiederholen. Des Morgens frühe zeigte sich dann immer glühende Röthe der Zehen des linken Fusses. Ich, setzt er hinzu, bin gewiss, dass viele *gichtische* Zufälle, wenn nur die Diät des Genusses nicht gar zu sehr dawider ist, ja *Krämpfe*, und selbst *epileptische* Zufälle, nur nicht bey Weibern und Kindern, als die dergleichen Kraft des Vorsatzes nicht haben, auch wohl das für unheilbar verschriene Podagra, bey jeder neuen Anwandlung desselben durch diese Festigkeit des Vorsatzes, seine Aufmerksamkeit von einem solchen Leiden abzulenken, abgehalten, und nach und nach gar gehoben werden könne. (Gewiss hielt der Vf. den Ausbruch der Gicht nicht zurück; aber dass die Zehen gichtisch afficirt wurden, erleichterte wahrscheinlich die Bemühung, sich Schlaf zu verschaffen. Einzelne Stellen an Gelenken mit glühender Röthe und Geschwulst sieht Rec. oft bey Gichtischen ohne allen Schmerz, ausser bey Berührung. Ob dem Vf. Thatsachen für die Folgerung bekannt sind, die er zuletzt zieht, und die, wenn sie sich bewährte, den psychischen Kuren neues Ansehen geben würde? Wir bezweifeln es. Auf allen Fall schliesst er, wie uns dünkt, mit Unrecht die Weiber aus, welche körperliche Schmerzen zu ertragen, und mit Stärke des Geistes ihnen entgegen zu arbeiten, mehr Kraft zeigen, als die Männer.) Von Natur und nicht erst als Folge der wenigern Uebung sey die linke Seite die schwächere. *Vom Essen und Trinken.* So sehr es auch gerathen sey, sich blos dem Appetit zu überlassen; so sey doch bey den mit dem Alter sich einfindenden Schwächen eine gewisse *Angewohnheit* einer geprüften und heilsam gefundenen Lebensart, nämlich wie man es einen Tag gehalten hat, es eben so alle Tage zu halten, ein diätetischer Grundsatz, welcher dem längern Leben am günstigsten ist; doch unter der Bedingung, dass diese Abfütterung für den sich weigernden Appetit die gehörige Ausnahme mache. Dieser nämlich weigert im Alter die Quantität des Flüssigen, Suppen oder viel zu trinken, vornämlich beym männlichen Geschlecht: verlangt dagegen derbere Kost und anreizenderes Getränk, z. B. Wein. Der Anwandlung des Appetits zum Wassertrinken, dem Durst, der grösstentheils nur Angewohnheit ist, nicht sofort nachzugeben, und ein hierüber genommener *fester Vorsatz* bringt diesen Reiz in das Maas des natürlichen Verhältnisses, des den festen Speisen beyzugebenden Flüssigen, dessen Genuss in Menge im Alter selbst durch den Naturinstinct geweigert wird. Man schläft auch nicht gut, *wenigstens* nicht tief bey dieser Wasserschwelgerey. *Von dem krankhaften Gefühl aus der Unzeit im Denken.* Beym Essen und Gehen muss man das absichtliche Denken hemmen, und dem freyen Spiel der Einbildungskraft den Lauf lassen. *Von der Hebung und Verhütung krankhafter Zufälle durch den Vorsatz im Athemziehen.* Vortreffliche und neue Bemerkungen über das Athemziehen durch die Nase beym Gehen und im Bette. *Von den Folgen dieser Angewohnheit des Athemziehens mit geschlossenen Lippen.* Katarrhe, eine Art Husten, und Durst wurden so gehoben. *Beschluss.* Nur bey Uebeln von der spastischen Art vermag das Gemüth etwas durch seinen Willen, aber nicht alle von dieser Art können durch den festen, blossen Vorsatz gehemmt oder gehoben werden. Einige derselben sind von der Art, dass die Versuche, sie der Kraft des Vorsatzes zu unterwerfen, das krampfhafte Leiden vielmehr noch verstärken, wie der Vf. an sich selbst erfahren hat. *Nachschrift.* Ueber die Nachtheile der jetzigen Art in Deutschland zu drucken, für die Augen.

Das Interesse der Beyspiele, die der Vf. aus seinem Leben aufstellt, ist gross; denn sie machen uns mit *seinem* Seyn bekannt. Sie lehren aber auch mehreres Neue und reizen zur Nachahmung. Dabey zeigt er uns eine noch nie befolgte, fruchtbare Weise, diätetische Lehren vorzutragen, die vor der gewöhnlichen das voraus hat, dass sie den Geist erhebt, stärkt und mehr Unabhängigkeit von den Schwächen des Körpers zusichert. Das liegt in der neuen Ansicht schon, in dem Entschluss, den sie herbeyführt, in dem Versuche, ihn auszuüben, gesetzt auch, er glücke in einzelnen Fällen nicht. Der bisherige Gang in der Diätetik schien, wenigstens Gesunde oft ganz unnütz, mit Aengstlichkeit und Kleinlichkeit zu erfüllen.

Es muss noch bemerkt werden, dass die kleine Schrift ein besonderer Abdruck aus *Hufeland's* Journal ist, der er auch einige Anmerkungen beygefügt hat. Sie ist an den würdigen Arzt auf Veranlassung und in Beziehung auf seine Kunst das menschliche Leben zu verlängern, gerichtet, und vom Vf. selbst auch im *Streit der Facultäten* aufbehalten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 11. Junius 1799.

GESCHICHTE.

LEIDEN, b. A. und J. Honkoop: *Joannis Luzac Oratio de Socrate Cive*, publice habita die 21 Februarii MDCCXCV., quum magistratu academico abiret. Probationes et adnotationes *de Socrate ac de Republica Attica*, praesertim disquisitio *de Epistatis ac Proedris Atheniensium* et *de Socrate Epistate*, ad calcem adiectae reperiuntur. 1796. VIII. und 136 S. gr. 4.

Diese Rede kann in mehr denn einer Hinsicht als Seitenstück zu der unlängst (Nr. 126 127.) von uns angezeigten *Sarischen* betrachtet werden. Als Product der Gelehrsamkeit, ist auch sie ein schätzbares Denkmal eines eben so gründlichen als geistvollen Studiums der Alten, und wird durch den hier niedergelegten Ertrag einer grosen und fruchtbaren Belesenheit den Philologen und Geschichtsforscher, vielleicht noch mehr als jene, interessiren. Als Werk der Beredsamkeit, hat auch sie ihren Stoff eigentlich aus der alten Geschichte entlehnt, doch so, dafs die Wahl desselben ebenfalls von den Zeitumständen herbeygeführt, und noch mehr, als bey jener, auf des Redners individuelle Lage berechnet war. Wenn dort die Vorzüge der republicanischen Regierungsform mit leidenschaftlicher Wärme erhoben wurden; so wird hier mit weit gröfserer Vorsichtigkeit und in einer ruhigeren Sprache mehr angedeutet, als gezeigt, wie der gemäfsigte Aristokrat mit einer wohl eingerichteten Demokratie ganz einverstanden sey, wie er sich das Gute dieser Verfassung zueignen könne, wie überhaupt ein gut gesinnter Bürger bey gewaltsamen Staatsreformen sich zu verhalten habe. Sokrates dient unserm Redner blos zum Vehikel, seine eigenen Grundsätze anschaulich und eindringend zu machen, und offenbar besteht die gröfste Kunst desselben darin, dafs er in der Schilderung des attischen Weisen sich selbst und seine Denk- und Handlungsart mit der überdachtesten Feinheit zu vertheidigen gewufst hat. Da mithin alles darauf ankommt, *diese* Tendenz der Rede in allen ihren Theilen zu fassen; so werden wir, indem wir zuförderst den Inhalt und Gang derselben kürzlich angeben, vorzüglich solche Stellen auszeichnen, welche uns zu diesem Verständnifs, und dadurch zugleich zu der Ueberzeugung verhelfen, dafs der von uns aufgestellte hermeneutische Gesichtspunct der wahre sey.

Was der Vf. in der Zueignungsschrift an den berühmten *Jo. Adams* von sich sagt, und was die Tagesgeschichte vollkommen bestätigt hat: *se in ea tandem delapsum esse tempora, quibus a coetu et frequentia hominum in solitudinem, tanquam in portum, se recipere voluptas sit;* dessen wird ein aufmerksamer Leser auch bey solchen Stellen der Rede eingedenk bleiben, in welchen der Hauptzweck derselben entweder nur leise angedeutet, oder geflissentlich verhüllt worden ist. Leicht wird er dann wahrnehmen, dafs der Eingang, je weniger er die eigentliche Tendenz des Redners ausspricht oder ankündiget, und je absichtsloser er blos die Ausführung des historischen Thema vorzubereiten scheint, desto feiner und zweckmäfsiger angelegt sey.

Nachdem nämlich der Vf. die Bemerkung ausgeführt hat, dafs die Alten nach verschiedenen Zwecken gelesen werden, zeigt er, dafs derjenige, der sie zur Erlernung wahrer Lebensweisheit und zur Bereicherung seiner Erfahrungen studire, dadurch nicht blos sein Ahndungsvermögen, auch bey politischen Ereignissen, wecken oder schärfen, sondern sich zugleich in öffentlichen Drangsalen die wirksamste Beruhigung gewähren könne. Aber gerade in solchen Zeitläuften sey es nöthig, sich aus der Geschichte einen Mann zum Vorbilde zu wählen, *qui neque temporarius, neque fortunae amicus, sed sui semper judicii, rectum secundumque, quantum fieri possit, furentibus civilibus procellis, in mari scopuloso cursum constanter tenuerit, atque ita se gesserit, ut rigidus verae sapientiae satelles optimas partes nunquam deseruisse, neque tamen ullis unquam civium studiis totum sese addixisse et velut mancipio tradidisse videatur.* Der Vf. erkennt in der alten Geschichte vorzüglich zwey solche Männer, welche bey öffentlichen Unruhen und allgemeiner Sittenverderbnifs, entfernt von aller Parteylichkeit, sich selbst genug lebten, das Unglück weise und gelassen ertrugen, und dadurch den Beyfall des bessern Theiles ihrer Zeitgenossen erlangten. *Titus Pomponius Atticus* und *Sokrates* sind diese Männer; und der letzte in einem noch ausgezeichneteren Sinne, weil er sich seinem zerrütteten und unglücklichen Vaterlande nicht entzog, sondern durch seine Lehre sowohl als durch sein Beyspiel die Eintracht empfahl, und die wahre *Bürgertugend* predigte. Als *Bürger* kann man den Sokrates zuerst in seinen häuslichen Verhältnissen betrachten. Indem hier der Vf. diese Verbindungen des Weisen mit Frau, Kindern, Verwandten und Freunden historisch durchgehet, legt er zugleich die Grundsätze desselben über alle diese Verhältnisse dar, und widerspricht beylaufig der Meynung, dafs Sokrates zu *gleicher* Zeit zwey Weiber gehabt habe. —

In einem noch glänzenderen Lichte erscheint die Bürgertugend des S. in Bezug auf den Staat. Mit seinen Mitbürgern die Gefahren der Republik zu theilen, entsagte er grofsmüthig seiner Mufse: unerschrocken leistete er die übernommenen Kriegsdienste; in Friedenszeiten bewies er der Obrigkeit Treue und den Gesetzen Gehorsam; genügsam bey einem sehr kleinen Vermögen, fern von bürgerlicher Zwietracht, weder ein Schmeichler der Grofsen, noch um die unsichere Volksgunst buhlend. (Die in Hn. *Plessing's Osiris und Sokrates* aufgestellte, und auf sehr willkürlichen Combinationen ruhende Hypothese, dafs Sokrates den Plan entworfen, eine *Veränderung in der Regierungsform* zu bewirken, scheint der Vf. nicht gekannt zu haben: wenigstens wird nirgends, auch nicht einmal in den Noten, darauf Rücksicht genommen.) Ehrenstellen suchte und bekleidete Sokrates nicht, aufser dafs er einmal ein Jahr lang im Rathe der Fünfhundert einen Platz mit voller Würde behauptete. Natürlich entsteht hier die Frage, warum ein Mann sich den öffentlichen Aemtern entzog, der die Fähigkeit, sie zu führen, in einem so hohen Grade besafs. Der Vf. läfst daher den Platonischen Sokrates die Ursachen selbst angeben, und fafst zuletzt alle die Gründe in folgendes, hier sehr bedeutsame Resultat zusammen: *Qui in ea, quae tum erat Athenis, rei civilis forma, populi mores, pravos multo magis quam bonos, ferre non posset, illi procul ab ista claritate et amplitudine erat vivendum.* Diese Bemerkung veranlafst den Vf., einen Rückblick auf die damalige Staatsverfassung in Athen zu thun. Sehr treffend erinnert er, dafs die Gewalt, welche der weise Solon dem Volke verliehen hatte, und die oft als unumschränkt dargestellt worden ist, nicht gröfser war, als nöthig schien, um das Volk weder zu Sklaven zu erniedrigen, noch zu Feinden der Verfassung aufzuwiegeln. Vorzüglich aber traf Solon drey Einrichtungen, wodurch er den Einfluss des Volks, das in Besitz der Gewalt war, unschädlich, und die Oligarchie, bey Besetzung der wichtigsten Aemter durch die Reichen, nicht gefährlich machte. Dies waren 1) Bestätigung der grofsen und heilsamen Autorität des Areopagus, in welchen nur erfahrene und in dem Rathe der Fünfhundert sowohl, als vor dem Volksgerichte der Heliasten geprüfte Männer, die bereits Archonten gewesen, aufgenommen werden konnten; 2) Ausschliefsung der vierten Bürgerclasse (der *capite censi*) von den ersten Staatsämtern, mithin auch von der Archontenwürde; 3) Gesetz, dafs die höheren Magistrate nicht durchs Loos, sondern durch die Stimme des versammelten Volkes gewählt werden sollten. — Seitdem aber, nach dem über die Perser erfochtenen Siege, der Muth der Athener in Frechheit ausartete; seitdem von Aristides zuerst, und dann noch mehr von Perikles, alle Einschränkung des Volks aufgehoben, die Demagogen befördert, und durch Ephialtes die Macht des Areopagus geschwächt worden war; nahm die Zügellosigkeit des Pöbels zu, und jetzt wurde vorzüglich der Grund zum Verderben *des* Staats gelegt. In diese Zeiten mufs man sich versetzen, und die traurigen Folgen aller jener Ereignisse erwägen, wenn man das Benehmen des Sokrates, als Staatsbürgers, gehörig würdigen will. So sehr er auch, bey diesen so vielfachen und gewaltsamen Staatsveränderungen, Feind der Sklaverey und der Freyheit hold war; so sah er doch wohl ein, dafs bey der demokratischen Regierungsform oftmals untauglichen Menschen das Ruder des Staats anvertraut werde, und er sagte daher bey dem unüberlegten Antheil, den man an den Händeln Siciliens nahm, mit Klugheit und Muth die unglücklichen Folgen vorher. Jedoch blieb er auch hier der goldenen Maxime getreu: *qui cum populo insanire recusat, vir prudens et gravis, propterea neque ipse furat vicissim, nec populum odorit.* Mit warmer Theilnahme und Zärtlichkeit umfafste er alle seine Mitbürger; mit der gewissenhaftesten Sorgfalt eines Lehrers suchte er die Gemüther der Jugend zu bilden; und mit einem durchaus exemplarischen Leben, bewährte er die Wahrheit und den Nutzen seiner Lehren. So blieb er sich bey der ersten Revolution durch Pisander und Theramenes, welche auf Oligarchie abzweckte, so bey der zweyten durch Thrasybulus, wo die alte Verfassung wieder hergestellt werden sollte, so bey der Einführung der dreyfsig Herrscher gleich: mit Gleichmuth sah er seiner Verurtheilung entgegen, und bestand den Tod mit den Gesinnungen eines Weisen, mit der Entschlossenheit eines Helden.

Nachdem der Vf. dies alles weitläuftig und in vielen Stellen, wo er seine eigenen Gesinnungen und Gefühle aussprach, mit redneriſchem Pathos durchgeführt hat: nimmt er am Schlusse der Rede, wohlwissend warum, die unerwartete Wendung, dafs er das Vorgetragene nicht auf sich und seine individuellen Verhältnisse, sondern auf den damals verstorbenen, unvergefslichen *Nieuland* anwendet, *in quo juvene* (wie es S. 43. heifst) *etiamnum eadem, quae in Socrate viro, patriae erat caritas, idem moderatae libertatis amor, idem in malos cives odium a pravo tamen partium studio alienum, idem non fucatae sapientiae cultus — incorruptus veri et pulcri sensus, denique (qua parte Socrati simillimus erat) in conciliandis sibi juvenum vere nobilium animis mira dexteritas, in excitandis ad omnem laudem et praestantiam incredibilis quaedam vis et felicitas.*

So ernstlich übrigens der ganze *Inhalt* dieser Rede gemeynt ist, und so prägnant auch der Sinn seyn mag, den der schliefsliche Wunsch an die Curatoren der Leidner Universität: *vos, si fieri possit, Nieulandio supparem reperiatis*, in sich begreift; so tragen wir doch kein Bedenken, diese Rede, was ihre *Form* anlangt, mit dem Namen einer rhetorischen *Επιδειξις* zu bezeichnen. In dieser Charakterisirung liegt zugleich der Aufschlufs, den wir über den Ursprung und Inhalt der von S. 47. angehängten gelehrten Erläuterungen und zum Theil sehr ausführlichen Excursionen unsern Lesern noch zu geben haben. Der Vf. hatte sich nämlich in der Rede selbst,

selbst, theils bey der Erzählung der Begebenheiten, theils bey der pragmatischen Darlegung einzelner Motive, gewöhnlich der Worte der alten Autoren bedient, und oft mehrere Stellen, mittelst geschickter Einschaltungen und Uebergänge, an einander gereihet. Hier werden nun alle diese Stellen genauer angeführt, gröstentheils *in extenso* geliefert, die griechischen gemeiniglich mit einer neuen lateinischen Version (die Vielen entbehrlich scheinen wird) begleitet, und andere gleichlautende und bestätigende Zeugnisse beygebracht. Es konnte nicht fehlen, dass sich dem gelehrten Vf. hier mancher Stoff zu interessanten philologischen Erörterungen und sinnreichen Emendationen darbot. So wird z. B. eine verdorbene Stelle in den *Epistol. Socraticis*, Ep. I. p. 8., wo Sokrates mit seiner gewöhnlichen Ironie dem Archelaus antwortet: ἐγὼ δὲ μεμαθηκέναι τε ἄρχειν. οὔ φημι, μὴ εἰδώς τε. οὐκ ἂν δεξίμην μᾶλλον βατιλεύειν, ἢ κυβεύειν, μὴ ἐπισάμενος, hier (S. 53.) nach einer Helmstädter Handschrift folgendermasen verbessert: ἢ κυβερνᾶν, μὴ ἐ. Man kennt die so häufig vorkommende Sokratische Parallele des Staats- und Schiffs-Ruders schon aus Xenophons Denkwürdigkeiten. Nicht weniger überzeugend ist die (S. 112.) mitgetheilte Correction von *Hemsterhuys* in *Aeschines Axiochus*, Cap. 12. οὐ γὰρ ἐφαίνετό μοι σεμνὸν δήμῳ μαινομένῳ συνεξαίρειν (cum populo furente sinul furere), wo die Vulgata συνεξέρχειν keinen Sinn giebt. — Wichtiger aber als diese Kritiken und weiter ausgreifend sind die historischen und antiquarischen Bemerkungen, womit der Vf. diesen Theil seiner Schrift ausgestattet hat, und die, zur Empfehlung für den Kenner, nur einer kurzen Andeutung, durchaus keines Auszuges, bedürfen. Bald werden hier durch gelegentlich eingestreute Winke neue und fruchtbare Ansichten historischer Gegenstände eröffnet, bald aber auch in weitläuftigen, mit ausgebreiteter Belesenheit und seltener Gründlichkeit ausgeführten Digressionen wichtige Puncte der athenienfischen Geschichte und Staatsverwaltung aufgeklärt. Zu jenen kürzern Bemerkungen rechnen wir, was S. 57. über die Ursachen der grosen Staatsveränderung, welche Athen durch und unter Perikles erfuhr, und die damit verknüpfte Veränderung des atheniischen Wohlstandes, S. 63. über den oft unrichtig dargestellten Charakter des Perikles und Ephialtes, S. 82. über die innern und äusseren Unruhen und Kriege, welchen die Athenienser desto häufiger ausgesetzt waren, je mehr sich ihre Republik zur vollkommensten Demokratie hinneigte, und daher gegen die gewöhnliche Behauptung, dass nur unter Volksregierungen wahres Glück der Staaten gedeihen und erhalten werden könne, — S. 126. über die Ankläger des Sokrates, (wobey dem Vf. die lehrreiche Abhandlung *über den Proceſs des Sokrates* in d. Gött. *Bibl. d. a. Literat. und Kunst* I. u. II Stück. ganz unbekannt geblieben zu seyn scheint) — und über einige andere Gegenstände mit vieler Präcision erinnert worden ist. Zu den weitläuftigeren Betrachtungen gehört fürs erste die treffliche und folgenreiche Entwickelung der Begriffe, welche die Alten mit den Worten ἀριστοκρατία, δημοκρατία (vom attischen Staat auch πολιτεία, im ausgezeichneteren Sinne dieses Wortes S. 79. vergl. *Wolf. ad Demoſthen. Leptin.* p. 233.) und ὀχλοκρατία verbanden, S. 63—74. Um auf den Gang dieser Forschungen selbst aufmerksam zu machen, wird es genug seyn, hier das Resultat derselben (S. 66 und 74.) auszuzeichnen: *Omnes omnino ſcriptores graeci, Attici praeſertim, qui ante aetatem Alexandri M. floruerunt, ἀριστοκρατίαν i. e. temperatam ex Populi auctoritate, Optimorumque civium conſiliis, Reip. formam, nunquam niſi ad laudem appellarunt, neque oppoſuerunt τῇ δημοκρατίᾳ, ſed huic τὴν ὀλιγαρχίαν, i. e. illam Remp., in qua pauci quidam, ſeu natalium jure, ſeu cenſus, aliove, factionis etiam, privilegio, ad ſummam rerum adminiſtrandam adſpirare queant; caeteri omnes excludantur. Ariſtoteles autem atque Polybius, quamquam primi de illa egerunt ut una de tribus formis praecipuis, eam tamen ſpeciem dixerunt Reip., in qua Virtutis prae aliis habeatur ratio.* (In einer holländischen Uebersetzung dieser Rede, die uns noch nicht zu Gesicht gekommen, hat dieser wichtige Excurs von dem Vf. selbst, wie uns ein Freund desselben versichert, neue Zusätze und Erweiterungen erhalten.) Noch umständlicher und vollständiger ist die S. 89—123. eingeschaltete Abhandlung über die *Epistaten* und *Proedri* in Athen, zugleich in Bezug auf Sokrates, der die Epistatenwürde wirklich bekleidet hat. Es war dies ein vorzüglich dankbarer Gegenstand für die historische Kritik, und kaum konnte zur Ankündigung der vorher S. 58. versprochenen *Lectiones Atticae*, worinn der Vf. die athenienfische Republik, sowohl ihrer Form und deren Veränderungen als ihrer gerichtlichen Verfassung nach, kritisch zu behandeln gedenkt, ein besseres Probestück gewählt werden. Die Hauptabsicht des Vfs. geht dahin, die auch in unsern Tagen noch fortgepflanzte Meynung zu bestreiten, dass das Recht, das Volk zur Stimmengebung zusammen zu berufen, immer nur *denjenigen* Epistaten und acht Proedren, welche aus den neun Stämmen gewählt wurden, und so lange sie es waren, keine Prytanie übernehmen durften, eigenthümlich gewesen sey, keinesweges aber *denen* Epistaten und *denen* Proedren, die aus den Prytanen gewählt, von sieben zu sieben Tagen dem Rathe der Fünfhundert vorstanden, und in den Volksversammlungen den Vorsitz führten. Was in *Corsini fast. Attic.* To. I. p. 260. u. in *Biagi* Werk *de decretis Athenienſium* Capp. II. XIII. (den beiden Hauptschriften über diese Materie) zur Berichtigung der gewöhnlichen Irrthümer bemerkt worden, hat der Vf. theils bestätiget, theils von neuem berichtiget. Ueberdies wird hier über das Collegium der Heliasten, über die εἰσαγωγεῖς in den attischen Gerichten, über die ἀτιμώσεις, sowohl auf dem attischen Forum, als bey Volksversammlungen, über die γραφὴ παρανόμων, πρόεδροι ἐγκάθετοι und verwandte Gegenstände, die den Alterthumsforscher in-

tereſſiren, ein neues und ſehr wohlthätiges Licht verbreitet.

Hermannstadt u. Klausenburg, b. Hochmeiſter: *Diaetae ſive rectius Comitia Tranſſilvanica, eorumque Decreta, quae vulgo appellantur Articuli Diaetales* Auctore *Joſ. Benkö*, Soc. Scient. Haarlem. Sodali. 1791. 120 S. 4.

Der Vf., ein reformirter Prediger zu Közép-Ajta, iſt als Geograph und Statiſtiker durch ſeine *Tranſſilvania* in 2 Bänden und Milcovia in 2 B. (V. 1781.) als Publiciſt durch dieſe *Comitia*, und durch eine *Imago Nationis Siculicae* (1791. 88 S. 8.) endlich als Oekonom durch *Közép-Ajtaj Dohány* (eine Abhandlung über den Rauchtabak, Hermanſtadt 1792. 36 S. 4.) und durch einen Aufſatz über den Rhus Cotinus als eine zum Gärben taugliche Staude, rühmlich bekannt. Wegen dieſer literariſchen und ökonomiſchen Schriften, beſonders wegen der letzten hat auch der jetzt regierende Kaiſer ihm das höchſte Wohlgefallen durch Ueberſendung einer goldenen Denkmünze zu erkennen gegeben. Dieſe Schrift iſt erſt im Michaelis Meſscatalog 1793 erſchienen, und daher jetzt erſt in Deutſchland bekannt worden. Der Vf. handelt in VII. Abſchnitten von der 1) Beſtimmung, was ein Landtag ſey. 2) Vom Orte. 3) Von der Zeit und Dauer deſſelben. 4) Von der Berufung zum Landtag. 5) Von den Mitgliedern deſſelben. 6) Vom Geſchäftslauf während deſſelben. 7) Von den Diätal-Schlüſſen oder Artikeln. — Nach der Aufſchrift: *Liber prior de Comitiis Tranſſilvanorum* ſollte man einen zweyten Theil erwarten; allein unſers Wiſſens hat dieſen der Vf. eben ſo wenig, als ſeine verſprochene Schrift über den Türkiſchen Weizen, bisher ans Licht befördert. Bey einem Thema, wie vorliegendes iſt, wo es nämlich ſo ſchwer hält, über Landtagsangelegenheiten ſo zu ſchreiben, daſs alle Parteyen damit zufrieden ſeyn mögen, wo über die hiſtoriſche Entwickelung mancher publiciſtiſchen Gegenſtände noch ſo wenig vorgearbeitet iſt, und wo endlich der Vf. wegen des eben 1791 abgehaltenen Siebenbürgiſchen Landtags Eile hatte, läſst ſich nicht überall ein erſchöpfender Vortrag alles Wiſſenswürdigen erwarten; aber der künftige Bearbeiter des Siebenbürgiſchen Staatsrechts wird dem Vf. vielen Dank wiſſen. Die Eigenheiten der Siebenbürgiſchen Verfaſſung ſind beſonders dieſe: 1) daſs das Gubernium einen weſentlichen Theil des Landtags ausmacht; 2) daſs der König mächtigere Edelleute durch Regales herbeyrufen läſst; 3) daſs die 3 Nationen (der Ungriſche Adel, die Szekler, und Sachſen) durch alte Unionsverträge gebunden ſind; 4) daſs anſtatt des Groſsfürſten meiſtens ein General als K. Commiſſär erſcheint u. ſ. w.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in der Dykiſchen Buchhandl.: *Briefe über die maleriſche Perſpective* von *Horſtig*. 1797. Erſter und zweyter Theil zuſammen. 260 S. in gr. 8. mit 32 Kupfertafeln.

Dem Künſtler und ſelbſt dem Kunſtliebhaber, der im Zeichnen nach einem gewiſſen Grad von Geſchicklichkeit ſtrebt, um ſeine Einſichten im praktiſchen Theile der Kunſt über das Mittelmäſsige zu erheben, iſt die Perſpective eine unentbehrliche Wiſſenſchaft. Hr. *H.* ſcheint eben dieſes damit bedeuten zu wollen, daſs er ſeinen Unterricht in Briefe an ein Frauenzimmer einkleidet, bey welchem er Neigung zur Landſchaftsmalerey vorausſetzt. Der erſte und bey weitem gröſsere Theil des Werks, der ſich durch 114 Briefe bis S. 224. erſtreckt, giebt Anweiſung, Körper von allerley Geſtalten, in beliebiger Entfernung, Verkürzung u. ſ. w. richtig zu zeichnen. Die 17. Briefe des zweyten Theils handeln von theoretiſchen Maximen der Luftperſpective oder Haltung der Anordnung und der maleriſchen Wirkung.

Wir geben zwar gern zu, daſs eine gar zu gewiſſenhaft ängſtliche Beobachtung der perſpectiviſchen Regeln in der Malerey mehr Schaden als Nutzen ſtifte, wie man an einigen alten Bildern wahrnimmt. Wenn aber Hr. *H.* ſeine Freundin alle und jede perſpectiviſchen Aufgaben ohne Hülfe des Lineals und Cirkels will löſen laſſen; ſo fragt ſich's, ob ſie ihre Sachen jemals auch nur erträglich machen werde. Es iſt wahr, die Trockenheit der Regeln iſt für Liebhaber abſchreckend; aber warum ſoll ſich denn die Schülerin unſers Vfs. mit noch trocknern Uebungen des Augenmaſses quälen? Nach S. 149. und 150. ſoll ſie ohne Hülfe des Cirkels, Linien in 3. 5. 7. und 11 Theile theilen, noch S. 160. Cirkellinien aus freyer Hand zeichnen, und, es fällt hart zu ſagen, S. 168. gar ihre ſchönen Augen an den Sternen abnutzen, den groſsen Bär zu Papiere bringen u. dergl. mehr. Im 96ſten Brief S. 187 und 188. wie auch im 105ten Brief S. 205 und 206. kommen falſslich vorgetragene Grundregeln der Perſpective vor. Wenn in dieſer Art alles behandelt worden wäre; ſo würde das Buch zwar kürzer, aber gewiſs deſto brauchbarer geworden ſeyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 12. Junius 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, in der von Kleefeldfch. Buchh.: *Des Duc du Chatelet Beſchreibung ſeiner Reiſe in Portugal*, mit berichtigenden und erklärenden Randgloſſen von *Bourgoing*. Aus dem Franzöſiſchen. 1799. 399 S. 8.

Die Reiſe ward bald nach dem Tode Königs Joſeph I 1777 unternommen, und der Vf. hatte das Glück mit dem Marquis von Pombal nach ſeiner Entlaſſung Bekanntſchaft zu machen. Da er nicht, wie die meiſten Reiſenden, bloſs in der Hauptſtadt verweilte, ſhatte er Gelegenheit, das hier beſchriebene Königreich von mehrern Seiten zu betrachten, und über deſſen damaligen Zuſtand einzelne Belehrung zu ſammeln. Auch hat der bereits verſtorbene D. du Chatelet, wie die Aufſchriften der einzelnen Abſchnitte beweiſen, eben keinen Hauptgegenſtand der portugieſiſchen Staatskunde, auſser Gerichtsverfaſſung und Landesregierung übergangen. Nur die Behandlung ſo vieler einzelnen, oft ſchwer zu erforſchenden Particularien, kann unmöglich den Freund der Staatskunde befriedigen. Das in dieſer Wiſſenſchaft ſo unentbehrliche Detail hat der Vf. ganz vernachläſsigt, und wenn er zuweilen etwas tiefer einzudringen ſcheint; ſo wiederholt er gewöhnlich längſt veraltete Angaben. Seine Bemerkungen ſind meiſtens oberflächlich, mit unbedeutenden Erzählungen und Kaffeehausnachrichten überladen, und ſcheinen mehr zur Unterhaltung als zum Unterricht aufgeſetzt zu ſeyn. Wagt er zufällig Streifereyen in die Landesgeſchichte; ſo wird immer ein Leſer erfodert, der durch beſſere Kenntniſs derſelben die vielen Unrichtigkeiten zu verbeſſern weiſs, oder Anekdoten von der Art, als: die erſten Könige von Portugal wären von Thubals Geſchlecht, die verwittwete Königin von Portugal habe Pombals Bruder in ihrem Zimmer erſchoſſen, oder die jetzige Donna Maria habe während ſeiner Anweſenheit auf Befehl des Beichtvaters acht Tage faſten und den Roſenkranz beten müſſen, nicht unwahrſcheinlich findet. Auf Vollſtändigkeit, Auswahl des Wichtigen vor unbedeutenden Kleinigkeiten, oder Aufklärung dunkler Theile der portugieſiſchen Staatskunde, darf der Vf. keinen Anſpruch machen. Für gewiſſe Claſſen von Leſern erzählt er freylich anziehend genug, und gewährt ihnen durch ſeinen leichten Vortrag, auch bey den bekannteſten Dingen, hinreichende Unterhaltung. Dagegen zeigt er ſich gemeinhin zu ſehr eingenommen gegen alles, was portugieſiſch iſt, und ſeine Darſtellungen der Landesſitten und Einrichtungen ſind in den bitterſten Tadel eingekleidet. Der Herausgeber, Hr. B., durch ſeine treffliche Reiſebeſchreibung von Spanien allgemein bekannt, hat zwar die Urſchrift in den Anmerkungen und Zuſätzen mannichfaltig berichtigt; aber ganz konnte er doch nicht alle Flecken der Unkunde, Nachläſsigkeit und Uebereilung tilgen.

Der Ueberſetzer hat ſein Original hin und wieder abgekürzt, und einige Abſchnitte über die portugieſiſche Geographie, Conſtitution und die Tractaten mit andern Mächten weggelaſſen. Dagegen ſind von ihm einige unbedeutende Anmerkungen angehängt, die er bey den vielen Unrichtigkeiten, welche uns ſelbſt nach Bourgoing's Reviſion auf allen Seiten aufgeſtoſsen ſind, leicht hätte vermehren können. Doch von einer Seite hat die Ueberſetzung durch die Sparſamkeit der beygefügten Noten gewonnen, weil ſie vielleicht von der Gattung geweſen wären wie S. 198. Hier giebt der Ueberſetzer die ungereimteſte Erklärung der Wallfiſchbarden. Er hält dieſe in Abſicht der Härte für ein Mittelding zwiſchen Fiſchbein und Elfenbein.

Die funfzehn Abſchnitte, worin des Vfs. Bemerkungen über Portugal zuſammengeſtellt ſind, hier durchzugehen, oder davon etwa den Hauptinhalt anzugeben, halten wir für verlorne Mühe. Ein jeder, dem der Staat von Portugal nicht ganz fremde iſt, und ſollte er ihn auch nur aus unſern ſtatiſtiſchen Handbüchern kennen, wird leicht die Gegenſtände errathen, welche der Vf. hier ausführlich behandelt hat. Wir wollen dagegen mit einigen Beyſpielen zeigen, daſs dieſe Reiſe bey den vielen Unrichtigkeiten, oben abgeſchöpften Bemerkungen und veralteten Notizen, doch zuweilen einzelne Thatſachen enthält, die der Vf. wohl nicht von ſeinen gewöhnlichen Führern und Rathgebern erfuhr. Manches möchte er auch wohl verbeſſert haben, wenn er ſelber die Ausgabe ſeiner Handſchrift hätte beſorgen können, die nach ſeinem Tode von andern ohne alle kritiſche Feile zum Druck befördert ward. Bey der Krönung der jetzt regierenden Königin hatten es viele Groſse auf die Hinrichtung des entlaſſenen Miniſter Pombal angelegt, daher ſollte während der Huldigungsfeyerlichkeiten ein gereizter und beſtochener Pöbel laut des Miniſters Kopf verlangen; aber noch zur rechten Zeit wurden dieſe unberufenen Schreyer durch Patrouillen auseinandergetrieben. Von der portugieſiſchen Geiſtlichkeit und dem Patriarchat wiederholt der Vf. nur das allgemein Bekannte. Aber eben zur Erhaltung des Patriarchats und

und der zu seiner Kirche gehörenden geistlichen Dignitarien, wird der vierte Theil der geistlichen Einkünfte vom König verwandt, von dem es hier heifst: davon wurde den Geistlichen nichts zu Theil. Dafs der heilige Antonius noch die Würde eines portugiesischen Generalissimus bekleide, und jährlich seinen Gehalt aus den Händen des Königs empfange, scheint uns unwahrscheinlich. Er erhielt diese Würde auch nicht erst 1703, sondern bekleidete sie schon im vorigen Jahrhundert. Das ihm jährlich ausgesetzte Gehalt soll nur 300000 Reis betragen. Die Portugiesen werden als eine sehr häfsliche Nation geschildert. Sie sind klein, schwarzbraun und übel gestaltet. Das weibliche Geschlecht sitzt immer mit untergeschlagenen Beinen auf der Erde, und der Vf. sah beym französischen Gesandten eine vornehme Dame sich auf diese Art auf dem Sofa setzen. Die Schauspiele werden hier als unter aller Kritik vorgestellt. Es fehlt sowohl an guten Stücken, als an guten Schauspielern, und ein Hanswurst, unter dem Namen *Gracioso*, unterhält die Zuschauer mit seinen Späfsen. Dem Marquis von Pombal läfst der Vf. das gebührende Lob wiederfahrfahren; aber seine kurze Lebensgeschichte wimmelt von Unrichtigkeiten, die wir hier nicht verbessern mögen. Der Herausgeber hat sie ebenfalls übersehen, jedoch einige interessante Bemerkungen über Pombals Charakter, Arbeitsamkeit und Dienstentlassung hinzugefügt. Der Verlust des Hofes und der Einwohwohner von Lissabon, durch das Erdbeben von 1755 stieg auf 2284 Millionen Livres. Wir erinnern uns in dem *Tableau de Lisbonne*, für dessen Vf. hier Dumouriez ausgegeben wird, eine detailliertere Aufzählung dieses Schadens gelesen zu haben, worin der Verlust an Gebäuden, Baarschaften, Juwelen, Waaren etc. genau berechnet ist. Auch über die noch lange nicht gehörig entwickelte Verschwörung der Häuser *Aveiro* und *Tavora* gegen Joseph I, ist hier allerley aus gesellschaftlichen Gesprächen zusammengeschrieben, wodurch aber dieser Frevel wenig aufgeklärt wird. Doch über die Entdeckung dieser Verschwörung, die so vielen Grofsen Leben, Vermögen und Freyheit kostete, haben wir etwas gefunden, das wir uns nicht erinnern, bey andern gelesen zu haben. Ein fremder Bedienter war im Garten des Hauses Tavora versteckt, um sich mit seiner Geliebten, einer Magd in Diensten dieses Hauses, zu unterhalten. Die vorigen Verschwornen berathschlagten sich gerade damals in diesem Garten, um den früher verfehlten Streich noch einmal zu wagen. Die neue Verschwörung ward dem Minister hinterbracht, und nun erfolgte die Verhaftnehmung und Bestrafung der Theilnehmer. Der Abschnitt von den portugiesischen Nebenländern ist gewifs aus irgend einer alten Beschreibung von Portugal abgeschrieben. Plätze, die das Reich längstens wie Chaul in Concan, oder Mazagan in Marocco längstens verloren hat, werden noch zu dessen Eigenthum gerechnet, und was von den übrigen gesagt wird, ist voller Verwirrungen und ohne Bestimmtheit hingeworfen. Die geographische Beschreibung von Brasilien soll zwar aus einem einheimischen Landesbeschreiber entlehnt seyn; aber Rocha Pitta, dem er hier folgt, liefs seine Annalen schon 1730 drucken, und seitdem hat sich in diesem Lande sehr vieles verändert. Daher wird Brasilien nicht mehr in vierzehn, sondern in zwölf Capitanias eingetheilt, und von den hier genannten sind *Siara*, *Paraiba*, *Samaraca*, *Seregippe*, und *dos Ilheos* nie besondere Gouvernements wie die übrigen gewesen. Dafs statt dieser Districte, die wegen ihrer Reichthümer bekannten Gouvernements *Mato grosso* und *Minas geraes* nicht einmal genannt worden, ist uns um desto unerklärlicher, da der Vf. den hier oft angeführten Kainal gelesen hatte. Unter der Aufschrift: *Bevölkerung*, sind die alten unsichern Angaben der geringen portugiesischen Volksmenge, oder Dumouriez Listen wiederholt. In allen Nebenländern sollen nur 791,000 Einwohner leben, obgleich allein in Brasilien eine gröfsere Anzahl vorhanden ist. Woher der Vf. weifs, dafs in den afrikanischen Nebenländern die Volksmenge gerade 80,000 Seelen betrage, können wir uns nicht erklären, weil darüber nicht einmal muthmafsliche Schätzungen existiren. Diese Zahl ist indessen zu grofs, wenn er damit blofs die eigentlichen Portugiesen meynt, und zu klein, wenn er die bekehrten und unbekehrten Neger mitrechnet. Das portugiesische Militär wird hier eben so wie von frühern Reisenden geschildert. Hr. Bourgoing hat jedoch die neuen Veränderungen seit des Vfs. Anwesenheit bemerkt. Dafs *Portugal* nicht einmal eine Artillerieschule habe, widerlegt die in Lissabon vorhandene *Nova Aula de Fortificaõ e de Artilheria*. Dafs Subalternofficiere bey ihren Obern in Diensten stehen, war noch 1777 gebräuchlich. In dem Gasthofe des Vfs. in Lissabon, befand sich ein portugiesischer Major, dessen Lieutenant ihm als Bedienter aufwartete. Damals bettelten die Schildwachen häufig um ein Allmosen, indefs befindet sich in ihrer Nähe gewöhnlich ein Marienbild, dies giebt ihnen Vorwand, die Vorübergehenden um eine Gabe für die Seelen im Fegefeuer anzusprechen, die freylich am Ende in ihre Tasche fällt. Der Abschnitt von den Auflagen und Finanzen kann ohne Bedenken überschlagen werden. Der Vf., der sich unter allen Ständen so vieler Bekanntschaften rühmt, hat nicht einmal irgend eine Schätzung der Reichseinkünfte erfahren können. Der Abschnitt von den Künsten und Wissenschaften wird nur durch die Zusätze des französischen Herausgebers unterrichtend. Er zeigt darin, wie glücklich die 1780 gestiftete Akademie der Wissenschaften, die Landesökonomie, Topographie und andere Zweige bearbeitet, welche Vortheile das Reich von den gelehrten Bemühungen ihrer Mitglieder erwarten könne, und was für Gegenstände portugiesische Gelehrte in neuern Zeiten vorzüglich bearbeitet haben.

Die Uebersetzung läfst sich bis auf einzelne Stellen, die dem Setzer wohl zur Last fallen mögen, recht gut lesen. Nur ist die Puristerey bey einzel-

nen

nen fremden, aber allgemein verständlichen, Worten zu weit getrieben, und der Versuch, diese Ausdrücke mit einheimischen zu vertauschen, selten gelungen. Wer möchte wohl für *Verproviantirung*, *Bemundvorrathung*, oder für *Deportation Aufserlandbringung* schreiben. Das Beste bey dieser lächerlichen Neologie ist noch, dafs der Uebersetzer seinen Verunstaltungen, den Lesern zum Besten die Worte des Originals zur Seite gesetzt hat.

Hamburg, b. Hoffmann: *H. M. Marcard*, herzogl. Holstein-Oldenburgischen Leibmedicus zu Oldenburg etc., *Reise durch die französische Schweiz und Italien.* Erster Band. 1799. 414 S. 8. mit eingedruckten Vignetten. (2 Rthlr.)

Im Herbst 1785 hielt sich Hr. *M.* einige Wochen in Lausanne auf, und reisete von da über Genf durch Savoyen nach Turin, dann auf Genua, Piacenza, Parma, Modena und Bologna bis Florenz, womit sich dieser erste, in acht Abschnitte eingetheilte Band endigt. Wir können das Werk nicht unter die besonders gründlichen und lehrreichen zählen, obschon der Vf. nicht verschmaht hat, sich auf Künste und Wissenschaften einzulassen; allein er ist selten glücklich gewesen, ausgenommen in einigen Stellen, wo von Aerzten und Arzneywissenschaft gehandelt wird, diese, obschon Rec. sie als Dinge, die ausser seinem Sprengel liegen, nicht beurtheilen mag, zeichnen sich durch eine gewisse Rundung und Gesetztheit aus, welche sogleich zu erkennen giebt, dafs Hr. *M.* hier einheimisch war. Wenn nun gebildete Leser aus dem Ganzen eben keine grofse Erweiterung ihrer Kenntnisse zu hoffen haben; so werden sie sich doch zum wenigsten gut genug unterhalten. Man findet manche interessante Nachricht von Gibbon, Bonnet, Tissot und andern. Die Gegenden um den Genfersee, der Weg durch Savoyen über den Mont-Cenis, sind zwar nicht mit poetischem Schmuck, aber doch wahr und deutlich beschrieben; auch mufs man mit dem, was über Turin und Genua gesagt wird, zufrieden seyn. Indessen wäre alles weit geniefsbarer, wenn die vielen bittern Ausfälle gegen die Franzosen und ihre jetzige Regierung weggeblieben waren. Jeder leidenschaftlose vernünftige Mensch weifs nun freylich wohl, dafs die Worte: Freyheit, Gleichheit, Menschenrechte und dergleichen, sehr gemifsbraucht worden sind und noch werden; weifs und erkennt, dafs zahllose Ungerechtigkeiten, Raub, Mord, Plünderung etc. unter diesem Freybrief verübt worden, und wie das revolutionäre Frankreich nicht minder als die revolutionirten Länder unter schwerem Druck und Elende seufze. Darum kann man nun allerdings die Franzosen oder ihre Machthaber weder loben noch lieben, und die Revolution, so lange sie nicht bessere Früchte trägt, auch nicht als ein glückliches Ereignifs für die Menschheit ansehen. Allein mit Schmähungen, mit leidenschaftlicher Bitterkeit wird nichts gut gemacht, und wenn diese uns schützen sollen, wenn keine mächtigern Waffen dem um sich greifenden Geist der Unruhe, dem Hang zur Neuerung, dem äufsern Andrang entgegen zu setzen sind; dann sieht es schlimm um das Heil von Deutschland aus.

So wie unser Vf. gegen die Revolution und Revolutionsmeister, ja gegen die republikanische Regierungsform überhaupt, sehr erbittert ist, und daher auch S. 80. versichert: „*es habe ihm in einer Republik nie recht gefallen;*“ (worunter denn natürlicherweise auch die vor der französischen Revolution schon vorhandenen gemeynt sind) eben so hat er (vielleicht durch unrichtige Verbindung von Ideen) einen Groll auf Kant und dessen Lehrsätze, gegen welche er sich in der Note S. 307. stark erklärt. Hiernächst mifsfallen ihm die Romane. S. 56. macht er es zwar noch billig, und vermeynt bemerkt zu haben, die, welche von Frauenzimmern geschrieben seyen; enthielten im Durchschnitt weniger schädlichen Stoff als die von Männern; aber S. 105. werden sie alle ohne Unterschied verdammt: *alle stiften* (so heifst es) *unendlichen Nachtheil, mehr als man glaubt; und* (welches freylich sehr betrübt wäre) *je besser sie sind, desto mehr.* Hr. *M.* gesteht zugleich aufrichtig, er habe auch selbst einmal zu Vevay, früh Morgens, da ihm über Nacht viel von der neuen Heloise geträumt, Anfechtungen gehabt, „*einen schönen Roman zu schreiben;*“ und es ist nicht zu zweifeln, dafs seinen Lesern der Plan desselben mitgetheilt worden wäre, wenn er eben nicht hätte besorgen müssen Unheil damit anzurichten.

Die eingedruckten Vignetten sind durchaus mittelmäfsig gerathen, S. 21. ist eine Silhouette in ganzer Statur dargestellt, man kann sich kaum eine häfslichere und zugleich unbedeutendere Carricatur denken. Und dieses Scheusal soll *Gibbon's* Bildnifs seyn; in der That eine feine Art, dem Publicum einen grofsen Schriftsteller zu präsentiren.

Cassel, b. Griesbach: *Topographisch-statistische Nachrichten von Niederhessen*, herausgegeben von *Joh. Christian Martin.* Dritter Band, zweytes Heft. 1798. 110 S. 8. (8 gr.)

Der gegenwärtige Heft dieses topographisch-statistischen Werks, dessen Plan und Einrichtung wir in der A. L. Z. 1798. Nr. 22. mit verdientem Lob angezeigt haben, beschreibt in fünf Abschnitten die beiden hessischen Aemter *Wohlfhagen* und *Baune*, sammt den, zu letzten gehörigen drey Schöppenstühlen, *Niederzwern*, *Altenbaune* und *Grofsenritte*, ingleichen das Dallwigsche Gericht *Schaumburg*. Die politische, kirchliche und ökonomische Verfassung dieser Landesbezirke, ihre natürliche Beschaffenheit, die Geschichte derselben, der Zustand der Unterthanen, in Hinsicht ihrer Nahrungsquellen, Abgaben und Dienstleistungen und andere, zur statistischen Kenntnifs gehörige, Gegenstände, werden auch in diesem Heft sorgfältig und genau abgehandelt. Das Amt *Wolfenhagen* besteht dermalen, durch Anlegung

der Kolonien, in 11 Dörfern und 2 Höfen. Die Landwirthschaft hat hier, durch den nützlichen Kleebau und andere Futterkräuter, viel gewonnen. Der Flachs, als ein vorzügliches Product, wird zwar von den Einwohnern versponnen, aber meistens in dieser Beschaffenheit ausgeführt und nicht zu Tuch verwebt. Ein Beweis, dass es an Fabriken fehle, um dieses noch unvollendete Landesproduct mit Vortheil zu bearbeiten, und den baaren Gewinn, der gegenwärtig andern Gegenden zufliesst, für die ersten Eigenthümer zu erhöhen. —

Das Amt *Bauna* enthält drey Schöppenstühle, neun Kirchspiele, zwanzig Dorfschaften, zwey Lustschlösser und zwey Höfe. In diesem Bezirke liegen die bekannten *Habichtswälder*, Berge, deren Umfang sich auf vier deutsche Meilen erstreckt. Einige derselben hält man für Auswürfe des Urgebirgs, und sollen bey einer, durch das innere Feuer veranlassten Explosion entstanden seyn. Das in dieser Gegend befindliche Braunkohlenwerk, von welchem man S. 58. eine ausführliche Beschreibung findet, ist besonders deswegen wichtig, weil dadurch jährlich 2000 Klafter Brennholz erspart und dem Holzmangel abgeholfen werden kann. Der letzte *Abschnitt* beschäftigt sich mit dem adelichen Dalwigischen Gerichte Schaumburg, welches in ältern Zeiten den im 13ten Jahrhundert ausgestorbenen Grafen von Soowenburg zugehörte. Ob diese Herren, wie man vermuthen darf, mit den Dynasten von Schaumburg oder Schonenberg, deren Geschichte in *Wenks's* hessischen Landesgeschichte B. II. Abth. 2 S. 896 f.) diplomatisch entwickelt worden, in Familienverbindung gestanden haben, hat der Vf. nicht bemerkt; auch war ihm unbekannt, wie die Herren von Dalwig zum Besitz dieses Schlosses gekommen sind. Uebrigens werden von ihren ältern Schicksalen, aus ungedruckten Quellen, brauchbare Familiennachrichten mitgetheilt. Sie stehen unter der Landeshoheit der Landgrafen von Hessen, und haben in diesem Bezirk nur die Civilgerichtsbarkeit auszuüben.

PHILOLOGIE.

BERLIN, b. Schön: *Des Pausanias ausführliche Reisebeschreibung von Griechenland*, aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von *Johann Eustach. Goldhagen*, Rector der Domschule zu Magdeburg. *Zweyter Theil, dritter Band.* Zweyte verbesserte Ausgabe. 1799. 365 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieser Theil enthält das sechste Buch bis zum achten. Rec. hat einzelne Abschnitte desselben mit dem Original verglichen, und zwar keine wichtigen Verbesserungen, aber dieselbe Treue in Uebertragung des Sinnes, und die zweckmäsigen Anmerkungen gefunden, welche von jeher diese Uebersetzung empfehlungswürdig machten, und auch von uns bey der Anzeige des vorhergehenden Theils ausführlicher gewürdigt worden sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Oldenburg*, b. Stalling: *Anweisung für die hiesigen Landschulmeister, wie der Unterricht in der christlichen Lehre recht zu gebrauchen sey.* 1797. 1 Bog. 8. Der Oldenburgische Landeskatechismus, auf den sich diese Anweisung bezieht, ist bereits A. L. Z. 1799. Nr. 48. von einem andern Recensenten mit Beyfall angezeigt worden. Die christliche Lehre ist rein biblisch, nach einer liberalen Exegese, vernunftmäsig dargestellt, ohne Beymischung unnützer Subtilitäten, und den in der Kirchenlehre gebräuchlichen, auch dem gemeinen Volke bekannten Kunstwörtern, die wegen der Schwachen nicht ganz wegbleiben dürfen, ist eine solche Deutung gegeben worden, dass sie auf keine unrichtige, vernunftwidrige und schädliche Vorstellungen führen. Es soll dieser Unterricht hauptsächlich dazu dienen, dass diejenigen Kinder, welche bald zum heil. Abendmahle gelassen werden sollen, von den Predigern darnach unterwiesen werden. Da es aber die Pflicht der Schullehrer ist, die ihnen anvertrauten Schüler zu dieser Unterweisung der Prediger vorzubereiten, und einigermasen geschickt zu machen; so wird in der oben angezeigten, auf einem besondern Bogen abgedruckten Anweisung den Schullehrern gezeigt, welchen *Gebrauch* sie von diesem Lehrbuche zu machen haben, und welche *Misbräuche* dabey zu vermeiden sind. Sie sollen sich nicht mit einer *weitläuftigen Erklärung desselben* so wenig in Ansehung der *Sätze* als der biblischen *Sprüche* oder *Liederverse* abgeben; denn diese bleibt, zumal fürs erste noch, dem umständlichern Unterricht, den die mehr erwachsene Jugend von dem Prediger erhält, überlassen. Jedoch sollen sie ihren Schülern zum rechten *Verstande* der jedesmal von ihnen deutlich gelesenen *Sätze*, der angeführten *Bibelstellen* und *Gesangverse* behülflich seyn. Um ihnen dieses Geschäfte zu erleichtern, sind jedem Satze unten auf der Seite *Fragen* untergelegt, und es ist durch gröbere Schrift auf die Antwort aufmerksam gemacht worden. Die Fragen haben dem Rec. am wenigsten gefallen. Sie sind zum Theil zu allgemein, z. B. S. 4. *zu welcher Ueberzeugung kann der vernünftig nachdenkende Mensch gelangen?* Die Antwort soll seyn: *Dass ein Gott sey.* Besser hätte die Frage geheissen: Wie kann der vernünftig nachdenkende Mensch zu der Ueberzeugung gelangen, dass ein Gott sey. Indessen sind doch auch viele Fragen richtiger gestellt, und das Buch verliert durch diesen kleinen Fehler nichts an seinem Werth.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. Junius 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Wien, b. Gaſsler: *Erklärung der Pandekten*, nach dem Leitfaden des *Heineccius* und dem Geiſte der öffentlichen Vorleſungen an der Wiener hohen Schule. 1796. 540 S. 8.

Die Abſicht dieſes Buchs, über welche uns keine Vorrede Auskunft giebt, ſcheint dahin zu gehen, daſs der Studirende über die wichtigeren und ſchwereren Materien des Heineccíſchen Lehrbuchs nähere Erläuterung erhalten ſoll. Nicht nur einzelne Stellen, inſonderheit ſolche, die keinen praktiſchen Gebrauch haben, ſondern auch mehrere Titel, ja ganze Bücher ſind unberührt geblieben, und man wird dabey blos auf das Compendium verwieſen. Wir können nicht leugnen, daſs uns dieſe Methode, wobey doch etwas auf den Fleiſs und die Einſicht des Studirenden gerechnet wird, an ſich nicht übel gefällt, ob wir gleich über die Wahl der Materien nicht überall mit dem Vf. übereinſtimmen, und manches nicht übergangen, oder weniger kurz behandelt haben würden, wohin wir unter andern vieles aus den Lehren von dem Eigenthum, von der Erbfolge, von dem Ungehorſam, von der Klagenhäufung etc. rechnen.

Einige Materien ſind recht gut ausgeführt, z. B. von dem Verkauf einer Erbſchaft und eines Klagerechts, vom Pfandrecht, (wo jedoch die Erörterung fehlt, inwiefern ſelbiges ſich zugleich auf die Zinſen erſtrecke,) von der Gewährleiſtung, von Zinſen, von der *condictio triticaria*. Von andern können wir nicht daſſelbe urtheilen. Unrichtig ſcheint uns die Abtheilung des Eides in den freywilligen, nothwendigen und richterlichen zu ſeyn, inſofern der von dem Gegner zugeſchobene Eid als ein nothwendiger betrachtet wird, wie denn überhaupt die Darſtellung dieſer Lehre weder vollſtändig, noch gehörig geordnet iſt. Wenn die Klage als eine Vorſtellung meines Rechts vor dem Richter definiret wird; ſo fehlt dabey der Zuſatz, damit der Gegner zu einer Leiſtung verurtheilt werden ſoll, indem jener allgemeine Begriff auch auf die Einrede paſst. Eben dieſes lieſse ſich noch von manchen andern gegebenen Begriffen ſagen. — Geſetzſtellen ſind nur ſelten angegeben, da ſie ſchon im Lehrbuche ſtehen. Schriftſteller kommen noch ſeltener vor. Bey dem erſten Buche ſcheint der Vf. *Glück*, bey §. 331 und 502. *Höpfner* vor Augen gehabt zu haben. Uebrigens iſt die Schreibart gut, und das Meiſte iſt mit vieler Klarheit entwickelt.

Augsburg, b. Rieger: *Inſtitutionum iuris eccleſiaſtici* publici et privati *liber ſubſidiarius I.*, qui eſt *iſagogicus*, et principia ac fontes iur. eccl. exhibet. Auctore *Jac. Ant. Zallinger*, S. S. Th. et iur. utr. Doct. et in Lyceo cath. Auguſt. ad S. Salvat. S. S. Canonum Prof. P. O. 1791. 237 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. kündigt ſich in der Vorrede auch hier als einen eifrigen Vertheidiger der römiſchen Hierarchie und erklärten Gegner der Neuerer an, die ſo gern das allgemeine Staatsrecht im Munde führen: und wir können ihm das Zeugniſs nicht verſagen, daſs er durchaus Wort gehalten hat. Seine Grundſätze ſind ſehr curialiſtiſch, und ſeine Demonſtrationen, ſo wie ſeine Beſtreitungen anders denkender Katholiken, inſonderheit des Vfs. der bekannten *Princip. iur. publ. eccleſ. cathol.*, gegen den er am häufigſten zu Felde zieht, ganz im Geiſte des Mittelalters. Kap. 1. Von der Religion und den theologiſchen Wiſſenſchaften. Da hieher das Kirchenrecht gerechnet wird; ſo iſt der Begriff des *Rechts* (S. 7 — 10.) auf eine eigene Art entwickelt. Das Reſultat iſt: *Una expreſſa idea ſimplici, et una complexa, unaque animadverſione addita totus hic labor abſolvi poteſt. Idea facultatis moralis et obligationis moralis ſimplex eſt: Idea plurium facultatum et obligationum certo ordine digeſtarum, complexa eſt: ne facultas moralis agendi quidpiam, vel omittendi cum licentia actionis confundatur, animadverſione dignum eſt.* Kap. 2. Von den Gründen des Kirchenrechts überhaupt. Das höchſte Princip ſetzt der Vf. *in firma fide et ſimplici confeſſione*, und hält es für ein göttliches Geſchick, daſs die Decretalſammlung damit anfange: *Firmiter credimus, et ſimpliciter confitemur.* Kap. 3. Von der göttlichen Einrichtung der Kirche. Kap. 4. Von der Tradition, wodurch das Anſehen der Bibel begründet werde, mit allen gewöhnlichen Eintheilungen. Kap. 5. Von der Bibel — als dem Grunde der Hierarchie und des geiſtlichen Privatrechts. Kap. 6. Von den päbſtlichen Conſtitutionen, und Kap. 7. von den Concilien. (Jene, meynt der Vf., ſeyen früher, als dieſe, und gaben dieſen ihre Gültigkeit.) Kap. 8. Von den Schriften der Kirchenväter, und deren Gebrauch. Kap. 9. Von dem Anſehen der Kirchenlehrer und Schriftausleger. Kap. 10. Von dem Gebrauch der Vernunft und der Philoſophie im geiſtlichen Recht; — verſteht ſich ſo eingeſchränkt, als möglich, blos um Schlüſſe aus vorhandenen Rechten zu ziehen und Entſcheidungen daraus zu geben. Von den neueren Philoſophen heiſst es S. 159.: *Cum Deo divinaeque luci — reſiſtant, — turpitudinum ac coeci-*

talis poenis a Deo castigari merentur. Kap. 11. Von den landesherrlichen Rechten in Kirchensachen. Ein wahres Kabinetsstück! Die Grundsätze guter katholischer Schriftsteller sind nicht einmal richtig aufgestellt, geschweige denn widerlegt. Kap. 12. Von der Geschichte und Kritik, als Hülfswissenschaften. Der Beschluss lautet also: *Funestus hic laqueus est, quem Satan moderno seculo posuit; omnia ad critici philosophi ratiocinium revocare.*

MATHEMATIK.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Literatur der mathematischen Wissenschaften.* Von *F. W. A. Murhard.* Zweyter Band, enthaltend die *Literatur der Geometrie und der Analysis.* 1798. 436 S. 8. (1 Rthl. 16 gr.)

Was an dem ersten Bande in der A. L. Z. 1798. Nr. 148. ausgesetzt ist, fehlerhafte Anordnung, Anzeigen von Büchern unter einer ihnen nicht zukommenden Rubrik, unnütze Weitläuftigkeit in der Anführung der Titel, ist auch bey diesem Bande zu erinnern. Der Vf. scheint diese Arbeit gröstentheils andern Händen überlassen, und sie nur flüchtig durchgesehen zu haben. Er schmeichelt sich in der Vorrede mit einem ungetheilten Beyfall für den ersten Band dieses Bücherverzeichnisses, gesteht aber doch auch ein, nicht wenig Unvollständigkeiten, Fehler und Irrungen in dem ersten Theile angetroffen zu haben, nennt auch ein halbes Dutzend Bücher, die daselbst unter den Lehrbüchern der Geometrie aufgeführt sind, und gar nicht darunter gehören. Wie war es möglich, solche und so viele andere Versetzungen zu machen, wenn der Vf. sich nur die Mühe genommen hätte, aufmerksam durchzusehen, was seine Sammler zusammengetragen hatten. Es hatte gar keine Eile mit der Ausgabe dieses Catalogs.

In dem ersten Theile war ein Abschnitt von den Elementen der Geometrie, der die Lehrbücher der Geometrie enthält, mitgenommen. In diesem zweyten Theile machen die Ausgaben und Uebersetzungen der Euklidischen Elemente nebst den sie betreffenden Schriften den Anfang, S. 48. Hierauf folgt ein Abschnitt: vermischte geometrische Schriften, von welchem die erste Abtheilung die *vermischten Werke* enthalten soll, das ist ohne Zweifel solche, worin mehrerley geometrische Untersuchungen vorkommen. Es finden sich hier aber auch Schriften über einzelne Gegenstände, als Apollonius von den Neigungen und *de sectione rationis.* Andere, als der *Diophantus redivivus*, der *Apollonius ac Serenus promotus*, und eine Schrift über Cyklometrie, hätten in andern Abtheilungen ihren Platz finden sollen. In der Abtheilung: Vermischte Schriften über einzelne Gegenstände der Geometrie (der Zusatz, vermischte, ist unnöthig, wenn er nicht so viel als durch einander geworfene bedeutet) kommen einige zur höhern Geometrie gehörige vor, auch ein chorographisches Problem, wie es statt chronographisches heissen muss. Nun folgen geometrische Einleitungsschriften, die billig den Anfang hätten machen sollen; Geschichte, Nutzen, Gegenstand etc. der Geometrie. Die *Geometrie Metaphysique.* Paris 1758. (nicht 59.) gehört nicht hieher, sondern unter die Lehrbücher der Elementargeometrie. Hierauf einzelne Gegenstände aus der Geometrie. Der Abschnitt von den Winkeln gehört gröstentheils zu der analytischen Geometrie, nicht zu der elementarischen. Die Abhandlung von der Reduction eines Winkels auf den Horizont, stünde besser in dem Abschnitte von der Feldmeskunst. Der Abschnitt von den Dreyecken enthält manches aus der Trigonometrie. Bey den Schriften unter der Rubrik: Trigonometrie, besonders den Schriften über einzelne Gegenstände derselben, wäre manches zu erinnern. Die Schriften über die trigonometrischen Functionen hätten einen besondern Abschnitt erfodert. Sie sind unter verschiedenen Rubriken zerstreut. Der Tetragonometrie und Polygonometrie sind besondere Abschnitte gewidmet; die zu der letztern gerechneten Schriften wären besser in den Abschnitt vom Kreise gebracht. Der neunte Abschnitt ist überschrieben: Stereometrie und Visirkunst. Die erste Abtheilung hat die Rubrik: Ueberhaupt, und enthält fast nichts als Visirkunst: die zweyte Abtheilung führt die Ueberschrift: Einzelne Theile, als von der Kugel, dem Cylinder u. a. Welches Gewirre in der Anordnung! Mitten unter den Schriften vom Visiren erblickt man die *divinatio de locis solidis* von *Viviani*, auch eine *Synopsis Philosophiae corporum*, die vermuthlich metaphysischen Inhalts ist. In dem Abschnitte von der Kugel finden sich Schriften zur Trigonometrie. Die Rubrik von einzelnen vermischten Schriften ist sehr gemischt. Es kommen hier Schriften zur Visirkunst, zu der Lehre von der Kugel, zur höhern Geometrie und eine Schrift vom Mikrometer vor. Warum hat der Vf. nicht eine besondere Rubrik für die regulären und halb regulären Körper gemacht? Der praktische Theil der Geometrie begreift nur die Feldmeskunst (in der Rubrik der ersten Unterabtheilung ist praktische Geometrie und Feldmeskunst genannt), und die Markscheidekunst. Das Nivelliren scheint vergessen zu seyn. Das Visiren der Fasser hätte hier ja seine gehörige Stelle gehabt. Wegen der im Anhange befindlichen Anleitung zur Markscheidekunst in Böhm's Meskunst ist diese unter die Rubrik von der Markscheidekunst gesetzt, und fehlt in dem Abschnitte von der Feldmeskunst. Die mathematischen Tafeln haben einen eigenen Hauptabschnitt erhalten. Der grosse Canon des Rheticus wird als ein besonderes Werk angeführt, ohne Anzeige, dass er zu dem *Opere Palatino* gehört, gerade so, wie *Kastner* in der Geschichte der Mathematik den Canon beschreibt, da sein Exemplar zufälliger Weise von dem übrigen Werke getrennt und einem andern beygebunden ist. Unter der Rubrik: logarithmische und trigonometrische Tafeln, findet man *Pell's* Quadrattafeln, kaufmännische Logarithmentafeln, *Lambert's* Zusätze zu den logar. und trigon. Tafeln, eine

Ab-

Abhandlung der Trigonometrie von *Frobese*, eine über Integralrechnung, über negative Logarithmen. Unter der Rubrik: andere Tafeln, kommen *Schübler's* Erforschungen in der Geometrie, vor, weil auf dem Titel einiger Tafeln erwähnt wird. Das letzte Hauptstück in diesem Bande ist über Analysis und höhere Geometrie von S. 201 bis 436. Der Abschnitt: einzelne arithmetische, geometrische und algebraische Aufgaben und Abhandlungen, ist zu gemischt. Man trifft hier Schriften von den krummen Linien (die doch einen eigenen Abschnitt erhalten haben), zur Analysis des Unendlichen gehörige, auch philosophische Schriften über die Mathematik an, noch eines über Trigonometrie und über eine landwirthschaftliche Frage. In dem nächstfolgenden Abschnitte, über die Natur und gelehrten Tand der Zahlen, sind sehr ungleichartige Dinge zusammengebracht. Die vielen langen Titel von albernen Büchern hätten ganz erspart werden können. Der Abschnitt von der Steganographie gehört nicht in eine mathematische Bibliothek. Die Anordnung von der Analysis hätte ganz anders gemacht werden müssen, um den Hauptzweck eines mathematischen Bücherverzeichnisses zu erfüllen, nämlich die Hülfsmittel des Unterrichts und genauerer Untersuchungen mit möglichster Vollständigkeit bequem übersehen zu lassen, und die ältere Mathematik mit der neuen in Verbindung darzustellen. Der Vf. hat zwar viele Unterabtheilungen gemacht, allein viele Schriften sind in ganz unrechte Fächer gebracht, und einige Abtheilungen sind zu sehr gemischten und ausgedehnten Inhalts. Ein kleiner Abschnitt von den Functionen enthält fast nichts als Schriften zur Integralrechnung, ob er gleich zur Analysis endlicher Gröfsen gerechnet ist. Der Abschnitt von den continuirlichen Brüchen ist mangelhaft. Von den Wurzeln und Potenzen ist ein besonderer Abschnitt gemacht, und die Schriften von dem polynomischen und binomischen Lehrsatze sind den Schriften über die Reihen angehängt. In dem Abschnitte von der Combinationslehre findet man Abhandlungen über die eben gedachten Lehrsätze und die Reihen. Die höhere Geometrie hätte wohl einen besondern Haupttheil erfodert, anstatt dafs blos ein Abschnitt von den krummen Linien gemacht, und manches untergesteckt ist. Ein Unterabschnitt ist betitelt: Von der Cycloide und der Trochoide. In der Abtheilung von der Analysis des Unendlichen lautet eine Rubrik: Verkehrte Methode der Tangenten, statt umgekehrte. Von der Variationsrechnung nur zwey Abhandlungen von *Euler*, nicht der Anhang in der Integralrechnung. Die übrigen Schriften mufs man in dem folgenden Abschnitte suchen. Von den Abhandlungen über die partiellen Differentiale keine Meldung. Von den Versetzungen unter unrechte Rubriken wird man aufser den schon gelegentlich angeführten Beyspielen noch sehr viele finden. Von der Verbesserung der Feldgeläuge unter Feldmefskunst. Daselbst *Eberhard's* Beyträge zur *Mathesis applicata*. Unter den Schriften über die Wahrscheinlichkeitsrechnung kommt vor ein Versuch, der Einrichtung unsers Erkenntnifsvermögens durch Aufgeber nachzuspüren. Zu den Schriften über die krummen Linien sind viele gerechnet, die mechanischen und optischen Inhalts sind.

Auf die Vollständigkeit des Verzeichnisses ist nicht genugsame Aufmerksamkeit gewandt. Rec. schliefst dieses aus einigen leichten zufälligen Prüfungen. Es fehlt die *Analysis triangulorum* von *Oppeln*; die *Trigometrie spherique*, von *Trembley*; auch die von *Mauduit*, deren englische Uebersetzung doch angeführt ist; die *Cyclometria nova* von *Lansberg*, (da doch eine Schrift gegen dieselbe bemerkt ist) und die *Inventio Quadraturae circuli* von *Longomontanus*; die Abhandlung von *Logny* über die Quadratur des Kreises; *Hesse* über dieselbe, Berlin. 1776; zwey Schriften von *Hogreve* über Feldvermessungen; die deutsche Uebersetzung der Ausmessungsmethode von *Bugge*; die *edition stereotype* der logar. und trigon. Tafeln von *Callet*; die *divinatio de maximis et minimis* von *Viviani*; die *Analysis Infinitorum* von *Nieuwentiit*, und desselben *considerationes etc.* da doch Gegenschriften die letztern betreffend angeführt sind; die Schrift von *Huygen's* über Würfelspiele, und *Montmort* über Hazardspiele. Manchmal sind nicht die neuesten Ausgaben angeführt, welches man von einem literarischen Catalog besonders erwartet, als von *Mayer's* praktischer Geometrie, *Sherwin's* Tafeln, *Maclaurin's* Algebra, *the doctrine of chances by Moivre*, *Annuities on lives* von demselben, *Süfsmilch's* göttliche Ordnung.

Dafs der Vf. den Catalog sehr flüchtig gemacht und durchgesehen hat, zeigen auch die Wiederholungen desselben Buchs, bisweilen unmittelbar hinter einander, als S. 210. eine Schrift von *Bufse*, S. 307. von *Eschenbach*, S. 324. von *Milnes*. — *Cotesii harmonia mensurarum* wird S. 399 unter Integralrechnung angeführt, da S. 387. unter Differentialrechnung eine Nachricht in den Transactionen von diesem Buche weitläufig angezeigt wird. Die französische Uebersetzung von *Maclaurin's treatise of fluxions* kommt S. 381. unter den Lehrbüchern der Analysis des Unendlichen nach ihrem ganzen Umfange vor; das Original, S. 389. unter Differentialrechnung, und etwas weiter hin die Nachricht aus den Transactionen, ihrer Aufschrift nach vollständig abgeschrieben, wie bey Cotes, dazu noch beide Abschnitte der Nachricht besonders, und der zweyte vor dem ersten.

Die Titel der Bücher sind mit unnützer Weitläuftigkeit abgeschrieben, nicht blos das Amt des Vfs., sondern auch seine gelehrten Mitgliedschaften sind angeführt; die Mottos auf dem Titel, häufig die Wohnung des Verlegers oder Druckers. Bey Disputationen und Programmen kommt man nicht ohne die Titel des Präses, den Namen und das Vaterland des Respondenten, zuweilen mehrerer auf einmal, die Complimente der Einladung, Ort der Feyerlichkeit und alles mit einander ab. Bisweilen scheint Hr. *M.* die Bogen haben füllen zu wollen, da er weitläufige Inhaltsanzeigen mittheilt, wo sie gar nicht

nicht nöthig sind. Von einem unbrauchbaren Buche, *Lembus sive dialogus geometricus* 1672, wird der auf der hintern Seite des Titelblatts befindliche Inhalt mitgetheilt, welcher bis auf vier Zeilen eine ganze Seite füllt. Durch Wegschneidung dieses beschwerlichen Ueberflusses und einiger in ein Bücherverzeichniss nicht gehörigen Anmerkungen hätte gewiss das Buch um ein Viertheil kürzer werden können.

SCHÖNE KÜNSTE.

Düsseldorf, b. Schreiner: *Ueber die Ideale weiblicher Schönheit bey den Morgenländern.* — Ein Versuch von *Anton Theodor Hartmann*, nebst einem Anhang von einigen literarischen, historischen und kritischen Bemerkungen über einzelne angeführte Schriftsteller. 1798. 312 S. 8. mit einem Titelkupfer.

Wir glaubten das Resultat von des Vfs. Forschungen über das Ideal weiblicher Schönheit bey den Morgenländern in dieser Schrift zu finden, erwarteten zum wenigsten den Versuch einer deutlichen Darstellung und Auseinandersetzung des Eigenthümlichen dieses Begriffs; fanden uns aber völlig getäuscht. Zu Anfang stehn Bemerkungen über den Putz der Weiber im Orient, — meistens bekannte Dinge; — hernach folgen eine Menge ausgezogener Stellen aus arabischen, türkischen, persischen und andern Dichtern, welche sämmtlich die schönen Augen ihrer Angebeteten mit Sonne, Mond und Sternen, ihre schwarzen Haare mit der Nacht und mit Raben, die Wangen mit Morgenroth, die Zähne mit Perlen und die Lippen mit Corallen vergleichen. Diejenigen von diesen Gleichnissen, welche den meisten poetischen Werth haben, kommen ziemlich mit andern vom Vf. in den Noten beygebrachten Stellen aus dem Petrarca, Ossian und einigen griechischen Dichtern überein. Dadurch scheint uns indessen der ganze Zweck des Buchs aufgehoben zu werden. Denn es beweiset ja, dass der Geschmack gebildeter Menschen überall derselbe ist, und das Schöne im Osten und Westen zu allen Zeiten erkannt und verehrt worden. Dinge, die nicht zur Sache gehören, Wiederholungen u. dgl. übergehen wir; denn es wäre unbillig mit Hn. *H.* strenge rechten zu wollen, da er selbst sein Werk in der Vorrede als einen „*schwachen Versuch*" ankündigt, „*den er in einigen Sommerwochen zur Erholung von ernsthaften Geschäften, mitten unter dem Geräusch feindlicher Waffen, vielfachen Zerstreuungen und verschiedenen Stimmungen der Seele, ausgearbeitet habe.*"

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Brünn*, gedr. mit Siedlerschen Schr. (und *Leipzig*, in Commission b. Göschen): *Anreden an die evangelische Gemeinde in Brünn über Katechisation und Confirmation.* Nebst Einladung zur halbjährigen Prüfung ihrer Schule auf den 3ten April 1798. 59 S. 8. Heller und eindringender Blick in sittlich-religiöse Gegenstände vereinigt sich in diesen Anreden des verdienstvollen Seniors Hn. *Hiecke*, mit der Kunst, praktische Wahrheiten für eine gemischte Sammlung gleich lehrreich und interessant, mit Würde und eindringender Herzlichkeit vorzutragen. Nachdem der würdige Vf. seine Zuhörer an die dort getroffene sehr zweckmäßige Einrichtung erinnert hat, nach welcher den in den öffentlichen Religionsversammlungen gewöhnlichen Vorträgen der katechetische Unterricht der Schuljugend angehängt oder zuweilen auch wohl zur Hauptsache gemacht wird; so führt er die gerechte Klage, dass die meisten Zuhörer, sobald die Katechisation anfange, davon gehen. Sehr gründlich bestreitet er das Vorurtheil, als ob die Katechisation nur für Kinder gehöre und kein wesentlicher Theil der Gottesverehrung (religiösen Versammlung) sey, und beweist mit Gründen, welche aus der Beschaffenheit der katechetischen Unterredungen selbst hergenommen sind, dass durch eine gute Katechisation, der Zweck religiöser Belehrungen weit sicherer erreicht werde, als durch gute Predigten, ja, „dass eine einzige gute Katechisation weit gemeinnütziger sey, als zehn noch so gründliche Predigten." S. 11. Aus der in der Rede selbst verwebten Nachricht von der Einrichtung der dort gewöhnlichen katechetischen Unterredungen sehen wir, dass sie nach Art der in der Leipziger Freyschule eingeführten, geformt sind. Nicht weniger ihrem Zweck entsprechend sind die Belehrungen, welche Hr. *H.* im weitern Fortgange der Rede, über den Werth der Confirmationsfeyerlichkeit und den ihr vorangehenden Confirmandenunterricht ertheilt. Vorzüglich empfehlen sich in Absicht auf praktische Darstellung, die aus diesen Betrachtungen hergeleiteten Verhaltungsregeln für Eltern und diejenigen, welche es nicht sind, durch gutes Beyspiel, durch Bewahrung der Kinder vor verdächtigem Umgang, und durch Beförderung einer guten Erziehung überhaupt, zur Bildung der Jugend mitzuwirken. Die trefflichen Aeußerungen S. 40-42. über den Werth einer zweckmäßigen Mädchenerziehung müssen wir, so wie den ganzen Vortrag, der manche heilsame und nicht genug geachtete Wahrheit in Erinnerung bringt, zum eignen Nachlesen empfehlen, mit dem Wunsche, dass anstatt der unfruchtbaren dogmatischen Vorträge, von mehreren christlichen Lehrstühlen nicht nur solche und ähnliche Reden gehalten, sondern auch mehrere überflüssige Predigten nach dem Vorgange von Leipzig, Brünn (und seit kurzem auch von Luckau in der Niederlausitz, wo alle vier Wochen in der Zuchthauskirche anstatt der Predigt, katechisiret wird) mit Katechisationen vertauscht werden möchten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 13. Junius 1799.

GESCHICHTE.

CHEMNITZ, b. Hofmann: *Verſuch einer Geſchichte des deutſchen Staatsintereſſe* von *Ernſt Karl Wieland*, Profeſſor d. Philoſophie zu Leipzig. 1791 bis 1794. *Erſter Th.* 558 S. *Zweyter Th.* 631 S. *Dritter Th.* 603 S. 8. (4 Rthlr. 8 gr.)

Wir geben gern zu, daſs eine Geſchichte des Staatsintereſſe, oder nach den Worten des Vf's., eine Darſtellung denkwürdiger, auf den Endzweck der bürgerlichen Geſellſchaft bezogner Thatſachen, durchaus eine Arbeit ſey, welche unſere ganze Aufmerkſamkeit verdienet; wir ſtimmen ferner darin mit ihm überein, daſs ſie nicht ſowohl die mit dem Staat vorgegangenen Veränderungen ſelbſt, als vielmehr den nützlichen oder ſchädlichen Einfluſs derſelben auf den Staatszweck ſchildern ſolle; wir wollen endlich ſeine Behauptung, daſs nur diejenigen Thatſachen berührt werden dürfen, deren Kenntniſs zur Beurtheilung der politiſchen Lage des Staates in jedem Zeitpuncte nothwendig vorauszuſetzen iſt, in ihrem weiteſten Sinne nehmen, um ihn bey Beurtheilung ſeines Werkes nicht zu ſehr an dieſelbe erinnern zu müſſen. Aber zugleich ſey ihm auch der Grundſatz entgegengeſtellt, daſs der Hiſtoriker ſeinen Geſichtspunct durch die Wahl ſeiner Materialien und die Anordnung derſelben zu einem Ganzen hervorſpringen laſſen, nicht aber durch eingemiſchtes Raiſonnement bemerkbar machen müſſe. Der Zweck eines Geſichtspunctes iſt, daſs er als Factum in allen aufgeführten Daten liege, und alle Facta wiederum zu Einem verbinde. Sobald man aber in der Darſtellung über ihn ſelbſt ſich verbreitet, erregt man Zweifel gegen ihn als Factum, und zerſtört die Wirkung, welche man von ihm erwartete. Es iſt keine groſse Aufgabe, einen Geſichtspunct zu wählen und zu unterſuchen, ob jenes und dieſes Ereigniſs in Beziehung auf ihn gedacht werden könne; aber die Arbeit, welcher jene vorhergehn muſs, daſs nach Wegwerfung der ganzen Bürde des Raiſonnements und der Unterſuchung durch den gewählten Geſichtspunct ein ſinnliches Ganzes hervortrete, erfodert eine Künſtlershand, den ächten Geiſt der Geſchichtsſchreibung. Jener erſten Aufgabe hat der Vf. mit ſichtbarer Anſtrengung Genüge leiſten wollen. Hätte er dieſe letzte Arbeit vollbringen können und wollen; ſo würde er wohl gefunden haben, daſs er ſelbſt in Hinſicht auf jene Aufgabe die Materialien oft in zu groſser Fülle gewählt habe.

Auſser dem Verdienſte, das Bedürfniſs eines Geſichtspunctes in der Geſchichte wenigſtens gefühlt zu haben, hat ſich der Vf. unabhängig von demſelben ein weit gröſseres durch dieſes Werk erworben, in welchem die Geſchichte des deutſchen Staates von den frühſten Zeiten bis zum Augsburger Religionsfrieden mit Kunde der Quellen und mit Beſtimmtheit fortgeführt iſt. Nur dem Umſtande, daſs allenthalben der belebende Hauch der Darſtellung fehlet, können wir es zuſchreiben, wenn dieſe Arbeit ſo wenig bekannt geworden iſt. Auch bedürfte es vielleicht nur des allgemeinen Titels einer Geſchichte der Deutſchen oder des deutſchen Reiches, um ſie wenigſtens eben ſo berühmt zu machen, als manche andere Bücher mit ſolcher Aufſchrift, welche bey gleicher Trockenheit ſich nicht aller der Vorzüge erfreuen, welche an dieſem Werk unverkennbar ſind. In jedem Abſchnitte deſſelben wird man Spuren eines glücklichen Scharfſinnes nicht vermiſſen.

Indem die Urſachen erforſcht werden, warum das geſellſchaftliche Band zwiſchen den älteſten Deutſchen keine Stärke gewinnen konnte, macht der Vf. die Bemerkung, daſs zwey deutſche Völker, die Chaucen und die Aeſtier, ſich früh an eine ordentliche geſellſchaftliche Verfaſſung und an feſte Wohnungen gewöhnten. Jene bekamen die frühe Cultur durch den Kampf mit der Unfreundlichkeit ihres Landes und Himmels; dieſe durch den Seegen und die Lieblichkeit derſelben. Th. I. S. 143. „Die tägliche, an dem Seeſtrande, von dem wir reden, vorzüglich ſtarke Ebbe und Fluth, nöthigte die Einwohner zu einem faſt immerwährenden Kampfe mit den Meereswellen. Man fand auf den Dünen oder Sandhügeln des Geſtades noch nicht Sicherheit genug wider die Gewalt des Waſſers, und ſuchte ſich durch hohe Erdhaufen, oder künſtlich aufgeworfene Hügel, die noch in unſern Tagen unter dem Namen der Worthen oder Wuhrten bekannt ſind, wider die Gefahr der Ueberſchwemmung zu ſchützen...“ Die Wirkung hievon, daſs die Chaucen, indem ſie täglich ihr Leben erkaufen muſsten, geſelliger wurden, und im Bedürfniſs der gegenſeitigen Hülfe ihre Hütten näher zuſammen rückten, daſs ſie zu ihrer Rettung einer gewiſſen Ordnung bedurften, welche ohne Geſetze und Obrigkeit nicht möglich war, iſt recht gut dargethan. S. 152. „Wir dürfen uns über die Friedfertigkeit der Aeſtier nicht wundern, da ſie in einem verhältniſsmäſsig weit gröſsern Wohlſtande lebten, als ihre nähern und entferntern Landsleute. Sie trieben nicht allein den Ackerbau mit einem Eifer, der gegen die verſchriene

deutsche Trägheit sehr vortheilhaft abstach: sondern die Natur selbst lud sie auch zu einer andern noch einträglichern Beschäftigung, zur Aufsuchung des an ihren Küsten, so wie noch heut zu Tage an den Preussischen Seegestaden vorzüglich häufigen Bernsteins, ein..." Die sehr richtige Bemerkung ist hinzugefügt, dass die Aestier, wohlhabend durch Ackerbau und Bernsteinhandel, sich unvermerkt gewöhnten, Bequemlichkeiten des Lebens für wirkliche Bedürfnisse anzunehmen, und ihr Bestreben nach der ungestörten Befriedigung derselben den verwandten Trieb nach Sicherheit erzeugte. Mit Einsicht verbreitet sich der Vf. über das System Karls des Grossen S. 371 – 430. Er findet eine politische Nothwendigkeit, dass die Theilung des Fränkischen Staatskörpers nach Ludewigs des Frommen Absterben unter seine Söhne eine Grund- und Todtheilung war. Der Friedensschluss, wodurch sie vollbracht wurde, sey nämlich nicht sowohl das Werk der streitenden Prinzen selbst, als vielmehr der Stände gewesen, welchen bey der aufs höchste gestiegenen Zerrüttung unstreitig das Recht zugekommen, durch ihre Dazwischenkunft dem gänzlichen Untergange des Staates vorzubeugen. Sie hätten sich freywillig zu einem solchen Ende mehrern Regenten unterworfen, und keinem der abgetheilten Fürsten sey deshalb ein Erbrecht auf die Länder des andern übrig geblieben, zumal da sie durch die hartnäckige Verfolgung ihrer wechselseitigen Ansprüche sich ganz ausser Stand gesetzt hätten, den wesentlichen Staatszweck der Sicherheit zu befördern, und deswegen der Regierungsgewalt verlustig gewesen wären. Raisonnements der Art, selbst wenn sie sich als unumstöslich sicher durch die Philosophie darthun liessen, sind in der Geschichte nicht an ihrer Stelle. Der zweyte Band beschäftigt sich mit der deutschen Geschichte von Heinrichs II. Wahl bis zum Absterben Ludewigs IV. von Baiern, und das Hauptresultat seines Inhaltes geht dahin, dass es in diesem Zeitraume so wohl dem Staatsinteresse des Reichsoberhauptes, als der Stände, an Gleichförmigkeit und Festigkeit fehle. Sehr wahr ist die Bemerkung, welche der Geschichte im dritten Bande vorausgeschickt wird, die mit dem Augsburger Religionsfrieden schliesst, dass nämlich in diesem Zeitpuncte in keinem Staate mehr unternommen, mehr wichtige Verbesserungspläne in Vorschlag gebracht, und verhältnissmässig weniger gewirkt und vollendet wurde, als in Deutschland. In das weitere Detail können wir hier dem Vf. nicht folgen, und begnügen uns mit demjenigen, was wir über seine Ansicht überhaupt gesagt haben, und mit den gegebenen Proben seiner Schreibart.

Zürich, b. Gessner: *Freymüthige Beyträge eines brittischen Officiers, zur Geschichte des gegenwärtigen Krieges.* Aus dem Englischen. 1797. 344, und Einl. XVI S. 8. (1 Rthlr.)

Diese Schrift, die sich durch Sprache, Wendungen, Ausdruck und allgemeine Ansicht der Dinge als ein deutsches Original ankündigt, trägt auf der andern Seite, durch das Detail der Begebenheiten der englischen Garde-Brigade, durch die Art der Darstellung einzelner Vorfälle, durch die Parteylichkeit für die Engländer, die stets Wunder der Tapferkeit thun, und nur durch eine Reihe von Siegen die Niederlande verlieren helfen, durch die häufigen Ausfälle gegen die Preussen (S. 32. 48. 53. 318.) und durch die wenige Schonung, womit die übrigen Verbündeten und selbst die Oestreicher behandelt werden, ganz das Gepräge eines englischen Ursprungs. Sie mag indessen in der That aus dem Englischen übersetzt, oder nur nach dem Tagebuche eines Engländers verfasst, oder aber, welches uns am wahrscheinlichsten vorkömmt, aus der Feder eines bey der Grosbritannischen Garde (vielleicht als Wundarzt) dienenden Deutschen geflossen seyn; so müssen wir aufrichtig gestehen, dass wir die „*authentische* „und *völlig unparteyische* Geschichte dieses beyspiellosen Krieges, in so fern England daran (zu Lande) Antheil genommen hat," welche in der Einleitung versprochen wird, in diesem Buche nicht haben finden können. Es gehört zu den vielen, deren Vf. die Ereignisse, welche unter ihren Augen vorgingen, und die Begebenheiten der Corps, bey welchen sie standen, in einem angenehmen und fliessenden Vortrage erzählen und den Leser durch manche interessante Anekdote unterhalten, sobald sie hingegen über den Zusammenhang des Ganzen urtheilen wollen, aus Leidenschaft, Vorurtheil und Mangel an richtiger Unterscheidung sich zu den seltsamsten Inconsequenzen verleiten lassen.

So glaubt unser Vf. noch im vollen Ernst, dass England mit der neuen Republik seit der Abschaffung des Königthums nicht unterhandeln *können*; dass die Eröffnung der Schelde ein *übermüthiger* Entwurf sey, dem Grosbritannien aus Pflicht sich habe widersetzen *müssen*; dass es dadurch den Holländern die höchste mögliche, obgleich mit dem schwärzesten Undank vergoltene, *Verbindlichkeit* aufgelegt habe; dass übrigens die Republik in Frankreich ohnfehlbar in kurzem von selbst aufhören werde, u. dergl. m. Die französischen Heere sind ihm bald Lumpenpack und nackres Gesindel; bald fechten sie, nicht aus Vaterlandsliebe, sondern weil sie regelmäsig bezahlt und gut gekleidet werden; ein andermal sind es bloss physische Mittel und Trunkenheit, die diesen zusammengelaufnen Banden Muth geben, und kurz nachher beklagt er den Irrthum derer, welche *leider* den Verbündeten ihre Feinde als eine verächtliche Heerde von Banditen geschildert haben. Mit wunderbarer Leichtgläubigkeit berichtet er (S. 94.), dass der Erfinder der Windbüchsen, welche bey einigen Corps der kaiserlichen Armee eingeführt sind, zu Wien in enger Gewahrsam sitze, um das Geheimniss nicht bekannt werden zu lassen, und lässt (S. 99.) die Oesterreicher im Türkenkriege Ismail erobern, oder die Franzosen bey der Verbrennung eines Dorfes viele hundert Centner Eisen *vernichten* (S. 83.); aber seine naive Beschreibung der Unordnungen, welche

che von dem Aufbruch aus London an bey den englischen Garden geduldet wurden, trägt eben so sehr das Gepräge der Wahrheit, als das empörende Gemälde von den herrschenden Missbräuchen bey dieser Armee, welches er als Augenzeuge entwirft. Wir rechnen dahin seine Schilderungen von dem fürchterlichen Elend in den Lazarethen, von der Unwissenheit der meisten Wundärzte (S. 290. u. a. desgl. Beylagen A. B. C.) und der Gewissenlosigkeit der Commissarien, die von der Verpflegung der Kranken und Gesunden sich mästeten und das Heer an dem Nothwendigsten Mangel leiden liesen; von dem Wucher mit Officiers-Patenten, wodurch Spieler von Handwerk und die unwürdigsten Subjecte in wenigen Monaten bis zu den höheren militärischen Ehrenstellen befördert wurden (S. 262—266.), und von den Ausschweifungen, deren die Engländer und ihre Verbündeten in freundschaftlichen Provinzen sich schuldig machten (S. 73. 337. u. a.). Im grellsten Contrast mit dem traurigen Zustande der Soldaten standen die Schwelgereyen der Officiere vom General-Staab des Herzogs von York, oder der sogenannten *Familie*. Sie schämten sich nicht, alle Märsche sehr bequem in bedeckten Wägen zu machen; ein Schwarm von Köchen und Küchenbedienten ging vor ihnen her, und Heerden von Maulthieren waren mit den auserlesensten Leckereyen und den köstlichsten Weinen für ihre Tafel beladen. Man muss diese Beschreibung bey dem Vf. (S. 173—176.) selbst lesen; nur eine Anekdote führen wir an: Einer aus der Familie — er bekleidete den Posten eines General-Quartiermeisters bey der brittischen Armee — machte stets den lustigen Rath bey ihren Bacchanalien. Zur Belohnung für seine Verdienste um das Heer wird ihm eines Tages die Ehre des Triumphs feyerlich zuerkannt; einige von den Herren laden ihn auf ihre Schultern, die Uebrigen folgen mit lautem Jubel. So zieht die Procession durch alle Zimmer eines weitläuftigen Schlosses, bis endlich eine verschlossne Thür sie aufhält; diese wird aufgesprengt — und zeigt ihnen den Prinzen von Koburg, den Herzog von York, den Obristen Mak und mehrere Generale, die in geheimer Berathschlagung beysammen sitzen. Aber ohne aus der Fassung zu kommen werfen die lustigen Brüder ihren General-Quartiermeister der hohen Generalität auf den mit Karten und Planen bedeckten Tisch, und laufen davon. Ob der englische Befehlshaber diesen Frevel geahndet habe, wird nicht gesagt.

Ofen, in d. Universitäts-Buchdruckerey: *Supplementa ad Vestigia Comitiorum apud Hungaros ab exordio Regni eorum in Pannonia usque ad hodiernum diem celebratorum* T. I. Auspiciis Eminentissimi D. Jos. e. Com. de Batthyán. Card. S. R. J. Principis Primatis, edidit *Martinus Georg Kovachich*, Senquiczensis. 1798. 505 S. 8.

Soll einmal die historische Entwickelung der Ungarischen Verfassung nach dem Muster des Büttnerischen Werks, im Geiste eines Schlötzer geschrieben werden; so müssen vor allem andern alle Schlüsse aller Ungarischen Reichstäge gedruckt vor uns liegen. Das *Corpus Juris* enthält sie nicht vollständig. Hr. v. K. hat das unsterbliche Verdienst, mehrere ungedruckte nicht nur entdeckt, sondern auch in den *Vestigiis Comitiorum*, dann in diesen Supplementen (und noch einem Auctario, das er verspricht,) herausgegeben zu haben. Die *Vestigia* enthalten eilf solche, theils neu aufgefundene, theils vollständiger herausgegebene Reichstagsschlüsse, und die Supplemente zwölf: man urtheile hieraus im voraus von der Wichtigkeit des anzuzeigenden Werks. Sogar aus der ersten Arpadianischen Königsperiode kommen zwey in Vestigiis, und einer in Supplementis vor; einen vom J. 1291 verspricht der Vf. im Auctario. Von funfzehn andern, die noch aufgefunden werden sollen, giebt der Vf. in diesen Supplementen Spuren an die Hand. Unter diesen Zahlen sind noch andere öffentliche zuerst bekannt gemachte Verhandlungen, die in das Ungarische Staatsrecht einschlagen, nicht mitbegriffen, welche Vorr. S. XVII. folg. aufgezählt werden. S. XXXVII. giebt der Vf. Rechenschaft von seinen Sammlungen zur Geschichte a) der Ungarischen Gesetzgebung überhaupt. b) Der einzelnen Reichstage und deren Geschäftslaufs. c) Der Ungarischen Rechtsgelehrsamkeit. d) Des Municipal-Rechts aller Art. e) Der Ungrisch-Diplomatischen Verhandlungen, mit Auswärtigen. f) Des Ungarischen Staatsrechts — endlich von den Sammlungen Ungarischer Urkunden und Geschichtschreiber. Man bewundert die unendliche Menge dessen, was noch für Ungarische Geschichte zu thun übrig ist, und den Fleiss, den rastlosen Eifer des Mannes, der schon so viel gethan hat, und liest mit Theilnahme die Skizze seiner Lebensbeschreibung, die er S. LVI. u. folg. selbst giebt. Im 50sten Jahre seines Lebens, im 20sten des Dienstes hat er es vom Bibliothekscancelisten nur bis zum Regisstranten der K. Ungarischen Hofkammer mit 700 Gul. Gehalt bringen können. Freylich (sagen gewisse Leute und bestätigen es zugleich durch ihr Beyspiel) ist Gemächlichkeit gewöhnlich keine Mutter der Wissenschaften; allein es wäre Missbrauch dieses halbwahren Grundsatzes, wenn man deswegen Gelehrte nicht zu höhern Aemtern, in denen sie ihre Kenntnisse noch mehr zum öffentlichen Wohl benutzen könnten, beförderte; und wer wollte nicht *wenigstens* einem im Dienste der Pallas ergrauten Veteran, Ehre und Einkünfte als wohlverdiente Belohnung gönnen! Dankbar nennt der Vf. S. LXII. seine Wohlthäter, Gönner und Mitarbeiter: und die Zahl derselben zeigt zum Vortheil der Nation, wie viele sich für Literatur und Vaterlandsgeschichte interessiren. Zwar beklagen sich die Herausgeber historischer Werke über Mangel an Lesern und Abnehmern in Ungarn; sogar unter dem gelehrten Stand, welcher aus Amtspflicht die Geschichte fortstudieren sollte; sogar über Mangel an Abnehmern von alten Quell-Geschichtsschreibern selbst, die jeder aus Patriotis-

mus sich beylegen sollte. Allein Geduld! bis historischer wahrer pragmatischer Geschmack Wurzel fassen kann; bis Zeiten kommen, wo der Professor sein Ansehen verliert, der fortzulernen zu bequem ist; bis der Vornehme und Reiche so viel gilt, als er versteht. Mit Vergnügen sieht man indessen an der Spitze der Geschichtsfreunde des Ungarischen Palatins Königl. Hoheit und des Cardinals Primas Fürsten v. Batthyán Eminenz. Es kommt auch in Ungarn die Zeit, wo die Praxis nicht auf die Theorie, der Geschäftsmann nicht auf den Gelehrten herabsehen, vielmehr wo beide einander die Hände bieten, und einer vom andern gerne lernen werden. So fodert es das Licht unserer Zeiten, so das Heil des Vaterlandes selbst!

Wir zeichnen aus der Menge des Wissenswürdigen in diesem Buche nur das Vorzügliche aus. S. 10. folg. Verhandlungen zwischen Andreas II, und dem Päpstlichen Gesandten Jacobus Praenestinus: wegen Ausschliessung der Saracenen und Juden von Aemtern, wegen Salzprivilegien der Geistlichkeit, wegen der Gerichtsbarkeit und Auflagen der Geistlichen, etc. Der König musste das Verlangen des Gesandten eingehen und beschwören, wenn das Interdict aufgehoben werden sollte, das sein Unterthan, der Erzbischof v. Gran über das Land gelegt hatte. S. 76. Der Reichstagsschluss vom J. 1298. aus einer Bestätigungsurkunde des Königs Vad. I. in den Acten des Teleszer Capitular-Archivs, die sich jetzt zu Erlau befinden: abgedruckt mit Noten des Hn. von Skerletz, die er selbst *observationes pragmatico politicas et juridicas* nennt. Diese Noten sind an sich selbst sehr gut: allein theils nehmen sie viel Raum weg, und vertheuern ein Buch, in dem man gern in der Kürze nur alles neu entdeckte ohne Zusatz beysammen hätte, theils macht sich jeder Geschichtsforscher nach dem vertrauten Umgang, den er mit den Ungarn des Alterthums durch ihre Denkmäler gepflogen hat, andere Noten, die nicht überall mit den Skerletzischen zusammenstimmen dürften. S. 87. liest man die wichtige Anmerkung des Domherrn Pray, dass Andreas III, den 31sten Artikel §. 2. der vom Jus contradicendi handelte, aus der Bestätigung der goldnen Bulle vom Jahr 1222. ausgelassen habe. Der Artikel 7. §. 2. der goldnen Bulle wird S. 83. richtiger aus Andreas III Bestätigung angeführt, als er im *Corpus Juris* steht. Auch der Illosvajsche Codex liest: *qui Comitatus habent, vel pecuniam nostrum, nobiscum (in bellum extra Regnum) ire teneantur;* nicht, wie es herausgegeben ist, *qui Comitatus habent, pro pecunia nostra etc.* — Der Reichstagsschluss vom J. 1298. hatte hauptsächlich die Absicht den Landfrieden herzustellen, und den Räubereyen der Baronen Einhalt zu thun, daher die Baronen selbst von der Berathschlagung ausgeschlossen, und dem Könige gewählte National-Räthe beygegeben wurden, so dass das Ansehen der Baronen blos auf ihre Hofämter beschränkt werden sollte, welches aber nie in Erfüllung ging. — Das lucrum Camerae, bemerkt Hr. v. *S.* komme Artikel 60. zuerst in diesem Reichsgesetz vor; vorher nur in Particular Urkunden und Privilegien. Die wahre Bedeutung desselben hat Hr. Hofr. Schlötzer in der kritischen Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen lichtvoller bestimmt S. 177. folg. als hier. Der grösere Theil des Decrets besteht aus juridischen Alterthümern, über die damalige ziemlich rohe Form der verschiedenen Processe. S. 193. findet sich eine zweckmäsige Realübersicht des Inhalts von gedachtem Decret angehängt. Zur Geschichte des K. Carl Robers finden sich hier sehr viele noch ungedruckte Beyträge. So z. E. die wichtige Verbannungsurkunde wider den Königsmörder Felicianus Zah, vom J. 1330. S. 208. Die Ursache, welche den Felician zum schrecklichsten Verbrecher machte, hat viel Aehnlichkeit *mit der* Bankbanischen Geschichte unter Andreas II. im J. 1213. S. 318. verspricht der Vf. in seinem Diplomatario das Regiſtrum de Thuroch, (Verzeichniss aller bis zum J. 1391. producirter Urkunden von Thúrótzer Edelleuten) ganz abdrucken zu lassen. Aus der Sigmundischen Regierung erhalten wir das wichtigste. Z. E. das Edict über die Militärzucht vom *J.* 1427. Das Münzedict 1432. und vorzüglich das sogenannte Regiſtrum oder Insurrections- und Feldzugsreglement vom J. 1432. ganz gemodelt nach den gleichzeitigen Deutschen sogenannten Reichsmatrikeln und Contingenten, also nach einem sehr schlechten Muster. Oligarchie im Innern und Schwäche des Reichs gegen das Ausland waren in Ungarn die Früchte davon. Wie sonderbar klingt es nicht S. 402. zu lesen, dass die Truppen zum Theil mit Salz bezahlt wurden. Die ganze Lehre von Insurrection erhält durch diese gut verstandene Urkunde eine andere Gestalt. S. 424. die Eintheilung nach welcher Gegend jedes Contingent zu marschieren hatte. — Von den Jahren 1434 und 1440. ist noch einiges ungedruckte aus den Handschriften des Hn. Statthalterey-Raths von Lakics beygebracht, von welchem ein *Jus Publicum Hungariae* mit Begierde erwartet wird. — Das Ganze dieses Theils geht bis zum J. 1444. und erregt die Sehnsucht nach der baldigen Erscheinung des zweyten Theils eines so wichtigen Werks.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 14. Junius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

PARIS, b. d. Vf. u. Migneret: *Traité complet d'Anatomie, ou description de toutes les parties du corps humain*, par *A. Boyer*, Professeur d'Anatomie et de Chirurgie. Tom. I. An 5e. — 1797. XI u. 456 S. Tom. II. An 6e. — 1798. 500 S. 8.

Ungeachtet der grofsen Menge von anatomischen Beschreibungen des menschlichen Körpers und der eben deswegen unvermeidlichen Wiederholung bey einem neuen Werke dieser Art, kann dasselbe doch in Rücksicht der Ordnung, Darstellung, Beschreibung, Deutlichkeit im Vortrage der verschiedenen Gegenstände vor andern Vorzüge haben, nach welchen der Werth desselben entschieden werden mufs. Das vorliegende Werk zeichnet sich durch manche dieser guten Eigenschaften vortheilhaft aus, so dafs es eine genauere Würdigung verdient, um auch das, worin Rec. mit dem Vf. desselben nicht ganz einerley Meynung seyn kann, nicht unbemerkt zu lassen. In der Vorrede, wo der Plan und die Einrichtung des Ganzen angegeben werden, bestimmt der Vf. mit lobenswerther Genauigkeit die Lage, in welcher alle verschiedenen Theile des Körpers beschrieben werden sollen, und setzt die Begriffe der verschiedenen Richtungen fest, nach welchen Flächen und Ränder abweichen können. Jeder Theil soll zuerst in Rücksicht seiner äufsern Bildung betrachtet werden, wohin der Vf. Lage, Gröfse, Gestalt, Richtung und Abtheilungen zählt; die Farbe, welche erst nachher beym innern Baue angegeben wird, hätte nach des Rec. Meynung gleich vorn an stehen müssen; denn ob sie gleich im Grunde als eine Folge der innern Structur anzusehen ist; so ist sie doch unstreitig die auffallendste aller äufsern Eigenschaften, wodurch der Lehrling auf den ersten Blick einen Theil von dem andern unterscheidet. Aus guten Gründen sind die Beschreibungen der Theile selbst rein anatomisch, gar nicht mit eingestreueten Bemerkungen aus andern Zweigen der Arzneykunde gemischt; weil solche Bemerkungen doch nie etwas vollständiges enthalten können, und nur den Anfänger, welchem sie ohnehin nicht von Nutzen sind, stören. Da die Absicht des Vfs. vorzüglich war, nicht allein eine genaue deutliche Kenntnifs der einzelnen Theile zu verschaffen, sondern auch die Theile in ihren Verbindungen und Beziehungen auf einander darzustellen; so sind vorzüglich in der Knochenlehre, welche dieser erste Theil nebst der Einleitung enthält, die weichen Theile, welche hie und da anliegen, durchlaufen, oder sich befestigen, genau angegeben. Weil selbst, wenn man diese Methode sich nicht zum Gesetze gemacht hat, schon in der Knochenlehre Namen von mehrern Theilen, wenigstens im allgemeinen, unvermeidlich vorkommen müssen, welche der Anfänger ohne besondere Erklärung nicht verstehen würde, so geht der Knochenlehre eine kurze Einleitung voran, welche eine Uebersicht der verschiedenartigsten Theile des Körpers enthält, worin folglich gedrungene Definitionen von Muskeln, Bändern, Gefäfsen, Nerven, Drüsen u. s. w. gegeben werden, welches Rec. sehr zweckmäfsig findet. Bey diesen kurzen Definitionen ist nur wenig zu erinnern. Da der Vf. bey den meisten die Farbe angegeben, und dieselbe bey einigen näher bestimmt hat, wie er z. B. von den Flechsen sagt, dafs sie eine perlweifse Farbe besitzen; so hätte er wohl, ohne zu weitläuftig zu werden, bey den Knochen statt weifs gelblichweifs, bey den Knorpeln statt schönes weifs, milchweifs sagen können. Von den Venen heifst es zu allgemein, dafs sie auch unter andern durch Klappen oder Valveln von den Schlagadern unterschieden seyen; denn bekanntlich finden sich in vielen Venen keine solche Klappen und der Anfänger bekommt nur einen unrichtigen Begriff. Die Eingeweide besitzen nicht alle ein sogenanntes Parenchyma; denn der Darmcanal gehört doch unstreitig auch zu den Eingeweiden. Organ könne im allgemeinen, heifst es S. 7., für jeden Theil gebraucht worden, welcher irgend einer Verrichtung fähig sey, man verstehe aber noch besonders diejenigen mehr oder weniger zusammengesetzten Werkzeuge darunter, welche irgend einer wichtigen Verrichtung vorstehen. Die Säfte oder Flüssigkeiten des Körpers unterscheidet der Vf. ein wenig zu pedantisch in *récrémentitielles*, *excrémentitielles* und *récrémen-excrementitielles*, welche letzten zum Theil ausgeführt, zum Theil wieder der gemeinen Masse der Säfte zugeführt werden. Mit Unrecht zählt er die Thränen zu diesen letzten, denn obgleich sie von den Thränenpuncten wieder eingesogen werden; so geschieht dies doch nicht, um sie der allgemeinen Masse der Säfte wieder beyzumischen, sondern nur um sie durch die Nase fortzuschaffen, wo sie vielleicht noch zur Verdünnung des Nasenschleimes dienen mögen. Nach dieser allgemeinen Einleitung kömmt der Vf. auf die Knochenlehre selbst, wo er zuerst alle Knochen des Körpers nach den verschiedenen Theilen, welche aus denselben zusammengesetzt sind, aufzählt; dann zur äufsern Bildung der Knochen übergeht, nachher den innern

innern Bau, die Entwickelung, Verbindung und endlich den Nutzen der Knochen im Allgemeinen angiebt. Bey dem Nutzen der äufsern Beinhaut führt der Vf. vorzüglich an, dafs sie zum Wachsthume der Knochen diene; aber darin kann wenigstens Rec. nach seinen Erfahrungen mit ihm nicht übereinstimmen, dafs ihre innersten Lagen sich allmälich verknöchern sollten; überhaupt würde dies ja nur das Wachsthum der Knochen in die Dicke befördern. Die Vertheilung der Schlagadern in den Röhrenknochen giebt der Vf. etwas genauer an, als man es in den gewöhnlichen Lehrbüchern findet. So heifst es z. B. von den Schlagadern, welche durch eine gröfsere schräg laufende Oeffnung etwa in der Mitte dieser Knochen hineinlaufen: dafs sie sich gleich nach dem Eintritte in die Markröhre in zwey Zweige theilen, wovon der eine in der Richtung des Stammes weiter fortläuft, der andere sich aber krümmt und unter einem spitzen Winkel vom Stamme abweicht; beide gehen zu den Enden der Knochen. Den Nutzen, welcher vom Vf. dem Marke zugeschrieben wird, kann Rec. durchaus nicht gelten lassen: es soll nämlich durch die Knorpelrinden der Gelenkenden schwitzen, um theils die Gelenkschmiere zu vermehren, theils ihr mehr öligtes zu geben. Bekanntlich hatte schon der ältere Monro angenommen, dafs aus eben dieser Ursache bey dem Viehe, welches zum Schlachten weit hergetrieben sey, die Knochen weit mehr marklos wären, als bey andern, welche nicht so weite Wege vor dem Tode zurückgelegt haben. Aber bey der grofsen Dichtheit der Knorpel, wo man aufser der Periode der Ossification gar keine innern Gefäfse darstellen kann, läfst sich eine solche mechanische Durchschwitzung doch unmöglich annehmen. Die Entwickelung der Knochen oder die Osteogenie schildert der Vf. nach Dühamel und Haller, deren Meynungen er im Auszuge darstellt. Dafs die breiten Knochen aus Häuten entstehen, darf man wohl mit dem Vf., so wie mit mehrern deutschen Physiologen, nicht annehmen, vielmehr ist es wahrscheinlich, dafs zwischen den Häuten, woraus der Schädel vor der Verknocherung zu bestehen scheint, Knorpelmasse liege, und wenn sie auch noch so dünne seyn sollte. Die verschiedenen Arten der Verbindung der Knochen sind sehr genau angegeben, und dabey fast zu viele Unterabtheilungen gemacht; so wird z. B. die Diarthrose eingetheilt: in *diarthrose de contiguité*, wo sich die Knorpelenden unmittelbar berühren und *diarthrose de continuité*, wo zwischen den Knochen eine bandähnliche Substanz ist, deren Flexibilität ihnen eine Beweglichkeit gestattet. Das Charniergelenk, eine Art der *diarthrose de contiguité*, ist wieder in Winkel und Seitencharnier, das Winkelcharnier (wobey die Knochen bey der Bewegung einen Winkel bilden) in vollkommenes und unvollkommenes abgetheilt; bey dem vollkommenen nehmen die Knochen sich einander wechselseitig auf, bey dem unvollkommenen wird nur der eine Knochen in die Vertiefung des andern aufgenommen. So zweckmäfsig allgemeine systematische Abtheilungen für den Schüler sind, so können sie doch auch durch zu grofse Kleinkrämerey auf der andern Seite verwirren und schaden. Besser wäre es auch gewesen, wenn der Vf. bey jeder Art ein Beyspiel angeführt hätte. Bey Gelegenheit der Gelenkschmiere sagt er, dafs die sogenannten Gelenkdrüsen durchaus nichts drüsenartiges in ihrem Baue haben, sondern blofs eine Menge Schlagadern erhalten, welche sich an ihrer Oberfläche in aushauchende Gefäfse endigen; auch werde die Gelenkschmiere nicht blofs aus diesen Körpern, sondern überall von der innern Fläche der Gelenkcapseln abgesondert. Rec. ist es doch wahrscheinlicher, dafs die an der innern Fläche der Gelenkcapsel abgesonderte Feuchtigkeit mehr wässeriger Art sey. Bey der Beschreibung der besondern Knochen handelt der Vf. zuerst vom Kopfe im allgemeinen, indem er denselben in drey Ovale und zwey Dreyecke theilt. Die Ovale sind das obere, untere und vordere, die Dreyecke liegen an jeder Seite; nach diesen Abtheilungen geht der Vf. die merkwürdigsten Theile kurz durch, wobey er die verschiedenen Näthe, Hölen, Löcher und Fontanellen doch etwas weitläuftiger beschreibt, auch die innere Fläche der Schädelhöle betrachtet, deren Basis er in neun Gruben abtheilt, wovon die drey mittlern, z. B. die Siebbeins-, Keilbeins- und Zapfengrube sind. Die Eintheilung des Kopfes in die Hirnschaale und das Gesicht tadelt der Vf. wohl nicht ganz ohne Grund in Rücksicht der Beschreibung des Kopfes im allgemeinen; *da hier* die Knochen beider in zu genauem Zusammenhange stehen. In mancher Hinsicht kann diese vorangeschickte Uebersicht des ganzen Kopfes für Anfänger von grofsem Nutzen seyn; doch darf dieselbe nicht zu sehr ins Detail gehen, weil demselben die einzelnen Knochen, welche zur Bildung der verschiedenen Parthieen des Kopfes dienen, noch nicht gehörig bekannt sind; auch das Gedächtnifs auf einmal mit zu vielen Namen und Sachen überladen wird. Rec. würde daher manches allgemeine lieber erst nach der Beschreibung der einzelnen Knochen vortragen. Die Beschreibungen der einzelnen Knochen sind im Ganzen sehr gut, ausführlich, deutlich und doch nicht zu langweilig und gedehnt; bey jedem Knochen wird zuerst die Lage, dann die Gestalt im allgemeinen, die Eintheilung in Ränder, Flächen, Winkel und Enden, ferner die nähere Bestimmung jeder Fläche u. s. w. die Beschaffenheit der Substanz des Knochens, die Veränderung vom Kindesalter bis zum erwachsenen Zustande, die Verbindung, die Lage in der man den einzelnen Knochen halten mufs, um ihn gehörig gegen die übrigen zu betrachten und endlich der Nutzen nach der Ordnung angegeben. Nur an wenigen Stellen findet Rec. etwas hinzuzusetzen, so z. B. bey den Zähnen, welche sehr genau beschrieben werden, wird die Bemerkung durchaus vermifst, dafs die zweyspitzigen Zähne erst nach dem Wechseln erscheinen, und dafs die ersten Backenmilchzähne, wie die hintersten Backenzähne, vier Spitzen haben. Bey den Rippen ist

nicht

nicht angegeben, dafs an einigen der Winkel ganz mit dem Höcker (*tuberculum coſtae*) zuſammenfalle. Vom Schlüſſelbeine iſt zwar richtig angemerkt, dafs es bey Weibern gemeiniglich ſchlanker und weniger gekrümmt, nicht aber dafs es bey ihnen auch weniger gegen die Schulter hinaufſteige als bey Männern. Beym Schaambeine iſt der Höcker deſſelben nicht angeführt. Das *Ligamentum arcuatum oſſium pubis* iſt nicht beſchrieben. Das Gelenk zwiſchen dem Kopfe und dem erſten Halswirbel möchte Rec. nicht mit dem Vf. eine Arthrodie nennen, denn zwiſchen beiden findet ja nur Beugung und Ausſtreckung ſtatt, da die Drehungen des Kopfes zwiſchen dem erſten und zweyten Halswirbel geſchehen. Das *os capitatum* der Handwurzel wird minder paſſend *le grand os* genannt.

Die Beſchreibungen der Gelenke und Bänder ſind gleichfalls ausführlich und gut gerathen, nur hie und da kann Rec. mit dem Vf. nicht völlig einerley Meynung ſeyn. So wird z. B. bey dem Kiefergelenke ein äuſseres Seitenband beſchrieben, welches von dem äuſsern Ende der *apophyſis articularis* des Schläfenbeins an den Gelenkknopf des Unterkiefers gehen, aber nur dünne und ſchmal ſeyn ſoll. Dies Band iſt eigentlich wohl nur ein etwas dickers Bündel des Kapſelbandes. Eben ſo wenig hätten die ſtralenförmigen Faſern, welche von den Rippenköpfchen an die vordere Fläche der Bruſtwirbel gehen als eigene Bänder (*ligamens rayonnés*) angeſehen werden müſſen; denn auch dieſe gehören eigentlich zum Kapſelbande der Rippe. Sehr genau und richtig ſind die Hand- und Fuſswurzelbänder beſchrieben. Ganz zuletzt handelt der Vf. von den Sehnenknöchelchen; er macht die Bemerkung, dafs die Anzahl derſelben bey den Männern gewöhnlich gröſser ſey, als bey den Weibern. Die Sehnenknöchelchen an der hintern Seite des Kniegelenks an jedem Gelenkknopfe des Oberſchenkels fand Rec. doch ſo gewöhnlich nicht, wie ſie nach der Angabe des Vfs. ſeyn ſollen.

Der zweyte Theil enthält die Muskellehre, und es gilt im Ganzen das über den erſten Theil gefällte Urtheil auch von dieſem. Das ganze zerfällt in zwey Hauptabſchnitte, wovon der erſte die allgemeine und beſondere Muskellehre, der zweyte aber eine kurze Wiederholung des wiſſenswürdigſten von jedem beſondern Muskel enthält, welche der Vf. unter dem Titel: *expoſition analytique des muſcles* aufführt, und die beſonders zur ſchnellen Ueberſicht der Muskeln irgend eines Theils nützlich werden kann, da die Muskeln nach den verſchiedenen zu Anfange des ganzen zweyten Theils angegebenen und beſtimmten Gegenden des Körpers geordnet ſind. Von dieſen Gegenden handelt der Vf. gleich nach der allgemeinen Definition eines Muskels und nach den aufgeführten gewöhnlichen Beſtimmungsgründen für die Nomenclatur der Muskeln; unter der Aufſchrift: *Von der Zahl der Muskeln*, er theilt hier z. B. den Rumpf in eine vordere, hintere, untere und in zwey Seitengegenden; jede dieſer Abtheilungen hat wieder ihre Unterabtheilungen; ſo wird die vordere in Hals-, Bruſt- und Bauchgegend getheilt u. ſ. w. Die Eintheilung des Unterarms in eine vordere und hintere Gegend, worunter der Vf. die beiden breiten Flächen des Unterarms verſteht, wie man aus der nachher folgenden Aufzählung der Muskeln ſieht, welche jede Gegend einnehmen, iſt falſch, oder wenigſtens nicht naturgemäſs gewählt; denn in der ungezwungenſten Lage des Vorderarms iſt die eine Seite mehr nach innen, die andere mehr nach aufsen gewandt, und es hätte daher äuſsere und innere Gegend heiſsen müſſen. Die Eintheilung der Hand in drey Gegenden, nämlich in die äuſsere (*ou eminence tenar*), innere (*emin. hypothenar*) und mittlere (oder *paume de la main*), iſt gleichfalls gezwungen und unverſtändlich; der Handrücken fällt hier ganz weg, und die Lage der Hand, wo die *eminence tenar* nach aufsen gekehrt gedacht werden muſs, iſt widernatürlich. Weit beſſer iſt es Hohhand und Handrücken zu unterſcheiden; will man ja noch unterabtheilen; ſo beſtimme man vordere und hintere Handſeite, oder gleichnamige Handränder noch beſonders. Bey der Aufzählung aller der Muskeln, welche dieſe verſchiedenen Gegenden einnehmen, ſind auch die mit angeführt, welche zu den Sinneswerkzeugen und andern innern Theilen gehören, ſo z. B. an den vordern Gegenden des Kopfes die eigenen ſechs Muskeln des Augapfels, an den Seitengegenden die Muskeln des innern Ohres; der Vf. iſt aber in ſofern inconſequent zu Werke gegangen, als er die genannten Augenmuskeln hier in der Muskellehre, die des innern Ohres hingegen erſt bey der Eingeweidelehre abhandelt; denn mit eben dem Rechte hätte er die Schlundmuskeln und mehrere andere bis zur Eingeweidelehre verſparen, oder alle Muskeln durchaus hier mit beſchreiben müſſen. Bey Gelegenheit des Nutzens der Muskeln giebt der Vf. eine ganz kurze Ueberſicht der verſchiedenen Hebel, mit deren Wirkung die der Muskeln verglichen werden muſs. Bey dem innern Bau der Muskeln beſtimmt er ſich, wie billig, für keine der vielen Hypotheſen über die Beſchaffenheit der einfachen Muskelfaſer, wovon uns doch nichts zuverläſsiges bekannt iſt; er berührt nur mit einzelnen Worten die verſchiedenen Meynungen. Die Beſchreibung der einzelnen Muskeln iſt ſehr vollſtändig. Schade iſt es, dafs die verſchiedenen Benennungen derſelben gar nicht angegeben, und doch bey einigen ſogar die minder gewöhnlichen Namen gebraucht ſind. So z. B. heiſst der Gaumenheber *periſtaphylin interne*, der Gaumenſpanner *periſtaphylin externe*, der Muskel des Zäpfchens *palatoſtaphylinus*. Bey einem ſo ausgearbeiteten Werke iſt dies wirklich ein offenbarer Mangel; und in dieſer Rückſicht Lauth (*Elemens de Myologie* 1798) weit vorzuziehen, obgleich dieſes Werk weit weniger ausgearbeitet iſt. Um den Leſern einen nähern Begriff der *expoſition analytique des muſcles* zu geben, welche dieſen Band beſchlieſst, ſetzt Rec. die Beſchreibung

des erſten beſten Muskels wörtlich her: *Mittlerer Schlundkopfſchnürer. Lage.* Am mittlern Theile des Schlundes. — *Erſtreckung.* Vom Zungenbeine bis an den hintern mittlern Theil des Schlundkopfs. — *Geſtalt.* Dreyeckig. — *Befeſtigungen.* Vorn, an der obern Fläche des groſsen Horns vom Zungenbeine (beſſer Seitenzungenbein), am untern Theile des kleinen Horns dieſes Knochens und am Griffelzungenbeinbande; hinten, am mittlern hintern Theile des Schlundkopfes, wo er mit dem der andern zuſammenhängt (der Ausdruck *confondu avec ſon ſemblable* iſt nicht gut gewählt, denn zwiſchen beiden geht doch gewöhnlich ein weiſser Streif hinab, welcher ſie deutlich ſcheidet). *Richtung.* Seine obern Faſern laufen ſchräge von vorn nach hinten, und von unten nach oben; die mittlern laufen wagrecht; die untern ſteigen ein wenig nach hinten abwärts. — *Structur.* Ganz fleiſchig. — Es würde zweckmäſsig geweſen ſeyn, wenn dieſen kurzen Beſchreibungen auch noch die Hauptwirkung jedes Muskels angehängt wäre, wodurch der Abriſs nicht zu weitläuftig geworden ſeyn würde. Bey einer etwanigen zweyten Auflage dieſes Werks, welche in Frankreich, wo es Werke dieſer Art weniger giebt, als in Deutſchland, bald veranſtaltet werden dürfte, könnten die bemerkten Mängel leicht gehoben, und dadurch das Werk noch der Vollkommenheit näher gebracht werden. Eine Ueberſetzung ins Deutſche aber würde ſehr überflüſsig ſeyn, weil das Werk nichts neues oder beſſers enthält, als mehrere unſerer vortrefflichen deutſchen anatomiſchen Werke.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Hamburg*, aus der Schniebeſiſchen Officin: *Demonſtratio Theorematis Parallelarum.* 1799. 30 S. 8. — Dieſe kleine Schrift ſcheint Rec. einer der glücklichen Verſuche zu ſeyn, die Schwierigkeit bey der Lehre von den Parallelen zu heben. Der Vf. unterſcheidet die Begriffe gerader Linien, die gleichweit von einander abſtehen; die einander gleichlaufen (d. h. nach ſeiner Erklärung, davon die eine durch den Endpunct einer geraden Linie beſchrieben wird, die ſich mit ihrem andern Endpunct unter einem unveränderlichen Winkel auf der andern fortbewegt); und die nie zuſammentreffen. Der letzte Begriff iſt bekanntlich der Euklidiſche. Der Vf. hält ſich aber anfänglich nur an die beiden erſten, und zeigt ganz bündig: gleichlaufende Linien ſeyen auch gleichweit abſtehend, und treffen folglich nie zuſammen; ferner (mit Vorausſetzung des Grundſatzes, daſs eine krumme Linie und eine gerade nicht gleichweit von einander abſtehen können) nur gerade Linien können einander gleichlaufen, und gleichweit abſtehende Linien ſeyen auch gleichlaufend. Dies im erſten Kapitel. Im zweyten beweiſt er, daſs in Vierecken, in welchen die Winkel an der Grundlinie, und die dieſen Winkeln anliegende Seitenlinien gleich ſind, auch die Diagonalen, die ähnlich liegende Abſchnitte der Diagonalen, und die Winkel an der der Grundlinie gegenüberſtehenden Seite gleich ſeyen; ferner, daſs die aus dem Durchſchnittspunct der Diagonalen auf die Grundlinie, und die ihr gegenüberſtehende Seiten gefällte Perpendikel die Seiten, auf die ſie fallen, und die von den Diagonalen gebildete Winkel in zwey gleiche Theile theilen, ſie ſelbſt aber eine und eben dieſelbe gerade Linie ausmachen: ferner, daſs in Vierecken, in welchen die an der Grundlinie, und eben ſo die an der entgegengeſetzten Seite anliegende Winkel gleich ſind, auch die beiden Seitenlinien gleich ſeyen: endlich — und dies iſt die Hauptſache — daſs in Vierecken, deren beide Winkel an der Grundlinie rechte Winkel, und beide Seitenlinien einander gleich ſind, die Summe der aus dem Durchſchnitt der Diagonalen auf die Grundlinie und die gegenüberſtehende Seite gefällten Perpendikel jeder der Seitenlinien gleich ſey, und daſs in eben dieſen Vierecken auch die beiden übrigen Winkel rechte, und die der Grundlinie gegenüberſtehende Seite ihr gleich, ſo wie auch die an der Grundlinie und der gegenüberſtehenden Seite von den Diagonalen gebildete Wechſelswinkel gleich ſeyen. Das dritte Kapitel handelt von den Dreyecken und ihrer Verzeichnung. Es wird darin gezeigt, wenn man aus der Spitze des rechten Winkels in einem rechtwinklichten Dreyeck eine Linie ziehe, die mit der Grundlinie einen eben ſo groſsen Winkel macht, als die Hypotenuſe mit dieſer Grundlinie einſchlieſst, ſo treffe dieſe Linie mit der Hypotenuſe zuſammen, theile ſie in zwey gleiche Theile, und laſſe von dem rechten Winkel einen Theil übrig, der dem dritten Winkel des Dreyecks gleich ſey; und Perpendikel, die in einem rechtwinklichten Dreyeck von der Mitte der (Hypothenuſe) Hypotenuſe auf die Catheten gefällt werden, theilen dieſe in zwey gleiche Theile. Hierauf werden, mit Vorausſetzung des Poſtulats, eine jede gegebene Gröſse ſo lang zu vermehren, bis ſie gröſser wird, als jede gegebene Gröſse, die Probleme gelöſt, in einem ſpitzigen Winkel von einer Seite auf die andere ein Perpendikel zu fällen, das von der andern eine Linie gröſser, als jede gegebene, abſchneide; über einer gegebenen geraden Linie ein rechtwinklichtes Dreyeck unter jedem gegebenen ſpitzigen Winkel zu machen; über einer gegebenen geraden Linie ein Dreyeck unter zwey gegebenen ſpitzigen Winkeln zu machen. Nachdem hierauf noch bewieſen worden, die Summe aller Winkel im Dreyeck ſey zwey rechten gleich, mithin der äuſsere Winkel gleich der Summe der beiden innern; ſo wird noch die Aufgabe gelöſt, über einer gegebenen geraden Linie ein Dreyeck unter zwey gegebenen Winkeln, einem ſpitzigen und einem ſtumpfen, deren Summe kleiner iſt, als zwey rechte, zu machen. Hiemit iſt dann der Weg gebahnt, im vierten Kapitel den bekannten eilften Euklidiſchen Grundſatz des erſten Buche zu beweiſen, und im fünften Kapitel zu zeigen, bey zwey nicht zuſammenlaufenden Linien (Parallelen nach Euklids Bedeutung) ſtehe ein von der einen auf die andere gefälltes Perpendikel auch auf der erſten ſenkrecht; ſolche nicht zuſammenlaufende Linien ſtehen auch gleichweit von einander ab, und ſeyen (nach der Bedeutung des Vfs.) mit einander gleichlaufend. Die ganze Schrift iſt weit gründlicher geſchrieben, als mehrere andere ähnliche Verſuche, und, nach Annahme des einfachen Grundſatzes, daſs gerade Linien und krumme nicht gleich weit von einander abſtehen können, wüſste Rec. nichts erhebliches dagegen einzuwenden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 15. Junius 1799.

PHILOSOPHIE.

Wien, gedr. b. Schuender: *Beweis vom Daseyn Gottes aus Gründen der theoretischen Vernunft*, von *Joh. Maczek*. 1799. 373 S. 8. (1 Rthl. 4 gr.)

Die erste Bekanntschaft, welche man mit dem Vf. in der Vorrede macht, erweckt ein gutes Vorurtheil für ihn. Reines Interesse für die Wahrheit. Achtung für Menschenwürde, der Wunsch die Ehre der Vernunft zu retten, charakterisiren ihn durchgehends als einen Mann von achtungswerthem Charakter. Dazu kommt noch, dass er philosophischen Geist verräth, und gute Kenntnisse, auch von den neuesten Vorgängen auf dem Gebiet der Philosophie besitzt, mit Würde von Spinoza, Leibnitz und Kant spricht, ungeachtet er von ihren Behauptungen abweicht, und es selbst nicht scheut, (S. 22.) seinen Beweis *dem tiefen Blicke Kants, dem Untersuchungsgeiste der Zweifler, und dem Scharfsinne aller Denker zur Prüfung vorzulegen.* Es ist also wohl der Mühe werth, diesen Beweis näher kennen zu lernen, und den Ideengang des Vfs., wodurch er auf ein so ausserordentliches Resultat gekommen ist, zu verfolgen. Die kurze Darstellung aber, welche wir davon geben müssen, wird hinreichend seyn, wo nicht bey dem Vf., doch bey unsern Lesern die Ueberzeugung hervorzubringen, dass der Vf. weder, wie er glaubt, einen *neuen* Weg das Daseyn Gottes zu beweisen, eingeschlagen, noch auf demselben glücklicher als seine vielen Vorgänger gewesen ist.

Ueber seinen Ideengang erklärt sich der Vf. Vorrede S. 6. also: „Um das Daseyn und die Eigenschaften Gottes zu erweisen, braucht man nur die Erörterung dessen, was im Begriffe des Daseyns liegt, auszuführen und zu begründen. Es ist weder nöthig, den Begriff der Ursache jenseits der Grenzen seiner Gültigkeit überschwänglich auszudehnen, noch mit den verwirrenden, übel angelegten Begriffen des nothwendigen und des allerrealsten Wesens sich zu bemengen, oder sich einen versteckten Gebrauch derselben herauszunehmen. Eben so wenig darf Jemand besorgen, jene verkehrte Schlussart hier etwa in einer neuen Tracht wieder zu finden, welche eines in der Erfahrung bestimmten Gegenstandes Daseyn zum Grunde legt, und von ihm zu der unbedingten Bedingung sich aufzuschwingen gedenkt. Wenn daher die Vernunftkritik in der That alle möglichen Beweise fürs Daseyn Gottes erschöpft hat, so viel sich deren nur immer widerlegen lassen, und wenn ich schon hieraus mir zu Gunsten etwas folgern darf; so wird derjenige, welchen ich darlege, aus dem Grunde der richtige seyn müssen, weil er jenen, mit deren Widerlegung sie sich beschäftiget, in keinem Stücke gleichet." Darin irrt sich der Vf. gewaltig; denn insofern sich sein Beweis auf eine blosse Entwickelung eines Begriffs gründet, nähert er sich dem ontologischen; insofern er aber von dem Begriff des Daseyns ausgeht, gehört er mit dem kosmologischen in eine Classe.

Das erste Buch ist Vorbereitung zum Beweise, und enthält die Entwickelung des Begriffs vom Daseyn und von der Persönlichkeit. — Zu jedem Gegenstande gehören drey Bestandtheile, eigene Einheit, durchgängige Bestimmtheit und Daseyn. Die eigene Einheit ist dasjenige, wodurch er einer blossen Bestimmung entgegensteht. Bestimmung ist dasjenige, wodurch er sich von einem Gegenstande unterscheidet. Ein Gegenstand hat durchgängige Bestimmtheit, wenn so viele Bestimmungen angegeben sind, als erfoderlich ist, um ihn von allen andern Gegenständen zu unterscheiden. Das Daseyn ist keine Bestimmung des Gegenstandes, denn sie ist allen Gegenständen gemein, Daseyn ist eine Art des Seyns. Seyn kommt der Bestimmung und dem Gegenstande aber auf eine verschiedene Art zu. Das Seyn überhaupt bedeutet eine Verknüpfung der einen Bestimmung mit der andern z. B. der Mensch *ist* sterblich, es ist also die Einheit der Verknüpfung, durch welche die beiden Glieder des Urtheils, worin es vorkommt, zu einander hinzugethan werden. Das Seyn enthält den Ausspruch des Setzens, das Nichtseyn den Ausspruch der Aufhebung. In jeder Bestimmung eines Gegenstandes wird das Seyn mit dem Nichtseyn vergesellschaftet; denn das, wodurch ein Gegenstand A von dem andern B unterschieden wird, ist entweder etwas, was A hat und B nicht besitzt, oder was A nicht hat und B besitzt. Das Seyn der Bestimmung ist also ein *gemischtes*, ein mit dem Nichtseyn zusammenfliessendes Seyn. Aus dem Gegensatze lässt sich schliessen, dass unter dem Seyn des Gegenstandes ein *reines Seyn* verstanden werden müsse. Da nun der Gegenstand ohne Bestimmungen nicht ein Etwas ist, noch die Bestimmungen ohne Gegenstand eine Bedeutung haben; so ist weder das reine Seyn ohne das gemischte, noch dieses ohne jenes von Bedeutung. Das Daseyn ist aber eine Art des Geltens; nichts bedeuten, nichtig seyn widerspricht dem Gelten, also auch dem Daseyn. Folglich wird zum Daseyn des Gegenstandes ein Zusammentreffen des reinen Seyns mit dem gemischten erfodert, und er muss den Grund dieses

Zusammentreffens ausmachen. Das Daseyn ist aber nicht jedwedes, sondern ein unbedingtes Gelten, d. h. unbedingte, genugsam begründete, folglich allen Zweifel, alle Bedenklichkeit unmöglich machende Entschiedenheit des Wahrseyns, welche mit einer, ihr genügenden Beweiskraft auch bey demjenigen Gegenstande dargethan seyn muss, der andere Gegenstände zu Bedingungen hat. — Das Resultat steht S. 53. Das Daseyn als überhaupt ein Seyn ist ein Ausspruch des Urtheilens, denn jedes Seyn drückt einen Ausspruch des Setzens aus. Es gehört also zum Daseyn jedes Gegenstandes ein Beurtheiltseyn desselben, ein über ihn gefällter Ausspruch des Urtheilens; dieser Gegenstand mag übrigens entweder sich selbst beurtheilen, oder von sonst einem Urtheilenden beurtheilt werden. Daseyn ohne Beurtheiltseyn hat schlechterdings keinen Sinn. Doch nicht jeder Ausspruch des Setzens bedeutet schon ein Daseyn; um ein Daseyn zu bedeuten, muss er eine als unbedingtes Wahrseyn entschiedene, und in dieser Entschiedenheit auch erwiesene Gültigkeit mit sich führen. (Diese Entwickelung des Begriffs des Daseyns ist dem Vf. gar nicht gelungen. Er verwechselt mit dem Daseyn immer das logische Seyn, und nur von diesem gilt, was er zuletzt sagt, dass zum Daseyn ein Urtheilen nothwendig sey. Ein jedes blos gedachte (logische) Object besteht aus mehreren zur Einheit verknüpften Bestimmungen; ungeachtet in demselben, nach der Sprache des Vfs., ein reines und gemischtes Seyn vorkommt, welches aber nichts anders ist, als das Verhältniss des Subjects zum Prädicat, und dieses zu jenem; so lässt sich doch weder das eine noch das andere, noch die Verbindung von beiden für das Daseyn nehmen, welches ein ganz anderes Verhältniss nicht zu dem Denken sondern zu dem Erkennen ausdrückt, und daher aus keinem Begriff gefolgert werden kann.) Einen Gegenstand, welcher die Eigenschaft besitzt, dass er sich selbst ein Gegenstand ist, heisse ich einen *persönlichen Gegenstand* und diese seine Eigenschaft nenne ich seine *Persönlichkeit*. Nur das heissen wir einen Gegenstand, was Daseyn hat. Zum Daseyn gehört aber ein Beurtheiltseyn. Ein Gegenstand ist also nur dadurch sich selbst ein Gegenstand, dass er für sein eignes Urtheil da ist; sich selbst Gegenstand seyn, heisst demnach durch sich selbst beurtheilt seyn. Folglich ist die Persönlichkeit nichts anders, als das Urtheilen, wiefern es den Inhalt eines besondern Gegenstandes ausmacht. — *Ding* ist ein Gegenstand, dem die Persönlichkeit widerspricht. Ein Gegenstand, welcher kein Ding ist, d. h. welchem die Persönlichkeit nicht widerspricht, ein *Wesen*; ein Wesen, dem das Urtheilen eigen ist, *Geist*. Ein bedingter Geist ist der, wenn die Gegenstände, die er beurtheilt, Bedingungen seines Daseyns sind, *unbedingter*, wenn sie nicht in diesem Verhältnisse zu ihm stehen. Dem bedingten Geiste ist das Forschen eigenthümlich, d. i. ein Urtheilen, welches einer gewissen Wissenschaft noch nicht theilhaftig ist, und sie zu erwerben trachtet, durch Zusammensetzung einzelner Theile, welche das Mannichfaltige der Bestimmtheit eines Gegenstandes ausmachen; dem unbedingten Geiste aber das *durchschauende Urtheilen* oder die *Durchschauung*, welche einen Gegenstand nach seiner gesammten durchgängigen Bestimmtheit mit einem Urtheile ermisst. — Wir übergehen eine Menge von Bestimmungen und neuen Terminologieen, welche in diesem Abschnitte vorkommen; und eine Art von Pneumatologie ausmachen. Der Beweis für das Daseyn Gottes macht den kleinsten Theil des zweyten Buches aus, er ist in die Erörterung des Begriffs und der Eigenschaften Gottes verwebt. Seine Hauptmomente sind folgende. Das Daseyn ist ein unbedingtes Gelten. Nun mögen wir was immer für Gegenstände als daseyend annehmen; so lassen sich nur zwey Fälle denken. Ein Gegenstand verdankt entweder seine unbedingte Gültigkeit ausschliessend sich selbst, und fasst alle seine Bedingungen vollständig in sich, und ist unbedingter Gegenstand; oder er hat Bedingungen, welche ausser ihm in gewissen von ihm verschiedenen Gegenständen liegen, und kann nicht unmittelbar durch sich selbst, sondern nur mittelst des Daseyns seiner ausser ihm gelegenen Bedingungen, die unbedingte Gültigkeit, folglich ein Daseyn besitzen, und ist ein bedingter Gegenstand. — Wenn es auch noch so viele bedingte Gegenstände giebt; so kann doch keiner von ihnen irgend einem andern von ihnen die unbedingte Gültigkeit zulassen, d. h. den Grund abgeben, aus welchem sie für diesen hinreichend gesichert würde, weil sie keines unmittelbar durch sich selbst besitzt. Also kann sie einem jeden derselben nicht anders als mittelst der vorher entschiedenen Gültigkeit eines von ihm sowohl als von jedem andern bedingten Gegenstande unterschiedenen, folglich eines nicht bedingten, d. h. eines unbedingten Gegenstandes (und ein solcher ist Gott) gesichert werden. Der unbedingte Gegenstand ist die Bedingung der bedingten Gegenstände. Entweder muss überhaupt aller Gegenstände Daseyn aufgehoben werden, oder es muss ein unbedingter Gegenstand da seyn. Aber die Aufhebung des Daseyns aller Gegenstände ist schlechterdings ein Widerspruch; denn dann wird auch aller urtheilenden Wesen Daseyn aufgehoben, und alle Möglichkeit des Urtheilens geleugnet. Die Aufhebung des Daseyns aller Gegenstände ist aber selbst ein Urtheil, denn aufheben heisst verneinen, verneinen heisst urtheilen. Folglich wird durch ein Urtheil alle Möglichkeit des Urtheilens geleugnet, wenn aller Gegenstände Daseyn aufgehoben wird; welches sich selbst widerspricht. Also muss der unbedingte Gegenstand da seyn.

Dieser vermeynte Beweis ist im Grunde nichts anders als eine besondere Wendung des kosmologischen. Zwar protestirt der Vf. dagegen in der Vorrede und sagt S. 19. es sey eine verkehrte Richtung und der Grundfehler der bisherigen philosophischen Denkart, vom Daseyn des Bedingten auf das Daseyn des Unbedingten zu schliessen." Anstatt aus dem

Da-

Daseyn der bedingten Gegenstände auf das Daseyn Gottes zu schliefsen, mufs man die Verfahrungsart umkehren, und auf den vorher ausgeführten Beweis vom Daseyn Gottes den Beweis vom Daseyn der bedingten und uns erkennbaren d. h. der in unserer Erfahrung eingeschlossenen Gegenstände gründen." Aber in dem Beweise wird das Daseyn von Gegenständen vorausgesetzt und mufs vorausgesetzt werden, weil aus dem Begriffe eines unbedingten Wesens, von allem andern abgesehen, nichts weiter kann geschlossen werden, als dafs es, wenn es wirklich ist, keine Bedingung seines Daseyns hat, aber nicht, dafs es die Bedingung aller bedingten Wesen ist. Dagegen schliefst der Vf. von dem Daseyn bedingter Wesen auf das Daseyn des unbedingten Wesens, welches nichts anders als die vom Vf. getadelte kosmologische Schlufsart ist, und durch das Verfahren des Vfs. noch verwerflicher wird, weil sie auf einen doppelten Cirkel (Diallele) führt, indem zum Beweis Gottes das Daseyn der Objecte, und zum Beweis des Daseyns der Objecte das Daseyn Gottes vorausgesetzt werden müfste. — Wir enthalten uns übrigens aller Bemerkungen über die Beweisart und die Prämissen, welche nach dem, was Kant in der Kritik der reinen Vernunft gezeigt hat, überflüssig seyn würden. Was aber den Grundsatz betrifft, der dem vermeynten Beweise zum Grunde liegt: *es ist schlechterdings ein Widerspruch, aller Gegenstände Daseyn aufheben;* so müssen wir bemerken, dafs er, gesetzt auch, dafs er wahr ist, hier keine *Anwendung* findet. Denn es ist hier nicht die Rede von dem Daseyn, sondern von einer Bedingung der Möglichkeit des Daseyns. Man kann von der Leugnung der Bedingung nicht eher auf die Aufhebung des Bedingten schliefsen, als bis erwiesen ist, dafs es die einzige Bedingung ist. Wenn es erwiesen ist, dafs das unbedingte Wesen existirt, und dafs es die einzige nothwendige Bedingung des Daseyns aller andern Dinge ist, dann würde mit der Existenz Gottes auch das Daseyn aller Dinge aufgehoben werden. Anstatt dafs jener Grundsatz also zur Grundlage eines Beweises für die Existenz Gottes gelten kann, setzt er vielmehr den letzten voraus.

Wir können, ohne zu weitläuftig zu seyn, von dem übrigen Inhalte, der sich mit der Entwickelung des Begriffs von Gott beschäftiget, keine Rechenschaft geben. Der Vf. hat den Versuch gemacht, analytisch alle Eigenschaften Gottes, selbst die moralischen zu deduciren. Dafs dieses auf diesem Wege in Ansehung der letzten nicht möglich sey, wenn nicht entweder, was man entwickeln will, erst hineingelegt, oder die moralischen Begriffe willkürlich in einem so weiten Sinne genommen werden, dafs sie ihre Bestimmtheit verlieren, bedarf keiner Erinnerung. Beides ist auch hier geschehen. So wird z. B. Gott Heiligkeit S. 278. beygelegt, weil er als Urwesen vollständig aus sich selbst bestimmt, daher unmittelbar sich selbst ein Gegenstand, folglich ohne Sinnlichkeit sey, daher seine Zwecke keine andern als Zwecke aus sich sind und keine andern Gegenstände als die persönlichen zum Ziele haben. In der Vorrede macht der Vf. noch darauf aufmerksam, dafs er von der Allmacht und dem Schöpfer eine Erklärung gegeben habe, ohne dabey den Begriff der Ursache im geringsten einzumischen." Kraft ist nicht Grund des Daseyns, sondern einer Bestimmung. Die Allmacht aber ist Grund des Daseyns der Gegenstände; von ihr müssen diese vollständig abhängen. Die Allmacht, als Eigenschaft eines blofsen Geistes, folglich eines gewissen Urtheilens, wird uns begreiflich (?), wenn wir dieses Urtheilen als die *Durchschauung*, d. i. als eine solche Erkenntnifs, von welcher alle Gegenstände vollständig abhangen, und als die Allwissenheit d. h. als eine solche Beurtheilung, welche unmittelbar in sich selbst die vollständige Wahrheit, folglich das Daseyn der beurtheilten Gegenstände ausmacht, erwägen." Dieses ist aber blos eine willkürliche Abweichung vom Sprachgebrauche, nach welchem der Grund des Daseyns eines Dinges nichts anders als Ursache ist.

LITERATURGESCHICHTE.

Nürnberg, b. Zeh: *Leben und Verdienste Georg Andreas Will's*, Kaiserlichen Hof- und Pfalzgrafen, d. WW. Doct. und derselben ord. öff. Lehrers u. s. w. in Altdorf. Beschrieben von *Johann Carl Sigmund Kiefhaber*, Substitut des Amts St. Clara, des Pegnesischen Blumenordens, und der Gesellschaft der Beförderung vaterländischer Industrie Mitglied. *Mit dem Bildnisse des Verstorbenen.* 1799. 140 S. 8.

Ein so würdiger, und in dem ihm angewiesenen Wirkungskreis, bis an das Ende seines Lebens so unermüdet thätiger Mann, als der sel. Prof. *Will* gewesen ist, war es allerdings werth, dafs seine Verdienste, nicht nur den Zeitgenossen zur Uebersicht dargelegt, sondern auch der Nachwelt so aufbehalten wurden, wie es hier von einem seiner ehemaligen Schüler und nachmaligen vertrauten Freunde geschehen ist. Der sel. *Will* wurde zu *Obermichelbach*, einem Nürnbergischen Pfarrdorfe, wo sein Vater damals Pastor war, den 30ten August 1727 geboren. Er besuchte in *Nürnberg* die Schulen und das Gymnasium und dann die Universitäten *Altdorf* und *Halle*, studirte anfangs Theologie, nachher ausschliefsend Philosophie, über welche er auch schon in Halle Vorlesungen hielt. Dann war er in Altdorf seit 1748 Privatlehrer, seit 1755 aufserordentlicher, und seit 1757 ordentlicher Lehrer der Philosophie und endlich seit 1766 zugleich Lehrer der Geschichte, immer mit unermüdetem Fleifs, bis ihn wenige Jahre vor seinem Ende ein apoplektischer Zufall nöthigte, den Lehrstuhl zu verlassen. Endlich beschlofs er sein thätiges Leben, nach vielen erduldeten körperlichen Leiden, den 18ten Sept. 1798 bald nach dem Eintritt in das 72te Lebensjahr. Nach *Stieglitzens* Tod war er auch Senior der Universität. Die grofse Anzahl seiner Schriften, von denen Hr. K. am

Ende ein vollständiges Verzeichniſs (faſt 1½ Bogen ſtark) beygefügt hat, beweiſen zur Genüge ſeinen unermüdeten gelehrten Fleiſs. Unter ihnen zeichnen ſich beſonders die aus, in denen er die politiſche ſowohl als gelehrte Geſchichte ſeines Vaterlandes bearbeitete. Er hatte auch eine eigene Sammlung aller, in die Nürnbergiſche Geſchichte einſchlagender Schriften angelegt, und ſolche nach und nach in acht Bänden, unter dem Titel: *Bibliotheca Norica Williana* beſchrieben. Dieſe ungemein reiche und ſchätzbare Sammlung hat er noch bey ſeinem Leben der Stadt Nürnberg unter ſehr billigen Bedingungen überlaſſen, wohin ſie nun nach ſeinem Tode gebracht, und daſelbſt aufbewahret und vermehrt werden ſoll. Seine Vorleſungen waren immer ſehr belehrend, zumal da er mit ſeinem Zeitalter fortſchritt, und ſelbſt noch in ſeinem Alter Vorleſungen über die *Kantiſche* Philoſophie hielt, die er auch herausgab. In ſeinen jüngern Jahren machte er einige gelehrte Reiſen, und unterhielt bis an das Ende ſeines Lebens einen ausgebreiteten Briefwechſel. Seine Obern ehrten ihn nach Verdienſt, und bedienten ſich bey den wichtigſten Vorfällen ſeines Raths. Sein Umgang war eben ſo angenehm als lehrreich. Einige Jubelfreuden, die er noch vor ſeinem Ende erlebte, verminderten die Leiden, die er am Schluſſe ſeines Lebens zu erdulden hatte.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Berlin*, b. Schöne: *Verſuch einer Geſchichte der Hochmeiſter in Preuſſen. Seit Winrichs von Kniprode, bis auf die Grundung des Erbherzogthums.* Von *J. N. Beker*, Dr. der Rechte. 1798. 112 S. 8. (9 gr.) Dieſe für die Geſchichte der preuſsiſchen Hochmeiſter intereſſante Schrift, hat ihre Entſtehung einem, bisher noch unbekannt gebliebenen Manuſcript zu verdanken, welches in dem Archiv des Städtchens Freudenthal, in Schleſien, aufbewahret wird, und unter andern Nachrichten eine umſtändliche Geſchichte des Hochmeiſters *Kniprodens* enthält, und von deſſen Hofkaplan *Vincenz* von Mainz niedergeſchrieben iſt. Da dieſe gleichzeitige Handſchrift einen weit gröſsern Reichthum an hiſtoriſchen Daten liefert, als alle Bücher, die von der mittlern preuſsiſchen Geſchichte handeln; ſo hielt es der Vf. der Mühe werth, *Kniprods* Geſchichte hiernach zu bearbeiten; und in der That erſcheint hier dieſer Hochmeiſter, der von 1351 bis 1384 die Regierung führte, und um die Aufnahme ſeiner Lande ſich ſo groſse Verdienſte erworben hat, in einem ungleich vortheilhaftern Lichte als bisher. Die Geſchichte ſelbſt iſt in verſchiedene Abſchnitte getheilt. Der *erſte* beſchreibt die Wahl und die Feyerlichkeiten bey der Inſtallation des neuen Groſsmeiſters. Ein Meiſterſinger aus Nürnberg ſang bey dieſer Gelegenheit die Geſchichte des alten heidniſchen Götzen *Bacchus*, und ward mit einem goldenen Becher beſchenkt. Der preuſsiſche Dichter Rixel hingegen beſang, (und zwar in preuſsiſcher Sprache, die aber durch ein Geſetz vom J. 1310. verboten und nicht mehr in Gebrauch war) die Thaten des tapfern *Waidwuts* und verglich dabey den neuen Hochmeiſter mit dem Sterne, der den drey äthiopiſchen Königen an der Krippe zu Bethlehem geleuchtet hatte. Er erhielt eine verdeckte Schüſſel zum Lohn, und als er ſie, in der Erwartung eines groſsen Schatzes, aufdeckte, fand er ſie voll tauber Nüſſe, mit dem Vers:

Niemahns hat verſtanden dich arme Prüſſe,
Deſs thu ich ihm ſchenken hundert falſche Nüſſe.

Unter den Geſchenken, die der Groſsmeiſter von den Städten bekam, befanden ſich ſechs goldene Schüſſeln der *Danziger*, ein künſtlich gearbeitetes Hifthorn der *Elbinger*, ein Stück von der Arche Noahs, in einem ſilbernen Kaſten, von der Stadt *Culm*, und eine Stahlrüſtung, mit goldenen Buchſtaben, von den Bürgern zu *Marienburg*. Bey dem Ehrenmahl muſste jeder Gaſt ein ſilbernes Becken mit acht Weinflaſchen, die ſich ſelbſt ergoſſen, auf *einen Zug* leeren. Der wackere Trinker, Veit von Baſſenheim, leerte es *dreymal*, und ward dafür von dem neuen Hochmeiſter zum Schloſshauptmann befördert.

Der *zweyte Abſchnitt* enthält eine eben ſo intereſſante als muſterhafte Erzählung des hartnäckigen Kriegs, den der Orden unter Kniprods Regierung mit den Litthauern unter abwechſelndem Glück, geführet hat, und worin beſonders der deutſchherriſche Marſchall *Schindkopf* und der litthauiſche Feldherr *Kinſtut* eine vorzügliche Heldenrolle ſpielten. Nach einer Berechnung, die Kniprod noch vor ſeinem Tode machen lieſs, waren in dieſem Kriege 177 Ordensritter, 15000 Edelleute und Bürger, 23000 Dienſtleute und 163000 Bauern, zuſammen 286177 Mann theils ums Leben gekommen, theils in die Gefangenſchaft geführt worden. Der *dritte Abſchnitt* ſchildert den Zuſtand des Landes, welches Kniprod, beym Antritt ſeiner Regierung zwar ſehr mittelmäſsig fand, aber ohngeachtet des litthauiſchen Krieges, ſeinem unwürdigen Nachfolger im blühenden Zuſtande hinterlieſs. Merkwürdig ſind die Nachrichten, die der Vf. aus den Handſchriften des *Vincenz*, von dem damaligen Weinbau in Preuſsen, von der Behandlung der Stöcke, von der Weinleſe und von den dabey angeſtellten Feyerlichkeiten mittheilt. Die Weinleſe hat man hier früher, als in andern wärmern und beſſern Weinländern zu geſchehen pflegt, angefangen, ſo daſs ſie zu Anfang des Octobers ſchon beendiget war. Wenn es wahr iſt, daſs, (wie Dusburg erzählt) im J. 1379. die Trauben ſchon ſogar um Jacobi geleſen worden; ſo wäre dies, beſonders für die Gegend von Preuſsen, etwas auſserordentliches, und verdiente eine genauere Unterſuchung der dabey eingetretenen Umſtände. Der damalige Ertrag aller Weinberge belief ſich auf 608 Tonnen, und der Dunſt von dem Moſte, womit der Keller des Hochmeiſters angefüllt war, ſtieg bis in die Gemächer des Schloſſes zu Marienburg, ſo, daſs man die Oeffnung in den Kellern mit Strohwiſchen verſtopfen muſste. Kniprods Regierung zeichnete ſich übrigens ſehr vortheilhaft aus. Durch Anlegung öffentlicher Landſchulen, die man vor ihm in Preuſsen noch nicht kannte, ſorgte er für die Bildung der Jugend. Er berief hierzu tüchtige Lehrer aus Deutſchland, die die Kinder in der deutſchen Sprache und im Chriſtenthum unterrichten muſsten. In Marienburg und Königsberg legte er, zur Beförderung der höhern Wiſſenſchaften, lateiniſche Schulen an, ſtiftete daſelbſt zwey Krankenhäuſer, berief zur Handhabung der Juſtiz die berühmteſten Rechtsgelehrten aus Italien und Deutſchland und beförderte den Handel, wodurch vorzüglich die Stadt Danzig in groſse Aufnahme kam. Sein Anſehen bey den Kaufleuten ging ſo weit, daſs ihn die Städte zum Haupt des Hanſiſchen Bundes wählen wollten. Er ſchlug aber dieſes ehrenvolle Anerbieten aus, weil der litthauiſche Krieg ihn unabläſſig beſchäftigte. Der Vf. giebt hierauf von dem damaligen Münzweſen des Ordens und von deſſen politiſchen Verhältniſſen gegen den deutſchen Kaiſer noch manche gute Nachrichten; äuſsert aber zuletzt nicht ohne Grund den Verdacht, daſs mehrere Comture und ſelbſt der Hochmeiſter, Mitglieder des fürchterlichen *Fehmgerichtes* geweſen ſeyn möchten. Vincenz erzählt wenigſtens einige ſchaudernde Beyſpiele, die es ziemlich wahrſcheinlich machen, daſs die Ordensritter dieſes Unweſen im Preuſsiſchen getrieben haben. Doch iſt es noch immer ungewiſs, daſs die Fehme auch daſelbſt beſondere Stühle gehabt habe. Kniprod ſtarb den 23ten Jun. 1382. und hatte unter allen Hochmeiſtern am längſten, aber auch am glorreichſten regieret.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 15. Junius 1799.

LITERATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Johann Stephan Pütter's Selbstbiographie*, zur dankbaren Jubelfeyer seiner 50jährigen Professorsstelle zu Göttingen. 1798. II Bände zusammen 884 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Man strebt bey jeder Biographie gern dahin, einen Standpunct aufzufinden, von welchem aus man das Schicksal, die Handlungen und Maximen eines Menschen auf einmal überschauen könne. Bey dem Inhalte des gegenwärtigen Werkes möchte man ihn in der Bemerkung antreffen, dass *Pütter* ein langes Leben, bisweilen in schwierigen Verhältnissen, und mit Rechtschaffenheit führte, ohne jemals irgendwo anzustossen, und bey ununterbrochener Thätigkeit, durchaus nicht von Ehrgeiz verlassen, sich nie zum übereilten Handeln hinreissen liess, indem er mit Resignation nur in dem Kreise *thätig* war, welchen die Umstände ihm anwiesen. Nach dieser Bemerkung entwirft man sich ein Bild von seinem Leben, wie man es hier wirklich aufgestellt findet. In äussern Verhältnissen sowohl, wie in den Wissenschaften und der Bildung seines Innern wagt er nie ein Durchgreifen der kühnen Hand; aber indem er unermüdet umherschaut, wie sich alles am bequemsten einrichten lasse, zwingt er unvermerkt die Umstände ihm zu gehorchen, und bereitet allmälig seiner Wissenschaft eine stille Veränderung, bauet sich ihr Gebiet nicht nach der strengen Regel an, welche sich aus ihrer Natur ergiebt, aber auf eine Weise, dass eben ihm in demselben überaus wohlbehaglich seyn muss. Er versäumt nie seine Pflicht und vielleicht kann sein Leben in sittlicher Hinsicht fleckenlos genannt werden; doch fragt man sich mitunter, ob er nicht mehr Gutes hätte vollbringen können, wenn er es bisweilen darauf gewagt hätte, in Fehler zu fallen? Niemals verletzt er die Wahrheit durch seine bestimmte Aussage, aber bekümmert sich nicht darum, ob der andere durch seine Rede, seine Handlung nicht vielleicht irre geführt werden könne; wenigstens besitzt er nicht jene grosse Wahrhaftigkeit, wodurch ein Mann uns überzeugend zuspricht, dass wir ihm ganz vertrauen mögen. Die Religion vollendet den Kreis seines stillen Glückes. So sehr das Gebilde des Augenblickes, die Geburt eines bestimmten Zeitalters sein Studium und der geliebte Gegenstand seiner Arbeiten geworden sind, so sehr gerade das vorübergehende im menschlichen Leben seine Neigung gefesselt hat; würde er doch trostlos da stehen, wenn in seiner Seele Zweifel an eine geoffenbarte Religion und eine Unsterblichkeit aufkommen könnten. Freylich ist auch sein Himmel so beschaffen, dass vielleicht nur ihm ganz wohl in demselben zu Muthe seyn möchte; aber sein himmelan gerichtetes Herz und sein Beziehen aller Ereignisse auf Gott würde man um so weniger aus seinem Leben hinwegwünschen, je vergeblicher man in demselben nach einem idealischen Wunsche umhersucht, welcher seiner Seele stets vorgeschwebt und ein höheres Colorit seinen Tagen verliehen hätte. Eben seine Frömmigkeit giebt neben dem Umstande, dass er bey aller Schlauheit und Berechnung der Umstände eine gewisse Kindlichkeit äussert, die um so naiver ist, je weniger sie gewiss nach seinen Absichten sich zeigen soll, seiner Biographie ihren eigentlichen Reitz.

Schon darin, dass Westphalen sein Vaterland ist, findet er einen Grund zur besondern Dankbarkeit gegen die Vorsehung, die ihm freylich noch ein weniger günstiges Vaterland hätte geben können. Mit Vergnügen erinnert er sich aus seiner frühsten Jugend, dass er oft, wenn der Lehrer die Schüler nach der Ordnung stellte, wie er mit ihnen zufrieden war, viele ältere Mitschüler unter sich gestellt sah. Als einem neunjährigen Knaben ward ihm von einem seiner Lehrer, der kaum in Jena die Wolfische Philosophie studirt hatte, schon ein Heft dictirt, dessen erste Periode ihm noch unvergesslich vor Augen schwebt: *Omne possibile est ens; quidquid contradictionem non involvit, est possibile.* Eines zweckmässigern Unterrichtes genoss er bey einem Prediger zu Hohen-Limburg an der Lenne, wo der damalige regierende Graf von Bentheim Tecklenburg gewöhnlich lebte, durch dessen Hof der Vf. früh zum Anblick der vornehmen Welt und zur Tonkunst geführt wurde, zu welcher letzten er sonst wenig Anlage von Natur bey sich verspürte. Auf den Geburtstag des Grafen hielt er eine lateinische Rede in Versen... „Die Rede selbst wurde hernach gedruckt, wovon ich zu meinem Vergnügen noch ein Exemplar besitze. Meinen Namen gedruckt zu sehn, machte mir damals eine grosse Freude, zumal da ich doch etliche Zeilen mir selbst als Verfasser zueignen konnte..." Schon im dreyzehnten Jahre ward er auf die Universität Marburg geschickt. Wie äusserst charakteristisch ist folgende Stelle von der Enthaltsamkeit des Knaben: „Einigermassen kam mir meine Jugend, die sich selbst durch meine kleine Statur verrieth, oft zu statten, dass mir weniger Aus-

ſchweifungen mit zu machen zugemuthet wurde, als ſonſt vielleicht geſchehen wäre. Ich erinnere mich mehr als einmal in Geſellſchaften geweſen zu ſeyn, wo auſser mir alle übrige, zum Theil bis zur höchſten Stufe, vom Weine berauſcht waren. Alle meine Bekannte rauchten Taback, einmal in einem kleinern Zimmer abſichtlich ſo, daſs das Licht vor Dampf ausgieng. Beide Exceſſe machten auf mich einen ſo widrigen Eindruck, daſs ich auch ſeitdem weder jemals mich berauſcht, noch Taback geraucht habe. Ich konnte kaum begreifen, wie ſich meine Freunde daran ſo gewöhnt hatten, daſs es ihnen unmöglich war, davon abzulaſſen. Viele konnten über das des Schnupftabacks ſich nicht enthalten. Das nahm ich mir zur Warnung, mich für den Anfang zu hüten, auch keinen Verſuch damit zu machen, um mich mit ſo entbehrlichen Dingen, als unabläſsigen Bedürfniſſen zu beladen..." Jeder Student muſste damals zu Marburg einen Degen tragen, welches Veranlaſſung zu vielen Schlägereyen wurde. Der Vf. kam nie in eine ſolche Verlegenheit... „Nur das erinnere ich mich wohl, daſs junge Leute, die noch in blauen Mänteln in die Schule giengen, und ungleich gröſser, als ich, waren, wenn ſie mich mit dem Degen vorbeygehen ſahn, etwas Hohn darüber hatten. *Ich that aber, als wenn ich es nicht merkte; ſonſt würde es mir ein leichtes geweſen ſeyn, durch meine Freunde es ihnen übel vergelten zu laſſen!..*"

Daſs *Pütter* mit dem gröſsten Fleiſs und mit der ſtrengſten Ordnung ſeine Studien trieb, weiſs man ohne weitere Verſicherung von einem ſolchen Charakter. Bey ſeinem Aufenthalt zu Halle lernte er zuerſt durch den gewaltigen Eindruck, welchen die Eröffnung der Laufbahn Friedrichs II. an dieſem Orte vorzüglich machte, ſeine Exiſtenz in Verbindung mit den groſsen Weltbegebenheiten zu bringen. Hier fing er auch an, ſich durch die Beyſpiele anderer eine gewiſſe Politik des Profeſſors zu bilden. Beſonders prägte er ſich ein, welchen nachtheiligen Eindruck es ſowohl bey der ſtudierenden Jugend als bey den übrigen Lehrern es macht, wenn ein Profeſſor den mündlichen Lehrvortrag nicht für den höchſten Beruf achtet. Der berühmte *Wolf* litt ſehr darunter, daſs er in ſeinem erſten Programme nach ſeiner Rückkehr nach Halle geäuſsert hatte, er würde ſeine übrige Lebenszeit mehr der Fortſetzung ſeiner Schriften, als dem mündlichen Vortrage widmen, um als *Profeſſor generis humani* zu wirken. In Jena ſchloſs *Pütter* ſeinen Freundſchaftsbund mit *Achenwall*, welcher ſie mit einander vereinigt gehalten, ſo lange dieſer lebte, und im gegenwärtigen Werke eine ſehr erfreuliche Erſcheinung iſt, eine ſchöne Blume der Empfindung mitten unter den gröſstentheils dornigten Geſchäften, womit ſich beide Freunde freylich ihrer Neigung gemäſs durch das Leben zogen; denn Achenwall gewann ſeiner lebendigen Wiſſenſchaft doch eben die Seiten ab, welche Wärme der Phantaſie und des Herzens und helles Anſchauen des Verſtandes am wenigſten befördern. Eine gleichfalls liebenswürdige Anhänglichkeit band den Vf. zu jena an den berühmten Lehrer *Eſtor*, durch welchen er in die praktiſche Jurisprudenz vorzüglich eingeweiht wurde. Aber, wie früh er es verſtand, jede Schwäche des dritten zu ſchonen, um in keine Unbequemlichkeit zu gerathen, lehrt uns ſchon dieſes Verhältniſs. Er hätte gern *Buder's* hiſtoriſche Vorleſungen beſucht: aber ein Studentengeſchwätz wollte ein unfreundliches Vernehmen zwiſchen dieſem und *Eſtor* wiſſen, und *Pütter* hörte jenen nicht, um dieſem nicht zu miſsfallen. Nachher machte ihm ſein Freund ſelbſt Vorwürfe, daſs er den Lehrer der Geſchichte nicht benutzt habe.

Er folgte *Eſtorn* nach Marburg, einer viel weniger zahlreichen Univerſität als Jena, wo derſelbe einen nur halb ſo groſsen Hörſaal mit ſeinen Zuhörern füllen konnte. Der Vf. machte bey dieſer Gelegenheit eine Bemerkung, welche ihn in ſeinem ganzen akademiſchen Leben geleitet hat und noch in ſeinem Alter leitet, daſs es, um einem Lehrer nicht den Muth zu nehmen, nicht ſowohl auf die Gröſse des Hörſaals, als darauf ankomme, daſs nicht zu viel leere Plätze darin zu ſehen ſind. Von der Verminderung der Studirenden in Göttingen während der letzten Jahre ſagt er deshalb, daſs ſie mittelſt zweckmäſsiger Verkleinerung der Hörſäle weniger bemerklich gemacht ſey. Manche andere kleine Vortheile, welche beym mündlichen Vortrage wichtiger ſind, als man ohne eigne Erfahrung glauben mag, hat er gleichfalls bemerkt, ſobald er anfing, in *Marburg* Vorleſungen zu halten. Die praktiſchen juriſtiſchen Arbeiten, welche er zugleich übernahm, die Verbindungen, welche er durch die Nähe des Kammergerichtes, der Kaiſerwahl u. ſ. w. erhielt, die ausgebreiteten Bekanntſchaften ſeines Freundes *Eſtor*, hatten ihm ſchon manche Ausſichten eröffnet, als ein Kammergerichtsaſſeſſor von *Schwarzenfels*, ein Schweſterſohn des edlen Miniſters von *Münchhauſen* in Hannover, ihn zum Profeſſor nach Göttingen vorſchlug.

Durch ſeinen Aufenthalt zu Wetzlar, Regensburg und Wien bereitete er ſich noch mehr zum Lehramte im deutſchen Staatsrechte. Ungemein iſt die Sorgfalt, wie er denſelben benutzte. Er hatte ſich mit Recht den Plan gemacht, ſeine Zeit nicht ſowohl mit Bücherleſen zuzubringen, als vorzüglich nur mit Acten oder andern geſchriebenen Sachen, und dann von jedem perſönlichen Umgang, der für ſeine Abſichten zuträglich ſeyn könnte, allen möglichen Vortheil zu ziehen. Dieſes ſichtbare Beſtreben war wohl die beſte Empfehlung, um ihm Eingang in die groſse Welt zu verſchaffen; aber auch wohl niemals hat ein Mann von Verdienſt vornehmen Perſonen die freundliche Aufnahme mit einer ſolchen Verehrung vergolten. In ſeinem ganzen Leben zeigt ſich dieſelbe auf eine merkwürdige Weiſe. So ſehr ſeine Schlauheit ihn die Schwächen auch der Männer vom höchſten Range bemerken läſst; ſo ehrfurchterweckend bewegt ſich die vornehme Welt gleich-

gleichsam in einem heiligen Glanze vor seinen Augen. Es wäre etwas unnatürliches, wenn *er* diesen Zug nicht in seinem Charakter hätte, und wir möchten ihn nicht vermissen, so sehr es Geist des Zeitalters ist, vielmehr mit Spott, als mit Verehrung auf die grosse Welt zu schauen.

Das ganze Leben *Pütter's* in Göttingen ist ein Gewebe von nie ermüdeter, wohlberechneter Thätigkeit, die immer ihr Ziel erreicht und nie mit Ungestüm nach demselben vordringet, von einer schlauen Berechnung aller kleinen Vortheile, die sich zuletzt zu einem seegensreichen Strome vereinigen, von einer fast beyspiellosen Genügsamkeit und Zufriedenheit mit seiner Lage, dass viele glänzende Aussichten, die sich ihm eröffnen, sein Gemüth in keine Bewegung bringen. Als ein Jüngling von ein und zwanzig Jahren reversirt er sich schon, dass er die königlichen Dienste nicht verlassen wolle. Wie *Münchhausen* dies von ihm verlangt, sieht er darin einen Wink der Vorsehung, weil die Lage von Göttingen ihm gefallen hat, weil er sich Hoffnung auf andere Stellen im Lande macht, wenn das akademische Leben nicht nach Wunsch einschlagen sollte, und weil er sich erinnert, wie oft *Ejtor* durch angetragene Veränderungen des Ortes in grosse Unruhen versetzt worden.

Eine Fessel für sein ganzes Leben liess er früh um sich schlingen, und pries sich glücklich. Nach diesem Anblick ist man äusserst begierig zu wissen, wie ihm die Bande der Ehe geknüpft werden, wiewohl man vorher weiss, dass er auch hier seine Foderungen nicht hoch spannen, aber die gemachten sicher erreichen werde. Nirgends eine Spur, dass die Liebe sein Herz ergriffen hätte. Ihm entgeht es aber nicht, dass die Professoren, welche er für glücklich schätzte, es vorzüglich darum waren, weil sie in vergnügter Ehe lebten. Das Essen des Speisewirthes entsprach seinem Geschmacke nicht; Besuche ausser dem Hause, wenn er müde von der Arbeit war, hatten etwas unbequemes, die häuslichen Geschäfte etwas verdriessliches. Alles dies bringt ihn zu der Ueberzeugung, dass er in seiner bisherigen Lage nicht glücklich bleiben könne. Dennoch stellt er die Frage, ob er eine Veränderung vornehmen oder im ledigen Stande bleiben solle, in seinen angelegentlichsten Unterhaltungen mit Gott dessen gnädiger Führung anheim. Ein junger Freund kommt eines Tages zu ihm und schlägt ihm mit allen Zeichen der aufrichtigsten Theilnahme eine unbescholtene Jungfrau zur Braut vor. Viele Glieder ihrer Familie kannte *Pütter* als rechtschaffne Menschen; er glaubte einen Wink der Vorsehung bemerkt zu haben. Nachdem er vernommen, dass die *in Frage stehende Person* eine Tochter des Geheimenrathes *Stock* zu Braunfels, noch nicht versprochen sey, reiset er ab, sich persönlich zu zeigen. Er sieht die zweyte Tochter für die ältere an, und die nach seiner Meynung jüngere gefällt ihm vorzüglich. Nachher aber hört er, dass eben diese die ältere, ihm vorgeschlagne sey, und *freuet sich herzlich, dass seine eigene Wahl doch nun auch bey seiner Heyrathsgeschichte etwas gegolten habe.* Noch jetzt ist diese Verbindung das Glück seines Lebens.

Es würden sich noch manche kleine charakteristische Züge aus dieser Biographie ausheben lassen z. B. über des Vfs. grosse Freude, wenn es ihm gelingt, Heyrathen zu stiften, über sein Vergnügen an juristischer Arbeit in einer schönen Natur und unter dem blauen Frühlingshimmel, über seine Ansicht der Grafen, des Adels unter der studirenden Jugend. Allein auf die geschilderten Grundzüge lässt sich doch alles zurückbringen. Nur wird man ausser dem Inhalte, welcher den Helden dieser Biographie unmittelbar betrifft, sehr viel interessantes über bedeutende Menschen und Verhältnisse finden. Um so lebhafter wird der Wunsch, dass der Vf. dem Gedanken treu bleibe, noch eine synchronistische Beschreibung seines Lebens oder eine Darstellung der wichtigen Menschen zu liefern, mit welchen ihn das Schicksal zusammenführte. Er wird seinem schönen Alter dadurch ein neues ruhmvolles Denkmal setzen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LÜBECK u. LEIPZIG, b. Bohn: *Wie sichert man sich vor Briefverbrechung und deren Verfälschung?* In drey verschiedenen Abhandlungen. Nebst Siegel- und Schrift-Cabineten für den Liebhaber. 1797. 340 S. 8. (1 Rthlr.)

Rec. ist zwar nie in dem Falle gewesen, anderer Leute Briefe eröffnen zu wollen, oder auch seine eigenen eröffnet zu sehen, und bekennt gern, in das ganze Geheimniss nicht eingeweiht zu seyn: demungeachtet kann er den Vortrag dieses Buchs als deutlich, passend (die übertriebene Weitschweifigkeit etwa abgerechnet), folglich als lehrreich für eine zahlreiche Classe von Menschen empfehlen, und glaubt durch eine gedrängte Uebersicht des Hauptinhalts die Leser besser zu befriedigen, als durch einzelne angebrachte Bemerkungen. — Der erste Abschnitt zeigt die Kunstgriffe, deren sich schlechtdenkende Menschen bedienen, um Briefe unbemerkt zu öffnen; der zweyte macht auf die Kennzeichen der widerrechtlichen Eröffnung aufmerksam; der dritte lehrt die Mittel, durch welche sie erschwert oder unmöglich gemacht wird. — Briefe öffnet man entweder durch Lüftung des Siegels mit einem flachen, wenig scharfen, erwärmten Messer, auch durch Saitendraht; oder durch einen feinen Schnitt, theils am Rande des Briefs, theils zunächst an der Peripherie des Siegels selbst. Ein feiner Leim von Hausenblasen dient zur Wiederbefestigung des abgelösten Siegels, und zur Vereinigung des zerschnittenen Papiers. Die geübte Hand des Betrügers bringt es so weit, dass selbst ein scharfes Aug keine Spuren des gemachten Schnitts entdeckt. Will man ein ächtes Siegel zu einer falschen Urkunde haben, so schneidet man es von einem unbedeutenden Documente ab, löset durch laues Wasser die Papierunter-

lage davon, und leimt es dann auf das geschmiedete Diplom. — Geht das Lüften des Siegels zu schwer, so macht sich der Betrüger ein eigenes, durch einen unten glatt polirten Cylinder von Bley, in welchen er mit einem tüchtigen Hammerschlag die Züge des ächten eindrückt, und dieses unbesorgt verderbt, weil er nun das Mittel in Händen hat, es so oft es ihm beliebt wieder herzustellen. Er kann sich den Siegelstempel auch durch ein selbst verfertigtes flüssiges Metall, oder durch ein Amalgama von Queckfilber, Zinn, Bley und Silber, oder auch durch Gips verschaffen, welcher nach dem gemachten Abdrucke vorsichtig getrocknet, und mit feinem Firniss vollkommen haltbar gemacht wird. Zu diesen verschiedenen Arten findet man im Buche nicht nur die Recepte angegeben, sondern der Vf. bietet auch einen vollständigen Apparat aller hieher gehörenden Gegenstände, nebst sympathetischen Dinten etc. für 2 Carolin dem Liebhaber, oder vielmehr demjenigen an, welcher lernen will, sich vor Schaden zu hüten. — Ist die Eröffnung durch einen Schnitt in das Papier geschehen, wozu der breit gefalzte Rand an einer Seite des Briefs vorzüglich den Argwohn erweckt, so zeigt sich der Betrug durch Benetzung mit Wasser, welches den feinen Leim löset und den gemachten Schnitt offenbart. Wurde das Siegel gelüftet, so bleibt bey aller Vorsicht im Manoeuvriren doch etwas von dem durch das warme Messer verdorbenen Siegelrande bemerkbar; man versucht mit lauem Wasser, obs wieder aufgeleimt sey, oder die angewachsene Dicke verräth, dass es mit feinem Lacke festgemacht wurde. — Das nachgemachte Siegel entdeckt sich durch den blossen Anblick, weil weder das Bley, noch das flüssige Metall, noch das Amalgama, so scharfe Umrisse der Figuren geben, als das Metall, auf welchem das Original eingestochen ist. Ueberdies bleiben immer kleine Erhabenheiten und Vertiefungen auf der eigentlich glatten Fläche bemerkbar, und es fehlt der Glanz des Originalsiegels; nur das Amalgama hat zu viel Glanz, zeigt auch gewöhnlich sitzend gebliebene Theilchen vom Queckfilber. Bey allen erkennt man die Spuren von Oelfettigkeiten, mit welchen man den nachgemachten Stempel vor dem Abdrucke bestreichen musste. — Gegen alles Erbrechen sichert man sich am besten, wenn man nie ein Couvert über seinen Brief macht, weil es dem Schnitte zu sehr ausgesetzt ist; wenn man zum Siegeln lieber Oblaten als Lack nimmt, weil es zum Lüften zu dünn ist, und für den falschen Stempel keinen deutlichen, reinen, Abdruck giebt. Nimmt man ja Lack, so muss er fein seyn, brennend und dünn aufgetragen werden. Gegen ein nachgemachtes Siegel sichert vollkommen der Abdruck des mit feinem Russe angelaufenen und an der glatten Oberfläche wieder gereinigten Petschafts. Die Vertiefungen drucken sich schwarz auf den Lack, und im Buche steht die Anweisung, wie dann durch halbes Schmelzen des Siegels alles Erhabene vernichtet, und doch die Figur des Siegels durch die schwarze Farbe beybehalten werden kann. Ein anderes angegebenes sehr zuverlässiges Mittel gegen die Eröffnung, dass man Seidenfäden durch die Theile des Briefs ziehe, und das Ende in das Siegel mit einhefte, hat des Rec. Beyfall nicht, weil man dadurch auf die Wichtigkeit des Briefs schon durch den blossen Anblick aufmerksam macht. Von S. 237. folgen Bemerkungen über nachgemachte Namensunterschriften, die aber nichts Neues enthalten. Man verfälscht sie nämlich, entweder durch Nachzeichnung auf ölgetränktem Papiere, oder durch Abbausen, oder durch freye Handzeichnung. Die letzte Art ist natürlich die gefährlichste; die ersten verrathen sich bald durch ihre Steifheit. Eben so fanden wir auch in dem Anhange von Chiffreschriften richtige Bemerkungen, aber nichts, das nicht längst bekannt, und bey Diplomatikern eingeführt wäre. Die gewöhnlichsten Arten genügen dem Vf. mit Rechte nicht; er empfiehlt dagegen die wirklich gegen alle Entzifferung gesicherte Gattung, dass zwey Männer sich verabreden, ein gewisses Buch, ein Zeitungsblatt etc. als Schlüssel gelten zu lassen, und dann in ihrem Briefe sich auf die Seitenzahl, Zelle, Wörter und einzelne Buchstaben des Buchs, durch Zahlen und Striche beziehen. Man gebraucht diese Art auch wohl gegenwärtig am haufigsten.

Prag, auf Kosten des Herausgebers, und in Comm. b. Geers: *Patriotisches Journal für die K. K. Staaten zur Kenntniss der in- und ausländischen Begebenheiten.* 4 Hefte. 1796. 1797. 304 S. 8.

Auch dieses Journal hat aufgehört. So sehr in Allgemeinen es befremdend und traurig ist, dass sich die K. K. Erbstaaten keines solchen Journals, wie z. E. die Jahrbücher für die K. Preussische Monarchie sind, rühmen können, und dass sich z. E. nicht einmal die Oesterreichische Monatsschrift erhalten konnte; so wenig ist das Aufhören *dieses Journals* doch nicht gar sehr zu bedauern, da es seiner Bestimmung wenig entsprach, und z. E. Witterungsbeobachtungen, Mode-Artikel, Romanzen und schlechte Gedichte, die mit dem Patriotismus wenig Zusammenhang haben, aufnahm. Die vorzüglichsten Artikel sind: Berichtigungen des Jahrbuchs der Tonkunst von Wien und Prag. — Handlungs- und Manufactur Nachrichten (eigentlich blosse Bruchstücke) Landesaufgebote in Tyrol. — Ueber den Zustand des Theaters in Prag. — Bemerkungen über Tyrol. — Biographische Skizze vom K. K. Feldzeugmeister Prinzen Friedr. Wilh. v. Hohenlohe Kirchberg. — Sendschreiben der Graf Stiebarischen Beamten an den Landmann in Böhmen zur Zeit der Feindesgefahr. Einige ökonomische Artikel haben einigen Werth; das übrige verliert sich ins Mittelmäsige und noch weiter hinab: so z. E. sind die Gedanken am Grabe des Jünglings S. 200. sehr matt und unvollendet:

„Wie die Rose, die durch die Knospe *glüht*,
Ehe noch die Blätter *durch das Grün*
Sich gedränget, und die volle Blüthe
Floras heller Purpurglanz beschien u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 17. Junius 1799.

NATURGESCHICHTE.

WIEN, auf Koſten des Vfs. gedr. b. Schmidt: *Verſuch einer Mineralogie für Anfänger und Liebhaber*, vom *Abbé Eſtner*, Mitgliede der Geſellſchaft naturforſchender Freunde zu Berlin. *Zweyter Band, zweyte Abtheilung.* Thon- Talk- Kalk- Barytgeſchlecht und Sidneyerde; nebſt Bemerkung der in den vorzüglichſten Wiener Kabinetten ſich auszeichnenden Mineralien und Foſſilien. XIV u. 657 S. gr. 8. (2 Rthl. 12 gr.)

Die erſten Theile dieſes ſchätzbaren Werkes ſind ſchon von einem andern Rec. in dieſen Blättern angezeigt worden. Der Vf. fährt auch in dieſer Abtheilung fort, mit rühmlichem Fleiſse und genauem Beobachtungsgeiſte die noch übrigen Mineralien aus der Claſſe der Erden und Steine zu beſchreiben; wobey er nicht blos andern nachbetet, ſondern die Gegenſtände ſo darſtellt, wie ſie ihm nach eigenem Urtheile vorkamen. Auſser den ſehr ausführlichen äuſseren Beſchreibungen jeder beſondern Gattung, giebt der Vf. vorzüglich die empiriſchen Kennzeichen, welche bey den verſchiedenen Gattungen vorkommen, ſehr genau an, wodurch Anfänger ſowohl als Geübtere eine ſehr vortheilhafte Kenntniſs zur Beurtheilung des Geburtsortes verſchiedener Stufen oder Handſtücke bekommen. Durch dieſe Angaben zeichnet ſich dieſes Werk vor allen andern mineralogiſch-oryktognoſtiſchen Lehrbüchern bey weitem am vortheilhafteſten aus. Insbeſondere wird die nähere Kenntniſs der ungariſchen und ſiebenbürgiſchen Kabinetſtücke dadurch ſehr erleichtert, weil der Vf. zu deren genauern Unterſuchung am meiſten Gelegenheit hat. Mit demjenigen, was der Vf. in der Vorrede zu dieſer Abtheilung über die ſyſtematiſche Ordnung der Foſſilien ſagt, die, wenn man nach chemiſchen Grundſätzen allein ordnen wollte, nicht allein ſehr oft aufs neue abgeändert werden müſste, wie es Klaproth's neue Analyſen beweiſen, ſondern auch den in der Natur vorkommenden Annäherungen zu oft ganz entgegen ſeyn würde, iſt Rec. völlig einverſtanden; es iſt daher beſſer, die Edelſteine, welche man längſt zu den glasartigen Steinen zählte, im Syſteme beyſammen zu laſſen, und ſie allenfalls unter verſchiedenen Rubriken: als glasartig-kieſelhaltige, glasartig-thonhaltige u. ſ. w. zu ordnen. Auf dieſe Art iſt der chemiſche Charakter jedes dieſer Edelſteine zugleich hinlänglich beſtimmt, und es wird eine ſolche Ordnung nur ſo weniger Schwierigkeiten haben, da jede Gattung der Edelſteine meiſtens nur eine Art begreift. Diejenigen, welche eine neue Grunderde enthalten, werden vorangeordnet. Die gleichzeitig mit der Erſcheinung der vorliegenden Abtheilung des Eſtnerſchen Werkes bekannt gemachten und die noch ſpäter nachher von Klaproth unternommenen, zum Theil dem Publicum noch nicht bekannten Analyſen haben die Mineralſyſteme noch mehr erſchüttert, als unſer Vf. es in der Vorrede ſchon vom erſten Bande der Klaprothſchen Beyträge behauptet. Klaproths Analyſe des peruvianiſchen Smaragds iſt ſeitdem aber auch wieder, wie es ſcheint, berichtiget; da Vauquelin zuerſt im Berylle und dann im peruvianiſchen Smaragde eine neue, von ihren ſüſsſchmeckenden ſalzigen Verbindungen Glucine genannte Grunderde entdeckt hat, wodurch alſo wieder ein neues Geſchlecht begründet wäre. Rec. glaubt daher, daſs wenigſtens ſo lange, bis *alle* bekannten Mineralkörper, wo nicht von *einem* Chemiker, doch nach *einer* und zwar vorzüglichen Methode zerlegt ſind, nichts gewiſſes über eine chemiſche Anordnung derſelben beſtimmt werden könne, und daher die Beybehaltung der jetzigen Ordnung, wo die Gattungen nach äuſseren Kennzeichen allein geordnet werden, bey weitem die beſte ſey.

Was den Inhalt dieſer Abtheilung der vorliegenden Schrift angeht, ſo finden die Leſer zuförderſt von S. 537 bis 588 Zuſätze zur erſten Abtheilung des zweyten Bandes. Sie enthalten eine ſehr vollſtändige Beſchreibung des bengaliſchen ſowohl als des chineſiſchen Demantſpathes, welche nach einer Menge von Exemplaren entworfen iſt, die Haidinger aus England ſelbſt mitgebracht hatte. Das Pulver dieſer Steinart ſoll nie zum Schleifen und Poliren der Edelſteine, ſondern nur zu Carneol und Achat angewandt worden ſeyn; aber auch für letztere bedient man ſich jetzt wieder des Schmirgels. Ferner die Beſchreibung des Augits, welchen der Vf. zwar längſt kannte, ihn aber für eine Abänderung der baſaltiſchen Hornblende hielt, mit der er wenigſtens ſehr nahe verwandt ſey. Der Vf. theilt hier ſehr intereſſante Nachrichten über das Vorkommen des Augits in Siebenbürgen mit, welche ſein Freund *Esmark*, ein königl. däniſcher Penſionär, auf einer Reiſe in dieſem Lande anſtellte. Auch in den Mandelſteinen von Faſſa in Tyrol kommen Augite vor. Dieſe Maſſe habe der Vf. vormals irrig für Grünſtein gehalten, weil er die Augitkryſtallen für gemeine Hornblende angeſehen habe. Bey der Ableitung des Namens dieſer Steinart meynt der Vf., ob er vielleicht mit dem Augapfel, welcher zwiſchen der Horn-

haut inne liegt, vergleichen sey, weil der Stein zuweilen zwischen einer speckstein artigen Rinde eingewachsen vorkomme? — Solche Etymologien sind des Vfs. nicht würdig und in der That sehr weit hergeholt; es liegt auch nicht einmal ein richtiger Begriff dabey zum Grunde, da bekanntlich das Auge mit allen seinen Häuten unter der Benennung Augapfel begriffen ist. Ferner die Beschreibung des *Krokallits*, einer rothen in Mandelsteinen zu Felvatza in Siebenbürgen vorkommenden muthmaßlich neuen Steinart, der Vf. habe kürzlich erfahren, dass dieser Stein ein Zeolith seyn solle. Auch Rec. hält ihn dafür, obgleich er sich vom gewöhnlichen dichten rothen Zeolithe durch etwas fettglänzendes und etwas grösere Härte, wie auch durch eine Annäherung zum unvollkommen blätterigen Bruche unterscheidet. Er ist auch schon von Hn. *Lenz* in seinem mineralog. Taschenbuch 1798. unter dem Namen Crocallit aufgenommen, wo die Beschreibung aber ganz von *Estner* entlehnt ist. Ferner Leuciten sind von Esmark auch in Siebenbürgen entdeckt. Sie bilden Drusen auf Mandelsteinen, sind theils krystallisirt und dann nur durchscheinend, theils in Körnern, welche vom halb- bis zum vollkommen durchsichtigen wechseln. Einige haben eine ziegelrothe Farbe; blass leibrothe und ganz durchsichtige fand der Vf. auch unter den italienischen. Die siebenbürgischen scheinen nicht vulkanischen Ursprungs zu seyn; denn Esmark fand keine Spur eines Vulkans in Siebenbürgen. Ferner: milchweissen zerreiblichen Amethystquarz sowohl derb als krystallisirt ist auf dem Steinbauer zu Neuberg in Steyermark gefunden. Das Zerreibliche komme wahrscheinlich von etwas beygemischtem Kalke her. Auf der Insel Elba breche schöner krystallisirter Prasem. In der Gebirgsart der Vesuviane komme krystallisirter und eingesprengter magnetischer Eisenstein vor. Der sechsfache Durchgang der Blätter bey dem Bergkrystalle gehe nach der Richtung der Zuspitzungsflächen. Bey Steyerdorf im Bannate habe Esmark gleich unter der Dammerde Onyxe und Chalcedone gefunden, welche den isländischen vollkommen ähnlich seyen. Zu Fassa in Tyrol komme Heliotrop bey dem rothen Zeolithe vor; die rothen Puncte desselben seyen selbst zum Theil rother dichter Zeolith. Zu Atsutza in Siebenbürgen habe Esmark unter andern gemeinen und Halbopalen von verschiedenen Farben auch einen blutrothen in sechsseitigen mit drey Flächen zugespitzten Säulen in Afterkrystallen gefunden. Ferner führt der Vf. sehr interessante Beobachtungen von Esmark über das Vorkommen der Fichtelschen Zeolithe an. Diese hielt unser Vf. für pechsteinartige Massen, welche sich dem Obsidiane nähern und in denselben übergehen. Esmark hält sie für Obsidiane (Werner sieht sie für eine eigene Gattung an, welcher er den Namen *Perlstein* gegeben hat), und behauptet daher, dass man dreyerley nämlich pechsteinartige, zeolithartige und glasartige Obsidiane annehmen müsse; die zeolithartigen sind die, von welchen hier eigentlich die Rede ist. Die glasartigen sind die gewöhnlichen schwarzen, welche sich auch in Körnern mit krummschalig abgesonderten (oder wie sie unser Vf. nennt ausgezeichneten) Stücken in den zeolithartigen, welcher gleichfalls diese abgesonderten Stücke zeigt, eingeschlossen finden. Sie schmelzen zu einem bimsteinartigen Glase, sind aber nach Esmark so wenig als die isländischen vulkanischen Ursprungs; denn es war in allen den Gegenden, welche Esmark deswegen genau untersuchte, keine Spur von Vulkanen. Rec. glaubt nicht, dass man alle Einwirkung des Feuers auf diese Substanzen durchaus ableugnen könne. Die Beschreibung des Lasursteines, welchen der Vf. ehemals als zum Eisengeschlechte gehörig ansah, dem aber Klaproth die Stelle unter dem Kieselgeschlechte aufs neue zugesichert hat, ist auch in diesen Nachträgen nachgeholt, so wie auch die des Lazulithe von Verau, welcher, wie Rec. vernimmt, auch neuerlich in der Stickelberger Gegend hinter wienerisch Neustadt gefunden seyn soll. Von den in den folgenden Paragraphen fortgeführten genauen Beschreibungen der Gattungen des Thon- Talk- Kalk- und Barytgeschlechts bemerkt Rec. nur folgendes. S. 626. Einfarbigen grünen Jaspis habe der Vf. nie gesehen, das, was man dafür ausgebe, sey oft erhärteter Thon oder Achat mit Chalzedon und grüner Erde durchdrungen. S. 627. Auch die Hauptmasse der Voigtischen Jaspisporphyre könne er für keinen Jaspis, sondern höchstens für ein Mittelding zwischen erhärtetem Thon und Jaspis halten. S. 628. Der eigentliche Jaspis müsse immer schimmernd seyn, der ganz ins erdige übergehende müsse dem erhärteten Thone einverleibt werden, um den Begriff von Jaspis deutlicher zu machen. Ausser dem gemeinen und Porcellanjaspis hat der Vf. keine Arten aufgeführt, sondern den Aegyptenstein und Bandjaspis, wie auch schon Wiedemann, zum gemeinen gerechnet. Den Polirschiefer führt der Vf. S. 635. als zweyte Art des Tripels an und bemerkt, dass beide Arten künftig ins Kieselgeschlecht zu setzen seyn würden. Jeder im grosen schieferig brechende Tripel könne zu dieser zweyten Art gerechnet werden. S. 644 bemerkt der Vf., dass in Ungarn hin und wieder sehr gute und ächte Alaunsteine brechen, und verspricht z. B. vom Havescher, der von allen bisher bekannten in mehreren Stücken abweiche, mit der Zeit eine genaue Beschreibung zu liefern, da ihm alle Abänderungen desselben zugesandt seyen. Die Alaunerde Werners bezeichnet der Vf. mit dem Namen alaunige Erde, um Verwechselung mit der reinen Thonerde zu verhüten. S. 653. Das Queckssilberbergwerk zu Idria, welches Werner für ein Steinkohlengebirge gehalten habe, sey sehr merkwürdig; denn es brechen hier uranfängliche und Flötzgebirge zusammen ein. Der Alaunschiefer habe hier von dem eingemengten Queckssilber, so wie auch der Brandschiefer eine Mittelfarbe zwischen dunkelkoschenille, roth und bräunlich schwarz. S. 654. bey Krems in Oestreich werde auch ein graulichweisser und röthlichgrauer mit Eisenflecken durchzoge-

zogener kleinkörniger, theils glimmerartiger in Speckstein übergehender, mit scheinbar zu Porcellanerde aufgelöstem Feldspathe eingesprengter Stein zum Alaunsieden benutzt, welcher überdem noch Stellen von erdigem Talk, sparsame blasse Granatkörner und Graphit enthalte. Der Schillerspath komme auch bey Dobschau in Oberungarn, bey Matray in Tyrol als Geschiebe im Innflusse am Mezzeberge bey Mähren vor. Zu Ambras in Tyrol soll eine schöne Tischplatte des tyrolischen seyn, es müsse also der Bruch noch wohl aufzufinden seyn, da es im Innflusse so viele Geschiebe davon gebe. Den Kyanit hat der Vf. zwischen den Schillerspath und die Hornblende gestellt; beide letztere Steinarten hätte er sollen auf einander folgen lassen, da sie ziemlich nahe verwandt sind. Auf den Sanalyen komme der Kyanit in verschiedenen Gemengen in der Nachbarschaft derselben auch auf lauchgrüner strahliger Hornblende von blafsvioletter Farbe derb, vor. Er finde sich in platten vierseitigen Säulen, die wenn sie dicker werden oder in die geschobene vierseitige Säule übergehen, an den Seitenkannten der breiteren Seitenflächen mehr oder weniger abgestumpft sind, hier ist entweder ein Druckfehler und es muss statt Seiten — Endkanten heissen, oder der Vf. hat sich undeutlich ausgedrückt. Ferner in Zwillingskrystallen, aus zwey tafelartigen vierseitigen Säulen bestehend, welche mit den breiten Seitenflächen zusammengewachsen sind, so dass an den abgestumpften Seitenkanten einspringende Winkel entstehen. Er scheine mit dem Glimmer und der Hornblende näher als mit dem Talke verwandt zu seyn, und da auch nach den bekannten Analysen die Thonerde vorwalte; so habe der Vf. ihm hier seine Stelle angewiesen. S. 705. Das vormals häufig auf dem alt Antoni von Padua Stollen zu Schemnitz eingebrochene sogenannte Feder- oder Tigererz, scheine nichts anders, als eine höchst zartfaserige Hornblende zu seyn, welche in schmutzigweissen Quarz eingewachsen ist. Der Vf. bemerkt, S. 708. dass er die Findörter der tyroler Hornblenden nicht angeben könne, da die Mineralienhändler von daher immer nur das Zillerthal und den Greiner angeben: Rec. bemerkt daher nur, dass dieselbe grün und schwarz krystalliniſch-strahlig aus dem Pfitsch; blafsgrünlich kurz und dickstrahlig schon in grobkörnigen Hornblendeschiefer übergehend im Gerichte Stubey und Steinach mit Feldspath als Geschiebe im Innflusse, in flachen Prismen in Quarz im Sill, mit Talk, braunen Glimmer und weissem Quarze zu Volltiegl, in grauen Quarz in Oberinnthal, in weissen Talk mit Granaten, strahlig und krystallisirt im Zillerthale vorkomme. Der unter Voigts neuesten Gebirgsarten enthaltene reine S. 714 Hornblendeschiefer habe doch graulich-weissen Quarz eingemengt, und so scheine es der Fall mit den meisten schieferigen und doch dichten Hornblendeschiefern zu seyn. Bey dem Basalte giebt der Vf. S. 733. u. fg. mehrere neue Geburtsörter desselben in Ober- und Niederungarn an. S. 741. Der Begriff von der Wacke müsse erweitert werden, da diese Steinart nicht allein auf Gängen, sondern auch auf Lagern unter dem Basalte gefunden werde, wo sie ausser den von Werner angegebenen charakteristischen Gemengtheilen auch frische und verwitterte Feldspathkrystalle, Körner oder Brocken von Basalt, basaltische Chrysolithkörner (Olivin) und Krystalle zuweilen auch Augitkrystalle, Bol und die pechschwarze Substanz (Melanit?) mancher Basalte enthalte. Werners Klingstein führt der Vf. S. 747 unter dem Namen *Porphyrschiefer* auf. Auch den Basaltporphyr ist der Vf. geneigt hieher zu zählen: „die graulich-schwarze Farbe (heisst es S. 751.), die wenigere an den Kanten kaum bemerkbare Durchscheinlichkeit, und die nicht immer deutliche schiefrige Textur, welche zuweilen auch dem Porphyrschiefer mangelt, kann diese Basaltporphyre zu keiner neuen Steinart charakterisiren, da nach meiner Ueberzeugung jeder Porphyrschiefer, der zur Basalt- oder Trappformation gehört, mehr oder weniger aus Basaltmasse zu bestehen scheint u. s. w." So fände sich denn auch in Ungarn und Siebenbürgen diese Steinart. Die Laven theilt der Vf. in zwey Arten, nämlich schwammige und schlackige, erstere scheine mit dem vulkanischen Bimsteine verwandt. Das Steinmark trennt der Vf. nicht in zerreibliches und festes, sondern begreift beides unter *einer* Art. In der Gebirgsart der Vesuviane von Kamtschatka kommt das Steinmark in einfachen umgekehrten dreyseitigen Pyramiden, und zu Tekerö in Siebenbürgen in blafsröthlichbraunem Thone, in sechsseitigen Säulen von spargelgrüner Farbe mit vielen kleinen graulichweissen Kalkspatkugeln abwechselnd vor. Beide seyen wahrscheinlich Afterkrystallen. S. 776. Die Bergseife komme zu Olkutz in Polen gar nicht mehr vor, es kenne sie auch niemand dort. Der Bol scheine dem Vf. nur durch seinen Eisengehalt vom Steinmarke verschieden zu seyn. Das mehr oder wenigere Knistern im Wasser habe er mit dem Meerschaume gemein, und dies sey fast sein einziges Unterscheidungszeichen vom Steinmarke, welches oft aber auch, nur langsamer, im Wasser ohne Knistern zerspringe, die sich nach und nach wie der Bol erweichen. Von den Speksteinkrystallen ist der Vf. S. 798 geneigt zu glauben, dass sie sämmtlich zu Speckstein veränderter Feldspath seyn; denn er bemerkte, dass die meisten dieser Krystalle ein undeutlich versteckt blätteriges Gewebe zeigten, und dass dem Speckſteine oft Feldspat eingemengt war. Dass Klaproth die chinesischen Speckſteine untersucht, darin gar keine Talkerde gefunden, und sie daher Bildsteine genannt hat, konnte der Vf. bey dieser Beschreibung des Speckſteines noch nicht wissen. S. 816. Meerschaum finde sich auch in Ungarn, doch dürfe der Vf. noch keine weitere Nachricht davon geben. Die verkäuflichen Stücke des türkischen Meerschaumes seyen mit einer fetten oder geistigen Substanz getränkt; man könne daher die Kennzeichen derselben nicht auf den ächten natürlichen Meerschaum anwenden. Der Vf. erhielt durch Zufall ein schneeweisses Stück ächten

türkischen Meerschaum, welches auf dem frischen Bruche ein dichtes ebenes durch das flach muschelige in das uneben sich verlaufendes Gewebe zeigte. Der Name Meerschaum komme vielleicht vom tatarischen *Myrsen*, denn so nenne ihn dies Volk. Vom verhärteten Talke führt der Vf. S. 828 nadelförmige Krystalle, geschobene vierseitige und sechsseitige theils vollkommne, theils an beiden Enden mit drey auf die abwechselnden Seitenkanten aufgesetzten Flächen zugespitzte Säulen an. Der Topfstein sey zwar vom verhärteten Talke sehr verschieden S. 836, aber doch mehr eine gemengte als einfache Steingattung S. 837, und bestehe aus Talk und Chlorit, zuweilen noch mit einzelnen grünen Glimmerblättchen (tyroler Schneidestein) oder Talk und Chloritschiefer, oder wie der von Horn in Oestreich aus erhärtetem Talk und gemeinem ganz talkartigem Asbest. S. 839 bis 842 werden zwey neue, wahrscheinlich zum Talkgeschlechte gehörige Substanzen beschrieben, wovon die erste hochpistaziengrüne eingesprengt und krystallisirt in kleinen tafelähnlichen vierseitigen Säulen, mit zwey gegenüberstehenden breiteren in die Länge gestreiften und zwey schmäleren glatten Seitenflächen in Speckstein eingewachsen zu Joachimsthal in Böhmen, die zweyte von lichtlauchgrüner Farbe in kleinen Körnern und kurzen tafelähnlichen vierseitigen Säulen, an den Seitenkanten schwach abgestumpft und an den freystehenden Enden mit vier ungleichen Flächen flach zugespitzt, die Spitze wieder abgestumpft, die Zuspitzungsflächen auf die Seitenkanten gesetzt, in einer Gebirgsart aus derben milchweissen Feldspate, graulichweissen Quarze und gelblichgrauen Bergkorke in Kärnthen vorkommt. Den Plasma zählt der Vf. zum Talkgeschlechte: was er in der ersten Abtheilung des zweyten Bandes als grünen Chalcedon beschrieben habe, sey Plasma, der aber nicht mit dem Heliotrop verwechselt werden dürfe. S. 848 Nephrit sey auch in knolligen Stücken theils mit gemeinen Talkblättchen überzogen, theils damit verwachsen in Oestreich gefunden. Das, was in der ersten Abtheilung vermuthungsweise S. 163 für Nephrit angeführt sey, mit dem die Granaten verwachsen sind, scheine nur splitteriger Quarz mit lauchgrüner Hornblende gefärbt zu seyn. S. 875. Asbestartiger Strahlstein scheine nur eine Abänderung des gemeinen Asbests, so wie der gemeine Strahlstein ein mehr mit Kieselerde gemischter Asbest zu seyn; im letzten Verhältnisse könne auch wohl der glasartige Strahlstein mit dem Amianthe stehen. S. 884 und 885. Der asbestartige Strahlstein sey keine so grosse Seltenheit, als Hr. *Emmerling* vermuthe, denn er finde sich in den Eisensteingruben im Bannate von vielerley grünen auch braunen Farben mit Eisenglanz, Kupferkies, magnetischem Eisensteine und faserigem Malachit u. s. w. Zu dem gemeinen Strahlsteine ist der Vf. den Baikalit zu zählen geneigt. Der glasartige Strahlstein komme beynahe in allen äusseren Kennzeichen mit dem tyroler glasartigen Tremolithe überein, ausgenommen dass jener nicht wie der Tremolith phosphorescire, wenn er mit der Nadel gereizt werde. Bey dieser Gelegenheit bemerkt auch der Vf., dass das oberungarische Titanium bey Revuza, nicht aber bey Boinick, Murany, oder Rosenau zu Hause sey.

(Der Beschluss folgt.)

GESCHICHTE.

HERRMANNSTADT, b. Hochmeister: *Siebenbürgens Fürsten*, eine statistische Zeitschrift, von *Mich. Lebrecht*, evangel. Prediger zu Herrmannstadt. I. Th. 1791. 374 S. II. Th. 1792. 377 S. 8. (4 Fl.)

Da dieses Werk erst in Messcatalog des J. 1798 von der Michaelismesse erscheint; so erklärt sich dessen verspätete Anzeige von selbst. Der Vf. ist durch eine unter der Josephinischen Regierung herausgegebene Geographie von Siebenbürgen vortheilhaft bekannt, deren neue Herausgabe mit Anwendung auf die 1790. wieder hergestellte ältere Verfassung zu wünschen wäre. Gegenwärtiges Werk erschien Heftweise, ist den Freyherrn *Samuel* und *Michael v. Brukenthal*, (wovon der erstere durch seine Bibliothek, Münzsammlung und Bildergallerie dem Literator interessant ist) gewidmet, und in ganz populärem, anspruchlosem Ton abgefasst. Da der Vf. nicht kritisch für Geschichtskenner sondern verständlich für seine Landsleute überhaupt schreiben wollte; so hat er zwar nach jeder Fürstenbiographie seine Quellen im allgemeinen, nirgends aber insbesondere angeführt, woher er dieses oder jenes Factum entlehnt habe. Manche Abschnitte sind fast wörtlich z. B. aus Bethlen übersetzt. Der Stil bedarf hie und da einer scharfen Feile, z. B. II. S. 191. heisst es von Gabriel Bethlen: „Seit seinem siebenzehnten Jahre mit den Staatsgeschäften seines Vaterlandes bekannt, hatte sein Geist eine *Durchdringlichkeit* erhalten, die ihm viele Aussichten eröffnete, *und denen* er jederzeit mit vielem Glücke *nachging*. „Nach I. S. 225. sollen die Wallachen keine Reste von Römerblut, sondern ein barbarisches Volk aus dem 5ten Jahrh. seyn." — Das Gegentheil hat der Vf. selbst in seiner Geschichte der aborigenen dacischen Völkerschaften in Abendunterhaltungen. 1791. 8. vorgetragen. Doch dem Rec. ists angenehmer, statt einer Polemik hiegegen, noch zum Lobe des Vfs. hinzuzusetzen: dass derselbe schon im J. 1784. den ersten Theil einer siebenbürgischen Geschichte herausgegeben habe, die er aber nicht fortsetzt, sondern auf Windisch und Gebhardi verweist. Möchten seinem Beyspiele doch mehrere sächsische Pfarrer in Siebenbürgen folgen! Möchten sie die Stunden ihrer Musse auf die Geschichte ihres Vaterlandes, wie Haner und andere würdige Vorfahren gethan, verwenden. Die meisten derselben haben auf norddeutschen Universitäten studirt, und von da nicht nur die nöthigen Vorkenntnisse, sondern auch jenen Geist der historischen Toleranz mitgebracht, der den ächten Geschichtsforscher von dem Trosse ehrgeiziger Rechthaber unterscheidet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 18. Junius 1799.

NATURGESCHICHTE.

Wien, auf Koſten des Vfs. gedr. b. Schmidt: *Verſuch einer Mineralogie für Anfänger und Liebhaber*, vom *Abbé Eſtner etc.*

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

S. 906. Tremolith komme zu Dagnaczka im Bannate nicht vor, Stütz's Tafelſpat rechnet der Vf. zum gemeinen Tremolith, er komme mit Kalkſpat gemengt und verwachſen vor. Die dunkelgrünen Flecken in dem dichten Kalkſteine von der Inſel Tyr-ey, nicht in Schottland wie der Vf. ſagt, ſondern an der weſtlichen Küſte von Schottland, werden S. 925 vermuthungsweiſe für Strahlſtein ausgegeben; Rec., welcher mehrere Stücken dieſes Marmors von der Hand des verſtorbenen *Raspe* erhielt, der zuerſt den Herzog von Argyle auf dieſes ſchöne Product aufmerkſam machte, hält dieſe Flecken eher für Hornblende. Die Hauptfarbe dieſes *Marmors* iſt nicht die blaſsleibrothe allein, er findet ſich auch von ſehr dunkelleibrother und graulichweiſser Farbe; auch ſchneeweiſs, in welcher letztern Abänderung die eingeſprengte grüne Subſtanz ſehr blaſs piſtaziengrün und nicht in runden ſcharf abgeſchnittenen, ſondern mehr in wolkigen Flecken vorkommt. In den rothen und grauen Abänderungen kommen auſser den grünen auch dunkelſchwarze Flecken vor, welche letzten meiſt Politur annehmen und oft viereckig, alſo höchſtwahrſcheinlich vierſeitig ſäulenförmigen Kryſtallen zuzuſchreiben ſind. Bey dem körnigen Kalkſteine giebt der Vf. S. 932 eine Kryſtalliſation von undeutlichen nicht auskryſtalliſirten Zwanzigecken an, welche ſich bey Marienſtein in Tyrol finden. Dieſe Kryſtallen, welche in der That ſehr merkwürdig ſind und wovon Rec. einen ziemlichen Vorrath ſowohl loſer ausgefallener als eingewachſener beſitzt, ſind zuverläſſig Zwanzigecke; denn fünfeckige Flächen, welche doch das charakteriſtiſche Merkmal dieſer Kryſtalliſation ausmachen, finden ſich häufig genug; obgleich die Flächen ſehr oft nur viereckig, ja ſogar zuweilen dreyeckig erſcheinen. Man muſs nämlich nicht vergeſſen, daſs der Vf. das Dodekaëder Zwanzigeck nenne. S. 966. Auf dem Brudermeiſtergange im Bannat bey Oravicza kommt ein graulichweiſser derber Kalkſpat vor, der zerſtoſsen auf ein warmes Eiſen geſtreut einen phosphoriſchen Schein giebt und bey dem Probiren der Kupfererze viele Schwierigkeiten macht. Zu Faſſa in Tyrol kommt vollkommen würfeliger Kalkſpat vor. S. 971. Die meiſten zackigen und tropfſteinartigen Kalkſteine, welche oft aus derben und kryſtalliſirten Kalkſpate beſtehen, werden gewöhnlich zu den ſogenanten Kalkſintern oder faſerigen Kalkſteinen gerechnet; ſie dürfen aber doch vom Kalkſpate nicht ausgeſchloſſen werden, wenn ſie nicht ein faſeriges Gewebe zeigen. Von den Kalkſintern kann man nach des Rec. Meynung die ſpathartigen zackigen Kalkſteine nicht ausſchlieſſen, ſobald dieſe Benennung Sinter beybehalten werden ſoll, wohl aber vom faſerigen Kalkſteine, welcher immer ein Sinter iſt; das Wort Sinter bezeichnet eine Gattung und bezieht ſich nicht auf das innere Anſehen, ſondern nur auf die Entſtehungsart mehrerer Arten des Kalkſteines. Uebrigens iſt die Bemerkung des Vfs., daſs manche ſeltene Kryſtalle des ſchneeweiſsen (und zwar geſinterten) Kalkſpathes überſehen ſeyen, weil man das Ganze für faſerigen Kalkſtein hielt. Werner's Braunſpath beſchreibt der Vf. von S. 998 bis 1017 unter der Benennung *Braunkalk* und unterſcheidet drey Arten: nämlich dichten, faſerigen und blätterigen, worin zugleich der Grund der veränderten Benennung liegt. Die Beſchreibungen ſind ſehr ausführlich. Den Bitterſpath nennt der Vf. *Talkſpath*, weil nach oryktognoſtiſchen Grundſätzen der Name Bitterſpath nicht zu paſſen ſcheine; da er keinen bittern Geſchmack auf der Zunge errege. Der Arragonit findet ſich nach S. 1042 auch in der Leogang im Salzburgiſchen. Die einzelnen dicken Kryſtalle mit einzeln eingewachſenen blutrothen Amethyſtquarzkryſtallen ſollen, nach des jüngern Förſter's Behauptung, zu Baſtenne unweit Dax in Bearn in Frankreich gefunden werden. Den engliſchen Namen des Spargelſteins giebt der Vf. S. 1045 *Sparrowgraſs-ſtone* an: ſo würde ihn aber wohl kein für die Wiſſenſchaften erzogener Engländer ſchreiben; denn *Sparrowgraſs* (Sperlingsgras) iſt nur durch verdorbene Ausſprache von *Aſparagus* entſtanden. Für Apatit wählte der Vf. den beſſern Namen Phosphorit, welchen *Fichtel* dieſer Steinart aus Scherz gegeben habe. Der Vf. führt auch den erdigen Phosphorit von Logroſan als eigene Art auf, dieſer hat ihn veranlaſst den ehemals vorgeſchlagenen Namen Phosphorſpath wieder zu verwerfen. Bey dem Boracit hätte der Vf. wohl der künſtlich von den Gefangenen auf dem Kalkberge bey Lüneburg nachgemachten, zum Theil graulichſchwarz gefärbten Boraciten erwähnen können, welche ſich durch fehlenden Glanz, gröſsere Weichheit u. ſ. w. auszeichnen. Bey den Fluſsſpaten giebt der Vf. S. 1087 bis 89 die phosphoriſchen Farben an, welche die

die verſchieden gefärbten Fluſsſpathe auf Kohlen erhitzt, zeigen; weil zu Wien kleine Stückchen Fluſsſpath ſehr theuer wegen ihrer ſchönen Phosphoreſcenz verkauft wurden, die von Siberien ſeyn ſollten. S. 1093 und 94 ſagt der Vf. in der Anmerkung, daſs ungeachtet der Einwendung des Rec. der erſten Abtheilung dieſes Bandes in dieſen Blättern, die vierſeitige Säule des Granats wirklich in mehreren Wiener Sammlungen zu finden ſey. Das Fraueneis begreift der Vf. mit unter dem blätterigen Gypſe, die völlige Durchſichtigkeit finde ſich bey dem blätterigen Gypſe von Montmartre, welchen auch *Werner* und *Emmerling* zum Fraueneiſe zählen, nur höchſt ſelten. Zwillingskryſtalle des blätterigen Gypſes, welche an beiden Enden einſpringende Winkel bilden, habe der Vf. in der Natur nie gefunden; doch werden ſie in den ſächſiſchen Kryſtallmodellen ausgegeben. Die Gypskryſtallen auf Muſchelſchalen von Shotoverhill in Oxfordſhire ſcheint der Vf. nicht zu kennen. Den kohlenſauren Baryt beſchreibt der Vf. ſehr genau, und zwar den in England, in Siberien und in Steyermark gefundenen, jeden beſonders. In Steyermark findet ſich auſser dem gemeinen auch noch erdiger kohlenſaurer Baryt, welchen der Vf. als eigene Art beſchreibt; mit dieſem kommt noch eine beſondere Art vor, welche nach Lindackers Verſuchen auch Kalkerde enthält und angeflogen, in keilförmigen Stücken und kryſtalliſirt erſcheint. Den mulmigen Schwerſpath hält der Vf. S. 1153. für nichts weiter als mürben, geradſchaligen, zum Theile aufgelöſten Baryt. Der Stangenſpath (S. 1179) unterſcheide ſich vom Baryte nur durch die ſtangenförmige Zuſammenhäufung; der Vf. hat ihn daher nicht als eigene Art aufführen wollen, denn dies iſt kein hinreichendes Unterſcheidungszeichen. Der vollkommene Perlmutterglanz findet ſich bey dem tafelartigen Schwerſpath aus Siebenbürgen eben ſo gut, wie bey dem Stangenſpathe. Die Sidneyerde, welche der Vf. noch zuletzt beſchreibt, und die er ſo nannte, weil der von Haidinger aus England mitgebrachte Vorrath derſelben mehr erd- als ſandähnlich ausſah, verdient nach Klaproths neuerer Analyſe nicht als eigenes Geſchlecht aufgeführt zu werden, da der Auſtralſand ihm nur Kieſelerde, Alaunerde und etwas Eiſen lieferte.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Martini: *Ueber das höchſte Gut und deſſen Verbindung mit dem Staate.* Ein Verſuch von *Joh. Adolf Dori.* 1798. 246 S. 8. (10 gr.)

Der Vf. ſetzt das höchſte Gut in einer Vereinigung der Sittlichkeit und Glückſeligkeit, und zwar ſo, daſs das Streben nach der letzten der erſten untergeordnet ſey. Er zeigt, daſs das höchſte Gut 1) ein Object der Pflicht und Neigung zugleich, 2) ein unendliches Object, d. i. nur durch einen Fortſchritt ins Unendliche, durch Annäherung; aber 3) einzig und allein durch die Thätigkeit vernünftiger Weſen erreichbar ſey. 4) Stellt er das, was von den Menſchen zur Erreichung des höchſten Guts gethan worden, dar, indem er zeigt, was ſie zu dem Zwecke thun ſollen, nämlich in einen Zuſtand des rechtlichen Zwangs treten, in welchem das Aeuſsere der Vernunft unterworfen, und die Macht der Guten der Macht der Böſen durch den Willen der Böſen ſelbſt überlegen ſeyn, und die gute Sache endlich nothwendig ſiegen muſs. Das äuſsere Object des Willens iſt die Herrſchaft des Sittengeſetzes, die Abhängigkeit des Aeuſsern von dem durch das Vernunftgeſetz beſtimmten Willen freyer Weſen, oder die moraliſche Ordnung Herrſchaft über das Aeuſsere iſt auch das Ziel unſers durch das Geſetz der Glückſeligkeit beſtimmten Willens, aber in dieſer Abſicht nicht, wie in der vorhergehenden, Zweck an ſich, ſondern das Mittel der Erreichung und Sicherung der Glückſeligkeit. Das Streben nach Glückſeligkeit ſoll dem Sittengeſetze untergeordnet ſeyn. Herrſcht das Sittengeſetz; ſo iſt eine moraliſche Ordnung da; ſo herrſchen wir über das Aeuſsere. Iſt das Aeuſsere von Freyheit und Vernunft abhängig; ſo iſt unſere Glückſeligkeit geſichert, mithin iſt die Herrſchaft des Sittengeſetzes in verſchiedenem Sinne Object der Pflicht und Neigung zugleich. Bey dem letzten Puncte hält ſich der Vf. am längſten auf, und er ſpricht weitläufig über die metaphyſiſche, moraliſche und phyſiſche Nothwendigkeit des Staats, und die beſte Einrichtung deſſelben. Er zeigt, wie die Gewalten in dem Staate abgetheilt und zu einander coordinirt und ſubordinirt werden müſſen, damit das Recht und nicht die Willkür herrſche, und wie endlich jeder Staat ſeine eigene Sicherheit und Unabhängigkeit nur allein in einem *Staatenſtaat* finde. — Gröſstentheils herrſcht in dieſer Schrift Faſslichkeit und ein guter Stil; aber Präciſion, Beſtimmtheit und Gründlichkeit vermiſst man nicht ſelten. Die Prämiſſen, worauf ſich das Reſultat des Ganzen ſtützt, ſind nicht hinlänglich begründet. Dahin gehört z. B. der Satz, daſs der gute Wille, oder Sittlichkeit, als das innere Object des Sittengeſetzes, an keine Zeitbedingung gebunden, mithin endlich und keines Grades fähig ſey. Das Sittengeſetz fodert das ernſtliche Beſtreben, in jedem Momente des Daſeyns ihm gemäſs zu wirken; die Bedingung zur Erfüllung dieſer Foderung, Freyheit, hat jedes vernünftige Weſen in ſich; daher, meynt der Vf. S. 6, ſey die *vollendete* Erfüllung des Sittengeſetzes einem jeden vernünftigen Weſen in jedem Momente ſeines Daſeyns möglich, und in einem guten Willen gehe das Sittengeſetz vollkommen in Erfüllung. Daraus ſchlieſst er, mit welchem Rechte, leuchtet von ſelbſt ein, daſs das äuſsere Object des Willens vernünftiger Weſen unendlich ſey, weil ſonſt ihrer Thätigkeit ein Ziel geſetzt wäre, durch deſſen Erreichung ſie aufhörten vernünftige Weſen zu ſeyn. Denn Wirken und Seyn ſey hier ein und daſſelbe. — Die Idee, daſs der Menſch ſich durch Sittlichkeit der Glückſeligkeit würdig machen ſoll, beſtreitet der Vf. mit mehreren Gründen, aus denen aber erhellet, daſs er ſie gänzlich miſsverſtanden habe. Er meynt, Sittlichkeit werde zu einem bloſsen Mittel herabgewürdi

würdiget und in ihrem Wesen zerstöret, wenn man sittlich handle *um* glückselig zu werden; als wenn diese Maxime mit dem Bestreben der Glückseligkeit sich würdig zu machen identisch wäre. Tugend, sagt er S. 29, ist Befolgung des Sittengesetzes, wenn nun durch sie für den Handelnden Glückseligkeit entsteht, so muss sie nothwendig aufhören, Tugend zu seyn, und wird durch Klugheit geleitete Befolgung des Gesetzes, welches die Sinnlichkeit dictirt d. i. der Lust. — „Wir schreiben Gott ein gerechtes Austheilen der Glückseligkeit zu; wie können wir aber so inconsequent seyn, und vom heiligsten Wesen erwarten, dass er die Sittlichkeit vernünftig sinnlicher Wesen durch *Preisaustheilungen* (?) untergraben, und ihre Freyheit, deren Realität das Sittengesetz beweiset, durch mächtige Eingriffe in ihre Rechte aufheben werde?" Diese Stellen werden hinlänglich seyn, um zu zeigen, wie wenig der Vf. in den Sinn des Kantischen Begriffs vom höchsten Gute eingedrungen sey, und wie wenig sein eigner Begriff durch solche schiefe Widerlegungen jenes begründet sey. Die Glückseligkeit, sagt er S. 85, darf nicht weder zum Theil, noch gänzlich ausgetheilt, (auch nicht in Proportion mit Sittlichkeit gesetzt?) sondern muss erworben werden. — Die Erfüllung des Sittengesetzes liegt uns ob, und dabey müssen wir stehen bleiben. Das Sittengesetz postulirt zu seiner Erfüllung ins Unendliche Freyheit und Unabhängigkeit, mithin postulirt es zu seiner Erfüllung ins Unendliche kein von uns verschiedenes höheres *Wesen*. — Einen grossen Theil der Schrift nimmt das Räsonnement über Freyheit und ihre Bedingungen ein, welches aus einem losen Gewebe von Begriffen ohne alle Haltung ist. Nur einige Proben. S. 107. „Die auf das Aeussere einwirkende Kraft muss sich dem Bewusstseyn als eine freye Kraft ankündigen. Dies ist nur dadurch möglich, dass sie sich für das Wirken nach aussen selbst bestimme. *Freyheit kündiget sich nicht ohne Zwang an und ist ohne Zwang in jeder Ansicht ungedenkbar.* Die Selbstbestimmung müsste unter einem Zwange geschehen, dieser aber aus dem Willen selbst hervorgehen. S. 109. „Ein vernünftiges Wesen und ein unabhängiges Aeusseres, ein Ich und Nichtich sind von einander nicht zu trennen; ist das eine gesetzt; so ist das andere zugleich mit ihm gesetzt. Soll das Subject eines freyen Willens oder soll das *Freye* sich seiner Freyheit unmittelbar bewusst werden; so muss es zugleich ein *Abhängiges* seyn. Das Freye oder Unabhängige kann auf seine Unabhängigkeit nicht reflectiren, ohne abhängig zu seyn, und das Abhängige nicht auf seine Abhängigkeit ohne unabhängig zu seyn. —

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Neuestes katechetisches Magazin*, zur Beförderung des katechetischen Studiums, von Dr. *J. Fr. Chr. Grasse*. Zweyter Band. *Dritte verbess. und vermehrte Auflage.* 1798. 566 S. 8. (1 Rthl. 4 gr.)

Dieser zweyte Band enthält die Sokratik nach ihrer ursprünglichen Beschaffenheit in katechetischer Rücksicht betrachtet. Mit Recht freuet sich Hr. G. in der Vorrede zu dieser Auflage darüber, dass die sokratische Lehrart beym Jugendunterricht unter uns immer allgemeiner zu werden anfängt. Wie viel er selbst durch seine Bearbeitung der Katechetik, besonders aber durch diese Sokratik dazu beygetragen habe, darüber wird einst die Geschichte der Katechetik (einer Wissenschaft, die eben erst im Entstehen ist und ihrer Vervollkommnung entgegensieht) befriedigende Auskunft, so wie überhaupt seinem Fleisse und Bemühen um diese Wissenschaft das rühmlichste Zeugniss geben. Unter den Veranlassungen, die das Studium der Sokratik und ihr Gebrauch besonders seit Mosheim gehabt hat, hätte folgende, da sie unstreitig eine der wichtigsten ist, §. 52. mit angeführt werden sollen. Der Autoritätsglaube aller Art hat in dieser Periode immer mehr abgenommen, und es ist vorzüglich in den neuesten Zeiten an seine Stelle nach und nach ein Glaube an die Vernunft, als einzig absolute Kraft getreten, der auf Erziehung und Unterricht überhaupt von erheblichem Einflusse seyn musste und seyn wird. Man fängt an, der Vernunft (nicht jener speculirenden, die sich in leeren Begriffen und Demonstrationen erschöpft) wo nicht alles, wenigstens ein gut Theil zuzutrauen, und wenn gleich dies Zutrauen im Allgemeinen immer noch ein blindes ist; so gründet sich's doch auf Realität. Die Individuen, denen der Jugendunterricht, besonders in der Moral und Religion anvertrauet wird, sind durch eben diesen immer weiter greifenden Glauben an die Vernunft genöthigt, sich selbst zu verleugnen, auf ihre eigne und jede anderweitige Autorität Verzicht zu thun, ihre Lehrlinge als der Selbstständigkeit fähige Wesen anzuerkennen, und Versuche zu machen, wodurch die Selbstthätigkeit derselben geweckt, und die Vernunft *in ihnen* zur Sprache gebracht werden kann. Sie werden folglich durch den Geist der Zeit zur sokratischen Lehrart hingetrieben; denn der Geist des Sokrates ist ja doch im Grunde nichts anders, als jenes Streben des philosophischen Volkslehrers, den, der noch Herr seiner selbst werden kann (er versucht es daher mit allen, mit einem Alcibiades wie mit einem Krito) zum Herrn seiner selbst, folglich auch von ihm und seiner Lehre unabhängig zu machen und so das Gebiet der Vernunft, so viel an ihm ist, auf alle Weise zu erweitern. Diejenigen also, die das Wesen der Sokratik in der Ironie bestehen lassen, möchten es wohl besser getroffen haben, als Hr. Gr. meynt. Wer aller Welt spottet, ohne irgend eine Seele zu verspotten, der spottet nothwendig über sich selbst mit, das kann er nicht, ohne sich von sich selbst aufs absolutste unabhängig gemacht zu haben; ist aber dies; so interessirt er sich nothwendig für alles, weil er sich für nichts interessirt, und für nichts, weil ihm alles interessant ist.

Diese dritte Ausgabe der Sokratik hat, laut der Vorrede, mehrere neue Zusätze erhalten, und die Ueberserzungen aus Plato u. s. w. sind an vielen

Stellen verbeſſert worden. Möchte Hr. *Gr.* lieber das Ganze neu bearbeitet haben! Eine Sokratik ſollte vor allen Dingen mit ſokratiſchem Geiſte abgefaſst ſeyn; dieſe iſt es nicht. Statt daſs Hr. *Gr.* ſich des Sokrates hätte bemächtigen ſollen, hat Sokrates, ſo wie er bey Plato, Xenophon und Aeſchines erſcheint, ſich ſeiner bemächtigt; daher ſein *ängſtliches* Beſtreben, alles aufs ausführlichſte auseinander zu legen und bis aufs kleinſte zu zerſtückeln, daher ſein übrigens nicht zu verachtendes Verdienſt um den Buchſtaben der Sokratik: ihren Geiſt ſtellt er nicht dar, ſo daſs er in den Leſer übergehen müſste, er löſt ihn höchſtens nur chemiſch auf, ſo daſs er ihm ſelbſt unter der Hand verfliegt.

Eine *Ilias ante Homerum* iſt freylich ein Unding, aber eine Sokratik vor ihrem Erfinder, wie dieſer auch immer geheiſsen habe, nicht alſo. Wer zuvörderſt aus der Natur des Menſchen, nicht aus Plato oder Xenophon, die Regeln für die Kunſt im Dialog zu unterrichten, als die Wiſſenſchaft des didaktiſchen Dialogs ans Licht brächte, der würde finden, daſs die eigentlich ſogenannte Sokratik nur ein Theil jener Kunſt ſey; beſteht nämlich dieſe in der Kunſt zu fragen und ſich antworten zu laſſen; ſo wird der andere Theil (der für den moraliſchen Unterricht bey weitem wichtigere) in der Kunſt beſtehen, Fragen zu veranlaſſen, und darauf zu antworten; von dieſer Kunſt ſind beym Sokrates nur hin und wieder einzelne, dürftige Spuren anzutreffen. Inzwiſchen möchte die Wiſſenſchaft von dieſer ganzen Lehrart immerhin Sokratik heiſsen, denn die Kunſt des Sokrates iſt ja, mit ihm zu reden, nicht darum ſokratiſch, weil ſie ſo heiſst, ſondern ſie heiſst ſokratiſch, weil ſie es iſt. Die eigentlich ſokratiſche Methode müſste ſodann, wie Hr. *Gr.* thut, aus den Sokratikern dargelegt werden, doch ſo, daſs man aus dieſer Darlegung nicht erſt zu lernen hätte, was Sokratik ſey, ſondern in ihr nur Belege fände zu dem, was ſie iſt. Eine Vergleichung der zahlreichen Stellen, beſonders beym Plato, in denen Sokrates vorgiebt oder eingeſteht: er wiſſe nichts, unter einander und mit dem Zuſammenhange, worin dies Eingeſtändniſs jedesmal mit dem Vorhergehenden und Folgenden ſteht, möchte endlich wohl das tauglichſte Mittel ſeyn, den Geiſt der eigentlichen Sokratik darzuſtellen, und ſo könnte dann die Unwiſſenheit des Sokrates auf mehr als einem Wege zur Wiſſenſchaft von der ſokratiſchen Kunſt führen.

Doch mag dies, wie mehreres ſeiner Art zu den Wünſchen gehören, die man fromm nennt, weil ſie ſich ohne *freye* Anſtrengung nicht realiſiren laſſen; ein ſehr reeller Wunſch iſt wenigſtens der, an welchen Rec. durch die drey erſten Abſchnitte dieſes Buchs, beſonders im erſten derſelben immer wieder erinnert wurde, daſs es dem Vf. möchte gefallen haben, ſeine Ueberſetzungen und Erläuterungen, wo es nur möglich war, d. h. beynahe allenthalben, abzukürzen und zuſammen zu ziehen. Der Sokrates des Plato hätte immer reden, fragen und ſich und ſeine Art ſehr verſtändlich machen können, auch wenn er nirgends *ausgeredet* hätte. Das Buch wäre dadurch um die Hälfte kürzer und beſſer geworden, vielleicht wahrhaft einladend für die, denen es beſtimmt iſt, die Schriften der Sokratiker ſelbſt zu ſtudiren.

Unangenehm iſt es übrigens, daſs dieſe dritte Auflage durch viele Druckfehler entſtellt iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. Ohne Angabe des Druckorts (wahrſcheinlich *Prag*): *Hanns Klachl oder das Rendezvous in der neuen Allee.* Ein komiſches Singſpiel in zwey Aufzügen. Die Muſik iſt von Hn. *Tuczek.* 1797. 88 S. 8. (5 gr.) So gewohnt Rec. iſt, den guten Geſchmack in unſern Opern gemiſshandelt zu finden, ſo konnte er doch kaum ſeinen Augen trauen, um ſich zu überzeugen, daſs ſo viel Aberwitz und Geſchmackloſigkeit auf deutſchen Boden Wurzel faſſen könne, als dieſes Singſpiel aufzuweiſen hat. Hans Klachl, ein böhmiſcher Landjunker, ohne einen Funken von Weltkenntniſs und Bildung, kömmt nach Prag, um Thereſe, Tochter des Doctors Fieber zu heyrathen: die Furcht vor dieſer Verbindung veranlaſst Thereſen, mit ihrem Liebhaber, dem Lieutenant Frieder zu entfliehen: ſie thun aber alles mögliche, um ſich auf der Flucht einholen und zurückbringen zu laſſen; auch ein zweyter Entführungsplan iſt auf gleiche Weiſe am Scheitern, als zum Glück, ganz unerwartet Hr. Grünthal hereintritt, in dem Lieutenant Frieder ſeinen Neffen erkennt, dem Thereſe bereits beſtimmt war, und alles löſet ſich nun zur Zufriedenheit der ſämmtlichen Perſonen auf, den armen Hanns Klachl ausgenommen, der auf ſeinen Landſitz zurückgeſchickt wird. Wie dieſe vortreffliche und ſinnreiche Erfindung ausgeführt iſt, davon mag eine Stelle aus einer Arie, ſtatt aller übrigen zur Probe dienen:

Wo iſt Röschen, ſag geſchwinde,
Nun ſo ſprich, wo ſind' ich ſie,
Was geſchah mit meinem Kinde,
Rede doch, du dummes Vieh!

Kasper. Ich bitt' um Gnad', ich bitt' Pardon,
Sie ſollen alles wiſſen;
Das Fräulein lief halt Nachts davon
Der Lieutenant wird ſie küſſen;
Er iſt in ſie gewaltig prellt, (?)
Sie iſt in ihn verliebt.
Durch ſein verdammtes ſchönes Geld
Wird dieſe That verübt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 19. Junius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

JENA, in der akadem. Buchh.: *Journal der praktischen Arzneykunde und Wundarzneykunst*, herausgegeben von *C. W. Hufeland*, der Arzneykunde ord. Lehrer zu Jena. *Fünfter Band.* 1797. *Sechster Band.* 1798. 934 S. 8.

Erstes Stück. I. *Gegenmittel einiger heroischen Gewächssubstanzen*, von D. *Sam. Hahnemann*. Gegen Kampfer Mohnsaft: gegen Mohnsaft Kampfer. Schade, dass gleich die erste Krankengeschichte den aufmerksamen Leser hievon nicht überzeugen wird. Einem fünfjährigen Mädchen, das eine *Menge* Kampfer von acht bis zehn Gran verschluckte, den sie *zum Theil wieder ausbrach*, gab Hr. *H.* die *ungeheure Gabe* Mohnsaft von zwey Gran durch *Klystire* und den *Mund*, aus welchem aber, wegen Unthätigkeit des Schlundes, *manches wieder ausfloss*, und glaubt auf diese Weise dies Kind von der Vergiftung des Kampfers geheilt zu haben. Gegen *Arnica* soll *Essig*; gegen *Kochelskörner Kampfer*; gegen *Gummi Gutt*, *Weinsteinlaugensalz*; gegen *Veratrum album Caffe*; und gegen *Mezereum Kampfer* das Gegengift seyn. II. *Einige Arten anhaltender und nachlassender Fieber.* III. *Einige periodische Krankheiten und Septimanen*, von demselben Vf., sind keines Auszugs, ohne weitläuftig zu seyn, fähig. Auch dem Leser wird bey der Beschreibung eines nachlassenden Fiebers das merkliche Verlangen der Patienten nach Schweinfleisch auffallend und sonderbar seyn: noch sonderbarer aber, dass, nebst verschiedenen andern Anzeigen das Wohlbehagen vom Genuss des *erschlaffenden* und *die Contractilität der Faser* erhöhenden *Schweinfleisches*, in Verbindung mit der Verschlimmerung von anhaltendem Ostwinde, den Vf. auf die natürliche Indication des Gebrauchs des Mohnsaftes leitete. IV. *Beobachtungen über das Aderlassen*, von Hn. Hofr. *Hildebrandt* in Erlangen. Ein aus praktischen Erfahrungen abstrahirter Aufsatz mit Krankengeschichten durchwebt, dessen Fortsetzung die Leser mit Vergnügen erwarten. V. *Geschichte eines bösartigen Nervenfiebers*; von Hn. Prof. *Harles* in Erlangen. Eine sehr umständlich und gut erzählte Beobachtung, wobey der Gebrauch lauwarmer Bäder nicht sehr hervorstechend wirkte, wohl aber Wein und vorzüglich Naphtha Vitrioli. Rec. wagt nicht, mit dem Vf. zu glauben, dass das Ablassen von sechs Unzen Blut in der dritten Woche der Krankheit, wo meistens in diesen Fiebern allmäliche Wiedergenesung oder der Tod eintritt, den vorzüglichen Antheil an dem glücklichen Ausgang derselben hatte. Denn er selbst hat nie in diesem Stadio mehr Blut abgezogen, wohl aber bey anscheinender Völle des Pulses, Schlafsucht etc. Blutigel oder Schröpfköpfe gesetzt, und einige hierauf genesen, die meisten aber sterben sehen: er ist aber überzeugt, dass dieser geringe Blutverlust, weder zum Leben noch Tod wesentlich etwas beygetragen habe. Er bittet daher angehende Kliniker, lieber diese Methode einzuschlagen, als durch eine förmlich unternommene Aderlasse, worauf der Patient *zufällig* stirbt, ihren angehenden Ruf auf das Spiel zu setzen oder gar zu verlieren. VI. *Beobachtung einer merkwürdigen Knochenspeckgeschwulst im Gesicht*, von Hn. *Burger*, Wundarzt in Kärnthen, welche in Zeit von drey Monaten die dreyssigjährige Kranke tödtete. VII. *Eine durch die Milchcur glücklich behandelte Arsenikvergiftung*, von Hn. D. *Friedrich*. Mit Recht ist der Vf. bey Mineralvergiftung gegen Brechmittel mistrauisch, und hält die im Ueberfluss angewandte Milch für weit passender. Der Herausgeber dieses Journals empfiehlt nebenher bey verschlucktem Arsenik das Ol. Tartar. per deliq. zu 60 Tropfen alle Viertelstunden. VIII. *Morbus maculosus haemorrhagicus Werlhofii*, beobachtet von Hn. Bergmed. *Klinge* zu St. Andreasberg. Die vier und vierzig jährige Patientin überstand diese Krankheit glücklich, weil kein Fieber damit verbunden war: die im Anhang vom Herausgeber erzählte Krankengeschichte lief tödtlich ab, weil die Patientin Fieber bekam. Rec. sah diese Krankheit in 24 Jahren nur zweymal: das erstemal an einem vierzehnjährigen Mädchen, und das zweytemal an einem dreyssigjährigen Weibe: beide aber genasen. Sie scheint überhaupt das weibliche Geschlecht öfters als das männliche zu befallen. IX. *Bemerkungen über die Brownische Praxis*, vom *Herausgeber*. Hier wird die Anwendung der Wärme und Kälte in Krankheiten sehr einleuchtend bestimmt und gezeigt, dass beide Mittel in Absicht der Benutzung sich gleichen: sie können beide als Reizmittel, beide als Stärkungsmittel, beide auch als Schwächungsmittel angewandt werden.

Zweytes Stück. Etwas Physiologisch-Medicinisches. Moriz Krankengeschichte, von Hn. Hofr. *Herz* in Berlin. An die Heilung körperlicher Gebrechen durch künstliche Veränderungen und Richtungen der Seelenfähigkeiten, ist bisher noch mit wenigem Ernst gedacht worden. Eine förmliche Classe von psychischen Heilmitteln fehlt überall in unserer *Materia medica* noch gänzlich. Auch ist das Maass ihrer Anwendung weit unbestimmter als bey dem Ge-

brauch körperlicher Arzneyen, so wie das Relative in der Wirkungsart dieser spirituellen Medicamente viel gröfser ist, als in der Wirkung der materiellen, indem die Receptivität jener Eindrücke viel verschiedener unter einzelnen Menschen ist, als die Reaction gegen körperliche Einwirkungen. Indessen müssen wir nie die Erlangung idealischer Endzwecke wegen der scheinbaren unübersteiglichen Schwierigkeiten, die sich uns darbieten, aufgeben. Die Erwartung ist überall der Nerv des Strebens, die Resignation der Tod aller Thätigkeit. Nun folgt die Krankengeschichte selbst. *Moriz*, ein unartiger Patient, deren es gemeiniglich unter den Gelehrten und Vornehmen mehrere giebt, als unter der niedrigern Classe, war, ob er sich gleich sehr vor dem Sterben fürchtete, gegen *Herz* Vorschriften so lange ungehorsam und widerspenstig, bis dieser, da alles freundschaftliche Zureden und tröstliche Aufmunterung nichts half, die Sache entgegengesetzt angriff, und dem Patienten geradehin sagte, dafs er sterben müsse, dafs neue Lungen zu schaffen und einen Polypen im Herzen zu vernichten (Krankheiten, die sich *Moriz* einbildete und durch vernünftige Vorstellungen nicht ausreden liefs) über die Schranken der Kunst, ja über die der Natur weit hinaus liegen. Da Sie nicht zu retten sind, fuhr *Herz* fort, so gönnen Sie mir die Freude, Sie mit Ruhe verscheiden zu sehen. — Versprechen Sie mir die strengste Befolgung meiner medicinischen Vorschriften, die nicht mehr ihre Heilung, sondern die Erleichterung ihrer Lage zum Zweck haben u. s. w. *Moriz* war folgsam, erwartete sein nahes Ende und genas. — Eine Frau, welche gegen ein Jahr das Quartanfieber hatte, wogegen China, Arnica etc. vergebens gereicht wurden, heilte der Vf. damit, dafs er sie auf der Stelle aus dem Spital zu jagen bedrohte, so wie sich wieder ein Paroxismus einfinden würde. Der Aufsatz ist gleich interessant für Aerzte und Philosophen, und erhält durch den bekannten Vortrag des Vfs. noch eine Annehmlichkeit mehr. II. *Beobachtungen über das Aderlassen*, von Hn. Hofr. *Hildebrandt* in Erlangen. In der Fortsetzung dieses interessanten Aufsatzes werden die Fragen, *wie oft, wie viel und auf welche Art* in Krankheiten Ader gelassen werden soll, erörtert. In Ohnmachten soll man nie, bey dem Scheintod, bey Blutflüssen, Schlagflüssen, Schwangerschaften aber mit Ueberlegung und sparsam Blut abziehen. III. *Etwas über eine Vergiftung von Fliegenstein* (Kobold) *welcher in einer Griessuppe mit gekocht worden*, von Hn. Bergr. D. *Buchholz* in Weimar. Es entstand nach einer Stunde des Genusses dieser Suppe bey einer Familie Cardialgie, Erbrechen, Durchfälle etc. Alle halbe Stunde einen Efslöffel voll von ℞ Ol. Amygdal. ʒiβ Ol. Tartar. per. del. ʒβ Aq. font. ʒx Syr. emulsiv. ʒj. hob glücklich alle diese Zufälle eines verschluckten Giftes. IV. *Beobachtungen über den Gebrauch des Hyoscyamus besonders Ol. Hyosc.*, von Hn. geh. Hofr. *Wendt* in Erlangen. Aufser dem Extract in scirrhösen und schmerzenden Verhärtungen des Uterus, braucht der Vf. am häufigsten das *Ol. Hyosc. nigr. infusum* und den Absud mit Milch oder Rahm bey Entzündungen im Unterleib oder in der Brust, den Nieren, Heden, der Urethra etc. warm in die leidende Stelle eingerieben. Das *Linim. vol.* mit diesem Oel bereitet, besiegt die Schmerzen schnell: auch der Absud in Klystiren ist sehr wirksam. V. *Geschichte einer operirten Parotis nebst Bemerkungen über diese Operation*, von Hn. Prof. *Hopf* in Tübingen. Bey einem fünf und vierzig jährigen Weibe wurde zuerst im Umfang der Geschwulst ein Schnitt durch die Haut geführt, dann die Parotis unterbunden: nach 14 Tagen fiel die Verhärtung ab, und die übrigen Reste der Parotis wurden mit dem *Lap. infern.* vollends weggeätzt. Als ein Vorbereitungsmittel zu jeder wichtigen Operation empfiehlt er laue Bäder, weil bey freyer Function der Haut jeder Reiz leichter ertragen wird. Opium giebt er nie vor, sondern gleich nach überstandener Operation. VI. *Zwey Beobachtungen zum Beweise dafs Einsaugung und Absetzung des Trippergifts statt finden können*, von Hn. *Kreisfeld*, medic. D. V. Gegen den Rec. des Sellischen Handbuchs in der Salzb. med. chir. Zeitung B. IV. Nr. 90. S. 42. 1797 gerichtet. Wir glauben und wünschen aber schon deswegen, dafs dieser Rec. Recht haben möge, weil im entgegengesetzten Fall der Vf. dieses Aufsatzes offenbar seinem Patienten durch die Bleyeinspritzungen in die Harnröhre die Metastase nach dem Auge und den Verlust desselben verursacht haben würde. VII. *Geschichte einer Verengerung des Magens und eines grofsen Theils der Gedärme*, von Hn. D. *Knaus*, Phys. zu Vaihingen an der Enz. VIII. *Beobachtung einer wichtigen* (und geheilten) *Kopfwunde*, von *Ebendemf.* IX. *Bemerkungen über die Brownsche Praxis*, vom *Herausgeber*. Die Blutflüsse rühren auch vom Ueberfluss am Blut und erhöhter Kraft her, mithin passe nur die stärkende Methode auf eine Art der Hämorrhagien und des Bluthustens, aber nicht auf alle. X. *Auszüge aus einem Werke über die Krankheiten derjenigen Personen, die in Tuchmannfacturen arbeiten*, von Hn. D. *Jonas* zu Monjoye. Die Tuchscherer leiden vorzüglich an Infarctus im Unterleib und Geschwüren an den Beinen, als natürlichen Folgen der Haltung und Anstrengung ihres Körpers beym Arbeiten.

Drittes Stück. I. *Erholung des praktischen Arztes*, von Hn. Hofr. *Wichmann* in Hannover. Unschuldige Zerstreuung ist dem praktischen Arzt schlechterdings nothwendig, wenn er anders nicht schwermüthig oder für seine Kranke früh unbrauchbar werden will. Hr. *W.* tischt hier einige literarische, meistens gedruckte, Zerstreuungen auf, die gewifs den Lesern ein Lächeln entlocken, z. B. statt *Casimir Medicus*, *Gottfried Zinn*, sagte ein französischer Rec.: Mr. *Casimir*, Mr. *Gottfried*, Mr. *Gedruckt*, Mr. *Unknown*, Mr. *Farther Remarks*, Hr. *Farrago* etc. II. *Von den Wirkungen des Kampfers in verschiedenen Krankheiten und den Cautelen bey der Anwendung desselben*, von Hn. D. *Spanitzer* in Cüstrin. Ein durch die Einmischung mancher praktischer Cautelen lehrreicher

reicher Aufsatz, der aber selbst gelesen werden muss. III. *Ueber die Krankheiten der Personen, welche in Tuchmanufacturen arbeiten*, von Hn. Dr. *Jonas*. Fortsetzung. Hier werden die Krankheiten berührt, welche durch den *Tuch-* und *Stock-Rahmen*, durch das *Rauhen* mit der Samenkapsel des Dipsac. Fullonum entstehen. IV. *Heilung einer Gleetis*, von Hn. Dr. *Ebermaier* in Rheda. Sie wurde antiphlogistisch mit Aderlassen, Blutegeln etc. behandelt, und da sich endlich ein Eiter in der Zunge bildete, der Abscess mit der Lancette geöffnet und der Kranke geheilt. V. *Ueber die vermeynte Giftigkeit der Pastinak- und Peterfilien-Wurzel.* VI. *Ein seltner Fall einer Schwangerschaft*, von Hn. Dr. *Jawandt* in Meiningen. Die *Pastinaca campestris* und *Cicuta minor* sind, wenn diese mit der *Peterfilienwurzel* und jene mit *Pastinaca sativa* verwechselt werden, der Gesundheit allerdings nachtheilig. — Einem sehr jungen Weib gieng unter heftigen Krämpfen bis zu Anfang des achten Monats alle acht Tage zwey bis vier Pfund Lympha ab: später verlor sich dieser Abgang und die Frau gebar zur gehörigen Zeit ein kleines, mageres aber übrigens gesundes Mädchen. VII. *Medicinisch-chirurgische Bemerkungen*, von Hn. Dr. *Schlegel* praktischen Arzt in Sklow in Weiss-Russland. In sechs Wochen heilte der Vf. einen acht Jahre lang gedauerten Knochenfrass damit, dass er Anfangs die kranke Hand in einem concentrirten Malven-Decoct mit Sem. Papav. alb. und später um die Absonderung der Knochen zu bewirken in Kalkwasser baden, die Wunden und fistulösen Geschwüre mit Balf. Arcaei und Tinctur. Thebaic. verbinden und innerlich den Merc. diner. in kleinen Gaben von $\frac{1}{4}$ bis zum $\frac{1}{2}$ Gran reichen liess. — Von einer geheilten Nomica. VIII. *Einige Bemerkungen über die harntreibenden Mittel und Wasserflüchten*, von Hn. D. *Oberteuffer* in Herisau. Ein sehr gemeinnütziger praktischer Aufsatz. Die erprobtesten diuretischen Mittel sind: der Cremor. Tartar. Solub., die Bangische Mixtur oder eine Latwerge aus Crem. Tart. Solub. Extr. Gramin. Fumar. Rob. Choli Juniper etc. Liq. terr. fol. Tartar. vinos. Spirit. Sal. dulc. das Lixiv. diner. oder der von Swieten. Wein, die Wachholderstaude und deren Präparate, Spirit. Minder. Vin. Huxh. das Stahl diuret. Pulver. Die Scilla und das Colchic. in Substanz und Präparaten etc. nur ist zu bemerken, dass vorzüglich in dieser Krankheit dasselbe Mittel nicht überall dieselbe Wirkung hervorbringt, ja dass es ein und zweymal bey denselben Kranken das Wasser wegschafft, das drittemal aber wirkt es nicht, es muss ein anderes Mittel gewählt werden. IX. *Ueber einige Arten der Unfruchtbarkeit*, von Hn. Hofr. D. *Jördens* in Hof. Ein Gegenstand, der allerdings die Aufmerksamkeit praktischer Aerzte verdient. X. *Gute Wirkung des fixen Alcali bey Stockungen und Verhärtungen der Milch in den Brüsten und der narcotischen Mittel bey widernatürlichen Milchfluss*, vom *Herausgeber*. Ein instructiver Aufsatz, wie Milchstockungen in den Brüsten vorzubeugen und zu heilen sind. Ausser dem Salmiak erzeigt sich eine halbe Unze Sal. Tartar. in einem Pfund Wasser aufgelöst und dasselbe beständig lauwarm mit kleinen Compressen aufgelegt, vorzüglich gut. Nebenher gedenkt der Vf. einer krankhaften zu lange fortwährender Milchabsonderung (*Profluvium lacteum*) die leicht in tab. nervos. übergehen kann.

Viertes Stück. I. *Von der Macht des Gemüths, durch den blossen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu seyn* von *J. Kant*. Hr. Hofr. Hufeland sandte seine Makrobiotik diesem verdienstvollen Denker mit der Bitte zu, um über einige darinnen enthaltene und für das philosophische Tribunal gehörige Ideen nachzudenken. Er erhielt hierauf als Rückantwort diesen vortrefflichen Aufsatz, der zugleich über die individuelle geistige und körperliche Diätetik dieses grosen Mannes sehr lehrreiche Notizen enthält, und bereits Nr. 184. d. J. angezeigt worden. „Ich bin „gewiss sagt Kant, dass viele gichtische Zufälle, wenn „nur die Diät des Genusses, nicht gar zu sehr dawi„der ist, ja Krämpfe und selbst epileptische Zufälle „(nur nicht bey Weibern und Kindern, als die der„gleichen Kraft des Vorsatzes nicht haben) auch wohl „das für unheilbar verschriene Podagra bey jeder „neuen Anwandlung desselben durch diese Festigkeit „des Vorsatzes (seine Aufmerksamkeit von einem sol„chen Leiden abzuwenden) abgehalten und nach und „nach gar gehoben werden könne.“ Das möchte aber wohl nur einem so geübten Denker, als unser nordische Philosoph ist, glücken. II. *Innere Wirkungen durch äussere Arzneyen* von Hn. geheimen Hofr. *Schopff* in Ansbach. Die meisten Arzneyen bringen äusserlich ähnliche nur nicht überall so merkliche Wirkungen hervor, als innerlich in dem Magen genommen, und Substanzen, welche innnerlich nicht aufgenommen werden, finden auch von aussen keinen Eingang. Die grösere Anzahl der Sauggefässe und die zahlreichen Nerven und Nervengeflechte im Magen nebst der gleichen Temperatur sprechen allerdings für die schnellere und durchdringendere Wirkung der innern Arzneyanwendung. Wasser z. B. löscht den Durst nicht blos durch Trinken, sondern auch durch Bäder, dasselbe gilt von der Wirkung der fetten Oele, der Säuern, der Laugen- und Mittel-Salze u. s. w. innerlich wie äusserlich angebracht. Durch Eindruck und Reitz auf Nerven wirken alle Arzneystoffe etc. — III. *Merkwürdige pathologische Leichenöffnungen mit Beziehung auf die vorher gegangenen Zufälle.* V. *Beytrag zur Heilung des Vomitus cruentus* von Hn. Dr. *Dorfmüller* im Osnabrückschen. Scharfe Galle und unverdaute Nahrungsmittel sind die gewöhnlichsten Ursachen derselben. Bey alledem sind Brechmittel mit grösster Vorsicht zu reichen. Der Vf. stillte dieses Blutbrechen bey einer sieben monatlich Schwangern mit der Rivier. Potion und endlich mit Laud. liq. Syd. in reichen widerholten Gaben. VI. *Eine höchst räthselhafte Krankengeschichte*, die zur Classe der Nervenzufälle und zwar der Somnambulismen und epileptischen Ecstasen gehört und keinen Auszug gestattet. Der Herausgeber dieses Journals sucht das bey dieser

Kranken vorkommende Klopfen aufser dem Körper einer Potenz zuzuschreiben, die mit dem Zufall in Verbindung stand und durch Ueberladung und Explosion der electrischen Kraft zu erklären. VII. *Die Tecamezrinde eine neue Cinchona Art und etwas über die Brasilianische Fieberrinde* von Hn. Dr. *Friese* zu Breslau. Sie kömmt von Quito im spanischen Südamerika und ist erst seit 1796 in England bekannt. Die spanischen Aerzte halten sie für weit kräftiger als die officinelle Fieberrinde. — Der brasilianische Cortex erzeigte sich nicht nur Hn. Dr. Fr. sondern auch dem Herausgeber dieses Journals in kalten Fiebern auch da wirksam, wo die gewöhnliche Rinde ohne Hülfe angewandt wurde. VIII. *Ueber die von Hn. Leibarzt Wichmann erwiesene Nichtexistenz der pathologischen Dentition* von Hn. Dr. *Conradi*. Bekanntlich hat *Wichmann* im zweyten Band der Ideen zur Diagnostik die Nichtigkeit der pathologischen Dentition zu erweisen gesucht. Hr. C. erzählt hier ein paar Krankengeschichten, die von Zahnen herzurühren schienen, aber wirklich nicht davon herkamen. — Leider! werden die Zähne fälschlich als Krankheits-Ursachen nur zu oft angegeben: Rec. bittet aber mit Hn. Hufeland seine jüngern Amtsbrüder, hierinnen nicht zu weit zu gehen und das Zahngeschäfte für *gar keine Krankheits-Ursache* im zarten Kindesalter mehr zu halten, da es ja doch *krankhafte Verdauung, krankhaftes Wachsthum etc.* giebt, und durch Fieber übereilte *Dentition* zuverlässig entstehen kann, die gar leicht Convulsionen und Tod zu Gefolgen hat. IX. *Bemerkungen über die Brownische Praxis: directe und indirecte Schwäche* von dem Herausgeber. Erhöhte und verminderte Reizfähigkeit ist und war unsern besten praktischen Autoren längst bekannt: dass die Brownische *debilitas directa* (Product der angehäuften Erregbarkeit) und *debilitas indirecta* (Product der verminderten Erregbarkeit) am Krankenbette schwer darzustellen und ohne praktischen Nutzen sey, sucht der Vf. in diesem Aufsatz zu beweisen.

(Der Beschluss folgt.)

PAEDAGOGIK.

STUTTGARD, b. Löfflund: *Ueber die Einrichtung der Schulen in Rücksicht auf die körperliche Gesundheit der Jugend.* Von M. C. C. E. Wekherlin, Präzeptor am Gymnas. zu Stuttgart. *(Sit mens sana in corpore sano.)* 1799. XV. u. 220 S. 8.

Unleugbar ist gemeinschaftliche Unterweisung für Kinder, besonders für die männliche, weit nützlicher als die vereinzelte. Aber wer auch noch so sehr von den überwiegenden Vortheilen, welche ein Unterricht öffentlicher gegen alle Zöglinge gleichgesinnter Lehrer durch erregte Nachahmung und Nacheiferung haben müsste, für sich selbst überzeugt ist, wird doch seine Kinder nur mit Furcht solchen Nothställen anvertrauen, wie die meisten Schulstuben an sich und durch die pedantischen Einrichtungen der meisten Lehrer immer noch zu seyn pflegen. Sehr verdienstlich ist es daher immer noch, diese Leiden der Kindheit, welche auf das ganze Leben entschiedenen Einfluss haben, freymüthig und rathgebend, ohne Uebertreibung der Klagen und der Gegenmittel, zur Sprache zu bringen. Und gerade auf diese Weise geschieht es durch den Vf., einen Mann, dessen tägliche Erfahrung ihn nebst der Liebe und Achtung, welche er als Lehrer geniefst, zu dieser wohlthätigen Fürsprache für die künftige Generationen auffoderten und berechtigten. In einem Lande, wo die bürgerlichen und gelehrten Schulen im Ganzen noch so fleissig besucht, und von den Lehrern, wenigstens in der Extension, mit vieler Mühe besorgt werden, ist, eine solche Fürsprache doppelt nothwendig. Die Kinder sind zum wenigsten 5, oft 7—8 Stunden in den Schulstuben beysammen. Wie viel ist daran gelegen, unter welchen Einflüssen auf Gesundheit und Heiterkeit sie dort verweilen. Zwar pflegen die Alten zu sagen: auch wir haben es nicht anders gehabt, und sind dennoch dies und das geworden. Aber, haben solche Männer sonst vieles Gute für sich, so ist doch die Gesundheit gerade bey den Bessern und Gelehrtern das, wodurch man den Anstalten der Vorältern am wenigsten Nachruhm verschaffen kann. Auch wo sie nicht auffallend zerrüttet ist, gleicht sie doch gewöhnlich der Fortdauer einer Pflanze im Gewächshause, nicht der kräftigen Existenz in freyer, körperlicher Uebung und Thätigkeit. Es giebt kein verderblicheres Wort als jenes: *pallet, ergo studet.* Und doch unterstützt diese angewohnte, nothdürftige Vegetation in Studierstuben, Schreibestuben etc. häufig den Rath kurzsichtiger Sparsamkeit wider diätetische Verbesserungen der Schulen so sehr, dass eine Stadt wohl zu einem, gröstentheils ohnehin des Moders würdigen, Archiv 14000 fl., zu einer guten Schulstube aber nicht 100 fl. verwenden zu können glaubt. Unter der Wirtembergischen Geistlichkeit, von welcher etwa 30 in den Jahren 30—50 stehen, starb 1793—97 immer Einer von Zehn aus dieser, sonst am meisten dauerhaften, Lebensperiode. Muss nicht der Grund dieser schrecklichen Sterblichkeit bey Zeiten aufgesucht werden? Hiezu und zur diätetischen Verbesserung der Schulerziehung überhaupt giebt der Vf. eine Menge erfahrungsmäfsiger, auf den ersten Augenblick einleuchtender Bemerkungen und Vorschläge. Zum Ruhm der höhern Vorgesetzten des Vfs. ist anzumerken, dass auf diese und ähnliche Stimmen bereits in mehrern Puncten Rücksicht genommen worden ist. Auch haben nicht wenige Aeltern, besonders zu Stuttgart, eine wahrhaft philanthropische Aufmerksamkeit gezeigt. Dass nicht alle Klagen gleich auffallend, nicht alle Vorschläge gleich nöthig und ausführbar sind, dadurch muss sich kein wahrer Menschenfreund und Schulverbesserer an der Betreibung der Hauptsache im grofsen und kleinen hindern lassen. Ein einziges Jahrzehend, in welchem man auf diese Noth immer und immer wieder zurückkommt, bringt allmälich Verbesserungen hervor, welche einst unmöglich geschienen hatten. Uebrigens ist diese Schrift, obgleich durch locale Erfahrungen veranlafst, dennoch bey weiten nicht blofs local, sondern allgemeiner Aufmerksamkeit werth.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 19. Junius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

JENA, in der akadem. Buchh.: *Journal der praktischen Arzneykunde und Wundarzneykunst*, herausgegeben von *C. W. Hufeland*. etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Sechster Band. *Erstes Stück*, mit einem Kupfer. I. *Fortgesetzte Bemerkungen über die Wirkungen des Mecklenburgischen Seebades bey Doberan im Sommer 1797 und mancherley damit in Verbindung stehende Dinge*, von Hn. Hofr. *Vogel* zu Rostock. Brunnen und Badeörter bieten zwar nicht die bequemste, schicklichste und ergiebigste Gelegenheit zu medicinischen Beobachtungen, wie sie seyn sollen, dar. Doch erzeigte sich auch jetzt wieder das warme, vorzüglich aber das kalte Baden, wie solches die beygesetzten Versicherungen der geheilten Kranken attestiren, ausgezeichnet gut bey hysterischer Schwäche verbunden mit grosser Reizbarkeit, in der Hypochondrie mit Leibesverstopfung, in wiederholt erlittenen Missfällen, im weissen Fluss: gegen Stockungen im Unterleib, und daraus entstandene Wassersucht, gegen Geschwulst und Schwäche der Glieder etc. Die Zahl der Badenden belief sich weit über hundert. Am Schluss ein Wort zur Empfehlung der gymnastischen Spiele und gegen das Kartenspiel in Bädern, besonders bey kränklichen empfindlichen und reitzbaren Menschen. II. *Geschichte und Heilung eines Ausschlags am ganzen Körper und besonders im Gesicht*, von Hn. Hofr. *Siebold* in Würzburg. Nachdem mancherley Mittel gegen diesen flechtenartigen Ausschlag eines achtzehnjährigen Mädchens vergeblich gebraucht worden waren, heilte ihn Hr. Hofr. *S.* mit folgendem Pulver: ℞ Flor. Sulphur. Aethiop. miner. Aethiop. antimon. aa ʒ 3 S. Täglich dreymal, eine (grosse) Messerspitze zu nehmen. III. *Von dem Diabetes und dessen, wo nicht einigen, doch gewiss in den mehresten Fällen, ersten Ursache*, von Hn. Leibarzt *Stöller* zu Langensalza. Diese sey in Verstimmung des Hautorgans und daher unterdrückter Ausdünstung aufzusuchen, wenn anders die Absonderungs-Werkzeuge des Harns dazu Disposition haben. In der angehängten Krankengeschichte heilte diesen Harnfluss gründlich das Dover. Pulver mit der Canthariden Tinctur und der Rinde. IV. *Ein Asthma von einer besondern Ursache*, von Hn. Dr. *Heinecken* zu Bremen. In der Leiche eines vier und zwanzigjährigen Mannes, der an hypochondrischen und hämorrhoidalischen Beschwerden mit hartem Athmen litt, und endlich an einem heftigen Anfall von Asthma sehr abgezehrt starb, fand man in der rechten Brusthöhle 13 Pfund Wasser und eine 4 Pfund und 9 Unzen schwere Speck-Talg und beinartige Geschwulst, und kaum noch einen zwey Zoll grosen ganz verdorbenen und verhärteten Ueberrest der rechten Lungen. Eine Abbildung (die aber Rec. nicht sah) macht diese Beschreibung deutlicher, nach welcher nicht nur die ganze rechte Lunge, sondern auch das Herz, die Arteria aorta, die arter. asper. und der obere Theil der linken Lunge von dem anhaltenden Druck dieses widernatürlichen Körpers in ihren Functionen gestört werden mussten. V. *Fortgesetzte Nachrichten von der medicinischen chirurgischen Krankenanstalt zu Jena, und den daselbst beobachteten Krankheiten, insonderheit dem Nervenfieber von Mich.* 1796 bis *Mich.* 1797. vom Herausgeber. Von 540 Kranken starben 22. Nun die Namen der vorgekommenen Krankheiten nebst dem Verzeichniss und dem Gewicht der dagegen verschriebenen Arzneymittel. Die Fortsetzung folgt. VI. *Bemerkungen über die Brownische Praxis.* X. *Oertliche und allgemeine Krankheiten.* Das Unstatthafte dieser Eintheilung am Krankenbette wird hier von dem Herausgeber dieses Journals gezeigt. VII. *Einige Ideen über Methodik in der praktischen Arzneywissenschaft*, von denen sehr viele wahr und schon wiederholt gesagt worden sind, z. B. viele Schriftsteller haben Symptome zu Krankheiten umgeschaffen und folglich Wirkung mit Ursache verwechselt: so sey Hydrops mit seiner ganzen Sippschaft nichts anders als Symptom: bey Ausübung der Arzneywissenschaft soll man mehr auf die Kunst zu *generalisiren*, als zu *individualisiren* Rücksicht nehmen. (Am Krankenbette aber, ruft Rec. allen seinen Amtsbrüdern zu, *individualisire* man ja recht fein und präcis.) *Brown* generalisire sehr, und habe sich daher viele Anhänger verschafft: seine sthenischen (febrilischen) und *asthenischen* (nicht febrilischen) Krankheiten nannte *Gaubius* Morbi *Irritabilitatis* und *Torporis*. — Das Verzeichniss der Krankheiten soll nicht aus einzeln zergliederten Symptomen, sondern aus wirklichen erstlich nach ihren *materiellen* und dann nach ihren *formellen* Ursachen bestehen. VIII. *Kleine Aufsätze*, von Hn. Dr. *Kortum* zu Stollberg bey Aachen. 1) Ein Fall, wo bey Knochengeschwulsten von innern Ursachen künstliche Geschwüre, unmittelbar neben der Geschwulst erregt, die erwünschteste Wirkung machten. 2) Ein Fall, in welchem die Existenz der Gehirnwassersucht gegen *Weikard* bewiesen wird. 3) In chronischen Gichtbeschwerden mit Krämpfen im Unterleib verbunden, leiste-

ten folgende Pillen ſpecifiſche Dienſte. ℞ *Sapon. Antimon. c. Reſin. Jalapp.* ʒij *G. Aſae foetid. Guajac.* aa ʒj *Opii gr. vj Pulv. rad. Valerian.* ʒβ *M. f. l. a. pil. pond. gr. jii S.* Täglich dreymal fünf Stück zu nehmen. 4) Eine völlige gebildete Impfpocke, ohne merkliches Fieber und ohne alle Puſtulation ſtelle gegen künftige Anſteckung ſicher. (Rec. aber wurde durch die Erfahrung vom Gegentheil überzeugt: er ſah nämlich einmal die zwey Mutterpocken im vollen Glanz mit etwas Fieber aber ohne Puſtulation auf den Armen ſtehen, nach einigen Wochen aber, als das Kind mit dem Faden geimpft wurde, aufs neue mit Fieber und der Puſtulation über den ganzen Körper befallen. 6) Etwas von der Beſtimmung zur Aderlaſſe durch den Pulsſchlag. IX. *Ueber die Nothwendigkeit der Praeparation vor der Einimpfung der Pocken*, von Hn. Dr. *Neubeck* in Schleſien. X. *Ueber den Gebrauch der Pilul. major. Hoffm. und des Mercurii Solubil. Hahnem.* von Hn. Dr. *Wolff* zu Hamburg. Letzterem wird der Vorzug vor dem erſtern zuerkannt. XI. *Beſtätigter Nutzen des Antimonial-Schwefelwaſſers* in Gicht und Haut-Krankheiten von Hn. Dr. *Biedermann* zu Rehburg.

Zweytes Stück. I. *Einige praktiſche Beyträge*, von Hn. geh. Hofr. *Schäffer* in Regensburg. 1) Vom *Scharlachfieber.* Die bösartige Bräune und das bösartige Scharlachfieber hält der Vf. für eine und dieſelbe Krankheit: ſo ſeyen auch die *Rötheln* mit Halsweh keine eigne Krankheit, ſondern das gewöhnliche Scharlachfieber mit geringerm Hautausſchlag. 2) *Vom Keichhuſten.* Er ſey anſteckender Art: die Belladonna-Wurzel habe ſich auch in dieſer Epidemie ſpecifiſch wirkſam gegen dieſe Nervenkrankheit erwieſen. 3) Eine kräftige Stahllattwerge gegen die Bleichſucht, wo aber wahrſcheinlich ſtatt ʒj. Limat. Mart. ʒj. ſtehen ſoll. 4) *Meine Krankenbuchhalterey.* II. *Bemerkungen und Ideen, das Kindbetterfieber betreffend*, von Hn. Hofr. *Mezler* in Sigmaringen. Zuerſt zwo von dem verſtorbenen Dr. *Vogel* ſehr ſchön erzählte Krankengeſchichten: dann ein inſtructiver Commentar über dieſes Fieber, welches der philoſophiſche Arzt *Mezler* von Milchſtoff-Ueberfluſs und deſſen Verſetzungen herleitet: Erſcheinungen, welche durch das Nichtſaugen, Saburra in den erſten Wegen, Leidenſchaften, Verkältungen, und ungünſtigen Jahres-Conſtitutionen entſtehen. Das ganze wird mit lehrreichen Fällen belegt. III. *Beobachtung des Blaſenfiebers bey zween Blatterkranken*, von Hn. Dr. *Garn* Phyſicus in Dahme. Dieſer Pemphigus erſchien bey zwey Mädchen nach abgetrockneten Pocken. IV. *Bemerkungen über die Browniſche Praxis.* In dieſem IX Aufſatz zeigt der Herausgeber die nothwendige Rückſicht auf den Zuſtand der Materie, ſowohl der organiſchen als Krankheitsmaterie in der Praxi. V. *Beobachtungen*, von Hn. Dr. *Conradi* Phyſicus zu Nordheim. 1) Vier Gran Phosphor in einer Drachma Naphth. Vitriol. alle 2 Stunden zu 10 Tropfen in Waſſer gegeben, wirkten in Fiebern bey äuſserſt herabgeſunkenen Lebenskräften, kalten Extremitäten etc. Wunder. 2) *Einige Bemerkungen über epidemiſche Entzündungskrankheiten.* Sie kommen zuweilen häufig vor und erheiſchen wiederholtes reiches Aderlaſſen. — Bey zarten Kindern iſt wegen Mangel an Expectoration im zweyten Stadio ein Brechmittel ſehr heilſam: im erſten Stadio aber waren nitrum mit Tartar. emetic. und angenehme ſchleimichte Säfte, fleiſsiges Getränk, die flüchtige Kampferſalbe, warm eingerieben, laulichte Halbbäder, Blutegel und ſpaniſche Fliegen auf die Bruſt ſehr angezeigt. VI. *Beſtätigter Nutzen des Laugenſalzes* (zu 20 Tropfen des Ol. Tartar. per deliq. in Chamillen-Thee) *in Convulſionen*, von Hn. Dr. *Wiedemann* in Wallerſtein. VII. *Schnupfen, Heiſcherkeit, Huſten*, oder *das einfache Katarrhalfieber*, von Hn. Hofr. *Förders.* Bey Katarrhen ſey ein ganz kaltes Verhalten eben ſo ſchädlich als ein ganz warmes. Das *Oleum camphor.* zu 10 bis 15 Tropfen auf Zucker, erleichtere Athemholen beym Schlafenlegen auffallend.

Drittes Stück. I. *Beobachtungen* von Hn. Dr. *Conradi*, Stadtphyſicus zu Nordheim. (Er ſtarb noch am Schluſs des vergangenen Jahrs.) Fortſetzung. 3) *Geſchichte einer Hirnwaſſerſucht* eines ſiebenzehn jährigen Frauenzimmers mit der Leichenöffnung. 4) *Einige Bemerkungen über den Schlagfluſs und die Lähmung.* Einigemal erwieſen ſich die Flor. Arnicae von einem halben bis ganzen Scrupel täglich drey bis viermal gegeben, ſo wie das *Schröpfen* im Nacken und Hinterhaupt, gut. 5) *Geſchichte eines Gallenſteines*, der von der Gröſse einer Wallnuſs glücklich mit dem Stuhl abgieng. 6) *Gelbſucht mit Magen und Leberkrämpfen.* 7) *Eine langwierige Krankheit des Unterleibs* von verhärteten *Kothanhäufungen* durch ausleerende Mittel mit beygefügten Opiaten geheilt. 8) *Ein gutes Mittel in der chroniſchen Strangurie und Dyſurie* ℞ Aſae foetid. unc. ſem. Pulv. rad. Ipecac. Opii aa gr. IV. Ol. Menth. Piper. gtt. IV. M. f. l. a. pil. pond. gr. ji S. dreymal des Tags zehn Stücke zu nehmen. 9) *Heilung eines Miſerere durch Tabacks-Klyſtire.* 10) *Krankheiten der Monatsreinigung*, welche einmal von langwieriger verſtopfter und das anderemal von zu ſtarker Monatsreinigung, beide aber von ein und derſelben Urſache, aus Anhäufungen von Cruditäten im Unterleib herrührten. 11) *Nutzen des örtlichen Gebrauchs des kalten Waſſers wider das Herzklopfen hypochondriſcher Perſonen.* 12) *Heftige allgemeine Convulſionen* wurden bey einem ſieben und zwanzig jährigen Mädchen mit Brechweinſtein und Opium gehoben. 13) *Weiſſer Fluſs bey Kindern.* 14) *Blutſchwären bey einem Kinde von vierzehn Tagen* durch Brech- und Abführende-Mittel, der ſtillenden Mutter gereicht, geheilt. 15) *Beſtätigte Wirkung der Schwefelleber wider die übeln Folgen des Queckſilbers.* II. *Beyträge zur anatomiſchen Geſchichte einiger Krankheiten*, von Hn. Dr. *Hopfengärtner* in Stuttgard. A. Sections-Erfund, drey an der Ruhr Verſtorbene. B. Vier

an

an chronischen Bauchflüssen, nach *Morgagnischer* Weise erzählt und mit durchdachten Raisonnemens begleitet. — Die *Wandungen* statt superficies interna waren dem Rec. Anfangs unverständlich. — Die Geschichte eines krebsartigen Geschwürs im Schlunde und einer Verbreiterung der Schneiderischen Haut, der Epiglottis und der Castilaginum Arytänoid, sind diesen Sectionen angehängt. III. *Eine schnell tödliche Angina polyposa mit der Leichenöffnung und einigen Bemerkungen*, nach 31 Stunden schon tödend. Hr. Dr. *Harles* leitet diese Krankheit von der Erhöhung der plastischen Thätigkeit besonders im lymphatischen System her. Leider! aber kennen wir diese plastische Kraft, ihre Gesetze, Formen, Verhältnisse etc. zu wenig, um daraus befriedigend diese Krankheit erklären zu können. IV. *Ein tödliches Erbrechen, höchst wahrscheinlich von einer rheumatischen Ursache, nebst der Leichenöffnung.* V. *Ueber die Wirkung der Elektricität besonders bey Lähmungen der äussern Gliedmassen*, von Hn. Dr. *Struve*. Bey Anwendung derselben sey es wichtig, zwey Wirkungsarten wohl zu unterscheiden, a) *als Reitzmittel*, b) *als Stärkungsmittel*: bey Lähmungen scheine sie als Krampfstillendes, als Reiz und als Stärkungs-Mittel zu wirken. — Das erste günstige Zeichen sey eine gröfsere Leichtigkeit des gelähmten Gliedes: darauf folge die Wiederkehr der natürlichen Wärme, gelinder Schweifs etc. VI. *Ein Pendant zu Hn. Hofr. Siebold's Beobachtung eines mit Blutbrechen etc.* S. Loder's Journal für die Chirurg. Geburtsh. und ger. Arzn. B. I. St. 2. S. 215. von Hn. Dr. *Ideler* zu Delitzsch. Diese Beobachtung wurde an einem sechs und vierzig jährigen Bauer gemacht, der durch den heftigen Stofs einer Deichsel auf die Oberbauch-Gegend das vordere Nervengeflechte des Magens, in der Folge aber das venöse Gefäfssystem desselben so sehr erschütterte, erschlaffte und empfindlich machte, dafs hierauf die leichteste Speise Beängstigung, Drücken, Herzklopfen, ja die leiseste Berührung dieser Gegend Ohnmachten bewirkten. — Der Puls an der rechten Hand war etwas ausgedehnter im Durchmesser, gespannter und erhobener, der Haut näher als der an der *linken* Hand, welcher kleiner, enger, weicher und mehr einwärts gezogen war, und beym Auflegen dreyer Finger unter dem mittelsten einen in der Systole und Diastole bleibenden Bogen deutlich fühlen liefs. — Bey varicösen Ausdehnungen im Pfortadersystem, will der Verfasser den Puls, wie er ihn bey diesem Kranken an der linken Hand fühlte, fast immer beobachten. Er fieng daher die Cur mit ableitenden Mitteln, Fufsbädern, Blutegeln an, die er alle vier Wochen setzen liefs und heilte endlich diesen Kranken vollkommen mit äufserlichen aufgelegten kalten zusammenziehenden Bähungen. —

Viertes Stück. Mit einem Kupfer und Sachregister. I. *Krankengeschichte eines mit Entzündung verbundenen Nervenfiebers*, von Hn. Dr. *Michaelis* zu Harburg, wo Aderlassen, gegen *Brown's* Lehre dennoch Nutzen schaffte. Hier werden ferner viele Widersprüche dieses Systems dargestellt und gerügt. — (Schade und Jammer, dafs wir Deutsche so gar sehr der Nachahmungssucht und dem Aufhaschen von Paradoxien ergeben sind! Nur erst durch Uns wurde der gröfste Lärm, über dieses brittische sogenannte — System — geschlagen, das aber in England selbst nie feste Wurzel fafste, sondern erst aus italienischen Treibhäuseren in unsern kalten Boden verpflanzt wurde, wo es aber, allem Anschein nach, schwerlich perenniren wird.) II. *Nutzen der Bäder bey Raserey und Hautwassersucht*, von Hn. Dr. *Wolff* Sen. zu Posen. Der nach einem Petechial-Fieber rasend gewordenen Patientin wurde ein Sack mit Rad. Torax. Fl. Anagallid. Sapon. Venet ad ℔β Tartar. Tartar. ℥jii gefüllt, um den Leib gebunden und nach dem 215ten Bad war sie vollkommen wieder bey Verstand. — Ein ähnliches Bad bewirkte dasselbe bey einem Kinde mit verhärteter Leber und der Bauchwassersucht. Das Beywort der *gefällige* Unterleib, kennt Rec. nicht. III. *Beobachtung von einer aufserordentlichen tödlichen Krankheit, nebst dem Bericht von der Oeffnung des Leichnahms*, von Hn. Hofr. *Aepli* zu Diefsenhofen. Merkwürdig, aber nicht sehr unterrichtend. IV. *Auch etwas über das Sçavoir faire in der medicinischen Praxis*, von *Chr. Ludw. Schweickhard* zu Carlsruhe. Der Arzt soll am Krankenbette nicht allein nach politischen, sondern auch nach moralischen Grundsätzen handeln, weil er ohne solche mit den ausgebreitesten Kenntnissen und mit dem feinsten Sçavoir faire doch nie ganz glücklich nie durchaus beliebt seyn wird: er soll ferner Religiosität haben, bey Consultationen am Krankenbette sich nie mit seinen Collegen über die vorgebrachte Meynung zanken etc. V. *Mein Begriff von der Lebenskraft*, vom *Herausgeber*. Der Mathematiker bedient sich des X, um einen unerkannten Gegenstand dadurch zu bezeichnen: der Physiker braucht das Wort *Kraft*, um die unbekannten Ursachen der Erscheinungen damit anzuzeigen. Wir kennen zwar die Ursache zum Grunde des Lebens nicht, wir brauchen aber doch ein Wort zur Verzeichnung dieses Begriffs und das ist *Lebenskraft*. Dieser Ausdruck ist weit umfassender und bestimmter; als die Worte: *Seele, Lebensgeist, Archäus, Calidum innatum, Impetum faciens, Reitzbarkeit, und Empfindlichkeit*, Incitabilität. VI. *Geschichte einer Pleuro-Peripneumonie, die in ein Empyem überging und geheilt wurde.* Der Vf. hielt Anfangs die Krankheit dieses 3½ jährigen Mädchens für ein von schleimichten Unreinigkeiten und vielleicht von Würmern erregtes Fieber und behandelte es demnach. In der Folge aber zeigte sich bey anhaltender fehlerhaften Respiration und bey einem Fieber mit trocknem Hüsteln eine Geschwulst unter dem linken Schlüsselbein einer wälschen Nufs grofs, die in der Folge geöffnet wurde, und wodurch wenigstens nach und nach zwölf Unzen milchweifser Eiter, mit Luft vermischt ausfloss. Die Wunde schlofs sich und das Kind wurde allmählich ganz hergestellt. VII. *Versuch einer medicinischen Topo-*

graphie der Stadt Hof im Bayreuthischen Voigtlande, von Hn. Hofr. *Fördens*. Unterhaltend und angenehm zu lesen. VIII. *Bemerkungen über den Kopfgrind, das Wundseyn und die Eiterung der Mundwinkel säugender Kinder*, von Ebendemselben. Gar zu oft sind diese Beschwerden bey Säuglingen von venerischen Ursprung und weichen blofs Mercurial-Mitteln. IX. *Geschichte eines heftigen Singultus*, von Hn. Dr. *Hansa* zu Töplitz. Er rührte bey einer drey und zwanzig jährigen Frau von einem Aerger her: man bestritt ihn vergebens mit krampfwidrigen Mitteln, nachher aber, als die Ursache desselben entdeckt wurde, ward er mit Brechen und Abführen geheilt. X. *Urtheil der Philosophie über das Brown'sche System*, vom Herausgeber. Aus Hn. Prof. *Schmid's Physiologie, philosophisch bearbeitet* S. 152. etc. entlehnt. XI. *Einige physisch-medicinische Bemerkungen über die Gegend und das Klima der Kurhannöverischen freyen Bergstadt St. Andreasberg, so wie auch über die Lebensweise und Krankheiten der Bewohner derselben*, von J. W. G. *Klinge*. Abermals ein schätzbarer Beytrag zu einer medicinischen Ortbeschreibung in *Lentinischer* Form geschildert, nebst der Mittheilung einer Ruhrepidemie und deren Behandlung.

Die jedem Stücke angehängten kurzen Nachrichten bedürfen hier keine besondere Anzeige.

* * *

Frankfurt a. M., in der Andräischen Buchhandl.: *Neuausgearbeitete Entwürfe zu Volkspredigten, über die gesammten Pflichten der Religion*, von K. G. D. *Manderbach*. 11ter Th. — Auch noch unter dem besondern Titel: *Neuausgearbeitete Entwürfe zu Predigten über die Menschenpflichten*. 3ter Th. 1799. 602 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 75.)

Bagdad: *Abentheuer einer Nacht in Stambul*. 2ter und letzter Th. 1798. 390 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 328.)

Lauban, b. Scharf: *Briefe für Kinder und deren Freunde*. Zum Gebrauch in kleinen Stadt- und Dorfschulen. 2te vermehrte Auflage. 1797. 143 S. 8. (5 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 253.)

Weimar, b. den Gebrüdern Gädicke: *Fabriken- und Manufacturen-Addrefs-Lexicon von Deutschland und einigen angränzenden Ländern, oder Verzeichnifs der Fabrikanten und Manufacturisten dieser Länder, der Waaren, die sie verfertigen, und welche Messen sie damit beziehen*. Nach den Waaren alphabetisch geordnet und mit kurzen Erläuterungen zur Kenntnifs derselben begleitet, von *J. Ch. Gädicke*. 1 Th. 2te sehr vermehrte u. verbess. Auflage. 1799. 412 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 170.)

Erfurt, b. Keyser: *Der deutsche Schulfreund, ein nützliches Hand- und Lesebuch für Lehrer in Bürger- und Landschulen*. Herausgegeben von *H. G. Zerrener*. 20tes Bändch. 1799. 174 S. 8. (6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 299.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Dresden*, b. Walther: *Predigt beym Schlusse des von Sr. Kurfürstl. Durchl. zu Sachsen ausgeschriebenen allgemeinen Landtages*, am 31 März 1799. in der Kurfürstlich Evangelischen Hofkirche zu Dresden gehalten von D. *Franz Volkmar Reinhard*, Kursächs. Oberhofprediger, Kirchenrathe und Oberconsistorial. 1799. 49 S. gr. 8. Ein trefflicher Pendant zu der neulich (Nr. 67.) von uns angezeigten Predigt, welche der würdige *Reinhard* bey Eröffnung des Kurfächsischen Landtages gehalten hatte. Mit einer Beredsamkeit, welche den Verstand überzeugt und die Seele erhebt, werden auf Veranlassung des Evangeliums Joh. XX. 19—31., sehr zeitgemässe *Erinnerungen für das Vaterland beym nahen Eintritt in ein neues Jahrhundert* vorgetragen; der Redner zeigt, dass das Vaterland wohl beherzigen müsse, *was es ist, was es seyn soll, und was es werden kann*, oder mit andern Worten, dass diese Erinnerungen theils *bedenkliche Umstände, die es erwägen muss*, theils *nöthige Entschliessungen, die es fassen soll*, theils *ermunternde Hoffnungen, die es nähren darf*, betreffen. Wenn wir hier, durch den Raum dieser Blätter beschränkt, blofs bemerken, dass unter jenen *Umständen* namentlich die immer mehr sich regende Ungebundenheit, die in allen Ständen immer mehr überhand nehmende Unsittlichkeit, und die sich unläugbar vermindernde Achtung gegen die Religion aufgeführt; dass in Betracht der *Entschliessungen*, welche das Vaterland fassen soll, lebendiger Eifer und Ergebenheit gegen das Christenthum, Anhänglichkeit an die bürgerliche Verfassung und erhöhete Sorgfalt für die Bildungsanstalten des Volks, empfohlen; dass endlich die *ermunternden Hoffnungen*, welche das Vaterland unter solchen Vorkehrungen an der Schwelle des neuen Jahrhunderts fassen darf, hier darein gesetzt werden, dass Ordnung ohne Zwang, Fortschritt ohne Uebereilung und Wohlfahrt ohne Mifsbrauch das beneidenswerthe Loos der Nachkommen seyn wird: so dürfen wir wohl nicht besonders erinnern, welchen Reichthum von Ideen, die hier in fruchtbarer Kürze, immer von neuen Seiten dargestellet und dadurch eindringlicher gemacht werden, diese Rede in sich vereinige. Wir sind fest überzeugt, dass die Begierde nach dem Genufs des Ganzen, die wir durch diese Anzeige zu erregen suchten, auch in einer blofsen Lectüre der Predigt, ob ihr wohl die bey *diesem* Redner gar sehr in Anschlag kommende Belebung durch den geistvollen mündlichen Vortrag abgeht, doch reiche Befriedigung finden werde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 20. Junius 1799.

GESCHICHTE.

Ofen, in d. Universitätsbuchdruckerey: *Scriptores Rerum Hung. minores hactenus inediti synchroni*, quos auspiciis Emin. Card. et Princ. *Jos. de Batthyán* etc. edidit *Martinus Georgius Kovachich*, Senquicienſis. T. II. ad Comitem Jo. Illyésházi. 1798. 444 S. 8.

Nach einer Zueignung an den Grafen *Illyesházi*, deren dieſer Mann ſo ganz würdig iſt, erklärt ſich der Vf. in der Vorrede ſehr bündig über den Umſtand, daſs in dieſem zweyten Theil faſt lauter neuere Begebenheiten beſchrieben werden. Was nützt es, ſagt er, über den Urſprung, die aſiatiſchen Sitze, Kriege, Sitten, Religionsgebräuche, Tracht etc. der Hunnen, und über ähnliche Gegenſtände der Alterthums-Krämerey mühſam weitläuftige Unterſuchungen anzuſtellen, während wir den Urſprung unſerer Geſetze, die Verbindung der Ungarn mit benachbarten Völkern, die jedesmalige Regierungs- und Verwaltungsform, die Beſtallung der Dicaſterien, wie ſie nur im nächſtverfloſſenen Jahrhundert geweſen, den Wechſel der Münze und andere Gegenſtände nicht kennen, deren Erwähnung in der Geſchichte durch den obgedachten Kram von Schulkenntniſſen verdrängt worden, die man aber billig vor allen andern ſich bekannt machen ſollte, ehe man zur Forſchung von Alterthümern ſchreitet. — Indem Rec. ferner das las, was der Vf. über die Nützlichkeit auch einzelner, den Kalendern beygeſchriebenen, Nachrichten und Tagebücher für die Geſchichte beybringt: hat er ſich des Gedankens nicht erwehren können, daſs manche Perioden älterer Geſchichte eine glaubwürdigere und umſtändlichere Bearbeitung vertragen werden, als manche Zeiträume der neueſten; weil es immer weniger Mode wird, daſs Männer, die am Ruder der Geſchäfte ſitzen, und in die innern geheimen Tiefen der Staatsmaſchinen blicken, ihre Erfahrungen, oder wenigſtens nur ihre eigenen Thaten für die Nachwelt aufbewahren; auch dann, wenn ſie nicht Urſache haben, das unbeſtochene Urtheil dieſer Nachwelt zu ſcheuen. Die Gelehrten wühlen indeſſen in alten Geſchichten und Claſſikern, oft um den praktiſchen Werth ihres Nachwühlens nicht ſo ſehr, als um eine gelehrte Zwiſtigkeit über ein Jota mehr oder weniger beſorgt; ſo bleibt zuletzt der Nachkommenſchaft für manche heutige Begebenheit keine andere Erkenntniſsquelle, als die Zeitungen — übrig. — Da ein beträchtlicher Theil dieſes Bandes aus den gleichzeitigen Memoiren des vortrefflichen Prälaten, *Ant. Verantius*, beſteht; ſo macht der Vf. von ſeiner ſonſtigen Regel eine Ausnahme, und giebt von ihm einige bibliographiſche Nachrichten. Der geſchickte Prälat hatte nämlich im Sinn, den Bonfinius, mit dem er den gleichen Vornamen Anton zu führen, ſich ſelbſt als einer guten Vorbedeutung freute, von der Regierung Vladiſlaw II angefangen, fortzuſetzen, und ein Werk: über Ungarns Schickſale nach dem Tode des Matth. Corv. zu ſchreiben. Dies erhellt aus ſeinen in der biſchöfl. Bibliothek zu Erlau vorhandenen Briefen, welche Hr. *Katona* im zweyten Theil ſeiner *Hiſt. crit. Period. Auſtr.* gröſstentheils herausgegeben hat, und worin verſchiedener Bruchſtücke ſeiner Arbeit gedacht wird. Hr. *v. Kov.* macht es ſehr wahrſcheinlich, daſs jene Bruchſtücke gerade diejenigen ſeyen, die er in dieſem Bande aus den Handſchriften des Draganich-Veranziſchen Archivs liefert. — Nun zu den einzelnen Stücken ſelbſt. Die erſten acht ſind aus alten Kanzleyformelbüchern genommen. I. *Epitaphium Magnif. Jo. de Huniad.* vom J. 1476. Dieſer hochtrabende Galimathias ziemte beſſer dem XII u. XIII. Jahrhundert. Ein einziger Zug, daſs nämlich auch der Senat zu Raguſa den Tod des wichtigen Mannes betrauert habe, gereicht ihm mehr zum Lobe, als alle Superlative, die der alt klöſterliche Stil des Vfs. verſchwendet hat. Nicht beſſer ſind die Knittelreime. II. *De obitu Joh. de Hunyad;* nur daſs der Vf. gleich vorn geſteht, er ſchreibe: *ſtylo puerili.* Wenn Thurotz nur überhaupt Alter, Ermüdung unter den Waffen und Sorgen, als Urſachen des Todes von Hunyad angiebt; ſo erfahren wir hier noch näher, daſs der Held mit Geſchwüren des Gaums und des Halſes behaftet worden. III. *Fürbitten* und IV. *Glückwünſche für den K. Matth. Corv.* bey ſeiner Thronbeſteigung. Nr. 3. hat viel poetiſches Verdienſt; und Nr. 4. iſt voll prophetiſchen Geiſtes; denn Matth. Corv. hat die hier ausgedrückten *Toaſts* und Wünſche ganz erfüllt. „Er wird uns, (heiſst es hier) vom auswärtigen Joche befreyen. Er wird nach dem Beyſpiel ſeines Vaters über die Türken triumphiren. Er wird uns vor den Räubereyen der Böhmen (unter Giskra) ſichern. Er wird die Polen wegtreiben, und den Stolz der Alemannen (eigentlich K. Friedrichs, der die ungariſche Krone in Händen hatte) demüthigen.“ — Hingegen das *Prognoſticon* Nr. V. iſt ſchlecht eingetroffen; z. E. das mahomediſche Reich liegt noch heut zu Tage nicht in der Aſche. Nr. VI. hat die vielverſprechende Aufſchrift: *Chronicum Rerum ſub Matth. Corv.* beſteht aber nur aus einigen

Zeilen, und meldet die Todestage einiger Geistlichen. Nr. VII. *Epitaphium super excisione Urbis Várad.* beklagt, dafs als Matth. Corv. die Polen neckte, die Türken indessen 1474 im Februar Grofswardein plünderten, und die ungarischen Truppen auseinander jagten. In diesem Aufsatz scheinen die türkischen Spahis den Namen Hussaren zu tragen; denn es heifst: *Hussari dire pugnant, et Hunni fugam dant.* VIII. *Epitaphium Matthiae Corvini*, sehr unbedeutend. IX. *Erzählung von dem Zustand und den Einkünften des Reichs unter M. Corv.* aufgesetzt 1490 vom damaligen päbstlichen Nuntius. Diese Erzählung, oder vielmehr dieser Amtsbericht, steht in der italienischen Ursprache abgedruckt mit Varianten und der nöthigen bibliographischen Erläuterung in Hn. Engel's *Geschichte des ungarischen Reichs und seiner Nebenländer.* 2ter Th. Halle 1798. 4. X. *Bericht von dem Sieg über die Türken im J.* 1538; aus einer Briefsammlung in der k. k. Bibliothek zu Wien. Scharmützelnachrichten aus Croatien. Die folgenden Stücke bis Nr. XVIII. sind aus dem Familienarchiv der Draganich-Veranzi genommen, wovon viele historische Sachen der Hr. Graf *Franz Szechényi* an sich gekauft hat. XI. *Anton. Verantius de rebus gestis Hung. ab inclinatione Regni.* Fragmentum. Schade, dafs dies ächtpragmatisch verfafste Bruchstück kaum etwas über 4 Seiten austrägt. Der Vf. schreibt das Verderben Ungarns nach Matth. Corv. Tod mit Recht lediglich den Oligarchen zu, welche mit Uebergehung des zwar an einem Fufs etwas hinkenden, sonst aber rüstigen, Königssohns, Joh. Corvin, den für Oligarchische Frechheit aller Art so nachsichtsvollen Vlad. II. wählten. XII. *Eben derselbe von dem Leben und von den Thaten des Joh. Zápolya.* Der Herausgeber erinnert in der Vorrede sehr treffend, dafs die Ueberschrift eigentlich lauten sollte: zwey Bücher über den Feldzug des türkischen Kaisers Sulejman 1538 in der Moldau und in Siebenbürgen wider den Wojwoden Peter und den Joh. Zápolya (aus dessen Diensten der Vf. bekanntlich in die Dienste des ungarischen K. Ferdinands übertrat). Der Vf. stellt sehr gründlich die verschiedenen Versuche zur Versöhnung beider Kroncompetenten Ferdinands und des Joh. Zápolya dar, welche bekanntlich, weil Menschlichkeit von beiden Seiten, wie auch zu erwarten war, unterlief, vereitelt wurden; sodann die Ursachen, welche den Sultan zum Zorne wider Joh. Zápolya reizten. Ein schlimmer Zufall ist hiebey, dafs eben da, wo Sulejman's Eintritt in die Moldau beschrieben werden soll, in der Urschrift etliche Bogen (bey S. 59.) fehlen. Nachdem Peter, Wojwode der Moldau, vertrieben war, beschlofs Sulejman auch Siebenbürgen zu erobern, in beiden Ländern sodann seinen Sohn als Vasallenfürsten einzusetzen, und von da aus Ungarn verheeren zu lassen. Diesmal aber betrat Sulejman nicht einmal Siebenbürgen, und die Vorsicht erhielt unter allen Stöfsen der Cultur und dem Christenthum seine Vormauer, das ungarische Reich. Zur Erläuterung dieser Geschichte wollte derselbe Vf. im XIIIten Stück einen *geographischen Abrifs von Siebenbürgen, von der Moldau und Walachey* liefern, den er aber selbst bescheiden für einen von Fehlern keineswegs freyen Versuch gleich vorne erklärt. — Der wackere Mann kann zwar mit den Geten, Gothen etc. nicht ganz zu rechte kommen; bestreitet aber ganz gründlich die Meynung seiner Zeit, dafs die Walachen vom Flaccus den Namen hätten; und scheint den Anon. B. Not. vor Augen gehabt zu haben, indem er sie für Hirten der von den Hunnen nach Italien zurückgedrängten Römer hält. Seine Nachrichten über die neuere Schicksale und Sitten der Moldau und Walachey haben auch für neuere Geographen und Historiker Werth. — Ein vorzügliches Stück ist die geographische und politische Beschreibung von Siebenbürgen. Klärer als S. 108. hat Rec. noch nirgend die Verbindlichkeit der Szekler zum Kriegsdienst und zur Ochsenabgabe bestimmt gelesen. Schon zu des Verantius Zeiten hielten einige die sogenannten Rovás- oder Holzkerbzeichen der Szekler für hunnisches Alphabet. Den Sachsen ist das Lob ertheilt, welches dieser ehrwürdigen Nation gebührt; falsch aber ist es, dafs damals (gesetzlich) ihnen ein willkürliches Steuerquantum vom Fürsten habe aufgelegt werden können. Eine wichtige Bemerkung ist: dafs Matth. Corvinus die Ungarn zur schweren Reiterey mit Erfolg abgerichtet, nach seinem Tode jedoch die leichte Reiterey die Oberhand bekommen habe, nach dem Muster der Türken, welches aber nebst dem Verfall der Kriegszucht traurige Folgen nach sich gezogen. Das XIV. Stück enthält unter dem Titel: *Castigationes in Jovium*, die Geschichte von der Uebergabe der Festung Ofen an die Türken 1540, und ist vorn selbst im Original nicht vollständig. XV. *Begebenheiten des J.* 1551, ein Bruchstück. XVI. *Privatnachricht von der Veranlassung der von Ant. Verantius nach der Türkey übernommenen Gesandschaft* vom J. 1557 und von den damaligen Umständen des Reichs; in Form eines Gesprächs zwischen Anton und Mich. Verantius. Der Vf. beklagt, als Gesandter nichts für Philologie und alte Geographie gethan zu haben; denn die Gesandten würden zu eng von den Türken bewacht etc. *O durissimam*, ruft er S. 160. aus, *legatorum conditionem et nulli libero ingenuoque homini expetendam.* — Auch dies Bruchstück ist im Original unvollendet. XVII. *Eine Anekdote*, wie Sulejman durch einen Stummen, den er nach der bey den Türken gewöhnlichen Achtung für Stumme und Taube (denen sie mehr innern Sinn und Prophetengeist zuschreiben) an seinem Hofe hielt, vom Meuchelmorde errettet worden, mit dem ihn Perhates bedrohte. XVIII. *Officieller Bericht von der* obgedachten *türkischen Gesandschaftsreise* und Verrichtung vom J. 1557. Ein sehr wichtiges von Verantius und Franz Zay, den beiden Gesandten, denen auch noch der Magister *Augerius de Busbecche* beygegeben war, verfertigtes Stück. Busbeck mufste in Constantinopel zurückbleiben; Verantius und Zay aber wurden nach ihrem Vaterland geschickt, um den K. von Ungarn zur Annahme ei-

niger Bedingungen, und vorzüglich Abtretung einiger Festungen zu bewegen. XIX. *Namen der Prälaten und Baronen, welche bey dem 1569ger Reichstag zu Presburg gegenwärtig gewesen*, aus den Kaprinayschen Handschriften. Es ist merkwürdig, dafs hier eine Art *Regalisten*, wie sie noch bey siebenbürgischen Landtagen erscheinen, vorkommen: nämlich es giebt hier eine eigene Rubrik von: *Nobiles Regni potiores Castra habentes privatim per Majestatem Caesaream vocati.* Satt *Relicti ex Magnificis* etc. soll es wohl heifsen: *Reliqui* etc. XX. Von *Jo. Decius Barovius, Decas Xma Commentariorum de rebus Hung. et Transf. complectens annos* 1592 – 1595. Dedicirt an Sigmund, Fürsten von Siebenbürgen. Ein schon an sich wichtiges Stück, aber merkwürdiger noch dadurch, dafs man bisher alle Decaden dieses Schriftstellers für verloren gehalten hat. Hr. *v. K.* hat diese Decas bey einem Stulrichter des Presburger Comitats, Mich. Dóka, in einer gleichzeitigen Abschrift gefunden, und muntert zur Entdeckung auch der vorhergehenden Decaden auf. Ueber den Namen Barovius wagt der Herausgeber die nicht unwahrscheinliche Vermuthung: dafs er eigentlich Baranfus klingen sollte; weil der Vf. aus dem Baranyer Comitat gebürtig gewesen; die Sitte des XVI. Jahrhunderts Namenänderungen vorzunehmen, macht die vom Vf. selbst angenommene Namensendung wahrscheinlich. Diese Decas beschäftigt sich vorzüglich mit den Feldzügen des Pascha Sinan in der Walachey und in Siebenbürgen oder mit dem *Bellum Sinanicum*, ist in 7 Bücher und diese in Kapitel eingetheilt, und zeichnet sich vor viel andern ähnlichen Mémoires durch einen deutlichen, angenehmen, gut lateinischen und schlufsrichtigen Vortrag aus. Meisterhaft ist die Zueignung an den siebenbürgischen Fürsten; sie setzt bey ihm und bey allen Verwaltern öffentlicher Geschäfte Achtung und Aufmerksamkeit auf das Urtheil der Nachwelt voraus. *Serviat igitur*, sagt Barovius seinem Fürsten, *necesse est Serenitas Tua illis etiam judicibus, qui multis post seculis de Serenitate Tua ac omnibus ejus gestis multo quam praesentes incorruptius, quippe sine odio et amore, judicabunt.* Der Anfang dieser Decas schliefst sich nicht an die vorige an; sondern recapitulirt die Kriegsbegebenheiten vom J. 1566 her; welches in dem Rec. die Hoffnung zur Auffindung der vorhergehenden Decaden verringert. XXI. *Auszüge aus einem alten Antiphonarium*, enthält Todestäge einiger Geistlichen, und Gebete zu den heilig gesprochenen ungarischen Königen. XXII. *Auszug aus einem alten Graner Brevier*, gleichen Inhalts. XXIII. *Kriegs- und Insurrectionsreglement für Siebenbürgen, sanctionirt von Matth. Corv.* 1463. und angeführt in dem Reichsgesetz Art. 12. 1526. — Ein vorzüglich interessantes, aber kleines Stück, das unmittelbar zur Ergänzung des *Corpus Juris* gehört; weil es in den Gesetzen als geltend angeführt wird, ohne dafs es doch denselben beygedruckt oder sonst im Publico bekannt worden wäre. Der Hr. *v. K.* und mit ihm das Publicum verdankt dieses Stück dem siebenbürgischen Gouverneur Grafen *Bánffy* und dem thätigen Literator Hn. *Georg v. Aranka*. Alle hier gegebenen Vorschriften beziehen sich nur auf den Fall, wenn in der äufsersten Noth eine Generalinsurrection angesagt werden sollte. Von den Comitaten ist bestimmt, der wie vielste Theil der Bauern, oder des Adels zu Hause bleiben dürfte? eben so ist bey den Szeklern die Art der Zusammenberufung durch Bergfeuer, die Musterung etc. vorgeschrieben; bey den Sachsen wird nichts besonders verfügt, ungeachtet das Reglement für die drey siebenbürgischen Nationen lautet (vergl. §. 5.). Das siebenbürgische Insurrectionsheer mufs innerhalb der Grenze des ungarischen Reichs (also nicht blofs Siebenbürgens) sich gebrauchen lassen; nur erhält es seine Verpflegung vom König. In allen hier nicht bestimmten Fällen sollte das Reglement vom Kaiser Sigmund gelten, und werde hiemit auch von dem ungarischen Adel, den Szeklern und Sachsen in Siebenbürgen angenommen. XXIV. *Von den Szeklern*, und ihrer Abgabe durch das Ochsenanbrennen (*Signatura Boum*). Dieses Fragment aus den Hadikkischen Handschriften abgeschrieben, gehört, so interessant es an sich selbst ist, doch eigentlich nicht hieher, sondern ist eine Beylage des Berichts, den die Ferdinandischen zur Uebernahme Siebenbürgens abgeschickten Commissarien Paul Bornemisa und Georg Werner im J. 1552 erstattet haben, und wovon ein Theil bereits in Hn. *v. Engel's* ungarischer Geschichte B. II. abgedruckt ist, der andere aber vielleicht von Hn. *v. E.* noch nachgeliefert wird. XXV. Chronologisches Verzeichnifs der Handschriften des Draganich-Veranzischen Archivs, welche jetzt der Hr. Graf Széchényi besitzt. Ein für ungarische Geschichtforscher willkommenes Verzeichnifs.

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA, b. d. Verlagsgesellschaft: *Witold*; *Grofsfürst von Litthauen. Geistergeschichte vom Verfasser des Hans von Boysen.* 1796. 292 S. 8. (22 gr.)

Auch hier findet sich erst am Ende, dafs man nur den ersten Theil der Geschichte vor sich hat, die man nach dem Titel ganz zu erhalten glaubte: — diese Sitte scheint, je öfter sie auch schon gerügt worden ist, nur desto mehr den Buchhandlungen zum Schaden der Käufer zu behagen. — Wenn indessen vielleicht Mifstrauen in den Werth des Products diesen Weg, Absatz zu gewinnen, einschlagen läfst, so ist dies bey der vor uns liegenden Arbeit gewifs am rechten Orte. Der Gegenstand der Geschichte ist, wie unser Leser aus der Bezeichnung des Helden schon errathen werden, aus dem Zeitraume entlehnt, wo die Herrscher von Litthauen zwischen der Annahme der christlichen Religion und den dadurch ihnen entgegenstralenden, oder wenigstens von dem deutschen Orden ihnen vorgespiegelten politischen Vortheilen und zwischen Anhänglichkeit an dem Glauben ihrer Väter und der Furcht vor

dem Unwillen ihrer Unterthanen und dem Verluft ihrer Würde ſchwankten. Vorzüglich aber iſt es die Rivalität von Jagello und Witold, was den Vf. beſchäftigt; alles, was durch ſie hervorgebracht wird, iſt nun mit Intrigue von Seiten heidniſcher und chriſtlicher Pfaffen reich ausgeſchmückt. Sie allein ſind die Geiſter, die hier ſpucken, ſind aber faſt immer gutmüthig genug, ſich bald fangen und entſchleyern zu laſſen; durch ſie wird Witold zuletzt noch in eine feurige Grube geführt, aus der ihn der zweyte Theil erlöſen ſoll, der uns noch nicht in die Hände gekommen iſt. — Wer nun an dieſen Zwittergeburten der Geſchichte und Dichtkunſt Behagen findet, wer insbeſondere jene aus der Geiſterwelt herbeygeholten Verzierungen liebt, und wer dafür Haltung in den Charaktern, feine Darſtellung der Eigenheiten des menſchlichen Herzens, gebildete Sprache und Vortrag erläſst, und mit platten halbvollendeten Schilderungen und groben Pinſelſtrichen, die oft noch dazu die Farben, mit welchen ſie malen, unnatürlich genug miſchen und auftragen, vorlieb nimmt, der wird ſich auch dieſes dem Alltagsgeſchmack gebrachte Opfer gefallen laſſen. Wir führen zur Probe von dem Geiſte des Vfs. eine Stelle an, worin er gleich im Anfange den Charakter der Litthauer ſchildert: „Unter einem unfreundlichen „*Himmelsſtriche, den Sümpfe und Moräſte* noch trauriger machten, *erlernten* die Litthauer, trotz der „Gefahr und ausdauernden Kälte; (was erlernten ſie?) im Kampfe mit wilden Thieren, beym Durchſchwimmen reiſsender Flüſſe bewährte ſich ihr Muth, „dem innere Kriege und *die*, mit ſtreitbaren Nachbaren, *immer neue Nahrung* gaben; und bey der „Nothwendigkeit, ſich nur mit äuſserſter Anſtrengung und Arbeit die unentbehrlichſten Bedürfniſſe „des Lebens erwerben zu müſſen, floh Weichlichkeit und die mit ihr verſchwiſterte Wolluſt, und „ſie hatten *nur*“ (welch ſeltſames Nur!) „Raubſucht, „Grauſamkeit und Liebe zur Trunkenheit mit den „mehrſten übrigen Widlen gemein!“ — Und den aus dieſen Zügen zuſammengeſetzten Charakter nennt der Vf. einen vortheilhaften eigenthümlichen Charakter. Zu ſeinen Spracheigenheiten gehören: Freund *mit* den Künſten des Friedens. — Dieſe Heirath hat mir immer nicht ſo recht *eingehen* wollen — bey einem Bündniſſe, wodurch die Diener unſerer Götter *vortheilten*; — meine *Gebietiger*! — Das Ganze wimmelt übrigens von Druckfehlern.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Oldenburg*, gedr. b. Stalling: *Chriſt. Wilh. Ahlwardt*, des Oldenburgiſchen Gymnaſiums erſten Profeſſor und Rector, progr. *Bemerkungen über einige Stellen griechiſcher Dichter*. Septemb. 1798. 20 S. 4. — Zwey Stellen griechiſcher Dichter, Callimach. Hy. in Del. 225 und Theocrit 4, 11. machen die Gegenſtände dieſer Bemerkungen aus. In der erſten hatte er ποντοιο κακοιο σαιρον durch *Auswurf des Meers* unrichtig gedeutet. Nun zeigt er ſehr gründlich, daſs man überſetzen müſſe: Aſteria, dieſes das Meer unſtät durchfahrende (durchfegende) Scheuſal. Denn σαίρος, σαίρον iſt nur bey Gloſſatoren ein Subſtantiv, das hieher nicht paſst: leitet man es beſſer von σαίρω, verro, ab, ſo iſt es neutrum participii aor. II. und hat den gravis, σαῖρον. Auch Hr. Schneider in ſeinem griechiſchen Wörterbuche war auf eine ähnliche Erklärung gekommen. Die Vergleichung von σαίρειν, verrere, fegen, ſweep iſt ſehr paſſend: ſeltſam, daſs unſer Wort fegen in der uneigentlichen Bedeutung für durchlaufen, durchſtürmen unedel iſt, wie in keiner andern Sprache. Im Theokrit iſt die Vulgate Πείσαι τοι Μίλων και τὸν λύκος αὐτίκα λυσσᾷν nach Bindemann: Milons Reden die brächten den Wolf auf der Stelle zum Raſen, durchaus ohne Sinn. Der Zuſammenhang iſt: Milon hat den Aegon, der von Kampfſpielen gar nichts verſteht, überredet, nach Olympia zum Wettkampf zu reiſen. Milo muſs alſo die Gabe der Ueberredung im höchſten Grade beſitzen etc. Hr. Ahlwardt ſagt: er habe unter den Neuern zuerſt die Schwierigkeit in der Vulgate heben wollen, in ſeinem Buche: zur Erklärung der Idyllen Theokrits (Roſtock 1792. 8.) S. 76 ff., aber ohne Glück. Indeſs ward es Veranlaſſung für andere Gelehrte, wie er meyns, dieſe Stelle nicht trocknen Fuſses vorbeyzugehen. Hr. Jacobs emendirte τὸν λαγὸν perſuaſerit leporibus, leicht, wiewohl ein wenig nüchtern. Nachher fand ſich unter Scaliger's Varianten, die am Rande eines Exemplars der römiſchen Ausgabe von 1516 (es befand ſich in der nun verſteigerten Bibliothek des ſel. Paſtor Krohn in Hamburg) beygeſchrieben waren, die merkwürdige Lesart, die auch dem Auratus zugeſchrieben iſt, ἐμὲ δὲ für αὐτίκα. Die darauf ſich beziehende Verbeſſerung in der A. L. Z. 1795. Sept. S. 560. II τ. M. κατ τω λυκω αμιδα λυσσᾳν findet Hr. A's Beyfall nicht ganz, beſonders weil λυσσάω in der Bedeutung von gegenantoben nie mit κατα conſtruirt ſey, ſondern wie die analogen Verba nur mit dem Dativ ohne Präpoſition, oder doch nur mit ἐπὶ: weswegen er auch Lycophron 454 λυσσαν εν ποιμνοις χειν ſehr hart emendirt ἐπ' ποιμν, und Theocrit V, 16. vielleicht aus Liebe zu ſeiner Hypotheſe, nicht hieher rechnet. Er liefert daher eine andere Verbeſſerung, die ſich ſehr empfiehlt, und der erſten vielleicht vorzuziehen iſt: II, τ. M. κ. τὸν λυκὸν ἀμιδα λυσσᾷν, d. i. Milo könnte wohl ein Lamm durch Ueberredung dahin bringen, ſo blutgierig, kampfluſtig zu werden wie ein Wolf. (Beſſer ſteht hier wohl der Nomin. Sing. λυκος ſc. λυσσαν.) Daſs τὸν für ὥς mit und ohne folg. ὡς für als, wie, doriſch ſtehe (Ariſtoph. Acharn. 762 Küſt.) iſt gut dargethan. Auch die Vulgate giebt dann einen Sinn, mit Hinzufügung von ἀνθρωπους hinter Μίλων. Doch geſteht er das Schleppende ſelbſt ein. Daſs Hr. Hofr. Voſs ſeine Conjectur billigt, und ſie in ſeine Ueberſetzung der ſämmtlichen Idyllen Theokrits aufnehmen wird, iſt eine ehrenvolle Autorität.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 21. Junius 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Mylius: *Beantwortung des Sendschreibens einiger Hausväter jüdischer Religion an mich, den Probst Teller.* (Joh. 6, 63.) 1799. 60 S. 8.

Das Sendschreiben, auf welches diese Antwort eine erwünschte, würdige Erwiederung ist, war so richtig gedacht und so wahr und fein gesagt, dass ein sachkundiger Christ den Verfassern vielleicht nichts Wesentliches entgegen zu halten haben möchte, als die Frage: warum sie sich, was doch immer noch den Schein einer ausschliefsenden Grenzlinie hat, unterscheidungsweise von der jüdischen „Religion" benennen? da sie richtiger mit Lessings Nathan sagen könnten: „was mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir zum Juden." Sey dies, wie es sey. *Sie* würden ihr Schreiben nie bekannt gemacht haben, wenn sie nicht an Christen geglaubt hätten, denen nicht erst durch einen Saladin gesagt werden müsste: „Sey keinem Juden, keinem Muselmanne zum Troz ein Christ!" Und nicht umsonst haben sie sich ausdrücklich an den würdigen Greis gewendet, welcher weder als Patriarch, noch als Tempelherr; welcher vielmehr mit der eben so christlichen als weltbürgerlichen Gesinnung ihnen entgegen kommt: |„Wir haben beide | Uns unser „Volk nicht auserlesen? Sind | Wir unser Volk? — „— | Sind Christ und Jude eher Christ und Jude | als „Mensch?" | Mit gleich viel Geradheit und Klugheit, gestürzt auf gelehrte Sachkenntniss und lang geprüfte Ueberzeugung, giebt ihnen seine Beantwortung Beyfall über die Prämissen von der für die Religionsgeschichte so wichtigen Unfügsamkeit der Ursprache ihrer Nation zum Ausdruck geistiger Begriffe, von dem bey so manchen traurigen Schicksalen ganz natürlichen Verfall ihres Volks in der Kultur, von der dennoch fälschlich ihm besonders aufgebürdeten Immoralität. Es ist auch ihm eine sehr scharfe und durchschauende Ansicht, dass, wie sie gezeigt haben, das von Mose verordnete theokratische Ceremoniel einst für eine durch lange Unterjochung entgeistete und zum Bilderdienst der Abgötter sich hinneigende, erst entstehende Nation als Verwahrungsmittel gegen rohere Ausschweifungen des Aberglaubens wirken sollte; und Er bemerkt kurz und bündig; wie selbst die zehn Gebote, nach Inhalt und Abfassung, Civilgesetze einer werdenden Regierungsverfassung, in welcher Gott als der Einzige unmittelbare Regent förmlich Exod. 18. anerkannt wurde, eher als moralische Vorschriften waren. (Auch möchte darunter wohl das Sabbathgesetz nicht das einzige Beyspiel eines „blossen Polizeygesetzes" seyn. Wenn man bey dem Satz: den Namen des Nationalgottes nicht zu lügenhafter Betheurung zu missbrauchen, bestimmt auf den *Namen*, wie dort auf den gewählten *Tag* sieht, so ist beides ohne Zweifel in gleichem Sinn polizeylich; aber freylich so, dass beide Verordnungen unter einem allgemein gebietenden Satz stehen, das Sabbathgesetz unter der Foderung: dem Körper zur neubelebenden Ruhe, dem Geist zur Musse für Bildung und Nachdenken gewisse Zeiten zu sichern; das Gesetz vom Missbrauch des göttlichen Namens aber unter der Foderung bürgerlicher Wahrhaftigkeit. Eben dieser Fall ist beym Verbot der Bilder u. dgl. m.)

Die Lossagung der Fragenden von einem blossen Zuchtgesetz der Knechte nun, welche an sich gegründet ist, weil sie demselben entwachsen sind, rechtfertigt *T.* weiter durch die Prophetensprüche über das Untergeordnete der Opfer, durch die Gewissheit, dass der Anerkennung einer gleichen von Jesus angefangenen Religionsreinigung einst nicht die Gamaliele sondern die vom Altar lebenden Priester und Priestergenossen entgegen waren, auch durch das Beyspiel der Essäer, deren Gottesverehrung, ohne Vorwurf und Ausschliefsung von ihren Volksverwandten blos in einem beschaulichen Leben und einfacher Lebensart, ohne alle mosaische und rabbinische Gebräuche und Vorschriften, bestanden hat. Durch bessere Zeiten und ernstes Nachdenken bewahrt vor dem schwärmerischen und ängstlich religiösen dieser uralten jüdischen Gesellschaft, welche doch Porphyr in Vergleichung mit Pharisäern und Sadducäern die ehrwürdigsten nennt, liessen sich die Vff. leicht als neue Essäer oder Therapeuten („Seelenärzte) betrachten, deren Richtung auf das Eine Nothwendige des Menschen: Gott zu lieben und seinem heiligen Gesetz gemäss gut gesinnt zu seyn, für sie so wenig, als für jene ältere, eine Ursache der Ausschliefsung von jüdischer Nation und Gemeinschaft werden müsste. *T.* fragt daher und rechtfertigt die Frage: warum sie es nicht vor der Hand dabey bewenden lassen wollten, das reine Gold ihres ursprünglichen Israelitischen Bekenntnisses von den nachher hinzugekommenen unedeln Theilen geschieden zu haben? Austreten aus ihrem bisherigen Kreise, wäre dies nicht ein Verlassen der Wirksamkeit, in welcher sie gewiss am meisten für das Gute vermögen, weil sie ihnen anerzogen, angebildet, zum Theil angeboren ist? Gerade wo es dunkler ist, müssen hellere Köpfe mög-

nicht stehen bleiben. Jesus selbst nöthigt sie nicht herüber: Wer nicht wider uns ist (man zähle ihn dann zu dieser oder jener äusserlichen Classe) der ist für uns, sagte sein von Partheysucht freyes Urchristenthum. Luc. 9, 50. Und selbst in Rücksicht auf den bedeutendsten Grund zum Uebertritt, auf die Furcht, dass durch den äuseren Druck der Umstände ihre schwer errungene Ueberzeugungen vielleicht nicht lange das Eigenthum ihrer Familien bleiben würden, deutet *T.* sehr weise auf die Aufforderung des Vfs. der trefflichen *Policy of the Metropolis:* dass doch gerade unter den Juden Männer von Geist und Einfluss so viel möglich Beyspiele geben möchten, wie auch die jüdische Jugend durch Erziehung zu nützlichen, freyen Berufsarbeiten vom sittenverderbenden Herumziehen des Schacherhandels abgewöhnt und durch feste, gemeinnützige Beschäftigungen in die Stätigkeit der allgemeinen Staatsgesellschaft eingeleitet werden könnten. (Nachahmungswürdige Beyspiele hievon giebt es ja schon im Fach der Aerzte, der Naturforscher. Auch sind mehrere Künste vom Innungszwang frey. Am meisten aber würden Güterpachtungen, wenn sie am Ende auf eigenen Gütererwerb führen, das gewissermafsen wieder nomadisch gewordene Volk durch die Stufe des Ackerbaues zur bürgerlichen Sefshaftigkeit gewöhnen.) Indefs wirft *T.* allerdings diese Frage nicht auf, um der Hauptantwort auszubeugen, wie etwa „die in der wichtigsten Angelegenheit der Menschen, der Freymachung der Sklaven, so stummen Bischöfe des Parlaments" von dem Vf. der *Policy of the Metropolis*, wenn auch manche Juden seine Wünsche möglichst erfüllen würden, wohl sehr abweichen möchten. Er unterscheidet aber mit grofsem Grund die Antwort des christlichen Religionslehrers von der Antwort des Staatslehrers in christlichen Staaten. Als Theolog, im würdigen Sinn dieses Worts, setzt er, wie Jesus, bey der Frage über das wichtigste Gebot, seiner Antwort: dass Gott innig lieben und den Nächsten als sich selbst mehr sey als Brandopfer und alle Opfer! die Bemerkung hinzu; dass der Fragende, welcher hierüber „vernünftig" dachte, nicht fern vom Reiche Gottes sey. Noch bestimmter aber zeigt er: dass „den jüdischen Ceremoniencultus aufgeben und die christliche Religion annehmen, *nicht so ganz verschiedene Dinge* seyen," wie sich die jüdischen Hausväter hierüber ausgedrückt hatten. Jesu Verbessern des mosaischen Judenthums war offenbar theils ein Beybehalten des allgemeingültigen, theils ein Reinigen des Localanwendbaren, folglich ein Aufheben alles Temporären, sobald es der Zeit gemäfs zu seyn aufhöre. Und was war in Paulus's Urchristenthum wesentlicher, als dass hier kein Jude, kein Heide, — sondern das ganze Menschengeschlecht, in religiöser Hinsicht, Einer sey in (und nach dem Plane seines) Christus! Wäre dann aber auch die Menschheit in dem, was man „die ganz unumwundene, unverschleyerte Religion" nennen kann, Einer; so würden doch die Menschen, weil sie nicht in dieser Abstraction allein bleiben können, immer nach verschiedenen Localitäten zu eigenen die Religiosität befördernden Gesellschaften, zu Pflanzschulen des religiösen Nachdenkens und Lebens, und dadurch immer zu etwas positiven (zweckmäfsig gewähltem und gesetztem) sich vereinigen. (Und sobald nur davon der Begriff der Unveränderlichkeit und absoluten Nothwendigkeit entfernt ist, kann alles positive nur alsdenn verwerflich werden, wenn es dem edlen Zweck, für welchen es angenommen ist, förderlich zu seyn aufhört oder gar hinderlich zu werden anfängt!) Nach diesem Begriff vom Positiven bestimmt sich nun das Uebertreten zu dem einfachen Einweihungsgebrauch des Urchristenthums und zum herzerhebenden Erinnerungsmahl an dessen Urheber leicht von selbst, nebst dem Unterschied zwischen Glauben an Gott und dem Glaubenswahn von einem arbiträren Wollen Gottes über Bedingungen der Seligkeit, welche nicht in der Natur der Sache gegründet wären. Grundlehren des Christenthums sind die Weisheit des Lebens, Dogmen philosophische Versuche über die durch Nachdenken über Religion entstandenen Probleme. Als Bekenntnisformel erklärt *T.* vorschlagsweise den Inhalt von Ephes. 1, 22. 23. 4, 15. 5, 13. und vergleicht andere Bekenntnisse, wie sie Jesus selbst, Er, durch welchen die ewige Wahrheiten des Urchristenthums ohne den Seitenweg der Schulgelehrsamkeit Sache des Volks zu werden anfingen, mehrmals, wie Joh. 8, 12. 12, 46., verlangte und wie sie *von seinen* Vertrauten gegeben und angenommen worden sind; Luc. 9, 21. Apostg. 2, 36. 1 Kor. 3, 11. 12. Phil. 2, 9. 11.

Dies alles sondert der würdige Mann als Privaturtheil von seinen Amtsverhältnissen so bescheiden, als gewifs er hofft, dass die protestantischen Lehrer in einem Fall, wie der gegenwärtige, Mose zu hören geneigt seyn würden, wenn er sagt: Gedenket, dass ihr auch Knechte in Aegypten gewesen seyd! — Ist nun aber auch dieses zu erwarten; so bleibt, was die umschauende Klugheit eines *Teller's* nicht vergessen, hier aber auch, weil es nicht in der Frage an ihn liegt, nicht zum Haupttheil der Antwort machen konnte, doch bey weitem noch das Wichtigste zurück: wieviel nämlich ein christlicher Staat von bürgerlichen Rechten und Freyheiten auf ein solches christliches Bekenntnifs einzuräumen für rathsam und verfassungsmäfsig halten könne? Insofern die Antwort hierüber von dem Verhältnifs zwischen Staat und Kirche abhängt, [ob nämlich Staat und Kirche (jüdisch-theokratisch) als Eines oder ob beide als vereinigt gedacht werden und zwar ob in dieser Einigung die Kirche den Staat oder der Staat die Kirche oder keines von beiden das andere modificire?] legt der Vf. mit einleuchtender Bestimmtheit in der Kürze dar, was in seiner anziehenden Schrift: Valentinian der Erste, ausgeführt ist. Was vornehmlich wegen Sicherung der Pribritätsrechte älterer Staatsbürger gegen den jüdischen Hang zu einem gewissen Castengeist, zum kleinen Handel und dessen bösen Folgen u. dgl. m. verfügt werden müsste,

bleibt

bleibt den vorsichtigsten Ueberlegungen rechtskundiger Menschenkenner dringend empfohlen. Rec. wünscht sehr, dafs alle diese mögliche Ansichten für jetzt, da die Fragenden wenig und unbekannt sind und daher Persönlichkeiten verschwinden, vorzüglich von der liberalen preufsischen Gesetzgebungsklugheit untersucht und auf mögliche Fälle hin bestimmt werden könnten. Um so gewisser würde der jetzt ausgestreute Saame alsdann „bey günstiger politischer Witterung," wie der Vf. sich ausdrückt, nach und nach aufgehen und Früchte bringen.

SCHÖNE KÜNSTE.

London, b. William Harris und zu finden in allen deutschen Buchhandlungen: *Liebe und Trennung*, oder *merkwürdige Geschichte der unglücklichen Liebe zweyer fürstlichen Personen jetziger Zeit.* 1798. 291 S. 8. (20 gr.)

Der Erbprinz von M** gewinnt, unter den Namen eines Grafen von Veser, unter welchem er den Hof von B** besucht, die Liebe der Prinzessin von B**: allein die Spannung, die zwischen ihm und seinem Vater herrscht und die Unzufriedenheit mit seiner ganzen Lage überhaupt, hindern ihn, eine Verbindung zu schliefsen, die doch erst in spätern Zeiten Folgen haben konnte. Einige Zeit nach seiner Abreise kommt der Herzog von M**, sein Vater, auch an *jenen* Hof, sieht Lauren, die Geliebte seines Sohns, fodert ihre Hand (er war Witwer) und erhält sie. Sie opfert ihre Liebe der Convenienz auf, bewirkt selbst die Zurückkunft des von dem Hofe seines Vaters entfernt gehaltenen Erbprinz, und ist nicht wenig erstaunt, in ihm den geliebten Veser wiederzufinden. So sorgfältig sie aber auch allen Näherungen ausweicht, die ihre Leidenschaft vermehren, oder sträflich machen konnten; so entgeht doch die Nähe der Herzen der beiden Liebenden, einer Gräfin von Wellenhof, Hofdame der Herzogin nicht, die mit dem Kammerherrn von Kiefelstein den Plan macht, die Herzogin zu stürzen. Sie benutzt die Absendung eines Pakets an eine Freundin der Fürstin, welches Briefe enthält, die diese mit dem Prinzen, theils schon als Grafen, theils neuerlich gewechselt hatte, fängt es auf, und übergiebt das, was es enthält, dem Herzog, mit dem sie vor seiner zweyten Heyrath in sehr nahen Verhältnissen stand. Anfangs ist dieser äufserst aufgebracht; aber es gelingt seiner Gemahlin, sich und den Prinzen zu rechtfertigen; doch drückt der Gram und die sonderbaren Verhältnisse ihrer Lage sie nieder und ihre Gesundheit erliegt demselben: noch vor ihrem frühen Tode vergiebt sie der Wellenhof, deren Verrätherey sie erfahren hatte, und dieses bewegt auch die letzte, ihr Herz der Reue zu öffnen. — Dies ist der Inhalt der Geschichte, die sich schon dadurch, mehr noch durch Ton und Einkleidung zu ihrem Vortheile von den Kraftgeburten einer Einbildungskraft unterscheidet, welche blos in einer dem menschlichen Herzen und Seyn ganz fremden Welt lebt. Die Sprache ist natürlich, der Vortrag fliefsend, die Diction rein. Das Ganze neigt sich zu den Romanen der frühern empfindsamen Periode, doch nicht bis zu dem Grade der Ueberspannung, der diese verächtlicher machte, als die besten Producte der Classe es verdienen. Etwas Schwärmerey herrscht freylich überall, vorzüglich in den Briefen der Liebenden: auch sind die Bilder, Schilderungen und Gleichnisse nicht neu, und es ist kaum zu zweifeln, dafs sich jede etwas ausgezeichnete Stelle mit einer Parallele aus ältern ähnlichen Dichtungen belegen liefse. Selbst die Stricke eines niedergesenkten Sarges müssen hier wieder rauschen, die Steine nochmals auf dem Sarge poltern u. s. w. — Auch ist es sonderbar genug, dafs eine unendlich oft wiederholte Warnung, die Bösewichter nur als solche handeln, nicht auch so sprechen zu lassen, so wenig beachtet wird. Die Wellenhof giefst ganz frey ihr Inneres aus. — Was die Oekonomie des Ganzen betrifft, so läfst sich in dieser Rücksicht billig erinnern, dafs von der Markos, einer Hofdame der Fürstin, Anfangs viel zu viel die Rede ist, da sie in der Folge der Geschichte ganz unbedeutend bleibt. — Doch diese Mängel hindern nicht, dafs man bey dieser Erzählung gerne und in diesem Kreise uns ähnlicher Menschen unendlich lieber verweilt, als bey dem Geräusche und der Unnatur der Ritter- und Geistergeschichten, und dafs man froh ist, einmal das Herz mehr als die Phantasie beschäftigt zu sehen.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Heinrich la Muraille und Henriette Boissy.* Ein geheimes Aktenstück aus den Tagen der neufränkischen Regierung und des Vendeekrieges. 1796. 270 S. 8. (18 gr.)

Heinrich und Henriette, aus Caen, sind schon von ihrer Kindheit an für einander bestimmt, und entsprechen den Wünschen, die ihre Aeltern in dieser Rücksicht unterhalten, durch die zärtlichste gegenseitige Neigung. Beide Familien sind eifrige Republikaner, aber Anhänger der Girondisten. Kurz vor dem Falle der letztern schickt la Muraille, der Vater, seinen Sohn nach Paris, um sich von der wahren Stimmung der Gemüther zu unterrichten: dort geräth dieser in Barrere's Hände, der ihn durch einen sonderbaren Aufwand von Intrigue und Machinationen zur Parthey des Berges herüberzieht und ihn dadurch, da er mit diesen Gesinnungen nach Caen zurückkehrt, der Liebe seines Vaters und der Hand Henriettens, wiewohl nicht ihrer fortdauernden Treue, verlustig macht. Heinrich geht in dieser Lage zum zweytenmal nach Paris, um Kriegsdienste zu suchen: Hier wendet Barrere aufs neue seine Ränke an, ihm eine von ihm verlassene Buhlerin zur Gattin zu geben! Eben da er im Begriff ist, die Heyrath mit dieser zu vollziehen, entdeckt er die ihm gespielten Betrügereyen: er will seinen Verwandten und Henrietten, die bey der allgemeinen Verfolgung der Gironde-Parthey, nach der Vendee geflohen waren, nacheilen, als ihn Verhaf-

tung davon abhält. — So weit der erste Theil. Die hier angegebenen Hauptzüge sind zu einem Ganzen ausgebildet, das zwar nicht in dem alltäglichen Romanenstile, aber doch auch nicht ohne viele Ungelenkheiten und Schwerfälligkeiten der Sprache und des Vortrags erzählt ist. Uebrigens ist freylich die Zeichnung der Charaktere nachlässig und flüchtig, die Consequenz in ihnen und in den Handlungen der auftretenden Personen nicht sehr grofs, die historische Wahrscheinlichkeit nicht geschont. Der schnelle Uebertritt Heinrichs zu einer andern Parthey, als der seines Vaters, das Uebergewicht der erst eingesogenen Grundsätze über Liebe des Sohnes und Zärtlichkeit des Liebhabers, die mit einem hyperromantischen Aufwande von Maschinen und Intriguen ausgestatteten Beschäftigungen des fürwahr mit ganz andern Gesichtspunkten überviel zu thun habenden Barrere sind alle nur dürftig motivirt. Indessen ist nicht zu leugnen, dafs eben diese Einmischung bekannter Personen und jener Charakter auch der wahren Revolutionsgeschichte, vermöge dessen sich das Ungewöhnliche und Widernatürliche leicht paart — der vor uns liegenden Dichtung wenigstens so viel Interesse giebt als nöthig ist, um sie ohne Langeweile zu lesen und um das Ende der Geschichte zu erwarten. Hier und da kommen aber doch Ausdrücke vor, bey welchen der Geschmack hart anstöfst, z. B. Worte hervorseufzen — einen Tumult von Gedanken in Worte skeletiren, — die Empfindungen brennen schon jetzt stromweise aus meinen Augen u. s. w. — Auch ist *eine Belege* nicht richtig; wahrscheinlich provinziell. —

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Berlin*, b. Maurer: *Politisch-theologische Aufgabe über die Behandlung der jüdischen Täuflinge.* Aus dem Archiv der Zeit besonders abgedruckt. 1799. 15 S. 8. Eine Gesellschaft von Freunden wünscht eine gute Beantwortung folgender Frage: Da die Eingeschränktheit in Ansehung der bürgerlichen Freyheiten und Rechte, unter welcher die jüdische Nation in einem grofsen Theile Deutschlands noch lebt, nicht in dem Wesentlichen ihrer eigenthümlichen Religion gegründet ist; da der kränkende Druck dieses armen Volks noch weniger eine Rache seyn kann, die etwa die Christen dafür, dafs der Stifter ihrer Religion von den Vorfahren der Juden mifshandelt ward, ausüben wollten; da folglich die Ursache, weswegen selbst die aufgeklärtesten Staaten ihre ungetauften Mitglieder von so vielen, den schlechtesten ihrer Unterthanen angebornen Rechten und Freyheiten auszuschliefsen immer noch fortfahren, tiefer liegen und in dem Charakter der Juden, in ihren Gesinnungen, ihrer Bildung, in einer gewissen Mifsstimmung, Verkehrtheit, Unbrauchbarkeit der körperlichen und Geistesfähigkeiten, wodurch sie zur Erfüllung der vom Staate gefoderten Pflichten durchaus unfähig, und folglich auch des Genusses der bürgerlichen Rechte und Wohlthaten schlechterdings unempfänglich werden, zu suchen seyn mufs; so fragt sich, ob es nicht, *unter dieser Voraussetzung* äufserst inconsequent sey, einem Juden, dem man gestern noch alle Fähigkeit zu Leistung der Pflichten und zum Genufs der Rechte eines Bürgers absprechen zu müssen glaubte, heute, nachdem die Ceremonie der Taufe mit ihm vorgenommen worden ist, alle Rechte und Genüsse der gebornen christlichen Unterthanen einzuräumen? Die gänzliche Untauglichkeit der Juden, welche angenommen werden mufs, wenn nicht das Verfahren der Regenten und Völker Europens gegen sie vernunftwidrig und ungerecht erscheinen soll, kann doch durch die Taufe nicht mit einemmale weggenommen werden! Es fragt sich also, was hätte der Staat zu thun, wenn die ganze jüdische Nation auf einmal den Entschlufs fafste, sich taufen zu lassen? Oder, da dies wohl nie geschehen wird, was ist zu thun, wenn einzelne Juden Christen werden? Ist es weise, billig, vortheilhaft, die Einschränkungen, denen man sie ihrer angestammten Unart wegen unterwerfen mufste, sofort aufzuheben, und sie den übrigen Bürgern gleichzustellen? Und, abgerechnet diejenigen, die aus reiner Anhänglichkeit an erkannte Wahrheit mit seltner Geistesstärke diesen Schritt thun, wessen kann man sich zu Menschen versehen, welche alle Familienbande zersprengt und alles was ihnen vorher theuer und werth war, aufgegeben haben? Unser Casuist, dem das Schicksal der *ungetauften* Juden wohl mehr als das der *getauften* am Herzen liegt, thut allerley Vorschläge, wie dergleichen Proselyten aus dem Judenthume zu behandeln seyn; sie sollen mehrere Jahre lang als Unmündige betrachtet werden; während dieses Zeitraums soll man sich die gänzliche Umbildung ihres Gemüths, ihrer Gesinnungen und ihrer Denkart angelegen seyn lassen, damit sie des Antheils an den bürgerlichen Rechten und Freyheiten würdig werden mögen; bis dahin sollen sie nicht heyrathen dürfen u. dgl. — Rec. kann dieser Inhaltsanzeige nur einige wenige Bemerkungen beyfügen. *Fürs erste* scheint es ihm bey weitem nicht so ausgemacht, als der Vf. annimmt, dafs in dem Wesentlichen der eigenthümlichen Religion der Juden gar kein Grund zu der Einschränkung liege, unter welcher diese Nation lebt. Moses hatte augenscheinlich die Absicht, sein Volk durch die Religion, die er ihm gab, von allen andern Völkern gänzlich zu isoliren. Und er hat die Mittel zu seinem Zwecke so gut gewählt, dafs dieses Volk, obgleich seine eben dahin zielende eigene Verfassung längstens vernichtet ist, dennoch nach Jahrtausenden immer noch isolirt da stehet, und mit keinem andern sich recht mischen kann, sondern überall zwar zu Hause, aber doch überall fremd ist. So viele unterscheidende Gebräuche schneiden es von andern Menschen ab, und die Pünctlichkeit in Beobachtung derselben erzeuget einen ängstlichen Kleinigkeitsgeist, der charakterstisch ist, und leicht Starrsinn wird. Nur philosophisch denkende Juden, die einen hohen Grad intellectueller und moralischer Cultur erreicht haben, oder solche, denen es mit ihrer väterlichen Religion überall nicht Ernst ist, machen Ausnahmen. *Fürs andere* sieht es einer Affectation ähnlich, wenn der Vf. geflissentlich vermeidet, ein Wort davon zu sagen, dafs die herabwürdigende Behandlungsart, welche die Juden noch immer erfahren müssen, ein Hauptgrund ist, weswegen sie sind, was sie sind. Man hebe den erniedrigenden Druck auf, mache, dafs sie ihr Brod durch etwas anderes als durch Trödeley verdienen können oder gar müssen, und sorge zugleich für eine unserm Zeitalter angemessene Erziehung ihrer Jugend; so wird vieles bald anders werden, und selbst das Eigenthümliche ihrer Religion wird nicht mehr so, wie jetzt, wirken. Urbar zu machendes oder fleifsiger zu cultivirendes Land giebt es in Deutschland noch genug; nur an Aermen fehlt es. *Drittens* ist dem Rec. nicht bekannt, dafs jüdische Täuflinge sonderlich begünstigt würden. Die meisten steuert man, wenn man sie getauft hat, mit nicht viel mehr als mit einem Pafs und Attestate aus; sie werden grofsentheils Landstreicher, und machen eine eigene Art von Landplage aus. Freylich wäre es, wie der Vf. empfiehlt, Pflicht, auf ihre Bildung und Erziehung zu Bürgern Bedacht zu nehmen. Aber fast noch dringender scheint es *viertens*, keinen zur Taufe zuzulassen, bey dem es zweifelhaft ist, wo und wovon er sich und die Seinigen für immer nähren wolle und könne. Geistliche Ministeria und Consistorien müssten hierüber weniger als die Polizey-Behörden entscheiden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 22. Junius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

WIEN, in der K. K. Taubstummen-Instituts-Buchdruckerey: *Lehre der Geburtshülfe, zur Anwendung nach ächten Grundsätzen und der Erfahrung gemäss bearbeitet, auch mit praktischen Bemerkungen durchgehends erläutert*, von *Joseph Weydlich*, ausübendem Entbindungs- und Wundarzte in Wien, Kurfürstl. Köllnischem Medicinal-Rathe u. s. w. *Erster Theil.* 1797. 308 S. ohne Vorr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf., welcher sich seit achtzehn Jahren mit der Entbindungskunst beschäftigte, und die Geschichte derselben genau zu studiren stets bemüht war, fasste endlich den Entschluss, ein Werk auszuarbeiten, welches nicht allein den theoretischen und praktischen Theil, sondern auch eine ausführliche Geschichte dieser Wissenschaft in sich begreifen sollte, um aus historischen Momenten den *Anfang*, Fortgang, die weitere Vervollkommung, und jetzige hohe Ausbildung der Geburtshülfe deutlich entwickeln zu können. Die Grösse, Wichtigkeit und der Umfang dieses Planes, liess sich aber nicht auf einmal ausarbeiten, und der Presse übergeben. Daher fasst der vorliegende erste Theil, nur die Geschichte der Einbindungskunst, vom Ursprunge bis auf das Ende der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts in sich.

Erster Abschnitt. Begriff der Geburtshülfe und Entbindungswissenschaft. Ihr theils wahrscheinlicher, theils erwiesener Ursprung. Aelteste Spuren derselben. Der Geburtshülfe ist ein hohes Alter nicht abzusprechen; ja man kann mit ziemlicher Gewissheit behaupten, dass sie so alt, als das menschliche Geschlecht sey. Jedoch setzt dies keine wissenschaftliche Form voraus. Wahrscheinlich war Nachahmung des Naturtriebes der Thiere die erste Veranlassung. Indessen hatten die ersten Menschen, welche in einem glücklichen Clima, frey von jenen Bedürfnissen, die Luxus und Kränklichkeit erzeugen, ohne heftige Leidenschaften, bey einfacher Nahrung, und in zweckmässigerer Kleidung lebten, wohl selten eines fremden Beystandes im Geburtsgeschäfte nöthig, wozu sie nachher durch veränderte Lebensweise, und durch andere mitwirkende Ursachen S. 11. zu greifen gezwungen wurden. Allein selbst in jenem rohen Naturzustande traten doch zuweilen Fälle ein, die widernatürlich waren, und das Bedürfniss eines fremden Beystandes erzeugten. Wahrscheinlich leisteten die Mütter diesen Beystand zuerst ihren Töchtern, deren Beyspiele dann Schwestern, Anverwandten und Freundinnen folgten. Daher, und weil die weibliche Schaamhaftigkeit damals weit grösser war, als jetzt, ist es keinem Zweifel unterworfen, dass zuerst nur allein Weiber den Kreisenden beygestanden haben; eine Meynung, die sowohl durch die bekannte Eifersucht der Morgenländer, als auch durch die mosaischen Geschichtsbücher bestätigt wird.

Zweyter Abschnitt. Erste Schritte zur wissenschaftlichen Betreibung der Geburtshülfe unter den Aegyptiern und Griechen. Bestimmung der wahren Verdienste des Hippocrates, nebst beyläufigen Bemerkungen. Die Ausübung der Geburtshülfe in den patriarchalischen Zeiten bestand nur in einer freundschaftlichen Hülfe, welche sich die Nothleidenden wechselseitig leisteten, ohne dazu besonders befugt oder bestellt zu seyn. Später machten die entstandenen Einrichtungen in der menschlichen Gesellschaft, die Umschaffung derselben in Staaten, und die, für diese so nützliche Erhaltung der Staatsbürger, auch mehr Sorgfalt für glückliche Entbindungen aufzuwenden nöthig, und von dieser Zeit an lassen sich bestellte Hebammen erweislich zuerst in Aegypten annehmen. Von da, einige Jahrhunderte später, kam die Geburtshülfe nach Griechenland, wo sie sogar unter der Gestalt der Göttinn *Eilithyia*, wie nachher bey den Römern unter dem Namen *Lucina* verehrt wurde. Die Athenienser waren die ersten, welche den Weibern die Ausübung der Geburtshülfe abnahmen, und solche als einen Theil der Arzneywissenschaft, deren Ausübung durch die Gesetze des Staates den Weibern und Sklaven verboten war, den Männern ausschliesslich zueigneten. Doch suchten späterhin Weiber, welche *Omphalotomae* genannt wurden, die Entbindungskunst wieder auf ihr Geschlecht zu bringen. Indessen blieb die Lehre der Geburtshülfe nach Grundsätzen bey den Griechen ein Eigenthum der männlichen Aerzte, von denen aber nur wenige Schriften über diese Wissenschaft bekannt geworden sind. Erst Hippokrates erwarb sich das Verdienst, einige Erfahrungssätze und Verhaltungsregeln aus dieser Kunst gesammelt zu haben, von denen er aber die wenigsten durch eigne Handanlegung, und durch Erfahrungen bey Kreisenden aufgefasst zu haben scheint. Daher so viele Irrthümer und abergläubische Vorurtheile, die sich noch bis auf unsere Zeiten erhalten haben, in seinen Schriften; daher ein so grosser Mangel an richtigen ana-

tomiſchen Kenntniſſen des innern weiblichen Körpers; daher ſo viele lächerliche Träumereyen und phyſiologiſche Albernheiten, von denen der Vf. S. 41. mehrere anführt. Aufserdem beurtheilt der Vf. in dieſem Abſchnitte verſchiedene Vorſchriften des Hippokrates; beweiſet die Unrichtigkeit ſeiner Angabe von der Stellung des Kindes zur Geburt, bezweifelt die Aechtheit mancher Schriften, welche dem Hippokrates beygelegt werden, unter denen er S. 51. das Buch vom Ausſchneiden der Leibesfrucht, von der Natur u. m. für gänzlich untergeſchoben erklärt; entſchuldigt den Mangel anatomiſcher Kenntniſſe, welche man in den Schriften des Hippokrates antrifft, und deſſen Unbekanntſchaft mit der Wendung; zeigt den Miſsbrauch den H. vom Haken bey todtgehaltenen Kindern gemacht habe, und rügt am Ende die üblen Folgen, welche auch noch jetzt, durch zu genaue Befolgung der hippokratiſchen Vorſchriften hie und da bisweilen bemerkt würden, freymüthig und mit praktiſchen Erfahrungen.

Dritter Abſchnitt. Sehr langſame und ſchwache weitere Fortſchritte nach den Zeiten des Hippokrates unter den Griechen, Römern, Arabern, und einigen chriſtlichen Völkerſchaften, bis zum 16ten Jahrhunderte. Eine geraume Zeit nach Hippokrates Tode blieb die Entbindungskunſt ohne alle Vervollkommnung und Erweiterung. Hieran war theils der zu grofse Werth, den man den hippokratiſchen Lehren beylegte, theils die Sucht der Aerzte Secten zu ſtiften, wodurch alle Unterſuchung und fernere Bereicherung der Geburtshülfe verhindert und erſchwert wurde, ſchuld. Daher, und weil man aus jener Zeit ſo wenig Schriften hat auffinden können, ſind auch die Bücher der Kleopatra, des Moſchion, Eros u. ſ. w. wahrſcheinlich untergeſchoben, obwohl in einigen derſelben, manches Gute und Brauchbare enthalten iſt. Endlich treffen wir im zweyten Jahrhunderte nach C. G. auf den Galen, der, wenn gleich kein grofser praktiſcher Geburtshelfer, doch zur theoretiſchen Vervollkommnung der Geburtshülfe viel beygetragen hat. Unter den Römern hatten indeſſen die Weiber ſchon längſt die Geburtshülfe ausgeübt; ſpäterhin waren auch eine gewiſſe Anzahl Hebammen beſtimmt, und denſelben der Name *Jatroma* gegeben worden. Dem Celſus allein gebührt die Ehre einer wiſſenſchaftlichen Behandlung der Geburtshülfe. Doch trifft man auch bey ihm, auf beträchtliche Irrthümer und falſche Handgriffe, unter denen der Vf. S. 81. auch den Vorſchlag rechnet, nach welchem Celſus den abgeriſſenen, und in der Gebärmutter zurückgebliebenen Kopf herauszutreiben gedenkt. Hiebey erzählt der Vf. in einer Note eine Beobachtung, nach welcher bey einer Bauersfrau der abgeriſſene, im Utero zurückgebliebene Kopf, ohne Anwendung eines Mittels, und ohne Nachtheil, in zwey von dem Vf. erlebten Fällen blofs durch die Natur entwickelt worden war. Zu den Schriftſtellern, welche nach Galen lebten, gehören Cälius Aurelianus, und Theodor Priscianus. Mehrere ſind in einem Zeitraume von 200 Jahren nicht bekannt geworden, woraus man auf die geringe Erweiterung und Vervollkommnung der Geburtshülfe ſchlieſsen kann. Im 5ten Jahrhunderte lieferte Aetius von Amida Einiges über die Geburtshülfe, das aber nichts Eigenthümliches, ſondern nur geſammelte Bruchſtücke aus den Schriften ſeiner Vorgänger enthält. Nach ihm übte, doch mit gröſserem Beyfall, Paulus von Aegina die Entbindungskunſt aus, welchem man auch zuerſt den Namen eines Geburtshelfers ertheilte. Unter mehreren, der von ihm bekannt gewordenen Lehren, empfahl er auch die Zurücklaſſung der Nachgeburt. Bey dieſer Gelegenheit führt der Vf. einige neue Geburtshelfer an, welche dieſen Satz ebenfalls behaupten, und tritt am Ende, nachdem er das Für und Wider beider Meynungen unterſucht hat, der Zurücklaſſung der Nachgeburt bey. Noch bey Lebzeiten des Avicenna fieng die grofse, zerſtörende und den Wiſſenſchaften ſo nachtheilige Völkerwanderung an, und nur unter den Arabern ſchienen die Wiſſenſchaften und die Geburtshülfe in Ruf zu bleiben. Einer der berühmteſten Geburtshelfer war Avicenna, welcher auch, nach des Vf. Behauptung, der Erſte geweſen ſeyn ſoll, dem wir eine Beſchreibung der Geburtszange zur Herausziehung lebendiger Kinder zu verdanken haben. Nach ihm ſchrieb Albucaſis, welcher ein grofser Freund der Inſtrumente war. Indeſſen waren weder die Bemühungen dieſer arabiſchen Geburtshelfer, noch die, vom König Roger von Sicilien im Jahre 1100 zu Salerno geſtiftete Schule im Stande, etwas Erſprieſsliches für die Entbindungskunſt zu bewirken. Ganz natürlich behielten daher unter ſolchen Umſtänden die Weiber an allen Orten freye Hand in der Ausübung der Geburtshülfe. Am Schluſſe dieſes Abſchnitts bemerkt der Vf. dafs das Vorgeben: Albert der Grofse habe im 13ten Jahrhunderte wirklich gelebt, ſey Biſchof in Regensburg und ein grofser Geburtshelfer geweſen, auch Verfaſſer des Buches: von den Geheimniſſen der Weiber, gänzlich erdichtet, und nur darum von einem Betrüger ausgeſonnen ſey, um der katholiſchen Geiſtlichkeit einen Schandfleck anzuhängen!!!!

Vierter Abſchnitt. Stärkere Grundlage und beſſerer Anfang zur Aufnahme der Entbindungswiſſenſchaft im 16ten Jahrhunderte. Schon hatten alle andere Wiſſenſchaften beträchtliche Fortſchritte gemacht; noch immer blieb die Entbindungskunſt zurück. Im 16ten Jahrhunderte endlich, und zwar durch die Bemühungen franzöſiſcher Aerzte, ſchwang ſich auch die Geburtshülfe empor. Allgemein wird dieſe Ehre dem Ambroſius Paré zuerkannt. Die Schriften dieſes Mannes wurden noch bey deſſen Lebzeiten von Guilleneau ins Lateiniſche überſetzt. Bey dieſer Gelegenheit entwickelt unſer Vf. die Lehrſätze des Paré, bemerkt das Gute und das Tadlenswerthe derſelben, und widerlegt — für die Grenzen ſeiner Schrift faſt zu weitläuftig — die Ausfälle des le Roy, der

der besonders die Vorliebe zu Instrumenten, deren sich Paré schuldig machte, angegriffen hatte. Paré war auch der Erste, unter dessen Veranstaltung ein Gebährhaus in Frankreich errichtet wurde. Ein Zeitgenosse dieses Franzosen war der frankfurter Arzt Eucharius Röslein, bey dessen Schriften von unserm Vf. sehr richtig bemerkt wird, dass die französische Uebersetzung derselben, nicht nach dem deutschen Originale, (schwangerer Frauen Rosengarten) sondern nach einer lateinischen Uebersetzung von Paul Bienoassis verfertigt worden sey. In Londen wurde diese Schrift 1654 von Thomas Raynold übersetzt. Weder Haller noch unser Vf. urtheilen günstig über Rhodion; doch der Letzte mehr aus Privat-Hass gegen le Roy, welcher den Rhodion auf Unkosten des Paré erhob, als aus triftigeren Ursachen. Ueberhaupt lebt der Vf. in der ganzen Schrift in einer beständigen Fehde mit le Roy, welcher bey jeder Gelegenheit herbeygeführt wird, und wodurch unangenehme Digressionen und ermüdende Weitschweifigkeit entstanden sind. Früher als Paré, als dessen Nachfolger Guillemeau, und als Rhodion, schrieb schon Jason de Pratis im Lateinischen ein Buch von der Gebärerinn, und von der Geburt, welches 1524 in Antwerpen herauskam. Durch diese vielfaltigen Bemühungen entstand bey italienischen, schweizerischen, französischen Aerzten ein grosser Wetteifer in der Bearbeitung der Geburtshülfe, und unter mehreren gleichzeitigen Schriften verdienen die Werke des la Roche, Sylvius de Bois, le Bon, Bonaciolli, Montano, Trincavella, Jakob Ruff, Walter Ryff, Franz Rousset, de la Corde, Akakia, Bottoni, Mercado, Mercurialis u. a. besonders angeführt zu werden. Indessen bemerkt unser Vf., dass, trotz der Menge von Schriften über diese Materie, nicht viel Erhebliches und wahrhaft Brauchbares in denselben enthalten, dass die damalige Beschaffenheit der Instrumente äusserst schlecht gewesen, und weder von den Werkzeugen jener alten Geburtshelfer, noch von ihrer Anweisung zu Manualoperationen, viel beyzubehalten sey. Der Kaiserschnitt ist jedoch in jenen Zeiten öfterer und glücklicher gemacht worden, als von unsern gegenwärtigen Geburtshelfern. Nicolaus de Falconeriis erzählt in seinen, zu Venedig 1491 herausgekommenen Reden über die Wundarzney, das erste Beyspiel eines glücklich verrichteten Kaiserschnittes, und im J. 1500 unternahm denselben der Schweinschneider Nufer an seinem eignen Weibe mit dem glücklichsten Erfolge.

Fünfter Abschnitt. Vorläufige allgemeine Anmerkungen über die Gelehrtengeschichte der Entbindungswissenschaft im 17ten und 18ten Jahrhunderte. Nachdem der Vf. in diesem Abschnitte verschiedene vorläufige Bemerkungen, die, mehr oder weniger gegründeten Verdienste eines Levret, Röderer, Böhmer, u. a. betreffend, und abermals mehrere heftige Ausfälle auf le Roy, dessen Parteylichkeit und Unwissenheit, vorangeschickt hat, geht er zu der Untersuchung über, was, und von wem in den folgenden Jahrhunderten für die Geburtshülfe besonders Nützliches und Brauchbares geliefert worden sey. Hiebey will der Vf. keine Rücksicht weder auf die Nation, das Vaterland, noch auf andere personelle Nebenumstände nehmen, sondern nur solche Geburtshelfer, und nur die Schriften nennen, durch welche entweder ein ganzes Lehrgebäude, oder ein wichtiges Hauptstück, oder eine vorzügliche Art von Manualoperationen bestätigt, verbessert, erfunden, berichtigt, oder widerlegt und zernichtet wird, wodurch mithin die Kunst immer eine beträchtliche Veränderung erlitten hat.

Sechster Abschnitt. Bemühungen zur Beförderung der Entbindungswissenschaft das 17te Jahrhundert hindurch, besonders in Frankreich, Holland und Deutschland. Louise Bourgeois gab im Anfange dieses Jahrhundertes verschiedene Schriften über die Geburtshülfe heraus. Berühmter als diese, machte sich fast zu gleicher Zeit Franz Mauriceau durch seine Abhandlung von den Krankheiten der schwangeren Frauen und der Kindbetterinnen, welche zehnmal in französischer, einmal in italienischer, zweymal in englischer, und viermal in deutscher Sprache aufgelegt wurde. Zu eben dieser Zeit, und späterhin, erschienen auch die Schriften des Peu, la Motte, Julius Clement, und Viardel. In Holland bemüheten sich Johann von Horne, van Roonhuysen, Anton Nuck, Ruysch, Cornelius und Peter Stalpart von Wiel die Geburtshülfe zu berichtigen und zu vervollkommen; in England erweiterte Hugo Chamberlayn die Entbindungswissenschaft, so wie in Deutschland Walter Huxholz, Georg Sommer, Völter, Welsch, und die berühmte Siegismundinn, gute Hebammenbücher der Welt mittheilten.

Siebenter Abschnitt. Glücklichere Bearbeitung des geburtshelferischen Feldes in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, nebst vorzüglicher Verbreitung dieser Wissenschaft in eben denselben Ländern, sowohl als in den brittischen Staaten und in Schweden. In dieser Epoche ist der Holländer Heinrich van Deventer zuerst zu bemerken, welcher die Lehre von der Schiefstehung der Gebärmutter vorzüglich umständlich behandelt hat. Auch Slevoigt und Abraham Vater, ingleichen der bekannte Heister, welcher mehrere Krankheiten des weiblichen Geschlechts in seiner grosen Chirurgie ausführlich behandelte, dürfen hier nicht übergangen werden. Gleichermassen machte sich Johann Freind, Ruleau, Thomas Simpson, und Wilhelm Nortwyck, durch gute Schriften in dieser Epoche bekannt. Noch gehört hieher: Mural, Johann Palfyn, Puros, Astruc, und Fielding Ould. In das zweyte Viertheil des 18ten Jahrhunderts gehören: Kornemann, Huwe, Giffard, Chapmann, Richard Manningham u. m.; mit welchen der erste Theil dieser nützlichen und lesenswerthen Schrift, geschlossen ist. Rec. wünscht die baldige Fortsetzung derselben, auf welche das Publicum nun schon zwey Jahr vergeblich gewartet hat.

OEKONOMIE.

LEIPZIG, b. Gräff: *Verſuch einer landwirthſchaftlichen Geographie oder Nachrichten von der Landwirthſchaft einzelner Länder und Landgüter.* Ein Leſebuch für jeden praktiſchen Oekonomen. Erſter Band. 1795. 256 S. 8. (16 gr.)

Den erſten weitumfaſſendern Titel ſucht der Vf. durch eine Beſchreibung der Landwirthſchaft in den vereinigten Niederlanden und in England zu rechtfertigen, geht aber auch hier nicht viel weiter ins Detail, als dafs er die Wirthſchaftsart in Süd und Nord-Holland, in Norfolck und Suffolck unterſcheidet und beſonders abhandelt. Er hat aus guten Quellen geſchöpft; von andern Ländern nur ſoviel im Allgemeinen zu ſagen, wird ihm in einem folgenden Bande ſchwer werden, wenn er ſich auch in gröſsern Reichen ganz auf Beſchreibung einzelner Diſtricte beſchränkt. Fürs erſte hat er ſich mit einem Verſuch einer Geſchichte der deutſchen Landwirthſchaft des gegenwärtigen Jahrhunderts, zu helfen geſucht, welcher 28 Seiten einnimmt. Einige nützliche Notizen von Urbarmachungen, Verordnungen, Einführungszeit neuer Gewächſe und von um die Oekonomie verdienten Praktikern aus dem Brandenburgiſchen, Sächſiſchen, Oeſtreichiſchen, Böhmiſchen, Badenſchen, Pfälziſchen, Darmſtädtiſchen, Zweybrückiſchen, Fuldiſchen und Lippiſchen liefern brauchbare Materialien zu einer ſolchen künftigen Geſchichte. Auſserdem enthält dieſer Band noch Nachricht von der Landwirthſchaft des Oberamtmanns Holzhauſen zu Gröbzig, von dem Wirthſchaftszuſtand des Ritterguts Wormſtedt im Weimariſchen; (aus Stumpf; unintereſſant); Geſchichte des Tabaks und Seidenbaues im Preuſsiſchen und eine Geſchichte der Weincultur in Deutſchland, nebſt Benennung der Weinſorten. Als Einleitung ſchickt der Vf. einen Verſuch einer geographiſchen Geſchichte 1) der nutzbaren Feldgewächſe und 2) der nutzbaren Hausthiere, (bey denen des Federviehes keine Erwähnung geſchieht,) voraus.

Auſser der genaueſten Rückſicht auf den Boden und auf die mehrere oder mindere Leichtigkeit des Abſatzes der darauf gewonnenen Producte ſcheint Rec. in eine ökonomiſche Geographie nach hauptſächlich umſtändliche Nachricht von der Cultur, der Unabhängigkeit, dem Wohlſtande und den Eigenthumsrechten der ackerbautreibenden Stände am Grund und Boden zu gehören, indem das Land unſtreitig eine andere Anſicht gewinnt, je nachdem es von einem engliſchen Pächter, einem niederſächſiſchen Meyer, einem Fröhner oder Leibeignen oder von freyen, armen oder reichen, nachdenkenden oder ſchlechthin nachfolgenden Beſitzern cultivirt wird. Die Landwirthſchaft in Niederſachſen, (in welchem Kreiſe auf dem verſchiedenſten Boden die verſchiedenſten Wirthſchaftsarten ſtatt finden; wo die Regierungen merklicheren Antheil an einer vortheilhafteren Ländercultur nehmen; wo man die Vorzüge engliſcher Betriebſamkeit mit der urſprünglich deutſchen Stallfütterung zu vereinigen anfängt, wohin alſo jeder reiſende Landwirth ſeinen Wanderſtab zuerſt ſetzen ſollte,) wird nicht erwähnt. Alles, was er von Sachſen ſagt, mag hier zur Probe Platz finden: „Schon ſeit etlichen Jahrhunderten war man in Sachſen auf die Anbauung wüſter Gegenden bedacht geweſen und hatte ſie auch bis jetzt nicht auſser Acht gelaſſen; ja man findet bis in die neueren Zeiten ſowohl Aufmunterungen dazu in den ſächſiſchen Geſetzen als auch wirkliche Thatleiſtungen. Man bauete einige ſandige Gegenden mit verſchiedenen den Flugſand befeſtigenden Gräſern an, vorzüglich in der Priegnitz. Viele Privatperſonen machten als Mitglieder der ökonomiſchen Societät zu Leipzig durch ihre glücklichen Beyſpiele (?) in Oekonomie-Verbeſſerungen glückliche Verſuche (?) für das allgemeine Beſte. Die Polizey bemühete ſich Kenntniſſe von dem Getreidebau eines jeden einzelnen Ortes einzuziehen," (nur ſchade! dafs man dabey die Verbeſſerung derſelben entweder gar nicht beabſichtigte, oder doch gänzlich vernachläſſigte,) „und es ergieng deshalb in Sachſen 1755 ein Generale in das Land, wegen Verfertigung und Einſendung (an die Kammer,) geſchriebener Tabellen über den Getreidebau eines jeden Orts. *In dieſen* Jahren munterte man durch Verordnungen und Vorſchüſſe (?) die Unterthanen zu tüchtiger Bearbeitung ihrer Felder auf. Man ſuchte die Abgaben, welche die Verbeſſerung des Ackerbaues hinderten, zu erleichtern und abzuſchaffen (?) und befreyete 1765 die zur Düngung der Felder einzuführende Aſche Kalch und andere Materialien vom Geleite in einem Generalbefehle. Man unterſtützte bey Miſswachs die unglücklichen Unterthanen und lieſs deswegen 1727 Verordnungen ergehen." Dies iſt doch wohl zu wenig von dem Ackerbau eines Landes geſagt, welches drey bevölkerte Gebirgsgegenden ernährt.

* * *

ERLANGEN, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen oder Predigtentwürfe der beſten Kanzelredner nach dem Bedürfniſs unſerer Zeit für deutſche Volkslehrer geſammelt und bearbeitet.* 4ten Bandes 3te und letzte Abtheil. — Auch unter dem beſondern Titel: *G. Z. Zollikofer's abgekürzte Predigten für Volkslehrer und andere denkende Leſer.* 4ter Bd. 1799. 13 Bogen. 8. (9 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 307.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 22. Junius 1799.

PHILOLOGIE.

LEIDEN, b. Luchtmann's: *Callimachi Elegiarum Fragmenta, cum elegia Catulli Callimachea*, collecta atque illustrata a *Ludovico-Caspare Valckenaer*. Edidit, praefatione atque indicibus instruxit *Joannes Luzac*. 1799. XLIV u. 320 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Wer sich des Urtheils erinnert, das *Valckenaer* ehemals in einer seiner jugendlichen Schriften (*Not. ad Schol. Leidensia in Hom. Il.* XXII, v. 398. p. 72.) über Bentley's Sammluug der Callimachischen Fragmente fällte: *opus est perfectissimum, quod homines publici reverentes a reliquiis poëtarum colligendis deterruit;* der wird nicht ohne die gespannteste Erwartung vorliegendes Werk zur Hand nehmen, um zu erforschen, was der so gelehrte und dabey mit so vieler Achtung gegen das Publicum erfüllte Nacheiferer des berühmten Britten in seinen spätesten Jahren, als vollendeter Kritiker, geleistet hat. Wie gewachsen er diesem Ulyssesbogen sey, und mit welchem Glück er ihn auch nach einem so geübten Vorgänger zu behandeln verstehe, dies hatte er, um hier von seiner meisterhaften Bearbeitung der Euripideischen Fragmente zu schweigen, schon früher theils in einigen Beyträgen zu *Koppier's Observata philologica* (wo S. 149 ff. über die elegischen Bruchstücke des Callimachus, in Bezug auf seinen römischen Nachahmer, Manches mit Scharfsinn bemerkt wird), theils in den trefflichen, wiewohl sparsamen, Anmerkungen zu *Ernesti's* Callimachus gezeigt. Man mußte schon damals wünschen, daß der deutsche Philolog von dem edeln Anerbieten des holländischen einen liberalen Gebrauch gemacht hätte, und die Entschuldigungen des ersten am Schlusse der Vorrede, welche erst jetzt durch eine unten anzuführende Stelle der Valckenaerischen Schrift ihr gehöriges Licht erhalten, werden gewiss nur Wenige befriedigt haben. Lebhafter aber und allgemeiner mußte die Begierde nach dem Genuss einer *so* bearbeiteten vollständigen Sammlung dieser elegischen Ueberreste nach dem Tode des grosen Kritikers erwachen, seitdem sein Freund und Nachfolger, dem wir die gegenwärtige Ausgabe verdanken, dieses Werk in seinen *Exercitatt. academ.* p. 132. als *consummatissimum Valckenarii opus* angekündigt hatte. — Wir sagen nicht zu viel, wenn wir versichern, daß unsere höchsten Erwartungen nicht getäuscht worden sind. Eines ausführlichern Lobes bedarf ein Werk *dieser* Art und von einem *solchen* Verfasser nicht. Denn für Anfänger oder Laien ward es nicht geschrieben; bey dem Kenner und Eingeweiheten aber spricht es für sich selbst: diesem, wenn er einmal die auch hier beybehaltene Manier des vielumfassenden Kritikers kennt, sind einige Proben genug, um seine Aufmerksamkeit auf ein Werk zu leiten, dem ein eigenes, sorgfältiges Studium gebührt.

Als Einleitung in das Werk sind zuerst die Stellen des *Propertius*, *Ovidius* und *Statius* aufgeführt, worin bald ausführlicher, bald nur in kurzen Anspielungen, der Elegieen des Callimachus Erwähnung geschieht. So gewöhnlich diese Idee ist, die *testimonia scriptorum* vorauszuschicken; so neu und ausgezeichnet erscheint sie hier in der Ausführung. Jene Stellen nämlich dienen dem Vf. blos zum Medium, eine Menge scharfsinniger Verbesserungen und philologischer Erörterungen bequem an einander zu reihen; und wer sich durch die erste Bemerkung, welche dem Vf. unstreitig verunglückt ist, in der Lectüre nicht stören läßt, der wird gewiss seine Beharrlichkeit sehr bald und sehr reichlich belohnt finden. Die erste Bemerkung bezieht sich auf die bekannten Verse des Propertius (III, El. I. 1.) *Callimachi manes, et Coi sacra Philetae, in vestrum, quaeso, me sinite ire nemus*, wo der Vf. *scripta* statt *sacra* herstellen will. Allein mag man sich auch die Möglichkeit dieser Verwechselung durch die gewöhnliche Abbreviatur $\overline{scra}$ erklären können; so protestirt doch hier, in diesem Context, neben den Schatten des Callimachus, mit deren Begünstigung der römische Musenpriester in den heiligen Hain zu gehen wünscht, gegen die eingeführten *scripta* das Dichtergefühl. Offenbar führen uns die erstgenannten *manes* auf die richtige Erklärung der *sacra:* die Möglichkeit dieser Erklärung aber wird sich theils aus analogen Dichterausdrücken, wo *sacra* für *simulacra Deorum* stehen (Ovid. fast. VI, 449. Propert. II, 10. 24.), theils aus der dem Properz nicht minder, als seinem griechischen Vorbilde, gewöhnlichen Neuerung des Sprachgebrauchs darthun lassen. Man erinnere sich nur an die ἄπυρα ἱερά, die Aeschyleische Benennung der Furien! — Treffender hat *Valck.* bey derselben Stelle bemerkt, daß das folgende Distichon: *Primus ego ingredior puro de fonte sacerdos, Itala per Graios orgia ferre choros*, hier wohl nicht an seinem Platz stehe, und daß der Sinn die Aenderung des Pentameters nöthig mache: *Graia per Italicos o. f. ch.* Uns scheint das ganze Distichon, wenigstens in dieser Zusammensetzung beider Verse, nicht vom Propertius herzurühren. — Die gelehrte Erklärung des

pure poëta (III. El. VII, 44.), was schon Scaliger und Bentley für wahr anerkannt, die andern Herausgeber hingegen bald mit *Dore*, bald mit *Coë poëta* vertauscht hatten; die sinnreiche und weitläuftig erwiesene Verbesserung der corrupten Stelle *Tu satius Musis meliorem imitere Philetam* (II. El. XXV, 31.), durch richtigeres Ergänzen der verwischten Schriftzüge: *Tu potius Mimnermum et Musam imitare Philetae* (eine Verbesserung, die wir jedoch, nur mit Beybehaltung des *satius*, schon aus *Keppler's Observat. philol.* p. 148. kannten); die eben so gegründete Wahrnehmung, dass in dem folgenden Pentameter: *Et non inflati somnia Callimachi* das Wort *somnia* keineswegs von den berühmten Αἴτια des Dichters, die einen ganz andern Charakter trugen und aus Hexametern bestanden, sondern von den *Schwärmereyen der Liebe* zu verstehen sey, — diese und andere Bemerkungen, welche nächst dem Verdienste der Gründlichkeit zugleich den Reiz der Neuheit haben, rechtfertigen vollkommen das Urtheil, das *Valckenaer* p. 8. über die neuesten Herausgeber des Propertius, den künftigen zur Warnung, gefällt hat: *Poëtae castigatissimo ea etiam assinxerunt, quae in suis sibi poëmatiis esse judicarent dedecori.* Wie war es auch möglich, ohne eine gründliche und umfassende Kenntniss der griechischen Sprache, und ohne die ausgebreitetste Dichterlectüre, sich an den Propertius zu wagen! — Ausser andern Dichterstellen, werden in dieser Einleitung vorzüglich mehrere Epigramme des Callimachus trefflich behandelt. Mit Vergnügen nahmen wir wahr, dass *Valckenaer's* Bemerkungen über das XXXII. Epigr. (*Anal. Brunck.* n. III.), je weiter sie sich von *Ernesti's* Erklärungen entfernen, desto näher mit dem schätzbaren *Jacobsischen* Commentar (Vol. I. P. II. p. 254.) zusammentreffen. Nur verbessert *Valckenaer* im zweyten Verse: σχέτλιε, τίς (hier so viel als ποῖος, wie Soph. Trach. 311.) γέγονας; und in dem folgenden verwandelt er die unstatthafte Lesart: ὀστέα σοι καὶ μοῦνον ἔτι τρίχες, an der auch Hr. *Jacobs* zuerst Anstoss nahm, in ὀστέα σοι καὶ ῥινὸς ἔτ', οὐ τρίχες (*ossa tibi adhuc i. e. sola sunt et pellis; non amplius capilli*). Eben so H. in Cerer. v. 93. ἐτάκετο. μέσφ' ἔτι νευρῆς Δείλιχιν ῥινός τε καὶ ὀστέα μοῦνον ἐλείφθην, statt νευρέας und ἦες. Die erste Verbesserung, die dem Sinne des Epigramms vollkommen entspricht, wird wenigstens zur Auffindung des Wahren hinleiten. — Das so oft versuchte Epigramm (XLIX. *Ern.* XIV. *Brunck.*): Ὡς ἀγαθὴν Πολύφημος ἀνεύρατο τὴν ἑταίδα, wird auch hier (S. 82 ff.) von neuem behandelt. Alle Verbesserungen des so sehr verunstalteten Pentameters: τάφρα μέσων αἰγῶν οὐ καθ' ἡμᾶς ὁ Κύκλωψ, so gross ihre Anzahl ist (s. *Jacobs* Commentar S. 268.), haben den gemeinschaftlichen Fehler, dass sie das Distichon mit unnöthigen Ausschmückungen überladen, ohne die *Hauptidee*, um die sich der Sinn des Ganzen drehet, und die hier gleich vorn herein dem Leser klar und vollständig gegeben werden musste, gehörig hervorzuheben. Selbst die scharfsinnigste Conjectur: τάφρ' ἀμελῶν αἰγῶν οὐκ ἀρίθμιος ὁ Κύκλωψ, trifft dieser Vorwurf. Hier theilt *Valck.* eine Correction von *Eldik* mit, τῷ ῥαιένῳ, μανίαν οὐκ ἀμαθής, ὁ Κύκλωψ, welche ganz in den Sinn eingreift, und auch von Seiten des Callimacheischen Sprachgebrauchs kaum etwas zu wünschen übrig lassen würde, wenn das μανίαν nicht ebenfalls, als matter Nebenzug, die Hauptidee verdunkelte. Wir glauben jetzt, der Dichter schrieb: τῷ ῥαιένῳ, Μοῖσαν οὐκ ἀμαθής, ὁ Κύκλωψ. Al Μοῖσαι, fährt er sodann in einem innigen, lichtvollen Zusammenhange fort, τὸν ἔρωτα κατισχάνοντι. V. 5. liefet *Valck.* τῷ *idcirco* (δοκέω) χἀ λιμὸς ἔχει κ. τ. λ., jedoch ohne zu verhehlen, dass dies mit den Vorhergehenden nicht wohl verbunden sey. Will man daher nicht annehmen, dass einige Verse herausgefallen sind; so wird wohl das gewöhnliche τοῦτο δοκῶ χἀ λ. — nach *Jacobs's* Erklärung, mehr befriedigen.

Einen beträchtlichen Theil dieses Werks (von S. 33 bis 202.) füllt *Catull's* bekannte, aus dem Griechischen des Callimachus übersetzte Elegie, welche auch mit einem besondern Titelblatte folgendes Inhalts versehen ist: *Integra Callimachi Elegia, qua loqui fingitur* Βερενίκης Πλόκαμος, *Coma Berenices; Catulli verbis numerisque reddita. Graeca, quae hucusque detegi potuerunt, Elegiae Callimachi fragmenta Catulli Latinis sunt interjecta.* Nachdem der Vf. das Argument der Elegie aus mehreren, alten sowohl als neuen, Schriftstellern, nicht ohne eigene gelehrte Erläuterungen, dargelegt hat; liefert er den lateinischen Text in einer freyern Umbildung, so wie er ihm dieselbe nicht blos auf Autorität der *Handschriften* und ältern Ausgaben, sondern grösstentheils nach fremden Verbesserungen, zuweilen auch nach seinen eigenen, geben zu müssen glaubte. *Withof's* Conjecturen sind nicht selten von *Valck.* in den Text erhoben, so wie überhaupt die Verdienste dieses Kritikers an mehrern Stellen auf eine Art gewürdigt worden, welche hoffentlich die viel zu sehr vernachlässigten, und fast schon vergessenen kritischen Schriften desselben unsern Landsleuten wieder ins Andenken bringen wird. Die wenigen Bruchstücke der Callimachischen Elegie, welche sich erhalten haben, sind dem lateinischen Texte eingeschaltet: unter demselben steht die Vulgata, aus den gewöhnlichen Ausgaben Catull's kurz angedeutet. Die Rechtfertigung jeder aufgenommenen Lesart blieb dem weitläuftigen Commentar vorbehalten, welcher reich ist an den belehrendsten Abschweifungen auf andere Autoren und verwandte Gegenstände, und gewissermassen als Seitenstück zu dem berühmten Commentar über Theokrit's Adoniazusen betrachtet werden kann. Ungern versagen wir uns hier, wo der Gegenstand zugleich und die Behandlung anzieht, das Vergnügen, manches auszuheben: allein die Auswahl aus so vielem Trefflichen, was hier vereint ist, und oft nur in dieser Vereinigung gehörig beurtheilt werden kann, würde schwer seyn. So kommen die bestimmten Grenzen dieser Anzeige, in welcher wir von den Callimachischen Bruchstücken selbst unsern Lesern noch einige Rechenschaft schuldig

dig sind, der Verlegenheit des Wählenden glücklich zu Statten.

Wenn die Anzahl dieser *elegischen* Bruchstücke, die von S. 203. an gesammelt, und mit Ausnahme der letzten, insgesammt vortrefflich erläutert sind, hier weit beträchtlicher erscheint, als man etwa nach einer flüchtigen Durchsicht der vorhergehenden Sammlungen, auch der Bentleyischen, erwarten durfte; so rührt dies daher, weil die vorigen Herausgeber theils mehrere Fragmente, die offenbar zu den Elegieen gehören, mit Unrecht unter die Rubrik anderer verlorener Gedichte gesetzt, theils einige *species*, die unter besondern Aufschriften bekannt waren (z. B. Κυδίππη), wiederum von den Ἐλεγοῖς geschieden hatten. Denn neue, vorher unbekannte Bruchstücke hat *Valck.* nicht hinzugefügt, ja manche bekannte (z. B. *Bentl.* n. CIV. CV.) vermissen wir sogar. Aber schon eine solches Zusammenstellen dieser Verse unter Eine Classe ist verdienstlich, und auch bey den übrigen Bruchstücken des Callimachus, die in rohen Massen gehäuft, dem kritischen Bearbeiter noch immer so viel zu schaffen machen, nachahmungswerth. Gleich das erste Fragment (*Bentl.* n. XI.) giebt zu dem Gesagten einen Beleg. Ein verdorbenes Wort in dem Citat des Stobäus: Καλλίμαχος ἐν πρώτῳ ἐπῶν, das Bentley in Αἰτίων umwandelt, hatte dieses *elegische* Bruchstück, wie viele andere, unter die Rubrik des Αἴτια gebracht, die gar nicht in elegischen Versen geschrieben waren. Weit richtiger verbesserte *Valckenaer*: ἐλέγων. Jedoch möchten wir ihm darin nicht beypflichten, dass diesen Versen zufolge im Tibull (I. El. IV, 80.) *Tempus erit, quum me deducat juvenum sedula turba domum* (statt *senem*) mit Santen zu lesen sey. Im Griechischen steht freylich: ἐπ' οἰκίην ἄχρις ἄγουσι θύρην. Allein 1) verräth die ganze Stelle des Tibull mehr eine freye Nachahmung, als wörtliche Uebertragung des Originals, und 2) ist jener Begriff schon in *deducat* beschlossen, dahingegen das beygefügte *senem* eine neue, durch den Gegensatz (*juvenum*) sehr gefällige Idee gewährt. — Wir müssen übrigens bemerken, dass die oben angeführte Verbesserung ἐλέγων mit mehrern, die hier umständlich erwiesen werden, schon in *Ernesti's* Ausgabe kurz angedeutet worden. Dass nicht alle ihren Platz darin fanden, war des wackern *Valckenaer* Schuld nicht, der sich jetzt in einer merkwürdigen Stelle (S. 210.) so erklärt: *Callimachea cum sub auspiciis renovarentur et alibi et per Germaniam imprimis nobilitati Ernesti, hic meas secum ut conjecturas communicarem rogavit: binas ad ipsum dedi literas, quibus priora tantum carminum fragmina sumseram tractanda, hujus generis centena daturus, si fuissent desiderata: sed ad istam epistolam responsum demum accepi, nec sane mirabar, cum Callimacheis jam recentatis donarer.* Ueberhaupt aber ist die kritische Behandlung, welche der Vf. diesen Ueberbleibseln angedeihen liess, doppelter Art: wiefern sie bald blos die Correction einzelner oder mehrerer Worte, bald aber auch die Anordnung der zerstreueten Verse und ihre Verbindung zu einem kleinen Ganzen zum Gegenstande hat. Wie sich im ersten Falle sehr oft der höchste Grad der Evidenz erreichen liess; so versteht es sich von selbst, dass man in dem zweyten gewöhnlich mit einem schwachen Schimmer kritischer Probabilität zufrieden seyn muss. Beide Fälle werden sich durch folgende Proben deutlicher übersehen lassen. *Fragm.* II. (*Bentl.* XII., wieder unter den Αἰτίοις) besteht aus einem nicht vollständigen Pentameter: ἀπ' ὀλίγων αἰὲν ἄλεσθα βέοι. *Valckenaer* will ihn durch das vorgesetzte ὑγρόν, *Hemsterhuys* durch πῖαρ ergänzen. Vielleicht könnte man aber aus *Tibull's* (I. El. VII, 51.) Nachahmung: *Illius e nitido stillent unguenta capillo* schliessen, dass kein Adjectiv, sondern ein Pronomen fehle, welches der excerpirende Grammatiker natürlich weglassen musste. — *Fragm.* IV. (*Bentl.* CI.) ἀλλ' ἐνὶ δὴ Φλοιοῖσι κεκομμένα τόσσα φέρουτε Γράμματα. — Das gewähltere, Callimacheische κεκομμένα wird von *V.* mit Recht in Schutz genommen, gegen *Pierson's* Φλοιοῖς κεκολαμμένα, das *Ernesti* für unbezweifelt richtig hielt, aber von *Pierson* selbst späterhin verworfen wurde. — Mit glücklichem Scharfsinn versucht *V.* drey Fragmente (*Bentl.* n. CII. CLXIX. CVII.) zu Einem zu verbinden, so dass der Pentameter Μέμβλετο δ' εἰσπνήλαι, ὅπποτε κοῦρος ἴοι voransteht. Das letzte Wort ändert *V.* in ἴοι um. Allein die Vulgata rechtfertigt Aristänetus I, 10. οἱ δὲ Φιλοθεάμονες τοῦ κάλλους εἰς διδασκάλου προϊόντα περισκόπουν συνωθοῦντες ἀλλήλους. Sehr einleuchtend ist es übrigens, dass sich Alles auf den Acontius, den Liebhaber der Cydippe bezieht, und dass die Verse aus der Elegie erhalten sind, welche den Namen der letzten trug. — Als Muster einer kritischen Behandlung verdient vorzüglich noch der Commentar zum X. Fragment (*Bentl.* CVI.) ausgezeichnet zu werden. In dem ersten Distichon: Καὶ γὰρ ἐγὼ τὰ μὲν ὅσσα καρήατι τῆνος ἔδωκα, ξανθὰ σὺν εὐόδμοις ἀμφαλιπὴ σεφέοις, wird der corrupte Vers trefflich so hergestellt: Ξάνθε, σὺν εὐόδμοι; ἄφρὸ λίπη (*mollia unguenta*) σεφέοις. Man weiss, wie oft die Eigennamen von den Abschreibern entstellt wurden. Zu der lehrreichen *Wassenberghischen* Schrift über diese Materie liessen sich noch immer viele Nachträge sammeln, unter welchen die so eben angeführte *Valckenaerische* Verbesserung so wenig, als die ihr gleich folgende zu *Epigram.* XLIII, 5. Οὐκ εἰς Εὐξίθεον (st. οὐκ ἴσαν ἔφη σὸν) übersehen werden dürften.

Ausser vielen andern Emendationen von gleichem Gehalt, könnten wir noch mehrere grammatische Discussionen (z. B. bey Gelegenheit der *genitalia nablia* b. Ovid. A. A. III, 329. über das durch Phönizische oder Palästinische Kaufleute nach Griechenland gebrachte Wort Νάβλα, S. 16 ff.) besonders anführen, wenn es der Raum verstattete. Alle diese gelegentlich beygebrachten Erörterungen zeigen, wie sehr der würdige Greis zu einem Selbstbekenntnisse (S. 20.) berechtigt war, das ihm heut zu Tage wohl nur äusserst Wenige unserer Philologen mit gleicher Ueberzeugung nachsprechen dürften:

jam juvenis et vir in linguae graecae formoso corpore minutissima ligamenta, fibrillas ipsas, attentus spectavi.

Nicht anders urtheilt der gelehrte Herausgeber in der langen Zueignungsschrift an *Bar. Voorda*, die dem Werke statt der Vorrede dient. Sie enthält theils eine kurze, aber treffende, Würdigung dieses Werks, theils einige Zusätze des Herausgebers zu demselben, und seine lesenswerthen Gedanken über die Analogie der griechischen Sprache. Durch Uebersetzung einer weitläuftigen Stelle aus *Eichhorn's* Bibliothek der biblischen Literatur, welcher der Herausg. mit dem gerechtesten Lobe ihres Vfs. beytritt, werden diese Gedanken noch mehr entwickelt, und zugleich *Hemsterhuys*, *Valckenaer's* und *Lennep's* Verdienste um Aufklärung der griechischen Analogie mit überzeugender Gründlichkeit beurtheilt. Der Herausgeber wünscht, dass ein philosophischer und mit hinlänglichen Sprachkenntnissen versehener Kopf den eröffneten Weg verfolgen und ebenen möge, und macht selbst zu einigen Beyträgen dieser Art, die er mit andern kleinen Schriften künftig herauszugeben gedenkt, erwünschte Hoffnung.

LITERATURGESCHICHTE.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Slavischer Bücherdruck in Würtemberg im 16. Jahrhundert.* Ein literarischer Bericht von *Christ. Fr. Schnurrer*, Prof. zu Tübingen. 1799. VIII u. 128 S. 8.

Die lutherische Kirchenreformation, dieses laute Beyspiel einer Kriegserklärung gegen jede Autorität über Materien der Ueberzeugung, hat bey weitem nicht blos auf alles das gewirkt, was auf diesem Wege lag und daran grenzte. Ist nur die Selbstthätigkeit der Menschen durch irgend eine Hauptidee rege gemacht und von der blossen Fortpflanzung des alltäglichen und herkömmlichen losgerissen; so sieht man bald mit Staunen, wie sie die entferntesten Gegenstände mitergreift, um an ihnen etwas neues zu bilden; und dem forschenden Geiste gewährt das Verfolgen solcher Nebenwirkungen, deren künftiger Einfluss sich oft gar nicht berechnen lässt, eine ganz eigene Art von Vergnügen, besonders wenn man, was so selten der Fall ist, Ursprung und Fortgang derselben so historisch genau und zugleich mit wohlüberlegter Auswahl dargestellt findet, wie hier die Geschichte der *zu Tübingen entstandenen Literatur für die windische Sprache.* Eine der unübersehbar vielen Folgen der lutherischen Kirchenreformation nämlich war auch diese, dass sie — in wirtembergischen Druckereyen der Landessprache von Crain ihre erste Schrift, und durch weniger Männer Thätigkeit zwischen 1550 und 1595 ihr und der Crobatischen Sprache, eine beträchtliche Anzahl kirchlicher Bücher gab; wie einst schon die Verbreitung des Christenthums dieser letzten, der Landessprache von Kroatien und Dalmatien, Buchstabenschrift und Handschrift gegeben hatte. Originalurkunden aus den besten Zeiten dieser slavischen Druckereyen zu Tübingen und Urach haben sich bey der dortigen Universität erhalten. Das wesentliche aus diesen verbindet der Vf. mit der Quintessenz aller denkwürdigen Notizen, welche er, als geschmackvoller Liebhaber dieser literarischen Untersuchungen, aus einer Menge wenig gekannter Quellen, über die bey dieser Unternehmung thätigen Männer, vornehmlich den Prediger Primus *Truber*, und den ritterlichen, löblichen Mann, Hans *Ungnad*, Freyh. von Sonnegg, auch über den klugen und andächtigen Herzog *Christoph von Wirtemberg*, den toleranten, edlen Kaiser *Maximilian II*, den grosherzigen Landgraf Philipp und den selbstsüchtigen Pet. Paul. *Vergerius*, in sofern sie auf seinen Gegenstand Einfluss hatten, mit seltener Pünctlichkeit ans Licht bringt, und durch diejenige reichhaltige Darstellung anziehend macht, welche Rec. bey desselben *Erläuterungen der wirtembergischen Kirchen-, Reformations- und Gelehrtengeschichte* (Tübingen 1798) einem Werk, dem das gegenwärtige als Zugabe dient, als interessant in der A. L. Z. ausgezeichnet hat. Die vielen kleinen charakteristischen Züge, welche hier für das historische Gemälde der handelnden Personen und des Zeitalters aufbewahrt sind, werden dieser Schrift unstreitig bey dem grösern Theil der Leser einen bleibenden Werth geben, wie sie dieselbe jedem Forscher der Kirchengeschichte schätzbar und jedem Untersucher von Kleinigkeiten, wenn er pedantische Mikrologie vermeiden will, nachahmenswerth machen. Für den Literator aber wird die Beschreibung der auf diese Weise entstandenen Slavischen, d. h. Crainisch-Windischen und Crobatischen, theils Glagolischen, theils Kyrulischen, Druckschriften S. 82—110. 117. bis ans Ende eine köstliche Nahrung *seyn; den* Dank solcher Leser theilt Hr. *S.* freundschaftlich mit dem biedern Greise, Hn. Pfarrer *Nast* zu Plochingen, der längst als Kenner solcher Seltenheiten bekannt ist. — Nachdem durch die Crobatische Druckschrift, auf welche der frommthätige Ritter, Ungnad, auf dem Sterbebette als auf einen Schatz den letzten Blick geworfen hatte, der Saame des Lutherthums, nebst dem, was das wichtigere ist, der Bibelkenntniss und dem Anfang fixirter schriftlicher Mittheilung, von Tübingen nach Crain gebracht worden war, kam unter Ferdinand II die ketzerische Verlassenschaft in die Druckerey der Propaganda nach Rom, und half Breviarien etc. vervielfältigen. Jetzt wahrscheinlich mag sie mit andern Vorräthen der Propaganda nach Paris gewandert seyn, und wird, wer kann es wissen, einst vielleicht zu Manifesten dienen, wie die wiedergefundenen unvergleichlichen Typen der Pariser Polyglottenbibel zunächst bey einer, auch ins arabische übersetzten, Adresse der Nationalconvention über Robespierre's Sturz wieder benutzt worden sind. Einen fast eben so contradictorischen Wechsel des Schicksals erfuhr der Urheber der Windischen Schriftzüge, Truber, selbst. Vaterland, Ruhe und Kosten hatte er aufgeopfert, um in neuer Schrift das Reich der falschen Lehre in Crain bekämpfen zu helfen, und dafür kam er in Gefahr, unter den Rechtgläubigen, zu denen er geflohen war, als heimlicher Verbreiter Zwinglischer Ketzerey anrüchig zu werden, weil er die Ehre, Vf. jener gutlutherischen Uebersetzungen zu seyn, nicht dem ruhmsüchtigen Vergerius still zu überlassen Lust gehabt hatte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 24. Junius 1799.

GESCHICHTE.

WIEN, b. Rötzel: P. *Honorati Novotny* a S. Caecilia Clerici regularis e Scholis Pii, *Sciagraphia*, seu *compendiaria Hungariae vetevis et recentioris Notitia historico-politica*, in qua Status regni physicus, historicus, politicus, ecclesiasticus, literarius, commerciorum, rei militaris, nec non administrationis aerarii ex probatis Patriae, aliisque auctorum Monumentis succincte privata opera exponitur, ac Eruditorum judicio subjicitur. 1798. P. I. XVI. u. 325 S. P. II. 404 S. 8.

Der Vf., ein geborner Mähre, hielt sich, laut der Vorr. (S. V.), neun Jahre lang in Ungarn auf, war binnen dieser Zeit mit Erziehung einiger adlichen Kinder, denen er die Kenntniss ihres Vaterlandes beybringen musste, beschäftigt, und mag, wenn man aus der Unterschrift derselben Vorrede schliessen darf, jetzt bey dem adlichen Löwenburgischen Convict in Wien angestellt seyn. Er verwahrt sich durch bescheidene Aeusserungen gegen die Urtheile einiger eingeschränkten Köpfe in Ungarn, welche ihm sogar geschrieben haben, dass die Kenntniss von Ungarn durch Ausländer wenig gewinne, weil sie besonders in politischer Rücksicht dieses Land nach *ihren* politischen Ideen und Gebräuchen zu beurtheilen pflegten, denen es nun freylich seiner ganz eigenen Verfassung wegen nicht entsprechen könne. — Diesen Herren darf man wohl geradezu antworten, dass die Einseitigkeit, deren sie die Ausländer in Hinsicht auf ihr Urtheil von Ungarn zeihen, gerade der schlimmste Fehler des beschuldigenden Theils sey. Wir wissen, dass die offenen Köpfe der ungrischen Nation das Urtheil und die Erinnerungen des cultivirten Ausländers immer mit Dank annehmen; wenn sie sich gleich die Freyheit vorbehalten, Zusätze und Berichtigungen an seinem gehörigen Orte beyzufügen. — Der bescheidene Vf. verspricht, die Fehler und Lücken seines Werks durch Lieferung von Nachträgen oder in einer neuen Ausgabe zu ergänzen. Rec., dem er als ein zwar schon in Jahren vorgerückter, aber in der Literatur sehr fleissiger und thätiger Mann geschildert wird, wünscht aufrichtig, dass derselbe dieses Versprechen bald erfüllen möge, und hofft durch diese Recension noch nähern Anlass hiezu zu geben. An statistischen Materialien kann nie zu viel von allen Seiten gesammelt werden.

Allerdings hat der Vf. eine grosse Belesenheit in gedruckten Schriften gezeigt; aber von Handschriften, in denen noch zur Zeit die wichtigsten Stücke und Data der ungrischen Statistik verborgen sind, kennt er nur wenige. Einen praktischen und einen ganz vorurtheilsfreyen Blick wird man von einem Manne, der sich hauptsächlich innerhalb der Schul- und Klosterwände herumgedreht hat, nicht erwarten; das Buch steht also zwar in dieser Rücksicht der *Schwartnerischen* Statistik sehr nach, allein die vorangeschickten historischen Notizen über jedes Fach, vorzüglich die über den ungrischen Clerus und dessen sämmtliche hierarchische Zweige umständlich gegebenen Nachrichten, und hier und da doch sparsam, ein Datum, welches Hr. Prof. *Schwartner* nicht gekannt oder benutzt hat, geben demselben noch neben dem Schwartnerischen Handbuch eine besondere Brauchbarkeit. — In den Citationen des Vfs. finden wir sehr oft den Fehler, dass er bey seiner Meynung gerade Gewährsmänner von einer entgegengesetzten anführt, ohne zu bemerken, dass, und in wiefern diese von ihm abgehen. Dies ist z. B. bey S. 92. bey der Ableitung des Worts *Chaister* der Fall, und gleich S. 1. bey der Etymologie des Worts: *Hungari*. Der Vf. hängt noch sehr an den alten Meynungen, und seine Angaben werden durch Druckfehler oft noch widerlicher.

Voran geht freylich nicht im Geiste Gibbons eine chronologische Uebersicht der Vergrösserung des ungrischen Reichs bis S. 10. — S. 11. findet sich die Angabe der astronomischen Länge und Breite einiger ungrischen Städte aus *Kautz Geogr. practica Skalitzii* 1784. Man weiss, dass hievon noch kaum vier bis fünf mit voller Gewissheit bestimmt sind, eben daher ergiebt sich die Folge, dass noch zur Zeit keine einzige ganz richtige Karte von Ungarn verfertigt worden (selbst die Müllerische Hofkriegsräthliche Karte nicht, die unter Kaiser Joseph II. durch trigonometrische Messungen, ohne genugsame astronomische Hauptpuncte aufgenommen wurde); und hieraus fliesst wieder, dass man mit dem Flächeninhalt Ungarns, der ersten und sehr wichtigen Angabe in jeder Statistik, noch nicht im Reinen ist. Es wird dem deutschen Publicum gewiss lieb seyn, zu vernehmen, dass auf Andringen des Oberlieutenants *v. Lipszki* in Pest, der in Verbindung mit einem dasigen Gelehrten an einer bessern Geographie und Karte von Ungarn arbeitet, und auf Verwendung des Erzherzogs Palatins, welcher eine besondere Vorliebe für geographische Kenntnisse und deren Hülfsmittel zeigt, bewilligt worden ist, dass der Gehülfe bey der Ofener Sternwarte, Hr. *Dan. Bogdanich*, ein junger, in seinem Fache sehr geübter Mathematiker

tiker (aus der Gegend von Zeng in Dalmatien gebürtig), auf Kosten des Studienfonds, eine aſtronomiſche Beobachtungsreiſe durch die vornehmſten Plätze und Gegenden Ungarns unternehmen ſolle.

Die *phyſiſche Geographie* des Vfs. iſt gar ſehr durch Druckfehler in Namen, und durch Unvollſtändigkeit in Sachen entſtellt. So z. B. weiſs er nichts von dem in der Mineralogie merkwürdigen eiſenhaltigen und mit Natrum geſchwängerten ſchwarzen Balatoner Uferſand bey S. 25. Vom Neuſiedler See (*Fertö*) haben wir eine ſchöne phyſiſche Geographie vom Hn. D. *Kiſs*, Hausarzt bey dem Hn. Grafen *Széchenyi* zu Zinkendorf zu hoffen. S. 26 bis 42. eine Liſte aller Geſundbrunnen und Bäder, aber ohne alle chemiſche Kenntniſs verfaſst. Woher der Vf. die S. 47. eingerückte Liſte der kön. Städte, ihrer Steuer und ihrer Bevölkerung habe? ſagt er nicht; ſie weicht von der Angabe in dem Journal der k. k. Erblande II. Heft, 1792. S. 221. beträchtlich ab. Von S. 51. fängt die Geſchichte und Genealogie der verſchiedenen pannoniſchen und jetzigen ungriſchen Völker an, aber ohne irgend einen reellen Gewinn für Kritik und ächte Geſchichte. Den kritiſchen Hiſtoriker ſchreckt ſchon die einzelne auch grammatiſch unbeſtimmte Redensart ab: (S. 82.) „*Hungarorum Natio, quae cum Hunnis et Avaris originem ducit.*" — Der Vf. geht hierauf zu den verſchiedenen Ständen und Sprachen über: von dem Adel meynt er, daſs er ſchon beym Anfang der ungriſchen königlichen Monarchie einen gewiſſen Unterſchied unter ſich gehabt habe; er läſst aber unberührt, daſs dieſer Unterſchied blos von dem deutſchen Ritter- und Knappenweſen hergerührt habe. Von dem Prädialiſtenadel (wo S. 104. der häſsliche Druckfehler *Effexlelienſi* in *Exſeklelienſi* verwandelt werden muſs) verſichert der Vf. (nach dem *Ungr. Mag.* IV. 4. S. 461. vergl. *Calmet hiſt. de Lorraine* I. 440.), daſs er, als zur Vertheidigung der Kirchen beſtimmt, einen halb geſchornen Kopf getragen habe. S. 111. ſind unter den Laſten der Bauern die Deperditen vergeſſen. Von der Erwähnung der kgl. Würde und der Kronerblichkeit geht der Vf. zu einer kurzen *Königs-* (nicht eigentlich Reichs-) *Geſchichte* von Ungarn fort (S. 121 — 238.), zu deren Ueberſicht hinten auch eine chronologiſche Tabelle der ſämmtlichen ungriſchen Herrſcher beygebunden iſt. Neues läſst ſich hieraus nichts lernen; vielmehr iſt manches ganz falſch, (z. B. daſs S. 132. Prinz Boris, ein Sohn der Catharina, Tochter des Jaroslawitſch, eines polniſchen Prinzen geweſen ſey.) Aus dem General Schwendi iſt S. 195. General Schwindi geworden etc. In Anſehung der neuern Zeiten gereicht es dem Vf. zur Ehre, daſs er kalt die Religionskriege erzählt, ohne ſich gehäſſige Urtheile zu erlauben. — Nach Endigung der Geſchichte hebt der Vf. wieder an, das Uebrige des ungriſchen Staatsrechts vorzutragen. S. 254. hätte er, falls er genauere Unterſuchungen angeſtellt hätte, geradezu leugnen müſſen, daſs K. Sigmund nach dem Conſtanzer Conciliüm einen Drachenorden geſtiftet habe. Dies iſt nur das Gerede ſolcher Leute, welche ſo gern alle, die mit ihnen nicht überall gleich denken, als Drachen, und alſo Huſs, als den in Conſtanz überwundenen Drachen, verſchreyen wollen. Es giebt daher keinen *Ordo Draconis inverſi* von 1408. noch einen *Draconis victi* von 1418; ſondern blos einen *Ordo Draconis* von 1408. Durch dergleichen Sachen, die man ohne Unterſuchung unbeſtimmt nach fremden ungeprüften Meynungen und Angaben hinwirft, werden nur die Irrthümer vervielfältigt, und ihre Ausrottung wird erſchwert. — Der zur Verfolgung der Proteſtanten vom päbſtl. Nunc. Pauluzzi im J. 1743. geſtiftete (Gottlob eingegangene) *Sternorden von Dömölk* hat keinen Platz unter den Orden des Reichs, und iſt auf jeden Fall vom Vf. hier unſchickſich angebracht worden. Man ſehe nur die „Nachricht von einer adlichen Geſellſchaft durch J. F. Kortholt 1745."; wo der ſtaatswidrige Zweck dieſer Geſellſchaft mit mehreren geſchildert iſt; einer Geſellſchaft, die vielleicht mit der Zeit aus dem königl. Scepter eine Maſchine der Oligarchie alles unter dem Vorwand der Sicherheit des Königs und des Reichs, hätte machen wollen. S. 259. Weder unter Carl I., noch unter Sigmund gab es in Ungarn Grafen im heutigen Verſtand. Auch dies iſt ein Irrthum, den der Vf. nachläſſig, ohne Unterſuchung, einigen Inländern nachgeſchrieben hat. Es wäre zu weitläuftig, alle Fehler auch im *Abſchnitt von der geſetzgebenden und vollziehenden Gewalt* zu rügen. Rec. macht daher *nur noch* auf die S. 319 fg. nützlich beygebrachte Eintheilung der Proceſſe nach den Gerichtshöfen, wohin ſie gehören, und auf die eigentlich zur S. 46. gehörige Tabelle ſämmtlicher Comitate aufmerkſam, worin angegeben wird, zu welcher Claſſe jeder gehört; wieviel Diſtricte er habe, wieviel Meilen er lang und breit, wieviel Quadratmeilen er demnach im Ganzen, wieviel Oerter und zwar Städte, Flecken, Dörfer, (Prädien oder Puſsten ſind vergeſſen worden), Einwohner und Steuerpoſten er in ſich faſſe, und wieviel er an Contribution entrichte.

Der zweyte Theil fängt ſogleich mit dem *Religionszuſtand*, und dem Clerus in Ungarn an. Die Bekehrungsgeſchichte wird noch von den pannoniſchen Völkerſchaften hergeholt; zur katholiſchen Kirchengeſchichte von Ungarn ſind einige Bruchſtücke aufgeſtellt, wobey aber auf einige weſentliche Sachen, z. B. auf den Urſprung der Annaten, nicht geſehen worden. Vergeblich hingegen ſucht man andere, z. B. die Geſchichte der Einführung des canoniſchen Rechts in Ungarn. Aus den Ladislaiſchen und Colomanniſchen Geſetzen wird bemerkt: daſs die ungriſchen Prieſter damals beweibt geweſen; (S. 42.) „*quae ſub Ferdin. I., ut reduceretur conſuetudo, in propoſitionem venit.*" Bey den einzelnen Diöceſen wird ſehr lehrreich und ausführlich zuerſt vom Hirtenſtuhl ſelbſt, dann vom Domcapitel, dann von Pfarrern und Caplanen, auch zuweilen von der

der gewesenen oder noch bestehenden Klöster und endlich von der Seelenanzahl gesprochen. Zählt man nun die Seelenanzahl zusammen vom J. 1789:

I. Vom Graner Erzbisthum mit	—	641,973
a) Vom Erlauer Bisthum	—	453,486
b) Vom Fünfkirchner (fehlt sie)	—	—
c) Vom Wesprimer	—	263,623
d) Vom Raaber	—	240,873
e) Vom Waicznер	—	171,474
f) Vom Neutraer	—	235,764
g) Vom Zipser	—	116,166
h) Vom Neusohler	—	118,840
i) Vom Rosnauer Bisthum mit	—	99,763
k) Vom Steinamangerer	—	224,680
l) Vom Stuhlweissenburger	—	89,276
Summa der erzbischöfl. Graner Diöces		2,665,812
II. Vom Colotscher Erzbisthum	—	149,016
a) Vom GWardeiner Bisthum	—	26,010
b) Vom Csanader	—	53,548
c) Vom Bosnier und Syrmier	—	37,619
d) Vom Agramer	—	244,877
e) Vom Zenger	—	—
Summa der erzbischöfl. Colotscher Diöces		510,070

so ergiebt sich eine Summe von mehr als drey Millionen katholischer Seelen: wenn man auch die Agramer und Zenger Diöces wegrechnet. Wir sehen also nicht ein, wie der Vf. S. 102. für Ungarn 4,125,699 Katholische annehmen könne. Allein selbst in der mindesten Zahl sind gar viele Nichtkatholische mitbegriffen worden, und man kann sich daher auf die Verläßlichkeit derselben gar nicht stützen. Der Vf. hat auch die unirten Bisthümer und das siebenbürger kathol. Bisthum auf gleiche Art beschrieben, und endlich auch die Titularbisthümer mit Erklärung ihrer Namen ferner die Abteyen und Probsteyen aufgezählt. Bey allen diesen Artikeln vermissen wir noch die sehr wichtige Angabe aller Güter und Dörfer, welche zu einem Bisthum oder einer geistlichen Pfründe gehören, sammt einer beyläufigen Anzeige der Einkünfte. Die erstere Angabe liesse sich aus gut bearbeiteten geographischen Lexicis, die andere vorzüglich bey solchen Stiftern leicht erheben, welche während der Vacanz von der Kammer verwaltet worden oder noch werden. Beyläufig weiss auch jeder localkundige Eingeborner, wieviel ein benachbartes Bisthum eintrage? Das Detail des Vfs. über die Seminarien und geistlichen Orden ist sehr lehrreich. S. 123. ist der Vf. ebenfalls von dem Wahn angesteckt, als ob es in Ungarn Tempelritter gegeben habe. Nicht eine einzige gewisse Spur ist hievon vorhanden; bey dem Ausdruck *milites templi* oder *templarii* in alten Urkunden deuten bald die Nebenumstände dahin, dass von Jerusalemmer Hospitalsrittern zum U. Joh. die Rede sey. Ihr Oberhaupt war der Prior von Vrana, der von seinem ersten Ursprunge an ein Prior der Hospitalritter und kein Prior von Tempelherren war: daher kommt auch nicht *eine* Spur von Aufhebung der Tempelritter in Ungarn oder selbst in Vrana vor. Rec. würde zu viel Platz zu Beweisen brauchen; er will aber durch dies Resultat seiner Untersuchungen auch indessen andre Forscher aufmerksam machen, S. 140. ein lehrreiches Detail über das hinterlassene Jesuitervermögen. So glimpflich als hier hat soviel Rec. sich erinnert, noch kein Piarist vom Jesuitenorden gesprochen. „*Societas maximo et laudabilissimo conatu Religionem Literas communisque boni commoda* (auch die Harmonie der verschiedenen Religionen) *et Negotia* (*politica?*) *fovit et promovit, inprimis iuventutem ad omnia civilia et ecclesiastica munia excolendo annis 212 de Regno Hung. optime mereri contendit donec etc.*" Ueber seinen eigenen, den *Piaristenorden*, giebt der Vf. eine befriedigende Auskunft. 1798 gab es in den ungrischen Erblanden 324 Piaristen, die Novizen schon eingerechnet. Im Ganzen sind noch in denselben 240 Manns- und Frauenklöster übrig. S. 165 — 170. ist der Religionszustand der Nichtunirten beschrieben; aber die Zahl der Walachen in Siebenbürgen ist, selbst fürs J. 1772 mit 558,076 Seelen, fast um die Hälfte zu gering angesetzt. Eben so ist die lutherische Geistlichkeit mit 200 Personen um die Hälfte zu wenig berechnet, und die Reformirte mit 861 Personen ebenfalls um mehr als ein Drittheil zu gering bestimmt. Der Vf. scheint auch nicht recht zu wissen, was in dem protestantischen Kirchenregiment ein *Contubernium* sey; sonst würde er dieses Wort nicht für jede Kirchengemeinde oder *Ecclesia* brauchen. Nachdem der Vf. einiges von den Unitariern hinzugesetzt hat, liefert er auch eine ungrische *Ketzergeschichte*, und erzählt mit Vergnügen die im J. 1783 bewirkte Katholischwerdung der Wiedertäufer. Hinter allen diesen Ketzern haben die Juden *zuletzt* ihren Platz. — Den gedrängten Auszug einer *ungrischen Literargeschichte* wird man hier mit Vergnügen lesen: nur z. B. bey S. 213. ist es ausgemacht, dass der sogenannte Anonymus nicht K. Bela des IV, sondern des III. Kanzler gewesen, und dass in damaliger Zeit, wo Bela III. zuerst eine ordentliche königl. Kanzley errichtete, von keinem ordentlichen Archiv, noch weniger davon die Rede seyn kann, dass dem Anonymus das Archiv zu Jösz offen gestanden wäre. Das Detail über das Stipendienwesen und die einzelnen Schulen ist sehr lehrreich, und lobenswürdig ist der Gedanke, in einer ungrischen Statistik auch ein Verzeichniss der in Ungarn und von eingebornen Ungarn gemachten *Erfindungen* aufzustellen. Bey mehreren Artikeln dieses Verzeichnisses, z. B. bey *Eau de la Reine* hätte der Vf. mit vielem Nutzen die Beyträge zur Geschichte der Erfindungen von dem belesenen und sachkundigen Hn. Hofr. *Beckmann* einsehen können. Ueber den Handel (254 — 291.) sagt zwar der Vf. wenig Neues; aber das geographische Productenverzeichniss z. B. die Liste der inländischen Weine läse man gern, wenn nicht in den Namen so viele Druckfehler steckten. Für die Zusammenstellung verschiedener Notizen über das alte ungrische Münzwesen (S. 299 — 315.) muss man zwar dem Vf. verbunden seyn; allein man sieht auch aus derselben nur desto mehr die Nothwendigkeit ein, dass doch einmal eine chronologische vollständige

dige Geschichte des *ungrischen Münzwesens* geschrieben werden möchte, deren Genauigkeit durch beständige chronologische Vergleichung der Gesetze und Urkunden mit den noch in vollständigern Sammlungen vorhandenen Münzen zu erzielen wäre. Hr. *Simonchich* in der *Diff. de Numismatica Hung. Diplomaticae accommodata.* Viennae 1794. 8. hat hauptsächlich die Münzgeschichte des Worts *Florenus* oder *Gulden* beschrieben; seit der Zeit hat ihm aber Hr. *v. Kovachich* noch mehrere Angaben zu Münzbestimmungen aus Urkunden geliefert; und wenn der geschickte Mann Gelegenheit hat, gute Münzsammlungen zu besehen; so läfst sich von ihm nichts gemeines erwarten. Auf des Hn. Bibliothekars *Schönwisner* ungrische Numismatik wartet die gelehrte Welt mit Verlangen. Der Graf Ignaz *Batthyáni*, Bischof von Siebenbürgen, hat die Herausgabe übernommen. Endlich will auch der Hr. Graf *Szechenyi* seine schöne Sammlung in Kupfer stechen, und durch seinen hoffnungsvollen Sohn, Ludwig, beschreiben lassen; es scheint also diesem Theil der historischen Hülfswissenschaften eine vollkommnere Bearbeitung bevorzustehen. — Die *Militärgeschichte* von Ungarn besteht aus lauter Bruchstücken; die Lehre von der Insurrection ist, vielleicht mit Fleifs, nur obenhin abgehandelt; das Verzeichnifs aller Friedensschlüsse und Tractaten S. 334. brauchte noch sehr viel Zusätze zu seiner Vollkommenheit; hingegen die Uebersicht der Regimenter, Generalcommandi und Kriegsämter ist brauchbar. Bey der Contribution hat der Vf. sehr wohl gethan, aus einem sogenannten Contributionsbüchel des Presburger Comitats die Artikel, die der Steuer unterworfen sind, und das Verhältnifs der Steuerauflage specifisch S. 360 anzugeben; woraus sich jeder überzeugen kann, wie wenig, verhältnifsmäfsig zu andern Landleuten, der ungrische Bauer, der für so gedrückt ausgeschrieen wird, zahle. Hätte er mehr Absatz; so gehörte er zu den wohlhabendsten Bauern in Europa. Die Cameral-, Salz-, Post-, Zoll- und Bergwerksverwaltung ist aus dem Ofener Schematismus in eine zweckmäfsige Uebersicht gebracht. Für die Sammlung von den Namen der Bergwerke nach den Comitaten, und vorzüglich für die Reihe der Schemnitzer Kammergrafen S. 397. verdient der Vf. allen Dank; mehreres wird er noch bey einer künftigen Auflage aus Esmark's mineralogischer Reise durch Ungarn und Siebenbürgen zusetzen können. Vielleicht werden bald auch kundige Inländer das statistische und selbst geognostische Dunkel, das über dem *ungrischen Bergbau* liegt, erhellen, und die geognostische Sprache und Grundsätze der Schemnitzer z. B. vom Streichen der Gänge, welche Hr. *Esmark* so verschieden von den Freyburger Ausdrücken und Regeln findet, rechtfertigen oder wenigstens erläutern.

* * *

TÜBINGEN, b. Heerbrandt: *Versuch einer vollständigen Methodologie für den gesammten Cursus der öffentlichen Unterweisung in der lateinischen Sprache und Literatur.* Von M. *A. F. Pauli.* Dritter u. letzter Theil. Ausführung der Methode des lateinischen Unterrichts in den obern Schulclassen bis an die Grenzen der *Akademie.* 1799. 372 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1785. Supplem. Band. Nr. 44. und 1790. Nr. 272.)

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Coburg*, b. Ahl: *Einladungsschriften* zu öffentlichen Reden bey dem dortigen Gymnasium von 1794 — 1799. 20 Stücke in 4. 163 S. Diese Localaufsätze verdienen als Fortsetzung der Geschichte dieses Gymnasiums auch aufser ihrem nächsten Kreis bekannt zu werden. Ihr Vf. Hr. Director *Briegleb* detaillirt sehr authentisch die im Anfang des laufenden Jahrhunderts, im Einweihungsjahre des Gymnasium (1705.) erneuerten Bemühungen, bey demselben die vorhandenen kaiserlichen *plena privilegia academica* zur Ausübung zu bringen, und die zwischen den damaligen Nutritoren entstandene dem Gymnas. sehr nachtheilige Disharmonie. Allgemeines Interesse haben vornehmlich die Nachrichten von *Ernst Sal. Cyprian*, welcher 1700 — 1713. Director des Gymnas. gewesen. Briefauszüge und andere kleine Data finden sich hier genug, um den Charakter dieses durch seine spätern Aemter und Schriften merkwürdig gewordenen Mannes treffend zu schildern. (Seine in der herzogl. Bibliothek zu Gotha aufbewahrte weitläuftige Correspondenz verdiente zur Geschichte der ersten Decennien dieses Jahrhunderts genau benutzt zu werden!) Noch ihm werden die Lebensumstände von andern Lehrern des Gymnasiums, mit besonderer Rücksicht auf das, was sie dieser Anstalt waren, mit vielem Fleifs angezeigt und zwar von *Phil. Theod. Verporten*, *Joh. Conr. Schwarz*, *Gottfr. Ludovici*, *Joh. Just. Bode*, *Joh. Heimreich*, *Joh. Christoph Schubart* und *Joh. Ernst Zschackwitz*. Häufig sind richtige Bemerkungen des Vfs. eingestreut. Besonders machen diejenigen, welche er aus Gelegenheit der ehemaligen Pflichtnotel eines Directors vollständiger ausgeführt hat, seiner liberalen Denkart Ehre. Ein Director nämlich mufste schwören, nicht nur selbst bey der *reinen* Lehre und dem christlichen Bekenntnifs dieser Lande, wie dieselbe in Gottes Wort gegründet, in der ungeänderten Augsburg. Confession begriffen und im *christlichen* Concordienbuch repetirt ist, ohne einigen Falsch und Simulation zu bleiben, zu beharren und dawider nichts weder heimlich noch öffentlich zu practiciren; sondern auch — *wo Er vermerke, dafs andere solches thun wollten, dasselbe nicht zu verhalten sondern ohne Scheu bald offenbaren zu wollen etc.* Wann ist dieser Eid den Angeber machen zu wollen, abgestellt worden?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 25. Junius 1799.

GESCHICHTE.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Lebensbeschreibungen und Charakterschilderungen berühmter Männer.* Herausgegeben von *G. F. Palm. Zweyter Band.* 1797. 234 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Gallerie merkwürdiger Männer aus der ältern und neuern Geschichte. Viertes Bändchen. — Dritter Band: oder der Gallerie u. s. w. *Fünftes Bändchen.* 1798. 244 S. 8. (jedes 12 gr.)

In dem zweyten Bande dieser Lebensbeschreibungen finden wir folgende berühmte Männer: I. *Heinrich der Löwe*, Herzog von Bayern und Sachsen. S. 1—32. Eigentlich ein Aufsatz des Hn. Superintendent *Otto Gieseke* zu Ebeleben, den der Herausgeber schon 1789 in sein *wissenschaftliches Magazin für Jünglinge* aufgenommen hat: für ein Buch von der Bestimmung des gegenwärtigen immer brauchbar genug; wenn gleich *Heinrich* darin im Verhältnisse gegen *Friedrich I* stets ins Licht; der Kaiser aber nicht blos in den Schatten gestellt; sondern auch als ein undankbarer und ungerechter Fürst abgeschildert wird, und also manche parteyische Vorstellung mit unterläuft. Auch sollte S. 14. nicht im zwölften Jahrhunderte vom *Erschiessen;* noch von einem *türkischen Kaiser* in Syrien die Rede seyn; und der Name des griechischen ist Comnenus, nicht *Commenus.* II. *Ferdinand Kortes.* S. 33—57. Vermuthlich aus *Robertson* und *Campe* geschöpft; des letzten Geschichte der Entdeckung von Amerika nennt Hr. P. unübertreffbar. III. *Feldmarschall Schomberg.* S. 58—104. Ein guter Auszug aus des Hn. *Kazner's* wohlgerathenen Biographie desselben. Es ist aber nur *Schomberg's* letzter irländischer Feldzug beschrieben; und doch hätten billig seine frühern Jahre nicht übergangen werden sollen. IV. *Johann Huss.* S. 105—151. Hauptsächlich aus der Geschichte des Hussitenkriegs, Zittau 1795. 8. Dass *Wenzel* durch die Bestellung seines Küchenmeisters zum Rector der Universität Prag, eine treffende Satyre auf das Betragen der dortigen Professoren gemacht habe (S. 115.), dürften wohl wenige mit dem Vf. glauben. Und wer ist *der Cardinal von Cammerach?* S. 145. Doch wohl *Cardinalis Cameracensis* d. h. der Cardinal Bischoff von *Cambray.* V. *Neker.* S. 152—186. Aus *de Maillant* Werke: *Du Gouvernement, des Moeurs et des Conditions en France.* Gleich in der ersten Zeile wird sein Vater *Vorsteher des Collegiums zu Genf* genannt; das ist aber weder deutsch noch übersetzt. Im Französischen heisst *Collège* eine Schule, mithin müsste er Rector einer solchen gewesen seyn. Sonst ist es bekannt, dass de Maillant *Neckern* in einer durchaus häfslichen und verächtlichen Gestalt gezeichnet hat: und das erregt schon an sich einen Verdacht, ein so durchaus schwarzes Bild von einem Manne, der eine Zeitlang so sehr bewundert wurde, könne wohl nicht ganz getroffen seyn. Auch ist schon manches, nicht etwan von Lobrednern, sondern von ruhigen Beobachtern, zu seiner Entschuldigung, wo nicht gar zur Rechtfertigung einiger seiner Schritte treffend genug gesagt worden. VI. *Danton.* S. 187—205. Aus einem herauszugebenden grösern Werke über die französische Revolution. Allem Ansehen nach sehr treu geschildert; und, wie mehrere Wendungen und Ausdrücke verrathen, aus einem französischen Buche. VII. *Wilh. Robertson.* S. 206—218. Aus dem *Universal Magazine,* Octob. 1794. Die Schriften und der Charakter des vortrefflichen Mannes werden zwar von dem englischen Verfasser recht wohl geschildert; doch war von seinen Werken für deutsche Leser aus mehr als einer Ursache noch manches hinzuzusetzen übrig. VIII. *Peter der Einsiedler.* S. 219—230. Vermuthlich aus einem neuern Schriftsteller gezogen. Von den Seldschukischen Türken ist S. 220 fg. manche seichte Nachricht hingeworfen, z. B. sie hätten die wallfahrenden Christen darum gedrückt, weil ihre Glaubenslehre sie gegen alle bildliche Verehrung abgeneigt gemacht habe; als wenn nicht die Araber, und alle Muhamedaner überhaupt eben dieselbe Abneigung gehabt hätten. Dass jenes Zeitalter an edlern Metallen äufserst arm gewesen sey (ebendas.), ist sehr übertrieben. Im J. 1072 kann *Gregor VII* nicht, wie S. 223. gemeldet wird, Aufmunterungsbriefe zu einem Kreuzzuge herumgeschickt haben, indem er damals noch nicht Pabst war. Merkwürdige Auftritte aus *Peters* Leben sind noch weggeblieben; z. B. dass er vom Heer der Kreuzfahrer weggelaufen, und von Camraden zurückgebracht worden ist. IX. *Petrarcha.* S. 231—234. Eine für einen Mann von solcher Bedeutung sehr ärmliche Nachricht. Und doch giebt es eine schon vor mehr als zwanzig Jahren übersetzte sehr reichhaltige Lebensgeschichte desselben, mit vielen Auszügen aus seinen Schriften in drey Octavbänden, woraus viel Angenehmes und Lehrreiches geschöpft werden konnte.

Der dritte Band enthält nachstehende biographische Aufsätze. I. *Karl der Fünfte,* deut-

scher Kaiser. S. 1—27. Schon auf der 7ten Seite ist von seiner Abdankung die Rede: und diese wird nach ihren Bewegungsgründen, Beförderungsmitteln und den Reden, welche die Uebertragung der Niederlande an seinen Sohn begleitete, bis S. 19. mithin zweymal so lang, als seine ganze Regierung, beschrieben; und nachdem noch einiges über seine letzten Tage hinzugesetzt worden ist, folgen Bemerkungen über Karls und Franz I Eifersucht, nebst einer Vergleichung zwischen beiden. Der ganze Aufsatz scheint französischer Herkunft zu seyn: ist aber für Leser, welche Karln V daraus kennen lernen sollen, viel zu wenig unterrichtend. Hr. P. schreibt doch für Deutsche: und diese wollen mit Recht wissen, was einer ihrer Kaiser für Deutschland und für die Nation gethan habe; und warum nicht mehr, besonders bey einer so grosen Auffoderung, als die damalige Hauptrevolution in unserm Vaterlande erwarten liess u. dgl. m. Von allem diesem aber, wie von den vornehmsten Auftritten seiner Regierungsgeschichte, erfahren sie so gut wie gar nichts. Dass Hr. P. mit dieser Geschichte wenig bekannt seyn müsse, sieht man schon daraus, weil er den so berühmten Staatsbedienten Karls, *Granvella*, mehrmals *Granville* nennt. II. *Julius Cäsar*, geschildert von *Mercier*. S. 28—50. Viel treffende Züge, von Witz und Beredsamkeit glänzend; aber auch viel französische Declamation, nicht immer auf historischem Grund und Boden. III. *Chlodwig, erster König der Franken*. S. 51—67. Woher diese ziemlich gut gerathene Regierungsgeschichte genommen sey? sagt der Vf. nicht. Dass erst nach mehrern Seiten (S. 56.) eine chronologische Bestimmung vorkömmt, ist für die Leser eines solchen Buchs, die nicht wissen, wer denn dieser *Chlodwig* war? woher er kam? wenn und wo er sein Reich festgesetzt habe? sehr unbequem. Im strengen Verstande sollte er auch nicht *erster König der Franken;* sondern *Stifter der fränkischen Monarchie*, heissen. Mehrere geographische Angaben sind fehlerhaft, z. B. S. 52. *Amoriker* und *Repuarische* Franken; auch S. 66. wo *Alemannien* nicht mehr als *Schwaben* anzeigen soll. Die sogenannte Bekehrung Chlodwig's hätte nicht blos im Vorbeygehen berührt werden sollen. IV. *Ferdinand Alvarez de Toledo, Herzog von Alba*. S. 68—91. Auch hier ist keine Quelle genannt: ausser dass einmal (S. 70.) *Framiadae* (muss *Famiani* heissen,) *Stradae Decades de Bello Belgico* ganz unbestimmt, und am Ende *Raynal's Hist. du Stadhouderat* angeführt ist. Sonst ist das Bild des grausamen Helden nicht übel getroffen. V. *Anton Raphael Mengs*. S. 92—163. Grösstentheils aus dem Französischen des ehemaligen spanischen Gesandten zu Rom, *Ritters d'Azara*, mithin, wie man schon weiss, lehrreich im vorzüglichen Grade. VI. *Gottfried Wilhelm von Leibniz*. S. 164—204. Es scheint wiederum ein französisches Eloge des grosen Mannes zu seyn, das Hr. P. hier benutzt hat, und wenigstens hätte anzeigen sollen. Von verschiedenen Seiten sind seine Gaben und Verdienste glücklich genug geschildert worden; aber wie hätte ein Deutscher schreiben können (S. 165. 176.), dass zu der Zeit, da *Leibniz* auftrat, *die Barbarey in Deutschland noch geherrscht habe?* Nur ein Franzose kann es Barbarey nennen, dass damals noch Compilationssucht und Pedanterey vielen deutschen Gelehrten eigen blieb, während dass sie doch in allen Wissenschaften grosse, zum Theil grösere Fortschritte, als ihre Nachbarn jenseits des Rheins, gemacht hatten. VII. *Franz Rabelais*. S. 205 fg. Ganz befriedigend für diejenigen, die mit dem geistlichen Poliffon noch keine nähere Bekanntschaft errichtet haben.

1) Hirschberg, b. Pitschiller u. Comp.: *Handbuch der schlesischen Geschichte*, für Liebhaber und Schullehrer in niedern Schulen, von *Johann Daniel Hensel*. 1797. 188 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Kurzer Abriss der schlesischen Geschichte*, als Leitfaden beym Unterricht in niedern Schulen, in Verbindung mit dem Handbuche der schlesischen Geschichte, von *Johann Daniel Hensel*. 1797. 47 S. 8.

Es giebt noch kein Handbuch, sagt der Vf., das als Leitfaden zum ausführlichen Unterrichte über die schlesische Geschichte gebraucht werden; oder aus dem sich ein unbemittelter Liebhaber, oder Gelehrter, dessen Hauptsache die Geschichte nicht ist, oder besonders ein Lehrer in niedern Classen in Städten, oder auf dem Lande, selbst eine hinlängliche Uebersicht dieser Geschichte zu verschaffen *im Stande* wäre. Das *Klöbersche* Werk: von Schlesien, vor und seit dem J. 1740 mischt, bey aller übrigen Vortrefflichkeit, viel fremdartiges Räsonnement in die Geschichte Schlesiens, das ihm nur deswegen nicht als Fehler vorgeworfen werden kann, weil es an sich vortrefflich gesagt, mit Leichtigkeit verwebt ist, und daher mit Vergnügen neben der Geschichte gelesen wird. Die schlesische Geschichte des Hn. *v. Pachali* enthält dagegen nur Resultate der sorgfältigsten Untersuchungen; ist aber, so genau, gedrungen und überhaupt schätzbar sie heissen kann, in manchen Stücken für viele zu kurz. *Klosen's* Briefe über Breslau sind diplomatisch genau; aber deswegen für viele zu weitläuftig, zu kostbar, und nicht anziehend genug. Ueberhaupt genommen wird man diese Urtheile nicht unrichtig finden; auch hat der Vf. den gedachten Mangel ziemlich geschickt ersetzt. Er hat zwar, wie er selbst zu erkennen giebt (Vorr. S. V.), hauptsächlich nur neuere Werke benutzt, besonders die beiden zuerst genannten; da es aber hier nicht auf genaue Untersuchungen, sondern nur auf eine bündige Darstellung des Gewissen und Merkwürdigen ankommt; so kann man damit zufrieden seyn. Voran gehen wenige Zeilen von den Grenzen, der Grösse und der Bevölkerung des Landes, welche nach der neuesten Zählung in den schlesischen Provincialblättern 1795 auf 685 Quadratmeilen 1,753509 Menschen betrug. Ein kurzer geographischer Abriss Schlesiens hätte immer hieher gesetzt werden

den können. Die Geschichte wird unter folgenden sechs Abschnitten vorgetragen: Schlesien bis zur Trennung von Polen bis 1160; unter eigenen Herzogen bis 1356; unter böhmischer Oberherrschaft bis 1474: unter ungarischen Königen bis 1526; unter österreichischen Regenten bis 1740; endlich unter preussischer Regierung. Dass am Ende eines jeden Abschnitts die Verfassung und der Religionszustand des Landes während desselben abgeschildert werden, verdient besonders Beyfall. Im ersten Abschnitte konnten die Fabeln von den Mäusen und vom Engel (S. 4.), ingleichen (S. 12.) vom Pfalzgraf Roland, von denen der Vf. doch wohl keine glaubt, wegbleiben. Dass König *Casimir* in jüngern Jahren als Mönch im Kloster *Clugny*, (nicht *Cluniac*, wie es S. 6. genannt wird, im Lateinischen heisst es wohl *Cluniacum*,) gelebt habe, ist von den neuesten polnischen Geschichtschreibern sehr zweifelhaft gemacht worden. Der siebenjährige Krieg scheint in Ansehung der Begebenheiten, die ausserhalb Schlesien vorfielen, zu umständlich erzählt zu seyn. Die Schreibart ist etwas nachläßig. Viermal fängt auf der einzigen 101sten Seite eine Periode mit *da* an; der Vf. spricht S. 120. von einem *Verdacht für die Tugend* u. dgl. m.

Nr. 2. ist nichts als ein Auszug aus dem vorhergehenden Handbuche, mit Verweisung auf die Seiten desselben, damit der Lehrer daraus dieses kleine Skelet mit Fleisch und Säften versehen könne.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Züllichau u. Freystadt, b. Darnmann: *Erinnerungen zur Beförderung einer rechtmäßigen Lebensklugheit.* In Erzählungen und praktischen Aufsätzen. Herausgegeben von *Friedrich Rochlitz. Erster Theil.* 1798. X u. 338 S. *Zweyter Theil.* VIII u. 354 S. *Dritter Theil,* 1799. VI u. 380 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Charaktere interessanter Menschen in moralischen Erzählungen dargestellt zur Unterhaltung in einsamen Stunden,* von *Friedrich Rochlitz.* 1799. VII u. 468 S. 8.

Unter den sogenannten moralischen Schriftstellern nimmt der Vf. obiger Schriften eine vorzügliche Stelle ein, denn er hat wirklich einen moralischen Zweck, und er unterhält die Leser, denen er nutzen möchte. Man hat es ihm schon in dieser Zeitung (1797. Nr. 287.) bey Beurtheilung des Buchs: *Blicke in das Gebiet der Künste und der praktischen Philosophie*, wozu er sich hier als Vf. nennt, zugestanden, dass er ein fruchtbarer Schriftsteller für das praktische Leben sey, und wer da wünscht das Bessere an die Stelle des Schlechten gesetzt zu sehen, wird auch *seines* guten Fortgangs sich erfreuen. Nur sorge er mit Fleiss, dass die Fruchtbarkeit sich stets auf die Güte der Früchte, nicht auf ihre Menge beziehe. Er hat einen Vorrath angenehmer Kenntnisse, und bestrebt sich in seinen bloss räsonnirenden Aufsätzen wirklich gründlich zu seyn, es ist bey ihm nicht auf eine blosse Ausfüllung leerer Augenblicke abgesehen, er will Gedanken und Sachen geben; allein, was er giebt, verträgt durchgehends mehr Gedrängtheit und Bestimmtheit. Sehr begreiflich ist es übrigens, dass die Erzählungen anziehender sind als die Abhandlungen, deren sich zwey von ziemlichem Umfange in der ersten Sammlung befinden: *Meines Onkels Briefe an seinen männlichen* (erwachsenen) *Sohn über Weiblichkeit und weibliche Bestimmung,* und *Menschenleben nach seinen Hauptmomenten gezeichnet.* Es bedarf eines sehr durchgreifenden Geistes, um in diesem Fach mehr als das Gewöhnliche zu leisten. Des Vfs. Bemerkungen über die Frauen halten sich mehr bey den kleinern Vorzügen auf, die ihrem Geschlecht eigenthümlich, als dass sie auf den Werth gingen, dessen sie im Ganzen fähig sind. In der Skizze des Menschenlebens spricht er auf eine andere Art zu viel von dem Geschlechtlichen, dem *Geschlechts*triebe und der *Geschlechts*liebe, die nur durch vollständigen Müssiggang, besonders beym weiblichen Geschlecht, ein solches Uebergewicht bekommen können, als er annimmt. Diese delikaten Auseinandersetzungen gehen gar leicht in undelikate Ansichten über, und die Sittlichkeit gewinnt dabey, ihnen keinen überflüssigen Raum zu gönnen. Da der Vf. auch selbst nicht wünscht, dass sie in die Hände der Jugend gegeben werden möchten; so scheinen sie nicht in eine Sammlung zu gehören, von welcher man den gröfsten Theil, z. B. *den Spieler*, recht gern in den Händen der Jugend sehen wird. Den medicinischen Theil dieser Anthropologie muss Rec. übrigens andern Richtern überlassen. Gegen den philosophischen bleibt immer einzuwenden, dass die Scheidung der Begriffe und Benennungen gar zu willkürlich ausgefallen ist. Warum wird z. B. der Eigenwille im Gegensatz mit dem Eigensinn als eine „abscheuliche Gesinnung" (S. Erinner. Th. II. S. 116.) angegeben? Selbst nach der Erklärung des Vfs.: „Eigensinn ist die Neigung eines Menschen seinen Willen durchzusetzen in Rücksicht auf die Folgen; Eigenwille ohne Rücksicht auf Folgen," haben Kinder mehr Eigenwillen als Eigensinn, weil sie niemals an Folgen denken. — Mit Recht ist der Vf. überall einem empirischen Leitfaden gefolgt, da er eine gemeinnützige Abhandlung schrieb; er hat sich specieller Beyspiele bedient, und geht nur selten in das Allgemeine, wie etwa in der *Beylage* (Th. III. S. 297 u. f.) mit Worterklärungen, wo er von der Liebe handelt und sie mit dem Genie vergleicht. Er findet, der Unbeschreiblichkeit beider ungeachtet, „dass es denn doch nicht gut wäre, wenn den Leuten nicht gesagt würde, was sie sind — „mancher bildet sich ein, es zu haben, und hat es nicht," — „mancher bildet sich ein, es nicht zu haben, und hat es." Was das letzte betrifft, so werden sich das rechte Genie und die rechte Liebe schon zu helfen wissen, wie nach Georgs Rede im Götz von Berlichingen ein rechter Reuter und ein

rechter Regen überall durchkommen; es bedarf solcher Nachweisungen nicht. Dagegen entscheiden besonders so manche tändelnde Merkmale eines zärtlichen Herzens nichts für die Liebe.

Von Erzählungen finden wir in Nr. 1. *den Spieler*, *Ferdinands Hochzeittag*, *Emiliens Heirathsgeschichte*, *die schönste Stunde meines Lebens*, und *Anekdoten*, unter denen besonders der Deserteur eben so interessant als angenehm erzählt ist. Nr. 2. enthält *die frühe Verbindung*, *die Landmädchen* und *Nachbar Millner*. Alle diese sind häufig mit Gesprächen durchwebt, in denen zuweilen etwas viel gesprochen wird; die Sitte des Vfs., jede Rede abzusetzen und einwärts zu rücken, macht das noch auffallender. Hier müsste besonders die fleissigere Gedrängtheit des Stils eintreten. Besteht das Weitläuftige nur in gefälligen Worten, entfaltet sich nicht stets wieder ein neues Bild oder ein neuer Umstand; so liefet man es nur Einmal; man kehrt öfter zurück, wenn noch etwas zu sagen und etwas eigenes zu denken übrig blieb. Wir trauen dem Vf. zu, dass er lieber mehrmals gelesen seyn, als mehrere Bogen füllen will. Die Erfindung in seinen bürgerlichen Geschichten ist nicht glänzend, aber es fehlt ihr nicht an Anmuth, und er steht in diesem Punote nur wenigen unserer moralischen Erzähler nach. Einen Beytrag von *Lafontaine*, wie dieser sie in die Taschenbücher liefert, hat er in den ersten Band aufgenommen, und bittet bescheiden um Verzeihung, dass es nur Einer ist. Ein Schriftsteller, der sich selber schätzt, sollte die Beliebtheit eines andern nicht zu Hülfe nehmen. Er gehe nur auf seinem Wege weiter, und setze die Moralität seiner Schriften immer mehr in die unabhängigste Ausbildung.

* * *

Berlin, b. Maurer: *Kuno von Kyburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerstörer des heimlichen Vehm-Gerichts.* Eine Kunde der Väter, erzählt vom Verfasser der schwarzen Brüder. Zweyter Band, oder dritter und vierter Th. 1799. 212 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 23.)

Ebendaselbst, b. Wever: *Anweisung für Frauenzimmer, die ihrer Wirthschaft selbst vorstehen wollen.* 4tes Stück, enthaltend ein allgemeines Kochbuch aus den besten Kochbüchern unserer Zeit, nach vorhergegangener Prüfung, gesammelt und mit einer Anweisung zu einer guten Wirthschaft, herausgegeben von *J. G. S.* Neue durchgesehene und vermehrte Auflage. 1798. 206 S. 5tes Stück. 129 S. 6tes Stück. 196 S. 8. (1 Rthlr 6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1794. Nr. 269.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *In Augusto*, b. Gombart u. Comp. *Quartetto (?) armonioso (?) senza digiti (?) per tre Violini e Violoncello* del Signore *Ferandini* (,) Milanese. Ohne Jahrzahl. 2½ Bog. Folio. — Wenn Hr. F. sich ja dazu berufen fuhlte, Tonstücke zu componiren, wozu die Spielenden keine Finger gebrauchen — denn das soll durch die Worte *senza digiti* angedeutet werden; — so hätte dies denn doch mit mehr Witz, und auf eine bessere, die Kunst weniger herabwürdigende Art, als in vorliegender musikalischen Posse, geschehen können. Vermuthlich wähnt der Vf. ein Marsch, ein kurzes Allegro, eine Menuett und ein Rondo, für vier Instrumente gesetzt, sey ein Quartett; daher wählte er sehr unglücklich diesen Titel zu seinem Machwerke. Das Beywort *armonioso* hingegen scheint ein Schreib- oder Stichfehler zu seyn; denn wir finden diese erbarmliche Arbeit, worin noch überdies an eine nur leidliche Melodie gar nicht zu gedenken ist, sehr unharmonisch und äusserst unrein im Satze. Sogleich in den drey ersten Takten befinden sich Beweise davon. T. 4. wird der Leitton e auf eine sehr widrige Art durch die Octave verdoppelt. T. 5. 6 etc. klingt der Bass zu den übrigen Stimmen ungefähr so, wie man ihn öfter in Bierschenken extemporiren hört. T. 6. 7. 8. macht die erste Violine gegen den Bass lauter Quinten, aber glücklicher Weise nur in der Gegenbewegung. — Ueber die Modulation und den Rhythmus wollen wir kein Wort verlieren, denn bey einer solchen Stümperey lohnt dies die Mühe nicht. Nur einige Bemerkungen über die vorgeschriebene Stimmung oder vielmehr Verstimmung der Instrumente können wir nicht unterdrücken. Hätte Hr. F. die sechzehn Saiten aller vier Instrumente so stimmen lassen, dass ausser der diatonischen Tonleiter in F dur wenigstens noch einmal h für C dur etc. vorhanden gewesen wäre; so hätte dadurch das Ganze in Absicht auf die Modulation und Vollständigkeit der Accorde merklich gewinnen können; allein daran scheint er gar nicht gedacht zu haben. Und wer wird auch bey dem Componiren eines Quartetts erst lange denken und überlegen! — Die beiden tiefern Saiten der ersten Violine, nämlich das G und D, lässt er sogar um eine Quarte höher, mithin in c und g stimmen; unbekümmert darum, ob dies auch die Saiten aushalten werden, und was aus der allzu starken Spannung derselben für eine Ungleichheit in Ansehung des Klangs entsteht. Oder verlangt etwa Hr. F., dass man zum Spielen dieses Quartetts die Violine schwächer beziehen solle? Das wäre doch in der That eine etwas starke Zumuthung. Welche unangenehme Wirkung übrigens ein Tonstück, auf lauter bloßen oder unbedeckten Saiten gespielt, hervorbringen muss, kann jeder nur mittelmässige Violinist leicht berechnen, da man sonst bekanntlich die bloßen Saiten so viel als möglich zu vermeiden sucht. — Wenn Hr. F. nichts bessers schreiben kann, als solche niedrige Possen; so bitten wir ihn inständigst, dieses Quartett sein letztes Werk seyn zu lassen.

Druckfehler. Nr. 166. d. J. S. 498. Z. 16. von unten statt *unzuhinlänglichtes* lies *unzulänglichet*. S. 501. Z. 27. von unten statt *wohl als ein* lies *wohl ein*. S. 502. Z. 13. v. u. statt *nämlich ist es* lies *ist es jedoch*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 26. Junius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

NÜRNBERG u. ALTDORF, b. Monath u. Kußler: *Bemerkungen über die Kenntniß und Cur einiger Krankheiten* herausgegeben von *J. C. G. Ackermann, etc.*

(*Beschluß der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Zweytes Heft. Fieberhafte Krankheiten. Die Masern. Kinder von 3—8 Jahren wurden am gewöhnlichsten befallen. Kinder von 1—3 Jahren waren der Krankheit nicht so allgemein unterworfen, und von Kindern unter einem Jahr sind nur äußerst wenige Beyspiele bekannt geworden, selbst wenn sie der Ansteckung noch so sehr ausgesetzt waren. (Ganz so fand es Rec. in mehrern Masernepidemien.) Nasenbluten war sehr wohlthätig, aber in etlichen Fällen mußte es gehemmt werden. Kalter Eßig auf die Stirn gelegt war gewöhnlich dazu zureichend; nur in zwey Fällen mußte man seine Zuflucht zu einer Auflösung des Vitriols nehmen, in die man Pfröpfe tauchen mußte, welche man in die Nase brachte. Bey einem Mann von 28 Jahren erschien das Ausbruchsfieber unter Umständen, welche eine Vergiftung von Rattenpulver wahrscheinlich machten, und in der Folge kam der Fall öfter vor, daß das Masernfieber vor dem Ausbruch sich bey Erwachsenen in der Gestalt der Krampfcolick, des Magenschmerzens, des heftigen Durchfalls u. s. w. verhüllte. Das alles ohne weitern Einfluß auf den Verlauf der Masernkrankheit. *Blutflüsse aus der Gebährmutter.* Drey Fälle von plötzlichem Tode gleich nach der Geburt, die ohne große Anstrengung natürlich vor sich gieng, so daß an eine organische Verletzung nicht zu denken; und mit nicht auffallendem Blutverlust, so daß dieser nicht zu beschuldigen war. Auch war innere Ergießung des Blutes nicht anzunehmen. Ein vierter Fall lief glücklich ab. Der Blutfluß war nicht übermäßig stark, doch beträchtlich, wenigstens für einen Körper, der die Schwangerschaft hindurch mit dem drückendsten Mangel zu kämpfen gehabt hatte. Die Wöchnerinn verfiel in die heftigsten Convulsionen, durch die der Blutfluß sogleich gehoben wurde. In der von den Convulsionen freyen, oft sehr kurzen Zwischenzeit waren Zufälle der äußersten Entkräftung zugegen. Die Zuckungen verloren sich nach einer Stunde gänzlich, und die Kranke wurde erhalten. In den andern, tödlich abgelaufenen Fällen, wurde die Leichenöffnung nicht gestattet. Hn. *A.* Meynung ist nun, wenn der Tod auch nicht durch den positiven Mangel des Blutes bewirkt wurde; so wären doch viele Gründe vorhanden zu glauben, es sey durch einen relativen Mangel des Blutes veranlaßt worden, oder mit andern Worten: die Kranken hatten zwar nicht so vieles Blut verloren, daß man dem Blutfluß, in so fern er im positiven Mangel des Blutes besteht, die Ursache des Todes unbedingt zuschreiben konnte; aber der Blutverlust war bey ihnen unter solchen Umständen erfolgt, daß bey der schnellen Entledigung der Gefäße, diese sich nicht so schnell, als es die Fortdauer des Lebens erforderte, nach der Masse des in ihnen enthaltnen Blutes zusammenziehen konnten. Der Tod mußte also erfolgen, weil dem Herzen durch die Gefäße, die ihre Thätigkeit verloren hatten, das Blut entweder nicht, oder in so geringem Maaße zugeführt wurde, obgleich eine größere Menge Blut im Körper war, daß die Circulation durch die Lungen so wohl, als durch das übrige System der Gefäße aufgehoben wurde. Der Vf. führt dieses, um die Möglichkeit davon im allgemeinen begreiflich zu machen, sehr lehrreich aus. Wir wollen nur darauf aufmerksam machen, wie er es erklärt, daß der Puls bey allen heftigen Blutflüssen, die nicht mit zu großem Verlust des Blutes verbunden sind, an Geschwindigkeit vermehrt, und im Anfang oft auch voller und stärker, als gewöhnlich, oder hart und krampfhaft zusammengezogen ist, ungeachtet der Blutfluß selbst als schwächend wirken muß, und von einer schwächenden Ursache abhängt, da so viele Aerzte diese Umstände anders beurtheilen, und dann mit Aderlassen, Salpeter u. s. w. so viel schaden. Aber den Beweis, daß in den angeführten Fällen die angegebene Ursache wirklich eintrat, vermissen wir. Gleichwohl ist uns Aerzten gar wenig damit geholfen, wenn man uns gut oder schlecht vordemonstrirt, was Krankheit und Tod herbeyführen kann, und wie die kleinsten Gefäße tief im Innern sich dabey verhalten, wenn man nicht äußere Erscheinungen anzugeben vermag, durch die wir in der Zeit, in der wir noch zu handeln haben, die Wirklichkeit dieses Zustandes erkennen können, oder es doch außer Zweifel setzt, daß der Fall wirklich in die Beobachtung fiel. Hierauf nicht einmal das Bestreben zu richten, den Versuch dazu nicht einmal zu wagen, die Kluft zwischen Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit und Gewißheit so ganz zu übersehen, das setzt uns immer bey einem Arzt, wie Hr. *A.* von neuem in Erstaunen, obgleich dieses verderbliche Benehmen so allgemein ist und immer war, daß uns

eher eine erstaunende Bewunderung ergreifen sollte, wenn wir einen medicinischen Schriftsteller davon frey sehen. Hätte nicht wenigstens, wenn des Vf. Hypothese in Anwendung auf die angeführten Fälle etwas für sich haben sollte, der Blutverlust doch momentan heftiger, als gewöhnlich eintreten sollen, so dass für eine bestimmte Zeit zu viel Blut verloren gieng? Und hätten nicht dabey Ursachen oder Erscheinungen statt haben müssen, welche auf eine ganz besondere Aronie hinweisen? erhellt aber nicht das Gegentheil aus den Krankengeschichten? Es waren, heisst es S. 94., junge, starke, vollblütige, gesunde Weiber u. s. w.? Was der Vf. als diagnostische Zeichen anführt, ist befriedigend, um das Uebel von andern Zufällen, welche gleich nach der Geburt zu fürchten sind, besonders von zu starken Blutflüssen zu unterscheiden, aber sie enthalten nichts, was seine angegebene Ursachen klar machen, ob er gleich alles darauf deutet. Ohne grosen Blutverlust findet kein Gebähren statt. Ob aber der Arzt hier eine üble Wirkung davon vor sich hat, das ist noch die Frage. Genug der Blutabgang war nicht ungewöhnlich stark, und schien gar nicht bedenklich; er hat gewöhnlich schon aufgehört, wenn der Arzt gerufen wird. Alle klagen über die unbeschreiblichste Angst, über die heftigste Beklemmung des Athems, ohne doch ausserordentlich schwer zu athmen. Sie sagen, es greife ihnen nach dem Herzen. Sie schreyen noch wenige Minuten vor dem Tode heftig um Hülfe. Der Athem ist allemal eiskalt. Man entdeckt keinen Puls, aber das Herz schlägt, und zwar ausserordentlich schnell, selbst noch heftig in den letzten Augenblicken. Sie sterben mit Besinnungskraft. Nun fragen wir aber, hängt nicht unter solchen Umständen in vielen andern Krankheiten der Tod heran, wo vom Unvermögen der plötzlich entstandnen geringen Blutmenge die Gefasse zum Zusammenziehen zu bringen, gar nicht die Rede seyn kann? Hr. *A.* bestimmt nun das Verfahren des Arztes, wenn er dem schnell heranrückenden Tode Zeit abgewinnen kann. Ist ein Blutfluss noch da, wie selten seyn wird; so muss er auf alle Art gehemmt werden. Die innerlichen Mittel müssen erregende seyn, und die Zimttinctur nimmt den ersten Platz ein. Der Wein in kleinen Gaben, der Wein warm gemacht, etwas gewürzt, und vermischt mit Eyerdotter, die versüsten Säuern u. s. w. haben sich auch als wirksame Mittel erwiesen; selbst kleine Quantitäten von Fleischbrühe mit aufgelöstem Eyerdotter waren nützlich. Das Hallerische saure Elixier ist schädlich. Eine sanfte, mässige Wärme über den ganzen Körper wird als ein mächtiges Reizungsmittel für die Lebenskraft wirken. Dasjenige Mittel aber, welches in diesem Fall das gröste Zutrauen verdient, und auf dessen Wirksamkeit man sich sicher verlassen kann, ist ein äusserlicher, gehörig starker, dabey doch gleicher, und sanfter Druck auf den Unterleib, dessen Anwendungsart sehr ausführlich angegeben wird. (Uns liess doch der Zweifel, ob es Folge von des Vf. unterwiesner Theorie sey, dass er diesen Druck so erhebt, oder ob er Erfahrungen, in diesem gefahrvollen Uebel selbst, nicht in ihm analogisch dünkenden Fällen gesammelt, für ihn anzuführen habe? Kein medicinischer Schriftsteller sollte uns in Ungewisheit der Art lassen.) Eintretende Convulsionen müssen in der Behandlung nicht stören. Hr. *A.* hält sie für wohlthätig. Gelegentlich rühmt er das *Semen dauci sylvestris* als sehr wirksam in sehr vielen Fällen der Wassersucht, wenn nur keine entzündliche Anlage da war. Seine Wirkung sey gelind reizend, und so die Resorption befördernd. Er nennt ihn zur allmäligen und sichern Beförderung des Harns eines der besten Mittel, welches die *materia medica* aufzuweisen habe. *Geschichte einer wahrscheinlich eingebildeten Hydrophobie.*

Drittes Heft. Geschichte derjenigen Krankheiten, die einen tödlichen Ausgang nahmen. Einige sehr interessante Krankengeschichten mit zwey merkwürdigen Sectionen, wo Herzenspolypen, Aneurisma der Aortae u. s. w. gefunden wurde. *Die Ruhr im September* 1795. Sie hatte nur wenige Personen aus einem Hause und einer Familie befallen. Brechmittel waren schädlich, obgleich sie viele verdorbene Säfte wegschafften. Der Vf. that gegen das Uebel, was man zu thun pflegt, wenn man es für rheumatisch hält. Seine Betrachtungen verdienen indess Aufmerksamkeit und sind unterrichtend.

Viertes Heft. Ein Selbstmord. Sehr ausführlich erzählt, aber psychologisch, nicht medicinisch lehrreich. *Geschichte einer Verwundung durch einen Schuss*, der über funfzig kleine Bleykügeln in den Körper brachte, und von denen man ihn nicht befreyen konnte. Es finden sich Zeichen von mannichfaltigen Verwundungen der Theile des Unterleibes, die Lebensgefahr war gros; und doch glückte die Wiederherstellung so, dass die Person ihrem Berufsgeschäfte leben kann.

JENA, b. Cuno's Erben: *Versuch einer anatomisch-physiologisch-pathologischen Abhandlung über die Gehörwerkzeuge des Menschen*, von *C. F. L. Wildberg* Dr., Herzogl. Meklenb. Strel. Kreisphysicus. Mit Kupfern. 1795. XVI u. 336 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Es kann bey Monographien dieser Art, wo ein Vf. alles zusammenzustellen sucht, was sich über einen Gegenstand in Rücksicht verschiedener Lehren der Arzneykunde sagen lässt, nicht fehlen, dass vieles längst bekannte wiederholt wird. So nöthig nun solche Wiederholungen bey der Kürze unseres Gedächtnisses und der vielumfassenden Wissenschaft in mancher Hinsicht seyn mögen, so kann Rec. doch nicht umhin, zu gestehen, dass dem grösten Theile des Publicums damit kein Dienst geschehen könne, zumal wenn in jeder Rücksicht, nach welcher der Gegenstand betrachtet wird, eben nichts neues aufgestellet ist. Der Vf. sagt zwar in der Vorrede: er habe diese Abhandlung geschrieben, um den Anfängern

gern das gewiss nicht unwichtige Studium dieses Sinneswerkzeuges, welches in mehreren Rücksichten für denselben so unverkennbare Schwierigkeiten habe, zu erleichtern; und ihnen die Anschaffung kostbarer Werke, welche zum Theil nur auf einzelne Theile des Ohres eingeschränkt sind, zu ersparen. Man sieht leicht, dass dies vorzüglich von der anatomischen Kenntniss der Gehörwerkzeuge gelte, und selbst in dieser Rücksicht zweifelt Rec. doch noch, ob des Vf. Arbeit sehr verdienstlich sey; denn an guten Beschreibungen der Gehörwerkzeuge fehlt es seit *Hildebrandt's* Lehrbuche der Anatomie nicht, und ein gutes anatomisches Lehrbuch sollte doch durchaus jeder Arzt und Wundarzt besitzen; auch sind die schönen Scarpaischen Zeichnungen, welche unser Vf. hat nachstechen lassen, schon in *Mayer's anatomischen Kupfertafeln* Heft 5, und was der Vf. nach dem Plane des Loderschen Werkes vermuthen konnte, in *Loder's* Tafeln wieder nachgestochen. Demungeachtet will Rec. damit gar nicht sagen, dass des Vf. Arbeit schlecht sey; vielmehr muss er ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dass er seine Beschreibungen zum Theil nicht ohne genaue Beobachtung der Gegenstände in der Natur selbst verfasst habe, welches vorzüglich von den äusseren Theilen des Schläfenbeines, aber auch von einigen inneren Theilen gilt; denn um die Beschreibung ganz vollständig zu liefern, wird zuerst das Schläfenbein selbst beschrieben; wobey der Vf. wie auch in einigen anderen Stücken in so fern mit Sömmering übereinstimmt, dass er mit diesem drey Flächen und nicht viere wie Hildebrandt und andere am Felsenbeine annimmt. Hin und wieder hätte der Vf., vorzüglich da er für Anfänger schrieb, etwas mehr Aufmerksamkeit auf Deutlichkeit und Correctheit des Styls wenden sollen. So sagt er z. B. S. 9. „In dieser Höhle (der Gelenkhöhle des Schläfenbeins) wird im *frischen* Zustande der Gelenkfortsatz des Unterkinnbackens durch Bänder gehalten." Was wird sich ein Anfänger als Gegensatz des frischen anders denken als den fauligten Zustand? Und auch da halten ja die Bänder noch am längsten! — Es wäre besser gewesen zu sagen: in der Verbindung mit den weichen Theilen u. s. w. Gleich §. 10. heisst es wieder: „Die äussere Fläche des Schuppentheiles, welche von „dem äusseren Knochenblatte desselben gebildet ist, „hat einen freyen halbcirkelförmigen Rand, der nach „vorn zu mit dem Rande des innern Knochenblatts „vereiniget, bey seiner Verbindung mit dem grossen „Flügel des Flügelstückes am Grundbeine eine wahre Nath bildet, in seinem ganzen übrigen Umfange aber allein ohne Begleitung des Randes des innern Knochenblatts auf den untern halbcirkelförmigen Rand des Scheitelknochens sich auflegt." Wer wird aus dieser Beschreibung leicht errathen, dass der Vf. sagen wolle: der Rand sey am vorderen Theile gerade in die Queere, am hinteren aber schräg von aussen nach innen und abwärts abgeschnitten? — Auch findet Rec. deutsche und lateinische Benennungen in manchen Perioden selbst zu sehr gemischt. Selbst kleine Nachlässigkeiten der Orthographie laufen mit unter; so steht oft *wiedernatürlich*, *wiederlegen*; auch ohne demselben, wo der Accusativ stehen sollte; in (im) widernatürlichen Zustande. Ausser den Knochentheilen des Gehörwerkzeuges, beschreibt der Vf. auch das äussere Ohr mit seinen Muskeln; ferner Gefässe und Nerven des Ohres. Die zu diesem rein anatomischen Theile der Schrift gehörigen Kupfer sind ausser den schon erwähnten, nach einigen Präparaten, wovon der Vf. einige aus dem Nachlasse seines zu Halle verstorbenen Bruders erhielt, auch einige nach Cassebohm gestochen worden; es lässt sich aber in der That bey den meisten nicht viel zu ihrem Lobe sagen; einige sind unter aller Kritik, welches freylich nicht des Vfs. Schuld ist: so z. B. gleich Fig. 1. und 2. der ersten, Fig. 4. der zweyten Tafel, wo weder Reinheit noch Deutlichkeit und Kraft zu finden ist. Die zweyte Abtheilung der Schrift, welche die Physiologie des Gehörwerkzeuges begreift, enthält ausser dem gewöhnlichen, welches ohne Schmuck und ganz fasslich vorgetragen ist, auch einiges eigene. Der Vf. fand bey genauen Untersuchungen, die Behauptung Cotunnis durchaus ungegründet, dass die vordere Extremität der Grundfläche des Steigbügels durch einen dreyeckigen Knochenfortsatz und durch ein eben so gestaltetes Band befestiget werde. Bey einer solchen Verrichtung wäre ja auch das Eindringen des hinteren Endes der Grundfläche des Steigbügels, welches doch Cotunni selbst zugiebt, ganz unmöglich. Unser Vf. nahm an zwey frischen Schläfenbeinen die Trommelhaut nebst dem Hammer und Amboss weg, und untersuchte dann mit aller Behutsamkeit, welche Bewegung der Grundfläche des Steigbügels möglich sey: er fand, dass derselbe durch die Befestigung von seinen beiden Seiten nicht fast auf dem Rande des Fensters gehalten werde, sondern dass er sich etwas von demselben entfernen könne, wobey aber keinesweges dem hinteren Ende das Eingehen in den Vorhof gestattet wurde; denn es war keiner anderen Bewegung fähig, als das vordere Ende. Nachdem er die Knochenhaut der Trommelhöhle von der Grundfläche des Steigbügels getrennt hatte, so fand er, dass die Grundfläche auf den Rand des Fensters aufstehe, und auf keine Weise in dasselbe hineindringen könne. Der Eustachischen Röhre schreibt der Vf. eben den Nutzen als den Zellen des Zitzenfortsatzes zu: nämlich damit die Luft in der Trommelhöhle Raum gewinne, bey starken Erschütterungen die Trommelhaut zurückzuweichen; auch diene sie, um den überflüssig abgesonderten Schleim auszuführen. Die Röhre scheine aber ganz nothwendig zum Gehör zu seyn, weil man oft bey verstorbenen tauben Personen nichts als eine Verschliessung derselben gefunden habe. Das Oeffnen des Mundes geschehe bey tauben schwerhörenden Personen nicht allein darum, um den äusseren Gehörgang zu erweitern, wie es nach Elliot's Bemerkung wirklich der Fall ist, wenn man den Mund öffnet; sondern auch, um Luft durch die Eustachische Röhre einzulassen.

Auch durch die Kopfknochen überhaupt könne sich die Erschütterung des Schalles bis zum inneren Ohre hin fortpflanzen. Der Nutzen der Trommelsaite, welche schon deswegen nicht zum Gehöre unmittelbar beytragen könne, weil sie mit einer festeren Scheide umgeben sey, bestehe blofs in der Wirkung auf den inneren Muskel des Hammers und auf den Steigbügelmuskel, welche sich dadurch bey jeder Erschütterung der Trommelhaut zusammenziehen, und den Eindruck dieser Erschütterung auf die Gehörknöchelchen unterstützen. Man habe auch bey Tauben nach dem Tode nie die Trommelsaite widernatürlich beschaffen gefunden. Den Nutzen der halbcirkelförmigen Kanäle sucht der Vf. in der Vergröserung der Oberfläche, vermittelst welcher die Erschütterung beym Schalle aufgenommen wird. Bey den Nerven des innerm Ohres wirft der Vf. die folgenden Fragen auf, welche er für nicht ganz ungegründete Muthmafsungen hält; wovon sich aber doch wohl schwerlich etwas bestimmteres je ausmachen lassen dürfte; nämlich: sollte die Verschiedenheit der Nerven des Labyrinths nicht auf eine verschiedene Bestimmung schliefsen lassen? Sollte diese Verschiedenheit der Nerven nicht mit der Verschiedenheit des Schalles und der Töne in einem gewissen Verhältnisse stehen? Sollten nicht die verschiedenen Nerven des Labyrinths eine nach ihrer Verschiedenheit bestimmte Empfanglichkeit für den veränderten Schall und die verschiedenen Töne haben? — Dem physiologischen Theile ist noch ein Anhang über die Mitleidenschaft des Ohres durch Nervenverbindungen hinzugefügt. Durch die Verbindung der Trommelsaite mit dem Zungenschlund — Stimm- und Zungenfleischnerven, wie auch mit dem Zungenzweigen des fünften Paares der Hirnnerven, läfst sich nach des Vf. Meynung erklären, warum taubgebohrene Menschen auch gewöhnlich stumm sind. Eine nähere Erklärung dieser Art sollte ihm wohl schwer werden; aber es bedarf derselben auch keinesweges; denn der einfache Grund, dafs die Menschen, weil sie die Sprache anderer nicht vernehmen, auch selbst keine nachbilden können, reicht völlig zu; denn unarticulirte Töne finden wir doch bey solchen Unglücklichen.

Im dritten Buche handelt der Vf. die Pathologie des Ohres ab, und betrachtet im ersten Abschnitte die Krankheiten des Ohres, nämlich: Ohrenschmerz und Ohrenentzündung, wo das allgemein bekannte in guter Ordnung vorgetragen ist; im zweyten Abschnitte die Krankheiten des Gehörs als: Vermehrte - Verminderte - und Irrende Gehörempfindung, wofür der Vf. die Benennungen Οξυηκοΐα, Δυσηκοΐα und Παρακοη oder Παρακουσις vorschlägt. Die zweyte Art der Gehörkrankheiten hat nach dem Grade zwey Unterabtheilungen, nämlich Βαρυηκοΐα Schwerhörigkeit, und Κωφωσις gänzliche Taubheit. Der Vf. giebt die verschiedenen Ursachen dieser Krankheiten vollständig an; zeigt dabey viele Belesenheit; sagt aber nichts Neues. Es wäre sehr zu wünschen gewesen, dafs er auch den therapeutischen Theil hinzugefügt und durch eigene Beobachtungen einige der vielen Schwierigkeiten vermindert hätte, welche sich dem praktischen Arzte und Wundarzte in der Heilung dieser Krankheiten so oft entgegenstellen; denn der wahre Nutzen aller dieser Kenntnisse sollte doch auf die eigentliche Heilkunde abzwecken, und gerade da möchte der Anfänger mit seiner Weisheit am ersten zu Ende seyn. Solle der Vf. wie er sich vorgenommen hat, auch ähnliche Abhandlungen von den übrigen Sinneswerkzeugen herausgeben; so würde Rec. sehr rathen, durch möglichste Bestimmung der noch so schwankenden Theorien vermittelst neuer Untersuchungen, Beobachtungen und Versuche nach einem bleibenden und unbezweifelten Verdienste zu streben.

* * *

Wolfenbüttel, b. Albrecht: *Die Zeichen der Zeit am Ende des achtzehnten Jahrhunderts.* 3tes und des 1sten Bandes letztes Stück. 1799. 12 Bog. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 42.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Prag*, b. Herel: *Anleitung zur gerichtlichen und aufsergerichtlichen Behandlung der Fideicommisse in den kaiserlich königlichen Staaten. Aus den hierüber bestehenden allerhöchsten Gesetzen entwickelt und systematisch* (Sic) *behandelt von Joseph Karl Grafen von Auersperg*, k. k. Rath bey den k. böhmischen Landrechten. 1794. III. u. 55 S. 8. In einem höchst barbarischen, von Provincialismen strotzendem Stile findet sich auf diesen Bogen eine sehr verworrene und unbefriedigende Darstellung desjenigen, was in den k. k. Staaten, und vorzüglich, wie es scheint, im Königreiche Böhmen über Familien Fideicommisse (dafs nur von diesen die Rede ist, mufs man aus der Abhandlung selbst errathen) verordnet ist, und wir zweifeln bey der Dürftigkeit, mit welcher das Ganze behandelt wird, dafs auch nur Ein inländischer Rechtslehrer hier etwas brauchbares, was er nicht bey einer sehr oberflächlichen Kenntnifs der Landesrechte selbst folgern konnte, finden werde: für einen Ausländer ist gar nicht an eine nur einigermaafsen auslangende Belehrung zu denken!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 27. Junius 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Schwickert: *Christliche Kirchengeschichte*, von *Joh. Matthias Schroekh*, ordentl. Lehrer der Geschichte auf der Univ. Wittenberg. *Drey und zwanzigster Band.* 1796. 564 S. *Vier und zwanzigsten Band.* 1797. 572 S. *Fünf und zwanzigster Band.* 1797. 548 S. *Sechs und zwanzigster Band.* 1798. 600 S. *Sieben und zwanzigsten Band.* 1798. 537 S. gr. 8.

Mit herzlicher Freude sehen wir und mit uns gewifs jeder Freund der Staaten- und Kirchengeschichte der schnellen und ununterbrochenen Fortsetzung dieses vortrefflichen Werkes zu, das bey jedem Vorrücken eher gewinnt, als verliert und zu den Arbeiten unsers Jahrhunderts gehört, die, wenn nicht alle, oder die theologische Gelehrsamkeit wenigstens zu Grunde geht, ihren Werth auch in allen folgenden behaupten werden. Der drey und zwanzigste Band fängt mit der Geschichte des Mönchslebens vom J. 1014 — 1078. an, d. h. er stellt den Verfall der Klöster in dieser Zeit dar; zeigt, was für neue Ursachen neben den vielen ältern ihn veranlafsten; bemerkt die mancherley Reformationsversuche, die in dieser Hinsicht vorgenommen wurden, die falschen Gesichtspuncte, von denen man dabey ausging und das Nachtheilige, das die Stiftung der unzählig vielen neuen Klöster, die jetzt zum Vorschein kamen, und die immer weiter getriebene Begünstigungen aller überhaupt hervorbrachte; spricht von den Gründen, welche den Klöstern ihre Bevölkerung und ihr steigendes Ansehen gaben, den Klostervögten, den Nonnen, Canonissinnen und einigen Schriften des Griechen Theodorus Studites, Dionysius Areopagita's u. a., durch welche das Mönchsleben und die Mönchsgrundsätze mehr und mehr verbreitet wurden. Sehr richtig erinnert Hr. S., da er von dieser Materie zur Geschichte der Religion und Theologie des Zeitraums übergeht, dafs man keine wohlthätige Hauptveränderungen bey einer sowohl als der andern erwarten könne, wenn man den Zustand des Klerus und des mit demselben so nahe verwandten Mönchsstands einmal kenne, wie er ihn beschrieben habe, und dies ergiebt sich dann nur allzudeutlich auch aus dem, was er in der Folge ausführt. Die Religion blieb im Wesentlichen ganz, wie sie zuvor war, nur, dafs die herrschenden Begriffe und Lehrsätze bisweilen eine sonst nicht gewöhnliche Richtung, Verbindung oder Anwendung erhielten, und dafs die längst eingeführten Andachtsübungen und vermeynten Mittel, die Seligkeit zu erlangen, so ausgedehnt wurden, dafs es unmöglich scheinen konnte, sie noch weiter zu treiben. Es fehlte zwar nicht ganz an Gelehrten und Fürsten sogar, die vermöge den bessern Einsichten, die sie selbst hatten, oder aus andern Ursachen einzelne gröbere Verfälschungen der ächtchristlichen Begriffe rügten und abgethan wissen wollten; allein, unter den Umständen, unter denen sie lebten und sprachen, waren sie nicht in Stande, etwas ersprissliches zu bewirken, so wenig, als die *Religionswissenschaft* in ihren verschiedenen Theilen durch einzelne glückliche Bemühungen geschickterer Köpfe, der Methode oder ihrem innern Gehalt nach, wegen des leidigen Gangs, den sie einmal genommen hatte, etwas Beträchtliches gewinnen konnte. Selbst die Polemik führte auf keinen bessern Weg, denn gerade die Artikel, bey denen man anfangen, die wenigstens nothwendig zur Sprache kommen und ungeschaffen werden mufsten, wenn sie das jämmerlich entstellte Christenthum und die erbärmliche Theologie der Zeit nützliche Resultate hervorgehen sollten, blieben unberührt auf der Seite liegen. Uebrigens ist die Polemik der Periode aller Aufmerksamkeit werth; es wurde viele Kraft und Gelehrsamkeit darauf verwandt, sie brachte mannichfaltige, nicht uninteressante Scenen zum Vorschein, und ihre Folgen erstrecken sich zum Theil bis auf unsers Tage; — charakteristisch ist aber dabey, dafs unter der Menge Streitigkeiten, welche geführt wurden, nur eine einzige auf einen neuen, vorhin noch nicht angefochtenen Gegenstand fiel, der Streit über das heilige Abendmahl, den Paschasius Radbertus im 9ten Jahrh. veranlafste.

Ihn sowohl als die vielen andern gröfsern und kleinern Religionszwiste erzählt Hr. S. in der letzten Hälfte des 23ten und der ersten des 24ten Theils nach seiner Gewohnheit gründlich, deutlich und schön; worauf er sodann zum zweyten Buch des dritten Zeitraums, zur Geschichte der christlichen Religion und Kirche von Gregor VII. bis zum Tode Bonifacius VIII. (A. 1073 — 1303.) übergeht. Vorerst liefert er uns einen Abrifs der bürgerlichen Begebenheiten, eine Geschichte der Wissenschaften und Künste, und (Band 25.) der Ausbreitung des Christenthums. Hierauf folgt die Geschichte der römischen Päbste, des Klerus und Kirchenrechts. Gregor's VII. Leben beschliefst den 25ten Band. Der 26te Band enthält die Geschichte der Päbste von Victor III. bis zum Tode Bonifacius VIII. Der 27te Band fängt mit einer interessanten Darstellung der Ge-

Geschichte des Kirchenrechts und der Sitten des Klerus an. Dann folgt im fünften Abschnitt die Geschichte des Mönchslebens, und namentlich der Benedictiner, Cistercienser, des Ordens von Grandmont, der Cartheuser, des Ordens des heil. Antonius, des Ordens von Fontevraud, der Prämonstratenser, Carmeliter, Dominicaner, Franciscaner, Augustiner Eremiten, Serviten, Trinitarier, Humiliaten. Die Nonnengesellschaften kommen bey Gelegenheit der Mönchsorden, denen sie nachgebildet wurden, vor.

Nun nur noch einige Bemerkungen, die wir dem immer nach gröfserer Vollkommenheit strebenden, immer unpartheyischen Vf. zur Prüfung vorlegen. Gleich bey der ersten Materie, womit er den 21ten Band beginnt, der Geschichte des Mönchslebens, so reichhaltig sie behandelt worden ist, vermissen wir einiges zur Vollständigkeit. Es ist nämlich von der guten Seite, welche die Klöster auch jetzt hatten und von den löblichen Ursachen, welche einem Theil derselben, welche den Nonnenklöstern besonders auch die Entstehung gaben, kaum gelegenheitlich etwas berührt worden, und doch, meynen wir, sollte beides heutzutage immer ausführlich angegeben werden, damit die Einseitigkeit, mit welcher von dem Mönchthum gewöhnlich gesprochen wird, nach und nach wieder verdrängt würde. Ueber die Nonnen ist der Vf. mehr als kurz. Das Kloster Marhart in Wirtemberg liegt zwey Meilen von Schwäbischhall, das noch immer eine Reichsstadt ist. S. 236 f. des 21ten Bandes handelt Hr. S. von den Ordalien, und sagt sehr viel Gutes darüber; wir hätten nur gewünscht, er hätte die verschiedenen Arten derselben genauer beschrieben, weil uns aus Erfahrung bekannt ist, dafs manche Historiker selbst nicht recht wissen, wie es z. B. bey der sogenannten Kreuzprobe zugegangen sey; gewünscht, er hätte der Anfänger wegen gezeigt, wie es geschehen könnte, dafs die Leute des Mittelalters auch diejenigen Proben, welche *wir* schuldig und unschuldig nie aushalten würden, nicht selten glücklich überstanden; gewünscht endlich, er möchte sich auf die Untersuchung ganz eingelassen haben, theils wie die Gottesurtheile unter den Christen entstanden und was sie beförderte, theils, wie sich die christlichen Ordalien gegen die Ordalien, die man unter einzelnen heidnischen Völkern älterer und neuerer Zeit antrifft, verhalten? Dem Scholasticismus scheint Hr. S. allzu abhold zu seyn; wir glauben, die Wahrheit liege zwischen ihm und Hn. Hofr. *Tiedemann*, gegen den er S. 448 ff. des 24ten Bandes streitet, gerade inne, und getrauen uns vornehmlich auch den Satz: „der Scholasticismus habe die Reformation befördern helfen" der gemachten Einwendungen ungeachtet, immer noch vertheidigen zu können. Man mufs dabey nur nicht aus der Acht lassen, dafs der Nutzen, den er in dieser Beziehung hatte, nicht sowohl positiv als negativ war, und dafs es immerhin noch wahr bleibt: er hielt bey einzelnen und sehr vielen Individuen die Wirkungen der Reformatoren nicht wenig auf. Bey Otto von Freysingen (24ter Band. S. 489 ff.) und Radewich, seinem Zögling und Freund, hätte mit wenigen Worten der Grad ihrer Unpartheylichkeit und ihrer Vorzüge näher bestimmt werden können; von Radewich, der es wohl so sehr als Otto verdient, dafs man von ihm spricht, ist überhaupt viel zu wenig gesagt, wir für unsern Theil räumen ihm gewisse Verdienste mehr, als dem Lehrer ein. Die Schwierigkeit, die sich bey dem Zeitbuch Conrads von Lichtenau, des Abts von Ursperg (S. 493.) ergiebt, löste unsers Erachtens *Schumacher* in den *Beyträgen zur deutschen Reichshistorie.* (Eisenach 1770. 4.) glücklicher, als *Jacob Thomasius* und der unbekannte Gelehrte in den *Observ. select. Hal.*, denen Hr. S. folgt; Conrad von Lichtenau hat vermuthlich gar keinen Antheil daran. *Saxo Grammaticus* ist der Form und Materie nach, nach Stephanius und Gebhardi nicht unrichtig gezeichnet, es fehlen aber doch der Schilderung wieder gewisse Schattirungen, welche sie erst ganz wahr machen; Hr. S. scheint uns überhaupt bey Charakterisirung der Schriftsteller manchmal zu sehr beym Allgemeinen stehen zu bleiben. In der Bekehrungsgeschichte Liefslands (25ter B. S. 281 ff.) finden wir einigemale Undeutlichkeiten, in die der Vf. über dem Bestreben, kurz zu seyn, verfiel, die sich jedoch leicht hätten vermeiden lassen. So würde es z. B. nicht viel Raum eingenommen und der Erzählung den nöthigen Zusammenhang gegeben haben, wenn die Ursache bemerkt worden wäre, warum die Liven, die bereits getauft waren, das Christenthum wieder verliefsen, und die andern, welche noch im Heidenthum sich befanden, sich mehr, als zuvor, weigerten, es anzunehmen, nachdem Meinhard die Feste zu Ykeskole hatte erbauen lassen und — wenn mit einigen Worten angedeutet wäre, dafs Meinhards Nachfolger Berthold, gar keine Lust gehabt habe, sein behagliches Leben zu Lockum gegen die Beschwerlichkeiten der Heidenbekehrung umzutauschen, und dafs ihm deswegen ein jährlicher Gehalt von 20 Mark Silber aus dem Schatz der bremischen Kirche unter andern ausgesetzt worden sey.

2) Leipzig b. Hilscher: *Beyträge zum vernünftigen Denken über das Leiden und den Tod Jesu.* Von D. *Joh. Gottlob Benj. Pfeil*, Justizamtmann zu Rammelburg. 1790. 454 S. 8. (1 Rthl. 12 gr.)

3) Ebendas. b. Crusius: *Pragmatische Darstellung der Leidensgeschichte Jesu*, mit hinzugefügten moralischen Betrachtungen, für denkende Christen, insbesondere für Prediger. Von M. *Christian Victor Kindervater*, Prediger in Pedelwitz. 1797. 38 S. 8. (1 Rthl.)

Der Vf. von Nr. 1., der dem Publicum längst als redlichen Forscher und nützlicher Schriftsteller auch im theologischen und ascetischen Fache rühmlich bekannt ist, erzählt die Entstehungsart dieses Buchs so, und rechtfertiget die Herausgabe desselben mit sol-

solchen Gründen, wogegen der unbefangene und rechtschaffene Mann nichts einwenden kann. Vielmehr muss dieser es wünschen, dass jeder vernünftige Mensch über die Religion, zu welcher er sich bekennt, jeder Christ über die Lehre Jesu so sorgfältig nachdenken, so nach einer festen Ueberzeugung streben, so seines Glaubens gewiss zu werden suchen möge, als man diese Tugenden an dem würdigen Vf. dieser Beyträge schätzen und rühmen muss. Er lässt sein Buch aus zwölf grösstentheils dogmatischen Betrachtungen bestehen, deren Inhalt nicht nur durchgehends schriftmässig, sondern auch mit steter Rücksicht auf die dagegen gemachten Zweifel unsers Zeitalters, und mit glücklicher Beurtheilung und Widerlegung derselben abgefasst ist. Rec. wünscht es daher sehr in die Hände recht vieler Christen, denen ihre Religion theuer ist, und kann ihnen von dem aufmerksamen Lesen desselben viel Vortheil für Verstand und Herz versprechen. Auch ist Hr. *Pf.* bey dem standhaften und seiner Ueberzeugung gemäßen Festhalten an dem christlichen Lehrbegriff ungemein tolerant gegen Andersdenkende. „Nimmst du, sagt er z. B. in der Betrachtung über die Gottheit Jesu S. 229. die Stellen des N. T. die in dem Vorhergehenden über diesen Gegenstand angeführet worden sind, in dem Sinne, wie ich sie verstanden habe; so wirst du mit mir gleiche Ueberzeugung fühlen. Leitet dich eine andere Exegese; so lebe auch du deines Glaubens, und kannst du die Zweifel deiner Vernunft nicht lösen; so zweifle wenigstens redlich und mit Vernunft." Eben so S. 254. „Glaubst du indessen, mein christlicher Mitbruder, dass du deine Liebe zu Gott und Jesu fester auf die Schlüsse deiner speculirenden Vernunft, als auf das warme Gefühl deines Herzens gründen müssest; scheint dir der Mensch Jesus Christus als bloßer Lehrer, Zeuge der Wahrheit, Muster der Tugend liebenswürdiger, als der von einer dir unbegreiflichen Hülle der Gottheit umgebene eingeborne Sohn Gottes; so hast auch du ein Recht, deines Glaubens zu leben, und niemand hat ein Recht, dich deines Glaubens wegen zu verfolgen."

Nr. 2. ist, wie auch schon der Titel sagt, mehr Geschichte der letzten leidenvollen Lebenstage Jesu, die der durch mehrere Schriften berühmte Vf. so darzustellen bemüht gewesen ist, dass er, so viel möglich, die innern Gründe, Veranlassungen und Beziehungen der Begebenheiten entwickelt, und auf den Geist, der durch das Ganze herrscht, und auf die Leitung der göttlichen Fürsehung dabey aufmerksam gemacht hat. Da es ein gewöhnlicher Fehler bey der Betrachtung des Leidens und Todes Jesu ist, dass man diese sich immer isolirt, und getrennt von seinem Leben und seiner Lehre vorstellt, und seinem Tode allein Folgen zuschreibt, die doch mit dem allen, was er überhaupt gethan, gelehrt, gelitten hat, in der genauesten Verbindung stehen; so schickt Hr. K. seiner Abhandlung eine sehr zweckmäßige Einleitung über den Zusammenhang der Absicht des Todes Jesu mit seinem vorhergegangenen Leben voran. Auf diese läßt er zwanzig Betrachtungen über die wichtigsten Auftritte der letzten Lebens- und Leidenstage Jesu folgen, die nicht blos historisch, sondern auch mit moralischen Erweckungen begleitet sind, wie sie sich dem Vf. jedesmal darboten, um nicht blos den Verstand der Leser zu beschäftigen, sondern auch seinem Herzen Nahrung zu geben. Er schliesst das Ganze mit einer Abhandlung über den Zweck des Todes Jesu, die natürlich fast ganz dogmatischen Inhalts ist. Rec. bekennt, auch diese Schrift des Hn. K. wie seine übrigen, mit Nutzen und Vergnügen gelesen zu haben. Nur ein Paar Anmerkungen erlaubt er sich noch zu machen. Zuerst wünschte er, dass der Vf. in seinen moralischen Betrachtungen hier und da weniger weitläuftig gewesen wäre, und nicht zuweilen völlig ausgearbeitete Materialien, oder weitläuftige Dispositionen geliefert hätte, welches er auch in der That nicht wollte (s. Vorr. S. X.) und die man auch in einer solchen Geschichtserzählung nicht erwartet. So ist die vierzehnte Betrachtung über das Gebet Jesu für seine Mörder von S. 271—284. beynahe eine förmliche Predigt über die rechte Befolgung des christlichen Gebots von der Feindesliebe. So die viel zu umständliche Abhandlung über die rechte Beschaffenheit und den Werth des Mitleids, die von S. 254—262. fortläuft. — Dann missfällt Rec. die Erklärung, welche Hr. K. S. 154. von dem Bekenntnisse Jesu vor dem Synedrium giebt, dass er der Sohn des Hochgelobten, des lebendigen Gottes sey. Zuverlässig meynte Jesus damit mehr, als blos das, dass er der verheissene Messias wäre, und zuverlässig hielt das Synedrium diese Versicherung Jesu nicht darum für Gotteslästerung, weil nach den Nationalvorstellungen der Juden der Messias eine geheiligte Person war, sondern weil es glaubte, und jetzt aus seinem Munde vernahm, dass er sich selbst göttliche Macht und Ehre beylegte; gerade so, wie Joh. 10, 33.: Wir steinigen dich um der *Gotteslästerung* willen, und dass du ein Mensch bist, *und machst dich selbst zu einen Gott.*

PAEDAGOGIK.

GOTHA, b. Perthes: *Die Familie Werthheim.* Eine theoretisch-praktische Anleitung zu einer regelmäßigen Erziehung der Kinder; vorzüglich von dem sechsten bis in das vierzehnte Jahr. Für Aeltern und Erzieher herausgegeben von *Joh. Heinr. Gottlieb Heusinger.* Zweyter Theil. 1798. XII u. 308 S. gr. 8.

Der achte Abschnitt dieses Werks, welcher der erste dieses Theils ist, enthält einen ausführlichern, auf acht Jahre gestellten (vom sechsten bis zum vierzehnten Lebensjahre) Erziehungsplan der Werthheimischen Kinder, so wie er in Vertheilung der Unterrichtsgegenstände und der Arbeiten nach Jahren erscheint. Der erste Entwurf dazu kam schon im dritten Abschnitt des ersten, von uns im vorigen

Jahrg. der A. L. Z. angezeigten Bandes vor. Dieser Plan ist nach den unabweislichen Bedürfnissen des jugendlichen Geistes berechnet und den gegenwärtigen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens angepasst. „Ein Knabe, der nach demselben erzogen worden ist, wird nach Verfluss des vierzehnten Jahrs mit gleichem Erfolg das Gymnasium besuchen, und sich auf demselben zu einem Geschäftsmann bilden können, als er in die Stube des Werkmeisters, in die Schule einer Kunstakademie, des Baumeisters, des Schifffahrers taugen muss. Er bringt zu jedem bürgerlichen Berufsgeschäfte Fähigkeit und Vorkenntnisse, zu manchen derselben auch manche erforderliche Handgeschicklichkeiten mit. Er wird, wenn er ein Handwerk ergreifen sollte, in die Verrichtungen desselben Geist und Würde zu bringen wissen, und wird, wenn er den Wirkungskreis des Gelehrten wählt, die wirklichen Bedürfnisse der Menschheit von den erkünstelten und eingebildeten zu unterscheiden verstehen. Er hat, mit Einem Worte, die Anlage, als Gelehrter ein Mann von gesundem Verstande, und als Handwerker ein Mann von Nachdenken zu bleiben." Im neunten Abschnitt wird der im fünften Abschnitt des ersten Theils angefangene Unterricht im Rechnen fortgesetzt, wobey *Busse's* gemeinverständliches Rechenbuch nebst der Anleitung zum Gebrauche desselben zum Grunde liegt. Der Unterricht in den vier Rechnungsarten (*Species*) zerfällt hier in drey Abtheilungen oder Cursus, und diese wieder in mehrere Lectionen. Bey der ersten Abtheilung wird den Kindern durch wirkliches Addiren, Subtrahiren, Multipliciren und Dividiren nach leichten und einfachen Aufgaben ein Begriff von diesen Rechnungsarten beygebracht. In der zweyten Abtheilung des Rechnens nach den vier Species werden grösere Exempel und Aufgaben, vorzüglich aus der Rechnung mit ungleichbenannten oder sortirten Zahlen aufgegeben, und dabey einige Regeln und Vortheile nachgeholt, die sich im ersten Cursus nicht anbringen liessen, ohne die Kinder zu verwirren. In diesen beiden Cursen werden die Regeln nur dem Gedächtnisse anvertraut, weil die Erklärung für Kinder zu weitläuftig und zu fein ist; in der dritten Abtheilung werden die Berechnungen, bey welchen die vier Species angewendet werden, als Verstandesübung gebraucht. Es wird die Regel de Tri, wälsche Practik und zum Theil auch die Bruchrechnung vorgetragen. Bey der Regel de Tri bleibt der Vf. diesmal stehen und wird vermuthlich den hier abgerissenen Faden im folgenden Theil wieder anknüpfen. (Ein Paar Druckfehler sind uns in den Zahlen aufgestossen. S. 62. in der vorletzten Zeile lies 72 statt 96 und S. 74. Z. 10. lies 16 Gr. statt 18 Gr. S. 99. Z. 6. lies 242360 statt 232360.) Der zehnte Abschnitt, ein Bruchstück aus der sittlichen Erziehung, ist der Behandlung einiger Charakterfehler, des Eigensinns und der Lügen, bey Kindern von sechs bis acht Jahren gewidmet, eingekleidet in die Geschichte der Behandlung der Willichschen Kinder, welche sich dieser Fehler schuldig machten. Einverstanden mit den meisten hier gegebenen Rathschlägen, welche sich durch ihre Vernünftigkeit empfehlen, möchten wir doch dem Tragen des Ringes oder gewisser Bänder und anderer Abzeichen keine besondere Kraft zur Bekämpfung obiger Charakterfehler zuschreiben. Obgleich die eigentliche Erziehung, nach dem Vf., erst mit dem sechsten Jahre anfängt und alles, was vorher geschieht und geschehen soll, nur als Vorarbeit anzusehen ist; so hat doch der Vf. diesen *Präliminarien der Erziehung*, gewiss zur *Zufriedenheit* aller seiner Leser, noch einen eigenen Anhang gewidmet, worin er 1) die physische Erziehung in der Periode von der Geburt an, bis zum Gehen, Sprechen und Zahnen, und, 2) die physische und moralische Behandlung der Kinder von der Periode des Gehens und Sprechens an, bis zum etwas fertigen Sprechen, d. h. bis gegen das sechste Jahr, sehr lehrreich abhandelt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Braunschweig*, b. dem Vf.: *Leicht anwendbarer Beystand der Mechanik, um Scheintodte beym Erwachen im Grabe auf die wohlfeilste Art wieder daraus zu erretten.* Ein gutgemeynter Einfall und Vorschlag, besonders in Rücksicht auf die hierin noch nicht genug berathenen Landleute, nebst einem Kupfer, zur fernern Prüfung übergeben von *B. G. Pessler*, Pastor zu Weddenstedt und Vechelde. 1798. 30 S. 8. (6 gr.) Zuerst zeigt Hr. *P.* das Unausführbare eines andern Schriftstellers, welcher will, dass Todtenkeller angelegt werden, der Deckel jedes Sargs von Thon seyn und dem Verstorbenen ein spitziger Hammer in die Hand gegeben werden soll, damit er beym Erwachen den Deckel sogleich zerschlagen und zu den Seinigen wandeln könne etc. Er selbst schlägt einen Apparat vor, der für jede Gemeinde auf 13 Rthl. kommt. Statt der für Dörfer zu kostbaren Leichenhäuser und dazu angestellten Wächter, räth er zu einem an der Kirchthurmglocke angebrachten *Wecker*. Von diesem soll eine Drathkette bis zur Grabstätte herabgeleitet werden, und in dem Deckel des Sarges, der zwar in das Grab gesenkt, aber vor 8 oder 10 Tagen nicht mit Erde, wohl aber „mit einem rund umher zugemachten und vermalten niedlichen Todtenhäuschen" bedeckt werden darf, zwey Oeffnungen seyn, eine *grösere* nämlich über dem Gesichte des Erblichenen, worauf eine hölzerne Röhre gesetzt wird, welche so lang seyn muss, dass sie gerade bis zum Dache des Todtenhäuschen reiche und wodurch der Scheintodte athmen und rufen könnte, und eine *kleinere* in der Gegend, wo die Hände des Todten im Sarge zu liegen kommen und wodurch der Drath an dieselben befestigt wird, damit beym Erwachen mittelst der geringsten Bewegung der Hände, der Wecker an der Kirchthurmuhr sogleich gelöset und Sturm geläutet werde u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 28. Junius 1799.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

1) SCHLESSWIG, b. Röhss: *Abhandlung von dem Dienst der leichten Truppen.* Herausgegeben von dem königl. dänischen Oberstlieutenant *von Ewald*, Chef des Schleswigschen Jägercorps und Ritter des hessischen Ordens pour la vertu militaire. 1796. XVI u. 308 S. 8. (20 gr.)

2) BERLIN, b. Maurer: *Lehrschule der Fechtkunst*, von *Schmidt*, Fechtmeister beym königl. adel. Cadettencorps in Berlin. Erster Theil. Enthält das *Lehrbuch für die Cavallerie*, zum vortheilhaften Gebrauch des Säbels. Mit acht Kupfertafeln. 1797. 56 S. 4. (1 Rthl.)

Der sogenannte kleine Krieg gleicht einem Spiel, dessen allgemeine Regeln zwar auf gewissen feststehenden Grundsätzen beruhen, dessen Feinheiten aber nur durch Zusehen und durch eigne Versuche erlernt werden können. Jene allgemeinen Regeln lassen sich allerdings in eine kurze Theorie zusammenfassen; sie werden aber nie hinreichen, um einen geschickten Spieler zu bilden. Dieses ist die Ursach, warum unter den vielen, über den Dienst der leichten Truppen erschienenen Schriften sich so wenig brauchbare finden, und am häufigsten sind diejenigen militärischen Schriftsteller, welche alle Theile der Kriegskunst in ein System zu bringen versucht haben, an dieser Klippe gescheitert. Sie haben entweder etwas ganz unvollständiges geliefert, oder eine Menge von Vorschriften zusammen getragen, welche der junge Officier, der sie eifrig studirt hat, bey der ersten Gelegenheit zur Ausübung unbrauchbar findet. Ihr Irrthum rührt grösstentheils daher, dass sie jede in der einzelnen Anwendung gelungene Maafsregel in ihr System aufnahmen und sie zur allgemeinen Richtschnur erhoben, ohne zu bedenken, dass bey der unendlichen Verschiedenheit der Menschen, der Umstände, des Bodens u. s. w. nie zwey einander ganz gleiche Fälle im Kriege existiren können. Alle Regeln, die sich durch Vortrag, oder selbst durch die, übrigens zur Bildung leichter Truppen höchst nothwendigen, Nachahmungen des kleinen Kriegs in Friedenszeiten, geben lassen, beschränken sich doch nur auf die möglichst besten Vorsichtsanstalten; die grosse Wirkung eines kühnen Angriffs unter nachtheiligen Verhältnissen kann aber eben so wenig in einem Uebungslager dargestellt werden, als es je möglich seyn wird, dem, der nicht mit natürlichem Genie zu diesem Spiel geboren ist, die Gabe des schnellen Entschlusses im entscheidenden Moment durch Unterricht mitzutheilen.

Für den Officier, der nicht bey dem ersten, ihm unerwarteten Ereignifs, aufser Fassung kommt, wird es jedoch ein grofser Vortheil seyn, wenn er durch die Kenntnifs vieler im Kriege möglichen Fälle den Mangel an eigner Erfahrung ersetzen kann, und diesem bietet Nr. 1. eine Menge schätzbarer Hülfsmittel dar. Hr. *v. E.* dehnt seine *Vorschriften* nur über denjenigen Theil der Kunst des kleinen Krieges aus, der einer theoretischen Behandlung fähig ist; bey allem, was zur Ausübung gehört, giebt er nur *Maximen*, und macht durch die angeführten Beyspiele den Leser gewissermaafsen zum Zuschauer einer Reihe von Unternehmungen, welchen kurze und lehrreiche Bemerkungen über die Ursachen ihres Gelingens oder Fehlschlagens beygefügt sind. Der gröfste Theil derselben ist aus seinen eignen Erfahrungen in eilf Feldzügen, und vorzüglich im americanischen Kriege, wo er eine Compagnie hessischer Jäger anführte, genommen, und er verschweigt dabey so wenig die Irrthümer Anderer als seine eignen Fehler.

Dafs sein Werk dadurch ganz praktisch wird, dürfen wir wohl nicht erst hinzusetzen; es ist aber auch aus diesem Grunde keines Auszuges fähig, und Rec., der dem Ganzen seinen uneingeschränkten Beyfall giebt, wird sich begnügen, blos über einige Puncte, wo er mit dem würdigen Vf. nicht ganz einstimmig ist, seine Meynung zu sagen.

Wir erfahren in der Vorrede, dafs dieses Werk eigentlich nur eine umständliche Bearbeitung des ersten, schon 1784 von dem Hn. *v. E.* noch in Hessen herausgegebenen Tractats *vom Dienst der leichten Truppen* seyn soll, welchem er hier noch eine „Anweisung über die Art, den Jäger und leichten Infanteristen abzurichten, und einige Vorschriften über den Dienst der Officiere," beygefügt habe; er sagt uns aber nicht, dafs jene Anweisung, welche die zwey ersten Kapitel: *Von dem Bestand eines leichten Corps*, und: *Von den Waffenübungen* desselben, ausfüllt, nur seine Vorschläge zu Errichtung einer sogenannten Legion *in dänischen Diensten*, (die aus zwey Compagnien Jäger, jede zu 222 Mann, zwey Compagnien leichter Infanterie von gleicher Stärke, und zwey Escadrons leichter Reuter, jede zu 123 Pferden, das ganze Corps aber, mit Oberofficiers, Ober- Mittel- und Unterstaab zu 1381 Köpfen gerechnet, bestehen soll,) und den Entwurf eines Exercierreglements für diese Legion, enthält. Manches

gar zu particuläre oder ganz locale, welches blos über die Errichtung eines solchen Corps in Dänemark gesagt wurde, hätte daher in einem Werke, das dem deutschen Publicum gewidmet ist, billig ausgestrichen werden sollen. Wir rechnen dahin den ganzen 1ten und 2ten Abschnitt, über welche wir aber aus eben dieser Ursache nicht mit dem Vf. rechten wollen, weil das, was wir in allgemeiner Beziehung ihm abstreiten würden, vielleicht als Einleitung zu seinen, dem Kronprinzen von Dänemark überreichten, Vorschlägen sehr passend war.

Hätte indessen Hr. v. E. Gelegenheit gehabt, seine vieljährigen Erfahrungen noch in dem jetzigen französischen Kriege zu erweitern; so würde er gewiss bey der Errichtung seiner Legion (Kap. 1. Abschn. 3.) nicht den wesentlichsten Bestandtheil derselben, die *reitende Artillerie*, ausgeschlossen haben; bey dieser könnten denn auch die Petarden, die er so dringend empfiehlt, und deren Nutzen er (Kap. 3. Abschn. 5.) einleuchtend genug darstellt, am bequemsten geführt werden. Unstreitig hat ihn auch bey seinem Entwurf des Etats einer Legion das Bestreben, alles mit der höchsten Sparsamkeit einzurichten, viel zu weit geführt; und er hat nicht bedacht, dass eine kleine Ersparnis, welche die Wirkung des Ganzen in der Ausübung lähmt, im eigentlichen Verstande eine grosse Verschwendung genannt zu werden verdient. Wir rechnen vorzüglich dahin: 1) den Mangel an Schmieden. — Auf ein Corps von mehr als 500 Pferden, (den Train der Officiere mitgezählt) ist (S. 22.) nur Ein Fahnenschmidt, der zugleich auch Curschmidt seyn soll, angesetzt; die Erfahrung lehrt aber, dass ein Curschmidt durch grobe Schmiedearbeit bald die leichte Hand verliert, die ihm zu chirurgischen Operationen an Pferden so nöthig ist, und dass ein Corps Reuterey, welches nicht im Beschläge auf das sorgfältigste unterhalten wird, zumal wenn es in gebirgigten Gegenden agiren soll, in kurzer Zeit ganz unbrauchbar werden muss. Aus eben diesem Grunde ist es 2) auch unbillig, wenn der Reuter mit dem Infanteristen um gleichen Sold dienen soll (S. 23.) — Der vermehrte Aufwand, welchem ihm das Putzen und Reinlichhalten der Pferdeequipage und das Beschläge verursachen, muss ihm von der Kriegscasse durch einen erhöheten Sold ersetzt werden. — 3) Sind den Officieren von der Cavallerie zu wenig Pferde erlaubt worden. — Dem Staabsofficier und dem Capitain, der eine weitläuftige Chaine gehörig visitiren und das Terrain bey allen Gelegenheiten bereiten, dabey aber seine Pferde aus eignen Mitteln anschaffen soll, müssen hinlängliche Rationen zur Unterhaltung, und die nöthigen Reitknechte zur Abwartung derselben zugestanden werden. Eben so wenig ist Ein Reitknecht für Zwey Subalternofficiere hinreichend, weil diesen sonst bey einzelnen Detaschirungen kein anderes Mittel übrig bleibt, als sich durch gemeine Reuter bedienen zu lassen, welche dann zum Schaden des Ganzen von der Anzahl der streitenden Mannschaften abgehen. 4) Ist auch noch ein Fahnsattler für beide Escadrons, und für jede derselben, so wie für jede Compagnie, wenn sie stets in dienstüchtigem Stande erhalten werden soll, ein sogenannter Requisitenwagen, um Gewehre, Schuhe, Hufeisen, Sattelbäume etc. zum Ersatz mitzunehmen, erfoderlich; dieser bleibt in gehöriger Entfernung hinter dem Corps im Depot, ein anderer Wagen aber muss jeder Compagnie oder Escadron das Brod aus der Feldbäckerey zuführen, und ein Kesselpferd auf 120 Mann die Leute in den Stand setzen, im freyen Felde zu kochen, ohne dass sie zum grossen Nachtheil der Disciplin nöthig haben, das Geschirr dazu aus den nächsten Dörfern zu nehmen. Das Beyspiel der americanischen Feldzüge, welches der Vf. gegen uns anführen könnte, wird freylich noch durch die Einrichtung der französischen Armeen in dem letzten Kriege unterstützt; aber was die Nothwendigkeit in einzelnen Fällen erzwang, darf auch hier nicht als allgemeine Regel festgesetzt werden, und gewiss ist es, dass ein grosser Theil der Erpressungen, welche die Heere der Franzosen in Deutschland entehrt haben, in dem Mangel an unentbehrlicher Equipage und nöthigem Fuhrwesen eine Entschuldigung findet. Wir würden aber dagegen 5) bey dem leichten Corps des Vfs. schlechterdings keine Packpferde gelten lassen. Sie erschweren den Marsch und verzögern den Aufbruch wegen der nöthigen Vorsicht beym Aufpacken; und da die Legion keine Zelte führt; so müssen die Subalternen sowohl als die Capitains und Staabsofficiere, wenn sie nach Verhältnis ihres Standes *die gehörige* Anzahl Pferde haben, durchaus ihre ganze Equipage, und die letzten auch die nöthigen Gelder, zur Löhnung auf wenigstens einen halben Monat und zu aufserordentlichen Bedürfnissen, in Mantelsäcken fortbringen können.

Bey dem Exercierreglement, welches im zweyten Kapitel enthalten ist, scheint uns die Anweisung, wie eine aus ungleichen Pelotons bestehende Colonne sich schwenken (Absch. 9.), und wie beym Abmarsch mit der Seitenwendung durch seitwärts ausspringende Rotten eine schachförmige Colonne gebildet werden soll, (Absch. 10.) aus dem Grunde überflüssig, weil jene Ungleichheit bey einem Corps, das mit Vor- und Nachtrab marschirt, leicht vermieden werden kann, diese schachförmige Colonne aber, indem sie die Hälfte der Leute auf dem ungebahnten Theil des Weges zu gehen zwingt, den Marsch erschwert, und die Evolutionen mit Zeitverlust und unnöthiger Ermüdung der Mannschaft verlängert, weil dabey kein Aufmarsch aus einer geschlossenen Masse möglich ist. Wir würden auch, um nicht mit athemlosen Pferden auf den Feind zu treffen und die Traineurs zu vermeiden, die auf 2000 Schritte bestimmten Attaken der Reuterey um die Hälfte verkürzen; dagegen aber beym Plänkern des leichten Cavalleristen den gewissern Schuss aus dem Carabiner dem unsichern Gebrauch der Pistole vorziehen.

Ueber-

Ueberhaupt fehlen bey der ganzen Abhandlung über die Reuterey die wichtigen Kapitel von der Remonte, von der Zäumung und von der Art der Sattel; wir haben jedoch dieses dem Vf., da er selbst (S. 76.) diesen Theil seines Buches unvollständig nennt, nicht vorwerfen, sondern ihn durch obige Einwendungen nur auf diejenigen Artikel eines so brauchbaren Werks aufmerksam machen wollen, welche noch einer Verbesserung fähig sind. Sollte es, wie wir wünschen und glauben, eine zweyte Auflage erleben; so würde dann auch der letzte Theil der Vorrede, der einige schlechte Verse und ein äuserst triviales Sittenbüchlein für Officiere enthält, füglich wegbleiben, dagegen aber etwas mehr Sorgfalt auf Stil und Orthographie gewendet werden können.

Druck und Papier sind gleich schlecht, und die Correctur ganz vernachlässigt. Die Kupferplatte stellt die von dem Vf. vorgeschlagene Petarde im Profil, und das dazu gehörende Madrill Bret vor.

Nr. 2. Ohne zu untersuchen, ob ein Lehrbuch über die Fechtkunst nicht am füglichsten mit der Lehre vom Stofs anfangen würde, betrachten wir diesen ersten Theil nach der Ankündigung des Titels als ein für sich bestehendes militärisches Werk, und da es eine Menge von Lectionen aus der Fechtschule enthält; so kann es einem Officier, der Fechten gelernt hat, ohne sich gerade zum Fechtmeister zu bilden, bey der Anweisung der, jedem gut ausgearbeiteten Cavalleristen nothwendigen Elemente der Fechtkunst, ganz gute Dienste thun. Wenn aber der Vf. sich einbildet, durch seinen Unterricht das Tummeln und Wenden der Pferde im einzelnen Kampf unnöthig zu machen, und dem Reuter, der ein ermüdetes, und folglich ungelenkiges Pferd reitet, gleiche Vortheile mit dem besser berittenen Gegner zu geben, indem er ihn lehrt, wie er sich im Stillhalten wehren soll; so vergifst er, dafs ein Scharmützel der Reuterey nicht als eine Reihe von Zweykämpfen, sondern als ein Kampf Vieler gegen Viele zu betrachten ist, und dafs der, der sich auf der Stelle auch noch so künstlich gegen alle Angriffe mit dem Säbel zu vertheidigen wüsste, doch nur dem Feuergewehr eines entfernten Dritten zur sichern Scheibe dienen würde. Er hat ferner nicht auf die willkürlichen Bewegungen des Pferdes gerechnet, das, bald durch den Zügel, bald durch den Schenkel seines Reuters, bald durch das Anprellen des Gegners gereizt, oder gar von einem, wenn auch nur flachen, Hiebe getroffen, alle Augenblicke gegen die Regeln dieses Buches verstöfst, und eine ganz andere Art von Geschicklichkeit in solchen Gefechten nöthig macht, als Hr. *S.* zu glauben scheint.

Das Fechten zu Pferde ist im eigentlichen Verstande ein beständiges Voltiren und Passiren, und folglich wird der, der besser *reitet*, stets den Vortheil über den haben, der besser *ficht*. Dieses schliefst jedoch die Vorzüge der Fechtkunst auch bey der Ausübung zu Pferde nicht aus; nur müsste die Anweisung des Vfs., um ganz brauchbar zu werden, viel einfacher seyn. Die Hiebe in Tertie und Secünde nach der linken Seite sind eben so wenig anzuwenden, als seine Finten und gekünstelten Paraden, und trotz aller seiner Einwürfe wird die alte, durch Erfahrung bewährte, Cavalleristenregel, dafs man zu Pferde dem Gegner nie die linke Hand gehen dürfe, bestehen. Das Kreuzen der Arme, da man den Zügel nicht darf fahren lassen, macht selbst den Quarthieb nach dieser Seite unkräftig, und die einfache Art, sich mit verhangener Secunde zu decken, bleibt immer die beste.

Das Buch zerfällt in drey Abschnitte: Im *ersten*, der eine *gründliche Beschreibung aller Attaken, und ihrer Anwendung* giebt, ist das Kapitel von den Tempohieben, die im Zweykampf zu Pferde und gegen sogenannte Naturalisten am häufigsten vorkommen, das unvollständigste. Der *zweyte*, der vom Unterricht zu Fufs handelt, enthält fast durchgehends nur eine unnöthige, oft buchstäbliche Wiederholung des Ersten, und die weitläuftige Vorschrift, wie man bey diesem Unterricht verfahren soll, hätte ganz wegbleiben können. Der *dritte* beschäftigt sich mit der Anwendung des Vorigen auf das Fechten zu Pferde, und giebt manche gute Regel. Wenn aber der Vf. bey der Attake mit geschlossenen Gliedern (Kap. 6.) behauptet, dafs „bey gleich vortheilhaftem Boden, und von beiden Seiten gleicher Geschicklichkeit im Manöuveriren, seine Paraden, Nachhiebe, Stöfse und Tempohiebe dem Theil, *der mit fatiguirten Pferden auf frische, kraftvolle Pferde trifft*, den Sieg erringen müsten;" so mufs man dieses, und alles, was hier vom Choc und von der Taktik der Cavallerie gesagt wird, dem Fechtmeister zu gute halten, der im ganzen Ernst meynt, (§. 2. ebend.) derjenige Theil einer grösern Linie, der beym Anrennen mit verhängtem Zügel den Feind überflügelt, müsse nun unverrichteter Sache zurückkehren, „weil er keinen Gegner treffe;" die Uebrigen aber würden im Choc durch seine Quertertie aufgehalten werden.

Als Probe vom Stil des Hn. *S.* mag folgende Periode dienen: (S. 6.) „Dieser Hieb *ist* zu Pferde, „vermittelst einer Wendung mit dem Oberleib, gut „auf der linken Seite vorwärts, so wie auch auf der „rechten Seite sehr nachdrücklich nach hinten zu „hauen (Secunde)," und daher auch *bey Vorfällen, „wo solche vorfallen*, um so *empfehlender* anzubringen *ist*, weil durch diesen Hieb zugleich eine Parade gebildet wird."

Die acht gut ausgeführten Kupferplatten bilden verschiedene Stellungen im Zweykampf zu Fufs und zu Pferde ab; doch möchte Tab. 7. der Husar trotz seiner Quartparade wohl verloren seyn, und bey Tab. 8. wundert man sich billig, warum Nr. 1. Quarte, und nicht lieber Tertie hauet.

OEKONOMIE.

FRANKFURT u. LEIPZIG, b. Metzler: *J. C. E. Schmid*, Kurpfälzischen Hauptmanns, fürstl. Hohenlohe-Neuensteinischen Landcammerraths, *ausführbare Vorschläge, um die Landwirthschaft auf den höchstmöglichsten Ertrag zu bringen, das allgemeine Staats- und Privatvermögen zu vermehren, und die herrschaftlichen Einkünfte ohne neue Auflagen zu erhöhen.* 1795. 240 S. 8. (Im Bogen N und O ist die Seitenzahl verdruckt.) (14 gr.)

Die gethanen Vorschläge sind im allgemeinen die zweckmäfsigsten und wesentlichsten zum Emporkommen der Landwirthschaft. Rec. will auch ihre Ausführbarkeit (den der Hordenfütterung einer *Communschäferey* und den einer thätigen und nutzbaren aus *Kammer*mitgliedern bestehenden Ackercommission etwa ausgenommen,) nichts weniger als in Abrede stellen; nur scheinen ihm die der Aufhebung der Gemeinheiten, der Triften, der Brache und der Einführung der Stall- und Hordenfütterung entgegenstehenden Schwierigkeiten, vom Vf. theils zu leicht behandelt, theils gar nicht erwähnt. Die Hauptschwierigkeit, welche die andern alle erst macht, ist der Mangel an gutem Willen und an genugsamen Kenntnissen; an Betriebsamkeit und Uebersicht in der Oekonomie und ihrem in einander greifenden Getriebe, der nicht blos bey dem Bauer angetroffen wird, sondern vorzugsweise bey denen, die die kärglichen Vortheile der gutsherrlichen Servitutrechte für unentbehrlich oder wenigstens von ungeheurem Werthe halten, und doch bey der bisherigen Einrichtung selten alles Land gehörig düngen, noch besseres Getreide erbauen können, als auf den Frohn- und Triftleidenden Grundstücken wächst. Es mufs der Gutsherr, (oder die einsichtsvolle Kammer und ihr Berichtserstatter,) auf der einen Seite willig seyn, gemeine Weideländerey und Weiderechte zutheilen, und auf der andern müssen die Bauern schon wissen, was der Fleifs aus dem Lande, (wenn die Disposition darüber keinerley Einschränkung leidet,) herausbringen kann, (letzte müssen also schon gute Wirthe und wohlhabend seyn,) um zu dem Entschlufs zu kommen, die gutsherrlichen oder nachbarlichen Rechte mit Gelde aufzuwiegen; es werden also *zwey* (oder mehrere) über ihr Verhältnifs und ihre Vortheile aufgeklärte Partheyen erfodert, wenn das schädliche Herkommen aufgehoben werden soll, und jeder Versuch scheitert in Ermangelung zusammentreffender bereits industriöser Bauern und billiger, Einsicht und *Geduld* habender, Gutsherrschaft.

Fast bey allen Gemeinheiten ist durch die Länge der Zeit das Eigenthumsrecht ungewifs geworden; sogar das Triftrecht ist selten durch die Stückzahl des darauf getriebenen Viehes bestimmt. Wo keine Gemeinheiten zu theilen sind, tritt eine andere fast unüberwindliche Schwierigkeit der Aufhebung der Triftrechte entgegen; die Bleshäusler geniefsen das Mittriftrecht auf die Felder der Bauern und der Hauptgüter fast überall: können diese nicht mit Lande abgefunden werden; so sind sie schwerlich zu entschädigen, denn in den meisten Ländern scheint bey Besteurung ihrer Häuser auf das Triftrecht Rücksicht genommen zu seyn, also dafs das Aerarium Caducitäten zu besorgen haben möchte, wenn die jetzigen Besitzer mit Gelde abgefunden und ihre Hütten für die Zukunft deteriorirt würden.

Sehr unbillig kommt Rec. der Maafsstab vor, den der Vf. zu Entschädigung aufzuhebender Schaaftriften vorschlägt; die Triftleidenden sollen nämlich den ganzen gemeinjährigen Ertrag (oder Pacht) der Schäferey entrichten; nicht gerechnet, dafs die Aussicht auf eine solche künftige Abfindung Veranlassung zu übertriebener Vermehrung des Viehstandes auf den Hauptgütern, also zu vermehrter Bedrückung, geben würde; so müfsten die Triftleidenden auch das *Winterfuttter* des Viehes bezahlen, also noch mehr verabreichen, als das Vieh jetzt *in natura* von ihnen bekommt; übrigens will Rec. nicht in Abrede seyn, dafs industriöse Bauern auch bey diesem übersetzten Surrogate noch gewinnen können. Der Vf. giebt sich Mühe, darzuthun, dafs bey seinen Vorschlägen die Schafzucht, selbst der gehaltenen Stückzahl nach, nicht leiden werde; Rec. glaubt aber, dafs die Landwirthe bald nach Aufhebung der Triften und der Brache ihre Anzahl von selbst vermindern und den Rest desto besser füttern werden; dafs auch selbst ein mit Manufakturen versehener Staat, die Wolle mit Vortheil vom uncultivirterem Auslande zieht, wenn ein *Plus* der Lebensmittel das *Deficit* der Wolle deckt; und dafs besonders Communen beym Schafhalten einbüfsen, weil der Ertrag ihrer verwahrlosten Schäfereyen, (auch nach des Vf. Vorschlägen,) immer gering, und ausschliefslich in den Händen weniger wohlhabender Gemeindemitglieder, bleiben wird. Das Rec. vorschwebende Ideal jedes, noch so verschiedenen Landhaushalts, beruht auf dem unmittelbaren und geschlossenen Zusammenhange sämmtlicher Grundstücke und Wirthschaftsgebäude, (und auf der Wohlhabenheit eines nachdenkenden vorurtheilsfreyen Bewirthschafters, der seine ganze Zeit auf ihn verwenden kann und will;) die Herde jedes einzelnen Landwirths mufs daher entweder soviel eintragen, dafs ein Hirt gehalten werden kann, oder sich selbst auf *eignen* verzäunten Lande überlassen werden können, wenn das Austreiben aufser der Stoppelzeit, nicht mehr schaden als einbringen soll. Will man sich diesem Ideale nur entfernt nähern; so mufs alle gemeinschaftliche Viehweide (und Frohne), in Vergessenheit gerathen.

Die einzelnen Wirthschaftsregeln des Vfs. sind gröfstentheils gut, (einige örtlich und nur wenige ganz theoretisch;) seine Darstellung grofser, bisher ganz verkannter Vortheile, verdient von jedem gekannt und beherzigt zu werden, der zum Emporkommen der Landwirthschaft mitwirken kann und will.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 29. Junius 1799.

NATURGESCHICHTE.

Erfurt, in der Hennigſchen Buchh.: *Mineralogiſches Taſchenbuch für Anfänger und Liebhaber.* Entworfen von *Joh. Georg Lenz*, d. Weltw. Dr. und Profeſſor zu Jena. *Erſtes Bändchen.* 1798. Einleit. u. Vorrede XXIV I. Abſchnitt 168 S. II. Abſchn. 132 S. ohne das Regiſter und die Tafeln. *Zweytes Bändchen.* 1799. I. Abſchn. 144 S. II. Abſchn. 102 S. 12.

Der Vf., welcher bey ſeiner vieljährigen Beſchäftigung mit dem Studium der Mineralogie wohl zur Erwartung eigener Beobachtungen und Bemerkungen berechtigen könnte, liefert in dieſem Taſchenbuche abermals nichts neues der Sache, ſondern nur der Form nach; er hat dabey die löbliche Abſicht, den Anfängern, und zwar vorzüglich denen, welche des Vortheils eines mündlichen Unterrichts in der Mineralogie entbehren müſſen, einen Leitfaden zur Aufſuchung und Beſtimmung der Mineralien nach feſtgeſetzten äuſsern Kennzeichen zu geben. Dieſen Zweck ſucht er dadurch zu erreichen, daſs er jedes Bändchen, wovon das erſte namentlich die Erd- und Steinarten, das zweyte die Metalle enthält, in zwey Abſchnitte theilt, wovon der erſte die weſentlichſten äuſsern Kennzeichen einer jeden einzelnen Erd- und Steinart ohne Erwähnung des Namens derſelben, in drey mit einer gemeinſchaftlichen Numer bezeichneten Columnen enthält. Der Vf. hat überdem die Erd- und Steinarten nach ihrer verſchiedenen Härte in drey Claſſen getheilt, nämlich *harte*, *halbharte* und *weiche* Mineralien. Jede dieſer Claſſen iſt wieder in Unterabtheilungen gebracht, welche die Verſchiedenheit des Bruchs zum Grunde haben, z. B. *harte Mineralien:* a) von ſplitterigem Bruche; b) von ebenem Bruche u. ſ. w. Die Einleitung lehrt den Gebrauch dieſes Werkchens, und enthält zugleich eine Erläuterung der äuſsern Kennzeichen, ganz nach Werner, zum Behufe des Anfängers. Nachdem dieſer nämlich an dem ihm unbekannten Foſſile die Härte und die Art des Bruches unterſucht und beſtimmt hat; ſo prüft er nun ſein Foſſil, nach den in den drey erwähnten Columnen angegebenen fernern Kennzeichen namentlich: 1) *Farbe*, 2) *innern Glanz* und 3) *Durchſichtigkeit* (in der Farbencolumne ſind auch, wo es nöthig ſchien, noch andere, als: phyſikaliſche und chemiſche Kennzeichen mit aufgeführt, z. B. das Brauſen mit Säuren, das Phosphoresciren, auch der Strich der Foſſilien, wenn er merkwürdig iſt, mit aufgeführt). Wenn der Anfänger nun eine Numer des erſten Abſchnitts gefunden hat, deren Kennzeichen mit ſeinem Foſſile übereinſtimmen; ſo ſchlägt er im zweyten Abſchnitte dieſelbe Numer nach, und findet hier den Namen des Foſſils, auf welches jene Kennzeichen paſſen, nebſt dem Geburtsorte und noch einigen nähern Beſtimmungen des Foſſils angegeben.

Die Idee dieſer Einrichtung iſt an ſich recht gut, nur zweifeln wir, ob ſie für die Anfänger ausreichen werde. Für Schüler, welche ſchon Fortſchritte gemacht und mehrere Mineralien geſehen haben, möchte das Werkchen eher zur Uebung nützlich werden können. Wie wird zum Beyſpiele ein Anfänger, wenn er ein nicht kryſtalliſirten edeln Granat hat, dieſen von dem Rubine unterſcheiden können, wenn er ſich nach Nr. 5 und 6. Raths erholen will:

Harte Mineralien von vollkommen muſcheligen Bruche.

Farbe.	*Innerer Glanz.*	*Durchſichtigkeit.*
Karmoiſinroth.	Starkglänzend.	Stark durchſcheinend. Halbdurchſichtig. Durchſichtig.
Blut-, kirſch- und karmoiſinroth.	Starkglänzend.	Halbdurchſichtig. Stark durchſcheinend.

Beide ſtimmen hier in ihren Kennzeichen vollkommen überein, wenn der Granat gerade die karmoiſinrothe Abänderung der Farbe hat. Auch möchte die im zweyten Abſchnitte gegebene weitere Beſchreibung unter 5 und 6 den Anfänger ſchwerlich aus der Ungewiſsheit helfen. Aehnlicher Beyſpiele lieſsen ſich leicht noch mehrere anführen. Etwas ſehr unbequemes iſt das öftere Verweiſen auf andere Numern im zweyten Abſchnitte, da ein Mineral bekanntlich verſchiedene Arten des Bruches haben kann. Uebrigens hat der Vf. bey den Erden und Steinen *Eſtner's* Mineralogie ſehr benutzt, welches er wenigſtens in der Vorrede hätte anmerken ſollen. So führt er z. B. deſſen verſchiedene Arten des Braunkalkes unter verſchiedenen Numern auf, und erwähnt nur bey dem dichten, daſs Eſtner dieſen zuerſt entdeckt habe. Daſs der Vf. manches auch ohne Prüfung aufnehme, ſieht man an dem Krokallit, welchen er nach Eſtner, der ihn als eigene Gattung annimmt, aufgeführt hat, ohne Eſtner's Namen zu nennen. Es ergiebt ſich bey genauerer Prüfung leicht, daſs dieſer Krokallit nichts als eine Abänderung des dichten Zeoliths ſey. Ganz neu iſt die Beſchreibung des phosphorescirenden Sandmergels, welchen ein Student in der Gegend um Jena entdeckte. Dieſes merkwürdige Foſſil hat eine weiſs-

graue Farbe, kommt derb und lose in unförmlichen Stücken vor, ist äusserlich und innerlich matt, im Bruche grob-, auch feinerdig; giebt unbestimmt eckige etwas scharfkantige Bruchstücke, ist undurchsichtig, aus dem Halbharten in das Weiche und Zerreibliche übergehend, rauh anzufühlen, spröde und leicht zersprengbar; eigenthümliches Gewicht: 2,634. Mit einer Nadel geritzt phosphorescirt er sehr stark. Die Bestandtheile sind 15,8 Kieselerde, 37,5 Thonerde, 18,9 Kalkerde, 2,5 Eisenkalk, 4,1 Gypserde, 25,4 Kohlensäure und Verlust = 100.

Die Metalle im zweyten Bändchen sind nach einer ganz andern Ordnung eingetheilt, welche aber unstreitig noch mehrere Unbequemlichkeiten mit sich bringt. Die Haupteintheilung ist: I. *Metallkalke*, II. *Erze und gediegene Metalle*, die Unterabtheilung beider Classen geschieht nach der Farbe, als: *Metallkalke* a) *von weisser*, b) *grauer*, c) *schwarzer Farbe* u. s. w. Die drey Columnen enthalten 1) *Farbe* (nämlich die nähere Bestimmung der schon über den Columnen angegebenen Hauptfarbe) *Glanz und Durchsichtigkeit*. 2) *Härte und Bruch*. 3) *Chemische und empirische Kennzeichen*.

Z. B. *Erze und gediegene Metalle.*

Farbe, innerer Glanz und Schwere.	Härte und Bruch.	Chemische und empirische Kennzeichen.
Bleygrau. Wenig glänzend. Metallglanz.	Halbhart. Mehr oder weniger vollkommen blätterig.	Schmilzt leicht vor dem Löthrohre und bildet eine Perle, die nach dem Erkalten einen braunen Ueberzug bekommt. Ertheilt dem Borax eine grüne Farbe, braust mit Salpetersäure und färbt die Auflösung grün. Mit Salpeter giebt es eine Flamme. Strich starkglänzend. Bricht mit Eisenocher, Kupfergrün, Malachit-Quarz-Kalkspath.

Sollte wohl ein Anfänger oder ein Liebhaber Fähigkeit und Lust haben, jene chemischen Versuche zu unternehmen, und würde er ohne dieselben das Fossil je auffinden? In einem dritten Bändchen sollen Salze und brennbare Substanzen folgen.

SCHÖNE KÜNSTE.

DANZIG, b. Troschel: *Die Laterne bey Tage, ein Buch zum Nutzen und Vergnügen für jedermann.* Herausgegeben von dem Vf. der Erfahrungen des Lebens. 1797. 316 S. 8.

Der Vf. ist weder ein Diogenes, noch das Licht seiner Laterne so glänzend und rein, dass es am hellen Tag viel Aufsehen erregen kann! Nicht minder problematisch ist der Nutzen und das Vergnügen für Jedermann — wenigstens, wie wir uns ein gebildetes Publicum denken. Doch wenn wir uns aus dem Inhalte des Buchs den Sinn seines Titels recht erklärt haben; so ist es auch nicht sowohl eine Laterne zum Leuchten, als eine magische Laterne, auf welche die Anspielung geht: die Gegenstände, die dem Leser vorgeschoben werden, sind so mannichfaltig, als in dieser und der Pinsel, der gebraucht ist, sie darzustellen, oft nicht feiner und geübter, als der, welcher für jene Zauberbilder gewöhnlich arbeitet.

An Abwechselung fehlt es, wie gesagt, nicht: da ist Poesie und Prose, Betrachtungen und Geschichtchen: diese lang und kurz, sentimentalisch und moralisch, lustig und traurig, — jene philosophisch, dramaturgisch, satyrisch, bald zu einem Ganzen zusammengestellt, bald im beliebten neuern Geschmacke in Aphorismen und Fragmenten vorgeführt. Wir geben von diesem bunten Inhalte einige Beyspiele:

Louise und ihr Trauter, eine 26 Seiten lange Romanze: sie erzählt die Geschichte eines Mädchens, die von einem Grafen verführt und verlassen wird, aus Gram stirbt, ihn als Geist verfolgt und zur Verzweifelung bringt, so dass er zu ihrer Gruft eilt, und sich da — erschiesst. Die Erfindung ist, wie man sieht, ganz neu und unverbraucht, und wie viel Reiz ihr durch die Ausbildung gegeben wird, wie poetisch, kraftvoll und blühend, und zugleich wie melodisch und fliessend der Vortrag des Vfs. ist, werden einige Proben zeigen:

Der Graf verschob von Tag zu *Tag*
Die stille Cer'monie,
Wie oft auch seine Traute *sagt*,
Dass mit Etourderie

Die Nachbarschaft satyrisch laut
Von ihrem Zustand schwatzt
Und bey dem schönen Titel Braut
Für Lachen fast zerplatzt.

und als Louise gestorben war, heisst es:

Der alte graue Vater strich
Voll Gram ob dieser That
Den schwarzgewichsten Schnurbart sich,
Denn er war einst Soldat. — —

Ein Roman in Duodez. Zwey junge Leute werden bey Gelegenheit der Aufführung von Romeo und Julie so vertraut, dass eine Probe mit dem Sarge, die sie ohne Zeugen anstellen, Folgen hat, welche nur durch die schnelle Aussöhnung des Vaters von Julien und die erfolgte Heirath wieder gut gemacht werden. Die Beschreibung einer Niederkunft, welche hier vorkommt, ist gewiss neu: die schöne *Schmerzensträgerin* Julie hatte zwey Matronen, bey denen sie war, die eine in ihrem Abendgesange, die andere in ihrem Schlafe durch einen lauten Schrey unterbrochen. „Noch eine mystische *Viertelstunde*, „*geformt aus* leisen, halblauten, gellenden und stöh„nenden *Seufzern*, *Stossgebetern*, *wünschenden Frag*„*menten* u. s. w. und siehe" es war ein Knabe edirt. Noch eine Tirade verdient bemerkt zu werden: „das Hinderniss ist für die Liebe eine Seifenblase, „der Himmel ein gebahnter Weg, die dickste Nacht

„eine

„eine Stocklaterne. Alles, was sich ihr in den Weg „wirft, knüpft ihre Banden fester — sie kämpft selbst „mit der Unmöglichkeit, diesem Scheidewasser des „Lebens!“ Wenn wir einmal bis zur Höhe des Geschmacks emporgestiegen seyn werden, auf welcher der Vf. steht; so werden wir diese Stelle unter die Beyspiele des Erhabenen einzeichnen: bis dahin aber wollen wir bey dem gemeinen Sprachgebrauch bleiben und sie unter die Rubrik: Bombast und Nonsens! bringen.

Die Emigrantin: dieselbe Geschichte, die Kotzebue in „*der Wittwe und dem Reitpferd*“ als Posse für das Theater bearbeitet hat. —

Aphorismen. — Eine Probe von Theatersprache. — Ueber gemishandelte Ausdrücke. Rec. will gerne glauben, dass es nur an seiner verdorbenen Urtheilskraft liegt, wenn er in diesen drey Rubriken sehr viel gemeines und plattes, das Wahre abgenutzt, das Neue zum Theil schielend und halbwahr, und nur hier und da ein gutes Körnchen in der Spreue findet — wenn er ferner in dem Aufsatze: *Ueber Cultur*, der aus einigen zusammenhangenden Dialogen besteht, ein so confuses Gewirre erblickt, dass man endlich, wenn man alles gelesen hat, nicht weiss, was es soll — und wenn er von den einzelnen *Anekdoten*, die hier vorkommen, und die zum Theil aus dem Theaterleben genommen sind, die ungleich grössere Anzahl gar nicht ausgezeichnet findet.

Theater der Franzosen. Unter andern Behauptungen auch folgende: „Ohne Parteylichkeit, es ist fast „zu behaupten, dass der Franzosen dramatische Dicht„kunst, selbst aus der glänzendsten Epoche, nicht ge„gen die englische und deutsche Stich hält. Man be„urtheile und prüfe ihre sogenannten *bonnes pieces*, „aus der Glanzperiode Ludwig des XIV, im Parallel „mit denen der Deutschen und Engländer jener Pe„riode und der Nachtheil wird immer auf Seiten der „Franzosen seyn,“ — und weiter hin: „Ich möchte „sagen, der Deutsche sey sogar den besten französi„schen Dramendichtern Beaumarchais, Mercier und „Falbaire etc. vorgekommen.“ — Es ist Schade, dass ganz offenbar eine der wichtigsten Stellen dieses Aufsatzes fehlt, die nämlich, welche uns die Namen der deutschen Schauspieldichter, welche den Franzosen vorgeeilt sind, nennen sollte!

Prognostika: für jeden Monat Eines für einen Knaben, und Eines für ein Mädchen. Dieser Gedanke ist schon oft und fast immer ungemein platt ausgeführt worden. Wie weit der Vf. seine Vorgänger zurücklässt, wird Ein Beyspiel hinlänglich belehren.

> Ein Knabe geboren im Monat October,
> wird ein Kritiker und zwar ein recht grober;
> führt statt der Geisseln nur strumplichte Besen,
> tadelt Bücher ohne sie zu lesen;
> rühmt sich ein Kenner der Alten zu seyn,
> versteht aber darunter blos „alten Wein.“

Bruchstücke, in welchen die *Kometen* und die *päbstliche Gewalt* in vertrauter, sehr bedenklicher Nachbarschaft stehn — dann Geschwindigkeit des Lichts, Eis und Schnee, Brand im Korn, Thee, Wirkung der Einbildung, der rothe Adlerorden, Wettervorempfindung u. s. w. einander die Hand bieten, um zehn Seiten zu füllen, auf welchen zumal in wissenschaftlichen Dingen, ganz ausserordentliche und noch nie gehörte Aufschlüsse gegeben werden. So z. B. der Abschnitt über die päbstliche Gewalt, der Wort für Wort folgendergestalt lautet: „Wenn man die Geschichte aufmerksam durchblät„tert, so wird man finden, dass von dem 10ten bis „zum 13ten Jahrhundert die päbstliche Gewalt am „grössten war. Mit dem 15ten begann ihr Verfall.“ Ob sich wohl von diesen Wahrheiten bisher jemand etwas träumen liess?

Den Beschluss macht *der Hund*, eine bekannte, Marmontel nacherzählte Geschichte, die sich aber durch Manier und Sprache der Vf. so eigen gemacht hat, dass jener sie wohl schwerlich mehr für sein Kind anerkennen dürfte.

Von einem längern Aufsatze: *die Schaubühne*, müssen wir doch eine in ganzem Ernste gemeynte Auszeichnung machen: er stellt eine wirklich nicht uninteressante Schilderung des Schauspielerstands auf: leider! wird aber auch an ihm Feile der Gedanken, des Vortrags und der Sprache, die oft sehr fehlerhaft ist, vermisst.

1) ~~Leipzig~~, b. Barth: *Johnson oder der edle Taschenspieler. Aus den Memoiren des Grafen von O * *. Zweyter Theil.* Von X. Y. Z. dem Vf. des zweyten und dritten Theils des Schillerischen Geisterseher. 1798. 375 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

2) Hamburg, b. Mutzenbecher: *Sieben wundervolle Lebensjahre eines Kosmopoliten.* Von ihm selbst beschrieben. Herausgegeben von *Felix Candide. Zweyter Theil, erste Abtheil.* m. 1 K. 1797. 302 S. *Zweyte Abtheil.* 347 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Zwey Fortsetzungen, von denen wir einige Worte mehr sagen, als blos ihr Daseyn anzeigen, weil sich die Beurtheilung des Ganzen etwas näher durch sie bestimmt.

Nr. 1. Betrachtungen über einen Kirchhof, den der Vf. sehr umständlich beschreibt — über moralische Mittel, Tugendliebe und Rechtschaffenheit zu wecken, die der wohlgesinnte Pastor zu Buldin anwendet — über Freundschaftsgefühl für und von Fürsten — die Schilderung eines vortrefflichen Fürsten in der Charakterisirung des von Saba — füllen ungefähr die Hälfte dieses zweyten Theils: die andere Hälfte gehört der Geschichte, die hier geschlossen wird. Rettung einer Frau, die im Wasser ihre Befreyung von Leiden suchte — Entdeckung der Kabalen, die ihren Mann zum Gefangenen machte und Wiederherstellung seiner Rechte — Liebe zu der Tochter dieses wiedervereinigten Paars, und

Entsagung dieser Liebe um eine frühere Verbindung der Geliebten nicht zu stören — machen die Hauptheile dieser Geschichte aus, stehen aber nicht in der mindesten Verbindung damit, dass Johnson endlich, nach einigen für das Gute fruchtbaren Taschenspielereyen, seine erste Geliebte, Julie, die er längst verloren glaubte, wiederfindet, und mit ihr verbunden wird. — Der Verzierungen, die in keiner Beziehung zu der Einheit des Ganzen stehen, sind in diesem Theile unendlich mehrere, als in dem Ersten, und sie sind noch unverhältnifsmäfsiger ausgedehnt, und überhaupt sieht man am Ende, trotz alles Guten, was der Held stiftet, doch gleichgültig ihn von der Bühne treten, und empfindet keine Sehnsucht, ihm weiter zu folgen.

Nr. 2. enthält das vierte bis siebente Lebensjahr des Kosmopoliten, die noch immer reich genug an Wundern sind: das gröfste von allen ist, dass der Held der Geschichte, nachdem er sich unter mannichfaltigen Gestalten, an den Grenzen Italiens, in Wien, Warschau und Breslau herumtreibt, endlich im siebenten Jahre sich in bester Form bekehrt, und zu der Entdeckung vordringt, dass das Glück, wie es in dem das Ganze schliefsenden Gemeinplatze heifst, nicht aufser uns, sondern in unserm eigenen Herzen wohne, wovon es bis dahin nichts geahndet hatte. Eigentlich war, wie unsere Leser wohl von selbst rathen, der Stoff der Wunder erschöpft, und wohl ihnen und dem Rec., dass dieses der Fall war: abgerechnet, dass ohne diese Erschöpfung aus den sieben Lebensjahren leicht vierzehn und mehr hätten entstehen können; so bringt es auch noch den Vortheil, dass, wenn gleich Auswahl und Charakter der hier zusammengestellten Begebenheiten und eben so Vortrag und Darstellung diese Bände dem Ersten ganz ähnlich machen, wenn also auch von dieser Seite unser Urtheil dasselbe bleibt, dennoch die Erzählung sich am Ende mehr zu einem Ganzen ründet, und durch das Bestreben, zu dem vorgesetzten Ziele zu gelangen, etwas von dem Unbefriedigenden verliert, was die offenbare Planlosigkeit der ersten Abtheilungen nur zu sehr nach sich zog! —

* * *

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Gottesvertheidigung über die Zulassung des Bösen auf unserer Erde nach der heiligen Schrift.* Mit einer Vorrede von Vertauschung des Christenthums gegen Philosophie. Von *S. L. E. de Morées.* 1. Th. 2te Aufl. 1799. XLIII u. 355 S. 8. (1 Rthlr.) (Die erste Auflage erschien 1785 b. Crusius in Leipzig.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Dordrecht*, b. Blusse u. Sohn: *Schets van den tegenwoordigen Staat der Hervormde Kerk in Nederland; benevens een ontwerp ter oprichting van een Genootschap tot instandhouding van dezelve.* 1798. 48 S. 8. ohne die Zuschrift. Die Absicht des Vfs. ist, die Nothwendigkeit sowohl der äussern Aufrechthaltung als auch der innern Verbesserung der Reformirten in der batavischen Republik zu zeigen, und zugleich Vorschläge zu thun, wie dieses nach der gegenwärtigen Lage der Umstände geschehen könne. Vorerst wird daher der innere und äussere traurige Zustand, worin sich diese kirchliche Gesellschaft befindet, geschildert; indem nicht allein manche innere Gebrechen Statt finden, sondern auch das Aeufsere gegenwärtig nur traurige Aussichten erwarten läfst. Hierauf werden die Folgen entwickelt, die aus dieser Lage der Sache so wohl für die reformirten Gemeinden selbst, als für den Staat im Allgemeinen entspringen können; und daraus der Schluss gemacht, dass es hohe Zeit sey auf Mittel zu denken, um diese Kirchengesellschaft aus ihrer traurigen Lage zu retten. Zugleich wird aber bemerkt, dass man hierbey vornehmlich auf die Ursachen sehen müsse, die diesen Verfall veranlassen. Der Vf. rechnet dahin: 1) Mangel an guten Einrichtungen unter den Reformirten; 2) die schlechte Aufrechthaltung der bereits bestehenden Einrichtungen; 3) das Betragen und die Handlungsweise mancher Lehrer, welche nicht zu billigen seyen, und 4) die Ereignisse der Zeit. Nun wird ferner untersucht, in wie weit diese Hindernisse können weggeräumt und ihren schädlichen Folgen kann vorgebeugt werden, die Möglichkeit davon wird gezeigt und zugleich angegeben, was hier eigentlich zu thun sey. Der Vf. dringt darauf, dass man vor allen Dingen einen allgemeinen Fond nicht allein zur Besoldung der Prediger und Professoren, sondern auch überhaupt zur Bestreitung der allgemeinen Angelegenheiten der Kirche, ausmitteln müsse; zugleich müsse aber auch für das innere Bestehen der Kirche durch vollkommenere Einrichtungen und zweckmäfsigere Aufrechthaltung der bereits vorhandenen gesorgt werden. Dieses alles könne aber nicht wohl dem Kirchenrath oder Presbyterium und den Classical- und Synodalversammlungen überlassen werden, sondern dazu seyen vielmehr besondere Personen anzusetzen. Diese müssten zwar in Sachen der Religion erfahrene Glieder der Kirche seyn, die nicht allein vorsichtig in ihrem Betragen wären, sondern sich auch durch einen frommen Wandel auszeichneten, aber sie müssten mit den kirchlichen Versammlungen und Verbindungen nichts zu thun haben. Der Vf. schlägt deswegen vor, eine besondere Gesellschaft zur Aufrechthaltung der reformirten Kirche in den Niederlanden zu errichten, und macht einen Entwurf, wie eine solche Gesellschaft müsste eingerichtet werden. Da man sich jetzo in den Niederlanden mehr mit dieser Sache beschäftigt; so verdient auch der Vf. gehört zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 29. Junius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Giessen, b. Heyer: *Joh. Ph. Vogler* D. d. A. und Hofrath *von der Ruhr und ihrer Heilart.* Erster Theil. 1797. 256 S. gr. 8.

Es würde sehr gut gewesen seyn, wenn uns der Vf. einen Wink gegeben hätte, dafs die verschiedenen Theile dieses Buchs zu sehr verschiedenen Zeiten geschrieben worden. Je weiter dieser erste Theil vorrückt, desto reifer ist sein Urtheil; desto entfernter von kleinlicher Eigenliebe, und Kunstfehlern; aber nicht so im Anfange. Der Eindruck war unangenehm, den die ersten zwey bis drey Kapitel bey dem Rec. erregten, die gewifs *viele* Jahre früher als die letzten Kapitel geschrieben, wenigstens entworfen wurden. Ueberall keine andern Mittel, als aus seiner *Pharmacopoea selecta*, die doch nicht bey jedem Leser seines Buchs vorausgesetzt werden konnte — und dann doch *zusammengesetzte* Mittel, von unabgeänderter Form in ganzen Epidemien! Ueberall Sucht, neue lateinische Krankheitsnamen oft für blofse Varietäten aufzustellen! — *Erstes Kapitel, allgemeine Geschichte der Ruhr und anderer zum Theil damit verwandten Krankheiten*, die in Weilburg 1783 epidemisch herrschten. Allzuflüchtige und übereilte Erzählung. Wegen des russischen Katarrhs hätte nicht auf *Whytt's* Beschreibung einer ganz andern Epidemie von 1758, sondern auf die Beschreiber der damaligen Epidemie auf *Crell*, *Witte*, *Müller*, u. s. w. verwiesen werden sollen. Die Influenzepidemien weichen wesentlich ab. Des Ausdrucks *magrer Puls* (S. 4.) würde er sich jetzt gewifs nicht bedienen. S. 5. Im Junius, Julius Durchfälle, hitzige Brustkrankheiten, Katarrhalfieber. „Bey den meisten *brach* sich die Krankheit (welche?) schon am zweyten (?) Tage durch Schweifs und Ausschlag am Munde, worauf der Husten und Auswurf gemeiniglich stärker wurden." Stärker? Wie konnte die Krankheit schon vorher gebrochen (*judicata*) genannt werden? Die Behauptung der Chemisten (S. 7.) dafs Salpeter und (schwache) Vitriolsäure einander in der Mischung zersetzen, hätte der Vf. nicht sollen *irrig* nennen. Allerdings thun sie das. Ein Gemisch von aufgelöstem Salpeter und (selbst schwacher) Vitriolsäure riecht nicht wie letzte, sondern wie Scheidewasser. Ist aufgelöster Vitriolweinstein mit Salpetersäure versetzt, wohl etwas anderes, als jene Mischung? Rec. würde an einem Orte, wo der Apotheker die Verordnungen des Arztes zu kritisiren, auch wohl nach der nicht seltnen Ueberklugheit dieser Monopolisten zu verketzern sucht, eine solche Mixtur mit Vorbedacht wählen, wenn er seinen Kranken versteckterweise Salpetersäure innerlich geben wollte, die gewifs grofse, obgleich nicht sehr bekannte Arzneykräfte besitzt. *Ruhr.* Man wird ungewifs, wenn man da die Symptomen übersieht, ob es überhaupt vollständige Ruhr oder nur mehr oder weniger ruhrartiger Durchfall gewesen, denn da liest man: „dafs der Abgang mit dünnem, braunem, gelbem Kothe vermischt gewesen." Wahre Ruhr zeichnet sich aufser andern Symptomen vorzüglich durch *gänzliche Zurückhaltung* alles Kothes und durch tormінöse, tenesmodische, häufige, kleine Abgänge verschiedenartigen Schleimes mit oder ohne Blut, aus. Je mehr sich die Epidemien von diesem Charakter entfernen, desto weniger verdienen sie den Namen wahrer, d. i. vollständiger Ruhr. (Eben dies läfst sich gegen die Epidemie 1784 verglichen S. 20. und die Epidemie 1788 sagen, verglichen S. 23). Kann man denn eine Ruhr (S. 7.), die *im Anfange* (also nicht im Fortgange) ohne Fieber ist, *Dysenteria apyreta* nennen? Die Reitzbarkeit und Empfindlichkeit der ersten Wege war ungemein grofs; Obst schadete sehr. Im Nov. und Dec. (S. 13.) eine Gallenkrankheit, die unmöglich mit dem Vf. *Cholera* genannt werden konnte, da blofse *Neigung* zum Erbrechen und *Leibesverstopfung* da war; sonst könnte man aus allem alles machen. S. 14. *Zweytes Kapitel. Epidemie von* 1784. Ausgang Julius Masern, mit denen sich wahre (?) Ruhr (S. 17.) complicirte. (Des Wortes ἀκμὴ (S. 20.) hätte sich der Vf. weder überhaupt in einem deutschen Buche, am wenigsten aber in der Bedeutung *des Steigens* der Krankheit (S. 208.) welches die ἀνάβασις der Griechen ist, bedienen sollen, da bey den griechischen Aerzten ἀκμὴ, (*status*) die Höhe der Krankheit bedeutet). Brechmittel bekamen sehr übel (S. 21.) und wirkten über die Mafsen. Zur Zeit katarrhalischer, rheumatischer und dysenterischer Epidemien (S. 23.) war die Hautwassersucht ebenfalls gleichsam epidemisch. S. 25. *Drittes Kapitel. Ruhr von* 1788. Im Frühjahre und Sommer russischer Katarrh. Bey einigen fing die Krankheit mit einer Art von Schwermuth an. Die Ruhr vom Julius an. Es kam auch häufig eine Art von Gelbsucht mit Katarrh, Rheumatismen, Leibschmerz, Durchfall vor. Hautausschläge häufig, Kopfweh selten. Ruhige, stille Lage auf der rechten Seite mit zusammengezogenem Leibe linderte nicht nur das freywillige und gemachte Erbrechen, sondern auch die Schmerzen und Triebe zum Stuhlgange. Bey Einigen gieng die Krankheit auf die Blase, (S. 37.)

so dass die Ruhr plötzlich aufhörte und dagegen ein äusserst beschwerliches Harnen oder gänzliche Harnverhaltung entstand. Bey denen, die am Brande zu sterben schienen (S. 49.), war der Unterleib gar nicht aufgetrieben. Vornehmlich der südliche Theil der Stadt (S. 58.) war damit befallen.

In diesen drey Kapiteln (Epidemien) bemerkt man immer noch den (obgleich gemässigten) Anhänger der Ausleerungsmethode, mehr in der ersten und zweyten als in der dritten Epidemie. Dort gieng ihm seine *mixtura solutiva* noch über alles. Allmählich entfernt er sich immer mehr und mehr von diesem Wege, bis er in den letzten Kapiteln so antigastrisch wird, das ist, den Winken der Natur so nahe kömmt, dass man zuletzt hohe Verehrung für den Vf. gewinnt, die man zu Anfange des Buches gar nicht haben konnte. Man sieht ihn gleichsam vom Jahre 1783 aus bis 1797 an Gründlichkeit, Beobachtungsgeist, Nachdenken, Gelehrsamkeit und edler Einfachheit wachsen, reifen. Seine alten Fehler stehen unverhehlt da; sie dienen aber, wenn man weiter liest, blos dazu, die Glaubwürdigkeit des Uebrigen in das unverdächtigste Licht zu setzen. Dieses unmerkliche Fortschreiten vom Schwanken und Unvollkommenheit zur Festigkeit und Gründlichkeit würde in einem und demselben Buche fast unglaublich scheinen, wenn Rec. nicht erinnerte, dass der Vf. vermuthlich mit allem Fleisse seine ältern Aufsätze ungeändert neben den neuern in einen scheinbaren Zusammenhange zusammen drucken liess, und dass der grösste Theil seines Buches eine chronologische Anreihung kleiner verschiedenartiger Aufsätze aus seinem Tagebuche, mehrerer darinn hingeworfener Gedanken, und Beobachtungen, zu höchst verschiedenen Zeiten angestellt, genannt werden kann. Dies wird auch durch den hie und da bemerklichen Mangel an Zusammenhang, und die Menge von Widerholungen eines und desselben Satzes sichtbar.

S. 58. *Viertes Kapitel, von der katarrhalischen und rheumatischen Natur der Ruhr.* Den wechselseitigen Uebergang katarrhalischer und rheumatischer Beschwerden und der Ruhr in einander hat der Vf. (S. 60.) zwar ziemlich wahrscheinlich gemacht; aber wir kennen noch eben so wenig die Natur des Rheumatismus, oder vielmehr der Rheumatismen (denn solcher Uebel giebt es mehrere Arten, die durch sehr abweichende Mittel heilbar sind), als das Miasm des Schnupfens und der Katarrhe (vermuthlich giebt es auch ihrer mehrere), deren Heilmittel wir noch nicht kennen. Die beiden letztern verlaufen, wenns gut geht, gewöhnlich ihr *natürliches* Ziel, während unsere sogenannten Mittel vollends ausgebraucht werden, und das heissen wir dann *heilen*. Welche Art von Rheumatism oder Schnupfen möchte es wohl seyn, die bey unserer Ruhr zum Grunde läge? Etwa der gemeinste Rheumatism, gegen den der Sturmhut so hülfreich ist, der nie einer wahren Ruhr Ziel setzte? Oder welcher ungewöhnliche Rheumatism sonst möchte wohl der Ruhr zum Grunde liegen, der sich durch Arnika heilen liesse, dem so schätzbaren Gegenmittel der gewöhnlichsten, ächten Ruhr? Seine Meynung zu beweisen, führt der Vf. von S. 65. bis 83. viele Fälle von diesem Krankheitswechsel und einer Menge Metastasen (die ganz etwas anders als unsere gewöhnlichen Rheumatismen waren) von Personen an, die er von der Ruhr grösstentheils mit Mohnsaft befreyt hatte. So wenig diese Metastasen eine Lobrede auf den Mohnsaft genannt werden können; so muss man doch gestehen, dass diese Heilart (wenn keine bessere bekannt ist) doch dem unsinnigen Ausleerungssysteme unendlich vorzuziehen ist, einem Systeme, das der Vf. im *fünften Kapitel* (S. 86.) bey mehrern Fiebern überhaupt, und im *sechsten Kapitel* (S. 113.) in Rücksicht der Ruhr insbesondere, mit eigenen Gründen und grosser Beleseneheit bestreitet. Indessen scheint selbst das fünfte Kapitel früher, als das sechste geschrieben zu seyn, als er zwar schon den Wahnsinn der gröbern Sorte gastrischer Aerzte fühlte, die bey jeder Art Fieber verdorbene Darmsäfte und verdorbene Galle wittern, und bey jedem bittern Geschmacke, bey jeder noch so wenig belegten Zunge heftig und wiederholt, von oben und unten ausführen, — aber doch dem feinern Gastricismus noch huldigte. „*Ferro*," sagt er da (S. 96.) „stimmt sehr mit mir überein. Auch er hat mit „Aderlassen, kühlenden, gelind auflösenden und ab„führenden Mitteln die bösartigen hitzigen Fieber, „die — *Nervenfieber* weit sicherer, glücklicher, ge„schwinder geheilt, als wenn er geistige, hitzige, „reitzende, zusammenziehende; stärkende, *soge*„nannte antiseptische Mittel reichte." Muss man denn, um letztern, im Anfange einiger Faulfieber so schädlichen Weg zu vermeiden, einen andern schädlichen Weg einschlagen? *Also in Nervenfiebern: Aderlassen, Salpeter, Laxiersalze?* Da wären wir auf einmal wieder um ein Jahrhundert zurück! Als ob es nicht passende Gegenmittel für jede dieser acuten Fieber insbesondere gäbe, die weder zur ersten noch zur letzten Gattung Mittel gehören! Immer noch (S. 99.) soll Salpeter „die Neigung zur Auflösung in Faulfiebern (die doch von unterdrückter Lebenskraft abhängt!) heben;" etwa weil damit eingepökelte Schinken vor Fäulniss verwahrt werden? Die Natur redet im lebenden menschlichen Körper eine ganz andere Sprache. Die stürmischen, gewaltsamen Brechmittel und die drastischen Purganzen brauchen (wie im fünften Kapitel geschieht) jetzt nicht mehr so heftig bestritten zu werden, da jeder gemeine Menschenverstand und jeder Sinn des armen Kranken sich dagegen sträubt, und da sie ziemlich schon aus der Mode sind. Dagegen haben sich die (*hier* vom Vf. gepriesenen) sogenannten gedämpften Brechmittel (*par ipecacuan* und *en lavage*), die verdünnte Brechweinsteinauflösung und die, ganz geschmeidig so genannten, gelinden, kühlenden Laxiersalze eingeschlichen, deren kurmässige, lang fortgesetzte Anwendung fast noch verderblicher als jene drastische, schon ziemlich verschiete Methode ist. Jenes gerühmte, sogenannte gelinde System

bringt ganz unvermerkt jährlich viele Tausende ums Leben, oder laxiert sie ganz gelinde in ein Chaos von unnennbaren, chronischen Krankheiten hinein, die schlimmer noch als der schnelle Tod sind; nur für den Apotheker einträglicher, und dem Rufe des Arztes unbeschadet. Es geht so allmählich zu, dafs weder der arme Kranke noch der Umstehende einsieht, wie das eigentlich zugegangen ist; etwa wie durch gleifsnerisches Achselzucken mehrerer Verschwornen der gute Ruf des ehrlichsten Mannes allmählich zu Grunde geht. In der Fortsetzung so kleiner Schädlichkeiten glaubt der Umstehende, der nicht zu addiren weifs, den hinreichenden Grund zu jenem, vielleicht erst nach Monaten ungeheuren, Effecte nicht suchen zu dürfen. Der Kranke ist dann aus einer (vielleicht in vierzehn Tagen vor sich ablaufenden) acuten Krankheit entweder in ein, nicht selten unheilbares chronisches Uebel unmerklich hinüber laxagirt, oder ist nun todt, und in beiden Fällen ist der gute Ruf des Stollianers in Sicherheit, wohl gar noch dadurch gehoben; „man denke nur, welches schwere Krankenlager! längst wäre er verblichen, wenn er ihn nicht noch mit seiner Medicin erhalten hätte!" Mit Mitteln, die die Lebenskraft allmählich auslöschen!! Von einzelnen, seltenen Abführungen mit Salzen, und gedämpfter Brechweinsteinauflösung ist nicht die Rede, sondern von ganzen modischen Kuren damit, wo sie nicht hingehören. Unter gedachte Sorte gedämpfter Brechmittel hätte hier der Vf. (S. 101.) die abgebrochnen Gaben Brechwurzel nicht zählen sollen; ihre Wirkung ist ganz eine andere und bey weitem nicht so schwächend als der liebe Brechweinstein *en lavage*. Auf einen *Stift* sollte sich der Vf. hiebey auch nicht berufen haben. Doch, wie gesagt, dieses Kapitel ist gewifs ein paar Jahre früher entstanden, als das *sechste* S. 113. *von der gastrischen Beschaffenheit der Ruhr und dem Schaden der ausleerenden Mittel*. Hier herrscht eine ganz andere Sprache. Hier zieht er nicht nur gegen starke Brech- und Purgiermittel (besonders in Ruhren) siegreich zu Felde, sondern warnt auch (S. 134) stark *selbst vor den gelindern* Ausleerungsmitteln, wodurch er sich um die Welt sehr verdient macht, giebt auch hier (S. 152.) der Brechwurzel in abgebrochenen Gaben den Vorzug weit vor dem Brechweinsteine. Sehr richtig sagt er S. 117. „Würmer werden zu oft für die Ursache mancher Krankheiten gehalten, und findes zuverlässig nicht — die Faul Fleck und Nervenfieber sind selbst als Wurmmittel zu betrachten." Dafs die Leibesverstopfungen unter die seltenen Zufälle der Ruhren (S. 120.) gehören, ist nicht richtig. Es geht zwar oft vor Abgang des Blutschleims eine oder die andere starke Ausleerung vorher, aber vor dieser Ausleerung ist gewöhnlich hartnäckige Leibesverstopfung vorausgegangen (zu der Zeit, wo gemeiniglich der Arzt noch nicht gerufen wird) und im Verlaufe der wahren, vollständigen Ruhr geht gar kein Koth ab, erst wieder bey den Nachwehen oder nach der Heilung. S. 128. Des Vf. Geschichte, wie er sich die starken Brechmittel abgewöhnt hat — offenherzig! Eine Menge Warnungsbeyspiele von der Schädlichkeit der Ausleerungsmittel in dieser Krankheit. Lob der warmen Bäder in der Ruhr. In der Epidemie von 1783 und 1787 starb ihm der drey und zwanzigste und zwanzigste, in der entzündlichern 1784 etwa der dreyzehnte. Diese letzte Sterblichkeit würde unstreitig durch die Krähenaugen (statt aller andern Mittel, selbst statt des Mohnsaftes) vermindert worden seyn. S. 158. *Siebentes Kapitel, grofser Nutzen des Mohnsaftes und sein richtiger Gebrauch in der Ruhr.* Man überzeugt sich durch Beherzigung dieses Kapitels sehr von dem grofsen Nutzen dieses Mittels in dieser Krankheit. So stark hat noch niemand zu seinem Lobe gesprochen. Doch kann Rec. nicht zugeben, dafs er das einzigste und vortrefflichste Mittel darin sey. Es giebt gewifs mehrere Gattungen von Ruhr, in denen sämmtlich wohl nicht einerley Hülfsmittel gleich hülfreich seyn kann — es giebt ihrer, wo Mohnsaft, wo Krähenaugen, und wo Arnikawurzel am dienlichsten ist (schade, dafs der Vf. die letzten beiden in dieser Rücksicht nicht kennt!) — bey der Ruhr kleiner Kinder ist der Mohnsaft noch mit wenig Erfolg angewendet worden — die im Herbste 1794 zu Göttingen herrschende Ruhr raffte eine *sehr grofse* Menge Menschen hinweg, ungeachtet fast nichts als Mohnsaft dabey gebraucht ward, — die Metastasen, die bey dem reichlichen Gebrauche des Mohnsafts auf die Ruhr nicht ganz selten (S. 63 bis 83.) zu folgen pflegten, sprechen ihm den Charakter eines so specifischen Mittels einigermafsen ab; ein ganz der Krankheit angemessenes Heilmittel sollte eigentlich, bey *ärztlichem* Gebrauche, keine Metastasen erlauben. — Man wird also wohl die Fälle noch genauer unterscheiden müssen, wo Mohnsaft, wo Krähenaugen, wo Arnika, wo Sumpfporst am passendsten sind. Etwas trägt der Vf. hiezu bey, indem er (S. 195.) die Fälle angiebt, die den Mohnsaft nicht vertrugen, und die sich durch gröfsere Hitze, stärkeres Fieber und Erbrechen, bey einigen auch durch Leibesverstopfung im Anfange der Krankheit auszeichneten, und indem er (S. 203.) die Cautelen beym Gebrauche des Mohnsafts andeutet. „Er darf in der sogenannten trocknen Ruhr, und wenn Metastasen nach der Brust und dem Magen gehen, wenn Cardiogmus, beträchtliches Fieber, Erbrechen, innerliche Entzündung oder grofse Neigung dazu da ist, nicht gleich anfangs innerlich angewendet werden. Seine widrigen Wirkungen sind, (wenn er in übermäfsiger Dose genommen, sein Gebrauch ohne Noth fortgesetzt und nicht zu rechter Zeit damit aufgehört wird): Flatulenz, Metastasen nach der Brust und dem Magen, Schwere, Druck, Spannung, Schmerz und Geschwulst in der Gegend des Magens, Drücken auf der Brust, Bangigkeiten und Beklemmungen, Schwere, Druck, Brennen im Unterleibe, Aufstofsen, Erbrechen, Hitze, Kopfweh, Trockenheit des Mundes und Halses, Durst, Ohnmachten, blasse Farbe, kalte Extremitäten, kalte Schweifse, verstopfter Leib und vergebliche Triebe zum Stuhle." S. 208. so lan-

so die Ruhr im Steigen ist, darf er nicht mit geistigen, tonischen Mitteln versetzt werden, wohl aber beym Abnehmen. S. 214. Zuweilen bekommen Mohnsaftclystire weit besser, als ähnliche Arzneyen von oben genommen, welches (S. 218.) *im neunten Kapitel, vom Nutzen der Clystire bey der Ruhr* noch mehr bestätigt wird. „Wenn auch die ersten, in kleiner Menge auf einmal gereichten (Mohnsaft-) Clystire geschwind abgehen, so bleiben doch die folgenden länger, besonders wenn die Hinterbacken zusammengedrückt werden.“ Man müsse (S. 185.) den Mohnsaft in grosser Gabe brauchen; er habe (S. 193.) bey der Epidemie von 1791 gleich anfangs und allein Mohnsaft mit Glück gebraucht, doch sey (S. 178.) Brechwurzel und Mohnsaft zusammen, beide in kleinen Gaben noch vorzüglicher. S. 227. *Zehntes Kapitel. Fieber, Entzündung und Erbrechen in der Ruhr.* Die Hitze empfanden die Kranken vornehmlich im Unterleibe, dem Magen und den Gedärmen. S. 229. Fieber scheine kein wesentliches Symptom der Ruhr zu seyn. Fieber (S. 231.) war mehrentheils ein Zeichen innerer Entzündung (einer rosenartigen?) S. 232. „freywilliges Erbrechen zeigte keine Bösartigkeit an,“ wovon aber andere (vielleicht in anderartigen Epidemien) das Gegentheil gesehen haben. „Je mehr dergleichen Erbrechen und Druck und Schmerz im Magen, um desto mehr auch Fieber — und da waren Brechmittel äusserst gefährlich, Mohnsaft in Clystiren wohlthätig.“ In der trocknen Ruhr (S. 286.) am besten frische Oele. In der entzündlichen Ruhr ist der Mohnsaft wohlthätig (S. 239.) wenn die Ausleerungen durch den Mastdarm nicht gehemmt, wenn sie mit schwarzem, oder viel rothem Blute gemischt und Ohnmachten, kalte Glieder und kalte Schweisse da sind. S. 240. *Elftes Kapitel. Diätetisches Verhalten bey Ruhr und Durchfallen.* Kleine Portionen warmer, schleimiger Getränke und Nahrungsmittel, möglichst ohne Zucker und Salz — Vermeidung der Verkältung — Reinlichkeit, Windöfen zur Reinigung der Stubenluft, wollene Hemden. S. 248. gegen die Folgen der Ruhr, die Brust- und Magenbeschwerden, das Erbrechen, das Herzweh, die Harnbeschwerden, Ausschläge, rheumatischen Zufälle, Schlaflosigkeit, innerliche Entzündungen, kalte Hände und Füsse, und das Schluckseu und *warme Bäder* vortrefflich. „Der Genuss des Obstes und gährender Dinge, und die äusere und innere Anwendung des kalten Wassers schaden.“ Beyläufig etwas über den Schaden der englischen Abhärtungsmethode bey Kindern durch kalte Bäder und Entblössungen in der Frostkälte.

Wer sieht nicht aus diesen wenigen Proben, wie reif und treffend die Beobachtungen und Urtheile des Vf. werden, je mehr der Gang seines Buchs vorschreitet, vorzüglich aber in den letzten Kapiteln! Den zweyten Theil erwartet Rec. mit Vergnügen.

PAEDAGOGIK.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Theobald's Morgengabe für seine Enkeltochter Pauline.* Ein Buch für die Töchter aus den mittlern und höheren Ständen zur Beherzigung in der Zeit der Liebe und des Frohsinns von *J. G. D. Schmiedtgen.* 1798. 432 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

In vier Abschnitten theilt der Vf. Paulinen seine Bemerkungen und Lehren über folgende Gegenstände mit: 1) über die Bestimmung des weiblichen Geschlechtes, 2) allgemeines sittliches Verhalten des weiblichen Geschlechts. 3) Verhältnisse des weiblichen Geschlechts in Ansehung der bürgerlichen Stände und 4) sittliches Betragen in Gemäfsheit des Alters. Kürze, Leichtigkeit der Darstellung und Ordnung, welche der Vf. in den Voraussetzungen S. X. selbst an seinem Buche rühmt, kann man diesen Abhandlungen und Rathgebungen nicht absprechen; aber eine detaillirtere Ausführlichkeit, wodurch die Anwendung solcher Lehren erst möglich wird, hätte Rec. wohl gewünscht; so ist z. B. die für ein dergleichen Buch höchst wichtige Materie über die Erziehung der Kinder auf 19 S. abgehandelt, *wo nicht* die mindeste Ausführlichkeit zu erwarten ist. Eine Menge guter Lehren und nützlicher Winke trägt der Vf. in einer ziemlich guten Sprache vor, so dafs Rec. um so mehr bedauret, dafs der Vf. so oft mit homiletischer Redseligkeit nur über die Oberfläche hingleitet.

* * *

Leipzig, b. Barth: *Vorübungen für Anfänger im Lesen und Denken, gesammelt für die untern Classen der Leipziger Freyschule.* Erste Abtheil. 2te verbesserte Aufl. 1798. 136 S. 8. (4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 350.)

Leipzig u. Gera, b. Wilh. Heinsius: *Kommunionbuch für aufgeklärte Christen*, von *J. O. Thiefs.* 3te vermehrte und verbefs. Ausgabe. 1798. 170 S. 8. mit 1 Kupfer. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 315.)

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

MAR 1 4 1934